Univ. of
Toronto
Library

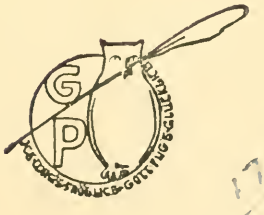
BINDING ... JAN 1 3 1923

Deutsche Rundschau

Band CXC

(Januar — Februar — März 1922)

ıes
. . .
ıvayſı



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 190-91

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunzigsten Bande (Januar—März 1922)

Seite

Justus Keller. Frankreich und die „deutsche Propaganda“ 1
Otto Oysae. Die Frage. Roman 6
Benoy Kumar Sarkar. Die Lebensanschauung des Inders . . 33
Theodor Däubler. Ithaka 39
Aus der Selbstbiographie des Staatsministers **Freiherrn Lucius von Ballhausen** 47
Heinrich Schiffers. Heines Jugendfreund Johann Baptist Rousseau 54
Kl. Löffler. Der Engelpapst im Volksglauben und in der Prophetie des Mittelalters 59
Eduard von Bamberg. Liszts Rücktritt von der weimarischen Opernleitung 66
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 78
J. von Uexküll. Mensch und Gott 85
Literarische Rundschau 87
Weihnachts-Rundschau II 90
Literarische Notizen 94
Politische Rundschau 106
Vom Geiste der Völker 109
Karl Haushofer. Die geopolitische Tragweite der Rheinfrage . 113
W. von Unger. Die Blamen und der Rhein 119
Otto Oysae. Die Frage. Roman (Fortsetzung) 122
Aus kritischen Tagen. Berichte des Königlich sächsischen Gesandten in Berlin, **Grafen Hohenthal und Bergen,** aus den Jahren 1889—1892. Herausgegeben von **Hubert Richter** . . 151
J. von Uexküll. Leben und Tod 173
Rudolf von Beyer. Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann. Eingeleitet von Rudolf Schade 184
Eduard von Bamberg. Liszts Rücktritt von der Weimarischen Opernleitung (Schluß) 190

(Fortsetzung umstehend)

Seite

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum (Rheinischer Brief) 199
Berliner Theater 203
Die Rheinlande als deutsches Schicksalsland 208
Politische Rundschau 214
Literarische Notizen 222
Literarische Neuigkeiten 223
Thomas Mann. Goethe und Tolstoi 225
Edwin Emerson. Viribus unitis 246
Otto Ohsae. Die Frage. Roman (Schluß) 252
General von Zwehl. Die militärischen Leistungen Amerikas im Weltkriege 280
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. VI. Noch einmal die Schuldfrage 288
Berliner Kunstleben 301
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Deutsche und Italiener) . . 314
Wolfgang Goetz. „Synoptische Tabellen“ 319
Dr. C. von Loesch. Die Propaganda als politisches Instrument 324
Literarische Rundschau 327
Politische Rundschau 328
Literarische Notizen 331
Literarische Neuigkeiten 338

Frankreich und die „deutsche Propaganda"

Von

Justus Keller

Wenn man der französischen Presse Glauben schenken dürfte, so stände die Welt seit Monaten unter dem Druck einer sehr geschickten und weit verzweigten deutschen Propaganda, die überall die Meinung zu verbreiten sucht, daß Frankreich die wirtschaftliche und damit auch die politische Hegemonie in Europa anstrebt. Die Erfolge dieser Propaganda treten, so behaupten die Pariser Blätter, überall dort zutage, wo Frankreich auf Schwierigkeiten und Angriffe stößt: in Italien, in der Schweiz, in Holland, in Skandinavien ist ihre Wirkung täglich und stündlich zu spüren, und selbst in Amerika beginnt sie, die Öffentlichkeit in steigendem Maße zu vergiften. „Hier und da wird versucht, dieses Volk in den Glauben zu versetzen," hat Herr Briand mit tragischer Geste am 22. November in Washington erklärt, „daß, wenn Frankreich in seiner Position verharrt, es das aus dem Grunde tut, weil es Hintergedanken hat, weil es eine Art militärische Hegemonie herstellen will, indem es an die Stelle des alten kaiserlichen Deutschlands tritt. Dieser Vorwurf ist für uns Franzosen der peinlichste, der grausamste. Daß wir es nach einem so entsetzlichen Kriege nötig haben, uns einen Anschein zu geben, der unseren Gegnern gestattet, uns so perfide Absichten beizulegen, wäre für uns überaus traurig und entmutigend, wenn wir nicht Vertrauen hätten in die, die mein Vaterland kennen und wissen, daß alles das nicht wahr." In einem Interview, das Herr Briand zwei Wochen später auf heimatlichem Boden Herrn Luigi Campolonghi für den „Secolo" und den „Messaggero" gegeben hat, hat er diesen Gedanken fortgesponnen, indem er die Behauptung aufgestellt hat, daß die franzosenfeindlichen Kundgebungen in Turin und Mailand gleichfalls auf die deutsche Propaganda zurückgingen: Hic fecit, cui prodest. Um dieselbe Zeit hat Herr Poincaré in die gleiche Kerbe geschlagen, wenn er in einem seiner Montagsartikel im „Matin" die deutsche Propaganda als „teuflisch" bezeichnet hat.

Und trotzdem weiß jeder Klardenkende, daß Briand und Poincaré — und mit ihnen die Mangin und Tirard und Foch, die sich kürzlich gegen die „Legende" vom französischen Militarismus und Imperialismus ausgesprochen haben — von falschen Voraussetzungen ausgehen, wenn sie Deutschland als Urheber einer Verleumdungsoffensive und Frankreich als unglückliches Opfer dieser Verleumdungsoffensive darstellen. Allerdings ist es richtig, daß die Welt im Jahre 1921 gelernt hat, die Franzosen mit anderen Augen zu sehen, als während des Krieges. Die Ursachen dieser Wendung liegen aber doch nur in sehr geringem Maße in der deutschen Propaganda. Wichtiger ist das allmähliche Abnehmen der Psychose, in welche die Welt während der fünf furchtbaren Jahre des großen Krieges nicht zuletzt infolge der skrupellosen französischen Propaganda hineingeraten war. Im Zusammenhang mit dem Abnehmen dieser Psychose beginnt der Blick der Welt sich zu entschleiern; sie schickt sich an, zu erkennen, daß Frankreich den unerwarteten Ausgang des Krieges zur Wiederaufnahme seiner alten politischen Ziele in Europa und in der Welt benutzt; wird fähig, zu durchschauen, daß Frankreich die Maske der „noble mutilée" abstreift,

um noch einmal mit kühnem Griff nach dem zu langen, was der Inhalt seiner ganzen bisherigen Geschichte gewesen ist — dem linken Rheinufer, dem Ruhrgebiet, der Einheit Deutschlands, der wirtschaftlichen Selbständigkeit Mitteleuropas und damit der Beherrschung des gesamten europäischen Festlandes.

Man müßte blind sein, um dieses Ziel nicht zu sehen. Ein Jahrtausend französischer Geschichte beweist, daß es die ewige Triebkraft seines nationalen Lebens gewesen ist, der große Traum, der es über alle Erbärmlichkeiten und Rückfälle und Seitenzüge seiner Staatsleitung hinweggetragen hat. Daß es aus dem zerfallenden Erbe Karls des Großen emporwuchs; daß es genau so gut des großen Kaisers Schöpfung war wie Deutschland; daß es die Krone des Abendlandes auf die östliche Hälfte des Reiches übergehen lassen mußte; daß diese groß und mächtig wurde, während das kleine Frankreich in zäher Sammlungsarbeit sich selbst verzehrte; daß der Rhein durch deutsche Gaue floß, während er den Kapetingern immer lockender als die gegebene Ostgrenze ihres eigenen Staates vor Augen trat; daß der eine Zwillingsbruder das Abendland unter seinem Zepter vereinigte, während der andere im Schatten stand, obwohl ihm doch von Rechts wegen der gleiche Anspruch zu gehören schien, wie dem deutschen Erben Karls des Großen: das hat die französische Geschichte des Mittelalters beherrscht, das hat im engeren Sinne seit 1444 die französischen Könige immer wieder nach Osten getrieben, bis es ihnen zweihundert Jahre später im Westfälischen Frieden gelungen ist, den gesamten Allodial- und Lehnsbesitz des Hauses Österreich im Elsaß zu erwerben. Mit diesem Akt hat Frankreich den ersten Abschnitt seines Weges erreicht. Die Raubkriege Ludwigs XIV. haben dann zu einer Ausdehnung und Sicherung der französischen Machtstellung geführt, und seine Erben haben es verstanden, in zäher Arbeit die Lücken auszufüllen, die zwischen dem Oberrhein und dem eigentlichen Frankreich offen geblieben waren. Zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution hat Ludwig XVI. den letzten Schritt getan, um die französische Grenze am Oberrhein nach Norden hin abzurunden. Als dann die Revolution ausbrach, da erfaßte sie den Traum der Ahnen mit erneuter Gewalt, „um sich im voraus und auf eine lange Folge von Jahrhunderten gegen jeden Angriff zu sichern". Der Baseler Friede, der Friede von Lunéville haben die Eroberungen Ludwigs XIV. von der Lauter bis an die Nordsee ausgedehnt, und Napoleon hat dann als neuer Charlemagne in bewußter Anlehnung und Anspielung an karolingische Überlieferungen die Rheingrenze bis in das Herz Deutschlands, bis zur Ostsee, bis zur Elbe und mittelbar bis an die schneebedeckten Gipfel der Salzburger Alpen vorgetragen.

Ein einziger Gedanke hat diese Entwicklung befeuert und beherrscht und zusammengebunden, und das war der Gedanke an die Hegemonie auf dem europäischen Festlande. Die Zertrümmerung des alten Römischen Reiches Deutscher Nation war die Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles. Da die Habsburger es zusammenklammerten und lenkten, so ist das Frankreich der Kapetinger, der Valois, der Bourbonen, der Bonapartes wieder und wieder gegen den siechenden Körper des ehrwürdigen Reiches angebrandet, alle Künste lockender Überredung, alle Perfidien gewaltsamer Einbrüche und zwangsmäßiger Verbündung haben gespielt, um dieses Ziel zu erreichen, während es nach außen hin stets ein Rechtsgedanke gewesen ist, der dieses Treiben umkleidet und umkleistert hat, der Rechtsgedanke, der sich auf die Fiktion austrasischer Thronansprüche stützte. Und als diese Thronansprüche im Gedächtnis der Völker verblaßten, als das beleidigte Europa die Réunionen des Sonnenkönigs als freche Konstruktionen zurückwies, da trat ein anderer Gedanke an seine Stelle, der Gedanke der Sicherung, der Defensive, des Schutzes vor Angriffen, die das niederbrechende Deutsche Reich mit seinen achtzehnhundert Souveränen nie und nimmer auch nur zu träumen gewagt hat. Der Konvent hat deutsches Land bean-

spricht, weil er „Sicherungs“zwecke im Auge hatte. Napoleon hat weiter und weiter ausgegriffen, weil er „Garantien für die Ruhe Frankreichs“ brauchte. Der Zweck aber ist immer nur einer gewesen, die Hegemonie über Europa und damit über die ganze zivilisierte Welt von damals zu erreichen; ein Ziel, das Frankreich selbst in den trübsten und verlumptesten Epochen seiner Geschichte nie aus dem Auge verloren hat. Beweis jene Instruktion, die Choiseul im Jahre 1757 empfing, als er nach Abschluß des österreichisch-französischen Bündnisses, das den Jahrhunderte alten Gegensatz zwischen Habsburg und Bourbon für immer zu begraben schien, nach Wien ging. Darin heißt es: „Indem sich der König mit dem Wiener Hofe eng verbündet, kann man sagen, daß er das politische System Europas geändert hat. Man hätte aber unrecht, wenn man dächte, daß er damit das System Frankreichs geändert hat. Das politische Ziel dieser Krone ist immer gewesen und wird immer sein, in Europa die überlegene Rolle zu spielen, die ihrem Alter, ihrer Würde und ihrer Größe zukommt; jede Macht zu erniedrigen, die versuchen sollte, sich über sie zu erheben, sei es durch Aneignung ihrer Besitzungen, sei es durch Anmaßung eines ungerechten Vorranges, sei es endlich durch den Versuch, ihm seinen Einfluß und seinen Kredit in den allgemeinen Angelegenheiten zu nehmen.“

Frankreich hat das Recht auf die Vormacht in Europa, weil es Frankreich ist; weil es Frankreich ist, hat es nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht, sich zu sichern, es hat den Anspruch auf eine „prépondérance légitime“: das ist der Standpunkt der alten französischen Monarchie gewesen, und das ist auch der Standpunkt Napoleons gewesen, als er die 86 Departements der Revolutionszeit auf 130 vermehrte. Die Welt hat dieser Hybris bei Leipzig und Waterloo die Antwort gegeben. Denn was die Hegemonie Frankreichs in Europa für die außereuropäische Welt bedeuten sollte, das hat bereits die Diplomatie der Bourbonen ausgesprochen, als sie Breteuil nach Abschluß der österreichischen Allianz die Aufklärung gab: „Der Nutzen, den Frankreich seinerseits aus diesem Bündnis zieht, besteht darin, daß es, auf dem Festlande gesichert, sein Hauptaugenmerk auf die Marine richten und seine Anstrengungen darauf konzentrieren kann, gegen die Macht Englands ein Gegengewicht zu bilden, deren Überlegenheit auf See seine Voraussicht interessieren muß.“ Dieses Programm ist von Napoleon in dem Sinne ausgedeutet worden, daß er die prépondérance légitime auf dem Lande auch auf die See ausdehnte: sein Kampf um Malta, sein Kampf um Ägypten, sein Kampf um Korfu, sein Kampf um die Aussperrung Englands vom Kontinent durch die Dekrete von Berlin und Mailand, sein letzter Versuch, mit den mit England in Kampf liegenden Vereinigten Staaten 1812 in Fühlung zu treten — alles das sind Etappen gewesen in der Verwirklichung dieses Programms. Wenn eine Leuchte der modernsten französischen Geschichtswissenschaft, Louis Madelin, in diesen Bestrebungen nichts anderes sieht als ein Ringen um Sicherungen und Garantien, so ist das bezeichnend genug, und noch bezeichnender ist, daß die „Revue des deux mondes“ seinen Ausführungen Raum gewährt hat.

Die Welt ist mit Napoleon nicht mitgegangen. Sie hat durchschaut, daß hinter den tönenden Phrasen des großen Kriegsfürsten die alten Hegemonialpläne der Bourbonen wiederauflebten, und weil sie es durchschaute, hat sie die Wiener Verträge geschlossen, die Frankreich auf die Grenzen von 1789 zurückschraubten. Von da ab datiert eine neue Entwicklung der französischen Außenpolitik. Hatte sie sich bis dahin darauf eingestellt, die Rheingrenze als äußerste Forderung, als Krönung ihres „Verteidigungs“systems zu betrachten, so hat sie von diesem Augenblick ab ihre ganze Kraft darauf gerichtet, die alte napoleonische Machtstellung wieder zu erringen, und dieses Verlangen hat sich immer mehr in einem Schrei verdichtet, den wir seit 1871 als den Schrei nach der Revanche zu bezeichnen gewohnt sind, der aber tatsächlich bereits vor 1871 das öffentliche Leben der französischen Nation in zu-

nehmendem Maße beherrscht hat. Ehe Frankreich Revanche für Elsaß-Lothringen forderte, hat es Revanche für Sadowa gefordert, und ehe es die Revanche für Sadowa forderte, hat es nach der Revanche für Wien gedürstet. Die Zerbrechung der Schranken, die ihm das vereinte Europa 1815 auferlegt hatte, hat die ganze Politik der Restaurationszeit überschattet. Chateaubriand und Polignac sind die Träger dieser Forderung gewesen. Unter Louis Philipp hat sie neben Armand Carrel Thiers vertreten, Thiers, der als junger Advokat eine Broschüre schrieb, in der er die Beseitigung der Wiener Verträge als eine Lebensnotwendigkeit seines Vaterlandes bezeichnete, Thiers, der 1840 als Ministerpräsident die orientalischen Wirren dazu benutzen wollte, um Europa von neuem in Flammen zu setzen und auf diesem Wege die französische Machtstellung der napoleonischen Zeit wiederherzustellen. Napoleon der Dritte hat gleichfalls gegen die Wiener Verträge operiert; er hat es auf dem Umweg über das Nationalitätsprinzip versucht, das Italiener und Ungarn und Polen und Rumänen vor den französischen Wagen spannen sollte, um ihn von neuem zu den Höhen der europäischen Hegemonie emporzuziehen. Bismarck zerriß sein Konzept. Seine Ziele lebten aber trotzdem weiter. Während die junge Republik in den ersten Krisen ihrer Entwicklungsgeschichte lag, pflegte Gambetta das außenpolitische Erbe der Nation, er wurde der Vater der Einkreisungspolitik, er operierte von neuem mit dem Nationalitätsprinzip und kokettierte mit Tschechen und Russen, um den Kampf gegen das neue Deutschland und gegen die mit ihm verbundene Donaumonarchie auf der ganzen Linie aufzunehmen. Kein geringerer als Paul Deschanel hat 1920 die verräterischen Briefe veröffentlicht, die der große Tribun in dieser Richtung an seinen Freund Ranc gerichtet hat. Und das alles nur zur „Sicherung" Frankreichs; alles das nur, um „Garantien" zu haben gegen den Wiederbeginn von Angriffen, welche die dritte Republik noch weniger zu fürchten hatte als Napoleon oder das alte Regime!

Und „Sicherungen" und „Garantien" sollen es schließlich auch gewesen sein, die Frankreich während des Krieges und während der Versailler Verhandlungen bestimmt haben, die Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens zu betreiben und die mittelbare Wiederherstellung der Rheingrenze durch Errichtung eines rheinischen Pufferstaates. Herr Briand selbst hat Anfang 1917 diesen Plan in einem Brief entwickelt, den er damals an Paul Cambon nach London richtete, und der — von Barthou unvorsichtigerweise in seinem großen Bericht über den Versailler Vertrag wiedergegeben — in den weitesten Kreisen bekannter zu werden verdient, als das bisher geschehen ist. In diesem Brief hat Briand als selbstverständlich bezeichnet, daß Elsaß-Lothringen unverstümmelt wiedergegeben werden müsse; nicht so, wie es durch den Vertrag von 1815 gestaltet worden sei, sondern nach der Abgrenzung von 1790. „Wir werden auf diese Weise das Saarbecken erhalten, dessen Besitz für unsere Industrie wesentlich ist, und die Erinnerung an unsere alte Grenze muß ausgelöscht werden." Mit diesen Worten hat Briand das alte Thema von der Vernichtung der Wiener Verträge noch einmal anklingen lassen, und charakteristischerweise hat er es dann in der Richtung weiter gesponnen, daß nun auch das Schicksal des linken Rheinufers entschieden werden müsse. „In unseren Augen darf Deutschland nur noch jenseits des Rheins stehen. Die Organisation dieser Gebiete, ihre Neutralität, ihre vorübergehende Besetzung sind unter den Verbündeten zu erörtern; es ist aber von Wichtigkeit, daß Frankreich, da es am Gebietsstatus jener Gegend am unmittelbarsten interessiert ist, bei der Prüfung jener schweren Frage das gewichtigste Wort zu sagen hat." Freilich hat Briand damals gleich hinzugesetzt, es stehe zu befürchten, daß „die Zurücknahme der rheinischen Provinzen, die uns vor einem Jahrhundert entrissen worden sind (!), als Eroberung betrachtet wird, und daß sie uns große Schwierigkeiten machen kann. Was wichtiger ist als ein glorreicher, aber gehässiger Vorteil

ist die Schaffung eines Zustandes, der für Europa so gut wie für uns eine Bürgschaft bildet und unsere Gebiete deckt".

Mit diesen Worten hat Herr Briand im Jahre 1917 selber anerkannt, daß an den Rheinlanden zu rühren einen Rückfall bedeuten würde in die alte französische Hegemoniepolitik, die der Welt seit Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. sattsam bekannt ist. Worüber wundert er sich nun, wenn die Welt bei beginnender Beruhigung nach dem Sinn der fünfzehnjährigen Okkupation des Rheinlandes fragt, die Clemenceau, von Foch getrieben, auf dem Pariser Kongreß gegen Lloyd George und gegen Wilson durchgesetzt hat? Worüber wundert er sich nun, wenn die Welt in der schimmernden Wehr der dritten Republik nichts anderes zu sehen anfängt, als den Versuch, in einiger Zeit den alten Kampf Frankreichs gegen Deutschland noch einmal unter Bedingungen zu erneuern, die diesmal dank der nicht mehr abzuleugnenden Entwaffnung Deutschlands tausendmal günstiger liegen als je zuvor? Denn Augen hat die Welt auch im Kopfe, und diese Augen sehen, was im Rheinland vor sich geht. Sie sehen, wie Frankreich dort als Sieger auftritt; sie sehen, wie der französische Militarismus unter der Führung eines Jesuiten wie Mangin und eines Freimaurers wie Gérard durch künstliche Erregung pseudoseparatistischer Bewegungen die Herauslösung der Rheinlande aus Deutschland zu betreiben versucht hat; sie sehen, wie die eiserne Faust der Generale seit dem Herbst 1919 durch die wohlgepflegte, aber deshalb nur um so wirksamere Hand des Herrn Tirard ersetzt worden ist; sie sehen, wie die französische Kulturpropaganda mit Lockungen und Gewaltmitteln das unglückliche Land zu durchdringen und zu überschleimen sucht, bis es die Gestalt angenommen hat, in der es die französische Boa herunterschlucken kann. Vielleicht sehen sie auch, daß der alte Onesime Reclus diesen Prozeß während des Krieges mit einem außerordentlich glücklichen Ausdruck Tunifikation genannt hat. Wer sich dann der öligen Phrasen erinnert, mit denen Jules Ferry im Mai 1881 der widerstrebenden französischen Kammer die Annektion Tunesiens mundgerecht gemacht hat, indem er ihr auf die Nase band, daß es sich um keine Aneignung des Landes handele, sondern lediglich um seine Befriedung, seine Sanierung und seine Interessenvertretung im Auslande, der erkennt unschwer, welchen Zielen die heutige französische Rheinpolitik zusteuert. Dazu kommt, daß Herr Briand neulich in der Kammer angedeutet hat, daß er ihr Verständnis entgegenbringe. Auf der anderen Seite hat er wiederholt geäußert, daß die öffentliche Meinung des französischen Volkes etwas Mystisches habe, dem sich jede Regierung beugen müsse. Er nimmt also ungefähr denselben Standpunkt ein, den Jules Ferry einmal im Sommer 1883, als die Reorganisation der französischen Justizverwaltung beraten wurde, in die klassischen Worte kleidete: „In diesem Lande wird die Politik immer in der Kunst bestehen, zur rechten Zeit vor der öffentlichen Meinung zurückzuweichen."

Mit Verantwortungsgefühl, mit Maß und Würde hat dieses Zurückweichen nichts zu tun. Der Ministerpräsident beugt sich der Macht der Kammer, die dank eines absurden Wahlsystems durch den stumpfsinnigen Überpatriotismus des sogenannten nationalen Blocks beherrscht wird; er beugt sich diesem Block, obwohl es ihm selber bewußt ist, daß die mehr oder minder moralischen Eroberungen, die Frankreich im Rheinland macht, „gehässig" sind und „Frankreich große Schwierigkeiten machen können, da sie als Eroberungsabsichten betrachtet werden".

Und dazu rechne man nun den ganzen Troß der Infamica, die Frankreich über das Rheinland hereinbrechen läßt, nachdem es bereits in Oberschlesien die Verachtung aller besseren Köpfe herausgefordert hatte; die Entfesselung der schwarzen Schmach, die Verseuchung der Bevölkerung durch die weiße und farbige Soldateska; die unerhörte Mißachtung aller Proteste, die sich dagegen erheben; die kalte Abweisung aller Klagen und Entschädigungsansprüche; die kostspielige Vermehrung der Kreisdele-

gierten und Kreiskontrolleure, die das unglückliche Land zu tragen hat; die tausend Schikanen, mit denen der friedliche Bürger bis in seine Wohnung hinein gepeinigt wird; die Verewigung der militärischen Kontrollkommissionen im unbesetzten Deutschland, deren Arbeit von Tag zu Tag zweckloser wird; die brutale Zusammenziehung der Reparationsschraube; die sadistische Mißhandlung eines am Boden liegenden Gegners, der fünf Jahre lang gegen eine Welt von Feinden, ohne zu wanken, im Felde gestanden hat, bis ihn der Hunger demoralisierte und erdrosselte. Die Welt fragt sich vergeblich, welcher Sinn in diesem grausamen Spiele zu suchen ist. Vergebens fragt sie sich — und Herr Briand wiederholt ihre Frage: „Der Krieg ist gewonnen, der Friede ist unterzeichnet, Deutschland ist besiegt, seine Armee ist stark verkleinert, sein Kriegsmaterial vernichtet; warum behält da Frankreich seine ungeheure Armee, die überreichlich mit Material versehen ist? Was hindert den Frieden, in Europa einzuziehen?"

Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort, und die lautet: Frankreich rüstet nicht ab, Europa kommt nicht zur Ruhe, weil Frankreich augenscheinlich den Versailler Frieden nur als Etappe betrachtet zur Wiederaufrichtung der Vormachtstellung in Europa, die es seit Anbeginn seiner Geschichte erstrebt und jahrzehntelang unter Ludwig XIV. und unter Napoleon I. auch tatsächlich besessen hat. Aus diesem Gesichtswinkel heraus erscheint ihm der Niederbruch Deutschlands ungenügend; es will die deutsche Einheit zertrümmern, es will Deutschland balkanisieren, wie es Osteuropa balkanisiert hat, und auf diesem Trümmerhaufen will es dann mit Hilfe seiner farbigen Truppen den Herrscher von Europa spielen, der den Kontinent seinen rein egoistischen und für das Gleichgewicht der Welt bedrohlichen Wirtschaftszwecken dienstbar macht.

Es bedarf keiner „deutschen Propaganda", um dieses Ziel als militaristisch und imperialistisch immer tiefer in das Bewußtsein der Kulturwelt hineinzuhämmern: um so weniger, als es sich als solches jeden Tag durch jedes Zeitungsblatt von neuem erweist. Und gerade weil es so ist, enthält sich Deutschland der Propaganda, die Frankreich ihm andichtet. Es weiß: die Tatsachen sprechen zu seinen Gunsten. Und so wartet es; wartet in seinem Elend, in seiner Verlassenheit, in seinem Schmerz; wartet in jenem Sinne, den Gambetta am 9. August 1880 in Cherbourg mit den Worten bezeichnet hat: „Die großen Reparationen können aus dem Recht hervorgehen; wir oder unsere Kinder können sie erhoffen, denn die Zukunft ist niemand versperrt. . . . Wenn unsere Herzen schlagen, so ist es für dieses Ziel!"

Die Frage

Ein Bericht

von

Otto Gysae

„Du fragst, wie es sich in Wahrheit damit verhalten habe. Ach, mein Lieber, weißt du nicht, daß es oft besser ist, vergeblich zu fragen, als eine Antwort zu bekommen . . .?" Aus einem alten Briefe.

Das Haus, in dem sich später so aufregende Ereignisse zutrugen, war ein gewöhnliches Miethaus. Es lag in einer der neueren Gegenden der Stadt: die Straßen waren hier von Jahr zu Jahr immer schneller aus Schutt und Abfallhaufen emporgewachsen, versteinerte Spekulantenträume, die mit einem Male da waren,

mit einem Male und für alle Ewigkeit ihre Wirklichkeit hatten. An allen Häusern dieselbe graue, aus Beton gegossene Fassade, dieselbe phantasielose Gliederung der Stockwerke und Fenster, derselbe billige Schmuck, dieselbe Trostlosigkeit moderner Ordnung, dasselbe gefühllose Dreinschauen heimatloser Verzweiflung. In allen Häusern dieselben buntgemalten Treppenfenster und blankpolierten Namenschilder, dieselben verschlossenen Türen, hinter denen sich die Schicksale abspielten, mit denen der Nachbar nichts zu tun haben wollte, die aber leicht im honetten Hausflurgespräch in Erfahrung zu bringen waren.

Übrigens wohnte es sich in diesem Hause anscheinend angenehm. Worin dieses Angenehme lag, hätte freilich keiner der Bewohner sofort sagen können.

„Es ist ein angenehmer Ton im Hause!" äußerte der Hauswirt einmal im Gespräch zu seinem Wohnungsnachbar, einem alten Geistlichen, und dieser nickte lebhaft, als habe jener das richtige Wort getroffen. „Besonders seit etwa einem Jahre", fügte Herr Güldenstern hinzu. „Es ist, als wäre man eine große Familie!"

Ähnlich äußerte sich der Photograph, der im Dachgeschoß sein Atelier hatte.

„Ich habe hier im Hause noch keinen Ärger gehabt!" sagte er zu der jungen Schneiderin, die unter ihm wohnte. „Anfänglich habe ich mich zurückgehalten. Wenn man sich mit den Leuten einläßt, hat man immer nur Ärger. Aber allmählich — so etwa vor einem Jahre — merkte ich, daß man hier im Hause . . ."

Auch er setzte den Zeitpunkt fest, an dem der angenehme Zustand im Hause begonnen haben sollte, es war derselbe, den auch der Hauswirt angegeben hatte, aber auch er wußte nicht zu sagen, warum gerade vor einem Jahre.

„Hier wird einem ja sogar die Kamera bis vor die Ateliertür getragen . . ." fügte er, offenbar mit einer Anspielung, hinzu.

Die Schneiderin lächelte. Sie errötete sogar ein wenig, doch nicht, weil sie selbst die Kamera zu ihm hinaufgetragen hätte: sie kam nur wenig aus dem Hause, saß den ganzen Tag bei ihrer Arbeit, in der Nähstube bei den Mädchen, oder wenn die Damen zur Anprobe erschienen, in ihrem Schlafzimmer auf der Kante ihres hübschen, beinahe eleganten Bettes vor dem Spiegel; abends packte sie ihre Schneiderei beiseite, legte sich in ihr Bett, stellte die Lampe hinter ihren blonden Kopf und las, bis die Träume kamen; ging sie aber aus, so war sie so reizend angezogen, mit flatternden Taffetbändern und kleinen Schuhen, tänzelte so ausgelassen und doch so vorsichtig die Treppe hinunter — keiner hätte es von ihr annehmen dürfen, daß sie eine Kamera die Treppe hinauftragen helfe; und es erwartete auch keiner von ihr, jeder trat zur Seite, damit ihr großer Hut genau so leicht und hübsch das Haus verlasse, wie sie ihn oben aufgesetzt hatte. Jeder lächelte, als fühle er einen leichten Frühlingswind an sich vorüberziehen, und selbst der alte Geistliche nickte eine kleine Anerkennung.

„Als ich hier einzog, vor anderthalb Jahren, war ich geradezu bestürzt, als ich sie zum ersten Male sah", bekannte dieser einmal in seiner umständlichen Weise. „Ich dachte bei mir: in welch ein Haus bin ich da geraten! Aber einige Monate später habe ich gefunden, daß sie eine sehr achtenswerte kleine Person ist!"

Auch da tauchte wieder jene seltsame Zeitbestimmung auf.

Dr. Jung, der Redakteur, hatte keine besonderen Beziehungen zu den Hausbewohnern. Ein einziges Mal, und zwar erst in der allerjüngsten Zeit, hatte er sich beim Hauswirt über die Leute, die kürzlich in die obere Etage eingezogen waren, beschwert: sie hätten noch zu später Abendstunde, ja, durchaus zu nachtschlafender Zeit die Möbel gerückt, nicht nur einen Tisch oder ein paar Stühle, sondern Schränke und anscheinend sogar ein Bett.

„Das Haus ist doch nur leicht gebaut", fügte er hinzu. „Andererseits ist bei etwas Rücksichtnahme . . . So höre ich zum Beispiel von meinem Nachbar nicht

das leiseste Geräusch, und dabei wohnen wir doch Wand an Wand! Allerdings . . ." beendete er mit einer selbstverständlichen Handbewegung, als sei es nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß dieser Nachbar rücksichtsvoller sei.

Dieser Nachbar war Dr. Peter Lorandt, ein nicht mehr ganz junger Arzt. Er war vor etwa einem Jahre eingezogen, kurz nach Beendigung des Krieges. Der Anlaß war ein trauriger gewesen: er hatte seine Frau verloren und mußte nun nicht nur zum Junggesellenleben zurückkehren, sondern auch einen neuen Wirkungskreis sich schaffen. Während des Krieges hatte er auf einer der Nordsee-Inseln ein Erholungsheim geleitet, und so war die eigene Praxis, die er erst kurz vor dem Kriege aufgenommen hatte, sehr schnell in andere Hände übergegangen.

Seine Person hatte in der Tat im Hause eine merkwürdige Veränderung hervorgerufen. Anfänglich hatte man ihn kaum beachtet. Sein stilles Wesen hatte keinen gewundert; alle wußten, daß er erst vor kurzem seine Frau verloren hatte. Man hatte sich zunächst eigentlich nur über seine sonderbare Art zu grüßen amüsiert. Dieser Gruß war anders gewesen, als sämtliche Bewohner des Hauses gegrüßt zu werden gewohnt waren. Diese Art hatte noch keiner erlebt, und allen war sie schon nach den ersten zwei Wochen aufgefallen. Er grüßte sehr höflich, doch ohne das Beleidigende des Abstandnehmens, das sich in der Höflichkeit verbirgt, nicht nur mit dem Hute, sondern mit einer freundlichen Bewegung des ganzen Oberkörpers, ja gewissermaßen unmittelbar aus dem Herzen heraus. Er pflegte auch den Menschen dabei voll ins Auge zu sehen, ganz unmittelbar, als sei der Augenblick der Begegnung ein Ereignis, dem er sich ganz hingebe. Dieser Blick machte sie zunächst alle verlegen; er war ihnen geradezu ungemütlich, als sollten sie auf der Treppe plötzlich bis auf Herz und Nieren geprüft und durchschaut werden, sie fühlten sich von einer Neugierde bedroht, deren geheime Absicht ihnen unbekannt war. Aber mit der Zeit gewöhnten sie sich an ihn. Inzwischen waren ja auch persönliche Beziehungen entstanden.

Eines Tages war er in Herrn Güldensterns Tischlerwerkstatt erschienen, hatte darauf bestanden, daß Herr Güldenstern seine Arbeit nicht unterbrach, hatte sich auf eine Hobelbank gesetzt, dem Polieren einer schönen Mahagoniplatte zugesehen, und beide hatten behaglich eine halbe Stunde miteinander geschwatzt.

Auch den Photographen hatte er besucht. Er hatte sich Landschaften und Porträts von ihm zeigen lassen und nicht nur mit höflichem Interesse, sondern mit offensichtlicher Freude zugehört, wie jener, von der Bescheidenheit des guten Künstlers, dem Stolz des tüchtigen Handwerkers erfüllt, seine Arbeiten erklärt hatte.

Die Berührung mit dem Geistlichen ergab sich durch den Beruf. Er wurde von ihm wegen eines Leidens zu Rate gezogen. In freundlicher Haltung, die wohl seine Ehrerbietung vor dem Alter, nicht aber seine unbedingte Zustimmung ausdrückte, hatte er die politischen Fragen des Alten über sich ergehen lassen; dann hatte er, ein Buch aus dem Regal herausgreifend, das Gespräch auf Sören Kierkegaard gebracht, diesen seltsamsten aller Theologen, von dem die Theologen selbst nicht wissen, ob sie ihn verehren oder verbrennen sollen. Endlich hatten sie von den Kindern, den Enkelkindern, den Neffen und Nichten des Alten gesprochen.

Solche Beziehungen waren gewiß nichts Besonderes. Höchstens darin, daß sie alle Hausbewohner umfaßten, konnte man etwas Ungewöhnliches erblicken. Die Hausbewohner selbst wunderten sich nur wenige Tage: man gewöhnt sich schnell, wenn einem durch günstige Umstände das Herz ein wenig leichter, die Einsamkeit etwas weniger drückend gemacht wird. Nach einem Jahre war ihnen jedenfalls nicht mehr in der Erinnerung geblieben, als daß „seit etwa einem Jahre der Ton im ganzen Hause so angenehm sei".

„Sie machen sich bei den Mitbewohnern beliebt?" sagte Dr. Jung bei einer Gelegenheit lächelnd, aber nicht ohne sanfte Bosheit zu Dr. Corandt.

„Ebensogut könnte man sagen: ich mache die Mitbewohner bei m i r beliebt!" entgegnete dieser.

„Nun, gerade solch eine Antwort hatte ich von Ihnen erwartet!" sagte Dr. Jung mit leichtem Grimm. „Sie tun es also doch nur für I h r Vergnügen!"

„Gewiß", entgegnete Dr. Corandt.

„Sie sind wenigstens aufrichtig!" meinte Dr. Jung. „Aber wollen Sie nicht auch bei mir einmal eintreten?" fügte er spöttisch hinzu. Es war kein Zweifel: er war eifersüchtig.

Und doch entließ er Corandt nach einer halben Stunde mit einem herzlichen Händedruck.

Dr. Jung hatte die Frage, in welcher Absicht und aus welcher Veranlassung der Arzt eine unmittelbare Beziehung zu den Bewohnern des Hauses anstrebe, als erster aufgeworfen, aber diese Frage wurde natürlich auch bald von den anderen erörtert. Ein jeder fand eine Antwort, und doch blieb es allen im Letzten rätselhaft. War es Neugierde? Oder Langeweile? Hatte er nichts zu tun? Wollte er sie aushorchen? Sammelte er vielleicht bei ihnen Stoff zu einem wissenschaftlichen Werke oder gar einem Romane? Oder konnte er es in den leeren Stuben nicht aushalten? Trieb ihn die Erinnerung an seine tote Frau zu den Lebenden? Quälte ihn vielleicht eine Schuld, die er bei ihnen für eine halbe Stunde vergessen wollte? Dies alles schien möglich, aber bei näherer Betrachtung deckte sich keine dieser Möglichkeiten genau mit dem Bilde, das ein jeder von dem Arzte hatte.

Sie alle mochten ihn gern, ja, man kann fast sagen, daß sie ihn auf ihre Weise liebten. Aber sie verstanden ihn nicht, und deshalb war er ihnen nicht bequem. Bequemer wäre es jedenfalls gewesen, sie hätten ihn nicht zu lieben brauchen, weil er sie nichts anginge. So war denn in ihrer aller Zuneigung immer ein stiller Vorwurf, eine stumme Auflehnung gegen den Zwang, den er ihren Herzen antat, ohne ihre Erlaubnis zu besitzen, und es wäre nicht ausgeschlossen gewesen, daß daraus mit der Zeit sogar eine Art Feindschaft entstanden wäre.

Da trat ein Ereignis ein, das ihrer Neugierde eine bestimmte Richtung wies, einige ihrer Fragen beantwortete — allerdings zogen diese Antworten sogleich neue, noch rätselhaftere Fragen nach sich! — und sie gleichzeitig, ohne daß sie dessen eigentlich gewahr wurden, das Unbequeme ihres Gefühls in einer tätigen Anteilnahme wenn nicht abtun, so doch fürs Erste vergessen ließ.

* * *

In die zweite Etage zogen, als Nachbarn von Fräulein Kollmann, neue Mieter ein, ein Schriftsteller mit seiner jungen Frau; er war etwa fünfunddreißig, sie höchstens dreißig Jahre alt.

Als die vorigen Mieter die Wohnung gekündigt hatten, war noch an demselben Tage Dr. Corandt bei Herrn Güldenstern erschienen und hatte ihn gebeten, die Wohnung „seinen Freunden" zur Verfügung zu stellen. Diese Empfehlung hatte bei Herrn Güldenstern sofort den Ausschlag gegeben; er hatte sogar einen anderen Bewerber, der sich bereits früher hatte vormerken lassen, bewogen, sich anderwärts eine Wohnung zu suchen.

Dr. Corandt kannte Erich Wente schon seit langer Zeit, allerdings nur oberflächlich. Die Gelegenheit, bei der sie miteinander bekannt geworden waren, scheint ohne Belang gewesen zu sein. Beide wußten sich weder des Orts, noch des Zeitpunkts ihres ersten Zusammentreffens zu erinnern. Wahrscheinlich haben sie sich

in irgendwelchen Gesellschaften getroffen, die übrigens beide — wenn auch aus verschiedenen Gründen — nur mit Abneigung besucht hatten. Der Krieg hatte sie getrennt, ohne daß es ihnen als Trennung bewußt geworden war. Erst geraume Zeit nach Beendigung des Krieges traten sie in engere Berührung, auch jetzt nur auf einem gesellschaftlichen Umwege: Erich hatte sich während des Krieges mit der nächsten Freundin von Peters Frau verheiratet und war erst jetzt mit ihr in die Stadt zurückgekehrt, nachdem sie vorher, verschiedener Studien wegen, in süddeutschen Städten in Pensionen und Gasthäusern aus dem Koffer gelebt hatten; auch jetzt waren sie noch eine Zeitlang darauf angewiesen, bei Sabinens Mutter zu wohnen. Sabine hatte sich aber sofort an Peter gewendet, damit er ihnen möglichst bald eine Wohnung verschaffe, „wie sie auch sei, und wenn sich nichts anderes finde, sogar in seinem Hause", so hatte sie sich ausgedrückt.

Als Sabine sich verheiratete, war Peters Frau noch am Leben gewesen; sie hatte an der Hochzeit als wichtigster Ehrengast teilgenommen. Eigentlich war es also nicht Erich, sondern Sabine, mit der Peter alte freundschaftliche Beziehungen wieder angeknüpft hatte: war sie doch nicht nur die nächste Freundin der Verstorbenen gewesen, sondern ihre einzige Vertraute während der Jugend, also schon zu einer Zeit, als Marie Peter noch gar nicht gekannt hatte. Alle Kindheitsträume, alle Jungmädchentorheiten hatten sie gemeinsam erlebt, die Aufregungen des ersten Balles, der ersten Liebe, die vielleicht noch tieferen Erregungen „himmlisch ernster Bücher", die sie mit einem Male „alle jene Oberflächlichkeiten" entrüstet beiseite werfen hießen und sie ganz in gemeinsames Nachsinnen versenkten, die Erschütterungen der ersten „wirklichen" Liebe, die bemerkenswerterweise ihre Freundschaft nicht eine einzige Sekunde ins Wanken brachten, bis zu den Sorgen der Aussteuer mit ihren wochenlangen Beratungen über Kleider und Hüte, den Schnitt der Untertaillen und die Farbe gewisser Bänder.

Dieses freundschaftliche, fast schwesterliche Verhältnis war durch Mariens Verheiratung mit Peter noch inniger geworden. Marie war glücklich und hatte ein merkwürdig starkes Bedürfnis, auch Sabine glücklich zu sehen. Sie war stolz auf ihren Mann und wünschte, daß „vor allen anderen gerade Sabine diese Güte in dem ganzen Zauber ihrer Menschlichkeit kennen lerne".

War durch Mariens Ehe die Freundschaft der beiden Frauen inniger geworden, so hatte Sabinens Verlobung mit Erich Wente zunächst eine Unterbrechung der schwesterlichen Beziehung zur Folge. Ein vollständiges Schweigen trat ein, das beide jedoch sehr bald als schmerzhafte Leere, als ein wehmütig quälendes Vermissen empfunden zu haben scheinen. Als sie sich etwa drei Monate nach Sabinens Hochzeit wiedersahen, fielen sie sich schluchzend um den Hals und konnten eine lange Zeit vor Ergriffenheit keine Worte finden. Allerdings war inzwischen ein Ereignis eingetreten, das ihre wahrscheinlich nur mit großer Selbstbeherrschung so lange zurückgehaltene Zärtlichkeit mit einem Male gewaltsam zum Ausdruck gebracht haben mag: Marie war schwer erkrankt, und als Ende ihrer Krankheit war von den Ärzten eindeutig und mit erschreckender Einmütigkeit der Tod festgesetzt worden.

Ja, Marie war bereits eine Sterbende, als sie sich wiederfanden. Peter saß auf seiner Nordseeinsel, man hatte ihm Urlaub angeboten, konnte diesen Urlaub aber nicht auf ungewisse Zeit ausdehnen; er mochte auch selbst fühlen, daß es keinen Zweck hatte, untätig in Mariens Krankenzimmer herumzustehen und sozusagen auf ihren Tod zu warten, während man seiner dort auf der Insel mehr als je bedurfte. So kam er nur hin und wieder für zwei Tage angereist, um sich mit jedesmal wachsender Gewißheit davon zu überzeugen, daß sich das Schicksal genau nach der Diagnose, die er selbst gestellt hatte, vollziehe.

Glücklicherweise wußte er Marie in den treusten Händen: sie lag bei einer alten Verwandten, deren großes und bequemes Haus ihr alle nur möglichen Erleichterungen gewährte, die selbst mit unermüdlicher Liebe um ihre Pflege besorgt war.

Einen Teil dieser Pflege hatte sofort Sabine übernommen. Da Erich im Felde war und einen eigenen Haushalt mit ihr noch nicht gegründet hatte, wohnte sie im Hause ihrer Mutter und war somit eigener Wirtschaftssorgen enthoben.

Der Arzt freilich hatte gleich am ersten Tage den Wunsch geäußert, daß Sabine der Pflege fern bleibe, daß sie täglich höchstens eine halbe Stunde, am besten aber überhaupt nicht komme. Er hatte festgestellt, daß in Mariens Zustande mit einem Male, und zwar sogleich am Tage nach Sabinens Eintreffen, eine erhebliche Verschlimmerung eingetreten war, und man hatte ihm gestehen müssen, daß es bei der einmaligen Aufregung des Wiedersehens nicht geblieben war, daß eine lange, beide Frauen tief erschöpfende Aussprache stattgefunden hatte: Sabine hatte erst an Mariens Bette gesessen und in ruhigem Tone mit ihr gesprochen. Marie hatte mit leiser Stimme geantwortet, einige Male hatte man sogar ihr kindliches Lachen gehört. Dann aber schien die Unterhaltung in einen langen, immer gründlicher werdenden, sich immer mehr in Einzelheiten verlierenden Bericht Sabinens übergegangen zu sein. Mariens Stimme war kaum noch vernehmbar gewesen. Dann war Sabine unruhiger geworden und im Zimmer auf und ab gegangen, endlich hatte man sie eine lange Zeit bitterlich weinen hören.

Als die alte Dame eingetreten war, hatte sie beide in zärtlicher Umarmung gefunden, und Marie hatte unablässig Sabinens Wange gestreichelt. Aber alle Vorstellungen hatten nichts genutzt, sie hatte vergeblich gescholten, vergeblich darauf hingewiesen, daß der Arzt Marien alle Erregungen streng verboten habe, daß Marie jetzt schlafen, daß auch Sabine sich beruhigen müsse. . . . . Sie hatten beisammen bleiben wollen, Marie hatte es mit dem ganzen Eigensinn der Kranken gefordert: sie wollten vernünftig sein, wollten nur das Notwendigste noch sprechen, wollten nicht mehr weinen, aber sie wollten sich unter keinen Umständen trennen!

Sie hatten sich dann auch wirklich zusammengenommen, hatten nur noch geflüstert — vielleicht hatten sie auch gefürchtet, ihre Unterhaltung könne draußen verstanden werden —, und endlich hatten sie sogar geschwiegen und nur still, die Hände ineinander verschlungen, beieinander gesessen. Dieses Schweigen war wohl bereits Erschöpfung gewesen. Marie hatte, zum Erlöschen matt, in ihren Kissen geruht, nur ihre abgemagerte Hand hatte sich noch hin und wieder mühsam erhoben, um leise über Sabinens Haar zu gehen, Sabine aber hatte stumm vor sich hingeschaut, während die Tränen, ohne daß sie es zu merken schien, unablässig über ihre bleichen Wangen strömten.

Als der Arzt dies hörte, wurde er sehr unwillig und befahl sofort, daß Sabine entfernt werde. Er hatte aber nicht mit Marie gerechnet: sie erklärte, jedes Wort deutlich aussprechend, daß sie Sabine „bis zuletzt“ um sich zu haben wünsche. Diese Worte hatten alle, nicht nur die alte Dame, sondern auch den Arzt und am meisten Sabine tief erschreckt, denn keiner hatte bis zu diesem Augenblicke gewagt, Marie die Möglichkeit des Todes auch nur anzudeuten.

Diese plötzliche Entdeckung veränderte natürlich die Haltung des Arztes: bisher hatte er seine Anordnungen im Namen und unter der Autorität der wiederkehrenden Gesundheit treffen können, jetzt aber sah er, daß diese Autorität auch von Marie selbst nicht mehr anerkannt wurde, daß sie sich bereits auf eine neue Autorität berief, deren tatsächliche Macht er selbst am wenigsten leugnen konnte. Er hätte ihren Widerstand vielleicht brechen können, aber es wäre sinnlos gewesen, es hätte wohl die kurze Spanne Zeit, die ihr noch beschieden war, um einige Tage verlängert, aber er sah ja deutlich, daß diese Frist auf Kosten ihres Seelenfriedens gegangen wäre.

Und wußte er denn, was zwischen den beiden noch zum Abschlusse gebracht werden mußte? Las er nicht aus der ängstlichen Ungeduld ihrer beider Gesichter, wie leidenschaftlich sie beide eine Klarheit herbeisehnten, die der einen die Kraft zum Sterben, der anderen den Mut zum Leben geben sollte? War es nicht deutlich erkennbar, daß die Sterbende nicht nur aus eigensinniger Laune, sondern aus einem ganz bestimmten Grunde ihre letzten Stunden der Lebenden zum Opfer zu bringen für nötig hielt?

Er machte noch einen Versuch, stellte Marien vor, daß er vor ihrem Manne die Verantwortung nicht übernehmen könne, aber Marie entgegnete mit fester Stimme: „Mein Mann wünscht dasselbe!"

Sie erhielt ihren Willen. Es wurde von jetzt ab sogar alles getan, beide möglichst wenig zu stören. Dies brachte beiden offensichtlich eine gewisse Beruhigung: ihre nervöse, von jedem Uhrenschlage geschreckte Ungeduld machte einer wehmütigen Versunkenheit Platz, aus der sie in einzelnen Augenblicken sogar noch zu einem Lächeln, einem heiteren Wort der Zärtlichkeit fanden.

An Marie zeigte sich jenes geheimnisvolle Aufblühen, mit dem der Tod manche seiner Opfer zu schmücken liebt, bevor er sie mit sich nimmt: der ganze Zauber ihrer Jugend schien noch einmal zu erglühen; es war, als gingen von ihr unablässig Ströme zarten Lichts aus, die das ganze Zimmer mit einer sanften Helligkeit erfüllten. Für einen Tag kehrte sogar ihre Fröhlichkeit zurück, ganz plötzlich, als seien die Schatten des Todes mit einem Male gewichen: sie verlangte, daß Sabine ihr Haar bürste, und dann saß sie in ihrer Frisierjacke, das feine Köpfchen ganz in den goldenen Brokat ihres dunkelblonden Haares gehüllt, so daß nur die Nasenspitze weiß und verlassen herausschaute, erzählte alte Ballgeschichten und neckte Sabine mit längst vergessenen Verehrern.

Sabine hingegen war immer bleicher geworden; wenn Marie eingeschlafen war und sie das Zimmer für eine Stunde verlassen hatte, sah man sie oft draußen auf dem Vorplatz in einer Ecke auf einem Stuhle sitzen, Hände und Schultern seltsam verbogen, als trügen sie an einer unsichtbaren Last. Die alte Dame nahm sie einmal leise bei der Hand, führte sie durch den Garten, der still und wehmütig im Lichte des späten Sommertages ruhte. Vor dem Hause brannten die Sonnenblumen, schwarzrote Dahlien ließen ihre sammetnen Blätter glänzen, über den rundgeballten Wipfeln der alten Bäume trieben die weißen Sommerwolken, durch die Büsche ging ein leises Wehen: aber sie schien es nicht zu sehen, nichts davon zu spüren; sie ging wie eine Blinde. Der Ausdruck ihrer Züge war grüblerisch, als habe sie während des ganzen Weges ohne aufzuhören gerechnet und stehe jetzt zweifelnd vor der Entscheidung, ob das Resultat ein Irrtum sei.

Dann hatte Peter sein Kommen angekündigt. Es waren inzwischen Anzeichen eingetreten, die mit Sicherheit darauf hinwiesen, daß es sein letzter Besuch sein werde.

Der Tag vor seiner Ankunft brachte eine letzte Aussprache zwischen Marie und Sabine. Merkwürdig: in den bisherigen Aussprachen waren beide immer auf einer Seite gewesen, in gemeinsamem Bemühen, die verwickelten Fäden gewisser Zusammenhänge zu entwirren, einen schwierigen Sachverhalt bis in alle Einzelheiten zu durchforschen und aufzuklären. Wenn auch ihre Worte draußen unverständlich geblieben waren, so hatte man das doch dem Tonfalle ihrer Stimmen deutlich angehört. Jetzt zum ersten Male schienen sie verschiedener Meinung, ja, sogar verschiedenen Willens zu sein. Und dieser Gegensatz fand auch keinen Ausgleich, er blieb bestehen, bis Peter erschien, er trat noch bei dem ergreifenden letzten Zusammensein in Erscheinung, gab ihm den seltsamen Zug, der mit einem Male etwas bisher Unbekanntes zu offenbaren schien, gleichzeitig aber diese Offenbarung nur noch geheimnisvoller verschleierte.

Marie äußerte plötzlich den Wunsch, alle um sich versammelt zu sehen. Es war nicht gewiß, ob sie dieses Verlangen bei klarem Bewußtsein aussprach: sie hatte während der letzten Nächte häufig Morphium bekommen, und wenn auch die unmittelbare Wirkung des Giftes vorüber war, so befand sie sich doch noch in jenem nebelhaften Zustande, der einer tiefen Traumversunkenheit gleicht. Es war möglich, daß sie einige und vielleicht sehr wichtige Dinge vergessen hatte, während sich andere Tatsachen stärker und lebhafter in ihrem Bewußtsein darstellten, als es der Wirklichkeit entsprechen mochte.

Die alte Dame kam feierlich ins Zimmer und näherte sich mit ehrfurchtsvoll leisen Schritten dem Bette. Sabine folgte ihr, trat jedoch nicht ans Bett, sondern zog sich, offenbar einem schon vorher gefaßten Entschlusse folgend, sofort in die entfernteste Zimmerecke zurück, wo sie sich auf einen Stuhl setzte.

Peter befand sich bereits neben Marie. Er hielt ihre Hand in der seinen, sehr ruhig, als wisse er, daß ihr seine Hand eine Stütze und vielleicht das einzige Gewisse sei in dem Meere von Empfindungen, die in ihrem Bewußtsein auf- und niederwogten.

„Wo ist Sabine?“ fragte Marie, nachdem sie die alte Dame erkannt hatte. Das Erkennen schien ihr Mühe zu bereiten, jedenfalls hatte es eine Weile gedauert, bis sie begriffen zu haben schien, daß außer Peter noch jemand vor ihrem Bette stand.

„Sie ist hier!“ sagte die alte Dame und winkte Sabine, näher zu kommen.

Sabine aber erhob die Hand zu einer abwehrenden Gebärde.

„Ich muß Sabine *sehen*!“ hörte man nach einer Weile Mariens traumverlorene Stimme.

Sabine schüttelte heftig den Kopf. Es war klar: sie wollte nicht! Warum wollte sie nicht?

„Sabine wird gleich kommen“, sagte Peter in beruhigendem Tone zu Marie. Er sagte es mit solcher Gewißheit, daß man glauben konnte, er sei fest davon überzeugt, daß sie tatsächlich kommen werde.

Und siehe da: sie kam. Doch nicht wie eine, die ihren Trotz überwunden und sich zur Nachgiebigkeit besonnen hat. An der Art, wie sie sich plötzlich erhob und mit schnellen, energischen Schritten durch das Zimmer ging, sah man deutlich, daß sie einen bestimmten Entschluß ausführen und zu Ende bringen wollte.

Sie setzte sich auf die Bettkante, und Peter legte Mariens zerbrechliche Finger mit einer behutsamen Bewegung in ihre Hand.

Marie schien die Veränderung, die mit ihrer Hand vorgegangen war, sofort zu fühlen: ein bemerkenswertes Zeichen für die nur teilweise Aufnahmefähigkeit ihrer Sinne; während sie gesprochene Worte kaum verstand, vielleicht nicht einmal hörte, während sie die alte Dame nur mit Mühe erkannt hatte, war ihr das Gefühl, daß Peters Ruhe sie verließ und Sabinens leise bebende, von Entschluß gespannte Hand sich ihr näherte, unverzüglich übermittelt worden.

Eine seltsam irre Lebendigkeit erwachte in ihren Zügen. Man sah, wie sie sich mit aller Kraft der Befangenheit ihres Bewußtseins zu entreißen bemühte. Ihre Augen öffneten sich weit — so weit, wie es sich an einem Menschen nur in Augenblicken tiefer Erregung zeigt, und das Blau ihrer Augen sammelte sich zu einem Blick, der liebevollste Zärtlichkeit, zugleich aber auch einen auf etwas ganz Bestimmtes gerichteten Willen verriet. Sie versuchte, Sabine zu sich heranzuziehen, griff aber gleichzeitig mit der Hand tastend in die Luft, als suche sie Peters Hand von neuem zu fassen.

Keinem konnte dies sonderbar erscheinen. Gab es etwas Natürlicheres, als daß sie in diesem Augenblicke beide, die Vertraute ihrer Jugend *und* den Geliebten, so nahe wie möglich bei sich zu haben wünschte?

Sabine aber schien es anders zu verstehen und etwas ganz Bestimmtes darin zu fürchten. Mit einer Leidenschaft, die selbst die alte Dame erschreckte, mühte sie sich, die zu Peter erhobene Hand zu erfassen, offenbar in der Absicht, sie zu hindern.

Und Marie schien gerade diese Absicht, gerade diesen sich ihrem Willen widersetzenden Willen sehr wohl zu begreifen.

Es folgte ein seltsamer Kampf, den keiner, weder die alte Dame, die mit erschrockenen Augen zuschaute, noch Peter, dessen Miene tiefe Nachdenklichkeit zeigte, zu hindern wagte.

Endlich schien Mariens Kraft erlahmt, ihre Hand sank müde auf die Decke und wurde sogleich von Sabine mit qualvoller Zärtlichkeit gestreichelt.

Doch Marie schien ihre Absicht noch nicht endgültig aufgegeben zu haben. Ihre Lippen öffneten sich zum Sprechen.

„Ich will . . . .", begann sie mühsam, doch weiter brachte sie kein Wort hervor, denn schon hatte sich Sabine über sie geworfen und ihre Lippen mit leidenschaftlich flehenden Küssen verschlossen.

„Nein! — Nein! — Meine Süße! Meine Süße! — Nein! Nein!" stammelte sie sinnlos vor Qual. Und plötzlich begann sie zu schluchzen, und auch Marie weinte bereits.

Da endlich griff Peter ein. Er faßte Sabine sanft an den Schultern, hob sie auf und zog sie langsam von Marien weg.

Sie ließ es willenlos geschehen. Einen Augenblick lehnte sie ruhevoll an seiner Brust, und über Mariens Augen ging mit einem Male ein seltsames Leuchten.

Wenige Sekunden danach hatte Sabine das Zimmer bereits verlassen. Die alte Dame folgte ihr und fand sie nach längerem Suchen in ihrem Zimmer, kniend vor ihrem Bette, mit beiden Armen ihr Kopfkissen umklammernd, nicht mehr weinend, nur zärtliche Worte murmelnd, als glaube sie sich noch bei — Marie.

Nach zwei Tagen starb Marie. Sabine hatte sie nicht wiedergesehen. Die Pflege hatte Peter übernommen; er hatte das Sterbezimmer nicht mehr verlassen. Sabine hatte unten bei der alten Dame gesessen, und beide hatten gewartet. Dieses Warten war anfangs unerträglich gewesen, nach einiger Zeit aber hatte es einen seltsam visionären Zauber angenommen. Die Zeit hatte für zwei Tage stillgestanden, und ein traumhafter Zustand des Lauschens, in dem es nur verworrene Geräusche, ferne Schritte oben in den Stuben, den verwehten Klang einer Stimme, das Singen des eigenen Blutes gab, hatte sein unendlich langes, unbegreiflich kurzes Leben begonnen und auch schon wieder beendet.

Als oben eine Tür ging, waren sie beide erschrocken aufgefahren, und Sabine hatte mit einem Male heftig zu zittern begonnen.

Als Peter ins Zimmer trat, war sie jedoch bereits wieder ruhig und gefaßt gewesen.

„Es ist zu Ende!" hatte er leise gesagt.

Sie war auf ihn zugekommen, hatte ihm die Hand gegeben, und sie hatten sich einige Sekunden in die Augen gesehen, wie zwei Menschen, die beide entschlossen sind, zu schweigen.

Peter reiste am nächsten Tage wieder nach seiner Nordseeinsel, Sabine kehrte zu ihrer Mutter zurück.

Der Krieg ging zu Ende. Peter bezog in Herrn Güldensterns Hause seine Wohnung.

Erst ein halbes Jahr später erschien endlich auch Sabine mit Erich in der Stadt.

Sie waren während dieser Zeit ohne jede Verbindung geblieben, hatten nicht einmal zu ihren Geburtstagen Briefe gewechselt. Erst durch jene kurzen Zeilen, in denen Sabine bat, ihr „so bald wie möglich, und wenn sich nichts anderes finde,

sogar in seinem Hause" zu einer Wohnung zu verhelfen, hatte Peter überhaupt ihre Rückkehr erfahren. Er sagte ihr jegliche Unterstützung zu, aber die Bemühungen blieben lange Zeit erfolglos: Sabine und Erich mußten sich mit dem Unterkommen, das ihnen Sabinens Mutter gewährt hatte, behelfen.

Jene eigentümlich hastig, ja geradezu gehetzt klingenden Worte sind später viel besprochen und sehr unfreundlich gedeutet worden. Viele erblickten in ihnen das untrügliche Anzeichen einer unglücklichen Ehe, einige glaubten, geradezu einen hilfesuchenden, beinahe verzweifelten Ausdruck darin finden zu sollen. Eine sehr gehässige Dame behauptete, es gehe aus ihnen mit schamloser Klarheit hervor, daß Sabine gerade in Peters Hause und sogar nirgends sonst als gerade in Peters Hause zu wohnen wünsche, Sabine habe diesen Wunsch nur sehr geschickt in eine negative Wendung verkleidet.

In Wahrheit war Sabine nur des unsteten Kofferlebens, das ja auch im Hause ihrer Mutter keine wesentlichen Änderungen erfahren hatte, überdrüssig. Sie mußte die ungünstigen Wirkungen einer solchen Lebensweise erfahren haben, die übrigens auch jeder andere mit Leichtigkeit hätte feststellen können: man brauchte nur Erich zu betrachten, sein merkwürdig vergrämtes Gesicht, die Ungeduld, die in seinen Augen flackerte, das sonderbare Lächeln, das so oft, wie von einem plötzlich aufsteigenden Grimm in die Höhe gepreßt, auf seine Lippen trat. O gewiß, was ihn quälte, war sicherlich nicht die Unzulänglichkeit der Wohnung; aber in einer eigenen Wohnung, in einer geordneten, seinen Gewohnheiten, seiner Arbeit angepaßten Lebensweise würde es ihn weniger gequält haben. Das wußte Sabine wohl ganz genau. Auch andere hätten es sich sagen können, aber ihre Gedankenlosigkeit, ihr Mangel an Vorstellungskraft ließ sie zu bequemeren Deutungen greifen.

Als die beiden Männer sich wiedersahen, begrüßten sie sich wie alte Bekannte, ja, beinahe wie gute Freunde. Als Erich aber einige Tage später gefragt wurde, welchen Eindruck Peter auf ihn gemacht habe, lächelte er nur matt.

„Glanz von Menschlichkeit! hat meine Frau, glaube ich, einmal von ihm gesagt!" So ließ er sich endlich vernehmen. „Nun ja, er hat so eine gewisse Attitüde . . . .! Ich bin gespannt, wie er sich bei näherer Beleuchtung . . . Vielleicht ist dieser Glanz nur noch ein Abglanz seiner verstorbenen Frau, die ja in der Tat etwas dieser Art an sich gehabt zu haben scheint. Nein, wissen Sie, ich pflege mich im allgemeinen über Menschen nur selten zu täuschen!"

Fürs erste blieben die beiden Männer einander fern. Erichs Ungeduld hatte sich endlich einen Kanal gegraben, in den sein Mißvergnügen abfließen konnte. Man sah ihn nicht mehr in den Straßen der Stadt, höchstens einmal draußen auf einer der einsamen Ringpromenaden oder in den Anlagen eines kleinen, in den frühen Nachmittagsstunden ziemlich verlassenen Parks. Er pflegte sehr lange zu schlafen, denn die Arbeit hielt ihn bis spät in die Nacht am Schreibtisch.

Er hatte einen Roman begonnen, und in seinem Bekanntenkreise war man — nach den dunklen Andeutungen, die er hatte verlauten lassen — bereits sehr gespannt auf diese neue Arbeit, in der „unter anderem auch einige freiwillig und unfreiwillig gesammelte innere Erfahrungen verwertet seien, zum Nutzen derer, die aus ihnen zu lernen vermöchten".

Es war die Geschichte einer Ehe, und zwar einer Ehe, wie sie „sein könnte, sollte und müßte", also offenbar die Träumerei eines unzufriedenen Idealisten.

Dieser Roman, dessen Entwurf ihn schon mehrere Monate, ja eigentlich schon ein ganzes Jahr, oder klarer ausgedrückt: seit seiner Verheiratung beschäftigte, beherrschte jetzt nicht nur sein tägliches Leben, sondern auch das Haus seiner Schwieger-

mutter; er änderte die Tagesordnung, gebot tiefes Schweigen auf Treppen und Korridoren, bedrückte die Tischunterhaltungen. Vor allem terrorisierte er Sabine.

Um Weihnachten herum teilte Peter mit, daß Aussicht auf eine Wohnung in seinem Hause vorhanden sei.

Die Wohnung wurde ihnen zugesprochen, und zu Beginn des Frühlings zogen sie ein.

* * *

Im Hause scheinen einige Einzelheiten der Beziehungen, die zwischen Erich, Sabine und Peter bisher bestanden hatten, doch sehr bald bekannt geworden sein. So tauchte bereits einen Monat nach dem Einzuge das Gerücht auf, Peter sei schon lange Zeit von einer unglücklichen Liebe zu Sabine ergriffen. Wie hatte ein solches Gerücht entstehen können? Hatte irgendeiner der Hausbewohner ein verdächtiges Wort belauscht, einen verräterischen Blick beobachtet? Es war von keiner Tatsache dieser Art die Rede, keiner führte bestimmte Gründe an, man fragte nicht einmal nach Gründen, ganz, als halte man eine Begründung gar nicht mehr für nötig. Aber das Gerücht erhielt sich, nach einigen Wochen bereits hatte es im Bewußtsein der Hausbewohner feste Wurzeln geschlagen, es war zur Tatsache geworden, mit der jeder rechnete.

Es war kein bloßer Zufall, daß man mit Peter nur über Sabine, mit Sabine nur über Peter sprach, während man Erich mit ein paar beiläufigen Worten abtat. Man wetteiferte darin, Sabine wahrhafte Märchen von Peters Freundlichkeit und Güte zu erzählen, ihn als einen vollkommenen Menschen, als den Sonnenschein des ganzen Hauses hinzustellen. Man tat dies nicht aus Dankbarkeit allein: man meinte, ihr damit zu gefallen, man glaubte, sie höre gerade dies besonders gern, man hoffte vielleicht sogar, sie werde nun auch ihrerseits über Peter etwas offener sprechen.

Man unterließ es aber auch nicht, Peter mit Nachrichten über Sabine zu versehen; unaufgefordert berichtete man ihm, wie sie beginne, ihrer aller Herzen zu erobern, daß bereits jeder im Hause ihre Hilfsbereitschaft gespürt, ihren klugen Frauensinn erfahren habe. Man tat es nicht aus Freude allein: man wollte ihm zu verstehen geben, daß man die Wahl seines Herzens begreife.

Von Erich sprach man wenig. Man wußte, daß er ein „leidenschaftlicher Vorkämpfer für eine neue gereinigte Kultur" sei; er hatte es mit einer gewissen Handbewegung, als wünsche er, daß es allgemein bekannt werde, Dr. Jung selbst gesagt. Daß er jetzt einen Roman schrieb, war ebenfalls bekannt, auch glaubte man zu wissen, daß in diesem Romane ganz ungeheuerliche Dinge „vorkommen" sollten. Aber man interessierte sich nicht sonderlich dafür: solcher Menschen und solcher Romane gab es bereits zu viele.

Fräulein Kollmann wollte durch den Geistlichen gehört haben, daß der Roman die Lebensgeschichte eines Mannes behandle, dessen Frau einen anderen Mann liebe. Der Photograph lehnte dieses Gerücht mit bemerkenswerter Entschiedenheit ab.

„Von Frau Wente werde ich solche Sachen niemals glauben", erklärte er bestimmt. „Und auch von unsrem Doktor nicht! — Ich kenne ihn genau! Ehe er einen anderen Menschen zum Bösen treibt, würde er lieber selbst aus der Welt verschwinden! — Das ist meine Überzeugung!" Auf diesen energischen, aber doch wohl nur zufälligen Ausspruch ist er später noch oft zurückgekommen.

Endlich wurde noch von einem seltsamen Versprechen geredet, das Peters Frau auf dem Sterbebette Sabine abgenommen haben sollte. Sie habe in prophetischem Tone erklärt, daß Erich nicht lange leben werde. „Solche Menschen sterben früh!" habe sie mehrere Male wiederholt. „Du mußt mir in die Hand geloben, Sabinchen,

daß du dann nicht Witwe bleiben, sondern Peter heiraten wirst!" habe sie dann mit feierlicher Stimme verlangt.

Niemals hatte Marie ihre Freundin mit dem Kosenamen Sabinchen angeredet, weder Sabinens Mutter, noch Tanten irgendwelchen Grades hatten sich dieses Namens jemals bedient; nur Sabinens alte Wärterin hatte sie vor fünfundzwanzig Jahren so genannt; sie war es denn auch wohl gewesen, von der diese Geschichte auf seltsamen Umwegen in die Bergstraße gelangt war. Man sieht, welch kolportagehaften Anstrich alle die Gerüchte hatten, die im Hause umliefen.

Sabine merkte von der Erregung, deren Ursache sie war, fast nichts. Der „angenehme Ton des Hauses" tat ihr wohl, doch kam sie nicht dazu, dieses Wohlgefühl und seine Gründe ausdrücklich festzustellen. Sie gab sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens der Verwirklichung aller jener häuslichen Pläne hin, die im Hause ihrer Mutter nie über die gute Absicht hinausgekommen waren.

Sie hatte mit ihrem Manne lange Besprechungen über die angenehmste, seiner Arbeit günstigste Ordnung des Tages, sie half ihm bei der Durchführung gewisser Änderungen seines Arbeitszimmers, sie nagelte eigenhändig Matratzen in die Türen und bespannte sie mit Teppichen, um die Hellhörigkeit des Hauses zu mindern. Sie stellte das ganze Hauswesen auf seine Wünsche und leider auch auf seine Launen ein: schon nach wenigen Monaten wurde es in ihrer Wohnung sehr unruhig, weil sie jede seiner oft nur flüchtig hingeworfenen Ideen immer sofort zu verwirklichen suchte.

Sie tat alles, ohne zu murren, ohne ein Wörtchen der Widerrede, ohne Lob oder gar Dank zu erwarten.

Sie räumte mit Erich die Zimmer aus und ein, stellte schwere Schränke um, nähte Lampenschirme, die ein besonders zartes Licht gaben; bei Tisch überraschte sie ihn mit Gerichten, von denen er einmal erzählt hatte, spät am Abend brachte sie ihm noch einen leichten Auflauf, eine Tasse Kakao.

Ohne es selbst zu merken, gewöhnte sie sich daran, ihn zu bedienen, und schlimmer noch: sie gewöhnte i h n daran, sich von ihr bedienen zu lassen. Er nahm es als selbstverständlich, und sogar mit einer gewissen Geringschätzung. Sie würde es ja nicht tun, wenn es ihr nicht Freude machte, sagte er sich. Wenn sie keine Freude dabei fühle, d ü r f e sie dies alles nicht tun.

Mit solchen allzu bekannten, allzu hübschen Lehrsätzen beruhigte er sich schnell. Er trug sie auch Sabine hin und wieder vor, formte sie zu einer langen Rede, setzte die Begriffe Persönlichkeit, innere Freiheit und wie sie alle heißen, mit der schönen Geste gereifter Manneswürde vor sie in die Luft.

„Ich tue es für dich, also tue ich es gern!" antwortete sie dann meistens in einem seltsam ermüdeten Tone, den seine Menschenkenntnis der Küchenarbeit zuschrieb.

Wenn er dann nach seinem Manuskript griff, um ihr vorzulesen, blieben ihre Augen wohl manchmal in tiefer Nachdenklichkeit stehen, als gingen ihr schwere Gedanken durch den Kopf.

Er aber sah nur, daß sie unaufmerksam war, und fühlte sich sofort in seinem Werke, in seinem „besten und tiefsten Wollen" und nicht zuletzt in seiner Autoreneitelkeit verletzt. Und dann nahm er grimmig die Feder zur Hand, litt unter seiner Einsamkeit, wahrscheinlich nicht ohne gleichzeitig sehr stolz auf diese Einsamkeit zu sein, und fand vielleicht sogar die Stimmung für ein schmerzliches Gedicht. Hin und wieder aber ging er auch aus. Man hörte, daß er sich einer Vereinigung von Politikern angeschlossen habe, die irgendwelche Pläne der „Erneuerung und des geistigen Wiederaufbaus" verfolgten, man hatte ihn in Versammlungen gesehen, sogar in Gesellschaft einer Dame, mit der er eine lebhafte, von einem flimmernden

Spiel von Blicken und Gebärden begleitete Unterhaltung geführt habe. Über diese Dame wird später noch zu reden sein.

Erst nach einem Vierteljahre begann zwischen Erich und Peter ein eigentlicher Verkehr. Bis dahin hatten sie sich nur hin und wieder, wenn sie sich auf der Treppe zufällig trafen, ein paar gleichgültige Worte gewechselt, in denen übrigens Erich stets eine gewisse Befangenheit unter einem absichtlich besonders unbefangenen Ton zu verbergen suchte. Erich hatte inzwischen den ersten Teil seines Romans beendet, und es tauchte der Wunsch in ihm auf, diesen Teil einmal vorzulesen, um die Arbeit als Ganzes zu hören und sich gleichzeitig davon zu überzeugen, welchen Eindruck sie auf einen verständnisvollen Zuhörer hervorrufe.

Diesen verständnisvollen Zuhörer zu finden, war freilich mit Schwierigkeiten verbunden. Keiner von seinen Bekannten schien Erich zu genügen. Endlich fragte er Dr. Jung. Dieser aber lehnte das ehrenvolle Anerbieten mit der bescheidenen, aber sehr bestimmten Begründung ab, er sei ein alter Politiker, der sich auf schöngeistige Literatur nicht verstehe. Die Zurückweisung, vor allem die Geringschätzung, die man aus dem Worte „schöngeistige Literatur" heraushören konnte, verletzte Erich tief. Er ging mehrere Tage mit umwölkter Stirn umher und vermochte nicht eine einzige Zeile zu schreiben. Auch sprach er sich — und sogar in Gegenwart von Sabinens Mutter — sehr mißbilligend über die politische Tätigkeit des Redakteurs aus. Als Sabine den Redakteur in Schutz nehmen wollte, schnitt er ihr mit dem seltsamen Ausspruch das Wort ab:

„Schon gut! Gib dir keine Mühe! Ich weiß, du verstehst dich nicht auf Unterschiede! Du nennst ja sogar ein schläfriges Beieinanderliegen noch eine — Liebesnacht!"

Diese Worte kamen so unerwartet, drängten sich so gewaltsam aus seinem Munde, daß er selbst erschrak. Vielleicht hat er noch eine Sekunde vorher überhaupt nichts von ihnen gewußt.

Wie hatte er sich mit einem Male zu einer so rohen Beleidigung hinreißen lassen, wie hatte er einen so abseits liegenden Vergleich anwenden können?

Das Sonderbarste aber war, daß Sabine ihn sofort zu begreifen schien: sie zeigte weder Erstaunen noch Empörung. Sie senkte die Augen wie eine, die ein grausames, aber gerechtes Urteil entgegennimmt.

Am nächsten Tag ging Erich zu Peter, der die Aufforderung, an den Vorlesungen teilzunehmen, annahm.

* * *

Die Vorlesung fand in Wentes Wohnung statt. Auch Sabine war zugegen. Sie begrüßte Peter freundlich, aber auf eine merkwürdig gedankenlose Art, die ihm sofort aufzufallen und ihn zu ergreifen schien. Während Erich mit der bekannten Ungeduld des Autors, der den Beginn des Vorlesens nicht abwarten kann, auf Peter einredete, Zigaretten anbot, Sessel bereitschob und vor allem auch sich selbst mit größter Bequemlichkeit einrichtete, saß Sabine schweigend auf einem Stuhl am Tische, die bleichen Hände lang hin im Schoße. Das schattenlose, steil von oben herabfallende Licht der elektrischen Krone ließ ihr Gesicht maskenhaft grell und gleichzeitig seltsam verwischt erscheinen. Niemals früher hatte sie solche Beleuchtung ertragen können; auch jetzt sah man deutlich, wie ihre Augen schmerzhaft geblendet wurden, nur sie selbst schien es nicht zu bemerken. Erst als Peter, ohne ein Wort zu sagen, das Oberlicht ausschaltete, schaute sie verwundert auf, mit einem wehmütig fragenden Ausdruck, als sei für eine Sekunde die Erinnerung an eine längst vergessene Zärtlichkeit an ihr vorübergeflogen. Aber auch diese Erinnerung mußte

sie sofort wieder vergessen haben, denn schon hing gleich einem undurchdringlichen Vorhange eine tiefe Gleichgültigkeit über ihren Zügen.

Kurz vor Beginn der Vorlesung — Erich hatte bereits das Manuskript aufgeschlagen und die bekannte Sammlungspause eintreten lassen — klingelte es plötzlich an der Wohnungstür.

Alle schauten verwundert auf. Über Erichs Gesicht ging aber schon nach wenigen Sekunden ein winziges Lächeln.

„Ach . . .!" murmelte er, als sei ihm mit einem Male ein Gedanke eingefallen, an den er selbst nicht zu glauben vermöge. Er erhob sich rasch und begab sich auf den Vorplatz.

Nach einer Weile hörte man, getragen von geschmeidig sich wiegenden Schritten, das Rauschen eines seidenen Kleides, und kurz danach eine helle, nur hie und da in tiefer klingende, beinahe gurrende Kehllaute zurückfallende, etwas süßliche Frauenstimme.

„Ich weiß: eigentlich hätte ich Ihrer Frau erst einen feierlichen Besuch machen sollen! Sie wird mir hoffentlich vergeben. Ich brenne darauf, sie kennen zu lernen! — Lassen Sie nur, das tue ich allein!" Ein Korbstuhl knisterte heftig, als habe sich ein schwerer Körper in ihm niedergelassen. Offenbar hatte sich der Gast gesetzt, um seine Überschuhe abzulegen. „Haben Sie schon begonnen? Und wer ist sonst noch da?"

Erichs Stimme antwortete, war aber nicht zu verstehen. Nur der Klang deutete auf eine gewisse Verwirrung; vielleicht war er sogar erregt.

„So! Nur der Freund!? Um so besser! Dann sind wir unter uns", entgegnete die Frauenstimme. „Dann werde ich Ihre Frau . . . ." Plötzlich lachte sie, eine Folge von weichen, sanft schnurrenden Tönen. „Haben Sie noch nie gesehen, wenn eine Dame ihr Haar in Ordnung bringt?" Wieder ein heftiges Seidenrauschen, als streiche sie ihr Kleid zurecht. „So! Kommen Sie!"

Die Tür wurde aufgestoßen, und eine junge Dame trat ins Zimmer. Nach der Stimme hatte man sie für älter gehalten; sie schien höchstens fünfundzwanzig. Man hatte eine elegante Erscheinung erwartet, und sie war auch sehr elegant in weitgebauschte, goldbraune Seide gekleidet, aber merkwürdigerweise beachtete man dieses Kleid kaum. Die Aufmerksamkeit wurde sofort von dem jungen, vollen Mädchenkörper angezogen, dessen warme, erregende Lebendigkeit das Zimmer schon in der ersten Sekunde beherrschte. Nicht allein der üppige Körper mit seinen kräftig geformten Hüften, seinen runden Schultern, seinem prächtigen Busen, mehr noch die Art, wie sie ihn mit wiegenden, gleichsam atmenden Bewegungen trug, war von so weiblicher Wirkung, daß Sabine trotz ihrer mädchenhaften Gestalt, ihrer frauenhaften Anmut geschlechtslos erschien.

„Seien Sie mir nicht böse, weil ich unaufgefordert zur Abendstunde in Ihr stilles Heim einzudringen wage!" sagte sie mit affektierter Liebenswürdigkeit, Sabine beide Hände entgegenstreckend.

„Fräulein Cornelie Hanssen!" beeilte sich Erich mit unbeholfener Gebärde vorzustellen. „Meine Frau! Doktor Peter Corandt!"

„Sie wissen vielleicht gar nichts von meiner Existenz, während ich mich schon seit Monaten mit Ihnen beschäftige . . .", fuhr Cornelie fort, Sabinens Hand noch immer in ihren runden Händen haltend. „Sie wissen nicht, daß ich schon lange den Wunsch habe, Sie kennen zu lernen, und jetzt besonders, Ihr ganzes Wesen genau kennen zu lernen!" Sie lächelte, an Sabine vorbeischauend, Peter an. Auf beiden Wangen erschien das reizende Grübchen, das alle Männer bezauberte, manche sogar ganz toll machte, und auch zu ihren „sozialen Erfolgen" nicht unerheblich beigetragen hatte. Auch in dem weichen Kinn zeigte sich, vielleicht ein Doppelkinn andeutend,

zugleich aber auch visionär die ganze Üppigkeit des Körpers enthüllend, ein winziger rosagoldener Schatten.

„Er hat es Ihnen wahrscheinlich verschwiegen", fuhr sie zu Sabine fort, mit einer nachlässigen Handbewegung auf Erich weisend. „Die Männer sind immer eifersüchtig, wollen ihre Frau ganz für sich allein haben, dulden keine Freundinnen. Ich aber möchte g e r n Ihre Freundin werden . . .!"

Etwas schnell kam dieser Antrag. Sie selbst mochte es fühlen, ein dunkles Zentifolienrot stieg in ihre Wangen.

„Vor allem aber will ich jetzt nicht stören!" sagte sie schnell. „Wenn Sie mir erlauben wollen, still an Ihrer Seite die Vorlesung mit anzuhören . . . ."

Erich hatte bereits Sabinens Sessel herangerückt.

„Bitte! Sitzen Sie so bequem? Blendet Sie auch das Licht? Ich kann die Lampe weiter zur Seite stellen. Eine Fußbank?"

Er war eifrig um sie herum, ruhte nicht eher, als bis er ihre Füße eigenhändig auf eine Fußbank gesetzt hatte.

„Von Vollendung der Arbeit kann ja noch keine Rede sein!" begann er, nachdem er sich endlich erhoben hatte. „Der zweite, noch ungeschriebene Teil bedingt natürlich eine Abtönung auch des ersten Teils . . ."

Peter schob seinen Sessel in den Schatten und lud Sabine mit einer schweigenden Gebärde, nur die Hand leise an ihre Schulter legend, ein, Platz zu nehmen.

„Fangen Sie nur an! Wir werden ja sehen!" bestimmte Cornelie, indem sie es sich ungeniert, als befinde sie sich im Bett, in ihrem Sessel bequem machte.

Erich begann zu lesen. Seine Stimme war ein wenig heiser, erst allmählich wurde sie klar. Zu Anfang trug er trocken und ganz unintelligent vor, als lese er einen Schulaufsatz ab. Man sah ihm an, wie er sich Mühe gab, nicht aufzublicken oder richtiger, wie er auf den Augenblick wartete, in dem er zum ersten Male aufblicken dürfe.

Schon während der ersten halben Stunde zeigte sich der Charakter der Arbeit, der Charakter des Verfassers. Die Namen, die äußeren Lebensverhältnisse, auch die Beziehungen der dargestellten Personen waren verändert, aber es war von vornherein kein Zweifel möglich: dieser Roman war eine Selbstbiographie. Er enthielt alles, was Erich erlebt hatte.

Es war viel Qual darin. An manchen Stellen mußte man sich erschrocken fragen, wie ein Mensch es hatte fertig bringen können, mit solchen Qualen überhaupt zu leben.

Aber auch eine ganz besondere Art von Eitelkeit trat deutlich sichtbar in Erscheinung: er wußte offenbar genau, vielerorts sogar peinlich genau, über sich Bescheid. Er schien aufrichtigen Willens gewesen zu sein, alle, auch die geheimsten Beweggründe seiner Handlungen zu offenbaren, alle Wurzeln seiner Gefühle und Gedanken bloßzulegen. Und doch vermochte man ihm nicht zu trauen. Gerade bei den erschütterndsten Bekenntnissen hatte man das Gefühl, als ob sich unter seiner Wahrheitsliebe etwas verberge, was den Wert der gesuchten Wahrheit wieder in Frage stellte: nämlich die geheime Absicht, sich mit Hilfe seiner Aufrichtigkeit über sich selbst zu erheben, eine Überlegenheit herzustellen, die letzten Endes der Meinung über seine eigene Person zugute kommen sollte.

Noch unerfreulicher wurde die Darstellung da, wo er von den Erfolgen seiner Wahrheitsliebe sprach: weil von den inneren Vorgängen einiges wahrscheinlich war, wollte er mit einem Male alles wissen; weil er älter geworden war, nicht mehr unter dem Einfluß jeder jugendlichen Wallung stand, glaubte er sich zur Harmonie hindurchgerungen zu haben; wo er einer Denkweise, eines Gefühls müde geworden, sagte er, er habe sie überwunden, habe sich weiter entwickelt, selbst wo er zugab,

daß das Leben ihn widerlegt und ins Unrecht gesetzt habe, klang es immer, als wolle er durch das Geständnis des Unrechthabens noch auf eine höhere Weise Recht behalten. Im ganzen hatte er die peinliche Haltung eines Menschen, der mit leutseliger Geringschätzung über sein früheres Leben zu Gericht sitzt.

Am bedenklichsten war seine Stellung zu den Menschen, zum Leben, zur Welt. Für alles und jedes mußte er irgendeine Person, irgendeine Gruppe, irgendeine Einrichtung der menschlichen Gesellschaft verantwortlich machen: einmal war es die Gleichgültigkeit seiner Lehrer, die Unvollkommenheit der Schule, ein anderesmal die Torheit seiner allzu nachsichtigen Mutter, die Hartherzigkeit seines strengen Vaters, einmal war es der Widerstand einer ganzen Gesellschaftsklasse, dann wieder der Dünkel einzelner Personen, einmal das denkfaule, nur dem nahen Vorteile, dem kindischen Vergnügen nachrennende Volk, dann wieder ein Demagoge, der seinen reinen Glauben enttäuscht hatte, einmal die Frauen im allgemeinen, dann wieder seine Frau allein . . .!

Es wäre erträglich gewesen, ja, man hätte ihm eine gewisse Achtung nicht vorenthalten können, wenn er sich willenlos vom Haß hätte die Feder führen lassen. Aber dazu hatte er offenbar nicht den Mut gehabt; er hatte seine Gefühle vielmehr sorgsam in eine lehrhafte Weisheit, eine gönnerhafte Nachsicht verkleidet.

Aus solchem Boden wuchsen seine sittlichen Forderungen auf. Viele dieser Forderungen waren in ihrem Kern, in ihrer Richtung nicht unberechtigt. Aber von solchem Anwalt und mit solcher Geste vorgetragen, erschienen sie ungerecht. Wie es so oft geschieht, daß eine an sich gute Sache durch ihre Wortführer in Verruf kommt, so wurde man auch hier gegen wohlbegründete, sogar kluge und weitsichtige Wünsche argwöhnisch, weil sie aus einem so haßerfüllten und neidischen Herzen kamen. Die Wahrheitsliebe schien nur den Zweck zu haben, die Menschen bloßzustellen, nicht aber ihnen zu helfen. In dem Ruf nach Aufklärung und Erneuerung hörte man nur den Klang einer Begierde, nicht aber warmer Liebe. Ja, der Geist selbst hatte nichts Befreiendes mehr, sondern nur etwas Auflösendes.

Am peinlichsten zeigte sich dies alles an seinen kritischen Bemerkungen und Reformvorschlägen zu den Beziehungen zwischen Mann und Frau. Alle diese Bemerkungen trafen etwas Richtiges, rührten an etwas Besserungsbedürftiges. Aber hier — im Angesicht von Sabine — wirkten sie als schreiende Ungerechtigkeiten. Man hatte das Gefühl: selbst, wenn alles im allgemeinen zutraf, selbst wenn Typisches erfaßt war, — für den Einzelfall, dem Sabine angehörte, konnte es nur erlogen oder von niedriger Empfindlichkeit und Eigensucht diktiert sein. Man fragte sich: hat er diesen Roman eigens zu dem Zwecke geschrieben, seiner Frau Dinge zu sagen, die ihr unmittelbar zu sagen er nicht den Mut gehabt? Dann wieder schien es einem unmöglich, daß ein Mensch dergestalt die inneren Angelegenheiten seiner Ehe dem Publikum preisgab. Es zeigte sich übrigens später, daß ein Teil seiner Leser gerade diese grausam in das eigene Fleisch schneidende „Wahrheitsliebe" bewunderte.

Die Arbeit brachte auch einige versteckte Ausfälle gegen Peter. Es war da nicht nur von „affektiertem Gleichmut" im Gegensatz zu „heldenhaftem Leiden an den Unzulänglichkeiten und Gebundenheiten des Irdischen" die Rede. Einmal sprach er geradezu von „Menschen, die gern Persönlichkeiten sein möchten, ja, die es vielleicht *wären*, wenn sie es nicht um jeden Preis zu sein *wünschten*".

Die Wirkung der Vorlesung war seltsam genug. Erich selbst war sichtlich nervös geworden. Ob diese Nervosität nur eine Folge der Anstrengung des Lesens oder auch der Anspannung der künstlerischen Phantasie war, die bis zur letzten Zeile auf die Aufnahme des Gesamteindruckes gerichtet gewesen sein mochte, ob er durch Corneliens Nähe verwirrt worden war oder sich seines Werkes im geheimen schämte, blieb ungewiß.

Cornelie begann — nicht zu ihm, sondern mehr zu Sabine und Peter gewendet — mit den üblichen literarischen Lobpreisungen, er aber hörte gar nicht zu, ganz als sei er von seinem Werke so ergriffen, daß die Worte der Menschen ihn überhaupt nicht zu berühren vermöchten. Einmal, als Cornelie das Wort „heroische Tat" gebrauchte, ging ein müdes Lächeln über seine abgespannten Züge, und er murmelte: „Ja, es ist gut! Es ist besser, als ich geglaubt hatte!"

Er bemerkte es nicht, daß Cornelie fast allein sprach. Erst als sie schwieg und niemand ihr antwortete, schaute er plötzlich auf und sagte zu Sabine und Peter hinüber in gespanntem Tone:

„Ihr haltet es natürlich für übertrieben . . .?"

Keiner vermochte auf diese herausfordernde Frage zu antworten.

Eine Stille trat ein, die sofort drohend wurde. Man hatte das Gefühl, als habe Erich nur auf diesen Augenblick gewartet, ja, als habe er überhaupt nur vorgelesen, um diese Frage an Sabine und Peter und vielleicht sogar gerade an beide zugleich zu richten.

„Nun, das habe ich mir gedacht!" murmelte er nach einer Weile erbittert.

Cornelie schien die Spannung sogleich begriffen und auf ihre Weise gedeutet zu haben. Mit großen, überaus interessierten Augen folgte sie der stummen Auseinandersetzung. Das halbe Lächeln war noch immer auf ihrem Gesicht, jetzt vielleicht schon bewußt, vielleicht sogar mit einem Anfluge von Triumph. . . .

„Übertreibung heißt im Falle des Künstlers doch nur: das Wesentliche sehen, das Wesentliche herausstellen!" sagte sie endlich, in die immer länger werdende Pause mit einer gönnerhaften Handbewegung eingreifend. „Von einem Vorwurfe kann demnach nicht die Rede sein! — Ich glaube . . ."

„Vorwurf . . .?" unterbrach Erich sie spöttisch. „Sie sehen, welcher Art Kritik das Publikum zu üben liebt. Charakteristisch genug! Wenn schon im eigenen Hause das Wort Übertreibung fällt, was soll man dann vom breiteren Publikum erwarten?" Er brach in ein hysterisches Gelächter aus, von dem er sich eine ganze Weile nicht erholen konnte. Allzuviel Bitterkeit und Enttäuschung mußte sich in ihm aufgehäuft haben.

Wie aber hatte es so unerwartet und ohne jeden ersichtlichen Anlaß zum Ausbruch kommen können?

Sabine saß bleich und regungslos mit geschlossenen Augen wie eine Schlafende in ihrem Sessel. Während der letzten Worte hatte sie die Hand auf ihr Gesicht gelegt, als seien ihr die Augenlider nicht Schutz genug. Peter schaute mit befremdend ruhiger Aufmerksamkeit vor sich hin.

„Ich kann Ihnen nicht recht geben", entgegnete Cornelie lebhaft. Es schien, als genieße sie ihre Verteidigerrolle, obgleich sie wohl kaum wußte, was oder wen sie da eigentlich verteidigte. „Was wir — Ihrer Meinung nach — übertrieben nennen, ist doch gerade das Vorzügliche der Arbeit. Sie schauen über alles Persönliche hinweg unmittelbar auf die Sache! Darin liegt ja eben der Wert, die heroische Tat, wie ich es vorhin nannte. Wie können Sie glauben, daß wir das nicht verständen? Ich finde es beleidigend, daß Sie so etwas sagen. Auch Ihre Frau . . ."

„Wissen Sie, wie es in einer richtigen Frau vor sich geht?" unterbrach Erich höhnisch. „Nun, ich will es Ihnen sagen: Wenn eine Frau ein solches Buch in die Hand bekommt, stürzt sie sich sofort auf das erste weibliche Wesen, das darin vorkommt, und fragt sich: bin ich es? Hat sie Ähnlichkeit mit mir? Oder wer könnte es sein? Sie hat dann keine ruhige Stunde mehr! Sie vergleicht die Kleider, den Schmuck, die Einrichtung der Zimmer, die Lebensgewohnheiten . . . Sie sucht das ganze Buch ab, von der ersten bis zur letzten Seite . . . Sie findet Anspielungen auf ihren Charakter, weil in dem Roman eine bestimmte Dame blond ist, sie findet ihre

Seele getreu abgezeichnet, weil diese Dame ebenfalls einen Verwaltungsbeamten zum Onkel hat, sie fühlt sich beleidigt, weil diese Dame einmal ein geschmackloses Kleid trägt . . ."

„Nun, hören Sie endlich auf!" unterbrach Cornelie lachend. „Sie sind es ja, der hier übertreibt, und noch dazu in einer ganz unglaublichen Weise!"

„Gewiß übertreibe ich!" entgegnete Erich. „Ich übertreibe mit Absicht! Um Ihnen klar zu machen, in welcher Richtung sich die Gedanken einer Frau zu bewegen pflegen. Der Ernst einer unpersönlichen, rein sachlichen Erkenntnis ist ihr im Grunde zuwider, sie fühlt ihn als unmoralisch! — Das ist übrigens, wenn Sie wollen, ein typisch deutscher Zug! Nicht nur an den Frauen, sondern auch an den Männern! Der Deutsche haßt die Strenge einer bestimmten Weltanschauung, die Selbstverleugnung, die Härte gegen den Feind! Nur um Gotteswillen keinem Menschen zu nahe treten! Um Gottes willen keinen Menschen kränken! Er brüstet sich mit Ideen, gründet Parteien, aber schon auf der Treppe verrät er Idee und Partei durch seine Gutmütigkeit! Nur keine Wunden! Lieber leiden, als siegen! Lieber beliebt sein, als gehaßt! Lieber recht kleinbürgerlich sich miteinander vertragen, als zielbewußt einen Grundsatz durchfechten!"

Er war bereits so in Erregung geraten, daß er wohl gar nicht mehr wußte, was er sprach. Hätte er den seltsamen Gedankensprung, den er soeben gemacht hatte, in einem fremden Buche gelesen, er würde das Buch wahrscheinlich sofort für verrückt erklärt haben: welch ein Zusammenhang bestand denn auch zwischen der Naivetät einer unliterarischen Frau und der Weltfremdheit eines normalen Deutschen? In ihm aber schien in diesem Augenblicke infolge einer unbekannten Gefühlsverbindung ein solcher Zusammenhang zu bestehen, ganz unmittelbar sogar, ganz zwingend und qualvoll.

Seine Stimme war immer schärfer und ausfallender geworden, und obwohl er keine der anwesenden Personen ansah, sondern vor sich hin in die Luft sprach, sah man doch an der verschobenen Haltung seiner Schultern, daß er seine Worte immer deutlicher an eine bestimmte Adresse zu richten wünschte.

„Dieses Haus, in dem zu wohnen wir der Klugheit meiner Frau und Herrn Dr. Corandts freundlicher Gutmütigkeit verdanken," fuhr er nach kurzem und erbittertem Schweigen fort, „dieses Haus ist geradezu ein Lehrbeispiel für das, was ich soeben andeutete. Im Erdgeschoß wohnt ein Tischler, ein Kleinbürger, wie er im Buche steht, ein richtiger Hausbesitzer, der nichts anderes im Kopfe hat, als die Eintreibung seiner unverschämt hohen Mieten, ihm gegenüber ein alter Pastor, der sich mit Musik und Predigtlesen die Zeit bis zu seinem Tode vertreibt, neben Dr. Corandt ein Redakteur, ein Feuerkopf, wie ihn seine Parteigenossen nennen, in Wahrheit ein ewig schwankender Mensch, der seine Schwäche als Gerechtigkeitsgefühl frisiert, neben uns eine Näherin, eine kleine Grisette sozusagen . . . Jaa, es ist ein sehr feines Haus, nicht wahr?" unterbrach er sich mit einem kurzen Auflachen. „Nun, mir ist es gleich: mag sie ihre Freunde empfangen, so oft sie will! Daß aber meine Frau sich in lange Unterhaltungen mit ihr einläßt, halte ich immerhin nicht gerade für notwendig. Und ich bin doch gewiß ein Freund des Volkes! — Da ist endlich im dritten Stock ein Photograph, ein Handwerker kleinster Sorte, eigentlich nur ein Proletarier . . . Wir haben also die verschiedensten Gesellschaftsklassen und ungefähr alle politischen Richtungen vertreten. Nicht wahr, da sollte man meinen, es müßten sich interessante, lebenfördernde Gegensätze zeigen, meinetwegen Feindschaften . . .? Aber nein! Wir leben hier in einem Paradies, wir kennen keine Wertunterschiede! Sie verstehen, es ist hier kein Unterschied zwischen einer von einer Grisette geschneiderten Nachtjacke und etwa diesem — Roman! Wir sind alle gleich! Wir achten einander ganz ungeheuer, wir holen uns gegenseitig

die Milch, helfen uns beim Teppichklopfen und so weiter . . . Nun, ich für meine Person bin allerdings, glaube ich, bereits eine bête noire in dieser Gesellschaft von edlen Schafen . . .! Was meinen Sie, Doktor Corandt?!" schloß er unerwartet, indem er sich plötzlich mit einer heftigen Bewegung des ganzen Körpers Peter zuwendete.

Schon der zweite Ausfall war es. Dieses Mal richtete er sich nicht nur eindeutig gegen Peter allein, sondern er erfolgte auch auf so hitzige Weise, daß beide Frauen erschrocken aufschauten. Sabinens Augen sahen seltsam bleich aus, als habe der Schreck allen Glanz und alle Farbe nach innen zurücktreten lassen. Corneliens Augen hingegen glichen zwei harten, glänzenden Steinen; offenbar war sie sich der Kraft dieser Augen völlig bewußt, stellte sie mit Absicht Erichs flackerndem Blick entgegen.

„Dazu ist doch wahrhaftig kein Grund!" entfuhr es ihr unbedacht.

Und merkwürdig: Erichs Blick erlosch. Ein verlegenes Lächeln ging über sein Gesicht, machte es dem eines feigen Knaben ähnlich, der seine Wut gegen einen Mitschüler zurückdrängt, weil der Lehrer erscheint.

„Nun, wie Sie wollen! Sprechen wir von etwas anderem!" murmelte er mit verzogenen Lippen.

Er starrte einige Sekunden vor sich hin. Eine heftige Bewegung seiner Züge verriet, daß noch einmal der Zorn in ihm aufwallte. Dann aber lachte er plötzlich auf, ein ganz freimütiges Lachen, das laut im Zimmer widerhallte.

„Wie haben Sie sich denn eigentlich hierhergefunden?" meinte er, sich mit einer Gesellschaftsgebärde an Cornelie wendend. „Die Bergstraße ist gar nicht so leicht zu erfragen . . ."

Da endlich griff Peter ein.

„Es tut mir leid, daß Sie sich erregt haben", sagte er plötzlich ruhig, aber in einem Ton, der keinen Zweifel darüber ließ, daß er weder eine Unterbrechung, noch einen Widerspruch geduldet haben würde. „Der Anlaß war so geringfügig, daß man meinen könnte, Ihre Erregung sei unbegründet. Solche Annahme ist natürlich falsch. Die Gründe müssen vielmehr um so tiefer liegen! — Es liegt in unser aller, am meisten aber in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie sich darüber aussprechen — mit mir aussprechen!" verbesserte er sich nach kurzem Besinnen. „Allzu lange haben Sie sich damit herumgetragen! Sie werden selbst einsehen, daß Sie so bald wie möglich einer Entlastung bedürfen. Übrigens habe auch ich Ihnen einiges zu sagen. Über Ihre neue Arbeit. Nach dieser Vorlesung wäre es ein Unrecht, aus Gutmütigkeit zu schweigen. — Aber wir brauchen zu dieser Aussprache Ruhe und Zeit. Es ist ausgeschlossen, noch heute zu beginnen. Ich halte es auch nicht für ratsam, hier in Ihrer Wohnung . . . Die Qualen, die Sie an diesem Schreibtische bei der Niederschrift Ihrer Arbeit ausgestanden haben, würden sofort wieder lebendig werden und allzu heftig in unsere Unterredung hineinsprechen. Ich schlage Ihnen vor, morgen zu mir herunterzukommen. Ich werde den Nachmittag für Sie frei halten!"

Er erhob sich langsam, als bedürfe er nicht einmal einer Antwort.

Mit diesen Worten hatte die Unterhaltung, die bis dahin vielleicht noch immer als eine zwar unbeherrschte, aber scherzhafte hätte hingehen können, freilich einen sehr ernsthaften Charakter angenommen. Man konnte sich fragen, ob diese Wendung, im ganzen gesehen, vorteilhaft sei, ja, man konnte sogar im Zweifel sein, ob sie in dieser feierlichen Form, die beinahe eine Ähnlichkeit mit den Präliminarien eines Duells hatte, von Peter beabsichtigt gewesen war. Er war vielleicht doch nicht ganz so ruhig, wie er sich den Anschein gab; die plumpe Herausforderung hatte ihn vielleicht doch tiefer verletzt, als er zeigte?

„Sie sind einverstanden?“ fügte er schnell hinzu, in sehr entschiedenem Ton, als müsse er nicht nur Erich, sondern auch sich selbst einen Entschluß abzwingen.

Erich wagte nicht, ihm ins Gesicht zu schauen. Er streifte ihn nur mit einem schiefen Blick.

„Was soll denn das nun wieder?“ murmelte er verächtlich. Vielleicht wollte er den Versuch machen, dem ganzen Vorfall noch einen harmlosen Anstrich zu geben. „Wie kommen Sie mit einem Male auf einen so absurden Gedanken . . .?“

Peter aber war bereits nahe an ihn herangetreten, hatte sich über ihn gebeugt und rührte mit der Hand an seine Schulter, fast als glaube er, durch diese unmittelbare Berührung könne — wenigstens für eine Sekunde — ein Verstehen erzwungen werden. Doch wartete er eine Antwort nicht ab, sonden trat plötzlich zu Sabine.

„Verzeihe mir! — Ich hätte vielleicht — hätte es vielleicht auf andere Weise . . .“ sagte er stockend. Erst jetzt wurde eine tiefe Erregung an ihm sichtbar.

Sabine reichte ihm ihre blasse Hand, vermochte aber nicht ein einziges Wort über die Lippen zu bringen.

Peter wandte sich an Cornelie, um sich von ihr zu verabschieden. Er wollte also wirklich die Gesellschaft verlassen.

Aber auch Cornelie hatte sich bereits erhoben.

„Ich gehe mit Ihnen!“ erklärte sie ruhig, aber bestimmt. Das grelle Blinken, das für eine Sekunde in ihren steinernen Augen aufblitzte, verriet, daß sie wohl nicht nur aus Taktgefühl, sondern in einer bestimmten Absicht zu gehen wünsche, und daß sie sich durch niemanden an der Ausführung dieser Absicht werde hindern lassen.

Der Aufbruch vollzog sich unter allgemeiner Verwirrung, etwa als sei plötzlich die Nachricht vom Tode eines nahen Verwandten eingetroffen und habe die Gäste veranlaßt, sich sofort zu entfernen. Erich redete sinnlose Sätze, die niemand beantwortete. Er war so verblüfft, daß er nicht einmal die ihm angetane Beschämung zu begreifen schien. Sabine stand auf dem Vorplatz, während Cornelie ihre Überschuhe anzog. Ihre abgemagerte Hand strich ruhelos an der Kante eines Schrankes auf und nieder. Selbst Peter machte einen verstörten Eindruck, der seine bisherige Ruhe in einem veränderten Lichte erscheinen ließ. Nur Cornelie bewahrte ihren Gleichmut, ihre Sicherheit.

„Ich will Sie unbedingt — unbedingt! — recht bald einmal besuchen, Frau Wente!“ redete sie munter, als sei nichts geschehen, als trenne man sich nach einem heiter verlaufenen Abend, auf Sabine ein. „Am liebsten, wenn Sie einmal allein sind! Die Männer wollen wir gar nicht haben, die sind ganz überflüssig! Telephonieren Sie mir doch! Oder was meinen Sie: vielleicht morgen nachmittag . . .? Wir müssen uns so bald wie möglich genauer kennen lernen! Sie werden sehen: ich bin nicht so schlimm!“ fügte sie in unklarem Schuldbewußtsein hinzu.

Sie erhielt keine Antwort. Sabine hatte vielleicht überhaupt keines ihrer Worte verstanden.

„Gut denn, also morgen nachmittag! Gegen fünf!“ entschied Cornelie mit der selbstverständlichsten Miene. Sie reichte Sabine die Hand, und plötzlich folgte sie einer Eingebung: sie zog Sabinens Hand an ihre Lippen und küßte sie verehrungsvoll.

„Sie holdes Wesen!“ flüsterte sie, wie ein ganz junges Mädchen errötend.

Schon im nächsten Augenblick aber zeigte ihr Gesicht wieder das unbekümmerte, leicht durchtriebene Lächeln, das man während des letzten Teils der Vorlesung auf ihren Zügen hatte sehen können.

In Sabinens Wangen war eine heftige Röte aufgeflammt; sie hatte Cornelie ihre Hand willenlos überlassen, aber auch jetzt kein Wort zu sagen vermocht.

Endlich schloß sich die Wohnungstür.

* * *

An den Ereignissen dieses Abends war freilich vieles unaufgeklärt und unbegreiflich. Peter hatten sie anscheinend nicht nur nachdenklich gestimmt, sondern mit sehr unruhigen und sogar quälenden Gedanken erfüllt.

Als er am nächsten Vormittag bei Fräulein Kollmann erschien, um sich, wie er sich ausdrückte, „wieder einmal ein wenig von den neuen Moden erzählen zu lassen", war er so zerstreut, daß es selbst ihr, die an seine Zerstreutheit gewöhnt war, auffiel. „Er kommt doch nicht der Kleider wegen, sondern nur um die Stimme eines Menschen zu hören!" Mit diesen Worten hatte sie seine Besuche, auf die sie sehr stolz war, einmal verteidigt, und sie hatte, ohne große Überlegung, wohl nahezu das Richtige getroffen. Und so hatte sie denn immer munter drauflos geschwatzt — „wie eine kleine Quelle mitten im Walde", so hatte er selbst es einmal genannt. Und wenn er ging, mochte sie auch jedes Mal deutlich gefühlt haben, daß sie ihm das Herz erheitert habe.

Heute aber wurde sein Gesicht immer düsterer, immer ernster. Einmal sagte er, mitten in ihr Plaudern hinein: „Manchmal wünsche ich mir geradezu, Ihren scharfen Frauenverstand zu besitzen!"

Corneliens Besuch war von den Hausbewohnern bemerkt worden und hatte großes Erstaunen hervorgerufen. Und die Verwunderung nahm noch zu: Denn nun erschien dieselbe Dame bereits am nächsten Tage von neuem. Frau Wente öffnete ihr selbst die Tür, ließ sie mit einer geheimnisvollen Bewegung eintreten. . . . Dieses Mal trug sie ein ganz einfaches, aber mindestens ebenso elegantes Straßenkostüm, einen dichten, mit schwarzen Tupfen besetzten Schleier, ganz wie es in den Romanen, die man in der Zeitung las, geschildert wurde . . .!

Ja, Cornelie war gekommen! Es war richtig. Sie saß jetzt neben Sabine im Wohnzimmer auf dem kleinen Sofa, hatte schon eine Stunde lang eifrig gesprochen und sogar erreicht, daß ihr Sabine ihre Hand nicht mehr widerstrebend, sondern ruhig, wenn auch willenlos überlassen hatte.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tief mich dies alles bewegt!" sagte sie, unablässig diese willenlose Hand streichelnd. „Ich habe nicht geglaubt, daß es eine solche aufopfernde und entsagende Liebe gäbe! Sein ganzes Leben, seine ganze Persönlichkeit, alles, alles einsetzen, damit der andere unbehindert seinem inneren Berufe folgen kann. . . . Nichts erwarten, keine Liebesäußerung, keinen Dank, immer verzichten, selbst auf die schlichteste Familienbehaglichkeit. . . . Nein, wahrhaftig, ich könnte es nicht! Aber ich bewundere es! — Freilich: man kann sich fragen, ob das Ergebnis ein solches Opfer lohnt, ob selbst das wundervollste Kunstwerk, selbst das gedankenreichste Buch nicht doch zu teuer bezahlt ist. . . . Ich weiß, es ist häßlich, so zu denken! Sie haben gewiß nie und nicht für eine einzige Sekunde so gedacht! Das gerade ist ja das Zeichen des großen Charakters, daß ihm solche Gedanken überhaupt nicht kommen! — Aber warum soll ich mich besser machen, als ich bin? Das wäre doch noch weniger schön. — Man kann sich auch fragen, ob Sie das Recht haben, ihm ein solches Opfer zuzumuten, indem Sie in selbstvergewaltigender Weise Ihren eigenen Menschen absetzen. . . . Wenn ich ein Mann wäre, würde ich darin vielleicht sogar einen Mangel erblicken, einen Mangel an Blut und eigener Lebenskraft, es würde mich bedrücken, immer einer solchen Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben gegenüberstehen zu müssen, es würde meine Unternehmungslust,

meine Genußfähigkeit lähmen. . . . Und ich fürchte, ich fürchte: ihm wird es ähnlich ergehen!"

In dieser Weise sprach sie auf Sabine ein.

Sabine schaute ruhig vor sich hin in die Dämmerung, die sich langsam, aber stetig aus den Ecken des Zimmers erhob. Ihre Züge erschienen in dem späten Licht wie aus Elfenbein geschnitten und gleichzeitig seltsam verzerrt; man konnte den Ausdruck nicht erkennen: für Augenblicke sah es aus, als lächle sie, ein verlorenes Lächeln der Gewohnheit, das so oft während der langen Reden ihres Mannes auf ihren Wangen gelegen haben mochte. Doch schon im nächsten Augenblicke schien es, als sei dieses Lächeln eine Täuschung, als seien ihre Wangen vielmehr von Gram verzogen. Hin und wieder beugte sie sich nach vorn, etwas zur Erde geneigt, den Kopf zu einer lauschenden Haltung gebogen; sie horchte auf die Schritte der beiden Männer, die unten in Peters Wohnung seit nahezu zwei Stunden hin und her wanderten.

„Warum haben Sie sich niemals mit ihm ausgesprochen? Ich bin überzeugt: er kennt Ihre Fassung noch gar nicht, er weiß vielleicht nicht einmal, daß Sie ihm überhaupt ein Opfer bringen, er hält Sie einfach für gleichgültig und interesselos, er sieht in Ihrem Schweigen vielleicht sogar eine Art passiven Widerstands. . . . Das wäre sehr wohl möglich! — Ich an Ihrer Stelle würde es, glaube ich, lieber zu einem großen Skandal kommen lassen, einem großen, reinigenden Gewitter . . . Jedenfalls aber würde ich ihn nicht einen Augenblick über meine Ansprüche im unklaren lassen! Seine Sache wäre es dann, sich mit meinen Ansprüchen abzufinden. Ich verstehe, gerade dies wollen Sie natürlich vermeiden! Aber warum? Damit er ungestört seine Bücher schreiben kann! Ich bitte Sie: halten Sie denn diese Bücher wirklich für so wichtig, daß Ihr eigenes Leben deshalb unterdrückt werden dürfe? Nein, nennen Sie mich meinetwegen taktlos! Aber diese Frage müssen Sie mir beantworten: Teilen Sie wirklich die Anschauungen, die er da in seinen Büchern vertritt? Glauben Sie, daß diese zersetzenden Wahrheiten wirklich Wahrheiten sind?"

„Ja . . .!" sagte Sabine. „Wenn ich schreiben könnte, würde ich mich vielleicht sogar noch schärfer ausdrücken!"

„Auch über die Frauen . . .?" fragte Cornelie erstaunt.

„Besonders über die Frauen!" entgegnete Sabine hart. „Wir verachten die Männer, weil sie Männer sind und in uns nur Frauen sehen. Und doch ersehnen wir nur dies und sind nur dadurch glücklich. Denn wir verachten sie noch tiefer, wenn sie keine Männer sind und in uns nur — Menschen sehen! Das ist beschämend eingerichtet!" stieß sie heftig hervor. „Diese Erfahrung werden auch Sie noch einmal machen, und dann werden Sie einsehen, daß einer Frau mit Aussprachen und Forderungen nicht geholfen ist!" setzte sie nach einer Weile hinzu.

Diese Worte blieben wie das Bekenntnis eines Verbrechens zwischen den beiden Frauen stehen.

Ein langes Schweigen folgte.

Cornelie versuchte mehrere Male, zum Sprechen anzusetzen, aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Nahezu zehn Minuten vergingen. Die Dämmerung hatte bereits das ganze Zimmer ergriffen; man sah nur noch die schattenhaften Gestalten, die weißen Gesichter, die regungslosen Hände. . . .

„So verachten Sie auch — Doktor Corandt . . .?" hörte man plötzlich Corneliens Stimme.

„Ich wußte, daß Sie diese Frage stellen würden", entgegnete Sabine, und ihre Stimme zitterte leise. „Ich habe es die ganze Zeit gewußt! Seit wir hier sitzen,

habe ich es Ihrer Hand angefühlt . . .! Glauben Sie doch nicht, daß ich die Frauen etwa nur theoretisch kenne!" fuhr sie mit einem Male erbittert auf. „Warum verschleiern Sie denn Ihre Wißbegierde so mühsam? — Warum fragen Sie mich nicht geradezu ins Gesicht: ‚Lieben Sie ihn?' Dieser Frage wegen sind Sie doch überhaupt nur gekommen, gestern und auch heute! Schon seit Wochen haben Sie auf diesen Augenblick gewartet! Die Bestellungen, die Sie mir seit Wochen durch meinen Mann haben machen lassen, die kleinen hübschen Billetts, die er mir immer von Ihnen mitbrachte, und endlich der lange Brief, den Sie heute nacht noch zu schreiben für gut befanden, — alles, alles hat nur den einen Zweck, diese eine Frage vorzubereiten."

„Lassen Sie mich zu Ende reden!" rief sie schwer atmend, als Cornelie sie unterbrechen wollte. „Schon am ersten Tage, als mein Mann aus Ihrer Tee-Gesellschaft zurückkehrte, wußte ich, daß er sich in Sie verliebt hatte. Es ist wahrhaftig nicht schwer, einem Manne das anzusehen! Und Ihnen brauche ich es gewiß nicht näher zu beschreiben: Sie erleben solchen Anblick wahrscheinlich alle Tage. Und wenn ich mich getäuscht hätte, so hätte ich es am folgenden Tage mit aller Gewißheit gesehen, schon an den Vorbereitungen, die er für seinen Anzug traf: sein schönstes Batisthemd und eine neue dunkelrote Krawatte, seine kleinen Lackschuhe und die schwarzseidenen Socken. . . . Hier aber sitzt er selbst am Sonntag in seinem abgeschabtesten Anzuge . . .! Lachen Sie getrost darüber! Ihrer Eitelkeit wird es schon wohlgetan haben, wird es noch jetzt, in diesem Augenblicke wohltun. Und damit liefern Sie nur wieder einen Beweis dafür, wie wir Frauen eingerichtet sind! — Aber Sie sind im Irrtum, wenn Sie meinen, ich sei eifersüchtig auf Sie gewesen. Es hat mich an ihm enttäuscht — ja! Es hat mich sogar tief enttäuscht! Wenn ich auch von Anfang an nicht so glücklich mit ihm gewesen bin, wie ich es in meiner Mädchentorheit vielleicht beansprucht hatte, so hatte ich ihn doch bis zu jenem Tage geachtet, so hoch, wie eine Frau, die sich selbst achtet, den Mann, den sie sich ausgewählt hat, nur achten kann. Und da ist es freilich schmerzlich, wenn man mit einem Male die Entdeckung macht, daß dieser Mann, zu dem man immer hinaufgeschaut hatte, zu dem man um jeden Preis hatte hinaufschauen wollen, auch nur ein Mann ist. Aber das gehört nicht hierher! Diese Erfahrung muß wahrscheinlich jede Frau machen, und an der Art, wie sie aus ihr lernt, zeigt sich vielleicht gerade, was eine Frau wert ist. Jedenfalls habe ich es schon sehr bald als eine allgemeine Erfahrung angesehen, die mir nicht das Recht gab, einen Sonderfall daraus zu machen, einen großen Skandal oder ein reinigendes Gewitter, wie Sie sich vorhin ausdrückten . . . Ich habe sehr bald, schon nach wenigen Tagen, eingesehen, daß ich nur durch Klugheit ersetzen könne, was mir an naivem Glauben genommen worden war. Und ich habe nicht nur danach zu handeln, sondern auch zu fühlen versucht. Ich habe mir nicht nur gesagt, sondern ich habe es auch begriffen, daß ein Mann und besonders ein Mann wie e r gewisser Erregungen bedarf, die ihm die eigene Frau, selbst wenn sie es könnte, nicht geben darf, daß es für eine Frau nicht erniedrigend, sondern, im Gegenteil, nur eine Ehre ist, beiseite zu treten . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne, als müsse sie für eine letzte Anstrengung Kraft sammeln.

„Selbst wenn Sie seine Geliebte geworden wären," fuhr sie, mit zitternden Händen die Luft durchschneidend, fort, „ich hätte es ertragen können, ohne mich in meinen Rechten als seine Frau beeinträchtigt zu fühlen. Eine wirkliche Beziehung zwischen zwei Menschen gründet sich nicht darauf, daß der eine den anderen nur für sich allein besitzt, sie hat festere und breitere Grundlagen. Wenn ich für meine Person keine Ansprüche dieser Art stelle, so geht das nur mich etwas an: ich schulde ihm wegen dieses „Opfers" keine Rechenschaft. Und wenn er zu Ihnen geht, wenn

er Ihren Versammlungen und Tees beiwohnt, wenn er Sie vielleicht liebt oder sogar verführt, so hat er das nur vor sich selbst zu verantworten, nicht vor mir! Sie sehen: es herrscht völlige Klarheit! Zu Aufklärungen etwaiger Mißverständnisse, zu einer Vermittlung, einer liebevollen Hilfe ganz unter uns Frauen, wie Sie sich vorhin ausdrückten, liegt keine Veranlassung vor. — Es ist auch nicht nötig, daß Sie Ihre Handlungsweise vor mir rechtfertigen: darüber müssen Sie sich mit sich selbst auseinandersetzen! Entschuldigungen, Erklärungen, Beschönigungen sollte Ihr Stolz Ihnen verbieten. Wenn es Ihnen gefällt, meinen Mann an sich zu fesseln, Einfluß auf seine Sinne, seine Gedanken und vielleicht sogar seinen Charakter zu nehmen, so tun Sie es! Ich werde diese Erfahrung weder ihm, noch Ihnen verwehren! Ich werde Ihnen nicht einmal den Vorwurf machen, daß Sie mir ein Unrecht zugefügt haben. Den Vorwurf des Unrechts, den andere deshalb auf Sie werfen werden, müssen Sie schon tragen. — Denken Sie aber nicht, daß Sie sich ein Recht erschleichen können, indem Sie unter der durchsichtigen Maske einer Freundin sich zu Zwischenträgereien und Verdächtigungen erniedrigen oder gar mich aushorchen, ob ich für einen — anderen — Mann . . ."

Hier versagte ihr die Stimme. Allzu viel Kraft hatte sie vergeudet. In ihren stolzen Worten, hinter denen sich so viel Qual verbarg, hatte sich nicht nur ihre Empörung über den falschen Freundschaftsantrag, nicht nur ihre seit Monaten und Jahren aufgespeicherte Erbitterung Luft gemacht, nein, sie hatte ihre ganze Seele ausgeschüttet! Sie gehörte zu jenen Naturen, die immer nur einem einzigen Gefühle angehören und diesem Gefühle alle ihre Lebenskraft geben müssen, die jahrelang schweigen können, nicht aus Gleichgültigkeit oder Resignation, sondern viel eher aus einem tiefen Haß gegen die armselige Genügsamkeit aller Worte, und plötzlich zu reden beginnen, nicht weil sie ihre Selbstbeherrschung verlieren, sondern, unter einem noch stärkeren Druck von Selbstbeherrschung, alle Gefahren für nichts achtend, ohne Gnade und Erbarmen gegen sich selbst, in einem furchtbaren Gehorsam gegen das Gefühl, dem sie sich verschrieben haben.

Cornelie hatte nur ein einziges Mal den Versuch gemacht, sie zu unterbrechen. Nachher schien sie sich anders besonnen zu haben; sie hatte sich leicht zurückgelehnt, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, als lausche sie einer angenehm oder interessant klingenden Musik. Es sah aus, als wolle sie sich kein Wort entgehen lassen, als wolle sie den Sturm von Leidenschaft, der an ihr vorüberbrauste, in seiner ganzen Großartigkeit genießen. Dabei hielt sie noch immer Sabinens Hand fest umschlossen; vielleicht fürchtete sie, die Szene könne eine Unterbrechung erleiden, wenn sie die Hand mit einem Male frei gäbe. Als Sabine mit einem erstickten Laut endete, schwieg sie — wohl kaum aus Ergriffenheit oder Taktgefühl, viel eher in einer leichten Bosheit. Nach alter menschlicher Regel hatte sie in Sabinens Worten natürlich nur die ausfallenden Beleidigungen, nicht aber die Wahrheit, geschweige denn Sabinens Qual gehört.

Das Schweigen dauerte eine Weile. Plötzlich sagte Cornelie, in freundschaftlich neckendem Ton, in dem jedoch die tieferen Lagen ihrer Stimme auf eine seltsam gefährliche Weise mitklangen:

„Meine Frage haben Sie mir aber doch nicht beantworten können!" Dazu tätschelte sie mit ihren Fingern zärtlich Sabinens Hand.

Es war nicht gewiß, ob sie die bewußte Absicht hatte, Sabine zu reizen. Eine gewandte Antwort Sabinens hätte die Krise, deren Herannahen man bereits fühlte, vielleicht noch abwenden können. Gewandtheit aber pflegt solchen Naturen, wie Sabinens, die jeden Augenblick unter dem vollen Druck ihrer leidenschaftlichen Seele leben, nicht eigen zu sein. Eher zerstören sie sich selbst, als daß sie eine Sache, die ihnen ernst ist, leicht behandeln.

„Nein, diese Frage werde ich Ihnen nicht beantworten. Sie haben kein Recht, eine solche Frage zu stellen!“ entgegnete Sabine mühsam. Offenbar kostete es sie große Anstrengung, überhaupt zu sprechen.

„O nein! Ein Recht habe ich natürlich nicht! Ich stelle nur fest, daß Sie nicht antworten können oder — wollen!“ sagte Cornelie im leichtesten Tone, doch hörte man ihrer Stimme schon deutlich an, daß sie sich nur allzu gut beherrschte und jetzt kaltblütig auf ein bestimmtes Ziel losging.

„Ich gebe ja zu: nach den Äußerungen, die Sie soeben beliebt haben, ist es schwierig für Sie, eine passende Antwort zu finden. — Nachdem Sie vor einer Fremden — Sie selbst haben ja den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen, nur eine Fremde in mir zu sehen, einen taktlosen Eindringling, nicht wahr? — also nachdem Sie vor einer Fremden Ihre eigene Ehe, Ihren eigenen Mann einer so vernichtenden Kritik unterzogen haben. . . . Daraus allein könnte man ja bereits Schlüsse ziehen, wenn man wollte!“

„Ziehen Sie Schlüsse, welche Sie wollen!“ murmelte Sabine.

„Gewiß! Das können Sie nicht verhindern! Das könnte sogar ich selbst nicht verhindern! Ihre interessanten Bekenntnisse waren ja über allen Zweifel eindeutig und klar. — Man könnte natürlich die Frage aufwerfen, warum Sie um jeden Preis bei einem Manne aushalten, den Sie selbst verachten . . . .! Vielleicht aus Hochmut . . .? Es würde schon zu Ihnen passen! — Aber dann würden Sie ihn doch nicht gerade vor m i r so lächerlich machen — vor einer Fremden, nicht wahr? So etwas hält man doch geheim! Besonders vor einem Menschen, der zu Zwischenträgereien neigt! Aber natürlich, das ist I h r e Sache! Ich werde Sie nicht mehr mit meiner Hilfsbereitschaft belästigen! Ich werde aus der Erfahrung, die Sie mir so gütig nicht verwehren wollen, lernen! Ich werde Ihrem Manne verbieten, mich zu besuchen, mir Briefe zu schreiben, mir Blumen zu schicken, mich . . .“

Ein erstickter Ton aus Sabinens Munde ließ sie sich einen Augenblick unterbrechen.

„Denn das ist es ja doch, worauf Sie hinaus wollen!“ fuhr sie unbekümmert und genußsüchtig fort. „Sie leiden unter ihm, Sie sind von ihm enttäuscht, weil er Sie nicht genug als Frau behandelt, Sie verachten ihn sogar — und trotzdem platzen Sie ja beinahe vor Eifersucht! Allzu beschämend ist es, nicht wahr, wenn man einen Mann, um den man sich so viel Mühe gibt, nicht einmal zu fesseln vermag! Da ist es am Ende begreiflich, daß in einem der Wunsch aufsteigt, ihm wenigstens gründlich das Vergnügen zu verderben, ihm die Frau, die er liebt, so recht verächtlich zu machen!“ Die letzten Worte sagte sie bereits, ohne noch irgend etwas verheimlichen zu wollen, mit offener Bosheit.

Eine so kalte Natur konnte vielleicht nicht anders sprechen; sie besaß keine Vorstellungskraft, sie ahnte nicht einmal entfernt, daß Sabinens Bekenntnisse aus einer bereits gänzlich erschöpften und schwer verwundeten Seele gekommen waren, die sich nicht mehr mit kleinlicher Vorsicht, nicht einmal mit der alltäglichsten Klugheit befassen konnte. Wie hätte sie anders antworten können?

„Nun denn,“ schloß sie, Sabinens Hand mit spöttischer Sorgsamkeit in Sabinens Schoß zurücklegend, „so kann ich Ihnen nur wünschen, daß sich auch alles andere zu Ihrer Zufriedenheit regeln möge! Ich verstehe sehr wohl: es ist für Sie von großer Wichtigkeit, daß nicht Sie, sondern daß Ihr Mann die Initiative ergreift! Sonst wäre ja Ihre moralische Unantastbarkeit in Gefahr!“ sagte sie langsam, jedes einzelne Wort mit grausamer Schärfe betonend. „Und nur die unantastbaren Frauen scheinen es ja zu sein, die auf den guten Doktor Corandt Eindruck machen“, beendete sie mit einem haßerfüllten Lachen, indem sie sich plötzlich erhob. „So quälen

Sie denn Ihren armen Mann nach Herzenslust weiter . . . Wahrhaftig, man darf sich nicht wundern, wenn er so eigenartige Meinungen über die Frauen hat . . ."

„Gehen Sie . . .!" unterbrach sie Sabine mit flüsternder Stimme.

„Ach . . .!" lachte Cornelie hell auf. „Wollen Sie mich zum Schlusse doch noch hinauswerfen . . .?"

„Hinauswerfen . . .?" fragte plötzlich eine fremde Stimme, und in demselben Augenblicke flammte das elektrische Licht in der kristallenen Krone auf.

In der geöffneten Tür stand Erich.

Man sah ihm sofort an, daß irgendeine Veränderung in ihm vorgegangen sein mußte. Das spöttische Lächeln, das auf seinen Zügen zu liegen pflegte, war verschwunden. Fast schien es, als sei er von irgend etwas, vielleicht von sich selbst, sehr gerührt. Vielleicht hatte er in der soeben beendeten Unterredung mit Peter sich das Herz frei geredet und dabei ein angenehmes Selbstmitleid empfunden; vielleicht hatte er auch nur seine Stellung zur Welt, seine moralische Mission in schöne, berauschende Worte gefaßt, sich gut zur Geltung gebracht.

Übrigens veränderte sich sein Gesicht sofort, als er die beiden Frauen erkannte: Cornelie in herausfordernder Haltung, mit blitzenden, haßerfüllten Augen, nur zwei Schritte von ihm entfernt, Sabine im Sofa, völlig ausgelöscht, mit bebenden Schultern, die blutlosen Hände aneinander reibend, in einer sinnlos traumhaften Bewegung, als müsse sie eine Mißhandlung, die ihnen angetan sei, abwaschen.

„Ach . . .!" murmelte er verwirrt. Doch faßte er sich merkwürdig schnell. „Liebes Fräulein Hanssen!" sagte er in sanftem, beinahe klagendem Tone. „Liebe Cornelie . . .! Ja, ich nenne Sie so, wenn Sie mir auch Ihre ausdrückliche Erlaubnis noch nicht erteilt haben! Dieser Augenblick, in dem Sie beide — ich sehe es ja! — in Feindschaft, die nur auf Mißverständnissen beruhen kann, auseinandergehen wollen, — dieser Augenblick gibt mir das Recht, Sie so zu nennen, er macht es mir zur Pflicht, unmittelbar menschlich zu Ihnen zu sprechen. Ich bitte Sie: hören Sie mich an . . .!" Er erhob beide Hände zu einer beschwörenden Gebärde und ließ einen an ihm ganz neuen, sammetweichen Blick auf ihr ruhen.

„Nun, Sie haben sich ja seit gestern gewaltig verändert!" lachte Cornelie. Ihr Haß zerspritzte mit einem Male in einem Sprühregen von Spott. „Sie haben sich wohl in der Etage geirrt und sind da unten bei dem Pfarrer gewesen? Was wollen Sie mir denn unmittelbar menschlich sagen? Das muß man sich doch noch anhören!"

„O, wie genau ich dieses Lachen kenne!" sagte Erich in vorwurfsvollem Tone. „Ihr Stolz erlaubt Ihnen nicht, Ihre Bewegung zu zeigen, und darum verstecken Sie sich hinter diesem traurigen Lachen! Aber ich weiß: in Ihrem Herzen haben auch Sie keinen sehnlicheren Wunsch . . .! Mißverständnisse kommen so leicht . . . Und doch: wer die Menschenseele kennt und selbst den aufrichtigen Willen hat . . . Gerade wir, in deren Hände so viel Verantwortung gelegt ist, gerade wir müßten über alle Unebenheiten unserer natürlichen Veranlagung hinweg einander die Hände reichen . . .!"

„Er hat gut gesprochen!" spottete Cornelie, sich leise in den vollen Hüften wiegend. „Ich meine nicht Sie, sondern Doktor Corandt! — S i e haben nur gut n a c h gesprochen!"

Ein Zucken ging über Erichs Gesicht. Aber schon in der nächsten Sekunde hatte er seine Züge wieder in der Gewalt.

„W e r einen Gedanken ausspricht, ist gleichgültig!" sagte er in belehrendem Tone. „Wenn man ihn nur f ü h l t . . .! Und auch Sie fühlen, ich weiß es! Wie oft haben Sie zu Ihren Freunden und Bekannten fast die gleichen Worte gesprochen . . .!"

„Man sagt, was die Menschen hören wollen!“ warf Cornelie mit einer abtuenden Handbewegung hin. „Übrigens: mir ist es gleich! Ich lege keinen Wert auf große tragische Szenen! Ich liebe viel mehr das Amüsante!“ lachte sie plötzlich auf, indem sie nahe an ihn herantrat und ihm mit blinzelnden Augen ins Gesicht schaute.

„Ich kenne Sie besser!“ entgegnete Erich eindringlich, ihrem Blicke standhaltend. „Ich kenne Ihren wahren Menschen ganz genau! Ich weiß . . .!“

„Sie wissen gar nichts, mein Freund!“ unterbrach ihn Cornelie. „Und auch Ihr Vorbild da unten, Ihr Grisettendoktor, weiß nichts! Denken Sie nur ja nicht, daß Sie beide etwa die Menschen kennten! Schon darum hat man kein Vergnügen daran, sich mit Ihnen zu zanken. Die einzige, mit der es sich lohnt, in Feindschaft zu leben, ist Ihre Frau! Die versteht sich auf einen ehrlichen und aufrichtigen Haß! Gerade deshalb liebe ich sie!“

„Nun, ich sollte meinen: auch ich verstehe zu hassen!“ sagte Erich plötzlich. Er hatte sich mit einem Male verfärbt, eine fahle Bläße war über sein Gesicht gefallen.

„Auch Sie . . .?“ griff Cornelie, sofort verstehend, auf. „Nun ja! In den meisten Fällen aber werden Sie nur n a c h a h m e n!“

„So!“ entgegnete Erich heiser.

„Ach, ich habe Sie verletzt!“ rief Cornelie mit einem hellen Lachen, das ihre festen, weißen Zähne entblößte. „Da sieht man doch gleich wieder den Literaten! Nun, vielleicht werden Sie sogar einmal originell sein, aber doch nur, weil andere v o r Ihnen originell gewesen sind!“

„Sehr schmeichelhaft allerdings! Sie finden also . . .“

„Seien Sie doch froh! Sie werden nie an Ihrer eigenen Leidenschaft zugrunde gehen!“ sagte sie kalt, mit einem winzigen verächtlichen Lächeln. „Nun denn, also Versöhnung, unmittelbar menschliches Verstehen!“ besann sie sich plötzlich. „Aber, bitte, keine Rührung! Die kann ich nicht vertragen! — Leben Sie wohl, Frau Wente!“ wendete sie sich an Sabine. „Wir haben uns gut verstanden, und das sage ich im vollsten Ernst. Sie haben Mut! Den habe ich noch immer geachtet! Ehrlich gesagt . . .“ Sie neigte sich ein wenig zu Sabine hinab, als wolle sie ihr eine vertrauliche Mitteilung machen; in ihren Augen blitzte es hell auf, und für eine Sekunde war es, als erscheine das ganze Gefüge ihrer wunderlichen Regungen von einem grellen Lichte durchstrahlt, das alle Zusammenhänge sichtbar mache. „Lieber noch will ich von J h n e n verachtet, als von Doktor Lorandt und seinen Jüngern geliebt werden!“ stieß sie heftig hervor. Sie tippte mit dem Finger leicht an Sabinens Hand. „Seien Sie mir nicht böse!“ sagte sie gutmütig. „Sie werden sehen: ich bin nicht so schlimm, wie Sie gern möchten! Auf Wiedersehen denn!“

Sie raffte ihre Tasche vom Tische, schob den verwirrten Erich mit einer gleichgültigen Bewegung beiseite und verließ das Zimmer.

Erich folgte ihr sofort, aber sie hatte bereits die Wohnungstür zugeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lebensanschauung des Inders

Von

Benoy Kumar Sarkar

Es ist oft behauptet worden, der Europäer und Amerikaner könne weder die indische noch die asiatische Geistesart begreifen. Orientalische Gesichtspunkte und Ideale werden als grundsätzlich verschieden von denen des Okzidents betrachtet.

a) Mystizismus

Aber was ist denn nun spezifisch „östliche" Weltbetrachtung? Ist es der Mystizismus oder der Kult des Ewigen oder des „Nachher"? Auch in Europa gab es Mystiker oder „Seher" des Unendlichen und ebenso große und ebenso viele wie in Asien, und zwar seit dem Altertum bis auf den heutigen Tag. Die allerersten Spekulationen Griechenlands wurden in der Lehre des Pythagoras niedergelegt. Er glaubte an die Seelenwanderung und predigte die Geheimlehre der Zahlen. Er war ein Vegetarier, vertrat allgemeine Enthaltsamkeit und aszetische Abtötung des Fleisches. Platons Idealismus war ebenfalls mystisch, ebensosehr wie der Monismus der gleichzeitigen Upanishads Indiens und der Taoisten Chinas.

Wer war denn ein größerer Okkultist als Jesus Christus? Seine Botschaft hieß: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Sein „Außer-der-Welt-sein" und sein Pessimismus sind unbestreitbar. Er sagt: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert! Wenn jemand zu mir kommt und er verläßt nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder, der kann mein Schüler nicht sein." In der Tat, dieser syrische Heiland Europas und Amerikas war der größte Vertreter von Leiden und Unterwerfung von allen Lehrern dieser Welt. Und sein politischer Wahlspruch lautete: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Ein derartiges „Nicht-Widerstehen" ist wahrscheinlich niemals in Indien gepredigt worden.

Plotinus (3. Jahrhundert n. Chr.), der größte Neu-Platoniker, war ein mystischer Pantheist. Er hielt tatsächlich „Yoga"-Übungen, durch welche er die Vereinigung mit dem „Urprinzip", der höchsten aller Gottheiten, zu erreichen hoffte. Das Mönchtum, das Zölibat, das Nonnentum und die Ansichten über die „Welt", das „Fleisch" und den „Teufel", die „Sieben Todsünden" des Christentums sind tatsächliches Allgemeingut der westlichen Welt. Sie gelten seit zu langer Zeit, als daß man sie als zufällige oder nebensächliche, als fremde oder nicht eingebürgerte Überwucherungen abtun könnte. Geistige Selbstverkörperung war das Glaubensbekenntnis so mancher transzendentalen Meinung in dem Europa des Mittelalters. Dem englischen Puritaner galt selbst Musik und Sport als tabu. Die Maler der Romantik im jungen Deutschland, wie Cornelius, Overbeck usw. waren Frauenverächter und predigten, daß alle Künstler Mönche sein müßten. Das Geschlecht der Jacopone da Todis, der Rosenkreuzer, Ruysbroecks, Boehmes usw. ist in Eur-Amerika noch keineswegs ausgestorben. Und nun, da der Philosoph des „élan vital" seine

Lehre von der Intuition vorgetragen hat, wird der Mystizismus eine neue Lebensepoche beginnen.

So sind sowohl die Psychologie der „Seele" und die Metaphysik des grenzenlosen Lebens und der ewigen Wahrheiten genau so gut westliche wie östliche Orthodoxien. Selbst in der Auffassung des Alls als eines lebenden Wesens ist die Überlieferung des Okzidents ebenso alt wie die Indiens.

Laut Plato in seinem „Phaedon" ist dieses Universum in Wahrheit ein lebendes Wesen, das durch göttliche Vorsehung Seele und Vernunft besitzt. Virgil schreibt in seiner Aeneis (Buch VI, 96):

Erst Himmel und Erde, und des Meeres flüssig Feld
des Mondes Silberkugel, und den Wandelstern im Nord:
ein Sinn, durch alles strömend hält!
Allseele, allbelebend, immerfort
gebärend, einigend sich mischend mit der Welt,
Von hier entstammt der Mensch, Getier und Vögel in der Luft,
und Ungeheuer in des Ozeans Bereich:
nur eine Feuerseele atmen sie zugleich. (Nach Taylor.)

Ebenso ist der „Erdgeist", wie er von Goethe geschaffen wurde, nichts weiter als eine Personifikation der „Kraft", der tätigen, lebendigen Mächte der Natur, des Urwesens des Wechsels und des Wachstums innerhalb der Welt.

Diese Lehre macht aus Plato, Virgil und Goethe tatsächlich indische Vedantisten. Inwiefern unterscheidet sich denn nun die europäische Geistesart von der indischen? Nach der Meinung der Vedantisten entstammt die Welt dem Brahma (Selbst), der absoluten Realität, der absoluten Vernunft, der absoluten Heiterkeit. Zu derselben Gruppe gehört auch Browning mit seiner Botschaft von der Unsterblichkeit der Seele und der Kontinuität der Lebenskraft.

Fool! all that is, at all,
Lasts ever, past recall,
Earth changes, but thy soul and God stand sure:
What entered into thee
T h a t was, is and shall be:
Time's wheel runs back or stops: potter and clay endure.

Die ganze Strophe kann wörtlich in einen Abschnitt der indischen „Gita" hineinversetzt werden. Die Emersons Amerikas widerlegen ebenfalls die Auffassung, daß der Transzendentalismus ein östliches Monopol wäre.

b) Militarismus

Drehen wir nun einmal den Spieß um. Was ist denn behauptetermaßen der eigentümliche Standpunkt oder die eigentliche Philosophie Eur-Amerikas? Ist es die „Weltlichkeit", der „Optimismus" oder, um genauer zu sein, ist es der „Militarismus"? Aber, auch dieser ist nicht das Monopol der westlichen Welt! Die indische Kultur war von jeher ein Ausdruck des Humanismus, des Positivismus oder anderer „Ismen", die abgeleitet sind wie hellenisch, europäisch oder amerikanisch.

Nehmen wir den Militarismus. Hindusthan zeugte den Kultus des Kshatriyaism, der sich in Japan „Bushido" nennt. Der erste Napoleon Indiens (Chandragupta Maurya im vierten Jahrhundert v. Chr.) besaß ein reguläres, stehendes Heer von 600 000 Mann Infanterie, 30 000 Mann Kavallerie, 9000 Elefanten und außerdem einer Unzahl von Streitwagen. Ausschließlich Heergefolge und Troßknechte, aber einschließlich der Bogenschützen, drei auf jedem Elefanten, und zwei Kämpfer auf jedem Streitwagen, bestand die gesamte Armee aus 690 000 Mann. Eine Rasse, die eine so ungeheure Kriegsmaschine organisieren kann, sie in Angriff und Verteidigung zu führen vermag, ist gewißlich nicht überreligiös oder unpraktisch oder „außerweltlich".

So ungefüge Heerscharen bilden keineswegs eine Ausnahme in der Geschichte Indiens. Nach Zeugnis eines portugiesischen Augenzeugen verfügte Krischna von Wijayanagara (1509—30) in Süd-Indien über eine Heeresmacht von 703 000 Mann zu Fuß, 32 600 zu Pferd und 551 Elefanten außer dem Troß. Eines der kleinsten Heere Indiens war das des Andhras in Deccan. Es bestand nur aus 100 000 Mann Infanterie, 2000 Berittenen und 100 Elefanten.

Das Bushido des Indiers besitzt seine eigene geistige „Weihe" überdies. Es gründete sich auf eine Theorie, die in allen Sanskrit-Abhandlungen über Kriegs- und Staatswissenschaften zu finden ist. So lesen wir im Sukra-niti (Shukras „Politik"):

„Der Tod von Kshatriyas (Kriegern) im Bett ist eine Sünde." „Feigheit ist eine jämmerliche Sünde." Man sollte den Tod eines Tapferen, der in der Feldschlacht fällt, nicht bejammern. Er ist von allen Sünden befreit und gereinigt und kommt in den Himmel. Die Feen der anderen Welt wetteifern miteinander, sich dem gefallenen Krieger zu nähern, weil sie in ihm einen Gatten erhoffen.

„Ahimsa", d. h. „Nicht-Töten" und „Nicht-Widerstehen" ist weder eine Tatsache in der indischen militärpolitischen Geschichte, noch ein vorherrschender Zug des indischen Volksdenkens oder Charakters. Kalidas (ca. 400 n. Chr.), der indische Dirgil, formulierte das energistische Ideal seiner Landsleute folgendermaßen:

„Herren der Steingefilde von See zu See,
die Himmel beherrschend mit Luftstreitwagen."

Worin denn unterscheiden sich die indischen Ideale von den eur-amerikanischen?

c) Materialismus

Wir werden nunmehr den indischen Positivismus oder Weltlichkeit etwas tiefer analysieren. Der Wunsch nach den angenehmen Seiten dieser Erde, nach Leben, Kraft und allgemeinem Wohlbefinden ist keineswegs eine ausschließlich westliche Eigenschaft. Sollte man dieses Optimismus oder Materialismus nennen, dann sind die Indier ebenfalls tief optimistisch und materialistisch seit den Tagen ihres Handels mit Ägypten (ca. 3500 v. Chr.). In der Tat, in allen Zeitaltern waren die Inder gerade wegen ihres Materialismus bei fremden Völkern bekannt.

Das oberflächliche Geschwätz von Volkswirtschaftlern behauptet, daß Indien ein wesentlich agrarisches Land wäre, und daß die Inder eine durchaus nicht-industrielle Rasse seien. Aber waren denn die christlichen Nationen bis zu der Industrie-Revolution des 19. Jahrhunderts weniger landwirtschaftlich eingestellt als der Inder? Waren sie wesentlich industrieller? Historisch betrachtet hat sich indischer Materialismus ebenso sehr in Handel und Industrie wie in der Landwirtschaft offenbart.

1. Handel.

Der zeitalterwährende internationale Handel der Inder beweist ihren durchaus kaufmännischen Genius. Ägypten, Mesopotamien, Syrien, Persien, das römische Reich, China, sie alle haben ihren Vorteil an dem Handel mit Indien gehabt. Das war nur möglich infolge des abenteuerfrohen Seefahrergeistes des indischen Volkes. Er trug sie bei ihren Kolonisationsunternehmungen auf den Inseln des Indischen Ozeans und ermöglichte ihnen die Schaffung einer Einflußzone, die Japan im Osten und Madagaskar an der afrikanischen Küste umfaßte. Außerdem waren sie unübertroffene Meister in der Kunst des Schiffbaus und der Schiffskonstruktion. Sie bauten seefahrende Schiffe beträchtlicher Größe und führten stufenweise Verbesserungen der Schiffskonstruktionen durch. Einige der alten indischen Schiffe faßten 300, 500, 700, 800 und sogar 1500 Menschen.

Im fünfzehnten Jahrhundert konnten, nach Nicolo Conti, die Inder größere Schiffe als die Europäer bauen, die 2000 Fässer faßten und fünf Segel und ebenso viele Masten führten. Eines der nach dem Roten Meer gehenden indischen Schiffe (1612) war 153 Fuß lang, 42′ breit und 32′ tief und trug 1500 Tonnen Last. Die englischen Schiffe waren zu jener Zeit höchstens 300 bis 500 Tonnen groß.

Die Kunst der Navigation bildete einen Teil indischer Prinzenerziehung. Es gab Sanskrit-Abhandlungen über dieses und verwandte Gebiete. An der Südküste Indiens gab es Leuchtfeuer. Die Seeinteressen wurden von einem besonderen Staatsdepartement wahrgenommen. Schiffahrtsfragen waren wichtig genug, um in einem der berühmten Edikte Asokas des Großen genannt zu werden (3. Jahrhundert v. Chr.). Selbst etwas der Seeversicherung Ähnliches findet sich in der indischen Rechtsliteratur.

Wir bringen einige Schiffahrtsverordnungen der „Institute des Manu" (nicht später als das 4. Jahrhundert nach Christus, aber älteste Überlieferungen enthaltend):

„Für eine lange Reise muß die Schiffsmiete den Orten und Zeiten entsprechend festgesetzt werden. Diese Anordnung gilt für Flußfahrten; für Seereisen wird kein Preis festgesetzt."

„Was auch immer für Schade in einem Schiff durch Fehler der Besatzung angerichtet werden mag, er wird durch die Schiffsleute gemeinsam wieder gutgemacht werden, indem jeder seinen Teil bezahlt."

„Diese Entscheidung bei Prozessen, die von Passagieren angestrengt werden, gilt nur dann, wenn die Schiffsleute schuldhaft fahrlässig auf dem Wasser waren. Im Falle eines Unfalls, der durch den Willen der Götter verursacht wurde, kann auch keine Strafe gegen sie erkannt werden."

Gewißlich, die Inder wußten wohl die irdischen Interessen von Mann und Frau zu würdigen und zu regeln.

2. Industrie.

Der industrielle Genius Indiens hat sich nicht im Altertum oder Mittelalter erschöpft. Selbst im Jahre 1811 schrieb der Franzose Solvyns in seinem Buche „Les Hindous" über ihre Leistungsfähigkeit als Schiffbauingenieure und Architekten: „In alter Zeit zeichneten sich die Inder im Schiffbau aus, und auch der Inder der Gegenwart kann in dieser Hinsicht dem Europäer Musterhaftes bieten, so daß die auf alle Schiffbaufragen aufmerksamen Engländer den Indern so manche Verbesserung im Schiffbau entliehen haben, die sie jetzt erfolgreich bei ihren eigenen Konstruktionen anwenden. . . . Die indischen Schiffe vereinigen Schönheit mit Brauchbarkeit und sind Muster von sorgfältiger Arbeit und Kunstfertigkeit!" Dies ist in der Tat handfester Materialismus!

Der Schiffbau war keineswegs die einzige indische Industrie. Während des 19. Jahrhunderts wurde Indien in einen bloßen Markt für europäische Fabrikanten verwandelt. Seine gegenwärtige Rolle besteht in der Erzeugung von Rohstoffen nach den Befehlen europäischer Industriestaaten. Das ist das genaue Gegenteil der Rolle, die es vordem in der Wirtschaftsgeschichte der Welt gespielt hat. Zu allen Zeiten waren es indische Fabrikate, die Absatzgebiete suchten und Nachfrage in auswärtigen Märkten schufen.

Warahamihiras „Brihat Samhita" (6. Jahrhundert n. Chr.) ist unter anderem eine Chronik indischer industrieller Leistungen. Zemente und Pulver wurden hergestellt, die „stark waren wie ein Donnerkeil". Es gab „Maschinen-Experten"; Fachleute in angewandter Chemie waren Spezialisten in Färbemitteln und Kosmetiken, ja selbst in künstlicher Herstellung natürlichen Blütenduftes. Man stellte waschechte Farben für Gewebe durch die Behandlung vegetabilischer Farbstoffe mit Alaun und

anderen Chemikalien her. Der Grundstoff Indigotin wurde aus der Indigopflanze vermittels eines durchaus modern anmutenden chemischen Prozesses gewonnen. Die Metallurgie verstand es meisterhaft, Stahl zu härten, und kannte die Herstellung der sogenannten Damaszener-Klingen. Plinius, der Römer des 1. Jahrhunderts n. Chr., bewunderte die industriellen Leistungen Indiens. Desgleichen Tavernier, ein Franzose des 17. Jahrhunderts.

Wäre die indische Zivilisation kein Materialismus, dann könnte man sich verwundert fragen, was denn Materialismus überhaupt sei. In welcher Hinsicht unterschied sich die griechische Lebensanschauung von der des Inders?

d) Verwaltungskunst

Wir sprachen bisher von der indischen militärischen Begabung, Flottenorganisation und Kolonisationsversuchen. Wir stellten ihre Fähigkeit fest, durch Förderung von Gewerbefleiß und Handel Märkte zu erobern. Alles dies spricht von reich und mannigfach gestaltetem Leben und zeigt die Fähigkeit, Menschen und Könige zu „organisieren", sowie öffentliche Angelegenheiten zu verwalten.

In einem politischen Werk des vierten Jahrhunderts v. Chr., der „Arthashastra", finden sich 18 Ministerien genannt. Das Kriegsministerium des ersten indischen Kaisers war eine straff organisierte und leistungsfähige öffentliche Behörde. Es bestand aus 30 Mitgliedern, die sich in sechs Abteilungen gliederten: 1. Admiralität, 2. Transport- und Verpflegungswesen, 3. Fußtruppen, 4. Reiterei, 5. Kriegswagen und 6. Elefanten. Die Leiter einiger anderer Ministerien versahen die Ämter der „Überwachung der Fabrikation", des Oberrechnungshofes, des Generalsteuerverwalters usw.

Pataliputra (das gegenwärtige Stadtgebiet von Bankipore am Ganges, in Bihar, östliches Indien), das indische Rom, dehnte sich neun Meilen in der Länge und eineinhalb Meilen (englische) in der Breite aus. Die rechteckige Mauer, welche die Stadt umgab, war von 64 Toren durchbrochen und gekrönt von 570 Türmen. Die dreißig Stadtväter dieser Hauptstadt bildeten eine Gemeindevertretung, welche die öffentlichen Angelegenheiten in sechs Abteilungen verwaltete. Diese Abteilungen überwachten die Gewerbe des Volkes, sorgten für landfremde Besucher und verwalteten ihr Eigentum als Treuhänder, falls dies gewünscht wurde, schufen eine Bevölkerungsstatistik, indem sie Geburten und Todesfälle für Steuer- und andere Zwecke registrierten, regelten Handel und Wandel, Gewichte und Maße, überwachten die Fabriken und erhoben die Steuern auf den Warenverkauf.

In späteren Zeiten überraschte der Umfang des Handelsverkehrs in indischen Städten selbst portugiesische, französische und englische Besucher, und man bewunderte die gut geordnete Verwaltung des öffentlichen Lebens und ebenso die hygienischen Anlagen, wie die wirtschaftliche Blüte der übervölkerten Stadtviertel. Zum Beispiel fand Tavernier, daß das Reisen in Indien bequemer wäre als irgend etwas, das „in Frankreich oder Italien im Sinne der Bequemlichkeit erfunden worden wäre".

Die Inder haben ihre Fähigkeit der Verwaltung öffentlicher Körperschaften auch bei anderen Gelegenheiten durch Förderung der allgemeinen Wohlfahrt gezeigt. Fahien, der chinesische Gelehrten-Heilige, besuchte Indien im Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. Er gab einen Bericht von den Wohltätigkeitseinrichtungen, Schulen, Klöstern, Ruhehäusern und Frei-Hospitälern usw., die von den aufgeklärten indischen Menschenfreunden jener Zeit unterhalten wurden. Seine Beschreibung des hauptstädtischen Frei-Hospitals in Pataliputra geben wir nachstehend (Übersetzung von Giles):

„Hierher kommen alle armen oder hilflosen Kranken, die an allerlei Gebresten leiden. Man sorgt für sie auf das beste, und ein Arzt nimmt sich ihrer an. Essen

und Medikamente werden ihnen ihren Bedürfnissen entsprechend dargereicht. So sind sie denn durchaus versorgt."

Die Inder haben die ersten Hospitäler in der Welt gebaut und haben die Werke christlicher Liebe vorweggenommen. Das erste christliche Institut zur Hilfe für Kranke wurde im 4. Jahrhundert n. Chr. während der Regierung Konstantins errichtet. Aber in Indien war ein Hospital für Menschen und Tiere wenigstens so alt wie Asoka (3. Jahrhundert v. Chr.).

Die gleiche Fähigkeit der Organisation wurde von den Indern in der Einrichtung und Leitung ihrer großen Universitäten entfaltet, zu denen Schüler aus allen Teilen Asiens strömten. Die Universität Nalanda in Bihar (östliches Indien) bestand wenigstens 700 Jahre, vom 5. bis zum 12. Jahrhundert n. Chr. Die Zahl ihrer Hallen betrug 300 und die ihrer Schüler 5000. Es war eine Universität mit Internatserziehung und bot Unterricht, Unterbringung, Verpflegung und Medikamente völlig kostenlos.

e) Fähigkeit der Gemeinarbeit

Eur-amerikanische Gelehrte prunken mit dem Gedanken, daß Amphictyonische Bünde, olympische Spiele, Konzilien von Trient, Westfälische Konferenzen, Gelehrtenkongresse und Akademien gelehrter Männer usw. hellenische, graeco-romanische, christliche oder „westliche" Patente wären. Sie sind in der Kulturgeschichte Indiens so häufig wie Brombeeren.

„Parishats" oder Akademien, ständige oder peripathetische, gab es in Indien seit undenklichen Zeiten. Medizin, Grammatik, Logik, Chemie, Mathematik, politische Wissenschaften, Jurisprudenz, ja in der Tat jede irgendwie geartete Lehre gedieh in Indien durch die Häufung von Intelligenzen. Gemeinsame Studien und Forschungen sind eine Überlieferung indischen geistigen Lebens. Als Folge davon kennen wir heute nur „Schulen" oder „Ideenkreise" oder „Systeme", aber nur sehr wenig kennen wir von den Persönlichkeiten, die sie im Lauf der Zeiten schufen. Die meisten Namen in den Annalen der indischen Wissenschaft sind Namen von Meistern oder Vorkämpfern, und diese hinwiederum sind weiter nichts als die Decknamen, die aus dem Ahnenkult von Heiligen und Göttern herrührten, die Prometheus' und Apollo der indischen Kultur.

Es ist dieser kollektivistische oder parishadische Ursprung, der die Tatsache erklärt, daß die Abhandlungen über Kunst und Wissenschaft in der Sanskrit-Literatur in der Regel „Samhita" heißen, das will sagen: „Kompilation." In der Regel sind es enzyklopädische Arbeiten, die innerlich den Stempel der Zusammenarbeit und der gehäuften Erfahrung vieler Geister tragen.

Individualistische Ideale und Bestrebungen sind in Indien in der Regel mit moralischen, religiösen und spirituellen Angelegenheiten verknüpft. Aber selbst auf diesem Gebiete offenbart sich die indische Fähigkeit zur Zusammenarbeit ebensosehr wie auf anderen Gefilden. Seit der frühesten Zeit hält der Inder alle zwölf Jahre sozusagen sein Konzil von Trient ab. Diese Zusammenkünfte der geistigen Führer, der Sanyasins, Mönche und Eremiten nennen sich „Kumbha Mela" im Zusammenhang mit der planetarischen Konjunktion (des Kumbha), die periodisch wiederkehrt. Die gegenwärtigen Überbleibsel dieser Einrichtungen sind gewaltige, belebende Kräfte; die Zahl ihrer Delegierten beziffert sich auf etwa 75 000 und die Zuhörerschaft auf Millionen. Die Zahl der anderen moralischen und religiösen Vereinigungen Indiens ist Legion.

Wie die Griechen, die Italiener des Mittelalters und die Hanseaten haben die Inder ebenfalls republikanische Stadtstaaten hervorgebracht, Korporationen und

Gilden. Die Dorfversammlungen der europäischen Politik finden sich in Indien als Dorfgemeinden wieder.

Und was die Laster des politischen Lebens anbetrifft, so sind auch diese nicht auf den Osten beschränkt geblieben. Bürgerkrieg, feudalistische Zersetzung, Fehlen nationaler Einigkeit, willkürliche Besteuerung und Gesetzgebung, Gebietsvergrößerung blühten ebenso rank und üppig auf dem Boden Europas wie Asiens.

Im 13. Jahrhundert beklagte Dante die Zerrissenheit und politische Verderbtheit in Italien:

„Ach, sklavisches Italien, du des Jammers Haus,
du Schiff ohne Lotsen in dem lauten Sturm,
bist keine Herrin mehr von schönen Landen,
bist jetzt ein Freudenhaus voll Schmutz . . . .
Und während heut' dein lebendes Geschlecht
nicht hören will mehr, ohne die Gewalt,
wo nagt jeder an dem andern, ob ihn gleich
derselbe Hof die gleiche Burg umschließt.
O such', du Ärmste, am Gestade weit,
und suche, heimgekehrt, in deiner Brust, und sieh',
ob sich ein Teil von dir des süßen Friedens freut."

So klagt auch Machiavelli im 16. Jahrhundert. Dies Abbild Italiens ist sicherlich die Norm politischen und völkischen Lebens im Westen.

In welcher Hinsicht sind denn nun Bürgergefühl und politischer Genius der westlichen Rassen dem der Inder, Chinesen und Mohammedaner überlegen?

Ithaka

Von

Theodor Däubler

„Professor Dr. Konstantinos D. Sphyris zugeeignet"

I

Schon im alten Alexandria stritt man sich, welche der jonischen Inseln das eigentliche Ithaka des Odysseus war; wissenschaftlich wird man die Frage vielleicht niemals klären können. Ich wurde zu vielwochenlangem Aufenthalt auf die Insel, östlich von Kephalonia, die auch jetzt Ithaka heißt, eingeladen und fühlte mich sofort in der Heimat des homerischen Inselkönigs. Das ist mein dichterisches Ja! Und ein strahlendes Erlebnis.

Behutsam entfaltete sich der Morgen aus den Schatten schroff erhobener Berge über umdämmerten Buchten, als wir im Rundhafen von Vathy vor Anker gingen. Ein breiter, weißer Streifen: die Hauptstadt der Insel; dann stufenartig empor andre verstreutere Häuser, folgt ein hohes Dorf, bereits recht fern, schon sonnenergriffen! Einfach die Häuser, reinlich die heißen Straßen, mit Blumen geschmückt und gut gepflegt einige Terrassen! Dieser Eindruck bleibt, wiederholt sich, etwas gewandelt zu verschiedenen Stunden und erfreut auch, ohne zu berauschen.

Der erste Spaziergang führt mich nicht weit, aber steil in die Höhe; zur „Tropfsteingrotte der Nymphe". Welcher? Ihr Name scheint verloren. Die Aussicht in Richtung des Aufstiegs bleibt ziemlich versperrt; von Riesenterrasse zu Riesen-

terrasse muß man sich unter Ölbäumen dem Ziel nähern. Einige dieser Silberblauen sind viele hundert Jahre alt! Fehlen aber stellenweise die winddurchzitterten Schattenspender, so sucht der Fuß sich einen rötlichen Spurensaum zwischen Gestein, Myrthen und Terebinthen. Bald winkt der Vorschreiter: wir sind da! Die letzte Terrasse aus lose gefügten Steinen erreicht: vor mir ein junger Zypressenobelisk, elegant in seiner gesund gewachsenen Steifheit. Gleich daneben ein eirunder Felsspalt, dunkel überbuscht: der Eingang zur Grotte der Nymphe. Ihr Inneres: ziemlich tief hinuntergewölbt; dann von unten betrachtet: rundüberkuppelt mit einem Lichtloch. Feuchtigkeit sickert von des Felsens milchweißer Tropfsteinkruste; wo noch etwas Sonne hinkann, perlmutterndes Gerinnsel, in das helle Silbermünzen zu gleiten scheinen. Wo man mit dem Leib ankommt, das Gefühl von Weiche, Schwammigkeit, doch keine Flechten oder Moose bedecken das weiße Grottengerippe. Nur die Feuchtigkeit schafft der Höhlenwände Unbetastbarkeit; denn ein peinliches Gefühl, Widerwillen gegen Olme oder ungekannte Schleich- und Schleimtiere empfindet der unvertraute Besucher in den Fingerspitzen bei Berührung dieser seltsam schillernden Dämmergrauheiten. Langsam hat sich das Auge ans Halbdunkel gewöhnt; da flimmert ihm die ganze Grotte in immer verschwindenden und wieder auftauchenden Blautupfen. Doch von keines Wassers Erzittern rührt das her: nicht ein Tümpel kann sich im Höhlenschlund ansammeln, bloß das Licht und der Wind draußen vermögen solchen Zauber im unterirdischen Gewölbe hin und her spiegeln zu lassen. Vor dem Eingang, nach dem Heraustreten, lohnt es sich lange zu rasten: große Felstrümmer, Zeugen alter Erdbeben, steigern dramatisch den Anblick mildverlaufender Mulden, in denen Weinbau gelang. Um mich, steil in den Wind gewipfelt, zu unsern Füßen, der vornehmste Dreiklang immergrünender Laubbäume: der Johannisbrotbaum dicht besetzt mit dicken Blättern wie aus grünem Leder, die noch viel laubhaftere, etwas bläulich leuchtende Steineiche und der silbernde, mit jedem Lufthauch leicht flisternde Ölbaum. Wie urwüchsig wuchten sie überall auf, aus dem steinigen Ithaka: Felsen, Steinstürzen, tausend Zertrümmerungen trotzend; diese drei einheimischen Beschirmer der Küsten von Hellas, Wächter an den Abhängen überm Jonischen Meer! Zum Rückweg wählen wir einen Pfad durch Schotter; auch hier, in einer Höllenwelt aus zerbröckelndem Gebirge, geradezu ruinenhaft, sich aus der Wurzel in verschiednen Stämmen ins Dasein entladend, grau und geheimnisvoll, vom Tal aus, über Felsen sichtbar, ein im Wind spielender Ölbaum: so alt wie Homer. Er sieht mich nicht, Geschlecht nach Geschlecht zieht an ihm unerfühlt vorbei, der Zusammenbruch von Bergen wurde sein Erlebnis. Hier vor uns Neriton, dort versteckt Neïon, sind das noch die Kämme aus der Zeit der gerühmten Helden? Schnell verwittert der Fels, Erdstöße verbiegen die Gebirge; nicht einmal die Namen waren geblieben: vor hundertzwanzig Jahren etwa, hat man Orte und Stellen wieder alt getauft. Das Valcompare der Venezianer wurde abermals Ithaka; weil die Sage in uns nicht sterben kann!

Neriton, diesem kahlen Greis, ist vor ungefähr zweihundert Jahren ein blendend weißer Kalkzahn gewachsen, denn ich erkunde: das ist der einzeln stehende Glockengiebel des Klosters Katharo, unsichtbar im offnen Bergschlund unter der Kuppe. Dort muß ich hin! Sehr früh brechen wir auf: letzter Sichelschein in den Olivenhainen über der Bucht bei Windstille. Nach fast zwei Stunden Bergweg, im Dämmerschein, unter dichtesten Johannisbrotbäumen eine Herberge. Die Leute sind auf: empfangen uns neugierig und erfreut; hoch brennt drin auf dem Herd das Morgenfeuer. Wir bekommen, nach kurzem Warten, sehr gesüßten, türkisch zubereiteten Kaffee, in Schälchen; dazu einen Schluck frischen Wassers mit Mastyxessenz. Während unseres weitern Bergaufs wird der Himmel schon etwas hell, Bäume sehn aus, als wären sie aus Schatten. Die Kämme der Nachbarinsel Kephalonia erschimmern

grau, Himmel hinter ihnen wölbt sich lila. Unten in der stahlfinstern Meerenge von Diskardo plötzliches Ersilbern von Windstreifen; also auch die Morgenbrise wird rege. Zwischen schleierhaften Olivenzweigen sehen wir schmuck und weiß ein Kirchlein flimmern; es ist dem Heiligen Konstantin geweiht, wir lassen es aber, dem Tagesanbruch zuschreitend, im Rücken. Nach langer Erwartung und mühsamem Steigen erreichen wir eine Stelle der Straße, von der aus wir dem Osten ins Auge sehen können, bisher waren wir an westlichen Lehnen dahingewandert. O Wunder! Aus den Zacken Akarnaniens blüht die Sonne schon hold-goldig empor. Das glatte Meer darunter ist stellenweis durch Morgenhauche ins Flittern versetzt; und so scheint es dort von zitternden Blättern einer riesenhaften Schwimmpflanze bedeckt, deren soeben aufbrechende Blüte die Sonne wäre. Und diese spiegelt sich nun, wie einen seillangen Stengel, bis in die Tiefe, steil unter mir, zaubernd. Und noch andre Brisen in unerwarteten Blattformen sind im Nu auf See hervorgeflimmert, und an eine Sonnenblume, das Trugbild dieses ganzen Meeres, mit der Sonne als die Blume, kann ich für Augenblicke denken. Rasch ist die frühe Tagesblume vom Wind, der ihr Entstehen seltsam fügte, weggeweht, die Blätter des Zufalls davongefegt, der Goldstengel schon zum breiten Lichtstreifen angeschwollen; der schnell hochgeklommenen Sonne, einer stolzen Königin, vermag kein Auge mehr ins Antlitz zu blicken. Unzählige kleine Inseln scheinen, aus durchsichtigem Blau, in lila Glasscheiben, das Morgenmeer, eingesetzt. Unglaublich, dort jene zarten Zeichen, oft kristallhaft verzackt, sind Festland. Von Akarnanien weiter, in kaum faßbares Leichtlila, folgt mein Auge; halb träum ich davon, halb weiß ich es: dort erwarten mich bald unwandelbare Sagen und Berichte des Peloponnes.

Schon ward es blauer Tag wie immer; noch voll Erstaunen erreichten wir das verborgene Kloster. Nur sein Glockengiebel steht also an der Kante des berühmten Neriton. Nichts Schlichteres kenn ich, als das weiße Kloster, das sich aus Furcht vor Seeräubern so gut geduckt hat, daß kein Späher es vom Meer aus gewahren kann. Sein turmartiges Merkmal entstand viel später, als die See sicherer geworden war. Aber es ist Sonntag: stürmisch, dann feierlich verkündeten es die Glocken. Nun erreicht uns schon liturgischer Gesang beim Ankommen. Wir treten in die winzige Kirche ein. In sehr reichem, weiß und blauem Brokatornat mit purpurner Tiara auf dem bärtigen Haupt liest ein Bischof, hinter einer Pforte in reichversilberter Wand, die Messe. Zwei andre Priester, in einfacherm Gewand, und ein schön singender Knabe helfen ihm das Hochamt versehen. Wie ich dann erfahre, sind ein Priester und der junge Sänger des Bischofs Neffen. Sonst war kaum jemand in der Kirche; darum der Anblick dieser Verrichtung des Gottesdienstes besonders rührend. Vor einem Wunderbild, das die Geburt Jesu darstellt, der Heilige Lucas soll es gemalt haben, brannten mehr Lichter, als die Gegend Seelen zählt. Im Sommer weilt der Despot von Santa Maura, so nennt man hier einen Bischof, in dem schlichtesten Kloster auf der kleinsten und steinigsten Insel der Despotie. Seine Gottesfeier in dieser Öde hat mich ergriffen: am nächsten Morgen stattete ich ihm, als Gast des Klosters, meinen Besuch ab; er versprach mir, falls ich nach Santa Maura kommen sollte, alle seine kirchlichen Schätze zu zeigen.

Drei Tage und Nächte blieben wir im Kloster: einmal, vor Sonnenaufgang, kletterte ich auf die höchste Kuppe des Neriton, auf dem Odysseus gestanden, über den Homer dahingewallt ist. Auch damals kam die Sonne, voll Überraschungen, in Pracht. Noch dunkler purpurn ging sie auf: in dem funkelnden Rot von Millionen Oleandern, die jetzt, zu ihrem Ruhme, in Hellas glühn und duften. Und in der Morgenluft, gewürzt vom Mastyxstrauch, der Myrthe und den Terebinthen harrte ich einsam, bis es sehr rasch heiß wurde.

Ums Kloster blieb's den ganzen Tag ungenehm windig: im Innern frisch. Nachts aber war das Schlafen erst gegen Morgen möglich, solange sangen Priester und Gäste miteinander kirchliche und vaterländische Lieder. Am feierlichsten Strophen zu Ehren des wiedergekommnen Königs.

In der letzten Nacht, die ich dort oben zubrachte, kam man sogar noch gegen Mitternacht mit sechs schwerbeladenen Eseln an. Die sah ich, von unzähligen Weglaternen umleuchtet, zuerst; die zwölf Gäste, darunter lustige junge Mädchen, hörte ich vor allem. Alle wollten ein paar Tage Gebirgsfrische genießen; so gastfreundlich sind griechische Klöster! Noch zur späten Stunde wurden sie vom Despoten zu Handkuß und muntrer Unterredung vorgelassen; Labsal sollte ihrem Geiste, Erholung dem Leibe werden! Priester und Angekommne konnten in der Nacht überhaupt nicht aufhören zu singen.

II

Der Tag, an dem ich das Kloster der Aja Panagia zu Katharä in den Mulden des Neriton verließ, sollte mir einen der wunderreichsten Ausflüge des Lebens schenken! Noch vor den Kuppen des Berges liegt Anoj, das hohe Dorf der Insel Ithaka. Kleine Häuser und Gärten scheinen hier im Kampf mit Felsen und bösen Erdbeben geworden; die starre Wildnis mag wohl einmal siegen; noch aber trotzen ihr einzelne Gehöfte mit an sich gekrampften Weinlauben; Ölbäume scheinen ihnen friedliche Worte lispeln zu mögen, stumme Zypressen stehn auf Wache. Ein paar frischaufgesetzte, allzurote Dächer wollen vielleicht einen heftigen Ausdauerentschluß in ihre Welt aus Trümmern grellen lassen. Die Kirche ist auch hier schlicht und weiß getüncht, im Innern mit sehr ehrbaren Wandmalereien eines spätern Byzantiners bedeckt. Wie der Ort Anoj unvermutbar unter diesem Berggebröckel, so steht der vielverzierte Glockengiebel schräg und bizarr d a, wo er nicht grade notwendigerweise, seinen Platz, neben dem Gotteshaus, einnehmen muß. Von hier schlingt sich ein ziemlich steiler Pfad, oft im Olivenschatten, hinunter zu einem Dorf, das Stavrós heißt. Hier sind die Häuser noch lockrer im Rhythmus einer Ortschaft gehalten: einige sind weitab auf Felsen überm Meer versprengt. Sehr alte Ölbäume mögen die nicht alte Siedlung gar lang erwartet haben: der Mensch hat dann Tomaten, Eierfrucht, Gurken, Melonen und andres Gemüse für seine Oasen der Mühsal in Schluchten und Spalten mitgebracht. An dieser Stelle der Insel kann man aber Wasser genug schöpfen, der Angesiedelte kann seine Pflanzen hegen, ihr Gedeihen fördern. Vielleicht beweisen in dieser Gegend nur noch Brunnen, daß hier von altersher schon Menschen in großer Zahl hausten, aber ihnen verdanken wir auch die holde Botschaft: da und kaum sonstwo stand das Schloß des Odysseus. Gleich blickte ich nach dem Hügel liebwerter Vermutungen, aber erst am Nachmittag sollte ich ihn beschreiten! Zuerst ging's hinab zur Bucht der Polis: heute bloß ein kleiner Strand und Anlegeplatz für Segelboote zwischen den steilen Abhängen von Neriton und Neïon. Draußen kein offnes Meer, sondern Same, das langgestreckte, woher so viele Freier herübersetzten, um Penelope zu werben; dazwischen, im Großstrom der Fluten, die Reste des gar winzig gewordnen Eilandes Asteris, wo die seekundigsten Umschwärmer der Königin Telemachos auflauerten, als er von Sparta über Pilos heimkehren mochte. Auch Gewölbespuren einer durch Erdbeben eingestürzten Grotte sind übrig: sollte hier Odysseus gelandet worden sein? Lagen dort, in der Höhle, seine Geschenke der Phäaken verborgen? Wir nehmen ein Boot, die See ist noch, ohne jede Ritzung einer Mittagsbrise, glatt wie ein durchsichtig-grüner Riesenkristall. Nur unser Kiel bringt Störung, daher heißt es, von ganz vorn Ausschau halten! Tief unten, geheimnisvoll umblaut, liegen rote Gefäße, schillernde Scherben, zertrümmertes Geschirr. Auf einmal beglückt uns erfrischender Wind, wir beschließen

zu baden: noch nie bin ich in so klarem Wasser, immer noch, trotz der winzigen Wellen, mit Sicht auf ungewohnte Pflanzen, auf geheimnisvolle Dinge, herumgeschwommen!

Nach einem Imbiß in Stavrós, wo alles so köstlich, auf türkische Art, zubereitet war, während der Mittagsglut, Siesta, wie der Spanier sagt, unter einem ganz alten Ölbaum. Mir genügt sein leichter, schütterer Schatten: in den Morgenstunden ist er nicht zu dürftig; wenn die Sonne hochsteigt, läßt er die Mittagsbrise durchs Geäst Kühlung herbeifächeln. Und man schlummert wie unterm Sausen von Meeren oder noch blaueren Dingen ein. An meinem Odysseustag konnte ich aber nicht schlafen: viele kleine Kinder sammelten sich um den Baum, um die leibhaftig zugereiste Seltsamkeit aus Westen recht lange anstaunen zu können. Sie störten mich nicht; kaum näherte sich jedoch ein Erwachsener, schloß ich die Lider: keiner wagte es dann, sich durch einen Ton bemerkbar zu machen; jeder trollte sich bald. Sowie ich das spürte, öffnete ich wieder die Augen, und die Knaben waren noch alle da und lächelten.

Noch im Mittagsbrand brachen wir nach Pilikata auf. Vielleicht stand hier der Palast des Odysseus! Entscheidende Grabungen sind ja noch nicht vorgenommen worden! Ich kenne wohl keinen ergreifenderen Fleck Erde: vollster Inhalt der Vorstellung Hellas. Eigentlich ein von fruchtbaren Mulden umwogter Hügel in kahlem, bedrückendem Gebirgsrund. Aber es stehen drei herrliche Fenster offen: das eine weitet sich aufs tiefe Meer, und dahinter im Nordosten blaut die Insel Leskas ins Wolkenlose. Dort das Kap, von dem sich Sappho, aus Liebesgram, in die ewig Umfassung suchenden, Klippen umhalsenden Fluten stürzte. Das zweite Fenster gegen Süden senkt den Blick zu buchtenreichen Meerbusen: blaue Dreiecke Meer stehen klar vor dem Sinnenden. Hinter all dem Blau aber die Zacken Akarnaniens: beinah schon eine lila Ferne. Durch das dritte kommt uns schon westliche Nachmittagskühle über gekräuseltes Meer zwischen Ithaka und Kephalonia: dort auf der größern Nachbarinsel ragt ein starrer Riese, oder er mag nur, beschwert von seines Hauptes Gebirgskranz, schlafen. Ein Kap ist seine Nase: zu gewissen Stunden mag er herüberblicken! An dieser Stelle dachte die Kaiserin Elisabeth, vor Entschluß zum Achilleion auf Korfu, ihr Schloß zu bauen. Glücklicherweise geschah das nicht; die schlichte Verborgenheit Pilikatas verträgt keinen Prunk: auch ist der Hügel von Erdbeben besonders heimgesucht: wir stehn eigentlich zwischen jüngsten Ruinen!

Griechenlands Charakter bestimmen seine Inseln, Eilande und Halbinseln: die Meeresflächen, mögen sie auch viel ausgedehnter sein, bleiben nur Einfassung, großartige Ergänzung. Es gibt Meere mit Inseln, das sind Inseln mit Meer. Wir sind eben weder Vögel noch dahinschwebende Engel: durch unsre Aufrechthaltung treten wir in Wettkampf mit der Aufgerecktheit der Berge: sie vollenden sich in unsrer Schau, Meere hingegen schrumpfen, uns zu Füßen, zusammen.

Der Tag wird leicht gelber: die reifenden Goldtrauben haben jetzt merkwürdig reine Färbung: darum erscheinen sie nur selten kristallklarer. Zwischen Weinbergen, unter Ölbäumen steigt unser uralter Pfad, oft ein Stufengewürfel an besonders laubreichem Platz. Mispeln, Mandelbäume, Feigen offenbaren uns Vollkommenheit der Pflanzen. Unser Führer hebt mit dem Stock, mir zu Füßen, etwas Laub weg; Schwefelgeruch macht sich deutlich. Er schmunzelt, führt uns an einem Wasseräderchen und Büschen entlang: auf einmal breitet sich's zu einem Tümpelchen, in einer Art von kleiner Eingrottung im Felsen, aus. „Melanhydros!" zeigt er stolz. Und das ist ein gar leichtes, im Glas etwas stahlgraues Mineralwasser!

Wir steigen noch etwas hinan und gelangen zu Häusern: winziger als sie dazwischen ein Kirchlein, dem Ajon Athanasion geweiht. Im Innern erkennen wir, daß es wie ein Nest in zyklopischem Gemäuer eingeklemmt sitzt. Und ringsum dort, überraschend in Wänden, plötzlich unter Bäumen, behauene Blöcke, rauhe Stufen,

die Armeskraft gewälzt; auch mancher Brunnen, eine künstliche Grotte mit Wasser, in dem sich Schlangen herumknäulen, das Bad der Nymphe genannt! Dann Felsen als Pforte steif gereckt, ein in den Stein gehauenes Rund, mit Nischen zum Hineinsetzen von Tafeln oder Gefäßen, Stufen zum Drauflagern und Lauschen, ungleichmäßig von einem Steinthron erhöht: die Schule Homers! Und der Volksmund sagt jetzt wieder: „Vielleicht lag noch früher die Burg Odysseus hier. Eure Neugierde mag in Felsenwinkeln, unter Ölbäumen herumwittern, ihr findet Brunnen und Gräber!“ Niemals hat das, was junge Überlieferung wird, der Erzherzog Ludwig Salvator während seiner langen Ithakazeit behauptet: aber, daß er ähnlich wie die Bevölkerung vermutete, macht ihn schon beliebt, auf lange unvergeßlich. Ich fühlte mich hier, mehr als in Pilikata, unter Helden; viel waren mir gleich die unheimlich alten Steineichen: ich dachte an tapferste Männer! Statt Erlen, wie im Gesang, traf ich bei der Burg unsrer Vermutungen schlankgipflige Mandelbäume: mir fiel Penelope ein. Und ich fand auch ein Überall von Feigenbäumen, in übermütiger Lustigkeit ihrer Riesenreigen durch die Trümmer wiegend: für mich die Freier!

Wie wenig blieb aus mythischer Zeit übrig: wie rührend aber ist jede Schwelle aus Damals, von diesem Volk! Die ersten Schritte des Menschen durch Erfaßtsein im Geist. Felsen, Bäume, Vögel lauter Schöpfungen, daher ganz Unbekümmertheit. Alle Wasseradern, Blut durch Sonne, in den Leibern fruchtbarer Lehnen und Halden: sie werden aus Sonne und Rot in dem Gestirne zu gebornen Regewesen. Die Ölbäume: Gestaltungen aus Mond, hier unter uns; Blume: Blicke der Verliebtheit in Sterne. Und dann der Mensch: er kann die Welt bekunden: in seinen Busen senkt sich der Gestirne Ernst, ohne zu verzittern. Der Mensch bringt die beseeltste Entsinnung. Er baut Stufen, um hervorzuschweifen. Seine erste Stufe aber und jede eigentlichste führt dabei, als im Geist vollbracht, in die Tiefe und zurück: in Gott. Den Menschen zieht es dahin: schrittweise folgen ihm die Geschöpfe auf Erden, in raschem Flug durch unsre Seelen, deren herrliche Schöpfer im Himmel, auch der Menschen Ertürmer: die holde Sonne, der scheue Mond und liebliche Sterne. Und stilles Wittern um die Geheimnisse deutet: alle lodernden Gestirne ihrer Leidenschaft folgen uns der Erruhigung zu. Gottes Arme bleiben in unendlicher Güte offen. Das All wird an bestem Busen einschlummern. Der Mann baut Stufen.

Also auch die Kunst ein Heimgang zu Gott? Durch Menschenaugen, durch meine Hand gelangt gestaltet das Urbild der Schöpfung zurück zum Unerschöpflichen? Du träumst dich in eine freiere, weil stille Welt. Das All braucht Treppenbau, wozu der Mensch berufen ist. Drum ward ihm Orphik mitgegeben. Kein Land umkörpert geheimnisvollere Rhythmen und doch klareren Takt als Hellas. Ich liebe seine steinige Insel Ithaka.

III

„Nicht dort!“ sagt eine Stimme auf Ithaka: „Sondern auf dem Berg Aëtos!“ Nun, so mußte ich auch dorthin. Worum sollte sich's handeln, wenn nicht um Vermutungen, um Spuren des Palastes des Odysseus! Das „Nicht dort!“ gilt Pilikata und der Schule des Homer. Die richtige und einzige befinde sich auf Chios!

Der Aëtos ähnelt sehr einer Pyramide: er ist ein Sattelberg zwischen den viel höhern Hauptkuppen der eigentlich doppelten Insel Ithaka. Vorüber bei noch fliegenden Windmühlen und bei Ruinen von Windmühlen führt der Weg von Vathy zu den Füßen des Aëtos. Er ist schon für den Aufsteigenden mit Aussicht begnadet. Immer wieder beim Felsblöcke-Umklimmen neues Staunen über unvergängliche Johannisbrotbäume, Entzücktsein über das im großen Blau oft gradezu bunt in verschiednen Grün schillernde Meer. Die letzte rötliche Spur eines Pfades geht verloren: wir müssen nun, wie wir's eben vermögen, der Nase nach, weiterklimmen.

Uns wird so heiß und schwer; doch es währt nicht allzulange. Halt! Hier hat Männerarbeit Zeichen zurückgelassen. Von welchem Geschlecht wurden diese Bergtrümmer zwischen Felsenzähne gestürzt? Dort wohl auch: Mauerreste werden wie getürmte Stufen. Also die Krönungsburg des Aëtos beginnt schon unterwegs. Das war aber einmal eine Anlage! Wir klettern noch fort, schließlich stehn wir vor ganz deutlich gewältztem Gemäuer. Gleich darauf: geglätteter Fels, darauf geht sich's prachtvoll: schon eine Einsenkung im Gestein: künstlich! Also die erste Zisterne, bald darauf auch noch ein Loch: der Tiefbrunnen. Nun beide wasserleer. Ein Augenblick der Enttäuschung: keine andern Spuren? Wie alles, was der Mensch geschaffen, weg ist, wenn die Sonne nur einemillionmal drüber auf- und untergegangen ist. Doch die Aussicht ist geblieben: die Kuppen, dort die Inseln, hier unten dieses Meer sah Odysseus, besang Homer! Ist das die Burg: auch hier möchte ich jubeln: ja! Besinne dich: es gibt bloß ein Vielleicht! Freu' dich aber, gewiß soll dort etwas südlich, in der Bucht von Andri, Telemachos gelandet sein, drum konnten ihn die Freier, versteckt auf Asteris, nicht abfangen. Hinterm Neriton, etwas fern, zwischen den Klippen von Frikes, soll Pallas Athene, als Mentor verkleidet, Telemachos an Land gesetzt haben. Wie viel Deutungsmöglichkeiten beschweren die eine Silbe „soll"! — Nach mehrstündiger Mittagsrast unter ältesten Bäumen, wo jeder seine Grille zirpen läßt, folgte auf den schroffen Aëtos das liebliche Lefki: Gewaltigste Küstenfelsen liegen da im Wasser; tierartig aussehende Opuntien (Feigendisteln) scheinen kopfüber ins Meer springen zu wollen: Steineichen und Ölbäume überschatten jedoch schon etwas höher die steilabfallenden, aber dennoch breiten Lehnen. Die Zypresse weist unentwegt nach oben. Myrthen glimmen ihre Sternblütlein an. Terebinthen, Mastyxstrauch und einige Kapernbüsche verklammern, wildgewachsen, die paar prachtvoll gedeihenden Sonnenhänge. Nur im Pinienschutz eines Gartens reifen Apfelsinen, so glühend wie eine frische Morgensonne, gedeihen Zitronen, fahl wie sommerliches Verdämmern nach wolkenlosem Sonnenabschied. Hier, bei blühend duftendem Oleander, im Schatten des allerältesten Ölbaums über einem Gesteintrümmer mit menschlichem Ausdruck und zuckendem Wasseräderchen spricht die Sage geheimnisvoll: der Weinberg des Laërtes. Ich grüße dich, Greis, Ahne eines Geschlechtes, dessen Taten ewig im Grau der Vorwelt dämmern werden: kein Dunkel verwirrt in frühern Weltgeschehen durch Hellas! Laërtes, Vater des ersten Zweiflers, der, klar erdeutbar war's, sein Geschick von Athena umsorgt sah, aber dennoch keinem Gott traute, weinte, weil er an keinen zu glauben vermochte, Laërtes, heute vergrüble ich mich bei deinem Ölbaum im Hain zwischen dornigem Zaungerank. Vergangenheit ist auf Ithaka kein Wort so schaurig wie Unterwelt und Abgrund: ein paar Trümmer, Bäume, Stufen, darüber der Sage Schimmern, wie Perlmutter scheint es mir: eine Andacht wie vor stillem Morgen. Wissen Bäume davon: an des Laërtes Weinberg wächst der kleine Garten des Telemachos: eine Zypresse, schlank wie der Jüngling, fand ich drin: in eines Feigenbaumes Frische sollte ich lang an Männer und Frauen denken, die, ein Vorgeschehen zu ihrem Nieverdunkeln im Gesang, schon bei ihren irdischen Schritten mit festem Alter, das wenig schwankte, im Dasein verblieben. Helene, Penelope, Odysseus, Telemachos, ihr seid Beschenkte mit Jugend!

Viele Windmühlen leben noch heiter und gesund auf den Felsenspitzen über Lefki und dem nahen Ajos Johannis. Im Norden sind der Mühle Flügel meistens kreuzartig, hier aber achtzackige Sterne, die sich flugs und silbern leuchtend den ganzen Nachmittag im Westwind drehten. Später legte sich dann der Wind, wie meistens, und da standen die leichten Sterne der Mühlen still und warteten mit Andacht auf die geschwisterlichen Sternlein am Himmel. Und als es bei Ajos Johannis Abend war, fuhr ein Dampfer langsam durch die Meerenge zwischen Ithaka und

Kephalonia. „Ein österreichisches Schiff!“ Sagte mir ein alter Mann: „Es kommt von Alexandria und fährt nach Haus; hier kommen viele solche vorüber!“ Auch ein Mythos: dieser Greis möge aber bis an sein Ende, Gott wolle es ferne, daran glauben, daß vor seinen Blicken, reichbeladen österreichische Schiffe wie einst von Ägypten und China, heimkehren oder, schwer an Fracht, in den Indischen Ozean, ins Rote und Gelbe Meer hinunter dampfen!

IV

Noch einen Spaziergang ins Mythologische möchte ich erzählen. Diesmal wanderten wir nach Süden: zur Quelle der Arethousa! So heißt in Griechenland manche: auch im Norden Ithakas sprudelt eine Arethousa. Sie hat aber mit Alpheus nichts zu tun, sondern erlebte folgendes unter den Sternen: sie war die Mutter von Korax, der Jäger war und auf Ithaka abstürzte (auf der Rabenjagd?). Die Mutter erhängte sich aus Schmerz, der so steinerweichend war, daß eine Quelle hervorbrach. Recht lange zogen wir dahin, zuerst zwischen Gärten, dann auf steinigem Pfad, über kahle Berge. Vor uns, weit im Blauen, Oxia, die Insel der Spitzen, dort wurde nach Ansicht einiger Forscher die Seeschlacht von Lepanto geschlagen, von der großer Ruf in der Christenheit erscholl: Don Juan d'Austria, der Admiral, unter ihm Spanier, Venezianer und Päpstliche, hat die Meermacht des Türken vernichtet! (In der Bibliothek zu Andritsäna in Arkadien fand ich eine „mythologische Reise“ eines Pastors im Hannöverschen Mathaei-Lewin. Ich konnte nicht nachforschen, ob es eine fingierte Reise in den 30er Jahren war oder nicht, da die unbeleuchtete Bibliothek geschlossen wurde, als ich im Dunklen fort mußte. Am nächsten Tag erwartete man mich vor Sonnenaufgang zu einem Ritt zum Tempel des Apollon Epikurios. Doch das Buch schien eines „Belesenen“ zu sein. Ich schlug auf und las etwa: „Auf der Fahrt zwischen Oxia und Zakynthos kamen wir über eine Untiefe, die unsere Matrosen Dulicha nannten. Ich stutzte und erkundigte mich, woher der Name stamme und erfuhr, hier wäre die homerische Insel Dulichium gewesen, sie sei bei einem Erdbeben verschwunden.“) Endlich fanden wir die Quelle zwischen Schotter und Trümmern; sie ist ein klares Wasser, in tiefer Grotte, nicht größer als ein Tümpel. Der Geschmack soll leicht mineralisch sein; uns blieb der bekömmliche Schluck verweigert. Wir hatten kein Eimerchen und gelangten nicht dazu. Mein Durst war aber groß, uns mußte Tantalus einfallen: bei so einem Hundstag! Hohe Kuppen verdeckten wohl schon die Sonne, aber die Luft blieb wie Feuer. Alle Versuche mit Zwirn und Becher mißlangen, schließlich entglitten uns die Gegenstände des Versuches; nun liegen sie als unfreiwilliges Opfer für die Nymphe am Grund ihrer Quelle. Darauf legten wir uns hin und schliefen ein; als ich sehr durstgequält aufwachte, war der Himmel strohgelb. Ich wischte mir die Augen; er blieb derselbe. Nun, es war eben unterdessen Abend geworden! Ich weckte meinen griechischen Begleiter; wie nun zurück durch Dick und Dünn? Er huschte auf und rief laut und klar in die Ferne: nach Menschen, um Weg und Wasser. Antwort kam: Kinderstimmen von oben. Das ist der Korakos-petra, also der Rabenstein! wurde ich unterrichtet. Von dorther erreichte uns Auskunft. Bald gut verständlich. „Wir sollen senkrecht empor, oben ist ein Weg und Wasser!“ sagte der andre Durstige zu mir Durstigem. Also wir hatten in Luft erhascht, um was es sich für uns handelte, ich war dazu bereit. So ging's rasch ans Klettern. Eine schwere Sysiphusplage begann; besonders ich rutschte immer wieder, nach drei Schritten zwischen den Felsen, um zwei zurück. Die freundlichsten Sterne blitzten auf, auch die mürrischern, sogar die Milchstraße begann um ihre Lieblinge Schleier zu legen, vielleicht damit auch sie, wie es sonst gute Bauernkindlein, bei Anbruch der Nacht, tun, angenehm einschliefen. Wir aber

wurden von Kinderstimmen beherrscht und geleitet. Nachdem sie unsern Ruf gehört hatten, standen sie uns unentwegt bei. Noch im Dämmerschein konnte ich sie über Felsen unter Kaktusgeblätter wahrnehmen, nun bei Nacht, vernahmen wir bloß ihre Weisungen: Sie mußten riesig scharf sehen: bei jedem Schritt mit Hand und Fuß erscholl es: mehr rechts, nun links, gut so, gradaus; je nachdem wir richtig oder fehl kletterten. Dazwischen aber kamen immer wieder Anfeuerungen: Wasser erwartet euch, der Pfad oben ist bequem! Oder Versprechen: wir führen euch, der Aufstieg ist nun leichter, dauert nicht lang! Die Klarheit des Abends war unsagbar: kein Windhauch. Ein paar Knabenstimmen umsingen, richtig und im Takt sagend, oft rhythmisch rufend, eine Spanne Nacht über Felsen, Schluchten, Meer und Bucht. Wäre ein Boot weit unten vorbei gerudert, seine Insassen hätten jedes Wort verstanden. Welch kristallhaftes Zusammentreten von Erlebnis und Ereignung! Kinderstimmen haben es lieblich verkündet. Mir war es, als hätten wir ein kosmisches Geräusch erlauscht. Als wir fertiggeklettert waren, fanden wir Hütten, Wasser und Weg. In diesem steilen Felsenwinkel lebte in der so fernen Zeit, der wir hier nachspüren, Eumäus, der göttliche Sauhirt.

Daskaliò heißen Klippen bei Ithaka, die vielleicht dereinst Asteris waren. Daskaliò heißt in einem älteren Griechisch Schule. Erzherzog Ludwig Salvator macht nun darauf aufmerksam, daß in Italien viele Riffe le scuole, also auch Schule, heißen! Und wirklich, dem gleichförmigen Lärm in einer Schule, mit einzelnen sprudelnden hellen Kinderstimmen dazwischen, gleicht das Anplätschern, Aufrauschen von Wellen an Felsen und über bemooste Steine, wenn man, bei munterm Wind, an sie heransegelt. So ein Brummen und Rauschen kann Mythen schaffen! Wenn auf Ithaka, gegen Morgen, ein Hahn kräht, so fangen gleich alle Hähne der Stadt an mitzukrähen. Auch kein Esel bleibt ohne Echo. Am schlimmsten treiben es Hunde. Einer bellt an, Haus für Haus birgt seinen Mitkläffer, jedes Gehöft ist mit einem Tier, das bellt, versehen: kurz, eine Herrschaft des Hundechores. Wer kann da noch schlafen? Hitze, Mücken und aristophanische Chöre sind die Plage Ithakas, besonders bei Nacht. Ähnlich wie oft bei uns. Es bleibt aber bei „ähnlich"! Solch ein unweigerlich sichres Einsetzen von Tierlauten auf die Aufforderung einer einzigen Stimme hin oder sogar bloß durch die Stunde geheimnisvoll hervorgejuckt, habe ich noch niemals so jäh und andauernd erlebt, wie hier im Land der Geburt des Komödienchores durch Tierstimmen.

Aus der Selbstbiographie des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen *)

Der erste Deutsche Reichstag wurde nach dem Friedensschuß und der Rückkehr des Großen Hauptquartiers am 21. März 1871 mit besonderem Pomp eröffnet. Moltke trug das Reichsschwert, Roon die Standarte, und der alte Kaiser machte an der Spitze seiner siegreichen Paladine, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Carl, Bismarcks usw., einen höchst imposanten und sympathischen Eindruck. Dabei war die Stimmung über die ungeheueren politischen und militärischen Erfolge des Krieges eine äußerst gehobene und begeisterte. Man stand im vollen Genuß des Erreichten und blickte voll Vertrauen auf die weitere Entwicklung der Dinge in die Zukunft.

*) Ein anderer Abschnitt aus der Selbstbiographie erschien bereits im Juniheft der „Deutschen Rundschau", Jahrgang 47, Heft 9.

Das feindliche, gehässige Auftreten des neugebildeten Zentrums bei der Diskussion über die Feldherrndotation am Tage vor deren wunderbarem Einzug der Truppen am 14. Juni 1871 konnte diese Stimmung kaum stören; höchstens bedauerte man, daß eine große, gewichtige Partei sich und die Nation so im Genuß der großen Erfolge stören und sich selbst die Stimmung vergällen konnte. Bischof von Ketteler von Mainz hielt damals eine große Rede: Justitia fundamentum Regnorum, welche Bennigsen sehr glücklich beantwortete, als Referent der Budgetkommission.

Der Einzug verlief dann höchst glänzend und bot einen nie dagewesenen und auch wohl nie wiederkehrenden Anblick. Die Via triumphalis, vom Brandenburger Tor, die Linden entlang bis zum Schloß, bildete eine doppelte Reihe von eroberten feindlichen Geschützen, welche Rad an Rad standen.

Der Moment, wo der alte Kaiser mit einer glänzenden Suite von Fürsten und Generalen an das enthüllte Reiterstandbild seines Vaters Friedrich Wilhelm III. heranritt und Hunderte von eroberten französischen Fahnen zu Füßen desselben niedergelegt wurden, war ein einziger und unvergeßlicher. Das war eine historische Genugtuung für jene, welche der Sohn dem Vater erkämpft hatte.

Im Parlament fand ich schnell eine Reihe höchst angenehmer Beziehungen und trat auch bald in ein näheres persönliches Verhältnis zum Reichskanzler Fürsten Bismarck.

Die treue Freundschaft, welche er aus seiner Frankfurter Gesandtschaft der Familie Becker bewahrt hatte, in welche wiederum Eugen *) hineingeheiratet hatte, war wohl ein wesentliches Moment dabei. Vom ersten Tage ab trat der Fürst mir, dem damals kaum bekannten Abgeordneten, mit dem größten Wohlwollen und Vertrauen entgegen. Seine rückhaltlose Offenheit und Zwanglosigkeit im Verkehr hatte etwas völlig Faszinierendes und Gewinnendes. Abgesehen davon, daß man sich dem größten Manne des Jahrhunderts gegenüber fühlte, welcher jeden wie seinesgleichen behandelte, nie posierte, sondern die einfache, herzliche Gastlichkeit eines Landedelmannes übte, hatte gerade das rein Menschliche seines Wesens etwas unwiderstehlich Anziehendes. Die Fürstin, in ihrer Art vielleicht ein ebenso einziges, seltenes Naturell wie er, welche nur die Neigungen und wohl auch die Abneigungen ihres Gemahls — allenfalls in gesteigertem Maße — teilte, akkompagnierte ihn in ihren häuslichen, gefälligen Beziehungen mit vollster Hingabe.

Wie ich später hörte, hatte der Fürst nach dem ersten 5-Uhr-Diner, zu welchem Eugen und ich geladen waren, gesagt, ich solle künftig alle Wochen eingeladen werden. Er ging schon damals nie in Privat- und nur ganz ausnahmsweise auch in die Hofgesellschaft. Dagegen hatte er täglich zwei bis drei Gäste im Überrock zu Tisch, und abends nach 10 Uhr war für einen großen Kreis stets offenes Haus. Die Geselligkeit hatte den größten Reiz. Man traf da alle Zelebritäten nicht nur der heimischen Gesellschaft, sondern der ganzen Welt. Auf den großen Routs, welche während der Parlamentszeit fast alle Sonnabende stattfanden, sammelte sich dann alles, was irgendeine politische oder soziale Stellung hatte, die dazu berechtigte. Man hat im Laufe der Jahre wohl fast alle Persönlichkeiten von Bedeutung des In- und Auslandes dort gesehen.

Im kleineren Kreis besonders sprach sich der Fürst über die intimsten Dinge mit einer merkwürdigen Offenheit aus, machte fast nie Diskretion zur Pflicht, sondern sagte wohl gelegentlich, „er nehme an, daß jeder, welcher bei ihm verkehre, Urteil und Diskretion genug habe, um zu wissen, was er weitererzählen könne, was nicht". Ich glaube auch, daß er dabei sich nie hat weiter gehen lassen als

*) Dr. Eugen Lucius, Mitbegründer der Höchster Farbwerke.

er wollte, und daß er stets genau unterschied, wen er vor sich hatte. Manche scheinbare Indiskretionen sind wohl absichtliche gewesen.

Es folgten die Jahre des Kulturkampfes, der Gründerperiode, wo er zum Teil auch von alten politischen Genossen in der heftigsten und gehässigsten Weise angegriffen wurde. Er wehrte sich tapfer seiner Haut und zeigte nicht, wie tief ihn mancher Angriff verwundete. Die „Reichsglocke" (Gehlsen, Diest, Loë), welche ebenso wie die „Eisenbahnzeitung" ihre Verbindung am Hof hatten, überhäuften ihn mit Schmähungen und bitteren Beleidigungen. Um so expansiver war der Fürst im Kreis derjenigen, welche er seines Vertrauens und seines Wohlwollens würdigte. Es waren interessante Jahre, wo ich fast täglicher Gast im Hause war und mein erster und letzter Besuch dort war.

In der großen Öffentlichkeit trat dieses Verhältnis bei Gelegenheit der Beratung des Militärgesetzes, welches mit der Vereinbarung des ersten Septennats endete, hervor. Der Streit drehte sich darum, ob die Friedenspräsenzziffer für das deutsche Heer für immer, das heißt bis zur neuen gesetzlichen Fixierung, gesetzlich festgelegt werden, oder ob sie jährlich durch den Etat festgestellt werden sollte. Die Linken und auch ein Teil der Nationalliberalen sahen darin eine Beseitigung des Budgetrechts auf dem finanziell und politisch wichtigsten Gebiet, während die gesamte Rechte ebenso für die dauernde Fixierung war, gerade, um die Armee dem Streit der Tagesmeinung und den Kämpfen um parlamentarische Machterweiterung zu entziehen.

Die Dinge standen um Ostern 1874 auf des Messers Schneide. Allerdings war die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sich eine kleine Mehrheit eventuell durch Spaltung der Nationalliberalen für die Regierungsvorlage finden würde, wenn der Kanzler darauf bestand. Gerade damals erkrankte er an einer schmerzhaften Nierenentzündung und war mehrere Wochen ans Bett gefesselt. Eines Tages wurde ich zu ihm gerufen, und er gab mir, im Bett liegend, seine Dispositionen. Er werde eventuell sich von den ganzen Geschäften zurückziehen, diese Kämpfe nach allem glücklich Erreichten erschöpften seine Kräfte. Es sei ja möglich, daß er, mit voller Energie eintretend, das Ganze durchsetzen könne. Allein es sei nicht weise, den letzten Tropfen der Hingabe aus zweifelhaften Freunden herauszupressen und damit eine große patriotische, wohlgesinnte Partei wenn nicht zu sprengen, doch wenigstens dauernd zu verstimmen und in ihrer willigen Mitarbeit zu stören. Es genüge, die Zahl auf eine Reihe von Jahren festzulegen, sowieso änderten sich die Verhältnisse, und man werde an der Friedenspräsenzziffer sowieso mit zunehmender Bevölkerung ändern müssen.

Er habe soeben mit Seiner Majestät, welcher ihn besucht hatte, in diesem Sinne gesprochen, und derselbe habe förmlich erleichtert aufgeatmet, als er von der Möglichkeit eines solchen Arrangements auf sieben bis zehn Jahre gesprochen habe. Er habe sich den Schnurrbart nach seiner Art befriedigt gestrichen und sei leicht und elastisch im Zimmer auf und ab geschritten.

Ich glaubte ihm nach meiner Kenntnis der Verhältnisse und Personen versichern zu können, daß ein solcher Vorschlag mit Leichtigkeit, und zwar auf eine lange Reihe von Jahren, angenommen werden würde. Auf der rechten Seite werde man auf das Äternat zwar lieber eingehen und für dieses mit Energie eintreten, indes unannehmbar werde das Minus auch nicht sein.

Diese überraschende Nachricht teilte ich dem Willen des Fürsten gemäß der Fraktion, welche sich schon ziemlich auf das Äternat verbissen hatte, mit und erregte damit naturgemäß die größte Sensation.

Der weitere Verlauf bestätigte die Richtigkeit der Auffassung des Fürsten, und das Septennat wurde mit großer Majorität angenommen. Der alte Kaiser, welcher damit wohl geglaubt hatte, die Angelegenheit für seine Lebens- und Regierungszeit

erledigt zu haben, sollte noch den Ablauf und die Erneuerung des ersten Septennats erleben.

Im Abgeordnetenhaus drehte sich damals das Interesse um die Maigesetze, welche den Kulturkampf auf seine höchste Höhe führten. Ich war im Reichstag ein fleißiges Mitglied verschiedener Kommissionen, besonders der Budgetkommission, und wurde auch in den Vorstand der Deutschen Reichspartei, wie sie sich dort nannte, gewählt.

1879 wurde ich zum 2. Vizepräsidenten des Reichstags gewählt und schnitt dabei, öfters den Vorsitz führend, recht gut ab.

In dieser Eigenschaft war ich auch mit dem Präsidium bei der Gratulation zur goldenen Hochzeit des kaiserlichen Paares und überbrachte die Beileidsbezeugung zu dem plötzlichen, völlig unerwarteten Tode des Prinzen Waldemar dem kronprinzlichen Vater.

Seit dem April 1876 erfolgten Rücktritt des Ministers Delbrück, welchem der hessische Minister Hoffmann als Präsident des Reichskanzleramts folgte, hatte sich ein großer Wechsel in der wirtschaftlichen Anschauung vollzogen. Den großen wirtschaftlichen Aufschwung, welchen die dem Krieg folgenden Jahre gebracht hatten mit ihren Auswüchsen in der Gründerperiode, war eine lebhafte Ernüchterung gefolgt. Eine aus 204 Abgeordneten bestehende wirtschaftliche Vereinigung, an deren Spitze der Freiherr von Varnbüler, früherer württembergischer Premier, stand, befürwortete eine schutzzöllnerisch-agrarische Politik und erklärte den manchesterlichen Laisser-aller den Krieg. Bismarck begünstigte diese Bewegung, welcher zunächst 1878 auch Camphausen zum Opfer fiel. Das Parlament vereinbarte mit der Regierung einen straff schutzzöllnerischen Tarif, in welchem auch die land- und forstwirtschaftlichen Produkte mit allerdings nur mäßigen Sätzen bedacht waren.

Einen der Hauptstreitpunkte bildeten die Kornzölle, für welchen die niedrigen Sätze von 50 Pf. per 100 Kilo Roggen und Weizen vorgeschlagen waren. Die Kommission empfahl Verdoppelung dieser Sätze und Gleichstellung von Roggen und Weizen.

Die Abneigung, diese nötigsten Lebensmittel, welche in steigendem Maße bei unserer wachsenden Bevölkerung importiert wurden, mit Zöllen zu belegen, war selbst bei den Freunden der Vorlage recht groß. Bismarck selbst bezeichnete dieselben mehr als Zentral- und Ordnungs-, als wie als Schutzzölle. Daran, sie so hoch zu steigern, daß sie einen wirksamen Schutz bilden könnten, dachte man damals kaum.

Die Minister Falk, Hobrecht, Friedenthal gaben damals etwa im Juni gleichzeitig ihre Entlassung. Falk, weil er sich als Hindernis der Beilegung des Kulturkampfes fühlte, Hobrecht, weil er sich der Aufgabe nicht gewachsen fühle und auch nicht einig mit dem Fürsten betreffs des Tabakmonopols war, Friedenthal, weil er Bedenken gegen die inaugurierte Zollpolitik hatte.

Von einer Tour nach Muskau-Spreewald, welche ich mit den Fürsten Hohenlohe-Langenburg und Staelin gemacht hatte, spät abends am 29. Juni 1879 zurückkehrend, fand ich ein Billett des Fürsten, bei ihm zu erscheinen.

Ich ging am folgenden Tage hin, und er eröffnete mir zu meinem großen Staunen folgendes: Die drei Minister hätten à tempo, um einen schöneren Abgang zu haben, ihre Entlassung eingereicht. Zum Finanzminister habe er einen alten, geschulten Bureaukraten ins Auge gefaßt, Herrn Bitter; Kultusminister würde ich wohl nicht werden wollen, ob ich geneigt sei, das Landwirtschaftsministerium zu übernehmen, was durch die Überweisung der Domänen und Forsten ein ganz stattliches Ressort geworden sei.

So überrascht ich war, so nahm ich doch ohne viel Besinnen den Vorschlag an, indem ich ihm für das große, mir erwiesene Vertrauen dankte und versicherte, ich fasse diese Anfrage nur als eine eventuelle auf. Wenn sich im weiteren Verlauf der Dinge andere Kombinationen als geeigneter herausstellten, so möchte er sie ruhig verfolgen. Beharre er bei meiner Kandidatur, so sei ich bereit, nach besten Kräften die Sache anzugreifen, deren Schwierigkeiten ich nicht gerade fürchtete.

Damit war der Würfel gefallen. Erst nach mehreren Tagen transpirierte etwas von den schwebenden Verhandlungen. Ich empfing Gratulationen und Kondolenzen, aufrichtige und unwahre.

Am 12. Juli wurde der Reichstag geschlossen, nachdem der Zolltarif vereinbart war; am 13. wurde meine Ernennung von Sr. Majestät in Ems vollzogen, am 15. erhielt ich die Kabinettsorder und fuhr damit zum Minister Friedenthal. Ich fand ihn etwas unruhig und aufgeregt, daß er noch keinen Bescheid auf sein Entlassungsgesuch habe, es werde wohl in Ungnade erfolgen. Während ich noch bei ihm war, erschien ein Bote aus dem Kabinett, welcher ihm die Entlassung in gnädigster Form und gleichzeitig die Erhebung in den Adelstand brachte. Letzteres erklärte er ablehnen zu wollen, was er auch wirklich getan hat.

Um 2 Uhr mittags war im Reichskanzler-Palais eine Staatsministerialsitzung, wobei von Puttkamer, welcher unter gleichem Datum zum Kultusminister ernannt worden war, und ich eingeführt wurden. Die Sitzung, welcher Hoffmann, Graf Eulenburg, Kameke, Maybach, Bitter und wir beide beiwohnten — Leonhardt und Bülow waren krank und erschienen auch nicht wieder — war eine behagliche Kauserie vor dem allgemeinen Aufbruch zum Urlaub.

Am selben Tag verabschiedete sich Friedenthal, und ich übernahm 4 Uhr nachmittags die Geschäfte, bezog auch gleich ein Schlafzimmer im Ministerium, welches ich teilweise vom Hotel Angleterre möblierte. Ich arbeitete fast ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, um mich schnell zu orientieren, las sämtliche Eingänge, schrieb alle zweifelhaften Sachen zum Vortrag in der Abteilung oder zur Rücksprache.

Einige Tage später fuhr ich mit den neuernannten Ministern nach Koblenz zur persönlichen Meldung bei Sr. Majestät. Er empfing uns mit der größten Leutseligkeit und sprach mit jedem eingehend über sein Ressort. Ich war in Landwehrleutnant-Uniform, was ihn besonders amüsierte. „Es sei wohl das erstemal, daß sich ein Leutnant als Exzellenz bei ihm melde, wenn es nicht vielleicht beim Grafen Arnim der Fall gewesen sei.“ Wir sollten uns stets in allen wichtigen Fragen direkt an ihn wenden, er sei stets zu finden.

Sein Wesen hatte etwas äußerst natürlich Würdevolles, dabei leutselig, beinah herzlich im Verkehr.

Wir waren dann zur Tafel befohlen, wo wir auch Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta vorgestellt wurden. Auch Prinz Wilhelm, welcher damals in Bonn studierte, erschien und meinte: „Von Professor Nasse habe er schon von mir gehört, ich sei der Kanal gewesen, durch welchen Fürst Bismarck der Fraktion Intentionen kundgegeben habe.“

Am folgenden Tage trat ich die Rückreise über Wiesbaden an, wo damals Otto und Helmut bei Künckler in Pension (das heißt in Biebrich) waren. Julie war inzwischen mit unserem Töchterchen Ellen (geboren 12. September 1877) nach Eastborn ins Seebad gegangen.

Bis Ende oder Mitte August blieb ich fleißig arbeitend in Berlin und kam, da die Stadt ganz leer war, keinerlei parlamentarische Geschäfte und gesellige Pflichten mich abzogen, schnell in meine Orientierung voran. Das Personal des Ministeriums

war ein ausgezeichnetes, insbesondere waren der Direktor Marcard und der Landforstmeister von Hagen wahre Juwele an Geschäftskunde, Arbeitsfreudigkeit und Zuverlässigkeit. Ich hielt die Maschine zunächst einfach im Gang und fand, da mir die meisten Materien nicht fremd waren, es keineswegs schwierig, die Geschäfte zu leiten. Änderungen und zweifelhafte Entscheidungen behielt ich späterer Zeit vor. Landratsamt und die fast zehnjährige parlamentarische Praxis hatten mir grade für diese mehr dirigierende Tätigkeit eine gute Vorschule gegeben. Zudem besteht die Hauptsache in solchen Stellungen in der richtigen Benutzung und Behandlung der vorhandenen Persönlichkeiten. Ich habe das Vertrauen meiner Untergebenen, wie ich glaube, sehr schnell und in immer steigendem Maße gewonnen und auch behalten mit ganz verschwindenden Ausnahmen.

Übrigens gehörte das landwirtschaftliche Ressort in jenen Jahren nicht gerade zu den leichten. Es herrschte damals eine große, weitverbreitete Unzufriedenheit in diesen Kreisen über die wirkliche und vermeintliche Vernachlässigung ihrer Interessen, und Fürst Bismarck war meist geneigt, diese Bewegung zu fördern und zu begünstigen. Es ist nirgends möglich, es allen recht gut zu machen, und bei weitem am schwierigsten in meiner bis November 1890 dauernden Amtszeit war gerade das Verhältnis zu Fürst Bismarck. In meinem Ressort, im Staatsministerium, im Parlament bin ich verhältnismäßig leicht mit allen durchgekommen und habe eine ganze Reihe wichtiger Gesetzvorlagen und administrativer Fragen zum Abschluß gebracht. So das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880, die Höfeordnungen für Westfalen und Lauenburg, Übertragung der Separationsgesetzgebung auf die Rheinprovinz, Rentengüter und polnisches Ansiedlungsgesetz. Den Höhepunkt meiner parlamentarischen Tätigkeit bildete wohl die letzte große Erhöhung der Getreidezölle 1887 von 3 auf 5 M. Ich vertrat diese Vorlage allein im Reichstag, da Bismarck abwesend war und der Reichsschatzsekretär Dr. Jacoby krank war. Es ist auch das einzige Mal gewesen, daß der Fürst mir in einem anerkennenden Schreiben uneingeschränktes Lob gezollt hat für die „geschickte und beredte Vertretung der Sache".

Einen immer wiederkehrenden Differenzpunkt bildeten die Fragen der Schließung der Grenzen gegen Österreich und Holland bezüglich des Rindvieh-Imports. Ich wünschte, in diesen Beziehungen nicht über das im weiten Sinn Notwendige hinauszugehen, weil der Import von Holländer Vieh für die heimische Viehzucht kaum zu entbehren war, befürwortete auch gelegentlich die Zulassung von gesundem, magerem Schwarzvieh. Auch die Entrüstung über Maßregeln des Polizeipräsidiums, welche oft die Hundesperre wegen Tollwutfällen aussprach, entlud sich auf meine Schultern. Die Dinge spitzten sich öfters bis zur Kabinettsfrage zu, arrangierten sich aber immer wieder.

Wahrhaft ideal war mein und aller Minister Verhältnis zum alten kaiserlichen Herrn. Er war stets zugänglich und von einer wunderbaren Korrektheit und Ordnung in der ganzen Geschäftsbehandlung. Auf jeden Vortrag hatte man umgehend Entscheidung, selten wich sie vom gemachten Vorschlag ab, war es der Fall, so geschah es immer mit einer besonderen, rücksichtsvollen Motivierung. Er sprach nie mit einem Minister über das Ressort des anderen und folgte dem Rat des Ressortchefs meist, so lange er in der Vertrauensstellung war. Er ließ nie warten, und wenn es geschah, entschuldigte er sich in einer sehr verbindlichen Weise, daß es etwas Rührendes hatte. Mit Vorliebe benutzte er bei kürzeren Gesuchen um Vortrag oder um Urlaub die Eingabe selbst zur Erteilung des Bescheids und das Kuvert zur Adressierung. Er änderte dann die Adresse „An des Kaisers und Königs Majestät",

„Von usw. an den Minister L." Der Bescheid war immer freundlich, er schrieb zum Beispiel auf ein Jagdurlaubsgesuch: „Sehr gern, aber mit Neid bewilligt."

Überall ein Ausdruck seines liebenswürdigen Gemüts.

Bei den Empfängen zur Neujahrs- und Geburtstags-Gratulation, welchen der Fürst Bismarck öfters wegen Abwesenheit oder Unwohlseins nicht beiwohnte, hielt er stets besonders gnädige Ansprachen, wobei er viel Fremdwörter, in fast friderizianischer Art, gebrauchte. So sagte er bei dem Neujahrsempfang, an welchem die Nachricht von Gambettas Tode gekommen war: „Da ist wieder ein remuanter Charakter weniger in der Welt, die Ruhe bei unseren Nachbarn ist nur auf der Surface, da sind so impulsive Leute gefährlich."

„Ich bin noch nie so gut entouriert gewesen wie jetzt. Die Herren machen mir alle die Arbeit so leicht, versehen ihr Amt so ausgezeichnet, daß ich nur wünschen kann, sie halten ferner aus. Ich sehe auch nicht gern neue Gesichter um mich. Besonders bin ich Ihnen auch dankbar dafür, daß Sie mit dem Fürsten so gut hinkommen."

Er gab stets jedem Minister die Hand, und ich glaube, nie in den neun Jahren meines Dienstes im selben Raum gewesen zu sein, ohne daß er ein freundliches Wort der persönlichen Begrüßung an mich gerichtet hat. Er war ein Herr, der sich jeden attachierte und den Dienst leicht machte.

Am ersten Geburtstag, welchen ich als Minister mitbeging, 22. März 1880, schickte er mir am Abend die 4. Klasse Roten Adlerordens mit dem Bemerken, die 3. werde am nächsten Tag folgen. Bei der Gratulation sagte er dann: „Da ich noch nichts gehabt hätte, hätte ich die 4. Klasse zunächst erhalten müssen, sonst hätte ich später nicht die Schleife zur 3. und das Eichenlaub zur 2. bekommen können." Diese festen Grundsätze bei den Ordensverleihungen waren nur ihm selbst und dem Geheimen Zivilkabinett bekannt. Sie wurden streng beobachtet, und Anträge, welche dem nicht entsprachen, erfuhren ihre Korrektur im Kabinett.

Als er mir an seinem 90jährigen Geburtstag, 22. März 1887, das Großkreuz und Eichenlaub verliehen hatte und ich mich bei der nächsten Begegnung dafür bedankte, sagte er: „Es ist mir eine große Freude gewesen, Ihnen diese Auszeichnung verleihen zu können und Ihnen ein neues Zeichen meiner vollen Zufriedenheit mit Ihren Diensten zu geben."

Die Art, wie er seine Auszeichnungen verteilte, machte diese doppelt wertvoll.

Er hatte gehört, daß ich gerade in der Zeit, wo ich zum Minister ernannt worden war (Juli 1879) im Begriff gewesen war, eine Dienstleistung zum Rittmeister zu machen und daher an der Erfüllung verhindert worden war. Um Weihnachten erhielt ich dann so die Beförderung zum Rittmeister. Wenn wir zu den Paradediners, von Bötticher und ich, in Militäruniform erschienen, war Se. Majestät stets besonders huldvoll. „Wie ich die Herren Rittmeister von weitem mit den Großkordons sah, dachte ich gleich, das müßten Prinzen oder Minister sein."

Während meiner ganzen Amtszeit ging ich stets als letzter gegen Ende August auf Urlaub und wurde, da gewöhnlich Se. Majestät vor dem 18. August, Geburtstag des Kaisers von Österreich, in Babelsberg eintraf, zur Verabschiedung dorthin zur Tafel befohlen. Es war stets kleine Gesellschaft, keine Uniform, sondern schwarzer Frack ohne Band befohlen. Der Verkehr war da ohne alles Zeremoniell, ganz zwanglos.

Auch Ihre Majestät, die Kaiserin Augusta, hat mich vom ersten Tage ab mit besonderer Huld und Gnade als Thüringer Landsmann behandelt. Sie ließ sich sogar — wie ich öfters bemerkt zu haben glaubte — im Verkehr mit mir insofern gehen, als sie in thüringischen Dialekt fiel. In Erfurt interessierte sie die hohe Gartenkultur und das Ursuliner Kloster besonders, welches noch einige Reliquien

von der heiligen Elisabeth besitzt. Sie zog mich auch schon im zweiten Jahr meiner Ministerzeit zu den kleinen Tees in der sogenannten Bonbonniere zu.

An beide hohe Persönlichkeiten habe ich nur freundliche und dankbare Erinnerungen. Beide sind sich in ihrem huldvollen Benehmen unverändert gleich geblieben bis zum letzten Tag.

Als am 9. März 1888 der alte, große, edle Kaiser starb, hatte die ganze Nation das tiefste Trauergefühl, als habe es den Vater verloren, als sei mit ihm die große Periode der deutschen Geschichte zu Grabe gegangen.

Heines Jugendfreund Johann Baptist Rousseau

Nach unbenutzten Quellen

Von

Heinrich Schiffers

Nicht nur als Jugendfreund Heines, auf dessen dichterisches Werden er nicht ganz ohne Einfluß blieb, verdient Johann Baptist Rousseau unsere Beachtung; sein eigenes dichterisches Schaffen, mehr vielleicht noch seine eigenartige Stellung im rheinischen Geistesleben während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zwingt uns, den nicht immer geraden Pfaden zu folgen, die der durch Verhältnisse und eigene Schuld Unglückliche gewandelt ist. Manches Neue aus dem Leben Rousseaus bringen die folgenden Ausführungen, die sich auf archivalische Quellen und auf bisher unbenutzte Drucke stützen.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu Bonn geboren, wurde J. B. Rousseau bald von dem damals am Rhein aufblühenden literarischen Leben erfaßt. In Hauslehrerstellungen, die er nach kurzem Universitätsstudium bekleidete, hielt's ihn nicht lange. Nach Christian Samuel Schiers frühem Tode fiel ihm als Herausgeber der in Köln erscheinenden „Agrippina" eine führende Rolle im literarischen Leben am Rhein zu. Daß wegen eines von Heine eingesandten Jammerliedes auf Berlin, das „im Hannövrischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben" sein soll, die Zensur der „Agrippina" ein frühzeitiges Ende bereitete, ist durch eine Mitteilung Alfreds von Reumont, der Rousseau eine Zeitlang nahegestanden hat, bekannt geworden. Diese Zensurmaßnahme ist nicht nur für die Geschichte des geistigen Lebens am Rhein bemerkenswert, darüber hinaus gestatten uns die im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin ruhenden Akten einen Einblick in das System der Zensur schlechthin. Aus diesen Gründen sei hier näher darauf eingegangen.

Ohne Bedenken hatte am 30. November 1823 Oberpräsident von Ingersleben in Koblenz Rousseau auf sein Gesuch geantwortet, „daß der Herausgabe der von Ihnen beabsichtigten reinwissenschaftlichen Zeitschrift „Agrippina" nichts entgegensteht". Anderer Ansicht freilich war man an leitender Stelle in Berlin. Kaum hatte man dort durch den Monatsbericht des Kölner Polizeipräsidenten von Struensee von der erteilten Genehmigung Kenntnis erhalten, da gab das Ministerium des Innern und der Polizei durch Schreiben vom 27. Dezember 1823 dem Oberpräsidenten Anweisung, diese Genehmigung rückgängig zu machen, da eine solche „bei der großen, ohnehin möglichst zu beschränkenden Anzahl solcher Zeitblätter weder über-

haupt, am wenigsten aber dem J. B. Rousseau erteilt werden kann und wird, indem derselbe sowohl in dem während seines akademischen Aufenthalts in Bonn herausgegebenen Turnbuch[1]), als auch in dem später von ihm edierten Westdeutschen Musen-Almanach[2]) einen so auffallenden Mangel an Überlegung und Haltung und so überspannte Ansichten und Gesinnungen geäußert hat, daß ihm die Herausgabe eines Zeitblattes überall nicht anvertraut werden kann, sondern demselben vielmehr anzuraten ist, sich einem ernsthaften und gründlichen Studium noch zu widmen". Dennoch beließ es Oberpräsident von Ingersleben bei seiner Entscheidung, indem er sich auf eine ministerielle Verfügung berief, wonach den Oberpräsidenten das Recht zur Genehmigung reinwissenschaftlicher Zeitschriften zustand.

Wohl oder übel hatte das Ministerium diesen Briefwechsel „bis auf weiteres ad acta" legen müssen; aber es hielt ein scharfes Augenmerk auf die „Agrippina", und schon nach einem halben Jahr glaubte es einen Anlaß zu energischem Einschreiten gefunden zu haben. Kaum war Nummer 97 vom 11. August 1824 mit dem erwähnten, von Heine eingesandten Gedicht erschienen, da gab das Ministerium am 17. August unter Nichteinhaltung des Instanzenweges dem Kölner Polizeipräsidenten den eiligen Befehl, „die Fortsetzung dieser Zeitschrift sofort zu untersagen und weiter nicht zu gestatten", da sie „durch mehrere Artikel, insonderheit aber durch den ersten Artikel in Nr. 97 die Ungeschicklichkeit ihres Redakteurs vollkommen bestätigt" habe. Der Oberpräsident mußte den Zensor, Konsistorialrat Dr. Grashof, wegen des „einem so gemeinen und unschicklichen Artikel erteilten Imprimat" zur Verantwortung ziehen. Grashof suchte sich in einem für die Beurteilung der „Agrippina" sehr bemerkenswerten Bericht damit zu verteidigen, daß er „Aufsätze der Art, welche eigentlich gestrichen zu werden verdienten, in den früheren Blättern nicht gefunden habe, wiewohl die ganze Zeitschrift sich eines solchen Wertes nie erfreut hat, daß sie ein besonderes Vertrauen des Publikums hätte gewinnen können. Darauf Rücksicht zu nehmen, schien mir aber gar nicht Sache des Zensors zu sein. Was insbesondere das freilich sehr elende Gedicht anbetrifft, so wurde mir dasselbe, wie dies in der Regel von dem Verleger geschah, bereits abgedruckt zur Zensur vorgelegt, und so sehr ich mich auch veranlaßt gesehen hätte, dasselbe zu unterdrücken, so ließ ich mich doch, da es einmal abgedruckt war, durch die darunter gesetzte Anmerkung, welche eine günstige Vergleichung früherer und jetziger Zeit zuließ, verleiten, dem elenden Machwerk Gnade widerfahren zu lassen. Es kam dazu der Gedanke, daß die Zeitschrift wenig gelesen werde, wie sie denn auch ohnedies sich wahrscheinlich nur noch kurze Zeit würde erhalten haben". Dennoch erhielt Grashof einen Verweis und mußte sich „für die Zukunft mehr Aufmerksamkeit und Umsicht bei den Zensurgeschäften" empfehlen lassen.

Offenbar auf Empfehlung des damals noch eng mit ihm befreundeten Wilhelm Smets ging Rousseau von Köln nach Aachen und konnte dort als Herausgeber der „Rheinischen Flora" seine Tätigkeit fortsetzen. Die „Flora", der tüchtige Mitarbeiter zur Seite standen, war auf dem besten Wege, ein angesehenes literarisches Organ zu werden. Aber Rousseaus Lebenswandel, der in einem merkwürdigen und allzu offenkundigen Gegensatz stand zu den tiefempfundenen religiösen Gedichten dieser Tage, machte schon bald auch in Aachen seine Stellung unhaltbar.

Nun verschlug das Schicksal ihn auf lange Jahre hinaus vom Rheinland, in das er erst Anfang 1840 zurückkehrte, um in Köln die Redaktion des „Omnibus zwischen Rhein und Niemen" zu übernehmen, der seit dem 8. März 1840 den Namen

[1]) „Lieder der Turngemeinde in Bonn. Deutschland 1820"; Oktober 1819 in Köln erschienen, im November bereits beschlagnahmt.
[2]) Zwei Jahrgänge, 1823 und 1824.

„Rheinisches Volksblatt für Unterhaltung, Literatur, Kunst und öffentliches Leben" führte. Von diesem Jahrgang kannte man bisher nur die wenigen Nummern, die sich im Besitz der Kölner Stadtbibliothek befinden; das Glück wollte es, daß ich in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin ein bis auf wenige Nummern vollständiges Exemplar dieses Jahrganges entdeckte, aus dem der Literarhistoriker noch manchen Schatz heben kann.

Rousseau zeichnet seit dem 8. März 1840 als Redakteur, in Wirklichkeit lag — wie eine Erklärung in dieser Nummer sagt — bereits seit Januar die Redaktion in Rousseaus Händen. Bereits Nr. 3 vom 5. Januar ist von ihm geleitet; denn er stellt sich hier in einem Gedicht „Den Freunden und Lesern" [3]) vor, um die rheinischen Poeten zur Mitarbeit zu gewinnen. Schuldbekenntnis und Rechtfertigungsversuch zugleich ist die Schlußstrophe:

Wer hätte nie gefehlt, geirrt?
Auch unser menschlich Streben wird
Das Menschliche bestehen.
Den Uebel scheuch des Sturmes Hauch,
Damit durch reine Luft das Aug'
Das Schöne möge sehen.

Noch einmal beichtet J. B. Rousseau am 8. Februar in einem „Ausgleichung" überschriebenen Gedicht:

Wußt' ich auch vor Torheit und Verirrung
Reinzuhalten nicht mein wechselnd Leben,
Darf ich kühn mir doch das Zeugnis geben,
Daß ich in der Zeiten Kampf und Wirrung
Nur zu Lieb' und Frieden hab' geredet,
Nur aus Überzeugung Meinungen befehdet,
Daß mein Leben lang in allem Dichten
Ich den Menschen suchte aufzurichten,
Daß kein Wort aus meiner Feder kam
Gegen Ehre, Tugend, Glauben, Scham,
Oder Mißlaut bringend in des Volks Gesittung.
Möge dieses, wenn in meinem Schuldregister
Einst sich findet, daß bei lockendem Geflüster
Ich das Ohr nicht schloß mit doppelter Verkittung,
Möge dies mir gelten dann als Quittung.

Trotz alledem gelang es Rousseau nicht, die rheinischen Literaten aus ihrer Zurückhaltung herauszubringen; auch bei Wilhelm Smets, seinem einst besten Jugendfreunde, blieben mannigfache Bemühungen erfolglos, und so ist der Ton der Bitterkeit zu verstehen, der bei aller Anerkennung aus Rousseaus Skizze im „Volksblatt" über Smets' Leben und Dichten herausblickt. Unter diesen Umständen mußte der Versuch scheitern, den „Omnibus", wie Rousseau schon durch die Titeländerung andeuten wollte, auf eine höhere Stufe zu rücken. Rousseau zeichnet zuletzt am 13. Mai 1841 als Redakteur; seitdem erscheint das Blatt „unter Verantwortlichkeit des Verlegers" und muß sich wieder fast ganz mit Nachdrucken begnügen.

J. B. Rousseau mußte einsehen, daß er am Rhein keine Lorbeeren mehr ernten konnte. Er ging nach Berlin und dann nach Wien, wo er nach seiner eigenen Erzählung in den Revolutionstagen von 48 in Gefahr geraten sein soll, „als schwarzgelber Hund an der Laterne zu baumeln". 1855 finden wir ihn in Mainz. Interessante Einblicke in sein dortiges Wirken und seine Beziehungen zu Wien lassen uns Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin tun, die auch für die Geschichte des preußisch-österreichischen Gegensatzes und der katholischen Bewegung nicht ohne

[3]) Wieder abgedruckt mit der Überschrift „Den rheinischen Dichtern" in Ges. Dichtungen. III. 171 ff. Berlin 1845.

Wert sind. Am 6. Juli 1855 berichtet in Berlin der General-Polizeidirektor an das Ministerium des Innern wie folgt:

„Bei Gelegenheit des zu Mainz abgehaltenen Bonifacius-Festes ist zu Mainz ein Bonifaciuslied von Dr. Johann Baptist Rousseau erschienen, gewidmet den Hochwürdigsten, Hochpreislichsten Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten Deutschlands als Glorifizierung ihres unsterblichen Vorbildes. Dasselbe soll dem Titel nach zur Erinnerung an die Verherrlichung des heiligen Bonifacius dienen, ist indessen dem Inhalt nach diesem Zweck nicht ausschließlich gewidmet. Beispielsweise schließt das Lied mit einer Ode „An Österreich", in welcher sich folgende Stellen finden:

Die deutsche Kron' blieb zumeist
Bei Habsburgs Stamm seitdem,
Durch Schmach verschwand und Lügengeist
Auch dieses Diadem.

Und dann:

Doch nicht zu klagen ist es Zeit,
Es kehrt entschwund'nes Glück
Vielleicht durch die Barmherzigkeit
Des Herrn uns noch zurück.

Auch hat sich die schon früher gehegte Vermutung bestätigt, daß derselbe im österreichischen Interesse tätig sei."

Dieses Schreiben, das nach einer Aktennotiz auch dem Minister des Äußern vorgelegen hat, stützt sich auf den Bericht eines preußischen Spitzels in Mainz, der in Abschrift beigefügt ist und folgenden Wortlaut hat:

„. . . Als er Berlin verlassen, sei er nach Wien gegangen, habe dort eine sehr gute Aufnahme gefunden, und der jetzige Kaiser, bei dem er öfters Privataudienzen gehabt, zahle ihm für jedes Werkchen, das er im Interesse des Katholizismus veröffentliche, 300 Gulden.

So habe er für seine Bonifacius-Lieder diese Summe bereits erhalten; der gleiche Beitrag sei für die „Marienlieder", die er dieser Tage (auf eigene Kosten) erscheinen lasse, schon angewiesen. Mainz habe er deshalb auf längere Zeit zu seinem Aufenthalte gewählt, weil er an Kettler, der ein Jugend- und Studiengenosse von ihm sei (ebenso auch Bischof Räß von Straßburg, der Bischof von Speyer und der Erzbischof Geißel) eine Stütze habe und gerade in Mainz Gelegenheit sei, für den Katholizismus im vollen Sinne des Worts tätig zu sein.

Daß er während des Bonifacius-Festes täglich im bischöflichen Palais verkehrte, davon hat sich mein Berichterstatter selbst mehrmals überzeugt.

Er beabsichtigt, eine kirchlich-politische Zeitung zu gründen, wozu ihm der Bischof Kettler Unterstützungen zugesagt habe. In gleicher Beziehung will er sich mit dem „katholischen Preßverein" in Köln in Verbindung gesetzt haben, damit ein möglichst großes Kapital zusammenfließe und ein der römisch-katholischen Kirche würdiges Organ unter seiner Leitung in Mainz oder Speyer erscheinen könne!

In Mainz verkehrt er auch viel mit den Damen Gräfin Dietrichstein (die ganz im österreichischen Interesse wirken soll) und mit der Schwester Ida (Hahn-Hahn), die bekanntlich durch Bischof Kettler auffallend protegiert wird.

Er erhebt Österreichs Politik in den Himmel und geifert gegen die preußische (protestantische). Auch mit Beda Weber verkehrt er viel.

Rousseau will die preußischen und besonders Berliner Verhältnisse bis in höhere Kreise hinauf sehr genau kennen und schreibt namentlich seinen Mitteilungen hierüber die ihm gewordene sehr willkommene Aufnahme im österreichischen Lager zu.

Er wohnt gegenwärtig mit seiner ganzen zahlreichen Familie in Mainz und gedenkt vorläufig auch dort zu bleiben."

All das sind Pläne geblieben. Als schließlich zu Beginn der sechziger Jahre Johann Baptist Rousseau wieder in Köln seine Wohnung aufschlug, da war er „ein gealteter, gebrochener Mann, arm und krank, der fünf Kinder ins Grab gelegt und seine Frau der Last des Unglückes erliegen gesehen hatte. Monat nach Monat hat er hier im Bürgerspital gelebt, mit Geschenken und milden Gaben, welche ihm zum Teil in Form von Pränumerationen auf eine nochmalige Ausgabe seiner Gedichte und andere beabsichtigte Produktionen gereicht wurden, sein Dasein fristend, bis der barmherzige Tod ihn aus diesem Elend abrief".

Wie Rousseau sich in dieser Zeit sein Brot erbettelte, das zeigen die gedruckten Bettelbriefe, die er mit handschriftlichen Zusätzen an seine Bekannten verschickte. Mir liegt ein solcher an den Zeitungsverleger Peter Kaatzer in Aachen gerichteter Brief aus dem Aachener Stadtarchiv vor, den er am 17. Oktober 1865 geschrieben hat:

„Bevor die Blumen des Grabes die meines Geistes decken, will ich die letzteren als ‚Gedichte' in einer ‚Ausgabe letzter Hand'.. erscheinen lassen... Die Herausgabe meiner streng gesichteten und revidierten Gesamt-Dichtungen bildet zugleich das Mittel zu dem Zwecke, mich im Alter und bei zunehmender Kränklichkeit sorgenfrei zu stellen, indem ich durch Einreichung derselben meine motiviert nachgesuchte Pensionierung zu erwirken oder zu beschleunigen vermag. . . . Da ich der Gönner meiner Muse, namentlich in der rheinischen Heimat, gar manche habe, so darf ich verläßlich hoffen, die ziemlich hohen Herstellungskosten mit vereinten Kräften baldmöglichst zusammenzubringen. Bin ich doch zunächst und zu meinem Stolz ein rheinischer Dichter, und ist doch mein genanntes Werk teilweise eine Verherrlichung des Rheinstromes, die in Liedern, Sagen, Romanzen, Geschichten und Landschaftsbildern mit dem Bodensee beginnt und mit einer Apotheose der zu Wesel erschossenen elf preußischen Offiziere vom Schill'schen Corps endet. Mit gleicher Liebe sind meine dichterischen Aufzeichnungen aus dem herrlichen österreichischen Kaiserstaate, namentlich aus Nieder-Österreich, Tyrol, Lombardo-Venetien und Ungarn behandelt. Ich verlebte dort den Herbst meiner Tage.

Wo ich auch mochte weilen, ich bin ein gläubiger, gemütsinniger und patriotischer, kein frecher, zynischer und gottloser Poet gewesen und geblieben.

So wage ich es denn, Eurer Wohlgeboren die Bitte ans Herz zu legen, mir einen Akt freundlicher Teilnahme dadurch erweisen zu wollen, daß Sie dem Abonnement auf meine Gedichte beizutreten und Ihren hochachtbarsten Namen der mitfolgenden authentischen Abonnementsliste einzuverleiben geruhen. . . . Ich stelle mein Unternehmen unter den Schutz Aller, die hienieden kämpfen, um den Himmel zu erobern."

Dann folgen noch eigenhändige Ausführungen Rousseaus:

„Verehrtester! Eurer Wohlgeboren, dessen wohlwollendes Entgegenkommen in Förderung alles Guten und Schönen mir längst bekannt ist, erlaube ich mir hiermit eine gewissenhafte Abschrift der Abonnementsliste zu obigem, zur Hälfte noch nicht gedruckte neue und gediegene Dichtungen enthaltenden Werke vorzulegen, es würde mich, den Veteranen der rheinischen Dichter, ebenso ehren und freuen als meinem, im Druck fortschreitenden Unternehmen nützen, wenn Sie dieselbe mit Ihrem hochachtbarsten Namen zu schmücken geruhen möchten. Nach langer Krankheit (ich befand mich während des vor. Winters bis in den Sommer hinein im hiesigen Bürgerhospital in operativer Behandlung) endlich zur Not hergestellt, beeile ich mich nunmehr, die letzte Ausgabe meiner Gesamt-Dichtungen zu vollenden, um den Zeitgenossen ein bleibendes Andenken an meine schriftstellerische Wirksamkeit zu hinterlassen. Möge es bei denselben wohl aufgehoben sein —

‚Denn wer den Besten seiner Zeit gelebt,
Der hat genug gelebt für alle Zeiten.“

Ich lege auf Ihre Pränumeration einen um so höheren Wert, als ich demnächst im „Echo“ [4]) eine ausführliche Erklärung abgeben werde, um jene scheußlichen Verläumdungen, die seit den Tagen des spanischen Banditen Schepeler [5]) über mich im Umlauf sind, auf ihr Nichts zurückzuführen. Ich bin im Leben unglücklich gewesen, aber immer den Pfad der Tugend und Ehre gegangen. Niemand hat Aachen in Liedern so verherrlicht wie ich: des sollten die Aachener jetzt eingedenk sein, wo ich ein kranker und gebrochener Greis bin . . .“

Aus diesen Zeilen, die man nicht ohne tiefes Mitgefühl liest, spricht auch im tiefsten Unglück noch ein stolzer und bis zur Eitelkeit selbstbewußter Geist. Gerade die Erwähnung Schepelers mußte in Aachen die Erinnerung an Rousseaus Lebenswandel, der hier allzu bekannt geworden, wieder auffrischen. Das eine freilich konnte ihm auch Alfred von Reumont in einem oft abgedruckten Nekrolog nachsagen: „Schlechten Zwecken haben seine Muse und seine Feder nie gedient!“ Aber seinem Willen fehlte die Kraft, und diese Schwächlichkeit hat es verhindert, daß Johann Baptist Rousseau, dem die Natur ein gutes Talent mitgegeben hatte, einer unserer Besten wurde.

Der Engelpapst im Volksglauben und in der Prophetie des Mittelalters

Von

Kl. Löffler

Die Kaisersage, die Erwartung eines großen deutschen Kaisers, der die deutschen Stämme unter seinem Zepter vereinigen und den Ruhm und Glanz des Reiches wiederherstellen soll, hat wie ein goldener Traum unser Volk durch die Jahrhunderte begleitet und ist in den Zeiten politischer Ohnmacht und nationaler Zerrissenheit seine Zuversicht und Hoffnung gewesen, bis die Sehnsucht ihre Erfüllung fand.

Ein merkwürdiges kirchliches Gegenstück zur Kaisersage ist die Idee eines künftigen heiligen Papstes, des sogenannten Papa angelico, der die zerrüttete Kirche reinigen und zur Jugendfrische und evangelischen Armut zurückführen und die ganze Welt in Frieden und Eintracht regieren soll.

Entstanden ist diese Erwartung und Prophezeiung auf italienischem Boden. Die Trauer um das Verderben der Kirche, um die Übelstände, die mit ihrer äußeren Machtstellung verbunden waren, um die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum und die Sehnsucht nach einer Reform haben sie befruchtet. Die mittelalterlichen Weissagungen sind ja überhaupt der Ausdruck der Stimmungen, Wünsche und Hoffnungen des Volkes oder die Einkleidung für politische und kirchenpolitische Bestrebungen, für die Propaganda gemacht werden sollte.

Den Namen Papa angelico hat Döllinger in seiner ausgezeichneten Arbeit über den Weissagungsglauben und das Prophetentum in der christlichen Zeit aus einer

[4]) Die von Peter Kaatzer 1848 begründete Zeitung „Echo der Gegenwart“.
[5]) Oberst von Schepeler war vorher preußischer Geschäftsträger in Madrid und gab dann außer poetischen Versuchen in Aachen mehrere Werke zur spanischen Geschichte heraus.

mißverstandenen Stelle in einem pseudotertullianischen Gedichte, wo von dem „angelicus pastor" die Rede ist, hergeleitet. Aber ein Zusammenhang mit dieser Stelle ist nicht nachzuweisen. Einfacher dürfte schon die Annahme sein, daß das Volk einen engelgleichen und engelreinen Papst erwartete und sich der Name so von selbst ergab. Am wahrscheinlichsten aber ist es, daß die Stellen 7, 2 und 10, 1 der Offenbarung des Johannes auf den künftigen Papst bezogen wurden.

Der einflußreichste Prophet Italiens ist Joachim von Fiore in Kalabrien, der Stifter einer Mönchskongregation, ein „tiefsinniger, durch die sorgfältigsten theologischen Studien gebildeter Theologe", gewesen. Er getraute sich sagen zu können, daß er alle Mysterien der Heiligen Schrift mit derselben Klarheit verstehe, mit der ehedem die biblischen Propheten sie selber verstanden hätten. Drei Päpste, Lucius III., Urban III. (1185) und Klemens III. (1188) ermahnten ihn, die Aufschlüsse, die Gott ihm gewährt habe, nicht zu verbergen, sondern seine Schriften zu veröffentlichen. König Richard von England und angesehene Bischöfe fragten ihn um Rat. Aber erst nach seinem Tode (1202) wurden seine Ideen im Zusammenhange bekannt und durch eine eigene prophetische Schule, die Joachimiten, die größtenteils dem Minoritenorden angehörten, verbreitet und fortgebildet.

Joachim und seine Schule lehrten, daß die Geschichte der Menschheit in drei großen Weltaltern verlaufe, dem des Vaters (Altes Testament), dem des Sohnes (Neues Testament) und dem des Heiligen Geistes, das mit dem Jahre 1260 beginnt und in dem das „evangelium aeternum" herrscht. Das letzte Zeitalter heißt auch der große Sabbat.

Der Papa angelico wird von Joachim nicht ausdrücklich genannt, aber die Idee ist trotzdem ihrem Ursprunge nach direkt joachimitisch. In seinem Kommentar zur Apokalypse bemerkt nämlich Joachim: „Es läßt sich denken, daß der von der Sonne Aufgang aufsteigende Engel (Offenbarung 7, 2) gerade der römische Papst sei." Zudem steht diese Vorstellung im engsten Zusammenhange mit der Erwartung des heiligen Predigers (Offenbarung 10, 1 der vom Himmel herabkommende starke Engel), der nach Joachims Angabe allein oder mit Gefährten von Gott zur Aufrichtung des großen Sabbats gesandt werden soll.

Die staufferfeindlichen Joachimiten haben wahrscheinlich die Idee gierig aufgegriffen und dem Engelpapst schon zu Lebzeiten Kaiser Friedrichs II., in dem sie den Feind der Kirche und den irreligiösen Revolutionär des Jahrhunderts sahen, als dem Erretter der Kirche entgegengeblickt. Wenigstens versichert Roger Baco, dem der Gedanke keineswegs unsympathisch war, im Jahre 1267: „Seit vierzig Jahren ist geweissagt und durch die Visionen vieler bestätigt worden, daß ein gerechter, wahrhafter und heiliger Papst die Kirche erneuern und Frieden und Eintracht in der Welt stiften wird."

Aus dem Kreise der Joachimiten ist wohl auch folgende Weissagung hervorgegangen, die nach dem Berichte des Minoriten Salimbene aufgefunden wurde, ehe Gregor X. (1271—1276) Papst wurde, und die Gregor auf sich selbst bezog:

Tunc (1274) ille . . .
Sanctus parebit et Christi scita tenebit
Angelicae vitae . . .
Hunc Deus . . . sanctificabit.
Mundum pacabit et Jerusalem renovabit,
Fructus terra dabit, Deus orbem laetificabit,
Sed prius horribile quiddam parebit in yle.

(Dann wird jener Heilige erscheinen und Christi Lehren des engelhaften Lebens halten. Ihn wird Gott heiligen. Er wird die Erde friedlich machen und Jerusalem erneuern, die Erde wird Früchte geben, und Gott wird den Erdkreis erfreuen. Dor-

her aber wird etwas Schreckliches — gemeint ist der Antichrist — auf der Erde erscheinen.)

Salimbene will die Verse drei Monate vor der Wahl Gregors X. gesehen haben. Wahrscheinlich sind sie aber erst während seiner Regierungszeit verfaßt; denn der Prophet kennt nicht nur den Charakter des Papstes genau, sondern weiß auch von den Vorgängen auf dem Konzil von Lyon (1274). Was er dagegen von der Zukunft sagt, ist nicht eingetroffen.

Gegen Ende des Jahrhunderts schienen die Weissagungen der Joachimiten durch Papst Cölestin V. verwirklicht werden zu sollen. Er war nicht wie die früheren Päpste in kurialen und politischen Geschäften ergraut, sondern kam aus einer Höhle der Abruzzen und hatte mehr als ein halbes Jahrhundert der Weltflucht und Askese hinter sich. Die Joachimiten, besonders die Führer der Reformpartei im Minoritenorden (der Spiritualen) säumten nicht, alte Beziehungen zu dem neuen Papste wieder aufzunehmen und erlangten in der Tat den Sieg über die laxere Richtung. Aber der Papsteremit zeigte sich, welt- und menschenunkundig, wie er war, nicht einmal fähig, in seiner Umgebung Ordnung zu stiften, geschweige denn die ganze Welt zu leiten. Nach fünf Monaten (Juli bis Dezember 1294) kehrte er ins Mönchsleben zurück.

Die erste nähere Ausführung des Gedankens findet sich bei Fra Dolcino, dem geistvollen und glühenden Führer der Sekte der Apostelbrüder, der 1307 verbrannt wurde. Dolcino sah in den bisherigen Entwicklungsstadien des Kirchentums nur notwendige, aber jetzt überwundene Stufen. Erst das von Gerardo Segarelli, dem Stifter der Sekte, eingeleitete apostolisch arme und vollkommene vierte Zeitalter werde bis zum Ende der Welt segensreich fortdauern. In dieser Zeit wird Gott einen auf wunderbare Weise geschickten und gewählten Papst senden, der, ebenso heilig und vollkommen wie einst Petrus, zusammen mit einem neuen Kaiser und neuen, von ihm eingesetzten Königen die ganze Christenheit bis zur Erscheinung des Antichrist in Frieden regieren soll. Der Kirche wird er ihre Reichtümer nehmen und alle Welt zum Evangelium der Armut nach Art der Apostelbrüder, über die jetzt in demselben Maße, wie einst über die Apostel, der heilige Geist ausgegossen wird, bekehren. In schwärmerischer Anmaßung hielt sich Dolcino selbst für diesen kommenden Papa angelico und setzte den Anfang seines Pontifikats in das Jahr 1303.

In den joachimitischen Gedankenkreisen lebte auch der römische Volkstribun Cola di Rienzo, der nach seinem Sturze (1347) zwei Jahre unter den Spiritualen und Einsiedlern des Apennins zubrachte. In seinen Briefen gibt er mehrfach dem festen Glauben Ausdruck, daß das dritte Zeitalter, die Zeit des heiligen Geistes, vor der Tür sei. Ein „pastor angelicus" werde, unterstützt von dem wiedererstandenen heiligen Franziskus, die dem Verderben entgegeneilende Kirche und die Welt gänzlich erneuern und allgemeinen Frieden nicht nur unter den Christen, sondern auch zwischen Christen und Sarazenen stiften. „O, von allen gerechten Männern erwarteter Engel, von dessen Ruhm die ganze Erde erleuchtet werden wird, komme schnell, vertreibe die Nebel und leuchte, weil die Zeit gekommen ist, in der bei unseren Augen alles Licht verloren ist; aber es ist notwendig, daß dir von oben eine große Gewalt übergeben wird, so viele starke und mächtige Widersacher wirst du bei der Vertreibung des Nebels finden." So schreibt er einmal an den Erzbischof von Prag. 1350 erhielt er von dem Einsiedler Fra Angelo eine Weissagung, die ihn veranlaßte, Karl IV. in Prag aufzusuchen und ihm seinen Beistand anzubieten. Binnen anderthalb Jahren, so setzte er ihm auseinander, werde eine große Verfolgung der Geistlichkeit stattfinden, so daß der Papst selbst in Gefahr geraten und viele Kardinäle umkommen würden. Der Papst werde in dieser Zeit sterben und ein anderer, ein Armer, an seine Stelle gewählt werden, der einen Tempel, schöner als

der Tempel Salomos, zu Ehren des heiligen Geistes in Rom erbauen solle. Die noch übrigen Kardinäle würden zu diesem Papste ihre Zuflucht nehmen, aber bei ihm keine Gnade finden. Innerhalb fünfzehn Jahren würde nur ein Hirt und ein Glaube herrschen, und der neue Papst, Kaiser Karl und Cola selbst, der Soldat des heiligen Geistes, würden gleichsam ein Abbild der heiligen Dreieinigkeit auf Erden sein. Karl solle im Abendlande, der Tribun im Morgenlande herrschen. Zur Ausführung dieser Weissagung wünschte Cola, Stellvertreter des Kaisers in Rom zu werden. Aber Karl IV. hatte zu italienischen Abenteuern keine Neigung, sondern setzte den Tribunen gefangen und schickte ihn dann zum Papste nach Avignon. Ein neuer Umschlag seines Geschickes hat den merkwürdigen Mann bekanntlich noch einmal zum Gebieter in Rom, und zwar im Auftrage des Papstes, gemacht, und unter den Händen des römischen Pöbels hat er 1354 den Tod gefunden.

Als Cola di Rienzo vor Karl IV. trat, sagte er, der Einsiedler habe ihm zum Zeichen der Wahrheit seiner Botschaft aufgetragen, nach einem bestimmten Buche voll Prophezeiungen zu fragen. Man zeigte ihm ein solches Buch, das einen gewissen Johannes zum Verfasser hatte. Mit diesem Johannes ist wahrscheinlich der Minorit Johannes de Rupescissa, der auch unter dem Namen Rochetaillade oder Roquetaillade vorkommt, gemeint. Auch er gehört zu den Propheten des Papa angelico. Von seinen Lebensumständen steht nur fest, daß ihn die Päpste Klemens VI. und Innozenz VI. seit 1345 wegen seiner Weissagungen gegen Papst und Fürsten in Avignon eingekerkert hielten. 1356 war er noch in Haft. Ob er im Gefängnis gestorben oder, wie Nostradamus angibt, 1362 verbrannt worden ist, läßt sich nicht entscheiden. Er gehörte zu der extremsten Richtung der Spiritualen, aus deren Schoße ja überhaupt die meisten Vertreter der prophetischen Opposition gegen die kirchlichen Zustände hervorgegangen sind. Charakteristisch ist der Satz in seinem „Vade mecum in tribulatione“ (1356): „Die Übertreter der strengen Armutsregel im Minoritenorden sind die wahre Ursache aller Plagen und Trübsale, von denen die Menschheit heimgesucht wird.“ Sieht er also in der Stellung zur Armutsregel den innersten Kern der Weltgeschichte, so kann er auch das Heil der Welt und der Kirche nur von zwei armen, geringen Strickträgern (cordelarii), also Minoriten, erwarten. Der eine von ihnen wird Papst, der andere Kardinal werden. Der eine ist der „mystische“ Enoch, der andere Elias, aber nicht der Thesbiter, der erst am Ende der Welt kommen wird, sondern der ebenfalls „mystische“ Elias, der nach Christi Verheißung (Matth. 17, 11) erscheinen wird, um „alles wieder herzustellen“, der mächtige Engel, von dessen Klarheit die ganze Erde erleuchtet werden soll, der mit der großen Kette in seiner Hand Satan bindet, damit die Welt eines tausendjährigen Friedens genieße. Dann werden die Weissagungen des Isaias (2, 4) und Michäas (4, 3) erfüllt: „Sie sollen ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen.“ Der heilige Geist wird seine Gaben nochmals feierlich über die Kirche ausgießen, so daß sie in einer unaussprechlichen Heiligkeit glänzt. Nach Verlauf der tausend Jahre werden dann Gog und Magog und der letzte Antichrist erscheinen und die Zeichen des Weltendes sich ankündigen. Den Anbruch der „Wiederbringung“ sagte der unglückliche Prophet für die nächste Zukunft voraus. Sie sollte noch vor dem Jahre 1370 beginnen, und vorher sollten die Kirche noch so schwere Schläge treffen, daß sie darüber zugrunde gehen würde, wenn das überhaupt möglich wäre. So drängt er außerordentliche Verwicklungen und durchgreifende Umwälzungen auf einen so engen Zeitraum zusammen, daß die Enttäuschung nicht ausbleiben konnte.

Es lag nahe, die Erwartung des Engelpapstes auch politisch auszunützen. Das tat in der Zeit des großen Schismas ein Landsmann Joachims von Fiore, der Eremit Telesphorus (Theolosphorus) von Cosenza, indem er sich mit seinem Traktat

über die Ursachen, den Stand, die Kenntnis und das Ende des bevorstehenden letzten Schismas und die künftigen Verfolgungen (1386) in den Dienst der französischen Politik und der französischen Ansprüche auf die Kaiserkrone stellte. Telesphorus prophezeit einen heiligen Papst (angelicus pastor), der die Kirche nach dem Vorbilde ihres einfachen, apostolischen Zustandes reformieren, auf die weltliche Herrschaft verzichten und allen weltlichen Besitz der Prälaten abschaffen wird; denn nach der Meinung des Eremiten ist die konstantinische Schenkung das schleichende Gift, an dessen Wirkungen die Kirche krank liegt. Aus dem Blute Kaiser Friedrichs II. ist schon 1365 der Kaiser der Verfolgungen geboren, der wie alle deutschen Kaiser das Schisma nährt und unterstützt, sich von einem falschen Papste krönen läßt und sich mit Türken, Griechen und Sarazenen zum Untergange der Kirche verbindet. König Karl von Frankreich, der, dem Beispiel seiner Vorfahren folgend, auf der Seite der Kirche und des wahren Papstes steht, wird zunächst besiegt und eingekerkert, dann aber wunderbar befreit und vom Engelpapste gekrönt, nachdem die deutschen Kurfürsten ihres Wahlrechts beraubt worden sind. Vereint nehmen dann der Engelpapst und Kaiser Karl das Reformwerk in Angriff, und vereint erobern sie auch das heilige Land endgültig zurück. Schon unter diesem ersten Engelpapste, der ebenso wie seine Nachfolger von Engeln gekrönt und behütet wird, wird Friede und Ruhe die ganze Welt beglücken. Drei folgende heilige Päpste setzen die Reform fort. Diese eigentümliche Erweiterung der Prophetie zu einer Reihenfolge von vier Engelpäpsten findet sich hier zum ersten Male. Unter dem vierten, einem allerweisesten Manne und Freunde Gottes, erscheint endlich, im Jahre 1433 — die Regierungszeit der vier Engelpäpste ist also sehr kurz bemessen — der „letzte, große" Antichrist, nach dessen Tode aber das Ende der Welt nicht unmittelbar eintreten soll. Vielmehr beginnt dann die eigentliche Tausendjahrperiode bis zum Ende der Welt. Jeder Krieg und jede Mühe wird aufhören, dem Volke Gottes unter dem Papste ein allgemeiner „Sabbatismus" zuteil werden, und „ein Schafstall und ein Hirt sein".

Bruder Telesphorus hat mit seinem Traktate einen Erfolg gehabt und die Schrift eine Verbreitung (auch in Deutschland) gefunden, die er durchaus nicht verdient hat. Denn er hat eigentlich ohne selbständige Gedanken nur einen ganzen Brei von Weissagungen durch ein Sieb gegossen.

Freilich blieb er auch nicht ohne Widersacher. Unter dem Namen des Gamaleon, eines Verwandten des Papstes Bonifaz VIII., trat ein deutschgesinnter Antitelesphorus gegen ihn in die Schranken, so daß wir das merkwürdige Schauspiel eines Weissagungskampfes vor uns haben. In dieser Vision — als solche tritt die Prophetie auf — sieht der heilige Papst Gamaleon einen von Süden her kommenden Bewaffneten in roten Gewändern, der in der einen Hand einen Reichsapfel, in der anderen ein blutiges Schwert trägt. Ihn schmückt eine Rubinenkrone mit der stolzen Inschrift: „Zu meinen Füßen müssen alle Reiche liegen; denn ich werde vom Lilienfelde kommen." Es ist der französische König, der vom Papste zum Kaiser gekrönt wird. Er entreißt den Deutschen die Herrschaft; Rom und Italien hängen ihm an. Die Deutschen aber wählen sich einen Kaiser aus dem hohen deutschen Lande, aus der Gegend des Rheines. Dieser hält in Aachen ein weltliches Konzil und erhebt einen Patriarchen von Mainz, der zum Papste gekrönt wird. Dann zieht der erwählte Kaiser gegen jenen anderen aus und tötet ihn. Rom verliert seine Bedeutung als kirchliche Hauptstadt, und Mainz wird Mittelpunkt der Kirche und Sitz des Papsttums. Spätere Redaktionen dieser merkwürdigen Weissagung malen das Bild deutscher Selbstherrlichkeit noch weiter aus.

Eine theologische Widerlegung des Telesphorus lieferte der Wiener Professor Heinrich von Langenstein, indem er zugleich den Prophetenschwindel seiner Zeit scharf kritisierte.

Die wesentlichen Typen der Prophetie vom Engelpapste sind damit erschöpft. In der Folgezeit werden sie nur noch wiederholt.

Daß keine einzige von all den Weissagungen in Erfüllung gegangen war, machte das Volk nicht irre. Die Erwartung des Engelpapstes hielt sich und wurde um so lebhafter, je heilloser sich die kirchlichen Zustände gegen Ende des Mittelalters entwickelten.

Die Subjektivität Dolcinos wurde im fünfzehnten Jahrhundert wiederholt von Nikolaus von Buldestorff, einem Laien. Er verkündigte, nach dem Sturze des Antichrists würde das siebente und heilige Weltalter anbrechen. In diesem werde ein neuer Orden auferstehen, nämlich das dritte Testament des „ewigen Evangeliums", des heiligen Geistes. Denn Christus habe nur den Samen des Evangeliums ausgeworfen, der „englische Hirt" aber, nämlich Buldestorff selbst, werde es zur Vollendung bringen. Dieser sei nämlich, gleichwie Christus, der Sohn Gottes, der den Satan binden, die Bösen ausrotten und als Haupt aller Welt ewig herrschen solle. Vielleicht hatte der sonderbare Prophet durch die Beschäftigung mit der joachimitischen Literatur seinen Verstand verloren. Aber danach fragte man damals nicht. Nachdem er etliche Jahre im Kerker zugebracht hatte und dabei geblieben war, daß er in dieser Gottessache niemand unterworfen sei, als Gott allein, wurde er am 8. Juli 1446 vom Baseler Konzil verdammt und dann verbrannt.

Aber die Weissagungen des kalabresischen Mönchs behaupteten ihre mächtige Wirkung auf die Gemüter. 1466 wurde sogar eine Sektenbildung auf joachimitischer Grundlage versucht. Die Melker Annalen berichten darüber: „Im Bistum Regensburg, und zwar in der Stadt Eger, entstand eine überaus schlechte und törichte Ketzerei aus dem Schoße des Minoriten- oder Franziskanerordens von der Observanz. Sie reizten das Volk gegen den Klerus auf, indem sie öffentlich erklärten, der Papst sei der Antichrist, und kirchliche Strafen gälten nichts, und predigten, im nächsten Jahre, d. h. 1467 würde ein gesalbter Erlöser erscheinen, um zum Schlusse das dritte Testament zu begründen." Der Begründer dieser Ketzerei war der Egerer Franziskaner Janko von Wirsberg, der sich auf das „Buch" eines Ungenannten berief. Wir haben darin eine von den joachimitischen Schriften zu sehen. Den ersten und begeistertsten Anhänger fand Janko in seinem Bruder Livin. Die Angabe, daß dieser ebenfalls Minorit gewesen sei, ist falsch. Er war vielmehr Gutsbesitzer auf Höflas bei Seeberg und hatte Frau und Kinder. Unter seinen Mitbrüdern im Kloster scheint Janko keine Schüler gefunden zu haben; wenigstens gelang es dem Egerer Konvente, sich von dem Verdachte der Ketzerei zu rechtfertigen. Dagegen verbreitete Livin die Lehre im Volke. In Eger war ein Tuchmacher Hans Schönbach überzeugter Anhänger: er wollte eher sterben, als ihr entsagen. Auch die Mendikanten in Westböhmen, Franken und Bayern sollen von den Wirsbergern in großer Zahl gewonnen worden sein. Näheres über die Ketzerei erfahren wir in einem Briefe des päpstlichen Legaten Bischofs Rudolf von Lavant an den Diözesanbischof Heinrich von Regensburg. Danach verkündigten die Wirsberger die Erwartung eines gottgesandten Hirten, des Sohnes des „mit der Sonne bekleideten Weibes" (Offenbarung 12, 1), des Gesalbten des Herrn, der ein drittes und letztes Testament einführen würde, und jener Hirt sei, von dem Christus gesagt habe: „Es wird ein Schafstall und ein Hirt sein." Durch ihn würden alle, die an ihn glauben, zu einem vollkommenen Verständnis der Heiligen Schrift erleuchtet werden, und dieser Hirt würde die im Glauben geeinte Christenheit weiden. Der Legat wirft den Wirsbergern auch vor, sie wendeten alles, was in den Evangelien über Christus geschrieben stehe, verderbt auf jenen Gesalbten an, dagegen alles, was von Zöllnern und Pharisäern gesagt sei, auf den Papst und die Prälaten und Priester. Vinzenz von Wirsberg, der dritte Bruder, Mitglied des deutschen Ordens, schreibt 1469 an den Rat von Eger, er

wisse von seines Bruders Livin Heimlichkeit nicht, sondern nur von dem, was er öffentlich geredet habe: die Orden würden zerstört werden, die Priesterschaft reformiert, der Adel verwandelt, die Gewaltigen entsetzt, die Demütigen erhoben, und es würden schwere Jahre kommen, die Welt würde zu einem Glauben geeinigt werden, und der jüngste Tag sei nicht weit. Als er dies schrieb, war Livin bereits im Gefängnis „und doch im rechten, wahren, christlichen Glauben" gestorben, während Janko schon früher, vielleicht im Kerker eines Klosters, verschwunden war. Mit den Agitatoren ist auch die neue Sekte spurlos untergegangen.

Der Engelpapst aber wurde in Italien auch weiterhin mit nicht geringerer Sehnsucht erwartet, wie in Deutschland der rechte Kaiser Friedrich. Im Jahre 1491 trat in Rom ein ärmlich gekleideter Straßenprediger mit einem hölzernen Kreuze in der Hand auf, der zugleich mit schweren Schickungen für Italien, besonders Florenz, Mailand und Venedig, schon für 1493 das Kommen des Pastore angelico, der sich nur um das Leben der Seelen und geistliche Dinge kümmern würde, ankündigte. Die Untertanen Innonzenz' VIII. trugen freilich nach einem solchen Papste, der damit hätte anfangen müssen, ihnen ihre schönsten Einnahmequellen zu verstopfen und ihnen ihr Vergnügen zu beschneiden, wenig Verlangen, und der Prophet ward als ein Verrückter verlacht.

Auch der große Sittenprediger Savonarola hoffte auf das Erscheinen eines gottgesandten „Papa santo", ohne zu wissen, wer er sein sollte, ein Florentiner oder ein Fremder. Seine Gegner warfen ihm vor, er sei nur deshalb als Reformator aufgetreten, um sich selbst zum Papa angelico zu machen, während seine Anhänger in der Tat glaubten, er sei dazu von Gott ausersehen. Hatte doch ein für prophetisch erleuchtet geltender Priester in Florenz, Prospero Pitti, schon längere Zeit vorher das Wirken des kühnen Predigermönchs und die gleichzeitige Erhebung des Engelpapstes vorausgesagt. Savonarola selbst aber erklärte nachher auf der Folter, sein Ziel sei nicht gewesen, Papst zu werden, sondern ein allgemeines Konzil zur Reinigung der Kirche zustande zu bringen.

Florenz sah an der Schwelle der neuen Zeit noch zwei andere Verkündiger des Engelpapstes. Im Juli 1514 predigte nach dem Berichte des Chronisten Piero Parenti der Karmeliterprovinzial von Toskana, wegen der Menge und Schwere der Sünden sei die Zeit der Kirchenreform gekommen. Zugleich wies er auf die dem Abte Joachim zugeschriebene Prophetie hin, daß ein armer, gefangener Italiener der Papa angelico sein werde, der die Kirche erneuern solle. Er bezog diese Prophetie merkwürdigerweise auf den damaligen Papst Leo X., dessen Lebensfreude und Prunkliebe von Armut und Gefangenschaft weit weg war.

Im Februar 1515 mußte der Generalvikar des Bischofs gegen einen Mönch Theodor, den Sohn eines gewissen Giovanni von Scutari, einschreiten. Es war ein Schüler Savonarolas und hatte ein Jahr lang gepredigt, ein Engel habe ihm als großes Geheimnis geoffenbart, er werde bei der bevorstehenden Erneuerung der Kirche der Papa angelico sein, dessen Ankunft Savonarola vorher verkündigt habe. Sein Publikum bestand vor allem aus Frauen, die ihn als Heiligen verehrten. Beim Verhör widerrief er und bat Gott und die Menschen um Verzeihung, worauf das Predigen ohne Erlaubnis sowie die Verbreitung der Prophezeiungen Savonarolas bei Strafe der Exkommunikation verboten wurde.

Den Abschluß des mittelalterlichen Prophetentums bildet das Buch des deutschen Bischofs Berthold Pirstinger von Chiemsee „Die Last der Kirche" (Onus ecclesiae) 1519. Auch er hält sich noch innerhalb des joachimitischen Gedankenkreises und benutzt als eine seiner prophetischen Quellen den 1516 unter dem Sammeltitel „Abbas Joachim magnus propheta" in Venedig erschienenen Band, der u. a. auch den Telesphorus enthält. Wie Telesphorus, so nimmt auch Berthold eine Reihenfolge

von vier Engelpäpsten an. Sie werden die Kirche reformieren, und es wird Ruhe in ihr eintreten. Der erste, der eigentliche „angelicus pastor", wird auch zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche eine ewige Vereinigung herstellen. Nach seinem Tode wird ohne Zwiespalt der zweite folgen, der Nachahmer seines Vorgängers. Der dritte gute Hirt wird der Kirche alle zeitlichen Güter nehmen, weil Gold und Silber ihr mehr schaden als nützen. Der vierte endlich wird ein großer Prediger sein, der die ganze Welt durchzieht, das Christentum predigend und die Menschheit dafür gewinnend. Aber unter ihm wird auch der Teufel wieder aus seinem Kerker losgelassen, und dann kommt der große Antichrist. Als Zeugen für die vier „guten Hirten" zitiert Berthold den Erzbischof Rabanus von Mainz, den Dandalus und Joachim von Fiore, alle drei eigentlich mit Unrecht. Rabanus war durch eine Verwechslung mit Adso, der im zehnten Jahrhundert eine Schrift über den Antichrist schrieb, in den Ruf eines Propheten gekommen, und nun wies man ihm ein Prognostikon zu, in dem die vier Päpste kurz angedeutet waren. Von dem angeblichen Dandalus behauptete man, eine „Offenbarung der Päpste" zu besitzen. Und das „Buch von Fiore" war keine echte Schrift Joachims, sondern wurde ihm nur untergeschoben.

In Frankreich hielt sich die Idee noch etwas länger. Hier blieb die Prophetie beherrscht von der Erwartung eines großen französischen Weltmonarchen in Einigkeit mit einem Engelpapst. Während des Ringens zwischen König Franz I. und Kaiser Karl V. verhieß ein Kompilator, der einen ganzen Wust von Weissagungen in dem „wunderbaren Buche" (Mirabilis liber) zusammenstellte, für das Jahr 1527 „einen guten König und einen guten Papst, der den heiligen Stuhl von Rom nach Jerusalem übertragen wird". Etwas selbständiger ist der berühmte Nostradamus, der Günstling der Könige Heinrich II., Franz II. und Karl IX. († 1566). Aber auch seine Weissagungen sind nur Versifikationen älterer Prophetien. Vom heiligen Papste sagt er:

Le grand Pasteur mettra à mort tout homme
Qui pour le coq estoyent aux Alpes unis.
— — — — — — — — — — — — — — —
De sang Troyen naistra cœur Germanique
Qui deviendra en si haute puissance:
Hors chassera gent estrange Arabique,
Tournant l'Eglise en pristine preeminance.

Liszts Rücktritt von der Weimarischen Opernleitung

Von

Eduard von Bamberg

I. „Der Partisanen beide"

Nach der ersten Aufführung des „Barbiers von Bagdad" trat die Behauptung auf, der Generalintendant Dingelstedt habe den Rücktritt des Hofkapellmeisters Liszt verschuldet; in mehrfacher Beziehung pikant, wurde sie fleißig nachgeschrieben, gelegentlich durch nachgelassene Äußerungen von Augenzeugen wie Pohl, Lassen und Draeseke bestätigt und gelangte so „auf dem Wege der Progression" zur Bedeutung einer feststehenden Tatsache. Trotz seiner Wertschätzung selbstgefertigter Nekrologe

hat Dingelstedt das „Weimarische Stilleben" ungeschrieben gelassen und sich begnügt, die Ankläger am Stammtisch abzuführen, wie mit dem Freunde reinen Tisch zu machen. Auch dieser nahm die Sache nicht allzu ernst; wie er aber den anfänglichen Groll bald überwand, benutzte er später jede Gelegenheit, die Mißverständnisse zu entwirren und seinen Rücktritt aus dem geschichtlichen Verlaufe zu erklären. Bei einer Unterhaltung zu Anfang der achtziger Jahre führte er aus, Ausfälle gegen die Zukunftsmusiker und eine abfällige Beurteilung des „Barbiers" hätten den Generalintendanten in Zusammenhang mit den Lärmmachern gebracht, und seine fortgesetzt ironische Behandlung der Ereignisse hätte zu der Annahme einer Anstiftung und Begünstigung geführt. Wie der Ausbruch natürlich aus dem seit Jahren angehäuften Zunder erwachsen sei, wäre sein Rücktritt von der Operndirektion von langer Hand vorbereitet gewesen. Von der Großfürstin und dem Erbgroßherzog zur Teilnahme an der Gründung Neuweimars als freier Fortsetzung der Goetheschen Epoche herangezogen, habe er sich dem Theater mit voller Hingabe gewidmet, aber nie materielle Unterstützung in dem Maße gefunden, wie es für die letzte Höhe der Kunst nötig sei. Die Intendanten, die er der Reihe nach auf den Stuhl hob, hätten ihm ihre Dankbarkeit auf besondere Art bewiesen: Ziegesar, ein Dilettant in Kunst- und Verwaltungssachen, hätte ihm den Stuhl vor die Tür gesetzt, Beaulieu, ein Kavalierchef wie vordem Spiegel, verbindliche Formen als werktätige Unterstützung angesehen, der Fachmann Dingelstedt seine ganze Fürsorge dem Schauspiel zugewandt. Wohl sei der Großherzog seiner Überzeugung beigetreten, daß die Gegenwart der musikalischen und musikdramatischen Entwicklung gehöre, aber mit Verschiebung des Notwendigsten wären die großen Ziele in unabsehbare Ferne entschwunden. Dazu hätten ihn verwickelte Familienverhältnisse, wie Mangel an Muße für seine Tonschöpfungen bedrückt und die Verständnislosigkeit und Feindseligkeit des Publikums allgemach so ermüdet, daß er bei dem „Barbier"-Skandal die Konsequenz gezogen habe.

Zur Erläuterung dieser Sätze verwies der Meister auf eine Reihe von Dokumenten, von denen mancherlei auch heute noch unbekannt ist. Schon am 14. Januar 1852 hatte er der Großfürstin eine Denkschrift überreicht, in der er durchgreifende Reformen für die Oper erbat, falls sie ein Kunstinstitut bleiben solle, und nach der ersten Aufführung des „Fliegenden Holländers" (16. Februar 1853), die man in musikalischer, darstellerischer und szenischer Beziehung als neue Großtat von ihm rühmte, machte er in einer amtlichen Eingabe seine fernere Tätigkeit von einer gründlichen Besserung des Chors und Orchesters abhängig. Der Intendant sah darin eine „persönliche Verstimmung", die er auf sich beruhen ließ, schlug aber um so kräftiger zu, als Liszt die Direktion von „Hernani" tatsächlich zurückgewiesen hatte (24. März 1853). Ohne die Hebung von Oper und Konzert zu leugnen, betonte er, daß ein Fortschritt nur mit den gegebenen Mitteln erstrebt werden dürfe, Liszt müsse also entweder seine außerordentliche Stellung aufgeben oder einem anderen Kapellmeister Platz machen. „Es ist Nothwendigkeit, daß Du die Fesseln eines Beamten trägst, daß Du einsehen lernst, Dich in gewisse Grenzen zu fügen, und daß es größeren Ruhm bringt, mit wenig Mitteln Anerkennenswerthes zu schaffen als mit vielen. Dein Wirkungskreis wird Dir keine Schmach bringen; die größten Geister haben sich unter noch beschränkteren Verhältnissen Bewunderung zu schaffen verstanden. Muß denn immer Absonderliches erreicht werden, kann nicht ein nahes Ziel Befriedigung gewähren?"

Daß Ziegesar das Theaterprogramm beiseite ließ, das der Großherzog mit Liszt 1847 entworfen hatte, im Namen seines Herrn dessen Absichten befehdete und einen Künstler maßregelte, dessen Größe mit seiner Uneigennützigkeit wetteiferte, läßt sich nur daraus erklären, daß Lisztz Ausnahmestellung die Geschäftsführung ungemein

erschwerte. Der Großherzog entschied denn auch, daß der Intendant „von seinem Standpunkte aus Recht habe", wollte aber alles beim Alten belassen wissen, da man „den Pegasus nicht in den Pflug spannen dürfe". So bestimmte Liszt nach wie vor die Novitäten und machte den Opernspielplan, wählte sich seine Aufgaben und führte sie nach seinem Ermessen aus, indem er, ohne an den Regiesitzungen teilzunehmen, seine Ansichten und Beschlüsse bald dieser, bald jener Stelle übermittelte. Die Konzerte blieben ihm nach Programm und Wiedergabe vollends überlassen, kurz, die weimarischen Grauköpfe hatten so unrecht nicht, wenn sie die Stellung der Frau von Heygendorf neu besetzt fanden, die neben Goethe Oper und Konzert dirigierte, bevor sie unter dem Strohmann Stromeyer die Leitung des gesamten Theaters übernahm. Dafür lieferte „der feinfühligste Interpret und größte Reproduzent der Welt" eine vorbildliche Arbeit, und nicht von einer Hebung, sondern von der Neugestaltung der Oper samt durchgreifender musikalischer Reform hätte Ziegesar sprechen und anerkennen sollen, daß die Neubelebung des weimarischen Ruhmes ihm allein zu danken war. Auch manche allgemeine Verbesserungen setzte der Meister beim Theater durch und streute freigebig Anregungen nach allen Seiten aus, bis er mit dem Theaterjahr 1855/56 seine öffentliche Tätigkeit erheblich beschränkte und sich auf „das Altenteil der Altenburg" zurückzog. Die Sontag führte er noch ein, wohnte aber den Gastvorstellungen der Lind, Johanna Wagner und Viardot-Garcia als Zuschauer bei, überließ die Wagnerschen Opern den Gehilfen und erschien nur noch bei Neuheiten und in den Konzerten am Pulte. Vermehrte Kompositionstätigkeit mußte die Erklärung abgeben, würde ihn indes nicht gehindert haben, wenn das weimarische Publikum seiner Musikästhetik und seinen Tonschöpfungen Interesse entgegengebracht hätte und für Verwirklichung seiner großen Pläne Aussicht geblieben wäre. Hätte er Gehör gefunden, so würde Bayreuth in Weimar gestanden sein, ehe noch München in Frage kam, und eine Musikschule hätte sich angeschlossen, die alles das erfüllte, was er in seinen damaligen und späteren pädagogischen Bemühungen anstrebte. Cornelius hatte gut prophezeien, wenn man ihn nicht mehr hätte, würde man diese Ideen würdigen und bedauern, ihnen nicht zur Erscheinung verholfen zu haben, da der Einzige, der in Frage kam, der Großherzog, sich vor unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt sah. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als aus Weimar einen künstlerischen Mittelpunkt zu machen, das hätte auch dem heimischen Publikum die Augen geöffnet und die Mißtöne ausgeschlossen, die zwar Liszts Begeisterung und Schaffensfreude nicht berührten, aber ihm die Lust an einer breiten öffentlichen Wirksamkeit verdarben.

So standen die Sachen, als Dingelstedt nach seinem Münchener Sturze die hilfreiche Hand des Freundes ergriff und nach Weimar übersiedelte. Wenn er vor zehn Jahren bedingungslos den Wunsch hingeworfen hatte, mit ihm aus dem kleinen Theater etwas Großes zu machen, so glaubte er jetzt das kameradliche Bestreben mit den gewonnenen Erfahrungen vereinen zu können. Aus München brachte er eine bis ins Einzelne durchgebildete Geschäftsführung mit, die im Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe die Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung sah; da aber das Schauspiel die Anlage reichlich verzinste, die Oper mit Fehlbeträgen arbeitete, ergab sich die Bevorzugung der Seite von selbst, die der Goetheschen Tradition und dem Berufe des „Nachfolgers" entsprach. Und nicht genug, daß er die Oper als unvermeidliches Anhängsel betrachtete, entschied er sich im Kampfe des Publikums mit dem Musiker Liszt für das Alte und trat bei aller Hochachtung für den Pianisten und Dirigenten seiner Zukunftsmusik ungläubig gegenüber. Für Weimar war das etwas Neues, denn Ziegesar war mit der fortschrittlichen Musikbewegung aufgewachsen, und Beaulieu betrachtete sie als gegebene Größe; der Meister sah indes über diesen Mangel hinweg, ohne Verwicklungen zu befürchten, und konnte sogar

über die schlechten Witze des schlechten Musikanten herzlich lachen. Dafür begannen die Gegner der Altenburg den Kopf höher zu tragen, seit sie in dem Generalintendanten einen Bundesgenossen sahen; doch hat er nie an einem Tische mit ihnen gesessen, sogar ihr Gebaren gelegentlich mit der Lauge seines Spottes überschüttet.

So wenig er sich durch Amt und Freundschaft in seinen Ansichten beschränken ließ, so gut wußte er den Wünschen seines gnädigsten Herrn Rechnung zu tragen und die Beziehungen zu seinem lieben Franz ungetrübt zu erhalten. Die ihn zum Intriganten machten, der sich in Zettelungen gefiel, um Kapital für seine Person zu schlagen, übersahen, daß ihn ein solches Treiben über kurz oder lang zu Falle gebracht hätte, in seiner ganzen Amtsführung aber keine Spur davon zu entdecken ist; sie verkannten seine Kampflust und schätzten Ironie und Sarkasmus falsch ein, in denen sich seine Überlegenheit so frei erging, daß er selbst vor einem Anstoß nicht zurückschreckte. Adolf Stahrs Ansicht, daß seine herrische Natur keine Ausnahmestellung ertragen habe, ist nicht ganz so grundlos, schielt aber nach allen Seiten. Da der Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienste sich längst zum Gastdirigenten herabgesetzt hatte und die Maßnahmen der Intendanz nicht mehr erschwerte oder durchkreuzte, war fast keine Reibungsfläche mehr vorhanden, und der letzte Rest wurde durch den freundschaftlichen Verkehr aufgehoben. Zweifellos war in Dingelstedts Charakter die Herrennatur vertreten, gegenüber einer menschlichen und künstlerischen Größe wie Liszt fehlte aber jeder Anlaß zur Betätigung. Mit besserem Recht könnte man von Eifersucht sprechen, wie es Alfred Meißner einmal im engeren Kreise der Altenburg versuchte; der Meister winkte nämlich sofort ab, indem er gesenkten Hauptes die Rechte aufs Herz legte: „Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens, nur nicht von der Eitelkeit!“ Nicht unmöglich, daß sich Dingelstedt durch Liszts umfassende Persönlichkeit gelegentlich beeinträchtigt gefühlt und nach seinem Rücktritt der entgegengesetzten Empfindung einmal Raum gegeben hätte. In seinem Verhältnis zu Gutzkow, mit dem er auch Schiller und Goethe spielen wollte, ist diese Erscheinung sicherer: solange dieser bedeutendere Schriftsteller in Weimar weilte, wurde seine Zuneigung von der Eifersucht durchkreuzt, während er bei seinem Abgange sichtlich aufatmete. Dann kamen freilich auch wieder Stunden, in denen er seine Einsamkeit beklagte und den Freund zurückwünschte, dem er nach seiner Rückkehr von Gilgenberg ergreifende Worte zurief.

II. „Komala“ und ein Mozart-Prolog

Während die Vorbereitungen zum Theaterjahr 1858/59 bereits im Gange waren, weilte Dingelstedt noch in Italien und Liszt in Salzburg. So umfangreiche Aufträge aber dem Schauspielregisseur für neue Stücke von Apel und Genast zukamen, so einfach lautete die Weisung für seinen musikalischen Kollegen, „da die Reste vom Sommer nach Meinung des Herrn Dr. Liszt ein besonderes leckeres Mahl ergeben“. Der Generalintendant zeigte in solch halbamtlichen Schriftstücken stets den gestrengen Vorgesetzten, dagegen suchte Liszt bei gleicher Gelegenheit seine Leute durch Betonung ihrer bedeutungsvollen Mitwirkung und freundliches Eingehen auf ihre persönlichen Interessen zu gewinnen. „Wenn auch der deutsche Michel“, schrieb er am 8. Oktober 1858 an Pasqué, „sich einen ihm ähnlichen Mozart fabriciert hat und damit oftmals einen faulen Götzendienst treibt, so ist es darum nicht weniger unsere Pflicht, den lieben und großen Mozart auf das Innigste zu verehren und seinem Genius zu huldigen. Von diesem Gefühl durchdrungen, kam ich nach Salzburg und erfreue mich im Anblick des Standbildes unseres herrlichen, heiteren und zur Überfülle begabten Meisters. . . . In ungefähr acht Tagen bin ich wieder bei Ihnen. Die „Comala“ soll dann gleich vom Stapel laufen. Bitte nur die schönen

Wolken, die ich schon früher verlangte, dabei nicht zu vergessen. Cornelius' „Barbier von Bagdad" wünsche ich auch nicht warten zu lassen. Wahrscheinlich können wir den Barbier-Apparat bis zu Anfang November gut herrichten. Die neue comische Oper von Rietz [1]) wird mir sehr willkommen sein, und es soll mich freuen, wenn mein eifriger Leipziger Gegner guten Erfolg bei uns findet, wozu ich das Meinige beizutragen nicht versäumen werde. Gewiß wird Rietz eine gewandte, feine und anständige Partitur liefern; daran habe ich immer mein Vergnügen und bin froh, wenn es von dem Publikum getheilt wird. Glücklicherweise ist das zumeist der Fall in Weymar, wo wir, ohne uns zu schmeicheln, in Bezug auf Verständniß und Anerkennung neuerer Werke unbefangener und gerechter sind als anderwärts. Dies das Culturhistorische unseres Strebens und Wirkens."

Diesem Programm wird man den Vorwurf der Einseitigkeit nicht machen können, denn wenn Cornelius dem Liszt'schen Kreise angehörte, so wandelte Rietz in den alten Bahnen, und Eduard Sobolewski suchte mit der Neubearbeitung seiner „Komala" eine vermittelnde Stellung einzunehmen. In Königsberg (10. Oktober 1808) geboren, war er zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Bremen Theaterkapellmeister, aber nicht bloß „mit seinem Leid und seinem Kunstenthusiasmus, seiner Armut an Gütern des Lebens und seinem Reichtum an tiefen Gedanken" wurde er ein Vorbild seiner Standesgenossen, sondern auch durch den Widerstreit, in dem seine Produktion zwischen selbständiger Verfolgung der modernen Fortschritte und der Abhängigkeit vom Geschmack des Publikums hin- und herschwankte. In seinen Opern „Imogen" (1833), „Velleda" (1836), „Salvator Rosa" (1848) und „Der Seher von Khorassan" (1853) hat er die ganze musikalische Bewegung von Weber bis Marschner widergespiegelt, um schließlich von der übermächtigen Erscheinung Wagners in „Komala" (1856) Zeugnis abzulegen, trotzdem seinem reifsten und einem unzweifelhaft talentvollen Werke. Bei „Ossian" hatte er einen ansprechenden Stoff gefunden und schrieb sich in teilweise wörtlicher Anlehnung einen dreiaktigen Text, der neben dem Heldenhaften das Geisterhafte und Mystische stark betont. Frothal, Fürst von Thora, bekriegt Inisthore, um sich Komala, König Sownos Tochter, zu gewinnen; diese sucht Schutz bei König Fingal, den sie liebt, und folgt ihm in Kriegertracht in den Kampf. Aber seine Scharen weichen zurück, als er im Schlachtgewühl verschwindet, und erst unter der Führung des Prinzen Hidallan, der für Komala unerwidert seufzt, wird der Sieg gewonnen. Vergebens sucht sie unter den heimkehrenden Kriegern ihren Fingal, und als dieser endlich, von seinen Barden umgeben, im Nebel erscheint, glaubt sie die Schatten Gefallener zu erblicken und stürzt sich verzweifelnd in den Strom. Fingal soll den besseren Achilleus, Komala das reine, hingebende Heldenweib, Hidallan den Heros unglücklicher Liebe, Frothal den sinnlichen Römling vorstellen, und von Handlung ist gerade soviel aufgenommen, um die Stimmungen aneinander zu reihen. Die Musik gibt das Träumerische, Neblige, nordisch Düstere trefflich wieder, und neben hübschen Chören und einer glänzenden Arie erregt die charakteristische Instrumentation das höchste Interesse; das Pathetische wird freilich oratorienartig, und das Sentimentale erinnert an Flotow. Da die erste Bremer Aufführung keinen Erfolg brachte, fügte Sobolewski, um mit vielem jedem etwas zu bringen, zwei neue Akte hinzu, in denen er das Römisch-orientalische im Gegensatz zu dem Nordischen ausführte und durch Arien, Chöre und Ballette dem Meyerbeerschen Geschmack Rechnung zu tragen suchte. Zugleich schrieb er eine Broschüre (1857), in der er Wagners Kampf gegen den italienischen Zopf

[1]) „Georg Neumark und seine Gambe", Text von Pasqué. Die wenig spannende Handlung dreht sich um das verpfändete und wieder ausgelöste Instrument des Weimarischen Sängers. Die Aufführung des Einakters, übrigens unverfälschte Kapellmeistermusik, erfolgte erst am 25. Mai 1859.

billigte, aber die „Hypochondrie“ tadelte, mit der er über Theaterschneider, Dekorateur und Maschinisten die Geißel schwinge, die Franzosen wegen ihrer Couplet- und Tanzoper verachte und über alle Melodie den Bann verhänge. An Stelle von „Oper nicht, Drama“ wollte er „Oper, nicht Drama“, ohne die kostbaren Fortschritte der Zukunftsmusik zu vernachlässigen.

Obwohl nun Liszt die Gefahr der Stilmischung keinen Augenblick verkannte, wollte er doch dem Komponisten die Freude an seinem Werke nicht verkürzen. „Daß Herr v. Dingelstedt“, lautet ein weiteres Schreiben an Pasqué, „sich des „Propheten“ liebevoll annimmt [2]), wundert mich nicht, nur sollte man mir einen Vorwurf ersparen, da mich nicht das Werk abgeschreckt hat, sondern die Unmöglichkeit, es mit unseren Mitteln darzustellen. Von dem dazu notwendigen Luxus möchte ich unserem Sobolewski ein Theilchen wünschen; freilich nicht so, daß das nordische Weiß und Grau durch das südliche Roth und Blau erdrückt wird, denn wenn die Augenweide in diesen Partien gar so reizend ausfällt, bekommt die bessere Musik einen schweren Stand. Wohl einen Gegensatz, aber keine zwei Seiten, keine zwei Stücke! Mit Ihrer Einsicht und Gewandtheit werden Sie vermitteln und vereinen, denn es ist billig, daß wir dem braven Mann mit allem Aufgebot unseres Könnens danken.“ Da Dingelstedt für die Ausstattung keinen Pfennig bewilligte, „ausgenommen ein Pfund Seife, die Kutten der Barden zu waschen“, hatte es mit der Augenweide gute Wege; dafür errangen die Sänger, voran Frau v. Milde in der Titelrolle, die volle Anerkennung des Autors, der mit der Aufführung vom 30. Oktober den größten Triumph seines Künstlerlebens genoß. Und nun kam Liszt langsam mit dem Tadel hervor, daß das ganze spätere Einschiebsel störend und überflüssig sei, und mit Freuden gab Sobolewski seine Zustimmung zur Wiederherstellung der ursprünglichen Gestalt. Nachdem die artistische Leitung des Hoftheaters diesen Sachverhalt öffentlich dargelegt hatte, wurde die Wiederholung (am 7. November) womöglich noch sorgfältiger behandelt, aber „der volle und eigentümliche Reiz des nunmehr auf die einfache Sage der liebenden Komala beschränkten und durch eine geistvolle einheitliche Musik illustrirten Werkes“ hinterließ keinen nachhaltigen Eindruck. Während man über den ossianschen Nebel und die gefahrlose Amputation ganzer zweier Akte witzelte, tröstete Liszt, daß es nur einiger Wiederholungen bedürfen werde, um die Spatzen aus einem anderen Tone pfeifen zu hören; aber die Wiederholungen kamen nicht, und kein anderes Theater wagte das Risiko. Neun Jahre später schrieb Cornelius von Sobolewski: „In Amerika! Verschollen und gestorben!“ Und wenn er für die „Komala“ wenigstens eine ähnliche vornehme Einsiedlerstelle im neuen deutschen Repertoir erhoffte, wie sie Spohrs „Jessonda“ im alten eingenommen hatte, so ist auch das nicht eingetroffen; spurlos ist ihr Autor dahingegangen, zufrieden, einer großen Sache nach Maßgabe seiner Gaben gedient zu haben.

Selbstverständlich hatte Dingelstedt an jener Notiz der „artistischen Leitung“ keinen Anteil, war vielmehr von vornherein von ihrer Zwecklosigkeit überzeugt und freute sich später über die Richtigkeit seiner Prophezeiung. Dafür lachten die Musiker, wenn er jede Neuheit mit der Neueinstudierung eines alten Werkes beantwortete, die neuen Männer aus gegenstandslosem Mißtrauen verkleinerte und mit dürftigen Gemeinplätzen die Meister der Vergangenheit erhob. Jetzt bestimmte er, daß am Todestage Mozarts (5. Dezember) die hundertste Aufführung der „Zauberflöte“ stattfinden und Beethovens Geburtstag (17. Dezember) durch ein Konzert gefeiert werden sollte; nur mit den Prologen, die er bei solcher Gelegenheit

[2]) Dingelstedt hatte selbständig mit Meyerbeer verhandelt. Dieser schrieb ihm indessen, daß Charakteristik und Kolorit der Fides leiden würde, wenn man die Partie für Frau v. Milde transponierte; es liege also im Interesse des Werks wie des Weimarer Theaters, vorläufig von einer Aufführung abzustehn. (Brief vom 13. Dezember 1858.)

als selbstverständlich ansah, mochte er sich am liebsten nicht befassen. Im letzten Falle war auch bald Abhilfe gefunden, denn Cornelius machte sich ein Vergnügen daraus, die Verse zu liefern; wer sollte sich aber Mozarts annehmen? Bei der Regiesitzung am 1. Dezember meldete Pasqué, daß die Vorstellung der „Zauberflöte" stehe, nur der Prologredner müsse noch bestimmt und das Szenische angeordnet werden, während der Herr Generalintendant den Text wohl am besten selbst liefere. „Das weiß ich", herrschte Dingelstedt; „indeß überlasse ich diesmal alles Ihnen und erwarte morgen näheren Bericht." Da Pasqué mit Arbeit überhäuft war, klang die Aufforderung gerade nicht verlockend; indes machte er sich frisch daran, um wenigstens unnütze Wege und fruchtlose Bitten zu ersparen.

Mozarts letzte Stunden gaben den Ausgangspunkt: ein Fremder bestellt ein Requiem, ohne Namen zu nennen, und die Musik wird des Meisters eigener Grabgesang. Nun das Lokalkolorit! Die erste Aufführung der „Zauberflöte" hatte in Weimar solchen Erfolg, daß binnen wenig Wochen ein Dutzend Wiederholungen nötig wurden; aber schon die „Entführung" hatte so mächtig eingeschlagen, daß die Herrschaft der italienischen Oper für immer gebrochen war, und seit dem Schlusse des fürstlichen Liebhabertheaters waren die Akademien Anna Amalias in Mozarts Zeichen gestanden. Nach seinem Tode errichtete ihm die Fürstin im Tiefurter Park ein Denkmal: ein großer, weißer Stein zeigte an den Seiten die tragische und die komische Maske, vorn den Namen des Unsterblichen, und obenauf stand eine mächtige Lyra. Einfach und schmucklos, machte das Werk in seiner grünen Umgebung gleichwohl einen angenehmen Eindruck [3]); die Hauptsache aber, es war das erste Denkmal Mozarts und ein Zeichen für die Feinfühligkeit der Stifterin. Diesen Altar beschwor der Prologdichter aus der Tiefe, gruppierte nach altem Rezepte die Hauptpersonen der Mozartschen Opern um ihn herum und ließ schließlich über der Büste Mozarts die Namen der sieben größten deutschen Tonmeister in einem Blütenkranze erscheinen.

Am anderen Tage betrat er mit dem Schlage der Mittagsglocke das gefürchtete Intendantenzimmer in der Bastille, als Dingelstedt gerade an seinem langen Tische kurze Zeilen auf einen Foliobogen warf. Er nahm eine spöttische Miene an, als Pasqué von seinem „Versuche" sprach, schaute während der Vorlesung in den Winter hinaus und drehte sich am Schluß kurz um, in Miene und Haltung der leibhaftige Herr Geheimderat von Goethe. „So machen Sie Verse? Nun, da sind die meinigen doch etwas besser. Diese prosaische Redeweise, diese Tautologien und Breiten, dieses Herüberziehen des Satzes in den folgenden Vers, diese Verlegenheitsreime — das soll Kunst sein?" Er setzte sich und nahm seine Blätter zur Hand. „Ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie mir den Prolog abnehmen sollten; da Sie in Ihren Mußestunden mit den Musen liebäugeln, wollte ich Ihnen nur zeigen, daß eine Szene arrangieren leichter ist, wie ein Gedicht machen. Aber sagen Sie mal" — dabei änderte er Ton und Miene — „wo haben Sie die Geschichte mit dem Monument aufgetrieben?" „Ich habe es in Tiefurt hinter den Büschen entdeckt; es ist ziemlich zerfallen, aber Mozarts Name noch erkennbar." „Da haben Sie eine gute Nase gehabt, und die Verwendung ist noch besser. Das ist Erdgeruch, das ist Lokalkolorit! Überhaupt" — und dabei riß er seine Bogen mitten durch — „sollte man sich an solche Gelegenheitsgedichte gar nicht machen, wenn man nur über Phrasen zu verfügen hat. Bitte, Herr Regisseur" — dieses Wort betonte er nach seiner Gewohnheit so breit, als ob er mindestens „Geheimrat" sagen wollte — „nehmen Sie Platz. Ich kann mir denken, wie diese natürliche, sinnige Frau sich gerade zu Mozart hingezogen fühlte, der eine so einfach eindringliche, bestrickend empfindungsvolle Sprache

[3]) Das Monument wurde auf Befehl des Großherzogs restauriert.

spricht. Wenn die heutigen" — nun folgte ein zoologisches Bild — „ihren Schnabel auftun, wie anmaßend und preziös das klingt, wie nüchtern und seelenlos! Sie „deklamieren", spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Na, sie werden Augen machen, daß wir Mozart feiern, aber wer auf einer höheren Warte steht, als der der Partei, kann an diesem Manne nicht vorübergehen." „Es gibt wohl niemanden," wagte Pasqué einzuwenden, „der Mozart nicht als Mittelpunkt der musikalischen Entwicklung betrachtete, und deshalb habe ich mir auch erlaubt, die Namen der Vorgänger und Nachfolger über dem Monument erscheinen zu lassen." „Und ein guter Geist hat Sie geleitet, beizeiten Halt zu machen. Herr Richard Wagner würde sich in dieser Gesellschaft doch etwas komisch ausnehmen, aber geben Sie acht, sie werden ihn schmerzlich vermissen. Ohne Selbstberäucherung können sie einmal nicht leben, recht im Gegensatz zu unserem Mozart, der ohne Rücksicht auf Geld und Ehre seinem inneren Genius folgte." Dingelstedt hatte sich zu starkem Pathos erhoben, jetzt fiel er unvermittelt in den Konversationston hinab. „Wie haben Sie sich das Erscheinen der Namen übrigens gedacht?" „Hinter der Büste, die sich an Stelle der Lyra erhebt, taucht die blaue Blume auf, und auf den Blättern erglänzen die Namen. Ich habe bereits mit Händel [4]) gesprochen, der ganze Zauber ist für zwanzig Taler zu beschaffen." „Zwanzig Taler für einen Prolog! Unmöglich, Herr Regisseur. Und was wollen Sie mit der blauen Blume? Belassen Sie die ruhig der Dichtkunst, die sich dieses Symbols noch nicht unwert gezeigt hat und im Menschenleben noch eine andere Rolle spielt, ich wollte sagen, eine höhere Aufgabe erfüllt, als die Musik und alle anderen Künste zusammengenommen. Sagen Sie Händel, er soll den Wolkenprospekt verwenden, das genügt vollkommen." „Dann müßte er ja zerschnitten werden." „Meinetwegen zerschnitten und wieder zusammengeflickt! Denken Sie an Goethes Lappen und ihre Wirkungen." Natürlich dachte Pasqué an Dingelstedts Luxus, wenn er persönlich inszenierte, aber in der Freude über die Gnade des Gestrengen verlor er kein Wort.

Da Frau Hettstedt als Genius des Hauses den Prolog hübsch sprach und die Apotheose gut arrangiert war, wurde der Zweck erreicht. Dingelstedt war mit Liszt nach Coburg zur ersten Aufführung der „Diana von Solanges" gefahren, und diese Behinderung machte es erklärlich, daß er den Prolog nicht selbst geliefert hatte. Als er bei seiner Rückkehr hörte, daß Pasqué einem Hervorruf Folge geleistet hatte, fand er das geschmacklos; „auch die Verse sind ja geschmacklos, nur die Geschichte mit dem Monument ist nicht übel".

III. Plänkeleien und Parteiungen

Karl Hettstedt, der vom Tänzer zum Komiker übergegangen war, besaß ein ursprüngliches Talent und keine geringe Gestaltungskraft, erinnerte aber mit seiner Vorliebe für Lazzi und einem unausrottbaren Hang zum Extemporieren an den alten Hanswurst. Dabei konnte er anzüglich werden und von seiner Umgebung auf öffentliche Persönlichkeiten übergreifen, bis er mit der Verspottung zweier weimarischer Schriftsteller einen Sturm im Wasserglase erregte, der ihn wohl oder übel zwang, diese Spezialität auf private Unterhaltung zu beschränken. Am Schlusse des Theaterjahres 1857/58 hatte er als Graf von Berka in der „Saalnixe" von Vulpius den trinkfesten Alexander Rost mit den Worten begrüßt: „Wo Wein und Bier, ist auch Rost", und als Oskar Schade zischte, ihn sofort angegriffen: „Man hat gezischt, das war Schade." Natürlich waren auch in den weimarischen Theatergesetzen Strafen für Extempores und Beleidigungen vorgesehen, und da von einer Maßregelung Hett-

[4]) Dekorationsmaler und Maschinist, auf Liszts Empfehlung angestellt.

stedts nichts verlautete, glaubte die „Weimarische Zeitung“ (Prof. Biedermann) mit einer Rüge nicht zurückhalten zu sollen. Dieses Blatt gehörte der Hofbuchdruckerei, die seit Menschengedenken auch die Theaterzettel herstellte; als nun die Intendanz nicht bloß diese Geschäftsverbindung aufhob, sondern auch Theateranzeigen und Wochenspielpläne lediglich durch das Konkurrenzblatt veröffentlichen ließ, tadelte eine Korrespondenz der „Augsburger Allgemeinen“ die bei einem Schriftsteller von Dingelstedts Range doppelt auffällige Mißachtung der öffentlichen Meinung und die unangebrachte Rache. Indes schien die Sache erledigt, als Joseph Rank darauf hinwies, daß die Bestrafung des Extemporanten durch die Ferien aufgehalten sei, Dingelstedt keinen Grund zur Erbitterung gegen die „Weimarische Zeitung“ habe, die seine Geschäftsführung mit der größten Anerkennung begleite, und daß die Vergebung von Druckarbeiten zu den häuslichen Angelegenheiten gehöre, die ein größeres Forum nicht interessieren könnten.

Dafür setzte mit Dingelstedts Rückkehr der Streit in den Lokalzeitungen ein. Ein Anonymus führte aus, billigerweise dürfe eine öffentliche Anstalt sich nicht auf e i n e n Lieferanten festlegen, nur durch den Wechsel sei das Allzumenschliche vieljähriger Geschäftsverbindungen zu verhüten, und bei beschränkten Verhältnissen müsse auch auf Ersparnisse gesehen werden. Das wurde freilich sehr anzüglich vorgebracht, und so erwiderte die Hofbuchdruckerei (Hermann Böhlau) nicht minder gereizt, daß die Entziehung der kostenlosen Anzeigen keine finanziellen Motive haben könne, der Artikelschreiber, nämlich der Generalintendant, sich mit der Annahme von Ersparnissen etwas vortäusche, sein ganzes Vorgehen also nichts als einen Racheakt bedeute. Soweit wollte Dingelstedt Böhlau haben, denn nun teilte er amtlich mit, daß die Neuordnung der Druckereiverträge acht Tage vor dem Erscheinen der Hettstedt-Notiz eingeleitet worden sei, die Ersparnisse beim Zetteldruck ganze zweihundert Taler betrügen und bei der geringen Auflage der „Weimarischen Zeitung“ die Anzeigen selbst mit Freibilletts zu teuer bezahlt wären. „Nicht der Hofbuchdruckerei, auch nicht den für ihr Interesse in die auswärtige Presse geworfenen Artikeln glaubte die Generalintendanz diese ihre Rechtfertigung schuldig zu sein, wohl aber dem Publikum, welches in seinem sichtlichen Vertrauen zu der gegenwärtigen Theaterverwaltung und in der erfreulichst wachsenden Theilnahme an den Arbeiten der Hofbühne irre gemacht werden könnte durch Umtriebe, deren Beweggründe freilich nahe und blos genug liegen, um selbst vom befangensten Auge auf den ersten Blick durchschaut zu werden.“ Nun brach auf der Eselswiese ein donnerndes Hallo aus. Während der Zwickauer empfahl, nach der Lehre des Sokrates nicht mit „Schüsgewöhren“ zu spielen, baten Politiker um Fortsetzung des Zettelkriegs, da nach Beilegung des französisch-portugiesischen Streites Windstille eingetreten sei; Gewerbetreibende stimmten Lob- und Danklieder an, Bürger freuten sich über die zunehmende öffentliche Aufklärung, Theaterfreunde feierten die Ordnung im Bühnenbetriebe und ermunterten zu weiteren künstlerischen Fortschritten. Auch die Schriftsteller, die von der Sache Notiz nahmen, fanden Dingelstedt interessant, mochte ihr Urteil lauten wie es wollte. Cornelius meinte, die schlechten Erfahrungen in seinen früheren Stellungen hätten seine Kampflust nicht gemindert, Feindschaft sei ihm ein Bedürfnis wie das tägliche Brot, und die Menschen gegen sich aufzubringen, ein inneres Labsal. „Er bekümmert sich um jeden Quark“, schrieb Herbert König an Dawison, „und feilscht wie ein Höckerweib. Er ist groß im Verfechten des Strohhalms, aber nicht, weil Ehre auf dem Spiele steht, sondern weil sein Name im Spiele ist, und hält es nicht blos mit seinem „Vorgänger“, daß höflich Recht nichts heißt, sondern benutzt jede Gelegenheit, dem Philister zu imponiren.“ Kühne freute sich dagegen, daß er der eifrige und tadellose Beamte, der gewandte und schneidige Kämpfer, der er in München gewesen, in Weimar geblieben sei; und

wie bei Lessings Duellen mit verstaubten Perücken der Streitpunkt keine Rolle spiele, müsse man bei seinen Kämpfen um Kleinigkeiten Geist und Persönlichkeit bewundern.

Damit hatte der Zettelkrieg aber noch nicht seine letzte Phase durchmessen, denn nach den Gutgesinnten und Intellektuellen kam die Theateropposition zu Worte, die sich bis dahin wesentlich auf die musikalischen Verhältnisse beschränkt hatte. Ihr erster Führer war Chelard gewesen, ein mäßiger Musiker und mäßigerer Dirigent, der dem Augenblickserfolge seiner Oper „Macbeth" den weimarischen Kapellmeisterposten verdankt und nach seinem Sturze der neuen Richtung Fehde geschworen hatte. Wirklich gelang es ihm, dem „Lohengrin" ein Bein zu stellen, doch ließ sich Liszt in seinem Wege nicht aufhalten und wußte die Vorurteile gegen Wagner verhältnismäßig rasch einzudämmen. Schlechter stand es um die neuen Konzertwerke, am schlechtesten um Liszts eigene: den Gelegenheitskomponisten ließ man gewähren, den Zukunftsmusiker lehnte man ab. „Als er den „Orpheus" aufführte, blieb alles kalt, und bei den „Préludes" war das Theater leer; ja, wenn er an die Tasten rührte, war alles entzückt, wollte er aber nicht amüsiren, sondern erheben, zuckte man die Achseln." Weit gefehlt, daß Liszts Selbstbeschränkung diese Bewegung zum Stillstand gebracht hätte, das Kopfschütteln über fremdartige und unfruchtbare Ideen verstärkte sich, bis lautes Murren ertönte, daß er dem Publikum seine Richtung mit tyrannischer Willkür aufdränge. Jede Einseitigkeit seiner Schüler, jede Fanfare der Parteiorgane mehrte den Unwillen, und so kam es im Theaterjahre 1857/58 soweit, daß man die Notwendigkeit grundsätzlicher Änderungen erörterte und das Gerücht von seinem Rücktritt sich um so hartnäckiger erhielt, je seltener er am Pulte erschien. Um diese Zeit machte sich in der Partei der Einfluß des Musikdirektors Karl Stör geltend, des Nachfolgers von Chelard, aber mit ihm nicht in einem Atem zu nennen. Der verstorbene Großherzog hatte den hoffnungsvollen Jüngling ausbilden lassen und damit der Kapelle eine erste Kraft gewonnen; ausgezeichnet als zweite Violine im Joachimschen Quartett wie als Konzertmeister, rückte er auf Liszts Vorschlag zum Dirigenten auf. Obwohl er mit der neuen Musik in enger Fühlung stand und von Liszt mit dem brüderlichen Du ausgezeichnet wurde, fühlte er sich keineswegs zu unbedingter Gefolgschaft verpflichtet. Als er einmal seine Beihilfe rundweg abschlug, bedeutete ihm der Meister, daß man sich als dienendes Glied dem Ganzen anschließen solle, wenn man kein Ganzes bilde, er antwortete aber nicht minder klassisch, keiner auf der Erde sei so hoch gestellt, daß er sich neben ihm verachte. Er war Liszt bei seinen ersten Instrumentierungen und im Anfange seiner Operntätigkeit hilfreich beigestanden, Grund genug, daß er beständig an den Tempi und der Manier des Dirigenten zu mäkeln hatte und dem Komponisten die Originalität absprach. Nachdem er des Dienstes enthoben war, trug er Hanslicks Kritiken in der Tasche herum und setzte schließlich alle Mäßigung beiseite, als Lassen und Müllerhartung Liszts Ruhm zu mehren suchten. Vorher hielt er sich vorsichtig im Hintergrunde und begnügte sich, der Partei wirksame Stichworte und belangreiches Material zuzuführen, auch bezüglich Dingelstedts, der im Unterschiede zu Liszt seine bittersten Gegner unter den Theatermitgliedern besaß. „Wenn Liszt nicht ein eitles, beifallsüchtiges, pretentiöses Weibsbild wäre, müßte man den fleißigen, feinfühligen, geistvollen Mann bewundern. Und der eine Franz gehört zum anderen, Schiller und Goethe en caricature; auch moralisch sind sie einander wert, nur wer der größere Schauspieler ist, wage ich nicht zu entscheiden." Solche Ansichten gefielen Beaulieu, der seinen Sturz nicht hatte verwinden können und fortgesetzt mit seinen „lieben Mitgliedern" verkehrte; wahrscheinlich hat er sich nicht tätig beteiligt, wurde indes als der Nächste dazu in und außerhalb der Partei als deren Haupt angesehen.

So waren die Liszt-Gegner, die jene Intrigen spannen, die man später Dingelstedt andichtete, ganz unvermerkt dazu gekommen, diesem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aus dem Zettelkrieg leiteten sie den Vorwurf ab, daß er in seiner Verwaltung Neuerungssucht und Gewalttätigkeit entfalte, und bald genug kam die Klage über Parteilichkeit, Bosheit und Rücksichtslosigkeit in Behandlung von Schauspielern und Dichtern hinzu. Vielen war es freilich nicht um sachliche Gründe zu tun, sondern Persönlichkeit, Stellung, Macht und Ansehen genügte, die rote Fahne zu hissen. Wie sie Liszt befehdeten, weil er auf den Höhen der Menschheit wandelte, nahmen sie Dingelstedt die aristokratische Haltung übel, ärgerten sich über ihre Überlegenheit und gefestigte Sinnesart, fanden „die ganze Richtung", „die ganzen Menschen" zuwider. Längst vor Aufführung des „Barbiers" war also eine Maulwurfsarbeit im Gange, die sich sowohl gegen Liszt als Dingelstedt richtete; wie ein Artikel Joseph Ranks beweist, bestand der einzige Unterschied darin, daß man jenen für so gut wie erledigt hielt, bei diesem den Hebel noch tiefer ansetzen zu müssen glaubte. In der Berufung Dingelstedts habe die unbefangene Bevölkerung, die das Theater als Bestandteil ihres Lebens betrachte, eine Gewähr für Verbannung des Dilettantismus aus der Verwaltung gesehen. Kaum werde aber nach Jahresfrist die Hand des Meisters im großen und kleinen sichtbar, beginne auch schon eine Koterie die Pfeffelsche Fabel vom Johanniswürmchen zu verwirklichen, auf das die Kröte ihr Gift ausspritzt, weil sie seinen Glanz nicht vertragen kann. „Wäre es nur eine gewöhnliche literarische oder künstlerische Gegenstellung — nun, wir kennen das ja. Selbst in der ruhmvollsten Zeit Weimars trübten Menschlichkeiten das friedliche Dasein; aber jetzt ist es kaum zweifelhaft, daß ein Gegenstreben aus anderen Quellen entspringt, als der Liebe zur Kunst, und hier würde Herr v. Dingelstedt, wenn das Publikum das Wesen weiter um sich greifen ließe, das Geschick des Herrn Franz Liszt theilen. Es gebe sich nicht zum Schweif einer Coterie her, die selbständig nichts hat zu Tage fördern können, was den Leistungen jener Männer auch nur entfernt nahe käme. Was würde Weimar gewinnen, wenn die Herrschaft des Mittelmäßigen die Oberhand gewänne, wenn jene es müde würden, einen widerlichen Kampf mit unseren Kleinigkeiten zu führen?"

Wie der Zettelkrieg gehörte auch diese Ausforderung zu dem „äußeren System", das Dingelstedt nach allen Richtungen auszubauen nicht müde wurde. „Dazu hat man in allen Dingen den Journalismus," parodierte er, „daß die Leute auf unsere Gedanken gebracht werden", und in der Tat hat er das reiche Glück, das er in dem bekannten Verse seiner unbefriedigten Sehnsucht gegenüberstellt, seinem Verdienste und seinen guten Beziehungen zur fünften Großmacht zu gleichen Teilen zu danken gehabt. Da ein gut Teil der Wirkung des Theaters in der vorgängigen, gleichzeitigen und nachträglichen Erörterung von Leistungen und Vorkommnissen besteht, hielt er es geradezu für Pflicht der Direktion, Publikum und Bühnenleute durch die Zeitung beständig in Aufregung und Bewegung zu halten. Sobald eine Neuheit im Anzuge war oder die Stimmung im gewohnten Spielplan verflaute, wußte er durch amtliche Notizen und beeinflußte Mitteilungen das Interesse zu beleben, gab seinen Getreuen Fingerzeige für Angriffe und Widerlegungen, schlug ihnen literarische Themen vor, die auf den Spielplan Bezug hatten, ließ die Gedenktage durch Rückblicke verherrlichen und sorgte für regelmäßige Berichterstattung in den verschiedensten Blättern. Liszt stand zwar auf demselben Standpunkte, blieb aber in der Praxis erheblich zurück. Die Zukunftsmusik hätte nicht vordringen können, wenn er sich nicht literarische Hilfe verpflichtet hätte, verpflichtet durch materielle Vorteile, nicht bloß durch schöne Worte und liebenswürdige Behandlung, mit denen Dingelstedt ausreichte. Aber Trommel und Trompete suchten den verpaßten Einsatz nicht selten durch übertriebene Stärke zu ersetzen, den Holzbläsern fehlte es vielfach

an Technik und Geschmack, und an eine planmäßige Zusammenstimmung des Orchesters war schon gar nicht zu denken. Griff der Meister selbst zur Feder, so kam etwas heraus, und es ist nicht zu viel gesagt, daß sich seine dramaturgischen Aufsätze mit ihrer angenehmen Form und sachlichen Gründlichkeit neben Wagner und Schumann stellen. Die journalistische Kleinarbeit lag ihm fern, stand aber so hoch in seiner Schätzung, daß er später den „legendarischen Kantor" in den Kreis seiner engeren Freunde aufnahm, weil das „A. W. C." die Redaktionsstuben überschwemmte. Am liebsten hätte er gesehen, daß die weimarischen Zeitungen, ob kurz oder lang, sachlich oder persönlich, täglich etwas über die neue Musik brachten; „das Nest hat zu viel Standpünktchen", pflegte er zu sagen, und die Tatsache wenigstens bestätigte Cornelius, wenn er ohne Eiertanz ein friedliches Durchkommen für unmöglich erklärte.

Für ein Lob fand Liszt noch nach geraumer Zeit dankbare Worte, Dingelstedt konnte sich im nächsten Moment darüber lustig machen; Rank, der dem Auftrag glänzend entsprochen und mit seinem Artikel das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht hatte, ging dem Generalintendanten lange Zeit aus dem Wege, weil er die Witzeleien der Schriftstellerkollegen noch überbot. „Denke dir," meldete Genast der Jüngere seinem Freunde Alexander Rost, „Dingelstedt ist ein Glühwürmchen." Unwillkürlich griff der beliebte Volksdichter an seine Kupfernase; „nein, ein Pfefferlesches Johanniswürmchen", fuhr jener fort, „und zwar ein geniales." Rost tat einen Zug, der in seiner genußreichen Bedächtigkeit Falstaff Ehre gemacht hätte, dann gab er trocken zurück: „Freilich, wenn er deinen Schreier [5]) genial findet." „Eine Unke ist er", sprudelte Emil Pohl dazwischen, und als Hoffmann-Fallersleben, der gern in die Posaune stieß und sie auch für Dingelstedt geblasen hatte, der Überzeugung Ausdruck gab, daß man durch Übertreibung der Sache schade, ging ein homerisches Gelächter um den Tisch herum. Ruhiger wurde die Sache in dem literarischen Kaffeekränzchen der Schillerstraße verhandelt, denn auch die Philologen nahmen an dem Theatertreiben regen Anteil; Adolf Schöll ging bei jedem dramatischen und musikalischen Ereignis den Journalisten voran, und selbst die Herren mit dem schwersten Gepäck, Oskar Schade und Reinhold Köhler, waren regelmäßige Theaterbesucher und unterhielten zu den Bühnenleuten persönliche Beziehungen. Mehr oder weniger galt das auch von den Malern Graf Kalkreuth dem Älteren, Johannes Nieſſen, Preller dem Älteren und Wislicenus; alle Künstler und Gelehrten wußten aber die dramaturgische und administrative Bedeutung Dingelstedts richtig einzuschätzen und fühlten sich für Leistungen und Anregungen Liszt dankbar verpflichtet. Neu-Weimar war kein Florenz geworden, aber mit einer ansehnlichen Summe von universeller Bildung und schöpferischen Trieben über das künstliche Pfropfreis hinausgewachsen; die Genossen hatten also allen Grund, ihren Besitz gegen leichtfertige Angriffe zu verteidigen. Um so größer war das Unbehagen, das der Artikel bei dem verflossenen Intendanten erweckte. Er empfand den Vorwurf des Dilettantismus als neue Absetzung und fragte mit schmerzlichem Nachdruck, was in aller Welt geschehen sei, um ihn mit der Opposition in Verbindung zu bringen. „Nichts, nichts!" antwortete Stör in den Tönen Fidelios; „soviel weiß aber auch der Mittelmäßigste, daß es Nacht sein muß, wenn die Herren Fränze als Sterne erster Ordnung erstrahlen sollen." Dingelstedt mit seiner sicheren Witterung hat Stör beharrlich übersehen, Beaulieu ihn dagegen mit einer Liebenswürdigkeit behandelt, als ob er sich besondere Verdienste um ihn erworben hätte, auch in den Tagen des „Barbier"-Skandals, als er ihn in Verdacht hatte, die Fäden neuerdings ein wenig zu verwirren. Seitdem

[5]) Spottname für Genasts „Florian Geyer".

verlor er ihn aus dem Auge, hörte aber bei den späteren Theaterfesten, daß er in die Anerkennung eingestimmt habe.

Der Großherzog bewahrte inmitten des Parteigetriebes die vornehme Haltung, die ihn neben taktvoller Beurteilung der Charaktere und stillem Enthusiasmus auszeichnete. Kleine Einseitigkeiten und gelegentliche Entgleisungen, die durch seine Abgeschlossenheit und eine gewisse Befangenheit im öffentlichen Auftreten hervorgerufen waren, sind zu einer Karikatur aufgebauscht worden, die mit dem Original nichts gemein hat. Was er trotz beschränkter Mittel im Kunstbereiche schuf, spricht laut genug für ein „voluit", und wer seine Briefe liest, wird einem feinfühligen, gebildeten, im Goetheschen Sinne ruhigen Geiste begegnen. Der Meister stand als Künstler und Mensch so hoch in seiner Schätzung, daß er freundschaftlich mit ihm verkehrte, und für Liszts Gesinnung gegen ihn paßt nur der Ausdruck: er liebte ihn. Da Dingelstedt die nachdrückliche Empfehlung des Freundes rechtfertigte und darüber hinaus durch seine Verwaltung imponierte, gewann er Karl Alexanders Gunst gleichfalls in nicht gewöhnlichem Maße und wußte sie bis zum letzten Tage seiner Amtsführung unvermindert zu erhalten. Die Diplomatie, die dem Theaterdirektor nicht fehlen darf, besaß er ja auch, doch wäre er nicht der beste aller Intendanten gewesen, wie ihm der Großherzog nachrühmte, wenn er Kunst und Charakter damit geschädigt hätte. Die für ihn besonders heikle Aufgabe, Liszts große weimarische Pläne zu begutachten, löste er beispielsweise in so objektiver Weise, daß der Meister später, als jedermann seinen prophetischen Blick bewunderte, die Gegengründe von damals anerkannte. Die Gründung der Malerakademie, der Goethe-Anstalten und der Musikschule spricht nicht gegen ihre Richtigkeit, denn das Anlagekapital war bei dem ersten Institut gering, das letzte erforderte als Privatunternehmen keine Unterstützung, und die Großherzogin Sophie, die das Erbe der Goethe-Enkel so großartig ausbaute, hatte für Theater und Musik nicht das gleiche Interesse. Es war also unrecht, Dingelstedt für die endgültige Ablehnung der Pläne Liszts persönlich verantwortlich zu machen und eine Spannung zwischen beiden daraus herzuleiten; im Gegenteil herrschte zwischen den Theatergewaltigen ein friedliches Einvernehmen, indes es im Publikum brodelte und gärte.

(Schluß folgt)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die weltgeschichtliche Sendung des Tschechenvolkes

Quod ab initio vitiosum lapsu temporis convalescere nequit.

Als Antwort auf Karls unrühmlichen Abenteurerzug, der ihn schließlich nach Madeiras glücklichen Klimaten führen sollte, mobilisierte die Tschechei. Das kostete 1,3 Milliarden tschechische Kronen, und die Welt wurde um eine Illusion ärmer. Jeder unbefangene Beobachter erkannte, daß man die Machtmittel dieses Staates gründlich überschätzt hatte. Denn es zeigte sich, daß die Bevölkerung nicht mittat. Zum ersten Male in der dreijährigen Geschichte dieses buntscheckigen „Muster"-staates waren alle Völker der Tschechei einig: Niemand wollte fechten, weder Deutsche noch Magyaren, weder Polen noch Slowaken, und die Tschechen erst recht nicht.

Obwohl sämtliche Parteiführer ihren Volksgenossen geraten hatten, den Mobilmachungsbefehlen zu folgen oder sich doch wenigstens nicht offen gegen diese aufzulehnen, ist an vielen Stellen Blut geflossen; nicht nur in Deutschböhmen, sondern

auch in der Slowakei. Die Deutschen der Zips und des Privigner Tales widersetzten sich offen der Einberufung, so daß sie mit Gewalt eingeliefert werden mußten. In Sleipa ließ die Regierung eine gegen das Einrücken protestierende Volksversammlung mit Waffengewalt sprengen. Tschechische Soldaten schossen in die Menge, und zahlreiche Tote und Verwundete blieben auf dem Platze. Im Rimatale sprach die slowakische Bevölkerung ganz offen davon, daß die tschechische Sklaverei ein Ende gefunden habe. In anderen Gegenden der Slowakei strömten zwar Freiwillige in hellen Haufen und in weit größerer Zahl, als die Mobilmachung vorgesehen hatte, zu den „Waffen", was sie aber mit diesen Waffen wollten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Gleich in den ersten Tagen der Mobilisierung begannen die erst 1919 in die Slowakei verpflanzten tschechischen Beamten zu packen, in Gömör kam es zu einer panikartigen Flucht. Die Behörde forderte die Tschechen in Komorn auf, sich binnen 18 Stunden verladefertig zu machen. Am 1. November war dort auch nicht ein einziger Tscheche mehr zu sehen. Angesichts dieser Kopflosigkeit schwamm die eingeborene Bevölkerung in einem Freudentaumel. Das Vertrauen zum Staate schwand derart, daß man in diesen Gebieten für 100 tschechische Kronen, die eben noch 800 ungarische Kronen wert gewesen waren, nur noch 50 gab. Dabei gingen die flüchtenden Tschechen in der Geringerschätzung des Geldes mit gutem Beispiel voran.

Wie die Mobilmachung in Deutschböhmen und dem Sudetenland ablief — daß es an mehr als 10 Orten Tote und Verwundete gab — ist in der reichsdeutschen Presse hinreichend besprochen worden. Nur noch einige Beispiele zur Veranschaulichung dieser Katastrophe: Manchenorts verhöhnte man die Mobilmachung offen. So kam in West-Schlesien ein Mann mit einer Ziege zur Gestellung und erklärte, es sei vorgeschrieben gewesen, sich auf zwei Tage mit Nahrungsmitteln zu versehen. Da ihm der Arzt Ziegenmilch verordnet habe, so brächte er seine Ziege mit und erbitte täglich zwei Stunden Urlaub, um sie zu weiden. Andere erschienen, da befehlsgemäß Schuhwerk mitzubringen war, in Holzpantoffeln. Die Eingezogenen fanden ihre Truppenteile oft absichtlich nicht und irrten von einem Garnisonort zum anderen. Waren sie aber einmal eingefangen, so ergaben sich Sprachschwierigkeiten. Jeder einigermaßen Gewitzigte verlangte einen „Dolmetscher", mochte er nun tschechisch können oder nicht. So mußten denn die Urtschechen, die drei Jahre lang jede Kenntnis der Nationalitätensprachen entrüstet abgewiesen hatten, deutsch amtieren. Ja, diejenigen Tschechen, die im alten österreichischen Heere gedient hatten, verlangten die gewohnten deutschen Kommandos. Wurde nun endlich eine Marschkompanie zusammengestellt und für den nächsten Tag zur Verladung befohlen, so fehlten bestimmt Zweidrittel der Leute. Sie hatten sich selbst in die Heimat beurlaubt — wenn möglich, mit Waffen. Meist aber fehlten zur Ausrüstung der Einrückenden Waffen und Monturen.

Die ganze Bevölkerung sabotierte die Mobilmachung. Wer je eine solche erlebt hat, weiß, wie leicht es ist, ihre planmäßige Abwicklung zu stören. Setzt sie doch mehr als jede andere staatliche Maßnahme Opferwilligkeit und guten Willen der Bevölkerung voraus, da ein passiver Widerstand, ja eine übergenaue Ausführung aller vorher getroffenen papierenen Bestimmungen mit schematischer Gründlichkeit und amtlicher Langsamkeit genügt, die vorausbestimmten Termine über den Haufen zu stoßen. Am stärksten sabotierte aber die tschechische Jugend die Mobilmachung. Die heldenhaften Legionäre weigerten sich, an die Front zu gehen. Ihre Aufgabe, so erklärten sie, sei es, die Fremdstämmigen in der Tschechei (also hinter der Front) im Zaume zu halten. Nach einem Bericht der tschechischen „Prawda" flüchteten in den wenigen Tagen gegen 9000 Gestellungspflichtige über die Nordgrenze der Tschechei. Wie viele davon waren wohl Tschechen, da nach der Mitteilung eines

Abgeordneten im Prager Budgetausschuß von den Deutschen 80, von den Tschechen nur 60 v. H. der Einberufung Folge leisteten? Dabei mußte man annehmen, daß durch die Bevorzugung der Tschechen in ihrem neuen Friedensheere die Liebe zum Militärdienst gehoben worden wäre. Denn es ist selbstverständlich, daß darin alle höheren Stellen mit Tschechen besetzt sind. Die Folge ist, daß es Regimentskommandeure in einem Alter von 26, Generäle von 30 Jahren gibt. Als es zur Mobilmachung kam, fehlte es aber bedenklich an tschechischen Generalstabs- und Artillerieoffizieren zur Aufstellung der kriegsstarken Verbände. Man mußte daher auf die deutschen und ungarischen Offiziere und Reserveoffiziere des ehemaligen k. u. k. Heeres zurückgreifen. Diese standen ja in Massen zur Verfügung. Da man sich aber wiederum nicht getraute, so viele nichttschechische Offiziere einzustellen, wurde unter ihnen ausgezählt, und nur jeder fünfte, gelegentlich nur jeder achte, fand Gnade. Der Rest wurde Soldat oder Unteroffizier. An diesem Mangel an Offizieren tschechischer Nationalität ist nicht nur die noch später zu beleuchtende Militärscheu der Tschechen schuld, sondern überhaupt der enge Kreis tschechischer Intelligenzschichten. Diesem jungen Volke mangelt es an bürgerlicher Tradition und höher gebildeter städtischer Bevölkerung. Wissenschaft und Kapital, Handel und Industrie waren in den Händen der Deutschen. Seit Gründung des tschechischen Staates hat man eifrig die Früchte deutscher Arbeit zu ernten versucht und mit oft unkluger Brutalität tschechisiert. So lieferte man u. a. die ehemals deutschen Skodawerke den Franzosen aus und trug bezeichnenderweise — freilich ungewollt — gerade dadurch zu einer erheblichen Schwächung der tschechischen Kriegsrüstung bei. Haben doch die vorsichtigen Franzosen die Maschinen für feinere Arbeiten aus dem an das „deutsche Sprachgebiet" unmittelbar anstoßenden Pilsen entfernt und nach Frankreich übergeführt, so daß z. B. Reparaturen an 30,5-Zentimeter-Mörsern heute nicht mehr in der Tschechei ausgeführt werden können.

Für die Lage des Staates ist es bezeichnend, daß im wesentlichen, als die Mobilmachung wieder rückgängig gemacht wurde, an der „Front" nur deutschböhmische und andere fremdstämmige Regimenter standen. Regimenter, deren „Kampfgeist" vielleicht dem magyarischen Oberkommando weniger Sorge bereiten mußte als dem tschechischen. Noch klarer wird die gefährliche Situation dieses Musterstaates in einer kritischen Zeit wie dieser, wenn man die zahlenmäßigen Stärken seiner verschiedenen Nationen vergleicht. 46 v. H. sämtlicher Bewohner der Tschechei sind Tschechen, 26 v. H. Deutsche, 14 v. H. Slowaken, 14 v. H. Magyaren, Polen und Ruthenen. Wir müssen in diesem Gebilde daher eine verschlechterte Neuauflage Altösterreichs erblicken, das sich aus 34 v. H. Deutschen, 18 v. H. Tschechen, 16 v. H. Polen, 14 v. H. Ruthenen und dem Rest Slowaken, Italienern, Rumänen und Magyaren zusammensetzte. Statt neun Nationen sind es allerdings nur fünf, aber keine ist derart überwiegend, daß sie der Tschechei das Gepräge eines Nationalstaates geben könnte, selbst wenn man der tschechischen Nation die slowakische zurechnet, wogegen sich bekanntlich viele Slowaken wehren.

Ein einsichtiger Tscheche, Dr. Fr. Joklik, ließ kürzlich in Prag ein Büchlein „Wie wir uns entösterreichern" erscheinen, das freilich prompt beschlagnahmt wurde. Trotz dem von den Tschechen viel gebrauchten Schlagworte vom „Entösterreichern" sei, so führt Joklik aus, in der Tschechei alles viel schlechter und rückständiger als im alten Österreich, dem die tschechoslowakische Republik nicht nur in ihrer ethnographischen Grundlage gleiche. Die Verfassungsgrundgesetze, die Verfassungsurkunde, das Sprachengesetz, alle Wahlgesetze usw. seien in der Tschechei ohne Mitwirkung der Deutschen von einer selbsternannten tschechischen Nationalversammlung festgesetzt worden. Diese von zentralistischem Geiste erfüllte Verfassung sei alles andere, als eine Nachbildung des Schweizer Musters, welches doch einzig und allein

nationalgesinnte Staaten auf die Dauer lebensfähig halte. Die Deutschen würden nach dem Muster des berüchtigten ungarischen Nationalitätengesetzes zu einer bloßen Minderheit herabgedrückt, die sprachlich erst dann anerkannt würde, wenn sie in einem Bezirk 20 v. H. der Bevölkerung erreiche. Die Tschechen aber, die in Altösterreich jede Zentralisierungspolitik mit den schärfsten Mitteln bekämpften, hätten ihrerseits nun im neuen tschechischen Staate alles verstaatlicht; z. B. die Krankenversicherung, die deutschböhmischen Privatbahnen, den Sicherheitsdienst in den Gemeinden usw. Maßgebend waren hierfür nicht wirtschaftliche Gründe, sondern die Durchsetzung ihrer Sprachenpolitik. Der klarste Beweis dafür ist das Minderheitenschulwesen. Auf eine Klasse der neu errichteten tschechischen Minderheitsschulen in Böhmen entfielen nach amtlichen Daten nur 44 Schüler, dagegen auf eine Klasse der vom tschechischen Staate aufgelassenen deutschen Schulen hingegen annähernd 50! „Sicherlich eine", wie Joklik schreibt, „genial durchgeführte Gleichberechtigung." Er schließt den ersten Absatz seines Büchleins mit den Worten: „Wenn wir uns nicht bis zum letzten Termin mit den Deutschen verständigen, so wird die Republik (wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt) ebenso zerfallen, wie Österreich und Ungarn zerfallen sind, weil sie es nicht verstanden haben, ihre Völker rechtzeitig politisch zufriedenzustellen." Noch aus einem anderen Grunde dürfte dieser Zerfall unaufhaltsam sein: Das tschechische Volk versagt sich dem eigenen Staate, sobald dieser ernste Opfer fordert. Die Deutschen widmeten Altösterreich in der Stunde der Not hingebungsvolle Dienste, ihren ganzen guten Willen. Die Blutopfer, die die Deutschen in Österreich gebracht haben, beweisen dies. Sie waren höher, als die aller anderen Nationen ihres Staates. Dr. Wilh. Winkler findet in seinem wertvollen Werke „Die Totenverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Nationalitäten" (Wien 1919, C. W. Seidel & Sohn) die Deutschen mit 29,1 vom Tausend an der Spitze. Die Tschechen stehen mit 22,5 vom Tausend unter dem gesamtösterreichischen Durchschnitte von 23,5 vom Tausend. Besonders aufschlußreich sind die Verhältniszahlen für das eigentliche Böhmen. Die Verlustquote beträgt:

in rein deutschen Gebieten	34,5 vom Tausend
in vorwiegend deutschen Gebieten	32,4 vom Tausend
in vorwiegend tschechischen Gebieten	27,3 vom Tausend
in rein tschechischen Gebieten	22,5 vom Tausend
Durchschnitt Böhmens	26,7 vom Tausend.

Die tschechischen Führer haben in den letzten zwanzig Jahren österreichischer Geschichte das tschechische Volk planmäßig zur Verneinung des Staates erzogen. Jede Verletzung der Pflichten gegen den Staat, Steuerverweigerung und Steuerhinterziehung, Nichtablieferung von Lebensmitteln, passiver Widerstand der mittleren und unteren Beamten, Nichtzeichnen von Kriegsanleihen, Waffendienstverweigerung und Überlaufen, wurde als verdienstlich hingestellt. Unleugbar haben die Tschechen durch diese bereits im Frieden begonnene und im Kriege zu höchster Blüte entwickelte Sabotage die innere und äußere Auflösung des österreichischen Staates weit stärker gefördert, als durch die Waffentaten der tschechischen Überläufer-Legionen, die wenigstens in Europa ein ziemlich tatenloses Leben hinter der Front fristeten. Über das, was sie in Sibirien vollbracht haben, hört man Widersprechendes. Jedenfalls lag die Stärke der tschechischen Überläufer in der Peinigung der eigenen Staatsgenossen fremder Nationalität — ihrer Mitgefangenen. Als die Tschechen im Jahre 1918 (nicht etwa aus eigener Kraft) ihren Staat errichten konnten, in einem ihre eigenen Wünsche weit übersteigenden Umfange, der sogar das 1917 noch nicht geforderte Karpathorußland einbezog, rächten sich die alten Sünden der antistaatlichen Erziehung, mochte sie auch vom tschechisch-völkischen Standpunkte noch so berechtigt gewesen sein. Das tschechische Volk versagte nunmehr dem eigenen Staate das, was es einst Altösterreich versagt hatte.

Der älteste unter den tschechischen Führern, Dr. Zeithammer, starb 1919 mit den verzweifelten Worten: „Ich habe immer gesagt, daß wir es nicht zustande bringen, uns selbst zu regieren." Denn er hatte erkannt, daß die Staatssabotierung den schlechten Instinkten des einzelnen Tschechen Vorschub geleistet hatte, seinem geringen Opfermut und seiner Disziplinlosigkeit. Der Erfolg dieser gefährlichen Volksverziehung war vielleicht darum so durchschlagend, weil sie der Naturanlage der Tschechen, ja der Slawen überhaupt entsprach. Läßt doch schon der slawische Chronist Nestor die Boten der Slawen zu den germanischen Warägern sagen: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber keine Ordnung ist darin; kommt über uns zu herrschen und uns zu verwalten."

Mit ihrer Sabotierung Altösterreichs haben die Tschechen zum ersten Male überhaupt in Europa das Problem: „Volk gegen Staat" aufgerollt, in seiner ganzen Schärfe durchdacht und meisterhaft gelöst. Dies ist die welthistorische Sendung des tschechischen Volkes: die Aushöhlung eines fremdstämmig beherrschten Nationalitätenstaates theoretisch und praktisch andere Völker zu lehren. In Mitteleuropa leben ja mehr als 20 Millionen Menschen verschiedener Nationalitäten, die gegen ihren Willen in einen fremden Staat hineingezwungen sind. Alle diese Nationalitäten der Tschechei, Polens, Großrumäniens und Südslawiens werden das gefährliche Beispiel der Tschechen zu gegebener Stunde befolgen. Noch sind sie sich ihrer Macht nicht voll bewußt, noch ist ihre Solidarität gering. Jeder Tag aber läßt sie wachsen. Wer billig denkt, darf die Tschechen ob ihres völkischen Eigenwillens, der sich gegen den ungeliebten Staat richtete, nicht tadeln: er muß ihre folgerichtige Denk- und Handlungsweise anerkennen, ja beneiden. Die Tschechen haben mit Recht einen eigenen Staat gefordert und verlangt. Als ihre Machthaber und deren französische Freunde aus verblendeter, unbelehrter Machtgier 1918/19 in Überschreitung der ethnographischen Grenzen jedoch einen neuen Nationalitätenstaat errichteten, der schlechter war, als der eben vernichtete altösterreichische, traf sie der Fluch aller Gerechtdenkenden wegen dieser Verletzung der natürlichsten Grundrechte aller Völker. Um ihren Staat aber am Leben zu erhalten, ist das Festhalten an folgenden drei Grundsätzen für die Politik der Tschechen unerläßlich:

1. Die Pariser Verträge dürfen nicht überprüft werden.
2. Das Deutsche Reich und über dessen Grenzen hinaus das deutsche Volk müssen geschwächt, Deutschland muß vom Osten (Rußland) abgeriegelt werden.
3. Die Verbindung der drei Westslawenreiche (Tschechei, Polen, Südslawien) muß möglichst eng sein bis zur Errichtung eines großen osteuropäischen Slawenreiches nach Vertreibung der Bolschewiken. Die kleine Entente ist nur ein zeitweiliges Aushilfsmittel.

Diese Pläne sind nicht von heute und gestern, sondern stehen auf einem alten panslawistischen Fundament. Das bezeugt eine interessante Denkschrift, die von den heutigen tschechischen Machthabern bereits Ende 1917 maßgebenden Ententekreisen vorgelegt und 1919 den tschechischen Vertretern bei der Friedenskonferenz als Handbuch mit der Weisung mitgegeben wurde, den darin vertretenen Gedanken unter allen Umständen Geltung zu verschaffen. Diese bedeutsame Vorgeschichte plaudert ihr Verfasser Hanuš Kuffner in „Nás stát a světovy mir" (Unser Staat und der Weltfriede, mit 5 Karten, auszugsweise bei J. Springer, Prag I, Jilska ul. 24, erschienen) aus. Nach Karte 2 und 3 dieses Werkes ist unsere Skizze entworfen. Sudetendeutsche Blätter haben bisher unwidersprochen den derzeitigen Ministerpräsidenten und Außenminister Dr. Benesch als Verfasser der Denkschrift bezeichnet. Ihr politischer Grundgedanke ist die Aufteilung Europas in drei Interessenzonen.

Karte aus Hanuš Kuffner: „Nás stát a světovy mir"

(Europäische Einflußzonen)

Kuffner bezeichnet alle Gebiete östlich der Linie: Wesermündung zum Golf von Triest als östliche, d. i. slawische Interessenzone (Soušové Pásmo).

Die Gebiete, welche er die Tschechen für ihren eigenen Staat fordern läßt, sind in der Karte als karierte Fläche gekennzeichnet. Die Nordgrenze des Südslawischen Staates ist durch einen Gürtel senkrechter Schraffen dargestellt.

Westlich des Gürtels schräger Schraffen ist das Gebiet der mitteländischen, d. i. französischen Einflußzone (Pásmo Středozemní).

Der Bereich der „Nordseeinteressen" ist auf der Karte punktiert.

„Německa Reservace" soll die „Deutschen-Reservation" sein, welche die Tschechen als Rest des Deutschen Reiches bestehen lassen

„Středomezi" bedeutet den Rest von Oesterreich, aber innerhalb der tschechischen und südslawischen Zone.

Übersetzungen der in der Karte vorkommenden Namensbezeichnungen:

Dolnolabi	Niederelbien	Solnohrad	Salzburg	Cheb	Eger
Odrolabi	Oderelbien	Styr. Hradec	(steirisch) Graz	Řezno	Regensburg
Dezeřansko	Weserstaat	Sv. Hypolit	St. Pölten	Hlinec	Linz a. D.
Kolin	Köln	Brankobrod	Frankfurt	Budin	Ofen (tschechisch)
Kobylance	Koblenz	Chotěbuz	Kottbus	Pešť	Pest (magyarisch)
Mohuc	Mainz	Lipsko	Leipzig	Těšin	Teschen
Basilej	Basel	Řeza	Riesa	Dratislav	Breslau
Diden	Wien	Ferno	Pirna	Inomosti	Innsbruck.

1. Die angelsächsische Ozeanzone ist ziemlich klein. Denn außer Großbritannien umfaßt sie nur die am Niederrhein und an der Ems vergrößerten Niederlande und ein aus Oldenburg und Teilen von Westfalen und Hannover nördlich des Teutoburger Waldes und des Harzes gebildetes Weserland (Dezeřansko).
2. Die romanische Mittelmeerzone umfaßt Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal, Italien mit Südtirol, aber ohne Triest und Istrien, die Schweiz mit Vorarlberg und Nordtirol, dazu das linke Rheinufer.
3. Die slawische Festlandzone ist selbstverständlich die größte. Sie umfaßt das restliche Europa mit den westlichen Häfen Hamburg, Triest und Valona. Skandinavien, Griechenland, das westliche und nördliche Kleinasien und Nordasien bis zum Stillen Ozean gehören zu dieser slawischen Welt, die eine Reihe von abhängigen mitteleuropäischen Zwergstaaten einschließt. Ihr Kern ist ein widerstandsfähiges Tschechien.

Deutschland müßte, so schlägt die Denkschrift 1917 bereits vor, bis zur völligen Entkräftung ausgebeutet werden. Vom Meere abgeschlossen, müsse es seinen Seehandel verlieren; die Wasserstraßen des Rheins, der Weser, der Elbe und der Donau dürften nicht in seiner Hand verbleiben; kein stehendes Heer, keine Waffen, keine Kriegsausrüstungsgegenstände und -industrie und möglichst keine Rohstoffe seien ihm zu belassen. Im Interesse von Prag müsse Berlin und Wien verschwinden, die Elbe bis Hamburg, die Donau von Regensburg bis Ofen tschechisch beherrscht sein. Ein starker tschechischer Staat in Mitteleuropa auf Kosten Deutschlands, der in seinem Innern den letzten Schatten des politischen Deutschtums auszumerzen imstande wäre, würde zugleich die Entente vor deutscher Rivalität zu Wasser und zu Lande befreien. Die Tschechei bedürfte dazu: Sicherung des Elbetores durch einen Brückenkopf, Erwerbung der beiden Lausitz und Schlesiens bis an die Oder, welche die gemeinsame Grenze zwischen Polen und Böhmen zu bilden habe; das Vorland des Fichtelgebirges bis zur Naab und Haide, von dort bis zur Donau bei Regensburg. Zur Sicherung der Donaugrenze bedürfe man weit vorgeschobener Brückenköpfe bei Regensburg, bei Passau, ferner eines breiten Streifens südlich der Donau von Melk bis Nußdorf oberhalb Wien, von Hainburg an der Donau über Bruck bis an den Neusiedler See und quer durch die Ofener Berge bis zur historischen Königsburg der Magyaren, Ofen, welche der südlichste Stützpunkt des neuen tschechischen Staates an der Donau werden sollte.

Den Kern Deutschlands — bestehend aus Teilen Sachsens und Bayerns, sowie Hessens, Württembergs und Badens — der als eine deutsche Reservation (gleich der Indianer-Reservation) bestehen bleiben könnte, zu entdeutschen, hätte keinen Sinn, dafür aber alle übrigen deutschen Gebiete, die nach Auffassung der Tschechen nur von der Nachkommenschaft gewaltsam eingedeutschter Völker bewohnt werden. Frei müßten auch die Friesen, die Dänen, die Pommern, die Lausitzer, die Schlesier und die „übrigen Slawenstämme“ werden, und in den befreiten Gebieten müsse man den Befreiten auch die ursprüngliche Muttersprache zurückgeben. Eine deutsche politische Kolonie an der Donau zu dulden, würde Selbstmord bedeuten. Da der Südslawenstamm bis über die Nordgrenze Steiermarks vorgeschoben, Nordtirol und Vorarlberg aber mit der Schweiz vereinigt und der romanischen Interessensphäre unterstellt werden soll, bleibt nach diesem Plane von Österreich nur ein schmaler Streifen, der von Salzburg durch den südlich der Donau gelegenen Rest Österreichs ob und unter der Enns und Westungarns bis zum Plattensee reicht. Dieses Mittelland (Středomezi) wäre eine neutrale Zone für den wirtschaftlichen Verkehr zwischen den Tschechen und Südslawen, müsse aber vollständig entdeutscht und durch die „slawische Bevölkerung“ Wiens und die tschechischen und slowenischen Rückwanderer besiedelt

werden. Die Verwaltung sei zwischen den Tschechen und Slowenen zu teilen, im Kriegsfalle mit Deutschland hätte die Bevölkerung teils ins tschechische, teils ins serbische Heer einzutreten.

* * *

Man schüttle nicht überlegen den Kopf und weise diese Gedankenketten als Phantastereien ab. Als 1917 diese Denkschrift zum ersten Male vorgelegt wurde, hätte sie in Deutschland oder den neutralen Staaten kein Mensch ernst genommen, und doch sind bereits Zweidrittel der Forderungen erfüllt. Ja, die Tschechen erhielten 1919 Karpathorußland, das sie 1917 zu fordern sich nicht erkühnt hatten: Nicht die Einzelheiten, sondern der Geist dieser Pläne sind das Beachtliche; es ist derselbe Geist, der 1919 in Paris Europas Staaten völkisch und wirtschaftlich zerstückelte und 1921 die Welt wirtschaftlich an den Rand des Abgrundes brachte. Es ist der Geist des heutigen Frankreichs und seiner Helfershelfer in Mittel- und Osteuropa. Quem deus perdere vult, prius dementat. Sylvanus.

Mensch und Gott *)

Von

J. von Uexküll

Kein Mensch kann aus seiner Welt heraus. Sie umgibt ihn von der Geburt bis zum Tode. Das ist eine unabwendbare Tatsache, die niemand leugnet. Aber was von beiden das Überdauernde ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. Zwei sich widersprechende Weltanschauungen stehen sich gegenüber und beantworten die Frage im entgegengesetzten Sinn. Die eine betrachtet die Welt als unzerstörbar, die einzelne Persönlichkeit aber als vergänglich. Die andere betrachtet im Gegensatz hierzu die Welt als vergänglich, die Persönlichkeit aber als unzerstörbar.

Die erste nennt man ihrem Ursprung nach die semitische, die zweite die arische Weltanschauung. In beiden ist die Stellung Gottes zur Welt und zu den Menschen eine durchaus verschiedene.

Die semitische Weltanschauung, die heutzutage in Buber ihren idealsten Vertreter besitzt, fordert, daß Gott erst innerhalb der ewigen Welt entstehen soll, durch das liebevolle Zusammenleben der Menschen in dieser Welt. Dem toten Mechanismus der Welt soll durch die Seelenarbeit der Menschen der lebendige Gott erst entgegengestellt werden, der dann die Herrschaft über die Welt übernehmen wird.

Aus dem engherzigen Stammesgott der Juden ist durch diese dem Idealen zugewandte semitische Weltanschauung ein weitherziger Menschengott geworden.

Niemand wird den hohen moralischen Wert dieser neujüdischen Weltanschauung bestreiten wollen.

Die Angriffe gegen die jüdische Weltanschauung, die immer lebhafter werden, richten sich auch nicht gegen diese Gottesauffassung, sondern gegen die Verherrlichung des altjüdischen Stammesgottes, der alle Völker der Erde zu Sklaven der Juden machen wollte.

*) Mensch und Gott. Von Houston Stewart Chamberlain. München 1921, Bruckmann.

Und doch ist auch in der neujüdischen idealistischen Weltanschauung die semitische Grundüberzeugung von der Vergänglichkeit der Persönlichkeit gegenüber der Unzerstörbarkeit der Welt die gleiche geblieben.

Hiergegen werden alle Vertreter der arischen Weltanschauung Stellung nehmen.

Es ist aber dem Streit der beiden Weltanschauungen der Stachel genommen, wenn man die moralische Qualität des Gegners nicht mehr in Zweifel zieht.

Ferner ist zu bemerken, daß es ebensowohl Juden geben kann, die der arischen Weltanschauung huldigen, wie Arier, die in der semitischen Weltanschauung leben. Die Bezeichnung arische und semitische Weltanschauung bezieht sich nur auf den Ursprung aus arischen bzw. semitischen Völkerschaften. Die meisten Menschen besitzen überhaupt kaum etwas von dem, was man eine Weltanschauung nennen kann, und kommen daher gar nicht in Frage.

Diese Vorbemerkung war nötig, um die Stellung des großen Pro-Ariers zu verstehen, den man mit dem Schlagwort „Antisemit" abzutun versucht.

Die arische Weltanschauung ist schwerer zu fassen als die semitische. Erleichtert wird sie, wenn man sich auf den biologischen Standpunkt stellt. Dann sieht man, daß es keine allgemeine Welt für alle verschiedenen Subjekte gibt, sondern daß eine jede Persönlichkeit von ihrer Geburt bis zum Tode in ihrer eigenen Welt lebt, die wie eine große Seifenblase alles für das Subjekt Sichtbare umgibt, und die daher mit der Persönlichkeit zusammen entsteht und vergeht.

Die Welt wird dadurch zu der von den Sinnen des Menschen gespielten Begleitung des Lebensliedes seiner Seele, in der sein Raum und seine Zeit mit verwoben sind.

Die große Frage aber, was geschieht mit dem Liede vor der Geburt und nach dem Tode der Persönlichkeit, liegt außerhalb jeder möglichen Wissenschaft. Wissen wir doch nicht einmal, woher die Melodie eines Liedes stammt, das wir aus der Erinnerung singen. Sie stammt, wie das Wort Erinnerung so schön sagt, aus unserem Inneren, das aber keine räumliche oder zeitliche Form besitzt. Aus einem Wunderlande, das aber kein Land, sondern nur Wunder ist.

Auf dieses Wunderland als das Reich der Ideen hat Plato uns mit seiner übermenschlichen Sehergabe hingewiesen. Aus dem Reiche der Ideen stammt unsere Welt, die nur ein von unseren Sinnen entworfenes Spiegelbild der Wirklichkeit ist.

In diesem Wunder ruht unsere Seele vor der Geburt des Leibes, bevor sie den Spiegel der Sinne besessen, und ebenso nach dem Tode, wenn ihr der Spiegel genommen.

Soweit hatte Plato die Menschheit geführt, und dann kam Jesus, der dieses Wunderland auch während seines körperlichen Daseins nie verließ, weil er die Gabe besaß, außer mit den Sinnen auch mit der Seele zu sehen. Jedem, der auf ihn hören wollte, wies er den Weg in dieses Wunderland, der für ihn so selbstverständlich war: „Siehe, das Himmelreich ist inwendig in euch."

Dies ist nach Chamberlain die große grundlegende Lehre des Christentums. Und in diesem dauernden Miterleben des Wunders neben der Sinnenwelt beruht die überragende Stellung Jesu über allen Philosophen und Mystikern. Ihm war das selbstverständlich, was jene sich nur mühsam und zeitweilig zu erringen vermochten.

Er ist deshalb zum Mittler zwischen Mensch und Gott berufen. Aus seinen Worten erfahren wir in Gleichnissen die an sich unaussprechlichen Wahrheiten, die jenseits der Erkenntnismöglichkeit des menschlichen Geistes liegen, der nur die Sinnenwelt vor sich sieht.

Deshalb wird vom Menschen die Wiedergeburt verlangt, d. h. er soll die Stellung einnehmen, die seine Seele innehatte, als sie vor der Geburt noch nicht mit dem Spiegel der Sinne behaftet war.

Diese beglückende Lehre in aller Reinheit und Einfachheit wieder dargestellt zu haben, ist die große Tat Chamberlains.

Ein wahrer Urwald von Dogmen mußte niedergelegt, die Engigkeit der zeitlichen Beziehungen geweitet werden, ehe es möglich war, die im Dornröschenschlaf befangene Lehre Jesu für unsere Zeit wieder zu erwecken.

Mehr braucht über das hohe Buch nicht gesagt zu werden.

Aber wird diese Neuoffenbarung des Christentums in unseren Tagen wirksam sein? Chamberlain weist mit Recht darauf hin, daß die Maschine, die aus Ganzarbeitern Stückarbeiter machte, den furchtbaren Zwiespalt in unsere Zeit gebracht hat. Er sagt aber zu wenig. Die Maschine hat nicht nur die unter ihr Arbeitenden zu ihren Sklaven gemacht, sie hat auch unser ganzes Weltbild aufs grausamste entstellt.

Zur Zeit, da es noch keine Maschinen gab, gab es wohl menschliche Gebrauchsgegenstände, die den Menschen von der Natur trennten. Aber gleich dahinter gab es doch etwas, worüber man sich wundern mußte. Jetzt gibt es auf der Welt keine Wunderdinge mehr, sondern nur noch Maschinen. Dem Durchschnittsmenschen ist eine Lokomotive ebenso unverständlich wie ein Pferd. Aber er weiß, daß man Maschinen machen kann, warum also, wenn die Technik fortgeschritten ist, nicht auch ein Pferd?

Diese Weltauffassung ist von der Naturwissenschaft in jeder Weise unterstützt worden. Erst behaupteten die Astronomen, alle Gestirne bildeten zusammen einen großen Mechanismus. Dann kamen die Physiker und Chemiker und lehrten, alle Veränderungen der leblosen Welt auf mechanische Art zu deuten. Auch die Lebensprozesse werden von den Physiologen in immer neue maschinelle Vorgänge zerlegt. Der menschliche Körper, ja der menschliche Geist sei nichts als Maschine. Schließlich steht der heute Lebende gar nicht mehr in der Natur, sondern er ist wie der Besucher einer Schießbude nur noch von Maschinen umgeben, die beim Drücken auf den richtigen Knopf umfallen, um gleich wieder aufzustehen.

Es gibt nichts Außermechanisches, so weit das Auge blickt, nur Maschine und immer wieder Maschine.

Wie soll sich die Lehre des Wunderlandes in den Welten durchsetzen, in denen es keine Wunder mehr gibt?

Literarische Rundschau

Rheinland-Bücher

Am Rhein entscheidet sich das deutsche Schicksal. An seinen Ufern hat die deutsche Seele zu allen Zeiten unserer Geschichte in wechselnden Formen ihren wesenhaften Ausdruck gefunden. Von hier sind die entscheidenden künstlerischen, kulturellen und geistigen Wellen ins Innere Deutschlands vorgetrieben, bis in jüngeren Zeiten aus Mittel- und Ostdeutschland Antwort kam. Es ist Pflicht eines jeden Deutschen, der Verantwortungsgefühl besitzt, den deutschen Rhein und seine deutschen Ufer in ihrer beglückenden Schönheit und Fülle so fest als Bewußtseinsbesitz zu hegen, von dem Leben, Wärme, Glück ausgehen, daß er einen fremden Griff nach dem Stammland der deutschen Seele als einen Mördergriff nach dem eigenen Herzen empfindet.

Hieran mitzuarbeiten, den Rhein zum ewigen Eigentum im geistigen und künstlerischen Sinne für das gesamte deutsche Volk zu machen, sieht der Rheinland-Verlag in Köln als seine große Aufgabe an. Mit Klarheit und Wärme, zielstrebig

und geschickt ist er in einer Ebene, die eine wohltuende geistige Höhe hat, an ihre Lösung gegangen. Die beiden ersten Rheinland-Bücher schrieb Max Creutz, der Leiter der frischen „Westdeutschen Wochenschrift“: Kölner Kirchen und Wilh. Leibl. In beiden ist er ein begnadeter Künder der Wunder des heiligen Köln. Was er in den „Kölner Kirchen“ von dem Mysterium des Raums, dem Spiel von Licht und Schatten zu sagen weiß, rührt an den ewigen Sinn der deutschen Gotik und ihr tiefes übersinnliches Wunder in Worten von feinstem künstlerischen Schauen und erhöhten Gefühls. Hier wie im Leibl-Buch, der die Wurzel seines Schaffens aus seiner Vaterstadt Köln empfing, klingt als Melodie der Glaube und die Freude an den Wundern und der Gnade der heiligen Stadt überzeugend mit. — Die Zeit von Kölns höchster Blüte wird lebendig in dem dritten Buch der Reihe: Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers, Buch von der Stadt Köln, das Franz Wilhelm Oleugels ins Neuhochdeutsche übertragen, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen hat. In dem fünften der Rheinland-Bücher schildert Christian Eckert, der erste Rektor der Kölner Universität, die Eindrücke seiner „Deutschen Romfahrt“ mit vielen bedeutsamen Bemerkungen über das Verhältnis von Deutschland und Italien.

Wie armselig erscheint so wesenhaften Zeugnissen des deutschen Rheinlands gegenüber die Phrase der französischen Entdeutschungspropaganda! Den Leitern des Rheinland-Verlages, Heinrich Oleugels und Erich Wolters, gebührt die wärmste, tatkräftigste Unterstützung aller Deutschen. Wir wünschen die schmucken, grünweißen Bücher mit ihrem guten Bildmaterial in den Händen möglichst vieler Menschen, gerade im unbesetzten Deutschland. D. R.

Pallieter

Diesen Namen, der in seinem Klang schon Behagen und Ruhe mitteilt, trägt der Held von Felix Timmermans' neuer Erzählung *). War sein köstliches Werk „Das Jesuskind in Flandern“ ein hohes Lied der Mutterschaft, so ist „Pallieter“ eine frohe Botschaft von der Schönheit und Kraft des Lebens. Ein Buch von einer solchen Fröhlichkeit, daß niemand sich ihm entziehen kann.

Die Handlung ist einfach genug: Pallieter lebt auf seinem schönen und reichen Hof an der Nethe, ißt, trinkt, schläft, schwimmt, geht spazieren, ärgert sein Hausfaktotum, die dicke Charlot, feiert alle Feste in einer besonderen Weise, freit sein Mariechen und bekommt von ihr Drillinge, zwei kleine Pallieterkens und eine kleine Pallieterinneke und zieht mit seiner Familie in die Welt hinein, gläubig ihren immerneuen Wundern entgegen.

Aber was ist das für ein Mensch, dieser Pallieter! Und wie ist das alles gesehen und erzählt!

Pallieter ist eins der wahren Gotteskinder, denen alle Dinge zur Freude dienen müssen, weil sein Leben unmittelbar der Natur verbunden ist. Wie durch ein feines Meßinstrument einer Erdbebenwarte gehen alle Regungen der Natur unmittelbar durch ihn hindurch. Er ist ein „Tagemelker“, der jedem Tag, jeder Stunde, jeder Jahreszeit ihre große und ihre kleine Freude abzapft. „Er hätte einmal ein Baum sein mögen, um das volle Brausen des erwachenden Erdenlebens in seinem Leib zu fühlen.“

Er steht in der Gnade, denn die beseelte und unbeseelte Natur spricht unmittelbar zu ihm, weil in ihm sofort dieselbe Saite angeschlagen wird und jubelnd antwortet. Er selbst ist ein Teil der Kraft, aus der die gewaltige Symphonie der Schöpfung erklingt. In ihm ist die große Selbstverständlichkeit der wahren Kinder

*) Pallieter. Von Felix Timmermans. Aus dem Vlämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

Gottes, denen alles, die einfachen Tatsachen des Lebens, eine Färbung des Himmels, ein Baum, der Ruch der Scholle ebenso zu einem Fest werden, wie die Verrichtungen seines Körpers. Alles ist Erlebnis und Offenbarung eines Gottes, dessen Wesen die Freude und die Kraft ist. Und dieser Gott, mit dem Pallieter ein entzückend persönliches Verhältnis hat, ist unzweifelhaft ein Vlame!

Denn alles ist so wundervoll vlämisch, so verbunden mit der vlämischen Landschaft und Seele, daß unwillkürlich die Bilder vlämischer Meister bei den einzelnen Szenen des Buches vor unsern Augen erscheinen.

Die Freude am Leben, an der bloßen Tatsache, daß man lebt, ist eine Glaubenslehre von einer hinreißenden Weltfrömmigkeit. Und das Leben ist stark, aber der Glaube ist so selbstverständlich, daß auch das Übermaß des Lebens und Genießens selbstverständlich ist. Nicht nur die stillen Feierstunden in der Natur, auch die frohen Gelage und die gewaltigen Schmäuse mit ihrem fabelhaften Fressen und Saufen — andere Ausdrücke reichen nicht aus, um ihr Ausmaß richtig zu bezeichnen — sind Dienst an den Altären eines Gottes, der die Welt so schön gemacht hat, auf daß man sich mit allen Organen, edlen wie weniger edlen, an ihr freue.

Und über dem allen lacht die Sonne eines Humors, der aus einem frohen, heitern, einfachen Herzen stammt.

Dieses Buch ist ein Bad der Gesundheit, weil es freudig und stark ist, wie das Leben selbst. Wir Bedrückten, Zermarterten wollen es dem Vlamen Timmermans von ganzem Herzen danken, daß er auch uns dieses Buch schenkte, das uns herausreißt mit einer guten Hand aus dem Jammer: denn das Leben ist schön, so lange noch die Sonne wieder aufgeht und die Natur ihr Leben voller Wunder leben läßt. R. P.

Schriften zur Schuldfrage

Die Frage nach der Schuld am Kriege kann nur geklärt werden, wenn das Gewissen der Welt wieder stark genug geworden ist, sie so zu stellen, daß eine rückhaltlose Antwort nicht mehr vermieden werden kann. Daß diese Zeit kommen wird, ist so gewiß, wie daß dem dunklen Winter ein heller Frühling folgt. Aber den Anbruch des Frühlings kann man mit keinem Mittel beschleunigen. Alles, was in Deutschland an wesentlicher Arbeit geleistet ist, wird entscheidende Bedeutung erst dann gewinnen, wenn im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit von der Welt außerhalb Deutschlands die Beantwortung der Schuldfrage gefordert wird. Bis dahin sind die wichtigsten Arbeiten nur Vorarbeiten, notwendige Vorarbeiten, die geleistet werden müssen, aber nicht mehr. Das wollen nur die nicht einsehen, die es immer noch nicht gelernt haben, Deutschland auch von draußen zu sehen. Anzeichen, die Hoffnung erwecken, sind da: die Forderung auf Bildung einer neutralen Kommission ist erhoben und kann nicht mehr verstummen. Unsere Aufgabe ist, bereit zu sein, in Ruhe zu warten, denn bei uns ist die Überlegenheit der Wahrheit.

Wer in Deutschland heute noch an Deutschlands alleinige Schuld an der Entfesselung des Weltkrieges glaubt, den können auch neutrale Entscheidungen nicht belehren, geschweige denn deutsche Schriften. Denn er ist tatsachenblind.

Wir verzeichnen nachstehend wichtige Schriften zur Schuldfrage: „Der Weltkrieg und E. D. Morel“ von Lujo Brentano (München 1921, Drei-Masken-Verlag); Die Verantwortung der Entente am Weltkriege. Nach Zeugnissen ihrer führenden Staatsmänner. Von Georg Karo (Halle 1921, Max Niemeyer); Wie England den Krieg vorbereitete und durchführte. Die englische Handelsflotte vor und in dem Kriege. Von Arthur Bullrich (Berlin 1921, Otto Elsner); Zur Schuldfrage. Eine Untersuchung über den Ausbruch des Weltkrieges. Von Graf Max Montgelas (Berlin,

Verlag der Kulturliga); Plaidoyer vor einem Gerichtshof redlicher Menschen in Sachen der Kriegsschuld. Von Eugen Fischer (Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte); Die moralische Offensive. Deutschlands Kampf um sein Recht. Von Prinz Max von Baden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt); Deutsch-englische Schuld. Diskussion zwischen Hans Delbrück und S. W. Headlam-Morley. (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft); Die Kriegsschuld Englands. Von C. Hartwich (Bremen, Volksbund „Rettet die Ehre"). R.

Weihnachtsrundschau

II

Kinderbücher

Nach Abschluß des Dezemberheftes ist noch eine Anzahl sehr wertvoller Bücher eingegangen, die wir mit Nachdruck empfehlen. Eine ganze Reihe wirklich ausgezeichneter Bände, die in hohem Maße Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Jugend zeigen, da sie wahrhaft gute, dichterische Kunst in reichhaltiger, sorgfältiger Auswahl in vorbildlich geschmackvoller Buchausstattung bringen. Die Preise zwischen 12 bis 25 M. sind als niedrig zu bezeichnen. Unsterbliches Märchengut in geschickter Auswahl und Zusammenstellung bringen die beiden Bände der Grimmschen Märchen: Von Königen und Königskindern mit 8 farbigen Vollbildern und vielen bunten Zeichnungen von Willy Jüttner, die ebenso wie die Bilder von Hans Looschen zum 2. Bande: „Von glückhaften und geplagten Leuten" in feinster Künstlerschaft echte Märchenstimmung vermitteln. Ihnen treten würdig zwei Bände von Andersens Kindermärchen zur Seite, in ausgezeichneter Übersetzung von Else von Hollander, mit Bildern und Zeichnungen, die guten Rang behaupten, von Franz Wacik. Wir begrüßen jede gute Märchenausgabe, denn ein Versenken in sie wird die Kinder nicht schwächer, sondern durch die Vertiefung ihres Seelenlebens lebenskräftiger machen. Neue Märchen, die recht ansprechend sind, gibt Klara Hepner „Auf der Kuckuckswiese" mit Bildern von Hugo Wilkens, die sich ebenso wie Sophie Reinheimers liebenswürdige Märchen „Freunderingsum", fein illustriert von Franz Müller-Münster, und wie der dritte Band der hier schon früher gewürdigten Sammlung „Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenwald", mit Bildern von Paul Lothar Müller, durch Märchen von Elsa Beskow, Vilhäm Nordin, Anna Wahlenberg u. a. durch dichterischen Gehalt empfehlen. Die letzteren führen in die echt germanisch spröde Märchenwelt des Nordens ein. Dort sind auch die anderen Märchen von Anna Wahlenberg beheimatet „Der Sonnenbaum" und „Aus Schloß und Hütte", letzteres wieder sehr fein von Hans Looschen illustriert, die wie das erstere Buch ein tiefes Gefühl für innige Naturbeseelung, und wie das zweite eine gütige und frische Lebensweisheit, die sich an die reifere Jugend wendet, vermitteln. Ganz allerliebst sind die beiden letzten Bände: „Die Käferschlacht in der Johannisnacht", ein romantisches Zaubermärchen von Fr. Michael Schiele, mit Bildern von Hans Looschen, und die fröhlichen Kinderlieder „Ringelreihen" von Albert Sergel, illustriert von Ernst Kutzer. — Der Verlag Franz Schneider (Berlin) hat triftigen Grund, auf die Reihe dieser ausgezeichneten Kinderbücher stolz zu sein. — Auch der dritte Band von Bongs Jugendbücherei: Unter den

Wilden, Entdeckungen und Abenteuer, die unsere Jugend kennen sollte (Berlin, R. Bong), der von A. Heilborn bearbeitet und mit Textbildern von E. Sturtevant versehen ist, zeigt die gleichen Vorzüge, wie die im Dezember hier gewürdigten. Um den großen Seefahrer Cook gruppieren sich geschickt ausgewählte andere Abenteuerstücke, die bei der Jugend große Freude auslösen werden. Hier ist ein Weg beschritten, der vielversprechend ist. Die gleichen Vorzüge zeigt auch der 4. Band „Leben und Treiben zur Urzeit". Von O. Hauser.

* * *

Es bleibt noch ein Kalender nachzutragen: Kalender des deutschen Rechts (Berlin, Otto Stolberg & Co.), der unter Mitarbeit von Professor Sauerbeck, Professor Stahlberg und dem Ausschuß Entlastung erscheint. Es ist ein fruchtbarer Gedanke, in diesem Kalender als täglichem Begleiter uns unausgesetzt durch authentische Zeugnisse das Unrecht vor Augen zu stellen, das an Deutschland verübt wird. Richtig genutzt, wird er ein Helfer den Starken, den Lauen und Betörten ein Mahner und Aufrüttler werden. Sein Motto ist: Vergiß nicht! Es gab: ein starkes deutsches Volk! Ein Recht der deutschen Arbeit! Eine Zukunft! Es gibt: einen Frieden von „Versailles". Der Aufbau des Kalenders (9,75 M.) ist klar durchdacht, die Einstellung der Bearbeiter sicher, seine Lehre zwingend, denn er läßt nur Tatsachen sprechen.

* * *

Ein Buch von so erlesenem, feinem Reiz, einer Innigkeit und Beseeltheit, wie „Die Weihnachtsgeschichte, ein Blockbuch in zehn Holzschnitten von Rudolf Koch" (Offenbach, Wilh. Gerstung), ist eine so köstliche Gabe, daß man es mit innerer Beglückung aus der Hand legt. Es ist, wie die anderen wundervollen „Rudolfinischen Drucke" aus der engen Arbeitsgemeinschaft von Rudolf Koch und Rudolf Gerstung entstanden. Wie in den Blockbüchern des Mittelalters sind Bild und Schrift mit dem Messer in Holz geschnitten. Eine größere äußere wie innere Einheitlichkeit, als aus dieser Art der Zusammenarbeit und dem Gleichgestimmtsein bei den Künstlern hervorgeht, läßt sich nicht vorstellen. Hier ist das Evangelium Lucä mit schlichten, seelisch lebendigen und innerlichen Bildern durch eine fein abgetönte Fraktur zu einer wahrhaft deutschen Weihnachtsbotschaft gestaltet.

* * *

Eine Gesamtausgabe von Heinrich Heines Werken in 12 Teilen (fünf Bände) mit Einleitungen und Anmerkungen besorgten Paul Beyer, Carl Quenzel und Karl Hanns Wegener (Leipzig, Hesse & Becker). In ihr sind in sorgfältiger Art die neuen, zahlreichen Forschungen zur Heine-Literatur verwertet und auf Grund der klassischen Ausgabe von Elster der Text durch eigene Arbeit überprüft und verbessert worden. Daß die Stellung zu Heine immer für den Deutschen eine problematische bleiben wird, beweisen auch die nach großer Sachlichkeit strebenden Einleitungen der Herausgeber. In ihren soliden Einbänden ist diese große Ausgabe mit ihren eingehenden Erläuterungen sehr zu empfehlen.

Von der hier schon früher angezeigten Ausgabe der Werke Gottfried Kellers (Leipzig, Bibliographisches Institut) sind die vier letzten Bände erschienen. Diese von Max Nußberger besorgte, kritisch-historische und erläuterte Ausgabe ist durch ihre sorgfältige Arbeit und ihren einfachen, geschmackvollen Einband eine wesentliche und begrüßenswerte Vermehrung der guten Keller-Ausgaben.

In den „Werken der Weltliteratur“ (Berlin, Propyläen-Verlag) sind wieder einige wunderschöne Bände erschienen, die sich besonders zu Geschenkzwecken eignen. Die Arbeit, die hier geleistet wird, verdient große Anerkennung, sowohl was die Auswahl als die musterhafte Buchausstattung angeht. Chamissos „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“, einem unsterblichen Werk, sind Adolph Menzels klassische Holzschnitte beigegeben, während Oliver Goldsmiths „Der Landprediger von Wakefield“, dessen fast unbegrenzten Einfluß auf die Zeit des jungen Goethe wir nicht mehr so ganz verstehen können, durch die Holzschnitte von Ludwig Richter einen besonderen Reiz erhält. Die deutsche Übertragung ist von Ernst Susemihl. Der Einband und die Satzanordnung des schönen Halblederbandes, gedruckt in der Spamerschen Druckerei, stammt von Hugo Steiner (Prag), der auch die Ausstattung des Peter Schlemihl, gedruckt in der Reichsdruckerei, besorgte. — Als vierter Band der hier schon eingehend gewürdigten großen Ausgabe von Henri Beyle-de Stendhals Gesammelten Werken, in der Meisterübertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, ist „Über die Liebe“ erschienen, gleichfalls von Hugo Steiner (Prag) ausgestattet. Der dritte Band enthält die „Italienischen Novellen und Chroniken“, die durch neue Funde vermehrt sind. Die hier vereinigten Erzählungen stammen aus den Jahren 1825 bis 1842. — Bei Gebrüder Klingspor in Offenbach in der Behrens-Mediäval und Tiemann-Kursiv gedruckt, mit sehr zierlichem Einband von Hugo Steiner (Prag) in Albumformat, stellt sich die Auswahl aus des Persers Omar Khayam „Rubaijat“, in der Nachdichtung von Hans Bethge, als ein besonderes Buchkunstwerk dar. Jedem Gedicht ist eine eigene Seite eingeräumt. Das kurze, lebendige Nachwort von Bethge äußert den Wunsch, daß Omar Khayams Lebensheiterkeit in Deutschland dieselbe Verbreitung finden möge, wie in der englischen Welt, in der sein Name ein Zeichen ist, das Ungezählte zusammenführt. Trotz der zahlreichen guten bisherigen Nachbildungen in Vers und Prosa, unter denen besonders die von Rosen, Schack und Bodenstedt als benutzt zu nennen sind, kommt der ausgezeichneten Fassung, die Bethge diesen Sprüchen der Weisheit gab, eigener, selbständiger Wert zu.

* * *

Liebhabern literarischer Leckerbissen bietet die „Kleine Amalthea-Bücherei (Zürich, Wien, Leipzig, Amalthea-Verlag) fein ausgewählte Kost. Auf die Arbeit dieses feinsinnig geleiteten Verlages, über die der „Amalthea-Almanach 1922“ bedeutsames Zeugnis ablegt, soll später ausführlich berichtet werden. Heute heben wir nur einige der zierlichen Bändchen der von Karl Toth herausgegebenen, oben erwähnten Bücherei hervor. Aus der ersten Reihe, zweiter Band, sind die „Liebesmärchen der Marie de France“ in Auswahl nach Wilhelm Hertz erschienen, ein Buch, dessen gegenwartsmächtiger Zauber den schier unbegrenzten Einfluß der Dichterfürstin auf die ihrer Zeit folgenden Jahrhunderte voll begreiflich erscheinen läßt. Den vierten Band derselben Reihe bildet Cervantes' tolle, von wilden Humoren durchpulste Gaunergeschichte „Rinconette und Cortadillo“, nach Notters Übertragung, den 5. Band eins der seltsamsten Bücher, des Engländers William Beckford „Vathek“, umgedichtet von Karl Toth. „Eine Selbstbiographie des Wunsches“ nennt Toth trifftig die schwüle Erzählung vom Sultan Vathek, dem gleich der reiche Beckford ein paschamäßiges Leben der Wirklichkeit führen konnte, ohne wie andere freie Herrenmenschen von der Rache des englischen Durchschnitts zu Tode gehetzt worden zu sein — dank seinem Reichtum. Die Ausstattung mit beschwingten Bildern gab Band 2 und 5 K. A. Wilke, dem 4. Franz Wacik. — Im gleichen Verlag erschien mit lasterhaft graziösen Bildern

von Franz von Bayros das freche, dem Grafen Caylus zugeschriebene Buch „Kutscher Wilhelm", das die bodenlose, naive Verderbtheit des französischen Rokoko aus der Umwelt des Stalles, des Kutschers spiegelt, eine Schilderung von kulturhistorisch ganz besonderem Reiz.

* * *

Als sehr willkommene Gabe verzeichnen wir „Die Fioretti oder Blümlein des heiligen Franziskus", auf Grund lateinischer und italienischer Texte herausgegeben von Hanns Schönhöffer (Freiburg, Herder). Diese Gabe des Drittens Ordens des heiligen Franziskus zu seinem 700jährigen Bestehen wird nicht nur den Ordensbrüdern, sondern jedem Freund der reinen, so innig frommen, liebenswürdigen und liebenswerten Persönlichkeit des Franz von Assisi hohen Genuß bereiten; darüber hinaus werden sie helfen, einen Geist zu verbreiten, dessen vertiefte Beseeltheit Heil bringen kann.

* * *

Wer Agnes Günther kennt und liebt, wird mit Dankbarkeit das schmale Büchlein ergreifen „Von der Hexe, die eine Heilige war" (Marburg, Verlag der Christlichen Welt). Diese ergreifende Erzählung, die sie auch dramatisch zu gestalten unternahm, ist wieder erfüllt von dem Glauben an die sieghafte Kraft des Leidens zur Läuterung der Seele. Agnes Günther hatte ihr letztes Wort noch nicht gesagt, das bestätigt diese Veröffentlichung, die ein neuer Kranz auf ihr frühes Grab ist. Sie ist in zwei Ausgaben erschienen, einer einfachen und einer mit Scherenschnitten von Tilla Ebhardt fein und sorgfältig ausgestatteten.

* * *

Von zwei anderen Dichtern, die in der jüngsten Zeit uns entrissen wurden, liegen gleichfalls nach ihrem Tode erschienene Bücher vor. Ein ganz wundervolles Werk von Max Dauthendey, dem das Heimweh in Java das Herz brach, „Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande" (München, Albert Langen). Dauthendey hat diese Märchen voll eigenartigem Reiz, der auf Kinder und Erwachsene gleich stark wirkt, für ein kleines Mädel, die Lore in Altona, einem Versprechen getreu, geschrieben. Wir sind dieses Versprechens froh, denn es verhilft Tausenden zu reinster Freude. Sein ganzes großes und feines Können, den Geist der fernen Länder rein aufzufangen und widerzuspiegeln, sein tiefer seelischer Reichtum kommen hier vollendet zur Gestaltung. — Cäsar Flaischlens „Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) wird auch in der zweiten Auflage bei der großen Gemeinde des verstorbenen Schwaben Freude auslösen. In den für tiefer Fühlende gelegentlich etwas wohlfeilen Optimismus klingen hier schmerzliche Töne hinein, wenn auch der alte trotzige Mut ungebrochen bleibt.

* * *

Um einem wahrscheinlich tiefgefühlten Bedürfnis entgegenzukommen, erscheinen Max Halbes Gesammelte Werke (München, Albert Langen). Als 7. Band liegt der Roman „Jo" vor, ein ungesundes, schwüles, schiefgesehenes Werk, das nur aufs neue bestätigt, daß Max Halbe unseren Tagen und unserer Not nichts, aber auch gar nichts zu sagen hat, und daß das, was wir früher anhörten, die entscheidende Probe nicht bestanden hat.

* * *

Als wir noch boshaft waren, sagten wir, daß Gustav Frenssens beste Werke die Parodien auf ihn von Gustav Meyrink seien. Und die Freude an einer wirklich guten Parodie ist geblieben. Daher empfehlen wir jedem Freund dieser Gattung die ebenso freche und amüsante, wie bösartige Schrift des sehr begabten Hans Reimann gegen Dinters Buch „Die Sünde wider das Blut", die den Titel führt: „Artur Sünder, Die Dinte wider das Blut", und mit dem Hakenkreuz geschmückt ist (Hannover, Paul Steegemann). Es ist schon ein eigenes Verhängnis, daß die literarischen Vertreter des Nationalismus, der Sittlichkeit und des Antisemitismus in einem so tief gelegenen geistigen Stockwerk meistens wohnen, daß jeder kecke Gassenjunge ihnen ohne viel Anstrengung mit den Steinchen seines Witzes die Fenster völlig zertöppern kann.

Sprachenkarte von Mitteleuropa. Von Dr. Wilhelm Winkler in Wien. (Wien 1921, Hermann Goldschmiedt).

Scheinbar ist es etwas so Einfaches — eine Sprachenkarte! Jedermann hat eine gewohnte Umgangssprache; also nichts einfacher, als zu zählen, wieviel Menschen welche Umgangssprache haben und das kartographisch festzulegen. Aber nur scheinbar ist es einfach, denn bei näherem Zusehen ergeben sich zahllose Schwierigkeiten. Die Karte koloriert ein Stück Erdoberfläche — die Sprache aber haftet am frei beweglichen Menschen. Die Karte soll die Grenzen aufzeigen; gerade in den Grenzgebieten aber wohnen verschiedensprachige Menschen durcheinander; was soll da koloriert werden? Die Karte gibt die schlichte Größe eines Gebietes, ohne Rücksicht darauf, ob es dicht oder dünn besiedelt oder gar unbewohnt ist; und doch ist eine Stadt mit Zehntausenden von Einwohnern als Sprachgebiet unendlich wichtiger, als ein gleichgroßer Forst mit wenigen Dutzend Waldarbeitern oder gar unbewohntes Sumpfland. Wie soll da koloriert werden? Der politischen und völkischen Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken; z. B. wie sollen Dialekte, kleine Eigenidiome behandelt werden?

So wird es verständlich, daß eine Sprachenkarte nur zu leicht zum politischen Propagandamittel werden kann — auch ohne Fälschungen, nur durch den bewußten Standpunkt, den man all den genannten Schwierigkeiten gegenüber einnimmt. Da nun einmal dies politische Moment in jeder Sprachenkarte vorhanden ist, darf auch der Zeichner nicht darüber hinweggehen, sondern muß sich Rechenschaft darüber geben, sollen sich nicht unbewußt Fehler in die Karte einschleichen. Hier sind von uns politisch gleichgültigen Deutschen schwere Fehler begangen worden: in — nur scheinbarer! — wissenschaftlicher Objektivität toten Zahlen gegenüber haben wir lebende Werte vernachlässigt; auch das sind Fälschungen. Und so haben unsere eigenen Sprachenkarten des Perthesschen Verlages, von Dietrich Schäfer u. a. unseren Feinden (!) als wirksamstes Propagandamittel gegen uns gedient. Karten, die nach dem Weltkriege veröffentlicht sind! Und wissenschaftlich einwandfreie Karten deutschen Standpunktes? Wohin wir schauen — es schweigt im deutschen Blätterwald.

Nun erst können wir die Wichtigkeit der neuen „Sprachenkarte von Mitteleuropa" von Wilhelm Winkler in Wien ganz würdigen. Sie ist die erste größere Sprachenkarte, die unter Wahrung völliger wissenschaftlicher Objektivität dem deutschen Standpunkt gerecht wird, d. h. außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebietes das Deutschtum nicht einfach unter den Tisch fallen läßt. Daß es eine deutsche Karte ist und sein soll, betont der Verfasser selbst mit dem Untertitel: „Deutsches Selbstbestimmungsrecht!"

Daß es eine deutsche Karte ist und sein soll, betont der Verfasser, indem er für das Deutschtum die rote Farbe wählt. Die Farbwahl ist nicht nebensächlich, sondern von hoher erzieherischer Bedeutung. Man nehme einen beliebigen englischen Atlas zur Hand: alles Englische ist dort rot. Lernen wir vom Engländer! Rot ist die hervorstechendste Farbe; unwillkürlich zieht sie das Auge auf sich; so hebt sich das Rote als das Wesentlichste heraus; dem Engländer alles Englische. Uns Deutschen sollte es alles Deutsche sein. — In der Tat wird durch diese Farbwahl die Karte ungemein wirkungsvoll; fast mit Überraschung sehen wir die gewaltige Geschlossenheit des großen deutschen Sprachgebietes mit seinen 71 Millionen Deutschen — gerade das, was die Karte uns einprägen will. Die Verträge von Versailles und St. Germain wurden geschlossen unter dem Zeichen des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das von Wilson als das hohe Leitziel der Völkerversöhnung erklärt worden war. Und wie sieht es damit aus? Diese 71 Millionen Deutscher in geschlossenem Sprachgebiet (abgesehen von Schweiz, Luxemburg usw.) gehören 12 verschiedenen Staatswesen an. Ist das Selbstbestimmungsrecht?

Auch sonst bietet die Karte eine Fülle des Interessanten; mit dem geistlosen Schematismus, der große Randgebiete auf den Karten entdeutschte, ist aufgeräumt und sorgfältige Spezialuntersuchung an seine Stelle gesetzt; so sieht z. B. der berüchtigte polnische Korridor in Westpreußen ganz anders aus; zwei deutsche Korridore an seiner Stelle, der eine der Ostseeküste breit folgend, der andere über Bromberg nach Thorn und Graudenz ziehend. Masuren, Kaschuben und „Wasserpolen" sind von den Hochpolen getrennt usw.

Vieles Neues, was nicht neu zu sein brauchte, da wir es eigentlich längst wissen oder doch wissen könnten und sollten. Aber gleichzeitig zeigt die Karte dem kundigen Auge auch viel Arbeit, die noch zu leisten ist. Michel, wach auf! ruft sie in eindringlicher Sprache. Besinne dich auf dich selbst!

Eine hochverdienstliche Arbeit, die jeder lange, lange und immer wieder studieren sollte; sie regt zu tiefstem Nachdenken an, wohin der Blick auch gleite.

Der Deutsche neigt nicht zum Chauvinismus, wie der Franzose, Engländer, Russe, Italiener, ja selbst Däne und Holländer es tut. Aber zu nationalem Denken sollte er sich aufraffen. So tief er jetzt zu Boden liegt, er hat reichen Grund zu nationalem Selbstgefühl, ja zu nationalem Stolz! Michel, wach auf! Wilhelm Dolz (Breslau).

Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Von Ernst Robert Curtius. Bonn 1921, Friedrich Cohen.

Dies neue Buch des jungen Marburger Romanisten, der sich durch ein feinsinniges Werk über die „Literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich" weiteren Kreisen bekannt machte, nimmt ebenfalls von der literarhistorischen Analyse seinen Ausgang. Aber die Persönlichkeit, der diese Monographie gilt, überschreitet in ihrer Wirksamkeit das literarische Gebiet so weit, daß die Arbeit zur Darstellung und Würdigung eines repräsentativen politischen Literaten und darüber hinaus der modernen nationalistischen Geistigkeit Frankreichs sich ausweitet. Dem Leser, der mit politischem Interesse an die Schrift herantritt, wird die persönliche politische Einstellung des Verfassers in den Hintergrund rücken vor dem wertvollen und lehrreichen Material, das seine vornehme, sachliche Geschichtsschreibung aufschließt. Mag in dieser Vornehmheit des Deutschen etwas zu viel geschehen sein: wir könnten uns manchen Wertakzent anders verteilt denken, hätten auch gewünscht, daß dieser Nationalismus seine spezifische Kritik weniger auf Kosten des Nationalismus überhaupt abgewonnen wäre. Der Schwerpunkt bleibt damit unverschoben, der einmal in der konzentrierten Zusammenfassung einer im Werk von Barrès symbolisch verstreuten Ideologie und dann in deren psychologischer Rückführung auf eine sehr enge Individualität für uns jedenfalls dann liegen wird, wenn wir von unserem nationalpolitischen Standort das Gelände zu überschauen suchen, in dem allerorts frankophile, apolitische, aber auch blinde und ahnungslose Patrioten weg- und steglos herumstolpern. Der französische Nationalismus ist eine so ernste Wirklichkeit für unser Volk geworden, daß jede Aufhellung seiner Antriebe, Ziele und inneren Grenzen zu dem Verdienstvollsten gehören, was heute die Literaturgeschichte zu bieten vermag. M. H. Boehm.

Der Zionismus und die Zukunft des Heiligen Landes. Mit einem Anhang über die deutschen Siedlungen in Palästina. Von Prof. Dr. Kl. Löffler. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren, Bd. 39, Heft 2.) Hamm (Westf.), Breer & Thiemann.

Jüdische Planwirtschaft in Palästina, ein gesellschaftstechnisches Gutachten von Karl Wilhelm. Berlin, Weltverlag.

Die Juden in Abessinien. Von Dr. Carl Rathjens. W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg.

Die Juden haben ihren nationalen Staat unter englischer Oberhoheit in Palästina erhalten. Über diesen ist eine Nachkriegsliteratur von unheimlicher Fülle entstanden. Daraus greifen wir drei Heftchen hervor, die, von Nichtjuden geschrieben, ohne Haß und ohne Liebe verschiedene jüdische Probleme behandeln.

Wer sich über den Zionismus und seine praktischen Ziele in Palästina rasch und ohne Voreingenommenheit unterrichten will, wird im Novemberheft der vom römisch-katholischen Standpunkt ausgehenden „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" ein umfangreiches Material zusammengetragen finden. Die Schilderung schließt mit dem Frühjahr 1919 ab; der Anhang über die deutschen Ansiedlungen in Palästina ist dürftig. Ob es möglich sein wird, einen größeren Bruchteil der 14 Millionen Juden, die die Welt bevölkern, in Palästina anzusiedeln, bleibt zweifelhaft. „Der sephardische Großrabbiner Englands, Dr. Gaster, verkündet zwar", wie Klemens Löffler mitteilt, „stolz, Palästina würde das große Zentrum der Zivilisation werden, wo alle sozialen Reformen leicht ausgeführt

werden könnten, wirtschaftliche und industrielle Probleme, Fragen der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Kirche und Staat usw. gelöst werden. Die Juden werden gleichsam auf eine reine Tafel der Welt die neue Botschaft aufschreiben."

Dabei hilft ihnen der Verfasser der zweiten Broschüre, Karl Wilhelm. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich ein Vorkämpfer der Planwirtschaft, der einen Namen von europäischem Ruf hat. Es mag sein, daß er mit seinen Vorschlägen Erfolg haben wird, der wirtschaftliche Rationalismus ist ja der ganzen rationalistischen Denkungsart des jüdischen Volkes konform. Der Wert dieses Heftchens auch für Nichtjuden liegt in der geringen Kompliziertheit des palästinensischen Problems, das Übersichtlichkeit zuläßt. Die vier zum Schluß beigegebenen Tafeln werden auch manchen Fernerstehenden fesseln. Aus dem Schlußwort sei mitgeteilt: „Klingt in dieser Darlegung stark der Gedanke durch, jüdische Planwirtschaft sei nicht nur eine ferne Möglichkeit, sondern etwas, dessen Schöpfung man von der Judenschaft wohl erwarten könne, so geht dies nicht allein auf Mitteilungen zurück, die ich als Nichtjude befreundeten Juden verschiedenster Richtung verdanke, sondern vor allem auch auf Eindrücke, die ich während des Krieges selbst zu sammeln Gelegenheit hatte, als mir der dienstliche Befehl erteilt wurde, für die Verpflegung einer Judenstadt (wohl in Rußland?) zu sorgen, deren Umgebung von Bauern entblößt war. Die unter dem Druck der Verhältnisse geschaffene jüdische Anbauorganisation, welche den ganzen Acker im Weichbild der Stadt unter den Pflug nahm, hat unerwartet günstige Erfolge erzielt. Der viel erwägende jüdische Geist, die Abneigung gegen unnötige rohe Arbeit bedingten die bereitwilligste Aufnahme maschineller Hilfsmittel und vereinfachender Methoden, bedingten weitgehende Zweckmäßigkeit. Als die erste Zeit der ungewohnten Arbeit überwunden war, da trat bei nicht wenigen die Liebe zu diesem neuen Leben zutage, und was noch bedeutsamer sein dürfte, die Liebe zum Boden."

Carl Rathjens, ein junger Hamburger Gelehrter, besuchte im Jahre 1908 mit für heutige Verhältnisse geradezu lächerlich geringen Kosten Abessinien und kam dort in Tigre mit abessinischen Juden in Fühlung; das eigentliche Hauptgebiet der Juden, das südlicher liegt, konnte er nicht besuchen. Auf 95 Seiten schildert er an Hand fleißig zusammengesuchter Quellen die zu großem Teile romanhafte Geschichte der Juden in Südarabien und Abessinien und die Reste des jüdischen Kultes in der christlichen abessinischen Kirche. Ansprechender sind die Teile über die materielle Kultur und die Kultgebräuche der „Falaschen" genannten abessinischen Juden und der vielleicht vom Judentum abgefallenen „Kamanten". Die Frage, welcher Teil der abessinischen Juden auch im rassemäßigen Sinne als jüdisch anzusprechen ist, und wann eine solche jüdische Einwanderung in Abessinien erfolgte, zieht sich durch das ganze Buch, findet aber naturgemäß keine restlose Lösung. Überhaupt sind unsere Kenntnisse von den abessinischen Juden mehr als dürftig; gehen doch die Schätzungen über ihre Zahl zwischen 6000 bis höchstens 100 000 geradezu grotesk auseinander. Die Schilderungen der Kriege der jüdischen Könige, die mehrere Generationen lang sogar ganz Abessinien beherrschten, mit den Abessiniern dürfte in der Geschichte der nichtpalästinischen Juden ziemlich einzig dastehen. Dr. Rathjens schließt mit den Worten: „Wir können heute mit annähernder Gewißheit annehmen, daß die Falaschen in sehr frühen Zeiten, sicher vor Christi Geburt, in Abessinien einwanderten, und daß sie seitdem von den übrigen Judengemeinden geistig völlig abgeschnitten gewesen sind. In dieser Tatsache liegt das große Interesse, das ein genaues Studium ihrer Gebräuche und Kulteinrichtungen für die Kenntnis sowohl des alten Judentums wie auch der ältesten christlichen Kirche besitzt. Wenn man diese Sitten und Gebräuche aber noch in ursprünglicher Form kennen lernen will, so ist Eile geboten. Die westliche Kultur beginnt auch in Abessinien Eingang zu finden, die Eisenbahn ist bereits bis zur Hauptstadt des Landes vorgedrungen, ein Bollwerk alter ursprünglicher Kultur nach dem anderen weicht der überlegenen westlichen Kultur. Dazu kommt, daß die Falaschen bereits seit langem aus Nützlichkeitsgründen zum Christentum übertreten. Wenn sie heimlich auch ihrem Glauben treu bleiben, so wird doch manch alter ehrwürdiger Gebrauch dabei in Vergessenheit geraten. Pflicht des europäischen Judentums wäre es, zumindest die Kenntnis dieser alten Stammesbrüder der Nachwelt zu erhalten, ehe es zu spät ist." v. L.

Die Folgen der Markentwertung für uns und die andern.

Von Dr. Henry Behnsen und Dr. Werner Genzmer. Leipzig, Felix Meiner.

Dieses Buch verdient große Aufmerksamkeit deswegen, weil zwar kein Mangel an Erörterung dieser Frage besteht, wohl aber eine recht allgemeine Sachunverständigkeit. Die Tagespresse ist außerstande, die sehr verwickelten Fragen anders als ausschnittweise zu behandeln und gezwungen, dabei noch auf Aktualität Rücksicht zu nehmen. So entsteht denn in den Köpfen der Leser ein Hintereinander einzelner Bilder und Bildteile, aber kein Ganzes. Das wesentliche Verdienst der vorliegenden Arbeit beruht aber in ihrem klaren Aufbau, ihrer Folgerichtigkeit und vor allem in dem Bemühen, ein möglichst voll-

ständiges Zahlenmaterial herbeizuschaffen. Da wir heute bei allen wirtschaftlichen Fragen mit einem stets schwankenden Wertmesser zu rechnen haben, scheitert das private Bemühen, gewisse Zusammenhänge in Wirtschaft und Politik für sich oder andere aufzuhellen, meist an der Unzugänglichkeit der Zahlenquellen. Das Ergebnis, zu dem die Verfasser gelangen, ist: Die deutsche erzwungene Wiedergutmachung muß die gesamte Weltwirtschaft und die Finanzen aller anderen Länder zerstören, wir aber werden bei fallendem Markkurse eine gewisse künstliche industrielle Blütezeit erleben, die uns aber nicht über das wahrscheinliche Ende hinforttäuschen darf. In dem Augenblick der Wiederherstellung eines valutarischen Gleichgewichts zwischen den einzelnen Industriestaaten wird die deutsche Industriekrisis in voller Schwere einsetzen, da unser gegenwärtiges Wohlergehen, wie nachgewiesen wird, eben nur scheinbar ist. v. K.

Der Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres. Von General der Infanterie v. Zwehl. Berlin 1921, Karl Curtius.

Die Schrift ist entstanden aus einer Auseinandersetzung mit dem „Vorwärts" und gibt in erweiterter Form den Inhalt eines im Juliheft d. J. der „Konservativen Monatsschrift" erschienenen Aufsatzes des Verfassers wieder. In ruhiger und sachlicher Art erbringt er hier den Beweis, daß es nichts weniger als „Legende" ist, wenn dem „Dolchstoß" eine entschiedenere Wirkung zugesprochen wird, wie der englische General Maurice, dem das Bild entnommen ist, es bereits im Herbst 1918 richtig empfunden hat. Man darf nur das Bild nicht ausschließlich auf den Augenblick des Zusammenbruchs anwenden, sondern es vor allem auf das planmäßige Hinarbeiten der deutschen Radikalen und ihrer Helfershelfer auf die Niederlage des Heeres, das von langer Hand vorbereitet war, beziehen. Die Unabhängigen haben sich dieser Wühlarbeit auch geradezu gerühmt. Wenn sie daher jetzt von der Sozialdemokratie aus Parteirücksichten abgeleugnet wird, so geschieht es wider besseres Wissen. Vielleicht hätte General v. Zwehl zum Ausdruck bringen können, daß, wie die Verhältnisse sich gegen Ende des Krieges gestaltet hatten, die Waffenstillstandsforderung der Obersten Heeresleitung in der Art, wie sie gestellt wurde, nicht anders als katastrophal wirken, somit den Zusammenbruch beschleunigen mußte. Er sagt aber ausdrücklich, daß „an großen geschichtlichen Umwälzungen immer viele Einzelfaktoren mitwirken", es daher „eine Übertreibung wäre, zu behaupten, daß die revolutionären Umtriebe, der Dolchstoß von hinten, allein uns ins Unglück gebracht und wehrlos gemacht haben". Damit läßt er den Leser die richtige Auffassung gewinnen. Frhr. v. F.-L.

Der Weg zur Revolution 1914—1918. Von Ernst von Wrisberg, Generalmajor a. D., während des Krieges Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements. Leipzig 1921, K. F. Koehler.

Es ist ein unerfreuliches und für jeden national empfindenden Deutschen tief beschämendes Bild, das uns in diesem Buche der hochverdiente frühere Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium enthüllt. Und doch war dieses Buch im Interesse der Wahrheit durchaus notwendig. In ihm wird in sachlicher Weise unter Beibringung eines erdrückenden Tatsachenmaterials der vollgültige Beweis geliefert, daß von einer anfänglich machtlosen, kleinen radikalen Gruppe ausgehend, der deutsche Kriegswille planmäßig mehr und mehr untergraben worden ist, und daß es dahin nur kommen konnte, weil schwache Regierungen, statt zu führen, solches in steigendem Maße dem Reichstag überließen. Aus dessen Mitte aber erhob sich nicht eine einzige wirkliche Führerpersönlichkeit. Nur eine Regierungsweise im Innern, die mehr oder weniger einer Diktatur gleichkam, hätte in unserer Lage Rettung bringen können. Alle Warnungen des Kriegsministeriums und anderer militärischer Stellen vor der anwachsenden revolutionären Flut sind ungehört verhallt. Das Buch des Generals v. Wrisberg bildet die beste Widerlegung des neuerdings von sozialdemokratischer Seite immer wiederholten Versuchs, den Verlust des Krieges allein der militärischen Leitung und den nationalgesinnten Kreisen unseres Volkes zuzuschieben. Frhr. v. F.-L.

Gedanken über Deutschland. Von Friedrich Stieve. Jena 1920, Eugen Diederichs.

Acht gedankenreiche Aufsätze von ungleichem Gehalt und Wert, aber von gleich deutscher Geistigkeit! Die Frage: „Wer ist schuld?" wird nicht ganz so glücklich und gründlich beantwortet wie die übrigen Fragen der deutschen Politik, denen der Verfasser bis an die Wurzel in frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte nachgeht. Er bedauert in „Das neue Deutschland", daß die Entwicklung, wie sie durch den Freiherrn vom Stein in der Innenpolitik des deutschen Volkes angebahnt wurde, durch Bismarck unterbrochen ist, und bleibt hier einem Standpunkt treu, den er bereits 1909 vor der Öffentlichkeit eingenommen hat.

Durch persönliche Erfahrungen besonders wertvoll sind seine klaren Erörterungen über die Rolle der Propaganda in diesem Kriege: hier wird ihm jeder Einsichtsvolle, der während des Krieges Einblicke in dies Gebiet gewonnen hat, nur beipflichten können; der Mangel an politischem Instinkt, der unserm ganzen Volke anhaftet, trägt ein gut Teil Schuld an unserm Unterliegen. Im Schlußaufsatz klingt ein optimistischer Ton durch: Was uns niemand nehmen kann! Sympathisch berührt darin die selbstverständliche Grundstimmung geistiger Art, die im Gegensatz zu der heute so beliebten panökonomischen Auffassung steht und die deutsche Erde, die deutsche Einheit und innere Freiheit über das Materielle stellt. Franz Fromme.

Burschenschaftliches Handbuch für Politik. Von Karl Hoffmann. Leipzig 1920, Fr. Wilh. Grunow.

Die deutsche akademische Jugend dachte in den drei letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege zum überwiegenden Teile apolitisch. Die national-politischen Bewegungen der Burschenschaften und der Vereine deutscher Studenten vermochten an dieser Tatsache, die einer Grundtendenz des deutschen Lebens überhaupt entspricht, nichts zu ändern. Die moderne Jugendbewegung, die vor dem Kriege auch in der Studentenschaft einsetzte, trug im wesentlichen gleiche Züge, war in erster Linie nicht auf die Erziehung des zukünftigen Staatsbürgers, sondern auf die Heranbildung des Menschen eingestellt, von dem sie allerdings Wege zur Gemeinschaft, auch zur Volksgemeinschaft, weniger zum Staate suchte. Ob der verlorene Krieg, der Zusammenbruch unseres politischen und nationalen Lebens uns eines Besseren belehrt, von der eisernen Notwendigkeit eines festen Staatslebens überzeugt haben? — Wir sehen mit Bedauern, daß weite Kreise unserer akademischen Jugend ihre Hoffnung auf romantische Bündeleien, auf deutschtümelnde Träumereien und Tändeleien setzen, daß sie ideologischen Tendenzen nachjagen in dem Glauben, so die innere Wandlung an sich selbst und an unserem Volke zu erleben. Ein Gedanke — nichts weiter. Mit um so größerer Freude ist es zu begrüßen, daß in dem vorliegenden Handbuch der ernste Versuch gemacht wird, einer alten, festbegründeten studentischen Gemeinschaft den Weg ernstester Tat zu weisen, sich hineinzuarbeiten in die Geschichte unseres Staates und Volkes, damit den realen Grund zu legen zu einer wahrhaft politischen Bildung, wie ihn die gegenwärtige Not unseres Vaterlandes braucht. Mit Recht ist der Nachdruck gelegt auf die innerpolitische Gestaltung zu einer einheitlichen Nation. Ohne sie ist ein sittlicher Machtgedanke des Reiches undurchführbar, jede äußere Politik zum Scheitern verurteilt, weil wir in ihr nie handelndes Subjekt, sondern nur leidendes Objekt sein können. Der Genfer Entscheid über Oberschlesien beweist es jedem Deutschen von neuem. So ist das Ziel der alten Burschenschaft, aus dem Volke heraus den deutschen Staat zu schaffen, auch die Aufgabe der gegenwärtigen Burschenschaft geworden. Durch Verinnerlichung des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens, durch Heranbildung des Studenten zum wahren Menschen und zum wahren Staatsbürger, durch Mitarbeit an dem politischen Kampfe des deutschen Volkes nicht im Dienste einer Partei, sondern der ganzen und ungeteilten Nation will sie ihre Glieder zu Führern des Volkes erziehen, in dem ihre Wurzeln liegen. Möge das Burschenschaftliche Handbuch für Politik in diesem Sinne in den Kreisen der Burschenschaft wirksam sein. E. Müsebeck.

Geschichte der Deutschen Kunst. Von Georg Dehio. Des Textes und der Abbildungen zweiter Band. Berlin 1921, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger.

Der zweite Band der großen Geschichte deutscher Kunst behandelt die Zeit der eigentlichen Gotik, von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Die Frühzeit, das Erwachen der Gotik war schon im ersten Bande behandelt worden; nun setzt sich Dehio mit den Problemen auseinander, welche der voll entwickelte Stil in seinem Verhältnis zum deutschen Wesen bietet. Um es gleich zu sagen: das Resultat ist ein negatives. Der Schluß des ersten Bandes hatte gezeigt, daß „die Rezeption des gotischen Baustiles vollendet und damit die Einheit des gespalteten Stilbewußtseins hergestellt war"; aber die Erwartungen, die wir an die Entwicklung der verheißungsvoll eingeleiteten Epoche knüpfen, erfüllen sich nicht. Es scheint ein Riß durch die Zeit zu gehen; wenn auch die künstlerische Tätigkeit noch groß ist, so fehlt die jugendliche Wärme, die Schwungkraft der Frühzeit, wenn auch anfangs von einem Verfall noch nicht gesprochen werden kann.

Dehio findet nun die Antwort auf die Frage nach dem Grunde dieses Sinkens nicht in der Kunst und ihren Entwicklungsnotwendigkeiten selbst, sondern in dem allgemeinen Zustand des deutschen Volkes. Die Nation erlebte damals den Zusammenbruch des staufischen Kaiserhauses, und alles, „was adlig, stolz und hochgesinnt im Phantasieleben des deutschen Volkes war, war davon mit getroffen". Es klingt wie für unsere Zeit geschrieben, wenn der Verfasser sagt: „Wo anders als im Leben liegt die treibende Kraft der Kunst? Es ist

ein leichter Wahn, daß Macht und Kultur in keinem Zusammenhang stünden." Während also der romanische und frühgotische Stil den Ausdruck eines machtvollen Gesamtwillens verkörpert hatten, erwuchs der hochgotische auf dem Grunde der Uneinigkeit, des Partikularismus.

Gerade in diesen politischen Umständen liegt auch die Erklärung für die Erstarrung der Form, welche uns die Hochgotik zeigt. Der aristokratische Geist der staufischen Epoche verlor sich mit dem Niedergang des Adels in den folgenden Jahren. Aus dem niederen Adel war ein großer Teil der Dichter und Gelehrten hervorgegangen, neben denjenigen, mit deren Hilfe die Staufer ihre Herrschaft außerhalb Deutschlands befestigten; nach dem Sturz des Kaiserhauses war diesem Teil unseres Volkes, „der am besten befähigt war, die Deutschen zur Form zu erziehen", der weite Horizont, den ihm die Kreuzzüge, der Verkehr mit dem internationalen Rittertum gegeben hatten, genommen; und dieser Mangel machte sich bald fühlbar. Die Form verlor ihre Lebendigkeit; der ritterliche Geist verschwand, und ein pedantisches Zeremonienwesen blieb.

Im Gegensatz zur politischen Entwicklung des Adels und der Fürsten stand das Gedeihen der Städte. Immerhin hat es auch hier lange gedauert, bis sich eine geschlossene städtische Kultur gebildet hat, deren Haupterrungenschaften aber mehr auf wirtschaftlichem Gebiet — Ausbildung des Handwerker- und Handelsstandes — als auf künstlerischem liegen.

Das kirchliche Leben der Zeit weist in der letzten Hälfte des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts reiche und eigentümliche Entwicklungen auf, wenn auch die Kirchenbauten keine großen Fortschritte machten, sondern manchmal ganz zu versanden drohten — als Beispiel sei nur auf Köln hingewiesen. Eine krankhafte Überreizung des religiösen Gefühles zeigte sich in den religiösen Epidemien, die zu dem „an dunklen Linien reichen Bilde einer durch mancherlei Unglück, am meisten durch ihr eigenes politisches Ungeschick in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmten Nation" gehören.

Die Frage nach dem Einfluß der Mystik auf die bildende Kunst erscheint dem Verfasser schwierig und dunkel; er erkennt in der Kunst des 14. Jahrhunderts eine der Mystik entgegengesetzte kalte und harte Richtung, im Sinne der herrschenden Kirche, die „mehr Verwandtschaft mit der römischen Jurisprudenz, als mit der Bergpredigt hatte".

Das Ausschlaggebende für die bildende Kunst aber war das Ideal des Übernationalen, des Universellen, das in der Zeit, als die Vollendung der universellen päpstlichen Macht vor sich ging, das Abendland beherrschte. Mit wunderbarer Klarheit hat Dehio den großen Zusammenhang erkannt: „So oft im europäischen Leben diese Tendenz obsiegt, die Tendenz, die beiden großen Gruppen der Germanen und Romanen das sie Trennende vergessen zu lassen und in einer Geistesgemeinschaft höherer Ordnung — damals war es der christliche Glaube, wie im 18. Jahrhundert die Philosophie — ihr Heil zu suchen: ebenso oft schlägt damit eine große Stunde für die Franzosen." In der gesamten künstlerischen Kultur des 14. Jahrhunderts sieht Dehio denselben französischen Geist — (nach Ansicht des Referenten trifft dies allerdings nicht für Italien zu, da, vor allem in der Architektur, dort immer ein eminent italienischer Geist geherrscht hat, wie ihn Bauten wie Santa Croce oder Santa Maria del fiori in Florenz oder San Petronio in Bologna auf das ausgeprägteste zeigen) — trotzdem die Franzosen nicht das schöpferisch stärkste Volk waren; sie haben Dante und Giotto, den englischen Theologen, den deutschen Mystikern nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. Aber „sie blieben die Muster und Meister der formalen Kultur", der „Besitz einer durch Übereinkommen geregelten Form" ist ihnen Bedürfnis. Und gerade diese Form wurde der deutschen Gotik zum Verhängnis; denn „dem Deutschen wird die Form, wo sie zur Vorschrift erstarrt, ein lähmender Druck". Die deutsche Kunst der hochgotischen Epoche hat sich, eingeengt durch überstarke Mächte, eben die französische Gesellschaftskultur und den universellen kirchlichen Gedankenkreis, nur in Neben- und Unterströmungen in ihrer volklichen Wesenheit entwickeln können. Deutsch gefühlt war die früheste und dann wieder die späteste Phase der Gotik; die mittlere Periode kann das Deutsche „nur halb und verhüllt manifestieren".

Diese letzte Periode der Gotik behandelt Dehio im zweiten Teil des Bandes (5. Buch). Das Verhältnis zu Frankreich änderte sich völlig; nach dem von internationalen Strömungen durchsetzten 14. Jahrhundert erscheint das 15. als vollkommen deutsch; Dehio führt als Charakteristikum seiner „Eigenbrötelei" in der Kunst an, daß das italienische Quattrocento gar nicht für Deutschland existiert hat. Die Kunst wurde ausgesprochen national, weil sie „ihre Wurzeln in neue . . . Schichten des Volkstums vortrieb"; sie wurde also auch populärer. Die treibenden Kräfte gehen vom Bürgertum aus, als entschiedenes Widerspiel der aristokratischen Kunst des hohen Mittelalters. Der bürgerlichen Kultur ist zu danken, daß „die durch eine Unendlichkeit der Teilungslinien zerschnittene Nation in ihrem geistigen Leben nicht ins Chaos fiel". Allerdings brachte diese Verbürgerlichung der Kunst einen großen Verlust an Vornehmheit des Geschmackes. Auch die gewaltigen Unternehmungen der früheren Zeit zersplittern sich in eine Unzahl von kleineren Produktionen: die Zahl der

großen Kirchenbauten ging zugunsten der gesonderten Andachtstätten, Kapellen, Altäre, Votivbilder zurück. „Die Kunst geht in die Masse, wie nie zuvor, und zugleich ist sie voll von Beziehungen zum Individuum"; daraus stammt auch das neue Weltgefühl, das in ihr als Realismus und Naturalismus, als Weltbejahung gegenüber der Weltverneinung der früheren Epoche zutage tritt. Der Künstler behandelt die Dinge, wie er sie sieht, nicht wie eine überlieferte Autorität es befiehlt; die Kunst hat sich von den Grundanschauungen der Kirche getrennt. In der Kunst wurde die Erfahrung vor die Überlieferung gesetzt — eine Gesinnung, die, „ins Religiöse gewendet", den Ursprung der Reformation bildete.

Die einzelnen Kapitel der beiden im zweiten Bande vereinigten Bücher (4 und 5) behandeln die Entwicklung der Kunst in ihren einzelnen Formen; die Baukunst, die Denkmäler, die darstellenden Künste in vollkommenster Fülle und ausgereifteste Plastik oder Darstellung. Der Tafelband bringt in 635 vorzüglichen Abbildungen ein erschöpfendes Material zur Übersicht der gesamten Kunstepoche. Ausstattung und Druck schließen sich den ersten Bänden des Werkes würdig an. Anton Mayer.

Indische Liebeslyrik. (Übertragungen Friedrich Rückerts). Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Helmuth v. Glasenapp. München 1921, Hyperion-Verlag. Buchschmuck von Emil Preetorius. (25 Mark.)

Die bekannten Ausgaben von Friedrich Rückerts Werken geben von dem vielseitigen Schaffen dieses Mannes nur ein unvollständiges Bild. Einen großen Teil seiner dichterischen Begabung widmete Rückert den Übertragungen aus orientalischen Literaturen. Wie kein anderer schien er dazu berufen zu sein, und das um so eher, als er eine gute Kenntnis der morgenländischen Sprachen besaß. Besonders das Indische war es, das schon in jungen Jahren eine gewaltige Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat. Wer sich einmal Rückerts Präparationshefte ansieht, wird sich bald davon überzeugen, wie gründlich der gelehrte Dichter sich mit dem Urtext beschäftigte, und wie er sich keine Mühe verdrießen ließ, der ihn oft bedräuenden Schwierigkeiten Herr zu werden.

H. v. Glasenapp hat in dankenswerter Weise Rückerts Übertragungen indischer Dichtungen in einem stattlichen Bande zusammengestellt, und der Hyperion-Verlag hat das Seinige getan, dem Werke eine geschmackvolle äußere Form zu geben. Die Dichtungen, die v. Glasenapp hier vereinigt hat, sind zwar sämtlich schon gedruckt. Leopold Hirschberg hat in seiner „Rückert-Nachlese: Sammlungen der zerstreuten Gedichte und Übersetzungen Friedrich Rückerts. Weimar 1910. Zwei Bände" alles Erreichbare zusammengetragen. Doch dieser kostbare Privatdruck wird heute kaum noch zu erhalten sein. Ferner ist gerade in letzter Zeit die umfangreichste Nachdichtung Rückerts, der Gitagovinda, zweimal gedruckt worden; zuerst im Insel-Verlag, dann im Verlag von Karl Schnabel. Diese letzte Ausgabe, die den Text zwar ohne Einleitung, dafür aber mit einer Fülle von Zeichnungen allermodernster Kunst gibt, wendet sich offenbar nur an einen ganz beschränkten Kreis von Liebhabern, die Anhänger dieser eigenartigen Richtung sind. Da ist es um so mehr zu begrüßen, daß der Hyperion-Verlag alle bekanntgewordenen Übertragungen des Dichters aus indischen Schriftstellern in einem wohlfeilen Buche herausgebracht hat.

In der Einleitung versucht v. Glasenapp zunächst, einen kurzen Überblick über das Wesen und die Geschichte der indischen Kunstepoche zu geben. Einige wichtige Fragen aus dieser eigenartig schönen Dichtung werden berührt.

In einem zweiten Abschnitte spricht der Herausgeber über Rückert als Indologen. Die Lehrtätigkeit als Professor für Arabisch an der Universität Berlin befriedigte den Dichter nicht, zumal ihm seine geringe rednerische Begabung nicht die Erfolge bringen konnte, die er wohl erhofft hatte. Er zog sich denn auch bald von diesem Amt zurück und widmete sich nun bis zu seinem Tode (1866) ganz seinen literarischen Arbeiten, die einen gewaltigen Umfang annahmen. Die Preußische Staatsbibliothek hat im Jahre 1875 den noch vorhandenen wissenschaftlichen Nachlaß Rückerts erworben. Wir finden darunter Arbeiten aus den verschiedensten Sprachgebieten. Abgesehen von seinen bekannten Übersetzungen aus dem Persischen und Arabischen hat er sich mit koptischer Wurzelforschung und Grammatik, mit semitisch-indogermanischen Forschungen, mit etymologischen Studien zur finnischen Sprache, mit dem Tamulischen, Kanaresischen und Malaiischen befaßt, ja auch über die tatarische und über die Berber-Sprache hat er gearbeitet. Den breitesten Raum nehmen freilich seine Sanskritstudien ein: ganze Bücher, die er sich nicht als Eigentum erwerben konnte, hat er mit staunenswertem Fleiß abgeschrieben, mühevolle Exzerpte gemacht, die Texte transkribiert, kurz, er war rastlos tätig, um sich die Kenntnisse anzueignen, die er für seine dichterischen Übertragungen notwendig hatte.

Von den Nachdichtungen Rückerts ist am wertvollsten seine Übersetzung von Jayadevas Gitagovinda. Hatte doch diese in ihrer Form einzig dastehende Dichtung für Rückert einen ganz besonderen Reiz, und so konnte sich hier sein dichterisches Können am deutlichsten zeigen. Ein paar Worte mögen zur Übertragung des Amarusataka gesagt werden. Wie

Jayadeva, so war auch Amaru mit seinen hundert erotischen Strophen offenbar der Lieblingsdichter Rückerts. Sprachlich aber bot Amaru dem Dichter weit größere Schwierigkeiten, zumal ihm hierbei keine Prosaübersetzungen zur Verfügung standen. In Rückerts Nachlaß, den die Preußische Staatsbibliothek besitzt, finde ich gerade über Amaru umfangreiche Arbeiten. Rückert hatte das Werkchen ganz übersetzt, doch nur 38 Strophen davon in dem von Wendt herausgegebenen Musenalmanach für das Jahr 1831 veröffentlicht. Den Rest der Übertragung hielt Rückert selbst für unbrauchbar. Die 38 Strophen und zwei weitere, die Rückert bei einer anderen Gelegenheit drucken ließ, hat natürlich auch v. Glasenapp aufgenommen. Ein paar Jahre später aber hat der Dichter die übrigen Strophen Amarus nochmals metrisch übersetzt, so daß nun tatsächlich das ganze Werk handschriftlich vorliegt. Zur Veröffentlichung ist der Dichter jedoch nicht mehr gekommen. Leopold Hirschberg hatte von dieser letzten Übersetzung keine Kenntnis, und so kommt es, daß Rückerts endgültige Amaru-Übertragung bis heute noch nicht gedruckt vorliegt.

In einem besonderen Abschnitt, der ungefähr ein Drittel des ganzen Werkes einnimmt, gibt v. Glasenapp allerlei sachliche Bemerkungen über die von Rückert übertragenen Dichtungen. Der Leser findet hier einiges Wissenswerte und kann so mit dem Text der Übersetzungen eine bessere Vorstellung verbinden. Die von Rückert selbst stammenden Erläuterungen, die der Herausgeber natürlich nur zum kleinen Teile beigeben konnte, dürften ein besonderes Interesse beanspruchen. Joh. Nobel.

Ibsens Bühnentechnik. Von Monty Jacobs. Dresden 1920, Sibyllen-Verlag.

Ein Buch von so viel Fleiß, in so anmutigem, oft geistreich lässigem Gewande, kann nur auf einem der Allgemeinheit wohlbekannten Boden erwachsen. Noch immer ist Ibsens Problemwelt ein notwendiges Stahlbad für jeden nach moralischer Selbstbesinnung Strebenden, deren es doch auch in „modernen" Zeiten stets einige geben soll. Aber die Frage, ob sich die sittliche Forderung restlos künstlerisch behandeln läßt, muß allemal aufgeworfen werden, sobald sich der Moralist auf das Gebiet der Kunst begibt. Wie sich das Gute und Schöne im Drama nur im Unendlichen annähert, das untersuchen seit Lessing unsere Dramatiker und Dramaturgen um die Wette. Es ist ein Zeichen für den Geschmack dieser Ibsen-Dramaturgie, daß Jacobs für seinen Dichter eine große Entwicklungslinie zieht, ohne doch der Individualität der Dramen Gewalt anzutun, daß er vielmehr bei jeder Gelegenheit zeigt, daß Ibsen auch in der Zeit der Meisterschaft oft genug seine Absichten überspannt oder hinter ihnen zurückbleiben mußte. Wenn Jacobs seine Arbeit Ibsens Bühnentechnik nennt, so ist sein Ziel doch, zu zeigen, wie Ibsen als Bühnentechniker anfängt, wie ihm aber der Kunstgriff mehr und mehr „Ausdruck" wird, um durch dieses der Musikästhetik entstammende Wort Jacobs reiche Charakterologie zu ergänzen, wie er vom Bühnenschriftsteller zum Dramatiker wird, unter beständigem „Gerichtstaghalten über sein eigenes Ich". Indem Jacobs nicht die Dramen jedes für sich behandelt, sondern, unseren literarhistorischen Versuchen folgend, für einzelne Züge durch das Gesamtschaffen Ibsens Querschnitte legt, fällt ihm ein überreicher Stoff entgegen, dessen vergleichende Zusammenstellung seinem Urteile wissenschaftliche Genauigkeit verleiht. Die Auswahl dieser Querschnitte ist nicht eigentlich systematisch, sondern erfolgt nach dem, was sich dem sicheren Blick des erfahrenen Theatermannes und dem Kenner der neuen Literatur aufdrängt. Aber aus dieser Überlegenheit heraus leitet uns Jacobs — und das ist nicht nur für Ibsen fruchtbar! — daß wir die Fäden erkennen, aus denen der Dichter das dramatische Kunstwerk webt. Es gilt hier ebenso auf die Mittel zu achten, mit denen der Dichter die Aufmerksamkeit der Zuschauer fesselt, wie auf die, durch die er dem Ganzen die nachhaltige Wirkung des geschlossenen Kunstwerkes gibt. Gerade hier werden wir durch manchen klugen Ausblick bereichert. Nicht abgeschlossen ist die Frage, wieweit der moderne Hintergrund der späteren Dramen eine andere Strenge der Motivierung erheischt, als der der sich im geschichtlichen Gewande abspielenden. Denn auch Hebbels Strenge des Motivierens, „bis alle Mauselöcher zugestopft sind", wird erst für sein bürgerliches Trauerspiel brennend. Allerdings würde dies weit über Ibsen hinausführen. Obwohl die deutschen Vorkämpfer des naturalistischen Theaters Ibsen in gediegenen Ausgaben wissenschaftlich verewigt haben, so konnten sie Ibsens künstlerischer Bedeutung als des Überwinders der reisserischen Technik des französischen Konversationsdramas nur mit den Mitteln des Tagesschriftstellers gerecht werden. Unter den wissenschaftlichen Arbeiten gibt Jacobs, selbst Zeitungsmann, mit dieser umfassenden Untersuchung einen Abschluß in der Stellungnahme zu Ibsens Künstlertum. Zugleich aber faßt Jacobs diese Arbeit als einen Wink für unsere Jüngsten, denen er zwar den rechtmäßigen Drang der Jugend, „alte Gefühle mit neuen Mitteln auszudrücken", gerne zugesteht, aus deren Trieb zur Formlosigkeit er aber auch die Anerkennung entnimmt, daß „die Bühnentechnik seit Ibsens Triumph eine Höhe erreicht habe, wie sie keine Generation überfliegen kann". Wilhelm Böhm.

Diplomaten. Roman von Robert Saudek. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Es sei zugegeben, daß in diesem routiniert geschriebenen Buch mit Geschick die Graphologie in ihrer entscheidenden Bedeutung verwendet worden ist. Freilich stehen wirkliche Kenntnisse und richtig Gefühltes noch neben kindlich anmutenden Oberflächlichkeiten. Sonst aber ist das ganze Machwerk auf das schärfste abzulehnen. Der Roman spielt in Holland während des Krieges in der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft. Hier wird persönliche, kleinliche Rachsucht befriedigt oder zum mindesten dieser Eindruck erweckt — und dabei ist alles nur von der Blickhöhe des Bedienten gesehen. Die ebenso dumme wie absichtliche Verherrlichung des „großen" Tschechenvolkes, seines herrlichen Masaryk und seiner so widerwärtig „edlen" Dorfschullehrer, die das Volk zur Unfähigkeit, einen Rechtsstaat zu bilden, erzogen haben, wetteifert mit der inneren Verlogenheit der Psychologie. Wer Klatsch liebt, mag das Buch lesen, jeden sauber empfindenden Menschen muß es abstoßen. Was aber bewog den Münchener Verlag, dieses Buch eines Tschechen, das Deutschland herabzusetzen sich bemüht, und das gleichzeitig von dem vielgewandten Verfasser auf tschechisch und holländisch herausgebracht wird, zu verlegen? Eine Antwort ist notwendig.

R. P.

Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen. Achtes Buch des Gulistan von Saadi, aus dem Persischen übertragen von F. Rosen. Berlin 1921, G. Stilke.

Diese Verse sind noch heute persischen Pferdeknechten wie den Dezieren vertraut, mit ihnen, mit wandernden Derwischen an Saadis Grab hat der Übersetzer, unser Gesandter, bis vor kurzem unser auswärtiger Minister, sich über den seit 700 Jahren toten und doch lebenden Dichter unterhalten. Rosen kennt und liebt Saadis Heimat und Saadis Kultur; mit wenigen, aber geschickten Anmerkungen ermöglicht er uns den Einblick in diese Orientwelt. Manche der Weisheitssprüche sind zeitlos, andere haben Schollengeruch und Sonderklang. „Wer einem Selbstzufriedenen Ermahnungen erteilt, ist selbst der Ermahnungen anderer bedürftig", hätte La Rochefoucauld oder Lichtenberg sagen können. Eindrucksvoll herb sind die Worte: „Was macht's dem Engel, der die Winde hütet, ob auslöscht einer armen Witwe Licht." Die Übersetzung gilt für ungewöhnlich genau, und doch ist das Deutsch bemerkenswert freifließend und schön.

Marie von Bunsen.

Was Europa geschehn ist. Von Frank A. Vanderlip. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Der amerikanische Finanzmann hat drei Monate lang die wichtigsten Länder Europas besucht — mit Ausnahme Deutschlands. Er hat die bekanntesten Staats-, Finanz- und Industrieoberhäupter gesprochen und gehört — mit Ausnahme von deutschen. Sein Gesamteindruck ist daher einseitig und insofern nur lückenhaft europäisch, als er Deutschland nicht beachtet. Aus seinen Beobachtungen folgert er: „nur noch Barmherzigkeit kann Europa retten", und macht allerlei Vorschläge, deren Leitmotiv die Furcht vor dem Bolschewismus ist. Die Hoffnung des Übersetzers, daß sich an der geschilderten gemeinsamen Not des ganzen Kontinents „zum ersten Male ein europäischer Patriotismus entzünden" könne, dürfte wohl bei der nationalen Geistesrichtung des französischen, englischen und polnischen Volkes eine nichtige sein.

Franz Fromme.

Mein Indien. Von J. A. Sauter. Leipzig 1921, K. F. Koehler.

Jeder menschliche Sehwinkel zeigt eine subjektive Brechung; die der Wirklichkeit nächste ist nicht jene der Überlegenheit, des geringschätzenden Besserwissens, sondern die der Zuneigung, Bewunderung und Achtung. So ist das Sautersche Indienbuch, entstammend der Liebe, schön und wertvoll; zu diesem Land — es ist jedoch nicht ein Land, sondern eine Welt — empfand der Verfasser sofort ein instinktmäßiges Gefühl der Zugehörigkeit, er versenkte sich inbrünstig in das Wesen des Volkes, so gewann er sich dort die Herzen, so öffneten sich diesem jungen deutschen Professor in Kalkutta verschlossene Türen. Er wurde Zögling eines Aszeten, er reiste als Bettler im gelben Gewand und mit der Schale nach dem hochheiligen Wallfahrtsort Puri. Sein treusorgender Diener wurde ihm Freund und Bruder, am Sterbelager eines der unseligen „Unberührbaren" (Parias) hat er gewacht. Mit Glanz und Pomp wurde er als Ehrengast bei regierenden Maharadschas empfangen, nicht als Europäer, sondern als Hindu, der die Sitten und Gebräuche genau kannte, peinlich befolgte, als einer, der die uralten Überlieferungen achtete und verehrte. Trotz aller Liebe bringt er jedoch keineswegs rosa gefärbte Bilder, viele der Schilderungen sind kraß und hart. Das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kind mag dort zärtlicher, inniger sein, als sonst irgendwo in der Welt, aber der Hindu ist grausam zu Tieren, grausam, das wissen wir alle, zu den niedrigeren Kasten. Grausam ist auch die Natur,

schauerliche Schlangenerlebnisse berichtet er, schildert das Furchtbare der sengenden Glut. Einen bemerkenswerten Hinweis auf Möglichkeiten der Entwicklung Indiens bietet der unwahrscheinliche Aufstieg der niedrigsten Kaste an der schönen Malabarküste.

Schmerzhaft berührte beim Lesen diese scheu grenzenlose Liebe zu Indien — war dem Verfasser denn sein Deutschtum eine Geringfügigkeit geworden? Als er jedoch nach 15 Jahren zurückkehrte und in dem schwäbischen Heimatsdorf seiner Vorfahren weilt, regte sich die alte Macht des Blutes. Es ist sein Karma, in zwei Ländern Heimatsrechte zu haben. Marie von Bunsen.

Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Von Prof. Walther Vogel. Mit 1 farbigen Karte und 13 Kartenskizzen. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 16 und 17, herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann.) Bonn und Leipzig 1921, Kurt Schroeder.

Das verwirrende Bild, das das zerklüftete, anarchische Europa unseren Blicken bietet, bedarf der Analyse, die der Geograph nur als Politiker und Historiker in einer Person zu leisten vermag. Der Berliner Geograph Prof. Walther Vogel hat sich der schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt. Es verdient als ungemeine Leistung gewertet zu werden, daß es ihm in so glücklicher Weise gelungen ist, zwischen oder besser über den auseinanderstrebenden Standpunkten spezialistisch entfremdeter Teilwissenschaften die höhere Mitte zu finden, von der aus das neue Bild Europas als Ergebnis geopolitischer und psychologisch-historischer Gewalten verständlich wird. Der erste Band entwickelt unter Anlehnung an die Begriffsbildung von Kjellén die Lebensgesetze des europäischen Staatensystems und seiner Hauptträger. Der gleichzeitig erschienene zweite Band greift eine Reihe spezieller Grenzprobleme heraus, die sich aus Frankreichs ewigem Drang nach der Rheinlinie und aus der Zergliederung der österreichisch-ungarischen, der türkischen und der russischen Erbmasse ergeben, woran sich noch die irische und nordschleswigsche Frage schließen. So stellt sich namentlich der zweite Band als eine erste zusammenfassende Darstellung des europäischen Irredentaproblems dar, was das Werk zu einem unerläßlichen Hilfsmittel des Außenpolitikers macht. Als Einführung in die neuen außenpolitischen Probleme wird das vielseitige Werk namentlich allen denen von Nutzen sein, die die übliche Einstellung auf den Westen und die Verständnislosigkeit gegenüber den Ostfragen als konventionelles Bildungserbe in die Politik mitbringen. M. H. Boehm.

Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Von Karl Beth. Leipzig 1920, B. G. Teubner („Natur und Geisteswelt" Nr. 658).

Der Wiener Theologe Beth gehört zu den führenden Geistern innerhalb der heutigen religionsgeschichtlichen Forschung. Verschiedene grundlegende Schriften haben diese Tatsache einwandfrei erwiesen. Wie wenige beherrscht er die hierher gehörige einschlägige Literatur aller Völker. Er scheint nach alledem berufen, die vergleichende Religionswissenschaft zu weiterer Blüte zu führen. Indem er sich aus den engen Fesseln der nie ganz unabhängigen Theologie losmachte, erwarb er den freieren Blick des weltoffenen Religionsgeschichtlers, der bei allen Religionen und Kulturen die grundlegenden und verwandten Auswirkungen religiösen Lebens begreift und in Erwägung zieht. Nur so ist es möglich, der Religion überhaupt, die doch zweifellos hinter allen einzelnen Erscheinungen und verschiedenen Ausprägungen verborgen ist, nahezukommen, wie sie einem Schleiermacher vor Augen stand. Seit ihm aber ist dieser Geist durch vielfache fruchtbare Einzelforschungen, besonders in der Theologenwelt, stark zurückgetreten. So scheint Beth das unverlierbare Erbe des großen Berliner Gelehrten antreten zu wollen, eine Erfolg verheißende Aufgabe, wenn man bedenkt, daß seit mehr denn hundert Jahren die Geschichte nicht wenig aufhellend gewirkt hat. Das vorliegende Werk bietet eine geradezu ausgezeichnete kurze Einführung in den gegenwärtigen Stand der Religionsgeschichte, ohne daß wesentliche Züge übergangen wären. Sie behandelt die Religion nach Wesen und Erscheinungsformen, die religiösen Grundvorstellungen, den Verkehr zwischen Gottheit und Mensch, die religiösen Güter und das Heil, Religion und Weltanschauung. Der Inhalt ist ungeheuer reichhaltig und geht trotz der Bemessenheit des Raumes so weit in Einzelheiten, daß viele Leser sehr viel Neues erfahren dürften. Alle Religionen und Kulturen kommen zu ihrem Recht vom Altertum bis in die jüngste Gegenwart, in allen Erdteilen und Zonen. Man staunt immer wieder ob der Fülle des gebotenen Stoffes und daneben der Bemeisterung auf den vorgeschriebenen engen Raum, die sicherlich viele Mühewaltung und Entsagung gefordert hat. Der Verfasser steht mitten drin in seiner Sache. Wie wenige beherrscht er sie gewissenhaft. So ist er ganz besonders geeignet, der Religionsgeschichte neue Freunde zu gewinnen. Ohne vergleichende Religionsgeschichte mit ihrem vorurteilsfreien Urteil ist heute ein richtiges Bild von Geschichte, Wesen und Bedeutung der Religion gar

nicht möglich. Auge und Wissen müssen geöffnet werden für das, was der Religion zugehört. Aus der Enge in die Weite geführt, gewinnt die Religion so nur an Bedeutung und Tiefe. Weit mehr als die meisten ahnen, bedeutet ihre Wirksamkeit für die gesamte Menschheit. Gerade heute bei dem großen Suchen nach etwas Festem in Lebensgedränge und Weltenweitheit muß die Religionswissenschaft den Sinn für die religiösen Werte stärken. Der Weg der Lebens- und Welterkenntnis führt für jeden tieferen Denker über die Religion. Waren auch ihre Hüllen gar vergänglich und oft wenig von Dauer, hinter ihr stand des Menschen letztes Streben, wie es seinem Wesen nun einmal anhaftet. Wer das aufzuzeigen vermag, erwirbt sich ein großes Verdienst um seine Mitmenschen. So dürfen wir Beths Bemühungen warm empfehlen. Bei der Fülle von Inhalt ist es schlechthin unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Besonders sei auf die §§ 19 bis 20 verwiesen. Sie handeln von den Lebenszeremonien und Mysterien und von der Erlösung. Hinter zahlreichen Zeremonien verbirgt sich der Wunsch nach einem gesteigerten Lebensinhalt, um in solchem höheren Leben das eigentliche Lebensgut zu finden. Hier sind vor allem die Wiedergeburtsriten zu nennen, besonders beim Übergang ins Pubertätsalter für die Knaben und Mädchen. Was Schurz in seinem wertvollen Buch über „Altersklassen und Männerbünde" sehr ausführlich gesammelt und untersucht hat, wird hier auf wenigen Seiten der Sache nach klar und deutlich beschrieben, ohne daß Beth Schurz zu kennen scheint. Das symbolische Sterben und Auferstehen hat viele Bräuche bei den primitiven Völkern um sich vereinigt. Reste sind auch in die Religionen der Kulturvölker übergegangen. Ebenso gehören die Mysterien der alten Völker in diese Linie. Alles ist dann im Laufe der Entwicklung aus dem Groben verfeinert und vergeistigt worden. Gewisse allgemeine Grundzüge, wie verschieden auch immer in Form und Inhalt, lassen sich überall erkennen. Desgleichen hat die Erlösungsidee eine lange und breite Geschichte. Aus primitiver Anbahnung hat sie bei den Kulturreligionen und nicht weniger auch in den verschiedenen philosophischen Einkleidungen allmählich sittlich geistigen Charakter angenommen. So wäre viel zu erwähnen, was der Geschichte der Religion angehört, ihre allmähliche Entwicklung verständlich macht, aber auch ihre tiefe Verankerung in Leben und Denken der Menschen und Völker von Anbeginn an bis zu uns hin aufweist. Erst, wer das alles ermißt, erhält einen genaueren Eindruck vom Einfluß der Religion in allen Zeiten. Ihm wird es auch hier klar, wie alles der Entwicklung unterworfen war und ist. Nur eine Religionsforschung kann unbefangene, dogmenfreie Ergebnisse zeitigen, die vom Geist entwicklungsmäßigen Denkens allenthalben durchzogen ist. Beth aber hat diesen Geist. Er ist darum der rechte Kopf und Arbeiter auf diesem Gebiet. Vielleicht gibt er der Religionsgeschichte auch noch eine weitere Aufgabe als die der vergleichenden Religionsforschung. Mit der als selbstverständlich angenommenen Auffassung von der höchsten religiösen Entwicklung im Christentum kann sich im ringenden Streit unserer verworrenen Tage die nüchterne Wissenschaft nicht begnügen. Sie verlangt Beweise, soweit immer solche zu erbringen sind. Da die theologische Dogmatik bei ihrer kirchlichen Gebundenheit und ihrem rein behauptenden Charakter versagt, wäre es Aufgabe der unabhängigen Religionswissenschaft, gestützt auf das reiche Material der Religionsgeschichte, hier notwendige Dienste zu leisten. Wer kann aber besser als die Religion selbst, indem sie auf ihre vielgestaltige Entwicklung zurückblickt, ihre höchste Entfaltung erweisen? Also wäre die allgemeine Religionsgeschichte der Ort für solche heute sehr ersprießliche Arbeit.

Walter Frühauf.

Briefe an den Frühling. Eine Elegie. Von Peter Zoege von Manteuffel. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Die Götterdämmerung der Deutschbalten, die durch den Krieg und die Revolution dem Untergange geweiht scheinen, hat zwar ihrer literarischen Produktion für politische Erörterungen und zeitgeschichtliche Dokumente reichlich Stoff geboten, auf die heimische Dichtung aber natürlich hemmend eingewirkt. Trotzdem ist auch auf diesem schöngeistigen Gebiete der niemals sehr reichlich sprudelnde Quell doch noch nicht ganz versiegt, sondern hat in letzter Zeit manche bemerkenswerte Leistungen hervorgebracht, wie u. a. auch der in dieser Zeitschrift erschienene Roman „Aus einer verklingenden Welt" von Theophile von Bodisco gezeigt hat. — Das Gleiche gilt von dem vorliegenden Buche Zoege von Manteuffels, das in seiner lyrischen, ausgesprochen subjektiven Grundstimmung äußere Ereignisse nur als Reflexe in ihren Auswirkungen auf das Gefühlsleben des als Brief- oder Tagebuchschreiber auftretenden Dichters bewertet. Denn diese stimmungsvolle Prosadichtung schildert im wesentlichen das innere Erlebnis eines Mannes, den Johannistrieb, die letzte Liebe eines alternden Witwers zu einem anmutigen, jungen Wesen, das sich eben erst aus einer Mädchenknospe zum reifen Weibe entfaltet. Es liegt hier Selbstempfundenes und Selbsterlebtes vor — unzweifelhaft ein Selbstbekenntnis des Verfassers, das uns in

feiner Seelenanalyse und einer künstlerischen Form geboten wird, die zwar offenbar aus Wahrheit und Dichtung gemischt ist, aber doch in allen Teilen von innerer Wahrheit, von echter und wahrer Empfindung getragen ist. Eine feine, überaus zarte, fast traumhafte Stimmung durchzieht die ganze Dichtung, die dadurch ihren größten Reiz und künstlerischen Wert erhält. Das intime Verhältnis zur Natur — ein Hauptvorzug der meisten Balten vor uns Großstadtmenschen — tritt fast auf jeder Seite mit bewußter Deutlichkeit hervor. In dem nicht genannten Milieu ist für den Kenner der Verhältnisse unschwer eine alte Hansestadt im Baltikum zu erkennen, die mit der düsteren, mittelalterlichen Romantik ihrer zerfallenden Türme und Zinnen einen wirksamen und stilvollen Hintergrund für das schwermütige Hohelied der Liebe abgibt. Das traurige Geschick des geliebten Mädchens wird durch einen Defekt in Charakter und Erziehung, durch einen Mangel an innerem Halt bedingt, der dieses Schicksal zu einem im vollsten Wortsinne Tieftragischen macht. Der unheilschwangere Hauch einer Korruption, der sich jetzt allenthalben bemerkbar macht, ist auch hier zu spüren, wird aber nur leicht angedeutet. — Den Schluß, der etwa zwei Seiten früher besser am Platze gewesen wäre, wird der literarisch anspruchsvollere Leser vielleicht doch als etwas unkünstlerisch empfinden. Im allgemeinen aber ist in unserer materiellen Zeit, die so oft eine ästhetisch drapierte Pornographie an Stelle der Erotik setzt, diese durch und durch reine und feinsinnige Schöpfung als eine zarte und duftige Blüte deutscher Dichtung warm zu begrüßen. Hermann von Rosen.

Religionskunde. Von Paul Eberhardt. Gotha 1920, Fr. A. Perthes.

Eine Religionskunde, deren Verfasser dem Vorwort nach sich an Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten und Studierende ebenso, wie alle, die das Thema innerlich angeht, wendet; ein Buch, das nach seiner Ansicht neben konfessionellen Lehrbüchern wie solchen der Moral bestehen könnte. Kurz gesagt: kein Buch, das sich zu praktischem Gebrauch eignet, sondern ein prophetisches, ein geniales Buch! — Der Verfasser ist Kommunist, aber trotz mancherlei moderner sozialistischer Literaturkenntnis nicht im modern-politischen Sinne, denn er erklärt, daß ein Kommunismus nur von innen heraus wachsen dürfe, und daß die Ausprägung des Individuellen erst den Weg zur Utopie freimache. Er ist Kommunist im Sinne der Hyperbolik der Bergpredigt, und so ist ihm Religion ein Gefühlsmäßiges in jedweder Erscheinungsform, eine Mystik höheren Grades, gleichweit entfernt von Dogmatismus wie von sinnlicher Ekstase, von Skeptizismus und von willensmäßiger Einseitigkeit. So vermag der Verfasser, gleich dem großen Zusammenseher Dilthey, dem er vielfach zu Dank verpflichtet ist, über die geschichtlich sich scharf entgegensetzenden großen und kleineren Religionssysteme hinweg Urformen des religiösen Erlebens aufzuspüren, die in den meisten Fällen die Werte, die die geschichtliche Wissenschaft bisher betonte, in heller Entdeckerfreude umwertet. Orient und Okzident werden in ein überraschendes Verhältnis gerückt, und wer sich bereits vom drohenden Untergange des Abendlandes bedrückt fühlte, mag aus diesen Standpunkten neuen Mut schöpfen! — Aber so gern wir von Eberhardt unser Gewissen in bezug auf die von unserer herkömmlichen Schulweisheit vernachlässigten Hauptträger religiösen Erlebens schärfen lassen, so sehr läßt E. die andere Seite des religiösen Problems, eben die historische Erscheinungsform, außer acht, indem er knapp das volkstümliche, groteske und geläutertes, ästhetisches Empfinden nur zu leicht Abstoßende, oder etwa das die Religion mitbedingende Organisatorische kurzweg mit der menschlichen Unzulänglichkeit entschuldigt und seinerseits vernachlässigen zu können glaubt. Zugegeben, daß der Koran eine Fülle tiefinnerlicher Religiosität bietet. Daß aber solche Religiosität sich mit historischen Formen verbindet, die sie geradezu aufheben, das muß zuerst deutlich erkannt und psychologisch begründet werden, ehe eine Religionskunde möglich ist, wie sie E. vorschwebte. Deshalb ist Eberhardts Buch kein Lehrbuch, aber die verwegene Art, mit der hier ein unendlicher Stoff bald sorglos, bald überraschend, fast immer sprachschöpferisch plastisch auf wenig über 200 Seiten bewältigt wird, und mit der Kernsprüche vielleicht nicht immer aus erster Quelle geschöpft, doch zu sicherer Wirkung verwertet sind, lassen die Beschäftigung mit diesem Buche sich belohnt machen.

Wilhelm Böhm.

Die Kunst des Vortrages. Von Emil Palleske. Neue umgearbeitete und ergänzte 4. Auflage, besorgt von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1920, Carl Krabbe.

Palleskes bekanntes Buch hat sich seine Beliebtheit bewahrt. Vielleicht gerade darum, weil es kein gestrenges Lehrbuch mit pedantischen Paragraphen, sondern eine liebenswürdige Plauderei ist und überall den Nachdruck auf das Natürliche legt, sich an den gesunden Menschenverstand wendet. Es gibt keine hohe Weisheit von sich und will kein Nürnberger Trichter sein, regt jedoch mannigfach dadurch an, daß man allenthalben den vielerprobten und erfolgreichen Praktiker hört, der doch nicht zum Routinier geworden ist.

Besonders sei auf die durchgeführten Beispiele (Schillers „Taucher" und „Schlacht", Goethes „Rastlose Liebe") hingewiesen. Freilich fällt uns heute der gefühlvoll-blumige Stil des Buches einigermaßen auf die Nerven; größere Sachlichkeit wäre uns lieber. Gleichen-Rußwurm hat ein (wenig schwer wiegendes) Kapitel über den „Vortrag humoristischer Dichtungen" beigesteuert und das Schlußkapitel „Die Aufgabe der Schule" neu bearbeitet.
H. M.

Der Wert des Zwecklosen. Von Moritz Goldstein. Dresden 1920, Sibyllen-Verlag.

Der Verfasser steht im Mittelpunkt aller philosophischen Fragestellungen, und der paradoxe Titel seines Buches ist sinnbildlich für ein Denken von tiefreligiösem Ernst. Es ist aber eine Eigenwilligkeit des Buches, daß es die sich zeitlos ergebenden Offenbarungen in der Form einer Abrechnung mit den Führern der Geschichte der Philosophie im vergangenen Jahrhundert vorträgt. Schließlich handelt sich's bei Kant nicht um Unvollkommenheiten des Zeitgeistes, derenwegen er uns nicht mehr das sagt, was wir heutzutage erwarten müssen, sondern der Wert der philosophischen Persönlichkeit liegt in dem, was sie nicht uns, sondern ihrer Zeit sagt, und wenn die begriffliche Einkleidung der Persönlichkeitsgewalt sich in der geschichtlichen Entwicklung verändert, so kann dies nur auf dem Wege leidenschaftsloser Feststellung nachgewiesen werden. Wir können uns nicht selbst ans Ende einer Reihe schließen, ohne des Ibsenwortes eingedenk zu sein, daß eine dauerhafte Wahrheit höchstens zwanzig Jahre Geltung hat. Aber dies Dilemma der Anlage birgt zugleich einen Vorzug des Buches, der ihm weiteste Verbreitung sichern sollte; denn in der Schilderung der Grundstimmungen, welche die begrifflichen Ausführungen voraussetzen, verfügt Goldstein über eine Kraft der Gedankenlyrik, die über die Gegenüberstellungen von Wert und Zweck im Fluge emporsteigt.
Wilhelm Böhm.

Politische Rundschau

Das große Ereignis der letzten Wochen ist die am 7. Dezember erfolgte Verständigung zwischen England und den irischen Sinnfeinern. Lloyd George ist in dem Willen, die englische Politik von dem irischen Problem zu entlasten, zuletzt den Sinnfeinern sehr weit entgegengekommen. Das rechtliche Verhältnis, in dem Irland zu England künftig stehen soll, entbehrt nicht einer gewissen Unklarheit und Zweideutigkeit, worin das zähe Ringen zweier einander ganz und gar entgegengesetzter Anschauungen noch nachwirkt. Es wird ein Vertrag zwischen England und Irland geschlossen werden, der die Souveränität Irlands grundsätzlich zur Voraussetzung hat, aber die Iren haben ihrerseits eingewilligt, daß sie sich auf Grund des Vertrages als Glied des englischen Reiches von nicht wesentlich anderer Stellung als die englischen Dominions verhalten werden. Ulster wird sich demnächst zu entscheiden haben, ob es an der Neuerrichtung des irischen Staates Wesensanteil nimmt. Wenn es sich dazu nicht entschließt, sind Bestimmungen für sein Verhältnis zu Südirland vorgesehen, die ebenfalls das Wichtigste in der Schwebe lassen. Man nimmt an, daß die Mehrheit des südirischen Parlamentes die Abmachung billigen wird. De Valera selbst, der bisherige Präsident, hat sofort Einspruch erhoben; wie viele von seinen Leuten ihm folgen werden, muß einstweilen ebenso dahingestellt bleiben, wie die Zukunft Ulsters. Schon ist Ulsters Zusammenhang gelockert; wird ihm der katholische Teil seiner Angehörigen treu bleiben? Und wenn nicht, wird sich England gleichgültig dagegen verhalten können, daß Ulster in Trümmer fällt?

Welche Schwierigkeiten sich auch noch für England von Irland her erheben werden, die Tatsache wird dadurch nicht mehr verrückt werden, daß die englische Politik durch die Entschlußfähigkeit Lloyd Georges in dem gegenwärtigen Augenblick, wo sich die Weltlage bedrohlich für England anließ, ein erhebliches Maß von Bewegungsfreiheit zurückgewonnen hat. Ihre Entlastung auf dem mutterländischen Boden traf zeitlich ungefähr mit einem für sie günstigen Ergebnis auch im Bereich des Stillen Ozeans zusammen. England hat in Washington nicht zwischen Japan

und den Vereinigten Staaten zu wählen brauchen; wie schon in der vorigen Rundschau angenommen wurde, ist das japanisch-englische Bündnis von beiden Teilen aufgegeben und dafür am 10. Dezember ein Abkommen zu Vieren — Vereinigte Staaten, England, Japan, Frankreich — geschlossen worden. Die Aufgabe der durch das Abkommen vereinigten vier Mächte soll die friedliche Regelung der sich durch die Entwicklung am Stillen Ozean ergebenden Fragen sein.

England hat nun nur noch die vorderasiatischen Schwierigkeiten, die Spannung mit Frankreich und die Unordnungen und Hemmungen in seiner Wirtschaft zu bewältigen. Die Schwierigkeiten in Vorderasien haben sich einstweilen nicht vermindert, in Ägypten ist es zu einem regelrechten Bruch zwischen den beiden ägyptischen Nationalparteien und der englischen Regierung gekommen; Afghanistan gegenüber rühmte sich die englische Presse Ende November eines bedeutsamen Erfolges, weil man es zu einem Abkommen beredet habe, durch das die bolschewistische Agitation von der indischen Grenze in das Hinterland abgedrängt werde. Aber einmal scheint England dieses Zugeständnis durch eine Grenzberichtigung zugunsten Afghanistans erkauft zu haben, und dann hat das Abkommen einen afghanischen Stamm nicht gehindert, mittlerweile die indische Grenze kämpfend zu überschreiten. Frankreich gegenüber wurde in den letzten Novembertagen von England anscheinend ein schärferer Ton angeschlagen. An Auswirkung des Meinungsgegensatzes, der sich zwischen beiden Staaten über das Angora-Abkommen entwickelt hatte, schickten die Engländer am 26. November ein Kriegsschiff nach Mersina. Sie forderten einige Tage später, daß Frankreich die militärischen Sanktionen in den Ruhr- und Rheinhäfen rückgängig machen solle, und wünschten auch eine Verminderung der Besatzungskosten am Rhein. Aber noch ist ungeklärt, in welcher Weise die englische Regierung von dem Wiedererstarken ihrer Stellung Gebrauch machen wird. Die deutsche Regierung und die deutsche öffentliche Meinung werben mehr als je um den Beistand Englands zur Erleichterung der unerträglichen Lasten, die der Versailler Friede und das Londoner Ultimatum auf unsere Schultern gewälzt haben. Ende November war Stinnes in London, hinter ihm her reiste Rathenau und blieb bis Mitte Dezember. Es ist nicht gelungen, aufzuklären, was Stinnes in England gewollt und getan hat. Rathenau hat um so mehr Nachrichten über sich in die Zeitungen gebracht. Es verlohnt im Augenblick kaum, die verschiedenen Maßnahmen aufzuzählen, die man deutscherseits in England in Anregung gebracht hat, um uns zu helfen. Daß sich im Verhältnis zu früher die Neigung, uns beizuspringen, unter den Engländern verstärkt hat, ist nicht zu verkennen. Das englische Wirtschaftsleben fühlt fast täglich deutlicher, von welchem Rückschlag es betroffen werden würde, wenn die deutsche Wirtschaft das Schicksal der österreichischen, polnischen und russischen Wirtschaft teilte. Indessen bleibt abzuwarten, wie sich die englischen Staatsmänner entscheiden werden. Maßgebend für sie wie für die englischen Wirtschaftler ist nach altem englischen Brauch ausschließlich das englische Interesse. Sie werden erwägen, ob ihre Erfolge in Washington und in Irland ausreichen, um Frankreich schon in der allgemeinen Politik zu größerer Rücksichtnahme auf England und bei der Ausführung des Londoner Ultimatums zu so viel Schonung des deutschen Wirtschaftslebens zu bewegen, wie ihnen für die englische Wirtschaft notwendig erscheint. In dem Falle würden wir abermals die Getäuschten und Enttäuschten sein und müßten uns darein finden, abzuwarten, bis die englische Politik wieder in zunehmende Schwierigkeiten gerät und sich dadurch weiter als bisher zu uns hingedrängt fühlt. Wir können einstweilen nicht vorsichtig genug in der Abschätzung der Möglichkeiten bleiben, die sich für eine Erleichterung unserer Verhältnisse aus Zwangsläufigkeiten der weltpolitischen Lage heraus ergeben.

Darin darf uns auch schwerlich beeinflussen, daß zurzeit noch die Stimmung der

Engländer gegen die Franzosen und der Franzosen gegen England immer gereizter wird. Am meisten dazu beigetragen haben die Berichte über Briands Auftreten in Washington. Die Engländer behaupten, daß er sie und das, was sie im Kriege für Frankreich getan, mit Stillschweigen übergangen habe und andererseits die französischen Gelüste auf Beherrschung Europas habe allzu deutlich hervorscheinen lassen. Ob sie aber schon in der Lage sind, den Eindruck, den Briand und sein in Amerika zurückgelassener Generalstab auf die Konferenz und die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten ausübten, wieder auszugleichen, ist in hohem Maße zweifelhaft geworden, seit Lloyd George seine Absicht aufgegeben hat, unmittelbar nach dem Abschluß der irischen Verhandlungen nach Washington zu fahren. Die Konferenz dort dürfte vermutlich vor Jahresende unterbrochen werden und, wenn überhaupt, erst im Frühjahr wieder aufleben. Inzwischen deuten Blätter, die der französischen Regierung nahestehen, an, daß Briand, wie er es vor seiner Abreise ankündigte, die Frage der Sicherungen Frankreichs am Rhein zur Aussprache und auch zu einem für Frankreich günstigen Ergebnis gebracht habe. Den Anlaß dazu boten dem französischen Ministerpräsidenten die europäischen Nebenbuhler Frankreichs selber, England und Italien, indem sie neben der den Stillen Ozean betreffenden Abrüstungsfrage die Abrüstungsfrage zu Lande, die Europa angeht, auf die Tagesordnung der Konferenz zu setzen versuchten. Briand antwortete mit der uns Deutsche ungeheuerlich anmutenden Übertreibung der Gefahr, die wir und auch Rußland noch immer für Frankreich bedeuteten. Das war für die Öffentlichkeit und auf die Verblüffung der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten berechnet. Die Atmosphäre war da, dank der er im stillen mit Aussicht auf Erfolg verhandeln konnte, ob im Falle einer Einschränkung der französischen Heeresbestände das Verbleiben Frankreichs am Rhein auf länger als 15 Jahre hinaus zugesagt werde. Ob freilich Briand und sein Anhang zurzeit es für wichtiger halten, eine Befestigung der französischen Rheinstellung sich durch Zugeständnisse auf militärischem Gebiet abkaufen zu lassen, oder ob es ihm richtiger dünkt, die volle Verfügungsfreiheit in Rüstungsangelegenheiten für den Fall eines Aufeinanderprallens mit England sich vorzubehalten, darüber wird vielleicht erst der kommende Monat Licht verbreiten.

Nicht minder beachtenswerte Nachrichten sickerten in den letzten Tagen von Genf her über Beziehungen zwischen Frankreich und den Bolschewiken durch. Frankreich soll sich mit den Bolschewiken über die finanziellen Fragen, die zwischen Frankreich und Rußland standen, verständigt, und dafür sollen die Bolschewiken zugesagt haben, daß sie sich nach Westen hin ruhig verhalten werden. Ob diese Fäden zuerst über die Kemalisten hin mit Hilfe des Angora-Abkommens angesponnen sind, darüber verlautet noch nichts. Unsere Vereinsamung in Europa würde natürlich abermals um ein erhebliches Maß weniger erträglich werden, indessen würden auch die für die Wiederherstellung der englischen Wirtschaft ungemein weittragenden Absichten Englands in Osteuropa eine Hemmung erfahren. Wir können uns zwar schwer vorstellen, daß sich die Bolschewiken Frankreich ernsthaft genähert haben, aber nach dem Vorgang der Kemalisten und bei unserer einstweilen immer noch zunehmenden Zerfahrenheit und Schwäche läßt sich die Nachricht auch nicht von vornherein als unglaubwürdig abtun.

Brennend ist noch die Frage, was nun auf Grund der vorläufigen Abreden in Washington aus China werden wird. Im Einverständnis mit den Vereinigten Staaten, vielleicht auf einen Wink von ihnen, haben die Chinesen in Washington die Räumung ihres Landes in aller und jeder Hinsicht von den fremden Mächten verlangt. Nicht nur sollen die fremden Staaten ihre Stützpunkte aufgeben, nicht nur die besetzten Gebiete wieder räumen, sie sollen auch keine Rechte dort mehr ausüben dürfen, durch welche die Selbstherrschaft Chinas innerhalb seiner Grenzen einge-

schränkt wird. Der Standpunkt, den die Chinesen einnahmen, war so radikal, daß scheinbar zunächst nicht allzuviel Tristiges dagegen eingewendet werden konnte. Grundsätzlich gelangte er deshalb zur Anerkennung. Aber schon ist die Frage aufgeworfen worden, was aus China werden soll, wenn die ordnende Hand der Fremden nicht mehr in sein inneres Wesen, in seine Wirtschaft, in seine Verwaltung, in die schwieriger zu verwaltenden Teile des Landes eingreift. Das balkanisierte China droht dann erst recht ein Opfer der Generäle und der Banden zu werden, die seit der chinesischen Revolution sich immer mehr in dem Reiche festgesetzt haben. Man wird die Überlegung nicht los, daß insbesondere Japan in Würdigung dieses fast unabwendbaren Verhängnisses zunächst zugestimmt hat; es muß sich geradezu die Gelegenheit herausbilden, die Japan erlaubt, in den von ihm besetzten oder kontrollierten Teilen Chinas sich zu behaupten oder zum mindesten fast auf der Stelle nach der Räumung wieder sich einzufinden.

Hinter uns liegt ein Jahr, das uns Deutsche tiefer noch als das Jahr des Waffenstillstandes und des Friedensschlusses abwärts führte. Wesentlich verschlechtert hat sich auch die Lage Englands, wenn schon sie zum Schluß des Jahres hin wieder eine gewisse Erleichterung erfuhr; stärker, wenigstens nach außen hin, ist die Stellung Frankreichs geworden. Die bolschewistisch-russische Bewegung hat sich entschieden nach Mittelasien und damit zum Indischen Ozean hin orientiert. Die Bedeutung des Stillen Ozeans für die Weltwirtschaft und Weltpolitik ist voll sichtbar geworden. Im scharfen Abhub gegen die Schwäche und den Mangel an Selbstvertrauen, die unsere Haltung beim Ultimatum und bei der Regelung der oberschlesischen Frage kennzeichneten, haben es sowohl die französischen Staatsmänner wie die angelsächsischen und die Japaner nicht an der Betätigung starken Willens während des Jahres fehlen lassen. Dennoch sind auch sie der verwickelten Weltlage, wie sie sich durch den Krieg und die Revolution gestaltet hat, nicht Meister geworden. Wohl sind aus den Verwicklungen keine neuen Kriege entsprungen, aber weder sind die Probleme des Stillen Ozeans durch die Konferenz in Washington, noch die Gegensätze zwischen Frankreich und England, die im Laufe des Jahres hervortraten, noch die Reparationsprobleme Deutschlands und Rußlands zu einer Lösung gebracht oder auch nur auf den Weg zu ihr hinübergeleitet worden. Bedrückt und sorgenvoll tritt die gesamte Welt über die Schwelle des neuen Jahres hinüber. Pertinacior.

Vom Geiste der Völker

Zwei Franzosen

Maurice Barrès hat es vorgezogen, der laute Wortführer des Frankreich der Poincaré und Genossen zu sein und mit ihnen die mitleidige Verachtung aller geistigen Menschen in der ganzen Welt zu teilen, statt den Rang zu halten, den man ihm einst zuzubilligen geneigt war. Sein im tiefsten Kern unsittliches, weil unwahres, albernes, weil pseudo-wissenschaftlich aufgeputztes, von Phrasen strotzendes Buch „Le génie du Rhin“ hat wie überall, besonders von den geistigen Führern des Rheinlandes, so auch hier längst die gebührende Antwort gefunden. Er wird fortleben als das kennzeichnende Beispiel für einen Mann der Wissenschaft, dem Chauvinismus und Nationalismus die Würde der Haltung und die Ehre der Wahrheit nahmen. Er hat der neuen Zeit, von der er nichts vernommen hat, nichts zu sagen.

Ganz anders Paul Rebour, dessen für einen Franzosen mutiger Roman „Les drapeaux“ in deutscher Übersetzung als „Der einzige Weg“ erschienen ist (Zürich und Leipzig, Grethlein & Co.). Bei Volksgenossen wie Poincaré und Barrès kann es nicht verwunderlich erscheinen, daß er in der Liebe zum Vaterland, die drüben eben als Nationalismus sich äußert, die Wurzel alles Übels und aller Kriege sieht. Aber was er über die Zusammenhänge des Weltkrieges, über die Schuldfrage, über die Kriegsgreuel, über die

französische Geistesart, in der Form eines echtfranzösischen Romans zu sagen weiß, das sei als ein Zeugnis gebucht, daß es drüben weiße Raben gibt, die der widerwärtigen Verlogenheit überdrüssig zu werden beginnen. Wenn auch vieles, was er über Deutschland und deutsches Wesen äußert, ein Urteil zweiter Hand verrät, so gehört er doch zu den Franzosen, mit denen man sich über westliche und östliche Geistesart, über Deutschland und Frankreich auseinandersetzen kann.

„Gestehen wir es nur ein. Wir haben die Entwicklung unseres Nachbarstaates wenig gefördert. Während ein geschichtliches Gesetz, das nicht weniger bindend ist als ein Naturgesetz, zur Vereinigung der einzelnen Volksstämme drängte, haben wir Franzosen nur eine Absicht gekannt: Zersplitterung und Schwächung. Durch 50 Jahre hat Ludwig XIV. versucht, Deutschland zu knechten. Turenne hat nach seinem eigenen Ausspruch die Pfalz vernichtet und aufgefressen. Nachdem Napoleon das Land verwüstet, geplündert, ausgesogen, nachdem er ihm ungeheure Kriegsabgaben auferlegt hatte, mutete er ihm ein erniedrigendes Bündnis zu und verwandelte es in ein Heerlager, das dem Sieger dienstpflichtig war. Es ist recht natürlich, daß Deutschland, besonders unter einer Regierung, die so geneigt war, Keime der Rache ausreifen zu lassen, nicht gerade einhellig an Frankreichs brüderliche Gesinnung glaubte. Wir urteilen immer nur von unserm Standpunkt. Wir denken niemals daran, daß die fünf Milliarden, die Besetzung, die Wegnahme von Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 eine Tat der Vergeltung waren." ....

„Die deutsche Heuchelei ist bei uns genau so ein Dogma wie der Haß gegen Deutschland. Wo hat sich denn ihre Treulosigkeit so deutlich gezeigt? Bei der Erfüllung des Vertrages, den man sie mit dem Revolver an der Schläfe unterzeichnen ließ? Zugegeben. Sie suchen eben auch unter dieser Drohung zu leben. Das ist ihr Recht. Heute schreien unsere Unterhändler, als sollte uns die Haut abgezogen werden. Es ist die Folge ihres Unverstandes. Warum haben sie zuviel verlangt! Warum haben sie nichts erreicht! Sie haben einen Rachevertrag statt eines Friedensvertrages geschlossen. . . ."

„Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts hatte England die industrielle Führung auf dem Festlande, das heißt auf der ganzen Welt. Deutschland wurde, als es nach 1870 durch unsere fünf Milliarden plötzlich reich geworden war, seinerseits von Ehrgeiz erfaßt. Bergwerke, Fabriken aller Art erhoben sich auf dem Boden, der nie etwas anderes als Kartoffeln und blaue Blümlein erzeugt hatte. Zunächst beurteilte England, die Pfeife im Mundwinkel, diese Leistungen geringschätzig. „Schund", murmelte es. Aber der „Schund" blühte und vermehrte sich. Da beschloß England, diese Waren durch eine Geschäftsmarke noch sicherer zu entwerten als durch Worte. Das „Made in Germany" wurde erfunden und den deutschen Einfuhrartikeln angehängt. Der Verbraucher sollte vor diesem verlockenden Schund gewarnt werden. Aber es kam anders. Die Käufer fanden die herabsetzende Marke auf ausgezeichneten Waren, um deren Herkunft sich niemand kümmerte, die man aber allen andern vorzog, weil sie besser und wohlfeiler waren. Die geplante Entwertung war zur Reklame geworden. An dem Tage legte England seine Pfeife weg, es begann nachzudenken und mit den Zähnen zu knirschen. Das war aber nicht alles. Während England sich seiner — vielleicht begreiflichen — Wut hingab, mußten die Deutschen, die täglich reicher wurden, auf Mittel bedacht sein, um sich erstklassige Rohstoffe zu beschaffen und ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Sie brauchten Kolonien, nachdem sich Frankreich und England zuerst bedient und die besten Bissen verschluckt hatten. Sie brauchten Ausgänge zum Meer.

Die Engländer wandten begreiflicherweise die am meisten nutzbringende Taktik an. Sie boten gegen Deutschland alle die Völker auf, deren Hoffnungen und Rechte dieses durch sein Bedürfnis nach Ausdehnung gekränkt hatte. Sie beschlossen, Deutschland einzukreisen, es zu vereinsamen. . . ."

„Die gegenseitige militärische Überbietung begann. Mit was für Soldaten sollen wir den kommenden Krieg führen? fragte sich England, das von Truppen entblößt war. Mit was für Geld? fragte sich Deutschland, das reicher an Fabriken als an Gold war. Und die beiden Nebenbuhler dachten nun an Frankreich.

Wir lebten ruhig als brave Leute, die wir waren. Unser kleiner Handel ging soso lala. Wir aßen gut, unterhielten uns, beschäftigten uns mit Frauen. Und das grünschwarze Band von 1870 im Knopfloch wackerer alter Herren erinnerte an eine Hoffnung, auf die man längst verzichtet hatte.

Da sah Frankreich zwei Bewerber erscheinen. Der erste war ein Offizier in Zivil, der sich trotz seinem aufgebürsteten Schnurrbart als Geschäftsreisenden zu geben suchte. Er besuchte unsere Bankiers, bot ihnen Zigarren mit Leibbinden, erschöpfte sich in Höflichkeiten, grüßte etwas zu steif und etwas zu unterwürfig, suchte nach besonderen Reizmitteln, um uns Lust zu machen, sprach von Syndikaten, wirtschaftlichem Einvernehmen, Eisenbahnen, guten Geschäften. . . . Der andere Bewerber faßte sofort festen Fuß auf französischem Boden, auf dem sich seine Vorfahren wie zu Hause gefühlt hatten. Mit einer Kälte, die wir für Scharfsichtigkeit

hielten, reichte er uns seine muskelstarke Hand und sagte: Einigen wir uns in Freundschaft. Ich meine es mit euch gut. Schickt diesen Ränkeschmied mit seinen Versprechungen nach Hause. Für euch ist weder in Kleinasien noch in Bagdad ein Geschäft zu machen. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Wir geben euch Marokko, das sonst an uns käme.

Als gutgläubige Leute verabschiedeten wir schroff den Geschäftsreisenden, der den ganzen „Schund" seiner finanziellen Vorschläge mit sich nehmen mußte. Die Franzosen gewöhnten sich den Ruf „Hoch Krüger!" ab und ließen sich belehren, daß Jeanne d'Arc nicht von den Engländern verbrannt worden sei. Sie fühlten sich stark und verbargen ihr Gefühl nicht. Ein Schwindel ergriff die Berichterstatter über den staatlichen Haushalt. Märchenhafte Hoffnungen befeuerten den Unternehmungsgeist der Kanonenfabrikanten, der Waffenlieferer, der Unterbringer von Anleihen. Der Krieg begann über Europa zu schweben. . . .

Der Zar und seine habgierigen, abenteuerlustigen, kindischen Minister waren entzückt über die Fortschritte ihres Heeres seit dem japanischen Krieg. Sie bestellten bei uns Kanonen, die sie mit unserm Gelde bezahlten, was unsere Metallsachleute, unsere Bankiers und unsere Generäle in gleicher Weise erfreute. In Frankreich führte man den militärischen Zapfenstreich ein, in England beschleunigte man den Bau von Schlachtschiffen. Gewiß wollte niemand angreifen. Aber Frankreich und England trafen aus begreiflicher Vorsicht ihre Vorbereitungen. Deutschland empfand dies als Aufreizung und tat dasselbe. Und da auf beiden Seiten die Rüstungen von Friedensreden begleitet wurden, beschuldigte man einander wechselseitig der Heuchelei. Der Wunsch, den Frieden zu erhalten, mochte überall aufrichtig gewesen sein. Die Regierungen waren genugsam gewarnt, um nicht die Folgen des furchtbaren Stoßes vorauszusehen. Und eines Tages waren die Menschen nicht mehr Herren der Maschine, die ihr blinder Hochmut geschaffen hatte. Sie setzte sich ganz von selbst in Bewegung. Wie sollte man sie zum Stillstand bringen? Niemand wußte es. Sie hatten das Wort ausgesprochen, das sie in Bewegung setzte, und wußten nicht, wie Halt gebieten. Die Sage vom Zauberlehrling wurde furchtbare Wirklichkeit . . .

Da haben Sie, liebe Kleine, zehn Jahre Zeitgeschichte. Jede Partei kann die andere als schuldig anklagen und kann, wie dies in allen Kriegen Brauch war, schwören, sie für ihren Teil habe sich nur verteidigt. Was ich Ihnen hier sage, enthält Wahreres über Kriegsschuld und Verantwortlichkeit, als das bis zum Himmel aufgetürmte Aktengezänke der Kabinette."

Den einzigen Weg zu einer Vermeidung künftigen Blutvergießens sieht Reboux in einem engen Zusammengehen von Frankreich und Deutschland. Aber was vermag er gegen Poincaré, Barrès und ihresgleichen?

Die schwarze Schmach

Wie klar die Engländer über die verbrecherische Torheit der Franzosen urteilen, farbige Truppen am Rhein zu verwenden, mögen zwei Urteile von Engländern bekräftigen. Captain E. A. Bagley, M. P., schreibt in den „Sunday Times": „Der marokkanische Posten vor dem Hause befahl dem Engländer, der mit einem Landsmann vorüberging, vom Bürgersteig auf den Damm auszuweichen, und so mußten die beiden in die Gosse treten, um an ihm vorbeizukommen. . . . Das Verhalten dieses Marokkaners ist typisch für das ganze von Franzosen besetzte Gebiet von Duisburg mit seinen Anamiten bis Mannheim mit Senegalnegern, von denen ich meinen Wagen untersuchen und mir die Erlaubnis zur Weiterfahrt geben lassen mußte! . . Besonders empörend ist die Verwendung der Farbigen wegen ihrer Gier nach der weißen Frau und den daraus entspringenden Folgen: der Bordelle für Farbige, der Angriffe gegen Frauen, der Mischlingsgeburten. . . . Noch lange nach einem Abzug der Farbigen werden Zeugen des Schreckens und der Schande Rache schreien gegen die verantwortliche Nation, deren Verhalten ein Schandmal der Zivilisation der Alliierten ist, und die Deutschlands Seele verletzt unter dem Vorwand, Deutschland militärisch zu ducken. . . . Was wird die Wirkung sein, wenn diese Halbbarbaren heimkehren und von ihrer Herrschaft über Weiße und deren Frauen erzählen? Was außer dem Prestige der weißen Haut schützt denn heute die Handvoll Europäer, die mit ihren Familien unter halb zivilisierten Völkern leben und arbeiten? Die Staatsmänner eines Weltreichs, das vielmal mehr Farbige als Weiße umfaßt, müssen von Frankreich die Zurückziehung der farbigen Truppen und deren Ersatz durch weiße, nötigenfalls aus arbeitslosen, gedienten Leuten fordern. Frankreich besorgt letzten Endes nur die Geschäfte der Militaristen und Monarchisten, die es doch so fürchtet."

Ben C. Spoor, M. P., schreibt in einem Aufsatz: „Schwarz und weiß am Rhein" („Foreign Affairs" III, 6): „Ich habe gerade das besetzte Gebiet am Rhein besucht und war entsetzt, die Leiden gewisser Teile der Bevölkerung dort kennen zu lernen. Denn der Krieg ist vorüber — wir sind im Frieden. Aber unsere französischen Verbündeten denken offensichtlich nicht so, und es geschehen Dinge, die eine Schande für Frankreich und alle anderen Länder sind, die seine Aktionen unterstützen. Die Unterbringung französischer,

schwarzer Kolonialtruppen am Rhein ist eine Tat blinder Verruchtheit, die aus allen Teilen der zivilisierten Welt Proteste hervorrufen muß. Es ist mehr als eine Erniedrigung; es ist eine Tragödie. Es ist grausam gegenüber einem besiegten Volke; es ist ebenso grausam gegen die Farbigen, die als Werkzeuge von Frankreichs Haß benutzt werden. Ich habe nicht einen Engländer in Deutschland getroffen, der nicht den Wahnsinn eines solchen Verfahrens in unmißverständlichen Ausdrücken verurteilte. . . . Die Wahrheit ist, daß die gesamte Bevölkerung leidet, denn die gesamte Bevölkerung teilt die Furcht, unter die Zahl der unmittelbaren oder mittelbaren Opfer gezählt zu werden. . . . Ein Punkt indessen muß hervorgehoben werden, da er nicht nur Deutschland und Frankreich, sondern das gesamte Europa und in Wahrheit die Welt angeht. Das ist die Schaffung eines Geistes und einer Stimmung in Süddeutschland, die, wenn sie sich einmal entfalten kann, mit Sicherheit zu einem neuen Krieg führen muß. Offensichtlich geben sich die Franzosen keine Rechenschaft, was für eine weiße heftige Leidenschaft für Wiedervergeltung und Rache in dem Herzen von jedem Vater und Gatten entzündet wird, noch wie die Kinder dazu erzogen werden, an Rache wie an eine religiöse Pflicht zu glauben. Will Frankreich einen neuen Krieg? Kann die westliche Zivilisation einen neuen überleben? . . . Von diesem Gesichtspunkt ist die Verwendung farbiger Truppen in der Art, wie sie jetzt benutzt werden, eine verbrecherische Ungerechtigkeit. Für sie wird das verantwortliche Volk oder die verantwortlichen Völker sicherlich bis zum letzten Pfennig bezahlen müssen."

Wenn man dazu die Urteile der reisenden Amerikaner und der Neutralen rechnet, die sich zähneknirschend voller Empörung der Kontrolle durch die farbigen Franzosen im besetzten Gebiet unterwerfen müssen, so dürfen wir feststellen, daß Frankreichs Vorgehen von allen Völkern der Welt, außer den Franzosen, auf das härteste verurteilt wird.

Das Reich des Antichrist

So nennt Dmitrij Mereschkowskij das Rußland der Bolschewiken in dem gleichnamigen, von ihm gemeinsam mit Zinaida Hippius, Dmitrij Philosofow und Wladimir Slobin herausgegebenen Buch (München 1921, Drei-Masken-Verlag). Trotz einigen peinlich wirkenden Stellen, die eine zu persönlich gefärbte Abrechnung mit Gorkij bringen, wird dieses erschütternde Buch ein geschichtliches Dokument bilden für das, was die Lenin und Trotzki an dem russischen Volke getan haben. Ein letztes Urteil wird nicht ausgesprochen, denn das vermag kein Lebender. Aber die furchtbaren Anklagen gegen die Bolschewiken und gegen das mitschuldige Europa bleiben bestehen.

„Die Bolschewisten sind Söhne des Teufels, Lügner und Mörder von Anfang. Sie lügen und morden, morden und lügen. Sie bedecken die Lüge mit Mord und den Mord mit Lüge. Je mehr sie lügen, um so mehr morden sie. Unendliche Lüge, unendlicher Menschenmord.

Gleich von Anfang logen sie: „Friede, Brot, Freiheit." Statt dessen gaben sie: Krieg, Hunger, Sklaverei. Eine solche Sklaverei, einen solchen Hunger, einen solchen Krieg, wie sie die Erde noch nicht gesehen hat."

„Sie lügen, daß sie die Freiheit nur für eine Zeitlang ermordet hätten, bis die Gleichheit sich durchgesetzt haben werde. Man kann aber die Freiheit nicht für eine Zeitlang ermorden. Die ermordete Freiheit wird nicht wieder lebendig, solange die Freiheitsmörder noch leben. Solange der Bolschewismus lebt, ist die Freiheit tot. . . ."

Aber Mereschkowskij hält an dem Glauben an Rußlands Zukunft fest.

„Auf der ganzen Menschheit ruht die Last des Kreuzes. Aber auf Rußland lastet die schärfste, schneidendste Kante. Die Tiefe des ungestillten Leides ist die Tiefe eines nicht vollen Kelches. Noch niemals hat die Menschheit einen so tiefen Kelch zu Gott erhoben. Und dieser Kelch ist Rußland.

Das zugrundegehende Rußland ist vielleicht der Rettung näher als die sich rettenden Völker; das gekreuzigte der Auferstehung näher als die Kreuzigenden. Mag unser Glaube an Rußland der Glaube an ein Wunder sein. Der Glaube wirkt Wunder. Auch unser Glaube wird ein Wunder herbeiführen: Rußland ist nicht, Rußland wird sein."

Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Justus Keller, Berlin. — Otto Gysae, Berlin. — Professor Benoy Kumar Sarkar, zurzeit Berlin. — Theodor Däubler, zurzeit Griechenland. — Heinrich Schiffers, Köln. — Professor Dr. Kl. Löffler, Köln. — Professor Dr. Eduard von Bamberg, Schloß Braunshardt (Weiterstädt). — J. von Uexküll, Londorf.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Apel. — Die Überwindung des Materialismus. Sechs Dialoge zur Einführung in die Philosophie von Paul Apel. 175 S. Berlin 1921, Akademische Buchhandlung A. Haller & G. Schmidt. (18 M.)

Bahr. — Adalbert Stifter. Eine Entdeckung von Hermann Bahr. 48 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Berend. — Bruders Bekenntnis. Aufgefunden von Alice Berend. 224 S. München 1922, Albert Langen. (18 M., Leinen 30 M.)

Bethmann. — Betrachtungen zum Weltkriege. Zweiter Teil. Während des Krieges. Von Th. v. Bethmann Hollweg. 280 S. Berlin 1921, Reimar Hobbing. (Gbd. 36 M.)

Brandes. — Goethe. Von Georg Brandes. 607 S. Ler. Berlin 1922, Erich Reiß. (70 M., gbd. 95 M.)

Brües. — Neue deutsche Jugend. Eine Sammlung von vier Aufsätzen von Otto Brües. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag.

Casperson. — Das sterbende Rußland. Von Georg Casperson. 64 S. Berlin, Neudeutsche Verlags- u. Treuhandgesellschaft m. b. H. (6 M.)

Colm. — Beitrag zur Geschichte u. Soziologie des Ruhraufstandes vom März/April 1920. Von Gerhard Colm. 142 S. Essen 1921, G. D. Baedeker. (16 M.)

Curtius. — Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich. Von Ernst Robert Curtius. 38 S. Bonn 1921, Friedrich Cohen.

Dante. — Sonetti, Ballate Sestine-Scritta a mano di Anna Simons per la Casa Editrice Drei-Masken in Monaco é stampata direttamente dall'originale nel VI. centenario del Poeta.

Delbrück. — Liebe glaubt alles! Roman aus einer kleinen Residenz von Kurt Delbrück. 357 S. Halle a. d. S. 1918, Richard Mühlmann. (Gbd. 17,60 M.)

Dickhuth. — Im Felde unbesiegt. Der Weltkrieg in 24 Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Gustaf v. Dickhuth-Harrach, General d. Inf. Band II. 326 S. Mit Bildnissen. München 1921, J. F. Lehmann. (24 M., gbd. 30 M.)

Δρόσινις. — *Ἑλληνική χαλιμὰ τὰ ὡραιότερα παραμυθία τοῦ Ἑλληνικου λάου. Ἐκλογη καὶ διασκευή Γεῶργιου Δροσίνη. Ἀθήναι, Ἔκδοτης Σιδέρης.*

Escher. — Alt-Zürich. Von Nanny von Escher. 76 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Faesi. — Rainer Maria Rilke. Von Robert Faesi. 74 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Federn. — Das Neue Leben von Dante Alighieri. Aus dem Italienischen neu übertragen von Karl Federn. Gefolgt von einer Abhandlung über Beatrice und Erläuterungen. 169 S. Berlin 1922, Euphorion-Verlag.

Feine. — Die Religion des Neuen Testaments. Von Professor D. Paul Feine. (Evangelisch-theologische Bibliothek.) 299 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (26 M., Kleinen 30 M.)

Fraenkel. — J. V. Widmann. Drei Studien von Jonas Fraenkel. 74 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Freißler. — Junge Triebe. Roman von Ernst W. Freißler. 307 S. München 1922, Albert Langen. (24 M., Leinen 36 M.)

Gerstl. — Die Münchener Räte-Republik. Von Stadtrat Max Gerstl. 136 S. München, Verlag der „Politischen Zeitfragen".

Hammerstein. — Ritter, Tod und Teufel. Ein Bilderbuch aus dem 16. Jahrhundert von Hans Freiherrn von Hammerstein. 434 S. Leipzig 1921, C. F. Amelangs Verlag. (Gbd. 30 M.)

Harder. — Die Kinder Thors. Von Agnes Harder. 208 S. Buchschmuck von Franz Stassen. Gotha 1922, Friedr. Andreas Perthes. (Gbd. 25 M.)

Hartmann. — Briefe von Moritz Hartmann. Ausgewählt u. eingeleitet von Prof. Dr. Rudolf Wolken. 165 S. Wien 1921, Rikola-Verlag.

Hollatz. — Gedichte von Dorothea Hollatz. 64 S. Weimar 1921, Wolf von Kornatzki. (8 M.)

Huldermann. — Albert Ballin. Von Bernhard Huldermann, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie. 408 S. u. Bildnis. Oldenburg 1922, Gerhard Stalling (Kleinen 65 M.)

Lindner. — Max Reger. Ein Bild seines Jugendlebens und künstlerischen Werdens von Adalbert Lindner. 329 S. Stuttgart 1922, Engelhorns Nachf. (60 M., Kleinen 80 M., Kleder 160 M.)

Mantey. — Auf See unbesiegt. 30 Einzeldarstellungen aus dem Seekrieg. Herausgegeben von Eberhard von Mantey, Vizeadmiral a. D. 336 S. Mit Bildnissen. München 1921, J. F. Lehmann (24 M., gbd. 30 M.)

Marcks. — Von staatlichem Werden und Wesen. Festschrift. Erich Marcks zum 60. Geburtstage. Stuttgart, J. G. Cotta. (45 M.)

Michaelis. — Für Staat und Volk. Eine Lebensgeschichte von Georg Michaelis. 440 S. Berlin 1922, Furche-Verlag.

Neugebauer. — Antike Bronzestatuetten von Carl Anton Neugebauer. 132 S. u. 67 Tafbildern. Berlin 1921, Schoetz & Parrhysius (Leinen 50 M.)

Ratzka. — Sie, die ich nicht kenne. — Krause Geschichten um die schöne Yvonne. Von Clara Ratzka. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Gbd. 30 M.)

Rensi. — Lineamenti di Filosofia Scettica di Giuseppe Rensi. 442 S. Bologna 1922, Nicola Zanichelli.

Sarkar. — The Positive Background of Hindu Sociology by Benoy Kumar Sarkar, Professor. 126 S. Bahadurganj, Sudhindra Natha Vasu (The Sacred Books of the Hindus vol. XXV).

Schmückle. — Lichter überm Weg. Gedichte von Georg Schmückle. 112 S. Stuttgart 1921, Strecker und Schröder.

Schulte-Vaerting. — Die Zukunft des Reichtums und der Armut. Von Hermann Schulte-Vaerting. 60 S. Berlin-Treptow, Verlag für Experimentelle Politik.

Schulte-Vaerting. — Eine neue Abstammungslehre von Hermann Schulte-Vaerting u. Franz von Orth. 83 S. Berlin-Treptow, Verlag für Experimentelle Politik.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Jeder gebildete Deutsche

sollte neben der Tageszeitung die

„Allgemeine Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer: D. Armin Kausen

lesen, da ihm diese allwöchentlich von höherer Warte und vom Standpunkt der christlichen Weltanschauung aus ein zusammenfassendes Bild der Zeitgeschehnisse und Geistesströmungen bietet. Die bekanntesten Führer des christlichen Deutschland, Männer und Frauen der Praxis und der Wissenschaft zählen zu den Mitarbeitern der „Allgemeinen Rundschau".

Die politischen Fragen
werden in einem gewissen Abstand zu den sich überstürzenden Tagesereignissen ruhig und gründlich und doch gemeinverständlich erörtert.

Neben der Politik pflegt die „Allgemeine Rundschau" gleich sorgfältig die Fragen der Kultur, Religion und Sittlichkeit. Sie strebt danach, ein festes Programm der besten Überlieferungen christlich-abendländischer und deutscher Bildung auszuarbeiten.

Kirchliche Fragen
werden von berufenen theologischen Mitarbeitern behandelt. Eine Kirchliche Rundschau in jeder zweiten Nummer hält die Leser auf dem Laufenden in diesem Gebiet.

Handel und Wirtschaft
werden in fachmännischen Beiträgen und in der Finanz- und Handelsrundschau weiterhin gebührend berücksichtigt.

Bei aller Prinzipientreue ist die „Allgemeine Rundschau" bemüht, auch den anständigen Gegner zu verstehen.

Gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender sind die Spalten der „Allgemeinen Rundschau" stets geöffnet.

Den Strömungen und Gärungen einer neuen Zeit wird volle Aufmerksamkeit zugewandt. Nicht dem Neuen um der Neuheit willen zujubelnd, sondern bedachtsam prüfend und abwägend, alles Gute und Kernige treu bewahrend, huldigt die „Allgemeine Rundschau" einem gesunden Fortschritt.

*

Probenummern
versendet gegen Voreinsendung von 1,60 M. die
Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München, Galeriestr. 35a, Gh.

Die geopolitische Tragweite der Rheinfrage

Von

Karl Haushofer

Rastlos schieben sich die Grenzen der staatlichen Lebensformen auf dem Antlitz der Erde hin und her. Was Staatsrecht und Völkerrecht ihren Konstruktionen unterlegen — immer mehr vom Saum zur Linie, aber, leider, innerhalb eines lebendigen Organs zu biologisch oft recht unhaltbaren Linien übergehend — das ist immer lex lata, im Augenblick der Festlegung bereits veraltet. Ihr Inhalt muß de lege ferenda notwendig als Unrecht empfunden werden, weil das Leben lebt und wächst, oder verkümmert, erstarrt und dann stirbt, niemals aber stillstehen kann, sich immer verändert, „fließt". „Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage." So urteilt bittere Erfahrung von der Rechtswissenschaft, aber die Geopolitik unterliegt den Lebensgesetzen der Natur, die sich daran nicht kehren. Wohl hat sich zu allen Zeiten, namentlich in wildbewegten des Krieges oder grundstürzender politischer Veränderungen, wie heute, der Wunsch nach mehr Allmählichkeit der Kriegshandlung oder des Lebensvorgangs geregt, der Wunsch nach Ruhe. Aber wer ihm zuerst Rechnung trug, der hatte eben auch die Rechnung zu bezahlen. Wir haben es erlebt!

Wer Grenzen wahren will, wer seinen vollen Umriß als Persönlichkeit festhalten möchte, dem bleibt in der Biologie, in der Biogeographie — deren vornehmster Teil eben doch Kulturgeographie und politische Geographie des Menschen für uns Menschen bleiben wird — nichts anderes übrig, als diesen Umriß seiner Völkerpersönlichkeit mit so starkem eigenen Leben zu erfüllen, daß kein fremdes Leben darin eindringen kann, Unterwanderungen, Übergriffe oder Wachstumspitzen darin vorzutreiben vermag und so seinen Lebenssinn im Lebensraume umzuwandeln, ja umzukehren versucht.

Überschauen wir aber heute das Kraftfeld der Erde, nach solchen Stellen spähend, wo die einschneidendsten Veränderungen und Umkörperungen, auch wohl Häutungsvorgänge sich abspielen, so sind es vor allem zwei, an denen verwandte Dreistromprobleme in unnatürlicher Spannung gerechter und dann allein haltbarer Lösungen harren, in Lebensräumen, die jetzt von gegenstrebigen, wirren Willensrichtungen erfüllt und hin- und hergerissen werden: Das eine liegt in dem zwischen amerikanischem, chinesischem, japanischem und russischem Macht- und Wirtschaftswillen hin- und hergezerrten Rohstoffreserve- und Zukunftsland der Mandschurei, der drei östlichen Provinzen Chinas, zwischen Amur, Liauho und Yalu. Es liegt uns Deutschen fern, so zukunftsschwer sein Schicksal ist, so groß und hoffnungsvoll die Vorkriegsstellung der deutschen Wirtschaft darin war. Das andere Kraftfeld aber liegt vor unserer Türe, soweit es nicht ein Teil des eigenen brennenden Hauses ist, annähernd von gleicher Größe wie das mandschurische Kampffeld: das mitteleuropäische, zwischen Donau-, Rhein- und Weichselgebiet!

Was dieses Dreistromproblem in seinen Dauermotiven für das immer von ihnen beunruhigte Mitteleuropa bedeutet, das hat Kjellén in seinem „Problem der drei

Flüsse" *) in großen geopolitischen Konturen aufgezeigt. Soweit es eine deutsche Stellung an der Donau und der Weichsel gab, ist sie heute auf eine so völlige Ohnmacht unter den Anliegern zurückgeworfen, politisch, verkehrs- und wirtschaftsgeographisch, daß an ihr das Schlimmste fast schon geschehen ist. Zwei wichtige Adern der Haut des Planeten sind so zerstört in ihrer lebenspendenden Wirkung, so überfeinert unterbunden, daß sie sich von selber in zwingender Weise wieder ihren Weg bahnen werden für den nicht abdämmbaren Lebenssaft, durch alle Künstelei verklausulierter Verträge hindurch. Hier also ist das für Mitteleuropa Schlimmste, das biologisch und geopolitisch Widersinnige, bereits Tatsache geworden. Schlechter werden kann es kaum mehr; und das ist ein objektiver Trost, den die politisch-geographische Wissenschaft spendet. An Donau und Weichsel sind die vorläufigen Lösungen auch wirtschaftlich und verkehrstechnisch, nicht nur politisch, auch für die scheinbar Bevorzugten, wie die Tschechoslowakei, so sinnlos, daß sogar sie bereits zu besseren großräumigen Zusammenschlüssen drängen, wenn auch mit dem Hintergedanken einer führenden Rolle dabei. Hier also arbeiten schon wieder die heilenden Kräfte der Natur, aber sie können es auch leichter, weil es sich doch zum größten Teil um einfachere Lebensformen handelt, mit weit weniger hochentwickelter Arbeitsverteilung innerhalb desselben Körpers, als an der gefährlichsten — das Schlimmste der Krise noch vor sich sehenden — Stelle des mitteleuropäischen Dreistromproblems: in der Rheinfrage!

Alltägliche Erfahrung der Biologie zeigt uns, daß naturwüchsigere Lebensformen, unverbrauchte Körper, gesunde „Naturburschen" unter den Staaten, schwere Krisen und Rückfälle, Zusammenbrüche übersteigerter Zustände besser aushalten, als höchstentwickelte, feinnervige, auf vollkommene Arbeitsteilung der einzelnen vielleicht überverfeinerten Organe eingestellte Volks- und Wirtschaftskörper. Das ist die einfachste Perspektive, aus der die geopolitische Tragweite der Rheinfrage von heute im Vergleich zu östlichen Vorgängen mit unvoreingenommenen Sinnen wahrgenommen werden kann. Wohl ist das in seiner kulturgeographischen Überschiebung, seinem Rassen- und Wirtschaftsaufbau schwierigste und am meisten verwickelte Gebiet Europas, das Rheinland, organisch ganz willkürliche Grenzverschiebungen gewöhnt. Es hat infolge tausendjähriger Mißhandlung gelernt, sich Absplitterungen und Umschnürungen durch Umstellung und Anpassung zu entziehen und wenigstens — zwischen Zeiten voll höchsten Lebens — Perioden vorübergehender Verkümmerung ertragen und überwinden gelernt. Aber auch alle Nachbarn litten unter solchen Zeiten! Das Rheinland als Ganzes, von Graubünden bis zu den Mündungsanschwemmungen vor der niederländischen und vlandrischen Küste, es weiß aus herber Erfahrung weit besser als andere natürliche Landschaften des Erdteils, daß Kulturgrenzen sowie politische und wirtschaftliche wechseln, daß unbehütetes Land, daß auch sein Boden dem schlechteren Wirtschafter unter den Völkern abtriftet, wie unbehütete bewegliche Habe dem achtlosen Träumer abhanden kommt, nur langsamer. Ja, man weiß dort sogar aus eigener Erfahrung, daß die scheinbar unverrückbaren Landmarken der Natur in Wirklichkeit nicht unverrückbar sind, sondern nur wieder langsamer im Rhythmus sich verschieben, als die politischen Oberflächenformen der Erde.

Gerade das physische Rheingebiet ist dafür ja selber ein zwingender Beweis; es wandert, und zwar nicht nur in einem wohlüberwachten Bett hin und her, wie sein grüner, heiliger Strom, sondern es wandert als Ganzes, aber nach Osten, nicht nach Westen! Es erobert von der Donau rastlos Gebiet hinzu, so sehr, daß es bereits zu einem übereinandergreifen sehr gegenwärtiger politischer und wirt-

*) Studien zur Weltkrise 1917, deutsch bei Bruckmann, München 1917.

schaftlicher Fragen mit geologischen gekommen ist (Donau-Versickerungsstellen in Baden und Württemberg, Aachtopf mit Mühlen- und Wasserkraftfrage) und immer mehr kommen wird mit steigender Bedeutung der Wasserkraftverwertung. Aber auch jeder Ostschweizer hat ja die einstige Rheinfurche, das gewaltige Tal vor Augen, das als Denkmal solcher Stromverlegungen von Bünden bei Sargans über den Walensee zur Limmat führt, und jeder Westschweizer erschaut mit offenen Augen im Sundgau die burgundische Pforte, auch sie ein uraltes Stromtor: eine gute Mahnung zum Nachdenken, daß keiner im Stromtal, nicht einmal der Strom selbst, im Vertrauen auf eine einmal gezogene Grenze, auf ein einmal gemachtes Bett sicher sagen kann: „Ich lieg' und besitze, laß mich schlafen!"

Wie immer also fremde Gewalt der Naturkräfte und des Menschenwillens mit seiner geopolitischen Propaganda herumschneide an dem lebendigen Ganzen eines großen Stromgebiets, das eine geographische Einheit, ein untrennbarer Lebensraum ist und bleibt: das Bewußtsein, daß es sich in ihrem Stromgebiet in allen solchen Fällen um eine vergewaltigte Einheit handelt, darf denen, die darin leben, nie verloren gehen, und auch nicht denen, die mit ihnen verknüpft sind durch tausend Bande des Blutes, gemeinsamer Geschichte und ineinandergreifender Wirtschaft. Sie alle dürfen nicht vergessen, daß ihre Lebensader in ihrem Strome läuft, die nun am äußersten Rande bloßgelegt und von fremder Hand willkürlich betastet schlägt und doch frei pulsieren müßte, gerade so, wie ihre zubringenden Rinnsale mit ihren Einzelkräften gleichfalls, für alle Anlieger. Die leitende Note dabei wird das Kulturreich geben müssen, dem die Mehrzahl der Anlieger oder ihre Gesamtzahl nach Kultur und Wirtschaftsformen angehört, zu dem in freier Selbstbestimmung ohne schwarzbraunen Zwang und Tribulier soldaten der eigene Wille sie führt.

Eine weitere Überzeugung muß sich dieser ersten gesellen: daß die Flußgrenze als solche eine schlechte, vor allem eine primitive Grenze ist: nur möglich zwischen zwei Völkern, die beiderseits von ihr wirklich in Frieden miteinander leben wollen, wie jahrhundertelang Deutschland und die Schweiz. Je höher der Fluß als kraftspendendes und als verkehrsförderndes Organ sich entwickelt, desto schlechter wird die Flußgrenze als Scheidelinie; desto unmöglicher ist es, beide Ufer feindlich durch den Rechtsbegriff des Stromstrichs, des „Talwegs", zu trennen oder gar den einen Teil nur auf kärgliches Uferanliegerrecht zu verweisen. Denn die Lage des Talwegs, wie eines Ufersaums, ist ja höchst veränderlich, gerade durch Wasserbau, wie durch die eigene naturwüchsige Wasserwirtschaft des Stromes, und ein Beharren auf diesem veralteten Begriff legt die stärksten lebenspendenden Kräfte des Stromes für die Zukunft der Menschheit lahm: seinen versöhnenden Sinn, seine Verkehrsbedeutung und seine Kraftlieferung! Die veraltete Rechtsauffassung von der Scheidekraft des Stromes, der französische Begriff der „sichernden" Rheingrenze betrachtet ihn immer noch so, als ob er noch lebenscheidend wirksam wäre, als unüberschreitbare, namentlich mit seinen Altwassern, Auen, Geschiebeflächen und Schnakenschwärmen, unbewohnbare (anökumenische) Zone und deshalb als eine der wenigen haltbaren Naturgrenzen.

Vergleichen wir den germanischen und den romanischen Standpunkt zur Rheinfrage von der objektiven Warte des neutralen Schweden Kjellén, aber auch von dem sicher nicht übertrieben deutschfreundlichen Standpunkt, wie er etwa in der Schweizer Presse zum Ausdruck kommt, z. B. „Neue Züricher Zeitung" vom 1. Oktober 1920, Nr. 1605, 1. Mbl., „Die Wasserwege der Schweiz zum Weltmeer", oder in ganz objektiven niederländischen politisch-geographischen Arbeiten, wie ihn aber auch der Mülhauser oder Straßburger Interessent an gutem Stromverkehr oder möglichst gerechter leistungsfähiger Kraftlieferung sehen könnte, so ergibt sich eines: Der romanische Standpunkt will den Strom als Grenze, als Sicherung, in der primitivsten

Verwendung also festhalten, das Rheinbett oberhalb Straßburg als Wasserlauf verwildern, die Kraft einseitig für sich monopolisieren. Er bedient sich dazu jetzt, wie immer, der Gewalt, unter ängstlicher Vermeidung des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung, etwa durch Abstimmung oder Befragung. Nützt der Franzose den Strom, so will er die Kräfte einseitig nach Westen ablenken (Kanalprojekte, Linksuferkanal, Lahmlegung des Oberrheinverkehrs von Basel ab, Abschneidung von Baden und Schweiz). Er will ihn monopolisieren, vergewaltigen, wie ein einziger Blick auf die Besetzungsgrenzen, die Brückenköpfe, die „Sanktionen" zeigt. Hier spricht gerade zum Schweizer oder Niederländer die Karte des Tatbestandes deutlicher als jedes Wort. Der germanische Standpunkt aber will den Rhein als Lebensader entwickeln, seine Verkehrsleistung aufs höchste steigern, seine Kraftlieferung allen Anliegern dienstbar machen, ihn weiterhin als Wohltäter Mitteleuropas erhalten, was er mit seiner musterhaften Strombauverwaltung, seiner beständigen Verbesserung der Fahrrinne als Verkehrsweg war, solange neben der Schweiz und den Niederlanden die deutsche Verwaltung an ihm entscheiden durfte. Daß die Anlieger, denen diese Wohltat zugute kam, in ihrer überwältigenden Mehrheit germanischen Sprachstammes sind, das sieht allerdings jeder durchwandernde Neutrale, der vom Schwyzerdütsch bis zum niederrheinischen Platt dem gesprochenen Wort an den Ufern des Stromes folgt. Viel sicherer und überall verstanden, als etwa das eingesprengte und aufgezwungene Französisch, führt einen unparteiischen Wanderer germanisches Sprachgut von den Ufern der Quellseen nach Reichenau und dann (freilich an Zeugen alter romanischer Kultur vorüber) durch das sicher nicht welsche Hegau und Schaffhausen, dann immer noch durch alemannisches Sprachgut bis Basel, das man schwerlich wird welsch nennen können. Und was den Wanderer jenseits des Stromknies empfängt, ist Sundgauer, Mülhüser Dütsch und dann Straßburger Dütsch, dem Breisgau und Schwarzwald stammverwandt gegenüber, endlich das rheinfränkisch verderbte des Unterelsaß. Weiter rheinab aber kehren wohl immer romanische Spuren und Kultureinschläge wieder: das Gesamtgepräge aber ist französischem Wesen fremd und feind und wird es bleiben — je mehr Gewalt es erfährt, desto mehr!

Schließlich aber haben wir doch in einem Gebiet, in dem sich Rassen so vielfach überschoben, kein anderes Mittel, völkische Zugehörigkeit gerecht festzustellen, als durch die Muttersprache und das freiwillige, nicht durch Gewalt erzwungene Bekenntnis zu ihr. Eine Karte, die dieses Verhältnis einwandfrei erweist, läßt sich mit den heute vorhandenen Unterlagen vom objektivsten Neutralen herstellen. Legt man sie (mit einer Reihe gleichfalls erlangbarer Klappen, die etwa die großen geschichtlichen Bewegungen und Volksüberschiebungen darstellen) über eine Karte der Fluß- und Gebirgsgrundlagen — die Grundkarte eines Rheinkartenwerks, nach dem unsere Zeit ruft — dann kann man jedem gerechten Neutralen den Tatbeweis für das innere Recht des germanischen Standpunkts in der Rheinfrage gegenüber dem romanischen führen, soweit ihn nicht die Schweiz und die Niederlande, ja selbst Luxemburg und Vlandern, am eigenen Leibe schon wirtschaftlich empfunden und erfahren haben. Diese Erkenntnis aber brauchen wir und als Werkzeug dazu ein ähnliches Kartenwerk, wie es Rumpf-Ungarn mit seinen sicher beschränkteren Mitteln als glänzendes Werkzeug für seinen Kampf um sein Daseinsrecht bereits geschaffen hat.

Damit erhebt sich eine scharf umrissene Forderung an den deutschen Handel, die deutsche Industrie und die deutsche Wissenschaft, vor allem das Buchgewerbe: Schafft uns zunächst ein Rheinkartenwerk, dann eines für das ganze zerstückelte und verstümmelte Rumpfdeutschland und seine unnatürlichen Grenzen, mit knapper Erläuterung im Text, aber in vollendetem Deutsch, in jedermanns Hand zu legen, in

klarer, farbiger, geopolitisch überzeugender Darstellung, aus dem sich der Mann auf der Straße und in der Werkstatt, wie der am Pflug und in der Studierstube ganz gleichmäßig überzeugen können, daß das Rheingebiet als Ganzes von den Schweizer Firngraten und reichen Vorlanden längs der überwiegend deutschen Rheinlande hin bis zu den Dünen der uralten niederländischen batavischen Hochburg der Freiheit zwischen den Mündungswassern des heiligen Stromes eine Einheit ist, von der man nicht in Machthunger oder in Furcht vor kommender Sühne Fetzen reißen und Glieder abschnüren kann. Schafft ein solches Werk, so billig, daß es jeder kaufen kann, nicht nur die valutastarken Neutralen, und schafft es wissenschaftlich so einwandfrei, daß kein „culte du passé", kein ästhetisches Weghuschen über erdgegebene Wahrheit das tief in die Sinne in gemeinverständlicher Treue zu grabende Kartenbild umschleiern kann.

Die Forderung ist groß; aber die Mittel deutscher Buch- und Kartendarstellung und die vorhandenen wissenschaftlichen Unterlagen erlauben es, sie zu erfüllen, so gut Ungarn sie erfüllt hat, und darum muß es geschehen, wie hoch auch die Kosten sein mögen.

Wohl ist es möglich, daß auch ein solcher Appell an das Weltgewissen zunächst ungehört verhallt, aber zum Verstummen wird er nicht mehr zu bringen sein, wenn er in der suggestiven Form eines billigen, vor aller Augen zu führenden Kartenwerks vorliegt. Vor allem könnte er den Rheinlanden selber zeigen, wieviel sie als Preis eines höchsten geistigen Ringens wert sind, er könnte sie aus allzu wirtschaftlicher Betrachtung und Auflösung wieder zum Bewußtsein der großen Linie des eigenen Problems bringen! Jedenfalls ist es Pflicht, mit den einzigen uns gebliebenen Waffen, mit den geistigen, aus dem alten Kulturbesitz und seinen unwägbaren Werten umzuschmiedenden Werkzeugen zu kämpfen, zu ringen um das höchstentwickelte Stück des deutschen Lebensraums und seine Seele — und zwar Schulter an Schulter mit den durch sein Verderben oder Verdorren noch jedesmal in Mitleidenschaft gezogenen Neutralen an den Ufern des Stromes und seiner Nebenflüsse: den Schweizern, Luxemburgern, Vlamen, Niederländern, wie den selbständig denkenden unter den entrissenen Elsässern und Lothringern.

Sollen wir warten, bis französische geopolitische Propaganda uns zeigt, was wir hätten tun sollen? Damit steht die Frage nach dem letzten Sinn einer geopolitischen Behandlung des Rheinproblems, einem zusammenfassenden Abschluß dafür Antwort heischend vor uns. Wohl könnte gerade zum Beispiel die Hauptstadt des Niederrheins in ihrer unzerstörbaren Lagengunst wissen, daß ein mächtiger Bau jahrhundertelang Abschluß heischend und doch von der Menge noch unverstanden über einer betriebsamen und emsigen Bevölkerung ragen kann, ehe der letzte Sinn seines erhabenen Baugedankens sich enthüllt, erfüllt wird, oder einen wesensfremden Abschluß findet. Wohl könnte z. B. fernöstliche große Kunst uns lehren, daß die Leerform, das in einem Kunstwerk unausgesprochen Gebliebene, der ausgesparte Raum, die nur angedeutete in ihrer Fortführung der Phantasie überlassene Linie oft wichtiger für die Gesamtwirkung ist, als das allzu Vollendete und damit Abgeschlossene — sie könnte uns lehren mit der Erfahrung einer wissenden uralten Kultur, daß der Beschauer mehr in den Bann des Kunstwerks gerät, wenn seine eigene Phantasie daran mitschaffen muß, als wenn er vor allzu fertige Ergebnisse gestellt wird. Aber so weit ist unsere westliche Völkerpsychologie noch nicht. Sie fordert buchmäßige Abschlüsse, derbere Reize, auch da, wo für ein feineres Grenzgefühl die letzten Ziele besser verschleiert bleiben würden, wenn nur zunächst die dahin führenden geopolitischen Wege für die ersten, ganz weiten Strecken einig begangen werden könnten.

Jenes seltsame „Friedensinstrument" von Versailles, das wir mit voller Überzeugung für eine furchtbare Saat naher künftiger Kriege halten, wenn sein tücki-

scher Sinn nicht völlig umgebogen wird, das jetzt schon seine zerstörende Wirkung enthüllt, erhebt doch den Anspruch, auf geraume Zeit geltendes Völkerrecht zu schaffen. Diesem Recht gefiel es, die Anlieger der großen Ströme Mitteleuropas zu enteignen. Das kann zu einer neuen höheren Gemeinschaft führen, mit welcher Absicht die Urheber des neuen Rechtes ihr Werk erklärten, aber auch zu einer in der Geschichte bisher unerhörten Vergewaltigung, wenn das neue Recht nicht allgemeines Recht wird, für Sieger und Besiegte, über die ganze Erde, wenn es — als nur in finsteren Zeiten gekannter rückläufiger Zwang — allein auf unseren wasserbeseelten Lebensformen lasten soll! Es brauchen nur etwa die völkerrechtlichen Folgen eines Versuchs erwähnt zu werden, Mississippi oder amerikanische Küstengewässer, Nil, Tiber oder Loire mit schwarzweißroter Flagge zu befahren, oder die 6000 Kilometer Wasserstraßen des Amurgebiets, um die beschränkte Geltung des Rechts zu bezeugen. So ungleichem Recht gegenüber sollte zunächst die mißhandelte Stimme des Naturrechts wieder zur Geltung gebracht werden, die für vergewaltigte Lebensformen unveräußerlich in den Oberflächenformen der Mutter Erde geschrieben steht: ein gewaltiges Stromgebiet ist eine unzerstörbare Einheit mit einem naturbedingten Eigenleben, das alle ihre Söhne erfassen müssen, wenn sie — unermüdlich ihr Recht wieder heischend — sich schließlich wieder zu Gehör bringen wollen. Eines wird zwingend aus geopolitischer Betrachtung klar: daß eine organische Lebensform nicht willkürlich lebenswichtiger Glieder beraubt werden kann, noch weniger eines Fluidums, das durch den Gesamtkörper flutet, ohne ihre Leistung als Ganzes zu zerstören oder zu verstümmeln, daß sie sich regen muß nach großem einheitlichen Plan, nicht nach der Raffgier einzelner Grenzanlieger.

Ein Stromgebiet aber ist eine solche Lebensform und nicht ungestraft aus der Entwicklung herumzureißen, noch weniger einzelner Teile willkürlich zu berauben. Es gab eine Zeit — lange vor unserer Geschichte — wo die Flut des Rheins von heute zur burgundischen Pforte abströmte, und eine spätere, in der die große Kulturwellenfolge das alte Lotharingien entlang von dem Hochkulturbereich der unteren Rhone durch Burgund Kulturgüter rheinabwärts trug. Aber sie ist vorüber, und das stärkste völkerpsychologische Leben des Rheinstromes pulst heute zwischen Mannheim und Duisburg, Kultur- und Veredelungsgüter abgebend, vor allem nach Osten, ausstrahlend und empfangend stromabwärts von dem niederrheinischen Kulturmittelpunkt Köln, stromauf vom wichtigsten Oberstrom-Binnenhafen Mannheim ab; als Ganzes mit Rohstoffzustrom aber, mit Austausch-Anregung zunehmend befruchtet von Osten her, wo mächtige, leistungsstarke künstliche Wasseradern die natürlichen und ihren Geltungsbereich erweitern, bis zuletzt in Vielem eine große Austauscheinheit entsteht mit den Nordströmen Weser und Elbe, Oder und Weichsel und der Südost-Schlagader, der Donau, und wirklich übernational das Dreistromproblem Mitteleuropas im Sinne von Kjellén löst — aber löst, nicht vergewaltigt, und mit dem Willen, nicht gegen den Willen der Anlieger! Übernationale, völkerumspannende Lösungen können nicht mit engherzigem, einseitig nationalistisch-imperialistischem Raubbau unter internationaler Flagge verwechselt werden, wie ihn Frankreich am Rheinstrom treibt. Immer steigende Geistes- und Interessengemeinschaft verbindet den Rhein mit dem größeren großräumigen und menschenreichen Ostgebiet, im Gegensatz zu den viel dünneren, wenn auch wichtigen Fäden, die durch menschenärmere, siedlungsleere Hochplateaus und Scheidegebiete nach Westen vom Rheinland zu Seine- und Rhone-Becken leiten. Nie und durch keinen Kunstgriff wird sich verdecken lassen, daß die stärksten und lebensvollsten Zellen des Rheinlandkörpers in ihrer Blutfüllung deutsch sind und bleiben wollen — so wichtig die kelto-romanische gemeinsame Grundlage von Rheinland und Voralpen-Donau-Gauen im Rassen- und Kultur-Aufbau sein mag, so feine völkerpsychologische Rücksicht und Wertung diese

Tatsache fordern würde — was auch in Berlin, wie an der Wasserkante oft vergessen und verkannt wird.

Wir müssen endlich, im Interesse aller Anlieger des Rheins, der französischen Propaganda, die weder durch geopolitische Tatsachen, noch durch die Pflicht zur Wahrheit sich hemmen läßt, vor den Augen der ganzen Welt die objektive geopolitische Wahrheit entgegenstellen und auch unsererseits nicht davor zurückscheuen, einen Weg zur Verwertung des Tatsachenstoffs für die Bildung eigenen geopolitischen Urteils und Willens zu zeigen. Wird dieser Gesichtspunkt angefochten, so werden wir das tragen müssen und uns dabei bescheiden, daß die politisch-geographische Erziehungsarbeit aller großen erfolgreichen Weltvölker diesen Weg so selbstverständlich findet, daß man fast das ganze Material der Royal society, wie der französischen Anthropogeographie zurückweisen müßte, wenn man in Deutschland solche Forderungen der Selbstentäußerung anlegen sollte. Es genügt, die Namen Mackinder, Younghousband, Johnston zu nennen und auf die Karten zu verweisen, die sie ihren besten Arbeiten und Vorträgen beigelegt haben. Weist unsere Wissenschaft auch diese Berührung mit dem wirklichen Leben der großen Lebensformen des Planeten als „unwissenschaftlich" zurück, so verdammt sie sich zu unfruchtbarer Selbstgenügsamkeit und versagt sich ihrem Mutterboden, ihrem Vaterlande als Werkzeug in dem nun so schwer gewordenen Kampf ums Dasein. Wenn wir aber in diesem Kampf versagen, dann hört mit dem deutschen Buch, der deutschen Geistesleistung und der freien Willensbestimmung sehr bald auch das Philosophieren auf — denn: Primum est vivere! So ist die geopolitische Betrachtungsweise ein Mittel zum Zweck der Erhaltung unseres Lebens und will nichts anderes sein wie unser ganzes Rettung suchendes Tun an einem todkranken, ohne rettende Wendung und wiederaufflammenden einigen Lebenswillen mitsamt seiner ganzen objektiven Wissenschaft sterbenden, zugrundegehenden Volke!

Die Vlamen und der Rhein

Von

W. von Unger

Als Karl V. 1520 zum Deutschen Kaiser erwählt worden war, betrat er in Antwerpen zuerst deutschen Boden. Antorf, wie es die Oberdeutschen nannten, und das Land der Vlamen östlich der Schelde gehörte seit der Aufteilung Lotharingiens 870 zu Deutschland. Die Ottonischen Kaiser hatten Antwerpen eigens mit der Grenzwacht gegen Frankreich belehnt, indem sie dort einen Markgrafen einsetzten; noch Philipp II. betraute Wilhelm von Oranien mit dieser Würde. 1548 wurden die gesamten Niederlande dem burgundischen Kreise zugeteilt. Antwerpen betrachtete sich damals durchaus als eine deutsche Stadt. Dürer wurde von den Vätern der Stadt und der Bevölkerung als ein berühmter Landsmann feierlich begrüßt; er fühlte sich hier inmitten deutscher Kultur. Diese wurde dann von Rubens, der seine Jugend am Rhein verlebt hatte, noch einmal zur höchsten Blüte gehoben. Von den habsburgischen Fürsten und ihren Statthaltern, die meist zugleich als Erzbischöfe von Köln auch die geistlichen Oberhirten des Landes waren, wurde die Verbindung mit Oberdeutschland aufrechterhalten, als sich das politische Band schon sehr gelockert hatte. Tatsäch-

lich blieb das vlämische Gebiet bis zur Schelde ein Teil des Deutschen Reiches bis zum Frieden von Campoformio 1797, der es den Franzosen zusprach.

Die Mundart des hier wohnenden niederdeutschen Stammes, die zur Zeit des Minnesangs an den deutschen Höfen als besonders anmutig gegolten hatte, ging in jahrhundertelanger Absonderung ihre eigenen Wege, so daß nur Fachmänner wie Hoffmann von Fallersleben sie der Muttersprache gleich zu behandeln wußten; aber im Weltkriege kannten unsere Plattdeutschen immer noch schnell die vertrauten Laute heraus. Das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft war desto mehr geschwunden, je mehr die führenden Kreise Vlanderns der Verwelschung verfallen waren. Hiergegen hatten auch die vielfachen wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht aufkommen können, die sich seit dem Wiedererblühen Antwerpens als Welthafen gebildet hatten.

Antwerpens natürliches deutsches Hinterland war durch den Dreißigjährigen Krieg verarmt, der Westfälische Friede hatte ihm obendrein die Scheldemündung versperrt; schnell war mit seinem Hafen ganz Vlandern in Verfall geraten.

Die Aufhebung der Scheldesperre zu Anfang des 19. Jahrhunderts, des Scheldezolls 1863 und das neuerliche Erblühen Deutschlands haben dann zu einem neuen Emporkommen des Antwerpener Hafens und zu einer schnell anwachsenden Einwanderung von Deutschen geführt. Belgien hat bewußt den deutschen Handel nach dem Scheldehafen gezogen, dessen See- und Landlage ihn zum bevorzugten Ausfuhrhafen nicht nur Belgiens selbst, sondern ganz Südwestdeutschlands von den Vogesen und Alpen bis in die Donauländer hinein macht. Die belgische Eisenbahnpolitik stellte sich ganz hierauf ein, und die deutschen überseeischen Schiffahrtslinien nach allen Weltteilen erhielten von Belgien große Vergünstigungen, um sie zum Einlaufen in die Schelde zu bewegen. Stolz konnte der Deutsche die mächtigen Stapelhallen der großen deutschen Reedereigesellschaften betrachten, die den besten Teil der Scheldekais einnahmen. Trotzdem wurde damit das alte Verhältnis nicht angebahnt. Die Zahl der Deutschsprechenden in Antwerpen hatte sich vom Jahr 1880 bis 1910 von noch nicht 4000 auf fast das Vierfache vermehrt; doch verwendeten noch nicht drei von Hundert das Hochdeutsche als Gebrauchssprache, obwohl eine allgemeine deutsche Schule mit 30 Lehrern und über 500 Schülern sowie zwei deutsche Volksschulen für die Erhaltung des Deutschtums wirkten.

„Vlandern hat, ach, vor dem Kriege an Deutschland wenig Freude erlebt", klagt ein sachkundiger Vlame. Deutsche Fabrikanten suchten aus den niedrigen Löhnen und der langen Arbeitszeit Nutzen zu ziehen — das kulturelle und soziale Elend der Vlamen blieb ihnen gleichgültig; der deutsche Großhandel in Antwerpen hat zur Ausbreitung des Französlingtums redlich mitgeholfen: „Ein sich selbstachtender deutscher Kaufmann konnte sich mit der verachteten vlämischen Kultur ebensowenig einlassen, wie mit einem ungebürsteten Hut über die Straße zu gehen" (Liederik). Diese Rassegleichgültigkeit rächte sich schwer beim Kriegsausbruch. Die deutsche Bevölkerung war ihres Lebens nicht sicher und mußte flüchten. Die während der deutschen Besetzung Zurückgekehrten mußten im Oktober 1918 Belgien aufs neue fluchtartig verlassen. Einsichtige Vlamen warnten davor, dem Deutschenhaß nachzugeben. „Signoren, gebt die Stadt und den Strom nicht preis um halb London noch halb Paris! . . . Antwerpen stark, Vlandern neugeboren!" warnte René De Clercq 1917, und Liederik sprach damals deutlich für das Zusammengehen mit Deutschland, dem „augenblicklichen Feind" Belgiens, gegen Frankreich und England, die „ewigen Feinde" Vlanderns. Der erste Glanzabschnitt des Antwerpener Hafens, so sagte dieser tiefe Kenner der Verhältnisse, treffe nicht zufällig zusammen mit der reichen Entwicklung des deutschen Handels und des deutschen Bankwesens. Der Friede von Münster schon habe Vlanderns Untergang durch die Abschließung der

Schelde und durch die Verwüstung Deutschlands besiegelt. „In der Kultur, die aus dem Tatendrang des deutschen Idealismus entstand, liegt das rettende Prinzip, das den Aufbau von Vlandern bewirken kann."

Aber Antwerpen beherzigte diese Stimmen nicht. Ihm erschien die gesunkene „Gneisenau", die sich so schwer aus dem Schlick der Schelde heben lassen wollte, als Sinnbild der untergegangenen deutschen Herrlichkeit mit ihrer weltumspannenden Schiffahrt; das einst so bewunderte Schiff wurde verhandelt — an die Italiener! Alles Eigentum der auf Nimmerwiederkehr vertriebenen Deutschen wurde beschlagnahmt und verschachert. Und wirklich, im Jahre 1919 hob sich der Schiffsverkehr Antwerpens auch ohne deutsche Mitwirkung zu der Vorkriegshöhe. Die französisch gesinnten Kaufleute nutzten diese Tatsache im Juni 1920 zu einer großen deutschfeindlichen Kundgebung aus, um die Rückkehr des unbequemen deutschen Wettbewerbs zu verhindern. „A bas les Boches", klang es aus dem dreiviertelstundenlangen Zug; mit „Weg met de Moffen" stimmten die durch wüste Hetzereien aufgestachelten Signörkens der Gasse ein. Die ganze Stadt prangte von deutschfeindlichen Inschriften und verleumderisch gehässigen Ausstellungen in den Schaufenstern. Der Tag bedeutete eine wirtschaftliche Kriegserklärung an Deutschland. Bedrohungen und Aufenthaltserschwerungen bewirkten das Übersiedeln der letzten deutschen Vertreter nach Rotterdam.

Aber unmittelbar danach nahm der Schelde-Schiffsverkehr in bedenklichem Maße ab; die Bedürfnisse Belgiens an Einfuhrstoffen waren gestillt, Durchfuhrfrachten blieben aus. Frankreich, das sich in Elsaß-Lothringen ein wesentliches Teil des Antwerpener Hinterlandes angeeignet hatte und die Hand auf dem ganzen linken Rheinufer hält, schloß sich gegen Belgien ab und ließ sich auf dessen Beschwerden nur in geringem Maße zum Entgegenkommen bereit finden. Süddeutschland aber hatte seinen Handelsverkehr nach Übersee inzwischen von Antwerpen auf Rotterdam umgeleitet. Belgien hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Nicht nur die nach Unabhängigkeit strebenden Vlamen, sondern auch die in den französischen Kulturkreis eingeordnete belgische Handelswelt suchten nun Frieden und Verkehr mit Deutschland. Kleinlaut hieß es in der Antwerpener „Action nationale": „Wenn die Deutschen wieder unseren Anlaufhafen benützen wollen, so brauchen sie sich nur von Belgiern vertreten zu lassen!"

Solchen Bestrebungen sucht natürlich Frankreich entgegenzuwirken, indem es Belgien das besetzte deutsche Rheinland als Absatzgebiet anpreist und ihm auch Aussicht auf Vorteile im Ruhrlande eröffnet; es geht so weit, ihm die Besetzung der rechtsrheinischen Bahnstrecke Oberhausen—Wesel—Emmerich anzubieten, wodurch Belgien in die Lage kommen würde, den Handelsverkehr nach Rotterdam zu überwachen und zu erschweren. So weiß Frankreich seinen Bundesgenossen weiter an seine Belange zu ketten. Belgien hat nach dem Versailler Friedensschluß das Recht zum Bau eines Rhein-Schelde-Kanals; er würde Antwerpen am besten mit seinem entfernteren natürlichen Hinterland verbinden und die Möglichkeit geben, sowohl Rotterdam wie dem aufstrebenden Vlissingen die Wage zu halten. Ob der neugegründete belgische Lloyd an die Stelle der hanseatischen Schiffahrt treten kann, ist mehr als zweifelhaft. Ohne Deutschlands bereitwillige Mithilfe wird sich Antwerpen kaum zur alten Höhe erheben.

Mit Recht hat Liederik den großen Fehler Deutschlands hervorgehoben, daß es 1914 ohne politische Vorbereitung in Vlandern eingerückt sei. Wir haben inzwischen Vlandern „entdeckt"; wir wissen, daß ein uns nahe verwandtes Volk nach Freiheit ringt; wir wissen, daß es sich gegen die welsche Umarmung wehrt, daß es den Raub von Eupen und Malmedy nicht billigt, daß es sich gegen die nordniederländischen Brüder nicht mißbrauchen lassen wird. An uns ist es nun, immer und auf jedem Gebiet zu be-

tonen, daß außer der Stammesverwandtschaft die Gleichheit der wirtschaftlichen Belange ein Band bildet, das keine Macht der Welt zu zerreißen vermag, daß aber der Sieg des Franzosentums die Verwelschung Vlanderns und damit dessen kulturellen Untergang bedeutet. Ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht: die Vlamen sind und bleiben durch wirtschaftliche und kulturelle Gemeinschaft unsere Bundesgenossen bei der Verteidigung des Rheinlandes gegen welsche Bedrohung.

Die Frage

Ein Bericht

von

Otto Gysae

(Fortsetzung)

Was Erich und Peter an jenem Nachmittage miteinander gesprochen haben, wurde nicht bekannt. Die erste sichtbare Wirkung der Unterredung war die, daß Erich sein Manuskript einer Neubearbeitung unterzog. Ob diese Neubearbeitung von beiden beschlossen worden oder nur die Folge gewisser Erwägungen war, die Erich inzwischen bei sich angestellt haben mochte, blieb ungewiß. Jedenfalls machte Erich bereits am dritten Tage Peter gewissermaßen zum Zensor. Er ging abends zu ihm hinunter und las ihm den Anfang der neuen Fassung vor. Daraus entstand eine Gewohnheit: während der nächsten Wochen verbrachte er fast jeden zweiten Abend in Peters Wohnung.

Die einzige Person, die außer Erich und Peter über diese Änderung hätte Aufschluß geben können, war Cornelie.

Sie wurde nach etwa vierzehn Tagen zu den Redaktionsberatungen zugezogen. Sie zeigte für die Neubearbeitung des Buches lebhafte Teilnahme. Aber es war doch sehr fraglich, ob sie wirklich von dem Wunsche beseelt war, mit daran zu helfen, daß ein wertvolles Werk Erichs zur Vollendung gelange. Nur während der ersten Tage äußerte sie hin und wieder eine Meinung, dann aber wurde sie schweigsam, als fühle sie sich unsicher, als fürchte sie, bei einer Beurteilung von Erichs Arbeit sich bloßzustellen.

Fast gleichzeitig wurde an ihr eine gewisse animalische Ungeduld sichtbar, eine Ruhelosigkeit, die noch nicht ihr inneres Wesen, sondern vorerst nur ihren Körper ergriffen zu haben schien. Sie wechselte häufig die Lage, mitunter stand sie auf, dehnte ihre vollen Glieder, wanderte mit leisen, aber kräftig federnden Schritten durch das Zimmer. — Alles völlig unbewußt, Anzeichen einer nur scheinbaren Nervosität, in Wirklichkeit wohl mehr eines im Blute sich regenden Fiebers.

Allmählich erfaßte die Unruhe auch ihr Wesen: ihre Augen durchforschten aufmerksam Peters Gesicht, folgten jeder Bewegung seiner Züge; oft zeichnete ihr Finger unbewußt eine Linie seiner Haltung nach; sie lauschte seinen Aussprüchen mit einer Hingabe, als suche sie in jedem nach einem geheimen Sinn, als wolle sie jedes seiner Worte nach ihren Frauenwünschen umformen.

Dann wieder schien es, als müsse sie sich von der anstrengenden Arbeit inneren Erlebens ausruhen; sie lehnte regungslos in ihrem Sessel, den Kopf erschöpft in ein Kissen gebettet. Dies alles waren doch bereits die bekannten Merkmale einer entstehenden Neigung.

Und schon machten sich auch innere Veränderungen bemerkbar: Sie begann wieder zu sprechen, aber in einer neuen Sprache, einem neuen Ton, ja, aus einem neuen Herzen heraus. Man spürte eine Milde, die man an ihr nicht gekannt, fühlte eine Wärme, die sie nie bisher besessen hatte. Es zeigte sich, daß ihre Einsicht durchaus nicht von jeder Laune umgeworfen zu werden brauchte, sie konnte mit einem Male sogar Gedanken ertragen, die ihrer weiblichen Eitelkeit zuwider liefen. Es war kein Zweifel: sie wünschte Peter zu gefallen.

In den Aufzeichnungen Peters, die später bekannt wurden, fand sich eine Bemerkung, die vielleicht unter dem Eindruck dieser Tage geschrieben sein mochte und jedenfalls auf Corneliens Fassung merkwürdig zutraf: „Edle Regungen", hieß es da, „bedürfen oft der elementaren Stoßkraft unedler Instinkte, um in Tätigkeit zu treten."

Mit bemerkenswerter theoretischer Einsicht hatte er jenen wunderlich verschnörkelten Satz in sein Heft geschrieben. Dem Leben gegenüber aber schien diese Einsicht wenn auch nicht gerade zu versagen, so doch viel langsamer und unvollkommener sich geltend zu machen. Er erkannte wohl erst spät — vielleicht sogar zu spät! — daß Corneliens „suchendes Menschenherz" nach der Liebe des Mannes suchte.

Ein anderer freilich hatte es um so schneller erkannt. Während Peter mit gesenkten Augen zuhörte, hatte Erich längst gesehen und begriffen. Die Wirkung war seltsam; es konnte nicht Wunder nehmen, daß Peter sie falsch deutete: Erich schloß sich plötzlich mit Entschiedenheit an Peter an.

Wenn er ihm auch seit jener Unterredung in seiner Weise schon beträchtlich entgegengekommen war, so hatte er es doch immer noch zögernd getan und einen tief in ihm ruhenden Argwohn nie ganz verbergen können. Jetzt erst schien er zu Peter Vertrauen zu fassen. Es hatte den Anschein, als habe er sich wirklich eines Besseren besonnen, als habe er auf irgendeine Weise eingesehen, daß sein Werk doch vielleicht nicht „die heroische Tat eines aufrichtigen Menschenherzens" war und jedenfalls viel eher als die Vergeltung eines vom Leben schlecht behandelten Menschen aufgefaßt werden konnte. Er mußte die Notwendigkeit erkannt haben, nicht nur das Buch, sondern vielleicht sogar sein Leben zu ändern.

Niemand freilich hätte feststellen können, inwieweit er dabei aufrichtig war, ob er sich wirklich zu ändern oder nur vorteilhafter zu zeigen wünschte. Die Grenzlinie zwischen reiner Herzensfassung und moralischem Ehrgeiz ist bei keinem Menschen genau festzulegen.

Immerhin eine seltsame und beinahe unverständliche Folgeerscheinung! War er denn nicht eifersüchtig? Nun, vielleicht war er noch nicht eifersüchtig, vielleicht war er noch der Meinung, daß Peter von Corneliens Neigung noch nichts bemerkt habe, vielleicht lachte er deshalb sogar im geheimen über ihn. Vielleicht bereute er manches, vielleicht hatte er wirklich den Wunsch, alles auf eine andere Grundlage zu setzen, alles „in mehr als einer Hinsicht zu revidieren", wie er sich einmal äußerte. Vielleicht war er sich bewußt geworden, wie launenhaft er Sabine behandelte, wie rücksichtslos er das Opfer ihrer Person ausnutzte. Vielleicht schämte er sich auch der Art, in der er mit Cornelie verkehrt hatte, der Briefe, die er ihr geschrieben, der Blumen, die er ihr geschickt hatte . . .?

Dies alles war möglich, aber doch eigentlich wenig wahrscheinlich. Denn hatten nicht seine Augen längst gesehen und begriffen?

Dieses schöne und kalte Geschöpf, das seine Sinne in qualvolle Erregung gebracht hatte, dessen üppig geschwungene Formen seine Phantasie ausschweifend gemacht hatten, das sich niemals zur leisesten Gunstbezeugung herbeigelassen hatte, das ihn immer mit hartem und grausamem Lachen abgewiesen hatte — jetzt endlich

wurde es lebendig, jedoch nicht durch seine Begierde und nicht für ihn, sondern für einen anderen, der es nicht einmal merkte!

Diese Frau, die er seit Wochen täglich aus literarischen und politischen Gründen besucht hatte, deren kindliche Fragen ihn entzückt hatten, deren lebhaften Verstand er bewundert hatte, und die doch allein durch ihren verführerischen runden Nacken, allein durch die blonden Härchen ihrer vollen weißen Unterarme einen tieferen Einfluß auf seine Arbeit ausgeübt hatte, als durch alle ihre Worte — jetzt endlich begann sie, die Reize, auf die er gelauert hatte, zu zeigen, ja, zu verschwenden, jedoch nicht an ihn, sondern an einen anderen, der sie nicht einmal sah!

Sie hatte Perlen in ihre kleinen rosigen Ohrläppchen gehängt, sie hatte den schimmernden Glanz großer Opale über ihre Hände gebreitet; durch ihre dünnen, seidenen Blusen sah man jetzt die feingestickte Unterwäsche und einen Schimmer der Haut, sie trug winzige Schuhe, die ihre Beine in den straffen Seidenstrümpfen noch voller erscheinen ließen. . . .

Er aber bemühte sich offensichtlich um — Peters Freundschaft!

Wie war dies zu erklären?

* * *

Die Vorlesungen waren beendet. Peter hatte sie mit den herzlichen Worten geschlossen: „Ich glaube, daß Sie von Anfang an so haben schreiben wollen!“

Und Cornelie hatte naiv hinzugefügt: „Ich freue mich! Sie werden nun viel ruhiger sein! Jetzt erst sind Sie der geworden, der Sie sind, und für den ich Sie immer gehalten habe!“ Sie hatte — Erich gegenüber — die literarische Sprechweise noch nicht abzulegen vermocht, nur verquickte sie sie jetzt mit einer unglücklichen Nachahmung von Peters Tonfalle.

Erich schien sich erleichtert zu fühlen und Peters Worten zu glauben. Das entschiedene Vertrauen, das ihm Peter entgegenbrachte, stärkte sein Selbstvertrauen. Er war in diesem Augenblicke wohl selbst fest davon überzeugt, daß er „von Anfang an so habe schreiben wollen“.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte und im Treppenhause Doktor Jung begegnete, hielt er ihn an und sagte in dem vergnügten Tone eines Jungen, der mit einer guten Zensur in die Ferien entlassen ist: „Sie haben doch allerhand versäumt, lieber Doktor!“ —

Die nächsten Wochen vergingen auffallend still. Corneliens Besuche hatten aufgehört, die Neugierde des Hauses erhielt keine neue Anregung und schlief langsam wieder ein.

Peter ging häufig aus, oft war er den ganzen Tag nicht im Hause. Seine ärztliche Praxis schien endlich in Fluß gekommen zu sein, meinten die Mitbewohner.

Erich kam abends noch immer — beinahe regelmäßig — zu Peter. Diese Besuche waren inzwischen dem ganzen Hause bekannt und sogar vertraut geworden; alle billigten sie, als sei da endlich etwas eingetreten, was schon längst hätte in Ordnung kommen sollen.

Tagsüber war er viel unterwegs. Der Geistliche war ihm auf jener einsamen Ringpromenade begegnet, auf der der erste Entwurf seiner Arbeit entstanden war. Der Photograph hatte ihn in einer photographischen Ausstellung vor einer Sammlung weiblicher Aktstücke getroffen. Und eines Tages brachte der sonst schweigsame Herr Güldenstern die Nachricht mit, daß Erich in einem Automobil „an der Seite jener Dame“ an ihm vorübergefahren sei.

Herr Güldenstern hatte sich nicht getäuscht: Cornelie hatte Erich vor einer Kunsthandlung stehen sehen, „tief in Schauen versunken, wie einen Jungen vor einem Schokoladengeschäft“, so erzählte sie es einige Tage später an Peter.

„Ich ließ das Auto halten", berichtete sie. „Welchen idealen Träumen schauen Sie denn nach?' sagte ich zu ihm. Er blickte erschrocken auf und zeigte mit unsicherem Finger auf eine Grablegung Christi. ‚So machen sie es mit allen Menschen, die den Menschen bessern wollen!' sagte er mit düsterer Stimme. ‚Denken Sie schon an Ihren Tod?' sagte ich. ‚Kommen Sie, fahren Sie lieber ein Stück mit mir!' Er schaute stumm vor sich hin. Endlich geruhte er einzusteigen, aber ich bekam kein Wort aus ihm heraus. Er saß furchtbar geniert in seiner Ecke, erwiderte nicht einmal den Gruß eines Bekannten. Ich kenne das: wer selten Auto fährt, imponiert sich selber so, daß er kein Wort sprechen kann: er möchte, daß kein Mensch ihn sieht, er möchte, daß a l l e Menschen ihn sehen. — Sie lachen! Nun, meinetwegen lachen Sie! Sie glauben, er habe etwas anderes im Sinne gehabt! Nein, während dieser Fahrt hat er nichts anderes im Sinne gehabt, darauf können Sie sich verlassen! Als wir ausstiegen, sagte er: ‚Andere müssen sich zu Fuß mit schweren Lasten abschleppen, und Sie . . .' — ‚Und i c h ? Ich dächte, auch S i e sind gefahren!' sagte ich entrüstet. — ‚Es war mir auch unangenehm genug!' entgegnete er finster. Also hat er doch die ganze Zeit nur an den Eindruck gedacht, den diese seine Fahrt auf andere Menschen machen könnte. ‚Sie verstehen mich falsch, Cornelie!' sagte er später, als wir durch den Garten gingen. ‚Sie haben mich noch keine Sekunde lang richtig, sondern immer nur falsch verstanden!' — ‚Wer hat Ihnen denn eigentlich ein Recht gegeben, mich Cornelie zu nennen?' fragte ich erstaunt. — ‚Schon wieder wollen Sie mir ausweichen', fuhr er auf. ‚Erst zeigen Sie einem größtes Interesse, lebhafteste Teilnahme, nachher aber behandeln Sie einen wie — irgend jemanden!' — ‚Ich behandle Sie nicht schlechter und nicht besser als alle meine Bekannten!' antwortete ich. — ‚Das ist es ja eben!' rief er zornig aus. — ‚Nun also, wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich einfach beim Vornamen zu nennen?' — ‚O, ich habe noch ganz andere Namen für Sie!' stammelte er. — ‚Nun, dann ist es wohl am besten, Sie gehen jetzt nach Hause!' sagte ich und ließ ihn stehen."

„Warum erzählen Sie das?" fragte Peter.

„Nur aus Eitelkeit, nicht wahr? Weshalb denn sonst?" fuhr Cornelie auf. „Sie wollen ja nicht, daß ich diesen Menschen richtig beurteile! Sie verlangen, daß man Ihren menschenfreundlichen Gedankengängen folgt. Aber nehmen Sie sich nur in acht! Solch einer ist zu vielem fähig . . .!"

„Erinnern Sie sich noch, vor welcher Kunsthandlung Sie ihn getroffen haben?" unterbrach Peter plötzlich.

Cornelie blickte erstaunt auf.

„Gewiß! — Bei Arnold in der Wilhelmstraße. Sie wollen sich diese Grablegung wohl einmal ansehen? — Rembrandt, glaube ich. Ein sehr ergreifendes Bild!" sagte sie in spöttischem Tone. Ein merkwürdig durchtriebenes Lächeln erschien langsam auf ihrem Gesicht. „Sie werden einen interessanten Einblick tun!" fuhr sie leiser fort. „Arnold wechselt übrigens sein Schaufenster nur alle vier Wochen. Sie können es also nicht verfehlen. Gleich daneben hängt die berühmte Helene Fourment, im Pelzmantel das Bad verlassend. . . . Eine sehr passende Zusammenstellung, nicht wahr?" Über ihre harten Augen zog ein gefährliches Blinken.

„W — wer . . .?" fragte Peter.

„Wie? Sie kennen das Bild nicht? Sie kennen nicht Rubens' junge Frau? Sie hat einen schweren Pelzmantel um die Schultern geschlagen, der Pelz aber steht offen, und man sieht ihre ganze Schönheit!" erwiderte sie scheinbar belustigt. Plötzlich aber errötete sie. „Betrachten Sie das Bild nur genau: es soll Ähnlichkeit mit m i r haben!" sagte sie merkwürdig heftig.

Sie zog — in unbewußter Nachahmung jenes Bildes — ihren Mantel mit einer fröstelnden Bewegung fester um ihre Schultern.

Peter vermochte nichts zu sagen. Beide verharrten mehrere Minuten in völligem Schweigen.

„Wer behauptet das?“ fragte er endlich leise.

„Wer? — Herr Wente zum Beispiel. Schon seit vierzehn Tagen sagt er, ich sei das leibhaftige Ebenbild der Helene Fourment“, entgegnete sie mit aufreizender Kühle. „Es würde mich interessieren, ob Sie dasselbe finden!“

„Und Sie nehmen ihn noch in Ihrem Wagen mit?“ fragte Peter in schmerzlichem Tone.

„Warum denn nicht? Was kann ich dafür, daß ich mit jener Frau Ähnlichkeit habe? — Übrigens ist es ein Kompliment: sie ist sehr schön! Ich kann zufrieden sein!“

Diese Unterredung hatte auf einer Allee stattgefunden, nicht weit von dem Krankenhause, in dem Peter jetzt öfter zu tun hatte. Nicht ohne Mühe hatte Cornelie ermittelt, daß er hier beschäftigt war. Sie hatte — unter dem Vorwande, einen ihrer Arbeiter zu besuchen — schon mehrere Male den Versuch gemacht, ihn zufällig zu treffen; heute endlich war es ihr gelungen. —

Auffallend still vergingen diese Wochen — erschreckend still. Die Spätsommertage zogen vorüber, golden und wehmütig. . . . Sabine saß oft in den Anlagen auf einer Bank, ein Buch im Schoße, die blassen Augen auf ihre noch bleicheren Hände gesenkt, mehrere Stunden, bis zufällig Erich einherkam, aus einer Seitenstraße, mit ermüdeten Schritten, gelangweilt, enttäuscht von irgendetwas, das er selbst nicht zu wissen schien. . . . Er nahm sie mit, bespöttelte ihre allzu leichte Kleidung oder tadelte ihre allzu warme Kleidung, fragte beiläufig, was es zum Abend zu essen gebe. . . . Vor dem Hause trafen sie wohl Peter einmal. Auch er war müde, sein freundliches Lächeln erschien verstaubt; er sprach von diesem und jenem, versuchte sich in einem kleinen, schon öfter gebrauchten Scherz; vor seiner Wohnungstür trennte man sich, die Tür fiel ins Schloß, wenige Sekunden später wurde auch die Wentesche Wohnungstür zugeschlagen, Erich schloß die Tür seines Arbeitszimmers, Sabine die Tür der Küche. . . . Die Türen blieben verschlossen.

Was aber geschah h i n t e r diesen Türen? Niemand wußte es. Begann da ein erregtes Leben, hatte jeder mit dem andern heftige Auseinandersetzungen? Stellte der eine zornige Fragen? Gab der andere leidenschaftliche Antworten? Noch mehr: vollzogen sich vielleicht — fern von allen bewußten Vorgängen — noch ganz andere und grauenvollere Dinge? Bereitete sich vielleicht mit langsamer, aber mathematisch genauer Sicherheit etwas vor, das allen jenen stummen Auseinandersetzungen mit einem Male zu einer furchtbaren Wirklichkeit verhelfen sollte? Oder saß jetzt etwa Peter nur mit seiner Zeitung am Fenster, Erich nur mit seinen Entwürfen am Schreibtische, stand Sabine nur am Herd und buk Pfannkuchen . . .?

Keiner wußte es. Nur das Eine wußten sie alle, nicht aus irgendwelchen Gründen oder Beobachtungen, sondern aus der dumpfen Unruhe ihrer Herzen: daß eine unbekannte Veränderung bevorstand, ja, vielleicht schon eingetreten war . . .!

* * *

Wenige Tage nach jenem Gespräch wurde Cornelie ans Telephon gerufen. Peter war es, und er fragte, wann er sie besuchen könne, um ihr einige wichtige Mitteilungen zu machen.

„Haben Sie sich endlich besonnen?“ antwortete sie in den Apparat. „Nun, so kommen Sie heute nachmittag um vier.“

Ohne es wohl selbst zu merken, traf sie für diesen unerwarteten Besuch umfangreiche Vorbereitungen. Sie ließ frische Blumen in die Zimmer stellen, bestellte

bei der Köchin ein bestimmtes, warm zu servierendes Teegebäck, gab eigenhändig ein sehr schönes, altes Teeservice heraus, das sonst nie benutzt wurde. Sie stellte einige Romane, die neben ihrer Couchette lagen, in den Bücherschrank zurück, legte die Bibel, einen Band Tolstoi und mehrere Bände Dostojewskij auf ihren Schreibtisch.

Sie schien eine Weile unschlüssig, ob sie ein Bild der Helene Fourment, das diese im schweren Samtkleide mit einem den üppigen Busen kaum bedeckenden Battistfichu und einem kecken Barett mit wallender Feder darstellte, dasselbe übrigens, an dem Erich zum ersten Male die Ähnlichkeit festgestellt hatte, entfernen sollte. Sie hatte es bereits abgenommen, hielt es mehrere Minuten in der Hand und studierte mit einem rätselhaften Lächeln die heiteren, sinnesfreudigen Züge, die roten, zum Küssen bereiten Lippen ihres Vorbilds. Endlich entschied sie sich dafür, das Bild nicht aus dem Zimmer zu entfernen, ihm nur einen diskreteren Platz anzuweisen und an seine Stelle die bekannte „büßende Magdalena" von Ribera zu hängen.

Schon gegen zwei Uhr — sogleich nach dem Frühstück, das sie mit ihrem Vater eingenommen hatte — begann sie, sich anzukleiden. Hier schien sie ihre Wahl bereits vom ersten Augenblicke an getroffen zu haben: bereits halb drei trat sie in einem schlichten Tuchrocke und einer hochgeschlossenen Hemdbluse wieder in ihr Zimmer. Offenbar legte sie Wert darauf, vor Peter nicht nur so einfach, sondern vor allem so streng wie möglich zu erscheinen.

Als sie jedoch eine Weile, um sich die Zeit zu vertreiben, in einem Buche gelesen hatte, erhob sie sich plötzlich und kehrte in ihr Ankleidezimmer zurück. Bei der Lektüre war ihr wohl eingefallen, daß Peter gerade in diesem einfachsten und strengsten ihrer Kleider eine Absicht erblicken könne, und sie hatte beschlossen, lieber irgendeines ihrer Nachmittagskleider anzuziehen, die sie zu tragen pflegte, wenn sie Teebesuch hatte. Es wurde aber doch nicht „irgend eines", sondern sie griff mit sicherer Hand nach einem ganz bestimmten: es war keineswegs ihr elegantestes, vielleicht nur ihr kleidsamstes und vor allem wohl dasjenige, in dem sie sich ganz ungezwungen fühlte, in dem jede Falte in jedem Augenblicke und in jeder Stellung bequem und richtig saß. Jede Frau hat ein solches Kleid. Anscheinend war ihr doch auch ein wenig beklommen, und sie hoffte vielleicht, durch dieses Kleid ihre schwankende Sicherheit wieder zu erlangen.

Nach einer halben Stunde saß sie wieder in ihrem Zimmer, und wirklich: die unangenehme Befangenheit war völlig verschwunden, sie war nicht einmal mehr ungeduldig, sie konnte lesen und den bevorstehenden Besuch beinahe vergessen, sie bemerkte sogar — bei ihr gewiß eine Seltenheit — das zärtliche Goldlicht, das über den Bäumen des Gartens lag, spürte die weiche Sommerluft, die leise über ihre halb entblößten Arme strich . . . .

Als sie es klingeln hörte, blickte sie noch eifriger in ihr Buch . . . .

Eher, als sie erwartet hatte, wurden draußen Schritte laut.

Die Tür wurde geöffnet, sie erhob sich langsam, das Buch noch in der Hand, den Blick noch auf der letzten Zeile. . . . Endlich schaute sie auf.

Vor ihr stand — Erich.

Allzu jäh war diese Überraschung. Sie vermochte nicht ein Wort zu sagen.

Erich aber schien nicht nur ihre Überraschung, nicht nur ihre Enttäuschung, sondern noch mehr und noch Wichtigeres sofort zu begreifen.

„Ich sehe, ich komme Ihnen nicht gelegen!" sagte er mit mühsam verhaltener Stimme. „Sie erwarten Gäste oder vielmehr — e i n e n Gast, zu sehr früher Stunde, wie mir scheint. . . . Sonst pflegen Sie erst um fünf Uhr Tee zu trinken . . ." Er schaute mit Interesse auf den Teetisch mit den beiden kostbaren Teetassen, die er sogleich wiedererkannte; Cornelie hatte sie ihm vor Wochen einmal gezeigt.

„Wenn Sie das so genau wissen, so richten Sie sich doch danach!“ murmelte Cornelie verwirrt.

„Ich hätte gern darauf Rücksicht genommen oder vielmehr: ich habe darauf Rücksicht genommen“, fuhr er, sich zur Ironie zwingend, aber mit offensichtlichem Grimm fort. „Denn was ich Ihnen zu sagen habe . . . Ich glaube nicht, daß es Ihnen angenehm sein würde, wenn ich es in Gegenwart Ihrer Gäste oder vielmehr Ihres Gastes . . . übrigens werde ich Sie nicht lange aufhalten!“

Trotz des kalten Tones, den er anschlug, war er innerlich offenbar sehr erregt, wohl nicht erst durch den unliebenswürdigen Empfang, sondern schon seit dem Verlassen seines Hauses, vielleicht sogar noch länger. . . . Wahrscheinlich hatte er auf dem Wege zu Cornelie den bevorstehenden Auftritt in Gedanken bereits mehrere Male und in verschiedenen Fassungen erlebt und durchgeprobt und sich dabei in immer heftigere Erregung gesteigert.

„Bleiben Sie, solange Sie wollen“, entgegnete Cornelie kühl. Sie hatte sich bereits gefaßt. „M e i n e Gewohnheit ist es n i c h t, die Menschen hinauszuwerfen!“ fügte sie, auf Sabine anspielend, spöttisch hinzu. Aus irgendeinem unbekannten Grunde schien plötzlich eine Gereiztheit auch gegen diese in ihr erwacht zu sein.

„Ah, Sie wollen mich für das schlechte Benehmen meiner Frau verantwortlich machen?“ entgegnete er. „Nun, meine Frau zeichnet allein verantwortlich. Wenn ich für alle ihre Eigenarten aufkommen sollte. . . . O nein, das . . . das wäre nicht zu verlangen! — Übrigens haben Sie ihr selbst nach jenem Zwischenfall noch Blumen geschickt. Also waren diese Blumen nicht ein Zeichen der Versöhnung, sondern der Rache . . .? Das ist immerhin interessant! So haben Sie sich inzwischen eines anderen besonnen? — Aber mir kann es nur recht sein! So kenne ich Sie viel besser. So sind Sie mir viel vertrauter! Die Pose der Menschenfreundlichkeit kleidet Sie wahrhaftig nicht!“

Er hatte bis zu diesem Augenblicke — wohl absichtlich — an ihr vorbeigesehen. Jetzt wendete er ihr — zum ersten Male — mit einem höhnischen Lächeln sein Gesicht zu. Sogleich aber veränderte sich auch sein Gesicht: ein nervöses Zucken sprang über seine Wangen, als fühle er einen heftigen Schmerz. Allzu deutlich mochte er auf Corneliens Zügen sein Schicksal gelesen haben.

„Ach, Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht!“ brach es mit einem Male aus ihm hervor. Er warf sich in einen Sessel und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

„O, ich weiß es recht gut!“ entgegnete Cornelie kühl und abweisend.

„Sie wissen es?“ rief Erich schmerzlich. „Ja, Gott gab Ihnen einen scharfen Verstand. Und wie benutzen Sie ihn? Um Ihre Neugierde zu befriedigen! — Ich aber — ich hatte geglaubt, menschliche Teilnahme bei Ihnen zu finden!“ Wirkliche Qual sprach aus seinen Worten, allerdings auch verletzte Eigenliebe. „Sie haben es nicht schwer mit mir gehabt! Es ist leicht, einen Menschen wie mich ins Unrecht zu setzen, ihm nachzuweisen, welchen Fehlern er sein Unglück zuzuschreiben hat. Menschen meiner Art, die so leicht verwundbar sind, so schwer am Leben tragen, haben immer hundert sichtbare Fehler m e h r als andere Menschen, man findet immer Grund, ihnen Vorwürfe zu machen, und sogar mit Recht. So haben auch Sie . . .! Aber es gereicht Ihnen nicht zur Ehre! Sie hätten mich mit einem anderen Maßstabe messen dürfen! Das hätte ich von Ihnen erwarten können! Das h a b e ich von Ihnen erwartet!“

„Was meinen Sie denn für einen — Maßstab?“ fragte Cornelie mit leichtem Spott. „Soll etwa die Liebeserklärung, die Sie mir neulich machten, als Maßstab gelten? Soll ich mich durch Ihre Liebe so geehrt fühlen, daß ich über alle Ihre Albernheiten hinwegschaue? Das wäre meinem Verstande doch etwas zu viel zugemutet! — Da wollen Sie mir nun Ihr Buch widmen — in aller Öffentlichkeit so-

gar, mit einer besonderen Seite, damit es alle Menschen lesen: Fräulein Cornelie Hanssen, der Vorkämpferin für Wahrheit und Freiheit, oder was Sie sich da ausgedacht haben. . . . Und Sie verlangen, ich solle darin einen Beweis Ihrer rein menschlichen Verehrung erblicken, während es doch nichts anderes ist, als eine geschickte Reklame, wenn nicht gar etwas noch Schlimmeres . . .!"

„Sprechen Sie nur so weiter!" unterbrach Erich. „Ziehen Sie nur alles in den Staub! Wenn Sie mein Gefühl . . . ."

„Ihr Gefühl . . .?" entgegnete Cornelie schnell. „Was ist denn das für ein Gefühl? Sie haben sich in Ihrer Frau getäuscht, nicht wahr? Sie hat nicht das rechte Verständnis für Ihre Arbeit? Sie vermag Ihrem Geistesfluge nicht zu folgen? Sie hängt am Irdischen und steht immer in der Küche, nicht wahr? — Und deshalb kommen Sie zu m i r ! Ich rege Sie an, ich gebe Ihnen Inspiration, nicht wahr? — Nein, mein Freund, das sagen Sie nur einer anderen, aber nicht m i r ! — So etwas darf sich ein Mann, der die Wahrheitsliebe auf seine Fahne geschrieben hat, nicht erlauben! Ich werde Ihnen die Wahrheit oder wenigstens einen kleinen Teil der Wahrheit sagen: Sie können die Güte Ihrer Frau nicht mehr ertragen!"

„Was verstehen S i e von Güte?" erwiderte Erich in haßerfülltem Ton.

„Nein, Gott sei Dank!" antwortete Cornelie ohne Besinnen. „Ich verstehe nicht, wie Ihre Frau es noch einen Tag, noch eine Stunde bei Ihnen aushalten mag. Ich an ihrer Stelle hätte Sie längst vor die Tür gesetzt, darauf können Sie sich verlassen! Aber ich verstehe sehr wohl, weshalb S i e noch bei ihr aushalten: weil Sie feige sind, weil Sie nicht den Mut haben, Ihrer Frau offen ins Gesicht zu sagen: ich liebe dich nicht mehr! — Oder wissen Sie etwa noch immer nicht, daß Ihre Frau Sie bis in den tiefsten Grund Ihrer Seele kennt? Natürlich wissen Sie es! Wahrhaftig, Sie kommen mir manchmal wie ein Verbrecher vor, der sich längst durchschaut fühlt und doch immer noch Komödie spielt. Wenn Sie wenigstens noch für irgend jemanden, für irgendeine Idee, irgendeinen Gedanken ein Verbrechen begangen hätten! Dann wäre da noch etwas zu achten! Sie aber ahmen ja nur nach! Sie haben ja nicht das kleinste Verbrechen auf dem Gewissen! Nur Rücksichtslosigkeiten und Ungezogenheiten und Verstimmungen! — Woher sollen Sie da den Mut nehmen, nicht wahr? Da müßten Sie ja schon zugeben, daß Sie ein — unbedeutender Mensch sind! Wer mag denn das zugeben? — Und darum werden Sie auch erst dann Mut haben, wenn es keines Mutes mehr bedarf, wenn es Ihnen gelungen sein wird, eine andere Frau zu betören, eine Frau, die Ihren verworrenen Plänen, Ihren ehrgeizigen Absichten, Ihren geheimen Wünschen besser entspricht . ."

Sie schaute mit einem jäh aufblitzenden Blick schräg durch das Zimmer, als wolle sie ein geheimes Zeichen geben, wie diese Worte zu verstehen seien.

„Gerade so haben Sie es sich ausgedacht: diese andere Frau soll Ihnen nicht nur zu Macht und Einfluß verhelfen, soll nicht nur Ihr Leben auf eine breitere Basis stellen, wie Sie sich auszudrücken belieben. . . . Ein Mensch wie Sie, der so leicht verwundbar ist, der so schwer unter dem Leben leidet, bekommt ja große Gedanken erst, wenn er sich eine Sekretärin halten kann, der er sie diktiert, nicht wahr? Ein Mensch wie Sie findet Ideen erst, wenn er im Auto in den Wald fahren kann, nicht wahr? — Vor allem aber soll Ihnen diese andere Frau einen guten Abgang sichern! Die ehrenvolle Trennung, die berühmte menschliche Aussprache: ‚Ich danke dir für alles, was du mir gegeben hast. . . . Unvergeßlich wird es mir sein. . . . Ich weiß, du verstehst: auch dies muß gelebt werden, ich darf es nicht abweisen . . .!' Alle die großartigen Reden, die seit zwanzig Jahren in allen Schauspielen und Romanen geführt werden. . . . Und die beiden Frauen sollen sich vielleicht gar noch schweigend die Hand reichen oder sich um den Hals fallen wegen dieses wundervollen Mannes, den die eine der andern überläßt, sie sollen sich womöglich noch tief ergriffene Briefe

schreiben, in denen sie von Dankbarkeit überströmen, daß sie beide diesen großen Mann, diesen wahrhaftigen Menschen besitzen dürfen. . . . Nun, habe ich recht, mein Freund? Habe ich recht, mein Freund?"

Endlich war auch sie einmal in Erregung gekommen. Ihr Spott war längst verflogen, aus jedem ihrer Worte spritzte Haß, und auf ihren Zügen las man deutlich das tiefe Vergnügen am Wehtun.

Vieles mußte in diesen Tagen in ihr vorgegangen sein, über vieles mußte sie nachgedacht, vieles mußte sie gefühlt haben, daß sie mit einem Male so sprechen konnte. Oder sagte sie alles nur in der Absicht, den unbequemen Besuch so schnell wie möglich loszuwerden? Fast schien es so, denn als Erich sich mit einem Male erhob, flog ein Lächeln der Genugtuung über ihr erregtes Gesicht.

„Sind Sie zu Ende?" fragte er im kältesten Tone. Seine Ellbogen allerdings zitterten so heftig, daß er beinahe eine Vase umgeworfen hätte.

„Nein, ich bin noch nicht zu Ende!" entgegnete Cornelie mit einem gefährlichen Lachen. „Ich werde Ihnen das Ende und die Moral der Geschichte nicht vorenthalten. Da Sie es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, gegen mein ausdrückliches Verbot hier zu erscheinen und den Eifersüchtigen zu spielen, werde ich Ihnen alles sagen, damit Sie mir nicht den Vorwurf machen können, ich habe Sie im Unklaren gelassen. Sie sollen wissen, und es soll bei Ihnen nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß ich Sie niemals, und zwar gerade dieser Gründe wegen niemals lieben werde. Schreiben Sie es sich in Ihr Buch, schreiben Sie es sich auf alle Merkzettel, die Sie haben, schreiben Sie es mit roter Tinte auf die erste Seite Ihres Manuskripts: ‚Solange ich nicht den Mut habe, etwas zu riskieren, werde ich Cornelie Hanssen nie gewinnen!'"

Sie wollte sich mit einer verächtlichen Gebärde abwenden, aber schon war ihr Erich in den Weg getreten.

„In dem Falle also doch!" sagte er mit einem bösartigen Lachen. „Nun, ich dachte es mir schon! Zu einem Menschen, der einem gleichgültig ist, spricht man nicht so! Man bietet ihm Tee an, redet von der politischen Lage, aber man zeigt nicht solch lebhaftes Interesse für seine ehelichen Verhältnisse!" Er lachte ihr freimütig ins Gesicht. „Ich wußte es doch! — Nicht umsonst macht man solch unbequeme Besuche, nicht umsonst schickt man Rosen und sogar Butter! — Meine Erfahrung hat mich nicht getäuscht: Frauen wie Sie pflegen immer den am schlechtesten zu behandeln, den sie am meisten . . ."

„. . . lieben, meinen Sie?" lachte Cornelie aus vollem Halse. „Nun will er schon wieder alles umdrehen?! — Erst schreibt er mir Briefe — die reinen Bettelbriefe. . . . Wo habe ich sie denn?" Sie griff vom Schreibtisch ein elegantes silbernes Körbchen auf, in dem ein hochgeschichtetes Paket von Briefen lag, und riß einen beliebigen Bogen heraus. „Da haben wir sie ja gleich auf den ersten Griff!" rief sie. „Nicht nur, daß ich durch Sie die Ruhe erhalten werde, deren ich für meine Aufgaben so notwendig bedarf," las sie pathetisch vor, „allein schon Ihre körperliche Nähe, der Strom von Leben, der aus jeder Ihrer Bewegungen fließt, die Kraft, die in jedem Augenblicke in Ihren schönen Gliedern atmet, wird mich wie eine mächtige Welle ergreifen. . . . Warum haben Sie es denn nicht gerade heraus gesagt?" unterbrach sie sich plötzlich, indem sie, den Brief in beiden Händen haltend, langsam, Schritt um Schritt, ins Zimmer zurückwich. „Warum müssen Sie denn immer alles in schwülstige, blumenhafte Phrasenschnörkel kleiden? Warum können Sie denn nie natürlich reden? Wäre das etwa eine Schande? Sie sind doch sonst so für ungeschminkte Wahrheit! In Ihrem Buche bemühen Sie sich doch immer, die Menschen in schamloser Natürlichkeit zu zeigen, und besonders den Frauen können Sie nie genug Verkleidungen vom Leibe reißen! Warum wollen Sie denn Ihre eigenen

und tieferen Gründe" — sie betonte die beiden letzten Worte, indem sie mit unbeschreiblichem Hohn Erichs Sprechweise nachahmte — „Ihre eigenen tieferen Gründe verheimlichen? — Sie reden da von Ruhe für Ihre Aufgaben, von einem fließenden Strom, einer mächtigen Welle . . . ."

Ein grelles Blinken blitzte in ihren Augen auf.

„Sie reden von Inkarnat und Kolorit . . .", fuhr sie mit gedämpfter und mit einem Male in weich gurrenden Tönen klingender Stimme fort. „Sie sprechen von pastos, und ich weiß nicht was sonst noch. . . . Dort aber stehen Sie in der Wilhelmstraße vor der Arnoldschen Kunsthandlung, tief in Schauen versunken, wie ein Junge vor einem Schokoladengeschäft. . . . O, ich weiß genau über Sie Bescheid! Glauben Sie etwa, Sie seien der erste, den ich da vor jenem Schaufenster seinen — tieferen Gründen habe nachträumen sehen? Glauben Sie etwa, ich habe es noch nie erlebt, daß einer mit tiefer Bewunderung von meinem scharfen Verstande und meinem wundervollen, lebenskräftigen Wesen spricht und dabei mit brennenden Augen auf — d i e s d a schaut . . .?"

Sie dehnte mit einer kräftig atmenden Bewegung ihren Körper, so daß ihr Busen durch die Seide ihres Kleides stach.

„Nicht nur auf dem Ball, nicht nur in unseren Gesellschaften, sondern sogar in unseren Sitzungen habe ich das erlebt! Notieren Sie es sich nur als Material für Ihre Liebe zum Volke! In diesem Punkte redet der Arbeiter genau so zweideutig, genau so eindeutig, wie die feinen Herren! — Und gerade dieser zweideutigen Eindeutigkeit wegen verachte ich euch alle!" fuhr sie plötzlich mit zornigem Zähneknirschen auf. Mit einem Male hatte eine kalte Wut sie ergriffen.

„Wahrhaftig, jeder gewissenlose Verführer ist mir lieber als solche Männer!" rief sie mit geballten Fäusten. „Wenn ihr keine Courage habt, so bleibt nur lieber in eurem Stübchen sitzen! Schreibt eure giftigen Bücher und rächt euch an der Welt für eure Feigheit! — Das sind mir die rechten: diese leicht verwundbaren, schwer am Leben leidenden Seelen, die nach großen Dingen jagen, weil sie die kleinen nicht bekommen, diese Wahrheitsapostel und Märtyrer der Menschheit, die unter der Hand und hintenherum noch ihre Begierde befriedigen wollen! Sie bilden sich ein, die Frauen zu kennen", lachte sie höhnisch. „Nein, mein Freund, nicht so dürfen Sie es anfangen! Die Frauen können alles verzeihen, nur das eine nicht: daß ein Mann sie nur mit halbem Willen begehrt . . .!"

„Nun, gehen Sie nur!" unterbrach sie sich plötzlich. Ihr Blick war auf die kleine Uhr gefallen, die auf dem Schreibtisch stand. „Denken Sie darüber nach und entwerfen Sie meinetwegen ein neues Buch zum Ruhme der Keuschheit! — Hier aber . . . ."

Eine dunkle Zornesröte stieg in ihr Gesicht, und ihre Hand preßte knirschend den Briefbogen zu einem Knäuel zusammen. „Hier aber wünsche ich Sie nicht wiederzusehen! Haben Sie verstanden?"

Sie tat einen heftigen Schritt auf ihn zu. Fast schien es, als habe sie Lust, ihn eigenhändig zur Tür hinauszubefördern. Doch ihre bereits drohend erhobene Hand blieb in der Luft stehen.

Erich war nicht vor ihr zurückgewichen, im Gegenteil: auch er war einen Schritt näher getreten, stand jetzt unmittelbar vor ihr, sie hörte seine mühsamen Atemzüge, sah deutlich die geschwollenen, leise bebenden Adern, die wie kleine blaue Schlangen an seinem Halse, auf seinen Schläfen lagen. Jetzt hob er den Blick und schaute ihr dreist ins Gesicht. Aber hinter seinen Augen war gleichzeitig auch etwas Dunkles und Gewaltsames erschienen.

„Ich habe Sie verstanden!" sagte er leise, beinahe flüsternd. „Ich habe Sie vollkommen verstanden! Sie haben recht: die Frauen sind immer dieselben, wollen

immer auf dieselbe Weise genommen werden. — Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen etwas Edleres zugetraut hatte. — Ich werde Sie behandeln, wie die Frauen behandelt sein wollen. Ich werde Ihrer Eitelkeit den Gefallen tun, ohne den sie nicht leben mag: ich werde — Mut zeigen! — Nur bitte ich Sie, sich über nichts zu wundern und mich für nichts verantwortlich zu machen! Ich hatte geglaubt, Sie würden den Menschen in mir achten und ihm das — Menschliche verzeihen! Sie wollen es anders. Ich füge mich Ihrem Willen. Sie wollen ein Opfer! Nur für ein Opfer wollen Sie sich mir verkau—, wollen Sie sich mir schenken . . .", verbesserte er ironisch. „Nun gut, Sie sollen Ihr Opfer haben. — Und ich — ich werde meinen Lohn haben. Sie haben ihn mir versprochen. Ich werde Sie beim Worte halten. Denn Sie haben ihn mir doch versprochen, nicht wahr?" wiederholte er dringend, mit zischender Stimme. „Versprochen . . .?!" wiederholte er nochmals mit seltsamer Betonung, als wollte er noch auf eine ganz besondere geheime Abmachung aufmerksam machen.

Merkwürdig: Cornelie hatte nicht nur seinen Blick ausgehalten, sie hatte sich Erich auch mit einem Male genähert, als dürfe sie sich nicht ein einziges seiner Worte entgehen lassen. Und bei seiner letzten Frage war sie plötzlich erblaßt.

Gab es vielleicht wirklich zwischen beiden eine Art Abmachung, ein stillschweigendes Einverständnis, das längst der Vergangenheit angehören und von Cornelie längst vergessen sein mochte, das Erich jedoch wie einen noch nicht verjährten Schuldschein bis zu diesem Augenblicke aufbewahrt hatte?!

Sie verharrte mehrere Sekunden in ängstlich gespannter Haltung. Auch Erich rührte sich nicht. Beide schienen es nicht zu hören, daß draußen im Treppenhaus Schritte laut wurden.

Endlich richtete Erich sich auf. Aus seinen Augen zuckten unablässig flimmernde Blitze über das bleiche Gesicht.

Auch Cornelie trat einen Schritt zurück. Es schien, als wolle sie zu dem bisherigen Ton ihres Gesprächs zurückkehren: sie versuchte sich in einem verächtlichen Lächeln. Aber es gelang ihr nicht. Ihre Augen blieben nachdenklich.

„Denn . . ." begann Erich stockend. Er schaute zu Boden, als suche er angestrengt nach einem wichtigen Gedanken. Plötzlich lachte er leise und blickte auf.

„Denn die Hauptsache ist doch, daß man zu lieben versteht!" sagte er sinnlos in albernem Gesellschaftston. Er wollte sich ihr nähern. . . .

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und — Peter trat ein.

Noch ehe man sein Gesicht erkennen konnte, merkte man, daß er in ungewöhnlicher Erregung war: sein Schritt war hastig und dabei doch schleppend; er hielt die Arme wunderlich steif nach unten gestreckt, die Hände weit auseinander gespreizt. Als er näher kam, sah man auf seinem Gesicht jenen erschrockenen Ausdruck, den ein Mensch annimmt, wenn er zufällig Zeuge eines unerwarteten Unglücksfalles gewesen ist.

„Hier also findet man Sie endlich . . .!" sagte er sofort zu Erich, noch ehe er Cornelie begrüßt hatte.

„Hier also sieht man Sie endlich einmal wieder!" gab Erich mit einem süßlichen Lächeln schnell zurück.

„Verzeihen Sie . . ." wendete sich Peter an Cornelie, die bereits beide Männer mit unmutig verzogenen Lippen betrachtete. „Ich habe ihm eine eilige Mitteilung zu machen . . . Ich suche ihn schon seit drei Stunden . . ."

Er zog Erich in die Ecke des Zimmers und begann sofort mit murmelnder Stimme auf ihn einzusprechen. Man konnte ihn nicht verstehen, aber man sah an seinen heftigen, seltsam unfreiwilligen Bewegungen, daß er noch unter dem Eindrucke eines erschreckenden Ereignisses stand.

Auch Erich sprach nur flüsternd.

Cornelie hatte sich an den Schreibtisch gesetzt und zu lesen begonnen. Nach einer Weile aber wechselte sie ihren Platz und ließ sich in einem am Fenster stehenden Lehnstuhl nieder. Hier konnte sie, über das Buch hinwegspähend, Erichs Gesicht sehen.

Dieses Gesicht hatte sich merkwürdigerweise gar nicht verändert. Es war wohl eine gewisse Erregung auf ihm sichtbar, doch schien es, als zeige er diese Erregung nur Peter zu Liebe. Nur die Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen: das Flimmern war völlig erloschen, sie waren wie erstarrt, nicht vor Schreck, sondern in einer strengen Nachdenklichkeit; es sah aus, als hänge der Blick an einem fernen, nicht nur außerhalb des Zimmers, sondern auch außerhalb der Gegenwart liegenden Gedankenpunkt, den es unverrückbar festzuhalten gelte. Übrigens äußerte er nur sehr wenig, offenbar nur die notwendigsten Fragen.

„Ich bin Ihnen also sehr viel Dank schuldig . . .“ hörte man ihn endlich sagen, und zum ersten Male verzogen sich seine Lippen, nicht zu einem Ausdrucke des Schmerzes, viel eher zu dem gewohnten spöttischen Lächeln, nur daß das Lächeln selbst nicht sichtbar wurde.

„Dank . . .?“ entgegnete Peter in unbestimmtem Tone. „Es wäre mir lieber, Sie hätten in diesem Augenblicke den Dank vergessen!“ fügte er nach einem kurzen Schweigen düster hinzu.

„Gewisse Formen soll man nie außer Acht lassen!“ erwiderte Erich gnädig. „Nun also, ich werde sofort . . . Wie sagten Sie: ruhig schlafen lassen . . .? Dann würde ich also eigentlich nur stören, wie? — Jedenfalls nicht sprechen! Keine Auseinandersetzungen! — Nein, dazu würde ich auch nicht die Kraft haben! — Also auf Wiedersehen!“ Er raffte sich auf, reichte Peter flüchtig die Hand und trat schnell zu Cornelie.

„Leben Sie wohl!“ sagte er, sich diskret zu ihr hinabbeugend, in gedämpftem Ton. „Verzeihen Sie, daß ich so formlos gehe! Er wird Ihnen berichten. Es ist da ja nichts mehr zu verheimlichen! — Dies Schicksal gehört jetzt zu uns. Man muß es in sein Leben einfügen!“ Er schaute einige Sekunden über ihr dunkelblondes Haar hinweg. „Aber es soll uns nicht verändern . . .!“ fügte er unklar, aber mit einer gewissen Entschlossenheit hinzu. Er neigte sich noch tiefer, als wolle er ihr noch etwas Besonderes sagen; anscheinend aber sagte er nichts, sondern verharrte nur einige Augenblicke in seiner geneigten Haltung.

Bis er plötzlich jäh in die Höhe kam. . . .

Schon hatte er mit schnellen Schritten das Zimmer verlassen.

Cornelie war heftig errötet und hatte schnell ihr Buch wieder vor das Gesicht genommen.

Mehrere Minuten vergingen in völligem Schweigen. Cornelie schien von ihrem Buche gefesselt zu sein. Sie sah nicht aus, als ob sie warte, im Gegenteil: sie machte den Eindruck, als wisse sie bereits alles, ja, als wisse sie es schon lange und habe jetzt nur die offizielle Bestätigung ihres Wissens erhalten.

Nach einer Weile senkte sie ihr Buch — ein Kapitel schien beendet — und schaute ruhig, als sinne sie über das Gelesene nach, vor sich hin.

Wieder nach einer Weile sagte sie leise, in dem mitleidigen Tone, den sie im Verkehr mit Peter seit einiger Zeit angenommen hatte, den sie wohl für *seinen* Ton halten mochte:

„So hat sie also nicht einmal Erfolg gehabt, die Arme!“

„Wie . . .?“ fragte Peter erschrocken, sich jäh ihr zuwendend. „Erfolg . . .? Was für einen Erfolg meinen Sie? So wissen Sie also *mehr*? Sprechen Sie!

Das taktvolle Schweigen wäre hier ein Verbrechen! Das sehen Sie ja wohl selbst! — Und er wagt noch, von Schicksal zu sprechen . . .!" fuhr er plötzlich auf.

„Sie haben dies alles kommen sehen?" fuhr er mit bebender Stimme fort. „Sie haben es sogar erwartet? Aber seit Wochen haben Sie unser Haus nicht mehr betreten, seit Wochen haben Sie Sabine nicht mehr gesehen! Also können Sie Ihr Wissen, Ihre Ahnung nur von i h m haben! Also hat e r es g e w u ß t! Also hat e r es nicht verhindert!"

Cornelie schwieg. Über ihr Gesicht zogen wie Sturmeswolken die Gedanken. Das Schweigen dehnte sich minutenlang. Aber beide schienen ihr Schweigen vergessen zu haben.

Plötzlich wendete er sich ab und verließ das Zimmer.

* * *

Das Ereignis hatte das Haus in helle Aufregung versetzt. Obwohl alle Bewohner wußten, daß Sabinens Ehe nicht glücklich war, schien aber merkwürdigerweise keiner auf den Gedanken zu kommen, daß Sabine die Absicht gehabt haben könne, sich das Leben zu nehmen. Wahrscheinlich waren alle zu sehr damit beschäftigt, daß sich einer der Unglücksfälle, von denen man jetzt täglich in der Zeitung las, nun sogar im eigenen Hause zugetragen hatte. Erst viel später, zu einem Zeitpunkt, an dem sich die Verhältnisse bereits sehr geändert hatten, tauchte der Verdacht auf versuchten Selbstmord auf.

Alle bewiesen Sabine die herzlichste Teilnahme. Die Frau des Photographen hatte sofort — bis zu Erichs Rückkehr — die Wache bei Sabine übernommen. Fräulein Kollmann löste sie während der Nachmittagsstunden ab. Sie war es auch, die das erste Wiedersehen der Ehegatten mit angesehen und mit hellen und wachsamen Augen beobachtet hatte.

„Er kommt da herein, als sei überhaupt nichts geschehen!" berichtete sie einige Tage später an Peter.

„Nicht jedem ist es gegeben, sein Gefühl ganz natürlich zu zeigen", versuchte Peter zu entschuldigen. „Viele Menschen sind in solchen Augenblicken und besonders vor Zeugen ganz unnatürlich. Sie fühlen sich beobachtet, glauben, eine bestimmte Rolle darstellen zu müssen und sagen und tun dann die sonderbarsten Dinge."

„Sie finden für alles eine Entschuldigung!" entgegnete Fräulein Kollmann streng. „Meine Meinung ist, daß es ihm ganz recht gewesen wäre, wenn . . . Wollen Sie mir glauben: sie hat ihn noch um Verzeihung dafür gebeten, daß er ihretwegen hat Angst ausstehen müssen. Und er fand das sogar noch ganz in der Ordnung! ‚Diese Angst werde ich so bald nicht vergessen; nun werde ich erst mal drei Wochen nicht schreiben können!' sagte er zu ihr. Dazu strich er mit der Hand immer über seine Stirn, als sei sein eigener Kopf das Allerwichtigste. — ‚Jetzt denken Sie nur erst einmal einige Wochen an Ihre Frau!' sagte ich zu ihm. ‚Es wird Ihnen gewiß nichts schaden!' — Ich war so böse, wollte ihm einmal recht die Wahrheit sagen, hatte schon den ganzen Mund voll, wußte schon alles, was ich ihm sagen wollte . . . Aber sie hat mich nicht zu Worte kommen lassen! — Nun, ich finde schon noch eine Gelegenheit!" fügte sie nach einer Weile in energischem Tone hinzu.

„Sie können nicht wissen, was in ihm vorgegangen sein mag!" sagte Peter. „Ich glaube, er hat tief gelitten!"

„Sie halten die Menschen immer für tief! Woher wollen Sie denn wissen, daß sie immer tief sind? Sie können doch nicht alle nach sich selbst beurteilen!" erwiderte sie tadelnd. „Sie schauen den Menschen ins Herz, drinnen aber überkommt Sie mit einem Male das Mitleid!" fuhr sie nach einem Schweigen in beinahe streitsüchtigem

Tone fort. „Hätten Sie nicht ein so weiches Herz, so könnten Sie Herrn Wente wohl zur Vernunft bringen! — Gewiß! — Sie könnten es! — Ihnen gehorchen alle!“ fügte sie errötend hinzu.

Peter lächelte besorgt. Vieles an Fräulein Kollmanns Worten schien ihm nicht zu gefallen.

Er kam noch immer täglich zweimal zu Sabine, und er legte offenbar Wert darauf, daß Fräulein Kollmann bei diesen ärztlichen Besuchen zugegen war. Auch diese schien zu fühlen, daß sie nicht nur als Pflegerin, sondern noch aus anderen Gründen notwendig sei. . . . Was dies für Gründe waren, hätte allerdings weder sie noch selbst Peter anzugeben vermocht.

Allmählich erholte sich Sabine. Sie erschien sogar frischer als vor dem Unfalle. Die allgemeine Teilnahme und besonders auch Fräulein Kollmanns muntere Art mochten dazu noch mehr beigetragen haben, als die von Peter verordnete Bettruhe.

Was sie während dieser Tage gedacht und gefühlt haben mochte . . .? Es war ihr jedenfalls nicht anzusehen.

Am sonderbarsten verhielt sich Erich. Noch ehe Sabine wieder ausgehen konnte, sprach er von der Notwendigkeit einer Veränderung der Lebensführung. Die stille Zurückgezogenheit sollte aufgegeben, eine heitere Geselligkeit sollte gepflegt werden. Er entsann sich plötzlich alter Freundschaften, ferner Familienbeziehungen, vor allem aber griff er nach allen literarischen Verbindungen, die sich auf irgendwelchen Wegen oder Umwegen herstellen ließen.

„Du wirst sehen, wie schnell du auf andere Gedanken kommen wirst!“ sagte er zu Sabine, ganz als seien sie sich beide vollkommen einig darüber, daß sie in einem Augenblicke der Verdüsterung oder der Verzweiflung Hand an sich zu legen versucht habe. „Es war ein Fehler von mir, daß ich zu schnell zu viel von dir gefordert habe!“ fuhr er in gnädigem Tone fort. „Die Teilnahme einer Frau an den Grundfragen des Lebens entsteht nicht von innen heraus. . . . Es bedarf der äußeren Anregung . . .!“

Sabine nickte gedankenlos, mit jenem schwermütigen Leichtsinn, der die Hoffnungslosigkeit tieferen Verstehens längst begriffen hat.

Es begann eine wunderliche Zeit der Geselligkeit. Fast jeden Abend waren sie aus oder hatten bei sich zu Hause Gäste. Erich liebte es, das Literarische in den Hintergrund treten zu lassen und sich „rein menschlich“ zu geben. Er äußerte, er rechne sich gern zu den Stillen im Lande, von denen langsam, aber unwiderstehlich eine Kraft der Erneuerung ausgehen werde. Er sprach oft von dem „Wieder-Erstehen“ der elementaren Gewalt faustischen Lebensgefühls, er betonte den unüberbrückbaren Gegensatz seiner Lebenshoffnung zu den gleichmachenden und demoralisierenden Tendenzen eines internationalen Amerikanismus, er nannte sich „in einem höheren Sinne national“, wobei er aber eine Verbindung mit den landläufigen Parteibegriffen ablehnte.

Seine Gäste konnten sich unter diesen Äußerungen wohl nicht besonders viel vorstellen; doch hatten sie alle das Gefühl, daß hier ein Mensch von hoher Kultur zu ihnen spreche, und nahmen keinen Anstand, dies merken zu lassen, schon allein, um selbst als kultivierte Menschen zu gelten.

Die Unterhaltung nahm mitunter nicht nur lebhafte, sondern beinahe groteske Formen an: ein jeder wünschte den anderen zu übertrumpfen, noch weitere Ausblicke, noch fernere Möglichkeiten zu eröffnen, ein jeder wollte immer noch tiefere, noch gewaltigere Urkräfte des deutschen Wesens entdecken, alle taten, als befinde man sich mitten in einem märchenhaften Erwachen der Volksseele, deren wundervolle Blüten sich von Tag zu Tag immer schöner entfalteten. Man berauschte sich an kulturellen Idealen, man fühlte sich als crême de la crême des deutschen

Geistes, man bemühte den Geist Fichtes, die Sehnsucht der großen gotischen Kathedralen des Mittelalters in Erichs Arbeitszimmer.

Erich lebte geradezu auf. Die geselligen Fähigkeiten, mit denen er früher so manche Erfolge davongetragen hatte, kamen von neuem zur Geltung, verführerischer noch als damals, von einer hellen Geistigkeit, einem Zauber sittlichen Ernstes verklärt. Die Unmutsfalten auf seiner Stirn, das spöttische Lächeln, das bekannte Zucken der Unterlippe — dies alles war beinahe verschwunden. Seine Stirn zeigte — wenigstens dem flüchtigen Beobachter — eine klare Heiterkeit, die durch ein paar langgeschwungene Goethe-Falten noch vertieft wurde, sein Blick war ruhig und mild geworden.

Auch die wehmütige weltschmerzliche Attitüde hatte er abgelegt; er liebte es jetzt sehr, die Worte Einsicht und aufrichtigen Willen zu gebrauchen, in einem Ton, der nicht aus der Kehle, sondern geraden Weges aus dem Herzen zu kommen schien. Er sprach wohl noch oft von menschlichen Unzulänglichkeiten, aber nicht mehr eifernd, sondern wie ein älterer Mann, der den jüngeren auf Grund seiner Erfahrungen zur Vorsicht und Aufmerksamkeit mahnt. Seine fanatische Wahrheitsliebe war kaum noch sichtbar; er ließ durchblicken, daß er die Wahrheit noch immer und vielleicht sogar noch glühender liebe als zuvor, daß er sie aber gerade deshalb zu verschleiern wünsche.

Er schien sich innerlich verwandelt zu haben. Seine Freunde stellten natürlich nur die äußeren Züge dieser Verwandlung fest, aber sie nahmen, wie es fast immer geschieht, das Bild für die Wirklichkeit und meinten, das Ergebnis tapfer geführter innerer Kämpfe vor sich zu sehen.

Ja, es war eine merkwürdige Zeit. Und das Merkwürdigste an ihr war der Umstand, daß sich keiner über dieses Merkwürdige wunderte! Hatten sie wirklich die Tatsachen, die geschehen waren, vergessen? Erinnerte sich keiner daran, daß Sabine erst vor wenigen Wochen, von schwerer Bewußtlosigkeit umfangen, die Arme weit auseinandergeschlagen, wie eine Gekreuzigte, auf den Steinfliesen der Küche gelegen hatte? Waren die Worte, die Peter zu Cornelie gesprochen, mit dem kühlen Winde der frühen Herbsttage davongeweht? Die weitgeöffneten Türen der hell erleuchteten Zimmer, in denen sie alle jetzt tiefsinnige Gespräche führten, gütige Worte sprachen, sich mit heiterem Kopfnicken die Hände drückten — bedeuteten sie, daß auch die Türen der Herzen nicht mehr verschlossen seien?

Keiner schien sich solche Fragen vorzulegen.

Aber das Leben ging weiter. Ein anderes Leben freilich, als die gespensterhafte Geschäftigkeit jenes geselligen Treibens! Ein Geschehen war im Gange, unsichtbar freilich und doch im Vergleiche zu allem sichtbaren Geschehen allein wirklich!

Und nur eine einzige Person schien das leise unheimliche Sich-Regen dieses Geschehens zu fühlen: Sabine! —

* * *

An einem Herbsttage in den späten Nachmittagsstunden kehrte Fräulein Kollmann von einem Spaziergange nach Hause zurück.

Während der letzten Wochen, die sie in Sabinens unmittelbarer Nähe verbracht hatte, war sie auf manches aufmerksam geworden, was sie sich nicht zu erklären vermochte. Sie hatte mit erlebt, wie Erich von Sabinens Unfalle kaum berührt worden war und doch kurze Zeit danach zu seinen Gästen von dem zentnerschwer auf ihm lastenden Leben gesprochen hatte, wie Peter ihren Zweifel an Erichs Aufrichtigkeit getadelt hatte und doch dem Freunde mit täglich wachsender Zurückhaltung begegnet war, wie Cornelie bei jeder Gelegenheit Sabinens Hand ver-

ehrungsvoll geküßt und doch im nächsten Augenblicke mit spöttisch triumphierendem Lächeln in Erichs Augen geschaut hatte. Sie hatte auch Sabine überrascht, in Augenblicken, in denen diese sich unbeobachtet glaubte, sie hatte mehrere Male gesehen, wie Sabine mit weit geöffneten Augen, wie von einem vor ihrem Blick schwebenden Grauen gebannt, in die leere Luft geschaut hatte.

Aber nicht dies allein! Sie hatte sich mit Beobachtungen nicht begnügt, sondern sie hatte Überlegungen angestellt, in die nicht nur ihre romantische Phantasie, sondern auch Gefühle hineingesprochen hatten, die ihr selbst noch unbekannt waren.

Mehr und mehr hatten sich diese Gefühle ihres Lebens bemächtigt. Ohne es zu wissen oder zu wollen, hatte sie sich daran gewöhnt, ihnen zu gehorchen. Wenn sie sich meldeten, mußte immer sofort irgendetwas geschehen, und so hatte sie auch heute ohne Besinnen das Haus verlassen, nur weil ein rätselhaftes Empfinden sie überkommen, als sie vor einer Stunde zufällig gesehen hatte, daß Sabine ausging.

Sie war Sabine nicht nachgegangen, aber sie war fest davon überzeugt, daß sie ihr irgendwo begegnen, und daß diese Begegnung von Bedeutung sein werde.

Und in der Tat: sie hatte sie getroffen, erst auf dem Rückwege allerdings, nur wenige Straßen noch vom Hause entfernt.

Sie hatten sich die Hand gegeben, ohne ein Wort zu sagen, fast als hätten sie miteinander verabredet, sich zu treffen. Sabine schien sich über das plötzliche Erscheinen von Fräulein Kollmann nicht zu wundern; auf ihren Zügen zeigte sich sogar eine gewisse Erleichterung, als empfange sie durch die Nähe des jungen Mädchens eine Beruhigung.

In den Straßen lag bereits der dunkle Herbstabend. Ein feiner Regen fiel und hatte eine blinkende Glasur über die Steine gegossen. Um die gelben Lichtpünktchen der Laternen hingen feuchte Nebelschleier.

Sie gingen schweigend nebeneinander her, Sabine mit schleppenden, aber dabei merkwürdig eiligen Schritten, wie eine, die sich verspätet und doch Angst hat, nach Hause zu kommen, Fräulein Kollmann dicht neben ihr, sie mit dem Arm leicht beim Gehen stützend und mit liebevoller Aufmerksamkeit ihrem Schritte sich anpassend. Von dem Augenblicke an, da sie neben Sabine einherging, war merkwürdigerweise die Unruhe, die sie erfüllt hatte, von ihr gewichen.

„Wahrhaftig, er ist schon ein sonderbarer Mensch!“ begann Fräulein Kollmann plötzlich. „Neulich sagt er zu mir: ‚Man muß wissen, ob man alle Menschen oder nur sich selbst lieben will!‘“

Sie lachte leise der Erinnerung nach.

„Nur sich selbst lieben, sagt er, wäre eine große Dummheit: da könnte man in kurzer Zeit nicht mehr leben!“ erzählte sie weiter. „Ich habe ihm ins Gesicht gelacht. Ich habe ihm gesagt: Alle Menschen lieben, ist ebenfalls eine Dummheit und nichts weiter als eine Phrase! Lieben kann man sich nicht vornehmen. Entweder man liebt, oder man liebt nicht! Wenn Sie aber durchaus alle Menschen lieben wollen, so fangen Sie nur erst einmal mit e i n e m Menschen an und am besten mit einer Frau! Davon werden Sie Freude haben! Denn ohne Freude geht es nicht! Bei der Gelegenheit werden Sie auch lernen, wie schwierig es sein kann, schon e i n e n Menschen zu lieben, geschweige denn hundert Millionen! — Wissen Sie, was er mir antwortete?“

Sabine schwieg. Doch Fräulein Kollmann schien ihr Schweigen nicht zu bemerken.

„Er entgegnete: ‚Ja, ja, Sie mögen recht haben!‘“ Sie versank eine Weile in Nachsinnen. „Ja, so ist er!“ begann sie plötzlich wieder, und in dem leichten Tone ihrer Stimme war jetzt ein leises Beben. „Er tyrannisiert uns! Wir haben es uns gefallen lassen, weil er ein guter Mensch ist, weil er besser ist als wir. Wir haben

geglaubt, Sie seien bei ihm in guten Händen! Wir waren der Überzeugung, er werde etwas tun. Er aber . . ."

Sabine senkte den Kopf. Sie schien Fräulein Kollmanns seltsame Worte nicht seltsam zu finden.

„Wir wissen, daß wir keine Macht haben, Sie zu verteidigen, Sie vor einer Person zu schützen, die Ihnen die Hände küßt und Sie gleichzeitig . . . Der Einzige, der solche Macht hat, ist e r ! Ihm gehorchen alle! Ihm gehorcht auch Herr Wente! Ihm gehorcht sogar Fräulein Hanssen! — E r a b e r . . .!"

Schon flackerte die Leidenschaft hell aus ihren Worten.

„Warum erlauben Sie ihm das?" begann sie von neuem. „Wissen Sie nicht, daß er Ihnen alles zu Liebe tun würde? Wissen Sie nicht, daß Sie nur zu befehlen brauchen, und er liegt sofort zu Ihren Füßen! Wissen Sie nicht, daß er Sie — l i e b t ?"

Man erkannte an der jähen Bewegung, mit der sie diese kühnen Worte begleitete, daß sie heftig errötet sein mußte.

„Sie denken doch nicht, ich sage das aus Neid oder gar aus Eifersucht . . .?" besann sie sich plötzlich. Erst jetzt schien sie sich der Worte, die sie gesprochen hatte, bewußt zu werden. „Nein, wahrhaftig! Auf S i e werde ich niemals eifersüchtig sein können, Ihnen würde ich jeden Mann gönnen, und auch i h n . . .!"

Noch immer schwieg Sabine.

„Wissen Sie denn so genau, daß er Ihrer n i c h t bedarf?" fuhr Fräulein Kollmann. alle Zurückhaltung außer acht lassend, in heftig anklagendem Tone fort. „Solch ein Mensch braucht doch m e h r Liebe, als andere! — Kann man denn immer nur geben? E i n m a l muß man doch auch n e h m e n ! Wir alle sehen doch, wie unglücklich er ist! — Oder sehen S i e es n i c h t ? Sehen S i e es n i c h t ?!"

Keine Antwort.

Sie legten den Rest des Weges zurück, ohne noch ein Wort zu wechseln. In einer der letzten Straßen nahm Sabine plötzlich Fräulein Kollmanns Arm. Wollte sie ihr zeigen, daß sie ihr trotz allem, was sie gesprochen hatte, wohlgesinnt, ja, sogar dankbar sei? Oder hatte sie keine Kraft mehr?

Endlich bogen sie in die Bergstraße ein. Die letzten Schritte waren die mühsamsten; sie mußten bergan gehen, der heftiger gewordene Regen schlug ihnen ins Gesicht. Als sie vor dem Hause anlangten, waren sie beide außer Atem.

Kurz vor der Haustür blieb Fräulein Kollmann stehen.

„Ich will Ihnen doch nicht weh tun!" sagte sie leise. „Ah . . .!" stieß sie plötzlich leidenschaftlich hervor.

In demselben Augenblick hatte sich die Haustür geöffnet, und eine elegant gekleidete junge Dame trat heraus.

Auch Sabine erkannte sie sofort.

Cornelie indessen, von der Dunkelheit der Straße geblendet, bemerkte beide Frauen erst, als sie unmittelbar vor Sabine stand.

„Ach . . .!" murmelte sie betroffen, mit einem unruhigen Blick Sabinens seltsam erweiterte Augen streifend. „Ich war soeben — nur einen Augenblick — bei Ihrem Manne . . ." stotterte sie, durch diese fahl blinkenden Augen noch unsicherer geworden. „Wie schade, daß Sie nicht zu Hause waren. Wir hätten plaudern können. Man hat sich so lange nicht gesehen! Wo waren Sie? Nun regnet es auch noch . . . Abscheuliches Wetter!" schwatzte sie erregt drauflos, als dürfe sie Sabine nicht zu Worte kommen lassen. Übrigens fand sie ziemlich schnell ihre Fassung wieder.

„Was sagen Sie zu dem neuen Ereignis?" lachte sie plötzlich auf. „Wie? Sie wissen es noch gar nicht? Wie ist das möglich? I c h finde es sehr interessant, das

heißt: eigentlich habe ich es erwartet, schon seit Wochen und jedenfalls seit einer Reihe von Tagen! Es mußte dazu kommen! Es ist sozusagen das letzte Glied einer logischen Kette, übrigens das schönste Glied . . ."

„Nein, wir wissen es noch nicht!" antwortete für Sabine Fräulein Kollmann in abweisendem Tone. „Aber deswegen brauchen wir nicht hier im Hausflur herumzustehen. Kommen Sie, Frau Wente! Und auch Sie, Fräulein, werden keine Zeit haben!"

„Beunruhigen Sie sich doch nicht um meine Zeit, Fräulein!" entgegnete Cornelie mit süßer Stimme. „Sie verstehen wahrscheinlich nicht, daß dieser Fall von symptomatischer Bedeutung ist!" Sie sprach das umständliche Fremdwort mit hörbarem Genuß aus. „Nicht wahr, Frau Wente," wandte sie sich wieder an Sabine, „Sie und ich sind uns völlig darüber einig, daß es sich hier nicht um eine zufällige, ephemere Sympathieäußerung handelt, sondern um den Schlußstein eines Freundschaftsbaues, an dem wir beide mitgearbeitet haben . . .? Ich muß gestehen, ich bin sehr glücklich darüber! Ich habe soeben noch mit Ihrem Manne darüber gesprochen. Auch er ist sehr erfreut, sehr angenehm berührt! Wir knüpfen daran weittragende Hoffnungen: gemeinsame Arbeit, gemeinsames Wirken . . .! Gegenseitige Ergänzung . . . Künstler und Philosoph . . .! Denn im Grunde ist Doktor Corandt Philosoph! Und das heutige Leben bedarf mehr als je der Philosophen und der Künstler . . .! Wie? Sie meinen n i c h t?" unterbrach sie plötzlich ihre plätschernde Rede, indem sie mit hochgezogenen Brauen scharf und durchdringend in Sabinens Augen blickte: in diesen Augen war ein düsteres Glühen erwacht.

Mehrere Sekunden herrschte tiefes Schweigen. Man hörte fern das Sausen einer elektrischen Bahn, nach einer Weile das Schlagen einer Uhr in Güldensterns Wohnung.

Beide schauten sich unverwandt an.

„Es bedarf nur anständiger Menschen!" sagte Sabine endlich.

„Da haben Sie recht!" lachte Cornelie unmäßig laut. „Sie finden doch immer das richtige Wort! Nun denn, leben Sie wohl! Wir sprechen noch darüber! Ich habe noch nicht alles gesagt! Aber Fräulein Wollmann erlaubt uns ja nicht, die Rechte des Hauses auszuüben, die sie für sich selbst in Anspruch nimmt." Sie nickte Fräulein Kollmann herausfordernd zu. Sicherlich hatte sie den Namen in beleidigender Absicht falsch ausgesprochen. „Also auf baldiges Wiedersehen!"

Es schien, als wolle sie Sabine die Hand reichen, sie hatte die Hand bereits erhoben. Plötzlich aber zog sie die Hand zurück. Vielleicht hatte sie in Sabinens Augen etwas gesehen, das sie befürchten ließ, Sabine werde ihr ihre Hand verweigern.

„Ich kann Ihnen leider die Hand nicht geben", sagte sie in geziertem Tone. „Ich habe mir den Handschuh auf Ihrem Treppengeländer beschmutzt. In diesen Mietskasernen. . . . Also auf Wiedersehen!" Sie wendete sich schnell ab und verließ das Haus.

Die beiden Frauen standen einige Augenblicke regungslos.

„Kommen Sie!" sagte Sabine plötzlich. Es war nur ein rauhes Flüstern.

Aus dem Korridor der Wenteschen Wohnung schlug ihnen eine Welle von Corneliens Parfüm entgegen.

„Hier . . .!" sagte Fräulein Kollmann in zornigem Tone, indem sie verächtlich ihr Näschen rümpfte.

Im Dunkel einer Tür erschien bereits Erichs Gestalt. Sein Haar, das er immer sehr sauber gebürstet zu tragen pflegte, war in Unordnung. Als er an dem Spiegel vorbeikam, fuhr er plötzlich mit der Hand nach der Stirn und strich sich ein paar

Strähnen zur Seite. Mit einem Male aber war er wieder verschwunden; offenbar hatte er Fräulein Kollmann erkannt.

„Ich danke Ihnen, daß ich habe mit Ihnen gehen dürfen", sagte Fräulein Kollmann leise, in dem bescheidenen Tone eines kleinen Mädchens, das sich von einer Erwachsenen verabschiedet, zu Sabine.

Sabine hatte die Wohnung noch nicht betreten, stand noch immer erschöpft an den Türpfosten gelehnt, nicht, als wolle sie ihr noch etwas sagen, sondern wie eine, deren Gedanken so schwer geworden sind, daß sie vergißt, sich zu bewegen. Nach einer Weile nahm sie Fräulein Kollmanns Hand und streichelte mit einem Finger leise die zarte, rosige Haut.

„Was haben Sie doch für eine Kinderhand!" sagte sie wie zu sich selbst sprechend. „Ich kann mich nicht erinnern, daß meine Hände jemals so gewesen sind!"

Sie hob langsam, als koste es sie eine schwere Anstrengung, den Kopf, sie öffnete — noch langsamer — die Augen . . . .

Für eine Sekunde schien es, als wolle sich ein Wort von ihren Lippen, aus ihrem Herzen lösen. . . . Aber das Wort blieb ungesprochen.

Es gibt Augenblicke, in denen unsere Sinne gewissermaßen in umgekehrter Richtung zu arbeiten scheinen: es ist nichts zu hören, es ist nichts zu sehen, und doch fühlt man mit einem Male einen durchbohrenden Schmerz, als sei aus stummen, regungslosen Mauern ein ferner Schrei an unser Ohr gedrungen, als habe man — vielleicht träumend, in der entnervenden Überdeutlichkeit des Traums — ein grauenvolles Bild menschlicher Qual gesehen, ja, der Qual selbst ins Antlitz geschaut.

Ähnlich mag es für Fräulein Kollmann gewesen sein, als sich jetzt Sabinens Augen ihr zuwendeten; diese Augen sahen sie nicht an; sie schienen überhaupt nicht zu sehen, sie waren zu Stein geworden. Aber war es nicht, als ob hinter diesen Steinen plötzlich ein furchtbarer Schrei erklinge, der mit einem Male die ganze Qual dieses Lebens fühlen lasse . . .?

„Wenn ich es auch vielleicht sogleich wieder vergessen habe — in jenem Augenblicke habe ich alles gewußt, alles . . .!" sagte Fräulein Kollmann noch nach Jahren von diesem Blicke.

* * *

Dr. Jung hörte an diesem Abend, daß oben in der Wenteschen Wohnung ein langes Gespräch geführt wurde. Der Tonfall war nicht erregt, nicht einmal besonders laut, jedoch sehr erbittert.

Erichs Stimme machte auf ihn den Eindruck, als spreche da ein Mensch, der an Händen und Füßen gebunden, um dessen Brust sogar noch eine Kette gebunden sei, die ihm jedem Atemzug erschwere.

Von Sabine hörte er nur ein gleichmäßiges Murmeln, doch schien es ihm merkwürdigerweise nicht, als spreche sie leise; ihr Murmeln erweckte vielmehr die Vorstellung, als befinde sie sich sehr weit entfernt, in einem entlegenen Zimmer, und als spreche sie laut, sogar unmäßig laut, ja, als strenge sie sich besonders an, als verschwende sie ihre letzten Kräfte, um sich dem, von dem sie durch Wände und Mauern getrennt sei, verständlich zu machen: hin und wieder erinnerte der Klang an das verzweifelte Flehen eines inbrünstig betenden Menschen.

Ähnlich schilderte Dr. Jung zwei Tage später den Eindruck, den er empfangen hatte. Diese Darstellung war allerdings durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse stark gefärbt. Dr. Jung gab selbst zu, daß er an dem Abend die Meinung gehabt habe, es werde oben ein politisches Gespräch geführt. Er wußte, daß sich Erich seit einiger Zeit mit Leidenschaft politischen Problemen zugewendet hatte, und die politische Unzufriedenheit hatte in jener Zeit auch überall eine so gefährliche

Hitze angenommen — im ganzen Lande und auch in der Stadt waren bereits nicht unbedenkliche, wenn auch vorläufig überall nur lokale Ausbrüche erfolgt — daß ihm solch ein erbittertes Gespräch wohl hatte begreiflich erscheinen können.

Das Gespräch war dann mit einem Male verstummt. Ein tiefes Schweigen war eingetreten. Erst nach etwa einer halben Stunde waren wieder Laute wach geworden, Laute, die er sehr genau kannte, obwohl er sie lange nicht gehört hatte: es waren wieder Möbel umgestellt worden.

Da die Anordnung der Zimmer oben die gleiche war, wie in seiner Wohnung, hatte Dr. Jung genau unterscheiden können, in welchen Zimmern sie oben arbeiteten: zuerst waren sie im Schlafzimmer, nachher in einem kleinen, neben dem Eßzimmer liegenden Raume, den sich der Erbauer des Hauses wohl als Anrichteraum gedacht hatte; es befanden sich da eingebaute Schränke, ein kleiner Gasherd zum Aufwärmen der Speisen und ähnliche Dinge. Dr. Jung bediente sich des Raumes zur Aufbewahrung alter Manuskripte und Bücher; für welche Zwecke Wentes ihn benutzten, war ihm nicht bekannt.

Erst nach Mitternacht war Ruhe eingetreten. Während des Umräumens waren übrigens keine Gespräche geführt worden, er hatte nicht ein einziges Wort mehr gehört, sie hatten sich auch Mühe gegeben, möglichst leise zu sein.

Auch Fräulein Kollmann war das Umstellen der Möbel nicht entgangen. Sie hatte von ihrem Bette jedes Geräusch, das aus der benachbarten Wohnung zu ihr herüberdrang, mit ängstlicher Spannung belauscht und zu deuten versucht. Noch weit nach Mitternacht, als es im Hause längst still geworden war, hatte sie keinen Schlaf finden können, hatte, mit wachen Augen in die Dunkelheit schauend, immer Sabine vor sich gesehen, wie sie mit ihrer zarten, schmächtigen Gestalt schwere Möbelstücke schleppte.

Dieses Bild ihrer Vorstellung, schmerzhafter noch als der Eindruck, den die Wirklichkeit gemacht haben würde, war ihr bis in den Traum gefolgt und hatte sie auch am nächsten Morgen noch nicht verlassen, im Gegenteil: es war immer zudringlicher geworden, es schwebte immer vor ihren Augen, widerwärtiger als in der Nacht, durch seltsame Erinnerungsgebilde des Traumes verzerrt . . . .

Um die Mittagsstunde faßte sie plötzlich einen Entschluß.

Sie ging zu Peter Corandt und berichtete Wort für Wort alles, was sie in der letzten Zeit beunruhigt hatte. Sie verschwieg nichts, sie sagte alles. Ihr Gedächtnis arbeitete mit der Genauigkeit, die einfachen und klaren Naturen in kritischen Augenblicken gegeben zu sein pflegt: sie erinnerte sich nicht nur einzelner Worte, nicht nur des Tones, in dem sie gesprochen, der Gebärden, von denen sie begleitet worden waren, sie fand auch mühelos versteckte Zusammenhänge, unsichtbare, nur dem Gefühl sich offenbarende Beziehungen. Die leidenschaftliche Erregtheit ihres Herzens gab ihr eine zwingende Darstellungskraft, eine glühende Beredsamkeit.

„Wir alle haben darauf gewartet, daß Sie etwas tun werden!" endete sie mit flammenden Augen. „Wir alle haben an Sie geglaubt! Und wenn Sie ihn totgeschlagen hätten. . . . Wir alle hätten es Ihnen verziehen, wir hätten Sie versteckt und Ihnen zu essen gegeben, wir hätten unsere Ersparnisse zusammengelegt, damit Sie Geld gehabt hätten, mit ihr zu fliehen. . . . Sie aber . . .! Sie sind nicht besser als Herr Wente! Es ist Ihnen unbequem, eine Schuld auf sich zu nehmen! Auf Kosten anderer wollen Sie ein guter Mensch sein! Sie sollten sich schämen!"

So konnte vielleicht nur eine Frau sprechen, die selbst liebte, die mit ganzer Leidenschaft verlangte, zu dem Manne, den sie liebte, hinaufsehen zu können, ganz gleich, ob er ihre Liebe erwiderte oder nicht.

Endlich schaute er auf. Bis zu diesem Augenblicke hatte er schweigend, mit ge-

senktem Kopfe, zugehört, ganz, als fühle er sich schuldig, ja, als bekenne er sich schuldig.

Er schaute auf und blickte ruhig in ihre phantastisch erregten Augen. Ein seltsam leidender Ausdruck lag auf seinen Zügen. War es Schmerz um Sabine? War es Qual des eigenen Herzens? Oder war es jene Wehmut der Erkenntnis, die man hin und wieder auf den Gesichtern äußerlich stiller, innerlich aber leidenschaftlicher Menschen findet . . . .?

„Ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Herz haben sprechen lassen!" sagte er leise. „Sie haben Mut gezeigt! Das werde ich Ihnen nicht vergessen! Und Sie haben ja auch . . ." Er zögerte einige Sekunden, als fürchte er, ein Geheimnis preiszugeben. „Sie haben ja auch recht!" fuhr er freimütig fort. „Ein jeder schließt sich in seine Wohnung ein, um dem andern nicht zu zeigen, wie liebebedürftig er ist. Warum muß das so sein? Tun wir es aus Stolz? Aus Eitelkeit? Oder einfach aus Feigheit? — Diese Frage habe ich mir alle Tage, seitdem ich in diesem Hause wohne, vorgelegt. Und ich habe noch keine Antwort gefunden. Nicht wahr, Sie begreifen doch: hier handelt es sich nicht nur um Frau Wente, nicht nur um mich . . . ."

„Es handelt sich nur um Frau Wente und Sie!" unterbrach Fräulein Kollmann streng. „Wenn sich zwei Menschen lieben, gehen die anderen Menschen sie überhaupt nichts an! Sie brauchen sich um die anderen Menschen gar nicht zu kümmern! Es ist gar nicht nötig, daß Sie Herrn Güldenstern und Dr. Jung besuchen. Mit diesen Besuchen machen Sie sich nur lächerlich! Die Herren können gut auch ohne Sie leben! Frau Wente aber kann nicht ohne Sie leben! Das sollten Sie endlich begriffen haben!"

„Glauben Sie, meine Besuche bei Güldenstern und Dr. Jung und auch bei Ihnen . . ."

„Ah, mich lassen Sie nur aus dem Spiele!" murmelte sie heftig.

„Glauben Sie, diese Besuche seien eine Komödie? Sie verstehen mich falsch . .!"

„Ich verstehe Sie nur zu gut!" unterbrach sie. „Das habe ich Ihnen ja neulich schon gesagt! Und neulich haben Sie mir sogar zugegeben, daß ich recht habe! Sie wollen alle Menschen lieben und haben nicht einmal den Mut, einen Menschen wirklich zu lieben!"

„Was nennen Sie denn wirklich lieben . . .?"

„Wenn Sie es nicht fühlen, werde auch ich es Ihnen nicht erklären können! — Und wahrhaftig: ich glaube, Sie fühlen es wirklich nicht!" fuhr sie plötzlich empört auf. „So sind denn auch Sie nur solch Schönredner, der sich um jede Verantwortung zu drücken sucht?!"

„Gerade der Verantwortung wegen lehne ich Ihr Ansinnen ab!" erwiderte Peter, ohne ihrem Ausfalle zu begegnen, in ruhigem Tone. „Ich wiederhole Ihnen . . . ."

„Haben Sie gehört, daß sie gestern nacht wieder umgeräumt haben?" unterbrach Fräulein Kollmann erregt. „Wissen Sie nicht, was das zu bedeuten hat? Wenn eine Frau wie Frau Wente sich entschließt, in diese jämmerliche Kammer zu ziehen, so ist sie mitten in der Verzweiflung! — Sie lehnen es ab, ihr zu helfen! — Nun gut! Sie haben Mut! Ich werde es Ihnen nicht vergessen!"

Sie wiederholte Peters Worte mit grimmigem Hohn.

„Ich — kann — nicht — anders — handeln!" entgegnete Peter leise.

„Und wenn ein Unglück geschieht?" fragte sie drängend. „Dieses Mal wird es ein wirkliches Unglück sein!" Sie schaute ihm mit funkelnden Augen ins Gesicht.

Er schwieg.

„Es tut mir leid, daß es sich nicht um mich handelt!“ begann sie nach einer Weile wieder in merkwürdig verschleiertem Tone. Es klang, als seien ihr die Tränen nahe. „Ich würde Sie nicht so leichten Kaufs davonkommen lassen! Ich würde Sie malträtieren, bis Sie auf den Knien lägen! Und Sie würden auf den Knien liegen! Verächtlich genug, daß die Männer so sind!“ stieß sie heftig hervor.

Peter nickte nachdenklich. Er schien aus ihrer Äußerung noch einen tieferen Sinn zu hören. Sein Gesicht zeigte mit einem Male den erschrockenen Ausdruck eines Menschen, der die Grenzen seines Könnens erkennt.

„Soll denn immer nur die Leidenschaft entscheiden?“ sagte er leise, in eine weite Ferne schauend, in seltsam schmerzlichem Tone.

Nach einer Weile fuhr er, in die Gegenwart des Zimmers zurückkehrend, fort: „Ich weiß, Sie wollen das Beste! Aber meinen Sie, der gute Wille genüge? Ich sage Ihnen: er genügt nicht! Er ist nicht einmal eine Entschuldigung! — Man glaubt, das Beste zu wollen, in Wahrheit aber folgt man seinem unbeherrschten und leidenschaftlichen Herzen! Solange wir uns nicht zu beherrschen vermögen, haben wir überhaupt kein Recht, von unserem guten Willen zu reden!“

Die letzten Worte sprach er leise, aber in tiefer Erregung, als wende er sich nicht nur gegen Fräulein Kollmann, sondern gegen sich selbst. Die Erregung blieb noch mehrere Minuten auf seinen Zügen sichtbar, doch schien bereits ein neuer Gedanke in ihm zu arbeiten: der Ausdruck seines Gesichts wurde sorgenvoll.

„Aber ich bitte Sie . . .“, sagte er plötzlich. „Ich bitte Sie nur um das eine: wir dürfen sie nicht stören! Sie ist wie eine Blinde, wie eine, die im Schlafe wandelt. Sie wissen, wenn man solch eine anredet . . .“

„Ich aber werde sie anreden, ich werde sie stören!“ entgegnete Fräulein Kollmann mit einem gefährlichen Lächeln. „Ich werde ihr sagen, sie sei die egoistischste von uns allen, sie sei schlechter als wir alle . . .“

„Sie werden nicht . . . .!“

„Ich werde ihr sagen, sie sei Ihrer Liebe nicht wert . . . .!“ fuhr sie in plötzlich aufblitzender Eifersucht fort. „Ich werde ihr sagen, daß Sie Ihre Liebe hassen, weil Sie sie einer heuchlerischen und eitlen Frau geschenkt haben, einer Frau, die sie mit Füßen tritt, um ein paar Zentimeter höher zu stehen als andere Frauen . . .! Nun, und dann werden wir ja sehen, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nur so tut!“

Sie wendete sich plötzlich zum Gehen.

„Denn ich sehe wahrhaftig nicht ein, aus welchem Grunde andere um ihretwillen leiden sollen. . . . Es gibt doch vielleicht noch andere Frauen, die es sich zur höchsten Ehre anrechnen würden, Sie lieben zu dürfen . . . .“

Die Hand schon auf der Klinke, zögerte sie doch noch, als erwarte sie eine Antwort.

Plötzlich aber erbebte sie. Und mit einem Male fing sie bitterlich zu schluchzen an.

Doch schon im nächsten Augenblicke hatte sie das Zimmer verlassen.

Während des Nachmittags blieb sie ohne Unterbrechung bei ihrer Arbeit. Erst als die Dämmerung kam, begann sie wieder, mit unruhigen Schritten durch die Stuben zu wandern. Die Nähmädchen waren bereits weggegangen, sie war in der Wohnung allein.

Aus den Zimmerecken hoben sich bereits die Schatten. Draußen vor den Fenstern lag noch der goldene Dunst des versinkenden Herbstabends.

Würde sie die Drohung, zu der ihr gequältes Herz sie getrieben hatte, wahr machen? Fast schien es, als warte sie nur noch auf den Entschluß der Ausführung. Ihre Schritte, anfangs unsicher und lässig, wurden allmählich entschiedener. Doch quälten sie offenbar auch noch andere Gedanken: sie blieb mehrere Male stehen,

schaute minutenlang mit einem grüblerischen Blick vor sich hin. . . . Dann ging eine schmerzliche Bewegung über ihr Gesicht, gleichzeitig aber stampfte sie mit dem Fuße auf, als wolle sie dieser schmerzlichen Bewegung nicht erlauben, Herr über sie zu sein. Wahrscheinlich führte das egoistische Verlangen ihres Herzens eine leidenschaftliche Zwiesprache mit ihrer entsagenden Zuneigung zu Sabine.

Während sie am Fenster stand, bemerkte sie plötzlich Peter und Erich.

Sie standen auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, Peter sprach — anscheinend in starker Erregung — auf Erich ein, dieser hörte zu und legte nur hin und wieder mit einer geschmeidigen Handbewegung ein Wort in die Unterhaltung. Sie konnte nicht erkennen, ob Erich lächelte; aber aus seiner ihr so bekannten Haltung schloß sie, daß er Peters eindringlichen Worten die undurchdringliche glatte Art entgegensetzte, in der er sich auch auf seinen Gesellschaften in gewissen Augenblicken zu geben liebte.

Offenbar waren beide von einem Spaziergange zurückgekehrt, wollten aber noch nicht ins Haus eintreten: sie pendelten, in ihr Gespräch versunken, auf der Straße hin und her.

Endlich näherten sie sich der Haustür, Peter machte eine auffordernde Handbewegung, als schlage er vor, jetzt hineinzugehen, Erich aber lehnte mit einer gekränkten Gebärde ab. Peter schien ihm zureden zu wollen, Erich aber richtete sich plötzlich zu seiner ganzen Manneswürde auf, sagte ein paar scharf akzentuierte, offenbar sehr hochmütige Worte, lüftete den Hut und ging mit stelzenden Schritten, als bereite ihm sein Abgang besonderen Genuß, die Straße hinunter. Er kehrte nicht wieder zurück. Peter wartete noch eine Weile, schüttelte mehrere Male den Kopf und trat endlich ins Haus.

Der kurze Vorgang schien Fräulein Kollmann eine Bestätigung zu bringen. Sie nickte mehrere Male mit dem Kopfe, als habe sie jede Gebärde, jede Bewegung der beiden Männer genau so erwartet. Zu einem Entschlusse aber verhalf er ihr merkwürdigerweise nicht: obwohl sie jetzt die Gewißheit hatte, daß Erich nicht zu Hause sei, ging sie nicht zu Sabine hinüber, sondern blieb am Fenster stehen, in jenem seltsamen Eigensinn, der nach einer soeben gemachten zufälligen Entdeckung einen Anspruch darauf zu haben glaubt, noch eine zweite Entdeckung zu machen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und von Minute zu Minute wachsender Ungeduld schaute sie etwa eine halbe Stunde lang auf die Straße hinab. Schließlich trat sie sogar auf ihren kleinen Balkon hinaus . . .

Und wirklich: sie sollte noch m e h r und noch Wichtigeres erfahren.

Während die Dämmerung zu ihr emporstieg und seine, graue Schleier vor ihre Augen zog, hörte sie von unten gedämpftes Sprechen.

Sie beugte sich nach draußen. Auf dem unteren Balkon, an die Brüstung gelehnt, in der gewohnten ruhigen, etwas geneigten Haltung, stand Peter. Nahe der Balkontür, auf einem Korbstuhl, in einem hellen Kleide, den Kopf tief gesenkt, die Hände langhin im Schoße, saß Sabine.

Sie starrte eine Weile auf dieses unwirkliche, schattenhaft verwischte Bild. Und plötzlich trat sie zurück. Obwohl sie beide vorhin sofort erkannt hatte, schien sie die Tatsache erst jetzt zu begreifen. Peters Stimme war es, die sie ihr zum Bewußtsein brachte.

Er sprach ziemlich leise, sie konnte die Worte nicht verstehen. Aber sie hörte genau die Veränderung, die mit seiner Stimme vorgegangen war.

Für eine Sekunde war es, als ergreife sie ein namenloser Jammer, sie preßte beide Hände vor ihr Gesicht. Dies war die Stimme, die sie seit Monaten in ihren Träumen, niemals aber in Wirklichkeit gehört hatte, dies war das zärtliche Zu-

reden, das beruhigende Ausklingen, das sie jeden Abend in den Schlaf gewiegt hatte, dies war der liebevoll besorgte Ton, nach dem sie selbst sich jeden Tag gesehnt hatte.

Ein verhaltenes Schluchzen erschütterte plötzlich ihren jungen Körper. Aber fast in demselben Augenblicke fühlte sie sich plötzlich frei von jedem Schmerz, seltsam leicht . . . .

Auf Fußspitzen, von einer wunderlichen Traumbefangenheit getragen, ging sie ins Zimmer zurück.

Hier war es schon dunkel. Sie rückte vorsichtig einen Stuhl an den Türpfosten und blickte, den Kopf nach vorn gebeugt, als müsse sie über die beiden da unten wachen, in den bleichen Abendhimmel.

Eine lange Zeit verging. Die aufschwellende Nacht machte ihre Augen blind, die regungslose Haltung gab ihr das Gefühl, als könne sie sich nicht rühren, als sei sie fest in Finsternis gehüllt.

Jetzt schwieg die Stimme. Für eine Weile war es ihr, als sei nichts geschehen, als sei alles nur ein Spiel ihrer Phantasie gewesen.

Nun begann Sabine zu sprechen, mit der fernen, verwehten Stimme eines Kindes, das sich in einem Walde verloren hat.

Mit angehaltenem Atem lauschte sie dieser Stimme. Ihre Traumbefangenheit hatte sich mit einem Male verändert, hatte einem Gefühle unwahrscheinlich hellen Wachseins Platz gemacht. Das Mitleid um Sabine bohrte unerträglich in ihrem Herzen. Doch neben diesem Mitleid wachte tief verborgen, aber streng und unerbittlich ein Gefühl eifersüchtiger Gerechtigkeit, als sei sie hier als Richter berufen, der zu entscheiden habe, ob Sabinens Schmerz schwerer wiege als ihr eigener Schmerz.

Sabine schwieg. Eine Leere griff um sich, ließ alle Gefühle, die sie soeben noch bewegt hatten, im Dunkel zerfließen. Sie sah mit einem Male wie ein winziges, scharf gezeichnetes Bild sich selbst, wie sie hier saß: ein erschrockenes Frauengesicht neben der weißen Tür, lauschend, mit ängstlich gestreckten Händen, ganz unähnlich jener, die nun vor ihren Augen vorüberzog, lachend, mit Spitzen um die Handgelenke, ein heiter schwatzendes Kind . . . .

Die Kälte der Nacht rührte an ihre Schultern. Ein leises Wehen blies von draußen herein, ließ die Gardine zittern. Vom verschleierten Himmel blickten die Sterne bleich und fern zu ihr hernieder.

Plötzlich sah sie Peter vor sich, sein heiter-ruhiges Antlitz, sein freundliches Lächeln. . . . Wieder hatte seine Stimme begonnen, leise bebend, mit einem zärtlichen Klang . . . .

Es war ihr, als habe sie sein Wesen noch nie so unmittelbar gefühlt wie in diesem Augenblicke: stark in seiner festen Männlichkeit, doch niemals ein Mann, voll von Liebe, doch nie darin versinkend, klug und gütig und doch kühl verhangen und wohlverwahrt, daß keiner seine Menschlichkeit sehe . . . .

Endlich kamen ihr die Tränen, alle Gefühle, allen Jammer sanft auslöschend, wie ein langsam rinnender Regen in späten Sommernächten . . . .

* * *

Als Dr. Jung am nächsten Morgen gegen acht Uhr seine Wohnung verließ, kam ihm, von der oberen Etage die Treppe herabstolpernd, Erich Wente entgegen.

„Sie müssen helfen!“ rief er ihn schon vom Treppenabsatze mit schreiender Stimme an.

„Was ist geschehen?“ fragte Dr. Jung, erschrocken in das verzogene Gesicht schauend.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ rief Erich. Er gebärdete sich wie einer, der von einem plötzlichen Schreck ergriffen, die Besinnung verloren hat, packte ihn am Arme,

schüttelte ihn. . . . Dann stürzte er auf Peters Tür los, bohrte den Finger wütend auf den Druckknopf der elektrischen Glocke und weckte eine schrilles Klingeln in Peters Wohnung. „Doch nein!“ besann er sich plötzlich. „Sie können nicht helfen! Sie sind kein Arzt! — Gleichviel! Es ist immer gut, einen Zeugen zu haben!“

„Was ist geschehen?“ fragte Dr. Jung von neuem.

In diesem Augenblicke öffnete sich bereits die Tür, und Peter erschien.

Dr. Jung bemerkte, daß Peter bleich und übernächtig aussah. Auffallender noch war, daß er Erich kaum zu Worte kommen ließ.

„Du mußt sofort kommen!“ rief Erich ihm zu. „Sie hat . . . .“ Und er wollte auch ihn am Arme packen.

Peter aber trat einen Schritt zurück, sah ihm aus weitgeöffneten, weißen Augen durchdringend ins Gesicht und sagte mit bebender Stimme die seltsamen Worte:

„Ah, daß du das zugelassen hast . . .!“

Und merkwürdig: Erich entgegnete nichts. Er stierte dumpf vor sich hin. Mehrere Sekunden standen die drei Männer schweigend einander gegenüber.

„Begleiten Sie uns!“ sagte Peter plötzlich mit veränderter Stimme zu Dr. Jung. Er schlug die Tür zu und stieg, Erich beiseite schiebend, die Treppe hinauf.

Dr. Jung folgte ihm. Während sie um den Treppenabsatz bogen, sah er für eine Sekunde die Gesichter der beiden Freunde, beide seltsam ähnlich durch den gleichen Ausdruck eines tieferen Wissens und einer grimmigen Entschlossenheit.

In der Wenteschen Wohnung standen alle Fenster und Türen offen. Die Gardinen flatterten auf die Straße hinaus. Die noch leicht nach Gas riechende Luft zog wie ein rauschender Strom durch Korridor und Stuben.

„Du merkst wohl . . .?“ murmelte Erich, nervös mit der Hand in die Luft greifend, als er glaube er, eine Erklärung abgeben zu müssen. „Seit einer Stunde stehen die Fenster offen, und noch jetzt . . .“

Er stieß die Tür seines Schlafzimmers weit auf. Man sah die Ehebetten; das eine war mit einer fest eingestopften Tülldecke bedeckt, wie man es bei einem Bette tut, wenn man eine Reise von längerer Dauer unternimmt; das andere war benutzt, machte jedoch nicht den Eindruck, als sei da plötzlich einer aufgesprungen vor Schreck und Angst, er könne ersticken. Die Decke war sogar mit einer gewissen Pedanterie zurückgeschlagen.

„Hier habe ich gelegen, als ich mit einem Male Gasgeruch . . .“

„Wo ist sie?“ unterbrach ihn Peter barsch.

„In ihrem Zimmer.“

„Merkwürdig! Hier riecht es nach Parfüm!“ sagte Dr. Jung.

„Heliotrop . . .“, antwortete Erich sinnlos.

Sie standen bereits vor der halbgeöffneten Tür des kleinen, in den anderen Wohnungen nur als Garderobe und Kofferraum benutzten Zimmerchens.

„Sie schliefen nicht zusammen?“ fragte Dr. Jung.

„Seit einigen Tagen hat sie hier geschlafen“, entgegnete Erich hastig. „Ich leide an Schlaflosigkeit, liege oft stundenlang noch wach. Sie glaubte mich zu stören, wenn sie in meinem Zimmer, an meiner Seite . . . .“

Peter befahl ihm durch eine Handbewegung, zu schweigen.

Sie betraten Sabinens Schlafzimmer.

Auch hier war der Gasgeruch schon beinahe verflogen. Das Fenster mußte schon längere Zeit offen stehen. Die Fensterbank war von dem hereinsprühenden feinen Herbstregen völlig durchnäßt. Auch die Wäschestücke, die neben dem Fenster auf einem Stuhle lagen, wiesen feuchte Regenflecken. Hinter der Tür, im Schatten eines Schrankes und durch eine Vertiefung in der Mauer dem ersten Blicke des Eintretenden entzogen, stand das Bett, daneben auf einer an der Wand befestigten Kon-

sole ein kleiner Gaskocher, wie er zum Aufwärmen von Speisen benutzt wird. Der Schlauch, der die Verbindung mit dem Gaskocher herzustellen hatte, war gelöst und hing wie eine Schlange, die gesättigt neben ihrem Opfer wacht, über die Kante der Konsole herab.

Im Bette lag Sabine. Die Decke war kaum verschoben, lag glatt ausgebreitet, die Formen ihres Körpers völlig verbergend, wie ein Leichentuch über ihr. Auch die Arme waren bedeckt; nur an der Seite sah man einen schmächtigen Ellbogen unter dem Leinen hervorragen. Der Kopf ruhte, ein wenig zur Seite geneigt, tief in den Kissen. Die Kinnlade war herabgesunken, die Augenlider hatten sich verschoben, man sah das trübe Weiß der Augen und die verfärbten Pupillen.

„Zu spät!" flüsterte Dr. Jung.

Keiner antwortete ihm. Peter stand gebückt wie ein alter Mann, der fernen Erinnerungen nachschaut. Erich hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Man hörte nur das taktmäßige Schlagen der im Winde flatternden Gardine, das feine Spritzen der Regentropfen, die schräg zum Fenster hereinsprühten, und nach einer Weile plötzlich ein heftiges Schluchzen. Erich war in Tränen ausgebrochen. Seine Schultern, seine Arme zitterten, und von seinen Lippen kamen langgezogene, wimmernde Töne.

Peter wandte sich plötzlich um.

„Du weinst? — Ja, weine nur!" sagte er gequält. „Weine nur, armer Kerl!" wiederholte er nach einer Weile leise in mitleidigem Tone. Plötzlich wandte er sich heftig an den Redakteur. „Bitte, Herr Doktor, laufen Sie sofort zur Sanitätswache in der Humboldtstraße. . . . . Güldenstern soll die Polizei holen. . . . . Ich selbst werde . . . ."

Er zog den Redakteur unwirsch aus dem Zimmer und eilte die Treppe hinab.

„Wir stehen da und fragen nach dem Schuldigen, sie aber wartet auf Hilfe . . .!" murmelte er im Laufen sinnlos vor sich hin.

Die Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Noch am Abend desselben Tages stellte der Revierarzt den Totenschein aus, in welchem er unter anderem bekundete, daß er an der Leiche keine Merkmale eines gewaltsamen Todes festgestellt habe.

Auch der Polizeikommissar hielt es nicht für erforderlich, gegen die Bestattung Einspruch zu erheben oder sonstige Maßnahmen zu treffen. Übrigens hatte er alles genau untersucht, bis in den späten Nachmittag hinein Vernehmungen vorgenommen und den „Unglücksfall" nach allen Richtungen hin aufgeklärt.

Er hatte festgestellt, daß das Gummistück, durch welches die Verbindung des Gasschlauches mit dem Kochapparat hergestellt wurde, das Mundstück nur sehr ungenügend umfaßte und schon bei leichter Berührung von diesem abglitt. Da der an der Wand befindliche Gashahn geöffnet, der an dem Kochapparat angebrachte Hebel aber geschlossen war, konnte mit Bestimmtheit angenommen werden, daß Sabine beim Schlafengehen die Gaszuleitung für abgesperrt gehalten und erst später durch eine zufällige Berührung, wie sie in dem engen Zimmerchen kaum zu vermeiden war, vielleicht schon beim Besteigen des Bettes, vielleicht auch erst in der Nacht mit einer unbewußten Traumbewegung, das Gummiverbindungsstück zum Abgleiten gebracht hatte.

Es lag da zweifellos ein gewisser Leichtsinn vor: gewissenhafte Leute hielten darauf, beide Gashähne geschlossen zu halten. Dies hatte Sabine unterlassen, und zwar nicht nur in diesem Zimmer, sondern auch in der Küche: auch dort fand man den an der Wand befindlichen Gashahn geöffnet und die Gaszufuhr nur durch den am

Kocher befindlichen Hebel gesperrt. Offenbar war es also ihre Gewohnheit gewesen, sich mit dem Schließen des letzteren zu begnügen.

Natürlich war die Möglichkeit vorhanden, daß sie das Verbindungsstück absichtlich gelöst hatte. Aber dann hätte man folgerichtig fast sämtliche Fälle von Gasvergiftung, die in der Stadt vorgekommen waren, für Selbstmordversuche erklären müssen.

Und warum sollte man gerade in diesem einen Falle an eine selbstmörderische Absicht glauben?

Die Zeugenvernehmungen brachten in dieser Hinsicht allerhand Klatsch und Gerede, aber keine greifbaren Verdachtmomente. Der Kommissar erfuhr, daß das eheliche Leben durch Erichs Nervosität etwas getrübt worden sei, daß die Ehegatten während der letzten Wochen ein unstetes und hastiges Gesellschaftsleben geführt hatten. Aber sie hatten nicht in Unfrieden miteinander gelebt, Sabine hatte bei keiner Gesellschaft gefehlt, sie hatte sogar noch vor kurzem auf Wunsch ihres Mannes ein neues Kleid von Fräulein Kollmann arbeiten lassen. Hätte eine Frau, die sich mit Todesgedanken trug, noch solche Bestellungen gemacht? Lebte eine Frau, der ihr Mann in diesen teuren Zeiten ein Kleid schenkte, in unglücklicher Ehe?, sagte man sich. Im Gegenteil: die Ehe mußte sogar glücklich gewesen sein. Sämtliche Zeugen bekundeten, daß Sabine ihren Mann auf jede nur denkbare Weise verwöhnt hatte.

Fräulein Kollmann behauptete, Sabine habe „unbeschreiblich gelitten", aber sie konnte nicht eine einzige Tatsache anführen, die ihre Behauptung hätte bestätigen können. Sie gab lange, romanhaft klingende Erklärungen ab, sprach von Mangel an Liebe und Entfremdung der Herzen, sie nannte Erich einen Heuchler, der hochmoralische Reden haltend sich nicht geschämt habe, einem jungen Fräulein dreist in den Ausschnitt des Kleides zu schauen, der dasselbe Fräulein sogar vor wenigen Tagen allein bei sich in der Wohnung gehabt habe. Die näheren Ermittlungen aber ergaben, daß die junge Dame sich stets mit der größten Hochachtung gegen Sabine verhalten, daß auch Erich in keiner Weise gegen die gute Sitte verstoßen hatte: es war richtig, sie war allein bei ihm gewesen, aber der Photograph hatte gehört, wie sie an der Tür ausdrücklich nach F r a u Wente gefragt und wie Erich erwidert hatte, seine Frau sei ausgegangen, müsse aber bald zurückkehren, wenn sie warten wolle ... Und Sabine sei in der Tat bereits nach zwanzig Minuten zurückgekehrt.

Der Kommissar nickte und schloß die Vernehmung mit den murmelnd, aber hörbar gesprochenen Worten: „Da dürfte wohl die Eifersucht mit im Spiele sein!"

Auch die Geräusche, die Fräulein Kollmann gehört hatte, verloren nun an Bedeutung, ja, sie ließen die Unzuverlässigkeit ihrer Angaben nur noch wahrscheinlicher werden. Wie eifersüchtig mußte sie gewesen sein, wenn sie jedem Rücken eines Tisches oder Stuhles eine besondere Bedeutung unterschob!

Sabinens Übersiedlung in das kleine Zimmer war freilich nicht zu bestreiten. Aber gab es nicht — gerade in den modernen Ehen — viele Eheleute, die in getrennten Schlafzimmern lebten? Und hier war es offenbar nur eine vorübergehende Trennung gewesen, die eine Reihe der natürlichsten Erklärungen zuließ.

Als Letzter wurde Peter vernommen. Vor ihm hatte Dr. Jung ausgesagt, und er hatte nicht unterlassen, die seltsamen Worte zu berichten, die Peter an der Wohnungstür zu Erich gesprochen hatte. Der Kommissar hielt ihm jene Worte vor und erkundigte sich nach ihrer Bedeutung.

„Sie sind also der Meinung, den Ehemann treffe eine Schuld?" fragte er in etwas gönnerhaftem Tone. Er schien sein Urteil über den Fall bereits abgeschlossen zu haben und keine Neigung zu spüren, sich noch in die Untersuchung „aller dieser Vermutungen" einzulassen.

Peter schaute eine Weile nachdenklich in die kalten, hinter dem Kneifer glasig schimmernden Augen.

„Schuldig sind wir alle! Schuldig ist keiner!" sagte er endlich. „Dies ist es übrigens, was den vorliegenden Fall tragisch und zugleich bedeutungslos macht!" schloß er mit müder, gequälter Stimme.

„Nun ja, ja! Melancholische Weltbetrachtungen . . ." entgegnete der Kommissar geschäftig. „Von einer solchen Schuld ist hier natürlich nicht die Rede. Die unglückliche Ehe . . . Eine Frau ist unglücklich, weil ihr Mann sie nicht liebt, weil sie selbst einen anderen liebt. . . . Das ist Privatsache, sehr bedauerlich, aber für die Beurteilung der Strafbarkeit des Falles ohne Belang. Man kann einen Menschen nicht zur Verantwortung dafür ziehen, daß er seine Frau nicht liebt! — Hier handelt es sich nur darum, ob Sie Gründe haben, zu glauben, daß der Ehemann den Tod seiner Frau mit Absicht herbeigeführt oder in bewußter Fahrlässigkeit zugelassen hat . . .?!"

„Halten Sie das für möglich?" fragte Peter ausweichend.

„Warum nicht?" erwiderte der Kommissar, von Peters erschrockenem Gesicht offenbar belustigt. „Wir haben da schon ganz andere Dinge erlebt: Frauen, die ihre Männer langsam vergiftet haben, mit kleinen, auf Monate verteilten Dosen Arsenik, die sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in die Suppe schütteten, an jedem zweiten Tage der Woche . . . Wir müssen alles für möglich halten! Schreiben Sie Romane? Wie? Sie könnten bei uns die wundervollsten Stoffe bekommen! Möglichkeiten gibt es genug! Daran ist wahrhaftig kein Mangel! Es hat auch Menschen gegeben, die sich nur deshalb das Leben nahmen, weil sie einen, den sie haßten, in den Verdacht des Mordes bringen wollten . . . Eine psychologische Finesse befriedigter Rache! Was meinen Sie; vielleicht ließe sich der vorliegende Fall auf diese Weise ganz einfach erklären? Denn wissen Sie: der Ehemann als Mörder . . . Gewiß, die Möglichkeit muß man zugeben; aber die Wahrscheinlichkeit . . .? Nein, wahrscheinlich ist es nicht! Oder welche Tatsachen könnten Sie anführen, die für eine solche Annahme sprächen? Sie verstehen mich recht: nicht Vermutungen, sondern Tatsachen . . .!?"

„Keine!" erwiderte Peter leise.

Der Kommissar nickt selbstgefällig.

„Ich dachte es mir schon! — Sie sind, wie ich höre, in gewissen Gefühlen getroffen. . . . Da pflegt man immer in seiner Empörung d e n für schuldig zu halten, der einem im Wege gestanden hat. Eine häufige und sogar alltägliche Erscheinung!" sagte er mit einer leicht abtuenden Handbewegung.

„Sie wundern sich, daß ich so genau über Sie Bescheid weiß?" fuhr er nach kurzem Schweigen in angeregtem Tone fort. Die Unterhaltung mit diesem Sonderling schien ihm Spaß zu machen; er hat sie ja auch nachher seinen Kollegen fast wörtlich wiedererzählt. „Nun, man hat doch seine Erfahrung! In diesem Falle war es übrigens kein Kunststück: man hat mir von den Gerüchten erzählt, die hier im Hause umgehen oder umgegangen sind, von gewissen Beziehungen . . . Gott, es lag gewiß sehr nahe: man hat Mitleid mit einer unglücklichen Frau, man fühlt sich als ritterlichen Beschützer . . . Daraus entsteht dann schnell ein eigenes Konto."

„Ach, bitte . . .!" brachte Peter mit Anstrengung hervor.

„O, Sie brauchen nicht zu bitten!" wehrte der Kommissar lachend ab. „Es liegt mir ferne, das Heiligtum Ihrer Seele anzutasten. So ist der Mensch: irgendetwas Heiliges muß er haben, sonst glaubt er sich in seiner menschlichen Würde beeinträchtigt. Und warum auch nicht? Dagegen ist schließlich nichts einzuwenden. Nur sollte er in diesen Fällen nicht immer seinem Verstande den Mund verbieten. Denn das ist ja das Merkwürdige: die einsichtsvollsten Männer sind wie mit Brettern ver-

nagelt, wenn es sich um einen solchen heiligen Punkt handelt. Für meine Tätigkeit ist das schon häufig von Nutzen gewesen! — Anfangs war es mir etwas unsympathisch, mich dieses Vorteils zu bedienen. Aber schließlich — wenn einem die Kardinalpunkte einer Frage so unverhüllt angeboten werden . . . ." Er lächelte selbstgefällig an den Brillengläsern vorbei in das Zimmer hinein einem unsichtbaren Punkte zu. „Kurzum . . ." sagte er plötzlich mit überraschender Bestimmtheit. „Der Mann ist Ihnen nicht sympathisch, nicht wahr? Sie haben eine gewisse Voreingenommenheit . . .?"

„Eine solche Voreingenommenheit darf es nicht geben!" entgegnete Peter seltsam heftig. „Wo bliebe die L i e b e?"

„Jaa, wo bliebe die Liebe, mein Verehrtester . . .?" meinte der Kommissar gedehnt. „Da haben Sie recht! Aber wenn es keinen Haß gäbe, so gäbe es auch keine Liebe, oder wenigstens wäre die Liebe nichts mehr wert. — Mit solchen Fragen also beschäftigen Sie sich?" fragte er plötzlich sehr interessiert. „Dann wird es Ihnen freilich schwer fallen, Herrn Wente gerecht zu beurteilen. Sollten Sie etwa aus d i e s e m Grunde mit einem Male alle Tatsachen vergessen haben? Sie brauchen mich nicht zu unterbrechen. Ich sehe schon: dies scheint bei J h n e n solch ein heiliger Punkt zu sein! Man haßt einen Menschen, will es aber um keinen Preis zugeben, denn damit würde man ja seiner schönen Überlegenheit verlustig gehen. Also zwingt man sich zur Liebe, und zwar noch dazu zu einer viel heftigeren Liebe, als man sie einem Menschen geben würde, der einem sympathisch ist . . .! Man hat Mitleid mit ihm, man gewährt ihm äußerste Nachsicht, man achtet in ihm den — wie sagt Goethe? — den Jammer der Menschheit . . .! — Ah, das kommt vor! — Wie? Und so ist es wohl auch bei Ihnen . . .? Denn dieser Ehemann scheint ja in der Tat kein angenehmer Herr zu sein! — Ja, also, wie steht es denn mit Ihrem Mitleid? Wenn er nun wirklich das begangen haben sollte, was Sie da im ersten Augenblicke vermutet haben — hätten Sie auch dann noch Mitleid mit ihm? Aber lügen Sie, bitte, nicht! Mit der moralischen Pose machen Sie auf mich keinen Eindruck. Also bitte! Würden Sie auch dann noch Mitleid mit ihm haben?"

„Ja! — Zugleich aber würde ich ihn hassen!" entgegnete Peter mit kaum hörbarer Stimme.

„Nun, Sie sind wenigstens ehrlich! — Damit will ich Ihre Vernehmung schließen! — Oder haben Sie sich vielleicht inzwischen besonnen? Sind Ihnen doch vielleicht noch ein paar Tatsachen eingefallen? Irgendeine unbedachte Äußerung von ihm, irgendwelche auffallenden Pläne . . .? Jetzt wäre noch Zeit, es zur Sprache zu bringen und die Dornenkrone befriedigter Rache sich aufs Haupt zu setzen! Wie denken Sie darüber?" nickte er Peter freundlich mit listigen Augen zu.

Peter schwieg. Fast eine Minute stand er, ohne sich zu rühren, wie versteinert.

„Er . . ." kam es endlich mit einem rauhen, seltsam zerrissenen Ton aus seiner Kehle. Mehr Worte aber brachte er nicht hervor. Mit angestrengter Bewegung, als halte ihm eine unsichtbare Hand die Kehle zu, schüttelte er den Kopf.

„So, so!" meinte der Kommissar . „Das ist freilich interessant! — Nun denn: ich habe keine Fragen mehr! Sie sind entlassen!" Er wendete sich, scheinbar bereits mit anderen Gedanken beschäftigt, dem Protokollführer zu.

„Ach, übrigens, noch auf ein Wort!" rief er ihn plötzlich noch einmal zurück. Peter hatte bereits die Türklinke in der Hand. „Ich möchte Ihnen noch einen kleinen Rat mit auf den Weg geben, als Dank für die interessante Unterhaltung. Es ist soweit alles in Ordnung! Immerhin . . .?! Seien Sie vorsichtig! Rechnen Sie nicht auf Dankbarkeit! Vermeiden Sie Aussprachen, und wenn es Ihnen möglich ist, versuchen Sie, jene eigenartige Freundschaft zu lösen! Solche Menschen sind unberechenbar! W e n n er es getan haben sollte, wird er sich wie eine Klette an Sie

hängen, dessen können Sie gewiß sein! Möglicherweise handelt es sich doch in diesem Falle gar nicht um die Frau, sondern um Sie, mein Verehrtester! Diese Möglichkeit haben Sie vielleicht noch gar nicht in Betracht gezogen! Ich möchte Sie ausdrücklich auf sie hinweisen!"

„Warum verhaften Sie ihn nicht?" unterbrach ihn Peter plötzlich mit einer jähen und zornigen Bewegung. „Sie sind ja selbst von seiner Schuld überzeugt!"

Der Kommissar schaute eine Weile durchdringend, aber lächelnd in das erregte Gesicht.

„Mir fehlen Zeugen!" meinte er endlich mit einer kleinen Verbeugung. „Kein Zeuge hat eine Aussage gemacht, die einen Verdacht hinreichend begründet erscheinen ließe! — Kein Zeuge!" fügte er nach kurzem Warten, seine Grausamkeit genießend, hinzu. „Keiner hat den Mut gehabt! Auch S i e nicht!"

„Mut . . .? — Hier handelt es sich nicht um Mut!" fuhr Peter heftig auf.

„Sondern . . .?"

„Sie wissen es sehr wohl. Sie haben sich soeben noch darüber belustigt. Ich achte in ihm den Jammer der Menschheit, haben Sie gesagt. Damit haben Sie gezeigt, daß Sie genau begriffen haben. Denn in der Tat: nur darum allein handelt es sich hier! — Strafen ist leicht! Auch Vergeben ist leicht. Helfen aber . . .? Wenn S i e die Überzeugung gewonnen haben, daß er schuldig ist . . . In der Einsamkeit des Gefängnisses würde er vieles denken, vieles fühlen . . . Und viele würden bereit und auch in der Lage sein, ihm zu helfen . . . Ihr Haftbefehl allein wäre vielleicht schon eine Wohltat für ihn . . .!"

„Gewiß! Sehr richtig!" erwiderte der Kommissar langsam. „Leider aber bin ich nicht in der Lage, ihm — ohne Zeugenaussagen — diese Wohltat zu erweisen. — Übrigens stelle ich fest, daß Sie — wenn auch in gemilderter Form — die Aussage verweigert haben! Vor Gericht würde man Sie dafür in Strafe nehmen lassen. — Nun, gehen Sie nur! — Und, wie gesagt: seien Sie vorsichtig! Seine Hilfe einem Anderen aufdrängen ist immer gefährlich! Jedenfalls habe ich Sie gewarnt!"

Er deutete durch eine Handbewegung an, daß er die Unterredung für beendet halte.

Noch an demselben Abend hatte er die Leiche zur Bestattung freigegeben.

(Schluß folgt.)

Aus kritischen Tagen

Berichte des Königlich sächsischen Gesandten in Berlin, Grafen Hohenthal und Bergen, aus den Jahren 1889—1892

Herausgegeben von

Hubert Richter

Die nachstehend erstmalig veröffentlichten Berichte des früheren Gesandten Sachsens in Berlin stellte mir das sächsische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in liebenswürdiger Weise zur Verfügung. Wenn auch die letzte Zeit viel Neues gebracht hat, das unsere Kenntnis von der Entwicklung der Kanzlerkrisis bedeutend erweitert hat — es sei hier außer auf den III. Band der „Gedanken und

Erinnerungen" besonders auf die von Eppstein veröffentlichten Erinnerungen Boettichers und Rottenburgs, auf das Buch des Ministers Lucius von Ballhausen, auf die von Wertheimer sowie von Schüßler benutzten und teilweise publizierten Berichte des früheren österreichisch-ungarischen Gesandten in Berlin, Grafen Széchenyi, und schließlich auf die ganz neuerdings von K. A. v. Müller in den „Süddeutschen Monatsheften" mitgeteilten Berichte des bayerischen Gesandten in Berlin, Grafen Lerchenfeld, hingewiesen — so werden doch auch die hier zum Abdruck gebrachten Berichte des sächsischen Vertreters in Berlin aus den Tagen der Machtkämpfe zwischen Kaiser und Kanzler ihren Wert haben, um so mehr, als sie Aufschluß geben über die Haltung der sächsischen Regierung in der Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung, die bekanntlich den Reichskanzler sehr erregte, und der er ein großes Teil der Schuld daran zuschob, daß Wilhelm II. sich so lebhaft mit dieser Frage beschäftigte.

Der Verfasser aller hier abgedruckten Berichte ist der langjährige sächsische Gesandte in Berlin und spätere Staatsminister Graf von Hohenthal und Bergen. Zu den besonders warmen Verehrern des Reichskanzlers hat er anscheinend nicht gehört: das geht aus mancher in hier nicht mitgeteilten Berichten enthaltenen Bemerkung hervor, wie auch kaum ein Wort über die Bedeutung des Abganges Bismarcks oder eine Äußerung des Bedauerns über dieses Ereignis fällt. Bezeichnend ist auch, daß am Abend des Demissionstages bei Graf Hohenthal eine Dilettantenvorstellung stattfand, bei der Graf Széchenyi sich sehr über die sonderbare, nicht der Bedeutung des Tages entsprechende Stimmung der Anwesenden wunderte (Wertheimer, „Bismarcks Sturz" in „Preußische Jahrbücher", Band 184, Heft 3, Seite 330). Auch war, als der Kanzler von Berlin abreiste, der sächsische Gesandte nicht auf dem Bahnhof. Meine Anfrage bei dem Sohne des Grafen wegen Privatbriefen seines Herrn Vaters, in denen vielleicht weiteres Material zur Geschichte der Kanzlerkrisis enthalten wäre, wurde dahingehend beantwortet, daß sich solche nicht vorfänden. — Der Adressat war der Staats- und Kriegsminister von Fabrice. Sämtliche Berichte tragen den Vermerk „Vertraulich" und wurden König Albert vorgelegt.

* * *

Nr. 392. Berlin, den 27. November 1889.

Die Kommissionsverhandlungen über das Sozialistengesetz sind gestern in eine neue Phase getreten, welche doch vielleicht noch die Erreichung eines brauchbaren Resultates ermöglichen wird. . . . .

Nachdem nämlich der Herr Reichskanzler auf die Anfrage des Herrn Staatsministers von Boettticher es abgelehnt hatte, den Nationalliberalen in der Ausweisungsfrage Konzessionen zu machen, hat der Abgeordnete von Helldorf Herrn von Boettticher mitgeteilt, die konservative Fraktion werde nunmehr selbständig mit den Nationalliberalen unterhandeln, da der größte Teil seiner Freunde angesichts des bevorstehenden Wahlkampfes alles aufbieten wolle, um das Kartell nicht zu gefährden. Der genannte Abgeordnete hat darauf die Aufforderung erhalten, nach Friedrichsruh zu kommen, wo er am vorigen Montag mit dem Fürsten konferiert hat [1]).

Herr von Helldorf hat bei dieser Unterredung darauf hingewiesen, daß das Sozialistengesetz an sich zwar als Wahlparole nicht schlecht sei, doch könne man dies

[1]) Vergl. v. Helldorff-Bedra, „Der Fall des Sozialistengesetzes" („Deutsche Revue", Jahrg. 25 [1900], Bd. 1, S. 273—284); Fr. Thimme, „Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks ‚Staatsstreichplan'" („Süddeutsche Monatshefte", Jahrg. 12 [1915], S. 108—125).

nicht behaupten von der Ausweisungsbefugnis, um welche jetzt der ganze Kampf entbrannt sei, welche aber im Publikum wenig Anhänger besitze. Er und seine Freunde könnten dieser Befugnis nicht genügend Wert beilegen, um ihrethalben das Kartell zu sprengen; namentlich dann, wenn die Nationalliberalen sich bereitfinden lassen sollten, dieselbe auf eine Reihe von Jahren zu gewähren. Er sei daher entschlossen, eventuell auch gegen den Wunsch des Reichskanzlers auf der angedeuteten Grundlage eine Verständigung mit den Nationalliberalen zu suchen. Der Fürst hat in seiner Erwiderung nicht zugeben wollen, daß die Ausweisungsbefugnis unbeliebt sei; jeder Wähler, der sich 100 M. erspart hätte, werde auf Seiten der verbündeten Regierungen stehen, wenn wegen dieser Frage der Reichstag aufgelöst werden müsse; er werde übrigens selbst nach Berlin kommen, um den Nationalliberalen den Standpunkt klar zu machen. Herr von Helldorf hat hiervon unter Bezugnahme darauf abgeraten, daß der Kanzler den Vorstadien der Verhandlung fern geblieben sei und sich jetzt vielleicht dazu fortreißen lassen werde, den Nationalliberalen sehr schroff entgegenzutreten. Er hat hinzugefügt, die äußerste Rechte der konservativen Fraktion werde hierüber jubilieren; da indessen der ohnehin zum Freisinn gravitierende Flügel der Nationalliberalen dann die gleiche Freude empfinden werde, werde ein Bruch entstehen, der sich vielleicht für die fernere Entwicklung der Dinge in Deutschland als äußerst verhängnisvoll erweisen werde. Der Fürst hat die Richtigkeit dieser letzteren Deduktion eingeräumt und sich schließlich dahin geäußert, daß er die Aufrechterhaltung des Kartells doch für wichtiger halte als das Sozialistengesetz. Gleichwohl könne er für seine Person nicht nachgeben, da dies das Prestige der verbündeten Regierungen schädigen würde. Er wolle indessen Herrn von Helldorf freie Hand lassen und sich persönlich in die Verhandlungen nicht einmischen. Der Bundesrat möge sich dann später darüber schlüssig machen, ob er glaube, dasjenige akzeptieren zu können, was der Reichstag biete.

Auf eine weitere Frage des Herrn von Helldorf, ob der Fürst nicht wenigstens den Versuch machen wolle, auf die Nationalliberalen unter der Hand Einfluß zu nehmen, hat Seine Durchlaucht mit dem Bemerken ablehnend geantwortet, der Verkehr zwischen ihm und Herrn von Bennigsen sei abgebrochen.

Nr. 19. Berlin, den 15. Januar 1890.

Seine Majestät der Kaiser hat heute den Staatsminister von Boetticher zu Sich befohlen und nochmals die zwischen Allerhöchstihm und dem Reichskanzler Fürsten Bismarck bestehenden Differenzen in Bezug auf den Erlaß gesetzlicher Vorschriften zur Einschränkung der Sonntagsarbeit und der Frauen- und Kinderarbeit zur Sprache gebracht. Seine Majestät hat hierbei geäußert, daß Er die ganze Angelegenheit eingehend mit Seiner Majestät dem Könige, unserm Allergnädigsten Herrn, erörtert habe und daß Sein Erlauchter Verbündeter zu Seiner großen Freude ein Vorgehen der Königlich Sächsischen Regierung im Bundesrate auf diesem Gebiete in Aussicht gestellt habe [2]). Seine Majestät hat hinzugefügt, Er werde schon dafür Sorge tragen, daß Seine Regierung dieses Vorgehen unterstütze, und daß Fürst Bismarck hieraus einen Anlaß, sich von den Geschäften zurückzuziehen, nicht entnehme.

Euer Exzellenz ist aus meiner früheren Berichterstattung über die Behandlung der aus der Initiative des Reichstags hervorgegangenen Arbeiterschutz-Gesetzentwürfe im Bundesrate bekannt, daß Herr von Boetticher schon mehrfach den

[2]) Bismarcks Äußerungen über König Alberts Stellung zu dieser Frage siehe Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", Bd. III, S. 50, 52. Vergl. ferner E. v. Wertheimer, a. a. O., S. 310, und K. A. v. Müller, „Die Entlassung" („Südd. Monatsh.", Dez. 1921, S. 140, 142—144).

Wunsch ausgesprochen hatte, die Königlich Sächsische Regierung möge in Bezug auf diese Materie, zu deren Beurteilung sie aus vielen Gründen besonders befähigt sei, selbständige Anträge stellen. Ich habe daher Veranlassung genommen, über die Opportunität der Einbringung solcher Anträge im gegenwärtigen Augenblick mich mit ihm zu unterhalten und bin hierbei zu der Überzeugung gelangt, daß es sich mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen empfehlen wird, bald vorzugehen, und zwar dergestalt, daß vor dem 20. Februar wenigstens die eine Tatsache feststeht und öffentlich bekannt ist, daß die Königliche Staatsregierung dem Bundesrate einen Arbeiterschutz-Gesetzentwurf vorgelegt hat. Diese Auffassung wird von Seiner Majestät dem Kaiser geteilt. Auch der Umstand, daß der Reichstag in der jetzt zu Ende gehenden Session die Arbeiterschutzanträge noch nicht in dritter Beratung erledigt hat, kann nach Ansicht des Herrn von Boetticher eine weitere Vertagung der Angelegenheit um deswillen nicht begründen, weil die Anträge, so wie sie gegenwärtig gefaßt sind, in materieller und formeller Beziehung zu Bedenken Anlaß geben. . . .

Ich darf noch hinzufügen, daß Herr von Boetticher von einer bloßen Anregung im Bundesrate, wie dieselbe ja füglich auch in Betracht kommen könnte, sich wenig Erfolg verspricht, weil der Reichskanzler einwenden würde, er könne nur einem formulierten Entwurfe gegenüber Stellung nehmen.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden interessiert Sich, wie mir Herr von Marschall gesagt hat, gleichfalls lebhaft für die Angelegenheit und würde jeden Antrag, welcher zur Regelung der Frage im arbeiterfreundlichen Sinne beitragen würde, lebhaft unterstützen.

Die Königlich Bayerische Regierung ist bis jetzt in Bezug auf Arbeiterschutz sehr zurückhaltend gewesen.

Nr. 39. Berlin, den 23. Januar 1890.

Euer Exzellenz verfehle ich nicht, ganz gehorsamst anzuzeigen, daß ich dem Staatsminister Grafen von Bismarck die sachlichen Beweggründe, welche die Königliche Staatsregierung veranlassen, auf dem Gebiete der Arbeiterschutz-Gesetzgebung selbständige Anträge im Bundesrate zu stellen, ausführlich vorgetragen habe [3]).

Graf Bismarck hat mir versprochen, dem Fürsten hiervon Kenntnis zu geben, er glaubte indessen mir schon jetzt versichern zu können, daß sein Vater weit davon entfernt sei, die gedachten Anträge als einen gegen seine Person gerichteten Angriff aufzufassen. Auch sei ja hier bekannt, daß die Königliche Staatsregierung in Bezug auf die erwähnte Materie von jeher einen von dem preußischen abweichenden Standpunkt vertreten habe.

[3]) Am 20. Januar war Graf Hohenthal von Dresden aus vorläufig und vertraulich dahingehend instruiert worden, daß die sächsische Regierung ihre Anträge auf eigenem, und nicht auf Berliner amtlichem Material aufbauen wolle, „um den Anschein zu vermeiden, als könnten wir im Verein oder nach getroffener Abrede mit Anderen gegen die in der Sache von dem Fürsten Reichskanzler eingenommene Stellung vorgehen wollen. — Unter allen Umständen wollen wir vermeiden, irgend etwas zu tun, was gegen die dem Fürsten schuldigen Rücksichten verstoßen oder von ihm in dieser Richtung ausgelegt werden könnte. — Ähnliches zu tun liegt weder in unserer Absicht noch kann es in unserer Absicht liegen; es war daher auch von Haus aus kein Zweifel darüber, daß wir unbedingt den geraden Weg, und zwar allein, einzuhalten haben werden, wenn wir in weiterer Betätigung des in der Angelegenheit schon bisher eingenommenen Standpunktes denselben jetzt neuerdings zur Sprache bringen, wo die jüngsten Vorgänge im Reichstage sowie ja auch die preuß. Thronrede gewissermaßen hierzu reichen Anlaß bieten." — Am 25. Januar erhielt der Gesandte die Anweisung, die betreffenden Reichsbehörden von den sächsischen Absichten in Kenntnis zu setzen, worauf er am 28. d. M. dem Staatssekretär von Boetticher Mitteilung davon machte. Vergl. Bericht Nr. 50.

Andererseits ist Graf Bismarck aber der Meinung, daß sein Vater unter voller Würdigung unseres durchaus loyalen Vorgehens niemals zu der Überzeugung gelangen werde, daß der Bevölkerung durch die projektierten Gesetze eine Wohltat erwiesen werde, weil dieselben geeignet seien, den Arbeiter in seiner Erwerbsfähigkeit zu beschränken, und weil als unmittelbare Folge hiervon eine Verteuerung der gesamten Produktion eintreten werde.

Nr. 50. Berlin, den 29. Januar 1890.

Aus einer Äußerung des Staatsministers von Boetticher, welchen ich gestern aufgesucht habe, entnahm ich, daß der Reichskanzler namentlich deswegen Bedenken getragen hat, zwischen der 2. und 3. Lesung des Sozialistengesetzes eine Beschlußfassung des Bundesrates über die Ausweisungsbefugnis herbeizuführen, weil er gefürchtet hat, dieselbe könne im Sinne des Nichtbestehens auf dieser Forderung ausfallen, und weil er andererseits geglaubt hat, die zeitweilige Verhängung des kleinen Belagerungszustandes werde im Frühjahr des laufenden Jahres mit unbedingter Notwendigkeit in den preußischen Kohlenbezirken eintreten müssen. Diese letztere Erwägung mag den Fürsten auch dazu veranlaßt haben, den Konservativen anheimzugeben, die Beschlüsse zweiter Lesung abzulehnen [4]). . . . .

Die Mißstimmung, welche unter den Vertretern der Kartellparteien in den letzten Reichstagssitzungen gegen den Reichskanzler geherrscht hat, ist durch die überaus versöhnliche Thronrede einigermaßen abgeschwächt worden, doch halte ich es immerhin nicht für unmöglich, daß dieselbe in dem bevorstehenden Wahlkampfe noch manche unliebsamen Früchte zeitigen wird. Daß in der Thronrede dem Reichstag und speziell den Nationalliberalen keine Strafpredigt gehalten worden ist, beruht, wie ich höre, auf der Initiative Seiner Majestät des Kaisers, Allerhöchstwelcher nur unter dieser Bedingung dem Vorschlage des Kanzlers, bezüglich des Sozialistengesetzes fest zu bleiben, zugestimmt haben soll.

Nr. 53. Berlin, den 30. Januar 1890.

Fürst Bismarck ließ mich heute früh bitten, ihn um 11 Uhr aufzusuchen. Seine Durchlaucht empfing mich sehr freundlich und sagte mir, die von der Königlichen Staatsregierung in Aussicht genommenen Arbeiterschutz-Anträge, bezüglich deren ich . . . . dem Staatssekretär des Innern eine amtliche Mitteilung gemacht hatte, veranlaßten ihn, mir seinen Standpunkt dieser Angelegenheit gegenüber auseinanderzusetzen. Er halte dies für um so mehr geboten, als die Angelegenheit in den letzten Tagen schon zu einer partiellen Ministerkrisis geführt habe und ihn bestimmen werde, Seine Majestät den Kaiser um seine Entlassung zu bitten, falls sie fortgesetzt werden sollte. Der Kaiser habe sich bei dieser Frage von Persönlichkeiten beraten lassen, denen eine Befugnis hierzu in keiner Weise zustehe. Sein ehemaliger Lehrer, der Geheim-Rat Hinzpeter in Bielefeld, habe angefangen, Graf Douglas und der Oberpräsident von Berlepsch seien diesem Beispiele gefolgt. Da die von dieser Seite dem Kaiser erteilten Ratschläge sich auch auf die Behandlung der Bergarbeiterfrage erstreckt hätten, und da der Kaiser, Dessen Anschauung auch hier von derjenigen des Reichskanzlers abgewichen habe, Sich hierbei auf Herrn von Berlepsch berufen habe, so habe er, der Fürst, dem Kaiser seine Demission als Handelsminister angeboten und als seinen Nachfolger Herrn von Berlepsch empfohlen. Der Letztere treffe heute hier ein und werde jedenfalls das Portefeuille annehmen. „Geht das so fort," fügte der Reichskanzler hinzu, „so wird Hinzpeter wohl noch nächstens Reichs-

[4]) Von „Anheimgeben" war bekanntlich keine Rede. Vergl. Thimme, a. a. O.

kanzler werden, denn ich kann mir mit meinen 75 Jahren und mit meiner nicht ganz erfolglosen Vergangenheit nicht gefallen lassen, daß mein Herr von Leuten beraten wird, die hierzu nicht berufen sind. Schließlich fragt der Kaiser irgend einen beliebigen Husarenoffizier, wie Er die soziale Frage lösen soll und will mir dann dessen Meinung aufzwingen, wenn ich nicht bei Zeiten gegen eine derartige Behandlung der Staatsgeschäfte Einspruch erhebe."

Auf die Arbeiterschutz-Anträge eingehend, sagte mir der Kanzler, er habe von jeher die Anschauung vertreten, daß derartige Gesetze, die man eigentlich Arbeiterzwangsgesetze nennen müsse und als Arbeiterschutzgesetze nur dann bezeichnen könne, wenn man damit ausdrücke, daß man die Arbeiter vor sich selbst beschützen wolle, nichts taugten, daß sie nicht versöhnend wirken würden, daß sie die Produktion verteuern und erschweren, ja teilweise zu Grunde richten, daß sie die vorhandenen Gegensätze verschärfen und last not least einen Beweis dafür liefern würden, daß die Regierungen sich der Sozialdemokratie gegenüber für schwach hielten. Die soziale Frage sei nicht mit Rosenwasser zu lösen, hierzu gehöre Blut und Eisen; er sei zu seinem tiefen Bedauern bei Seiner Majestät dem Kaiser der Anschauung begegnet, daß man den revolutionären Tendenzen gewisse Konzessionen machen könne, ja sogar müsse, bevor es ‚zu spät' sei. Hierzu könne er, der Fürst, die Hand nicht bieten, er werde vielmehr vermöge seiner ganzen politischen Vergangenheit dazu gezwungen sein, die beregten Anträge, wenn sie von uns gestellt würden, zu bekämpfen. Nachdem indessen der Kaiser schon jetzt erklärt habe, daß Er diesen Anträgen zustimmen wolle, so müsse der Minister dem Willen seines Herrn weichen. Seine Frau und sein Arzt, fuhr der Fürst fort, hätten ihm schon seit Jahren geraten, sich von den Geschäften zurückzuziehen, auch er persönlich sehne sich schon lange danach, ‚von der Galeere, von der Ruderbank', an die er geschmiedet sei, loszukommen, und habe er sich daher vorgenommen, sein Amt nach und nach ‚abzubröckeln'; das Handelsministerium sei er bereits los; auch den preußischen Ministerpräsidenten habe er im Laufe dieses Jahres ablegen wollen, um sich ganz und gar auf sein ‚Altenteil', die auswärtige Politik und die Führung der preußischen Stimme im Bundesrate, zurückzuziehen. Seine Einflußnahme auf die inneren Fragen habe er auch mit der Zeit aufgeben wollen, und zwar dies um so mehr, als ein Mann von 75 Jahren immerhin noch voll beschäftigt sein werde, wenn er nur das erwähnte Altenteil behalte. Würden indessen die Anträge gestellt, so werde sich ihm die erwünschte Gelegenheit bieten, aus allen seinen Ämtern auszuscheiden[5]). Ihm und seiner Familie werde hiermit nur gedient sein, er gebe aber zu bedenken, ob es im allgemeinen Interesse läge, wenn der einzige Mann innerhalb des preußischen Ministeriums, der dem Kaiser gegenüber eine gewisse Autorität habe, ausscheide. Hierzu komme, daß er in Bezug auf die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sich doch gewisse Verdienste erworben habe, Verdienste, die auch von seinen Gegnern anerkannt würden, die er indessen in der Hauptsache seinem persönlichen Einflusse in Petersburg, London, Wien und Rom verdanke. Diesen persönlichen Einfluß könne er allerdings auf seine Nachfolger nicht vererben.

Ich habe versucht, den Fürsten über unsere Stellung der Arbeiterschutz-Gesetzgebung gegenüber aufzuklären, und glaube ihn davon überzeugt zu haben, daß unser Interesse an der Regelung dieser Frage ein rein sachliches ist. Dagegen habe ich selbstverständlich nicht vermocht, ihn von seinen Ansichten abzubringen. So erwiderte er mir z. B. auf meine Bemerkung, daß sämtliche Parteien des Reichstages einer Vermehrung des Arbeiterschutzes geneigt seien: „Das ist nur Stimmenfang;

[5]) Eppstein, „Fürst Bismarcks Entlassung", S. 50.

wenn ich jemals mit der öffentlichen Dummheit gerechnet hätte, so wäre ich nicht 28 Jahre Minister geblieben."

Endlich hat mir der Reichskanzler eine schriftliche Antwort auf meine eingangs erwähnte Note an Herrn von Boetticher in Aussicht gestellt, mit dem Hinzufügen jedoch, daß dieselbe etwas Weiteres nicht enthalten werde, als die Bitte an die Königliche Staatsregierung, die beregten Anträge *nicht vor den Wahlen* einzubringen.

Meines unmaßgeblichen Dafürhaltens wird es nicht erforderlich sein, dem Fürsten schon in den allernächsten Tagen etwas Anderes zu antworten, als daß man diesem letzteren Wunsche Rechnung tragen werde und das Weitere sich vorbehalte.

Ich darf zum Schluß nochmals erwähnen, daß der Reichskanzler während der ganzen Unterredung außerordentlich liebenswürdig war, mir aber den Eindruck von einem Manne machte, der fest entschlossen ist, das zu tun, was er sagt.

Nr. 54. Berlin, den 30. Januar 1890.

Im Anschluß an meinen Bericht Nr. 53 vom heutigen Tage beehre ich mich Euer Exzellenz noch Folgendes in Ehrerbietung vorzutragen:

Herr von Boetticher, welchem ich von dem Inhalte meiner Unterredung mit dem Fürsten Bismarck Kenntnis gegeben hatte, war von der Drohung des Letzteren, er werde seine sämtlichen Ämter niederlegen, dafern die Königlich Sächsische Regierung die von ihr angekündigten Arbeiterschutz-Anträge einbringe, im höchsten Grade überrascht. Und zwar deswegen, weil Seine Majestät der Kaiser in einem vor wenigen Tagen [*]) abgehaltenen Kronrat ein Allerhöchstselbst verfaßtes Promemoria über die Notwendigkeit der gesetzlichen Einschränkung der Sonntagsarbeit und der Frauen- und Kinderarbeit, beziehungsweise der Reformen auf dem Gebiete der Montanarbeit verlesen habe, in welchem der Passus enthalten gewesen sei: ‚es ist Mein unabänderlicher Wille, daß in der beregten Angelegenheit gesetzgeberische Schritte getan werden'. Im Anschluß hieran habe Seine Majestät das Staatsministerium beauftragt, einen zur Veröffentlichung geeigneten Allerhöchsten Erlaß auszuarbeiten, welcher die erwähnten Reformen für die nächste Zeit in Aussicht stellt. Fürst Bismarck habe dem Wunsche des Kaisers nicht widersprochen und nur bemerkt, man werde es ihm wohl ersparen, in positiver Beziehung in dieser Angelegenheit mitzuarbeiten; auch sei es ihm nicht möglich, unter diesen Umständen das Handelsministerium beizubehalten. Herr von Boetticher hatte daher gemeint, der Reichskanzler werde die Königlich Sächsische Regierung ersuchen, der Königlich Preußischen die Initiative zu überlassen, eventuell die Veröffentlichung des obenerwähnten Allerhöchsten Erlasses abzuwarten. Welche Einflüsse, gleichsam über Nacht, den Fürsten veranlaßt haben, seinen Sinn wiederum zu ändern, war Herrn von Boetticher unverständlich, doch sei, fügte er hinzu, eine derartige Sinnesänderung in der letzten Zeit häufig bei dem Fürsten zu bemerken gewesen.

Wie die Verhältnisse indessen jetzt liegen, wird sich etwas Weiteres nicht tun lassen, als die Aktion hinauszuziehen. Kommt es demnächst zum Bruch zwischen dem Kaiser und dem Kanzler, was Herr von Boetticher vermutet, da Seine Majestät auf dem obenerwähnten Erlasse bestehen wird, während der Kanzler denselben nach den mir heute gemachten Eröffnungen absolut nicht zeichnen kann, ohne sich selbst ins Gesicht zu schlagen, so wird Preußen zweifellos sofort mit Arbeiterschutz-Anträgen vorgehen. Kommt es nicht zum Bruche, so kann man vielleicht dem Wunsche des Kanzlers gemäß die Wahl und eventuell die Ergebnisse der im Mai stattfindenden internationalen Konferenz in Bezug auf den Arbeiterschutz abwarten.

[*]) Am 24. Januar. Siehe Schüßler, „Bismarcks Sturz", S. 76 ff.

Dem Allerhöchsten Ermessen unseres Allergnädigsten Herrn dürfte anheimzustellen sein, inwieweit Seine Majestät der Kaiser von der Sachlage in Kenntnis zu setzen wäre. Bei dem lebhaften Temperament des Kaisers und mit Rücksicht darauf, daß das Verhältnis zwischen Ihm und Seinem Kanzler gegenwärtig recht schlecht ist, ist meines Erachtens ein Bruch zu befürchten, wenn man Seiner Majestät die unvermittelte Wahrheit sagt. Vielleicht könnte man andeuten, man wolle nunmehr der preußischen Regierung die Initiative überlassen, nachdem man in Erfahrung gebracht habe, daß dem Kaiser eine solche erwünscht sei.

Jedenfalls möchte ich unmaßgeblich dazu raten, in dieser Beziehung abzuwarten, ob der mehrfach genannte Allerhöchste Erlaß in den nächsten Tagen kommt oder nicht.

Anliegend überreiche ich ganz gehorsamst das Original der mir soeben zugegangenen Antwort des Fürsten Bismarck auf meine an Herrn von Boetticher gerichtete Note . . . .

(Anlage.) Berlin, den 30. Januar 1890.

Euerer Hochgeboren beehre ich mich auf das an den Staatssekretär des Innern gerichtete und von demselben mir vorgelegte Schreiben vom 28. d. M. Folgendes zu erwidern.

Wenn die Königl. Sächsische Regierung die Absicht verfolgt, bei dem Bundesrat den Entwurf eines Gesetzes über sogenannten ‚Arbeiterschutz' einzubringen, so ist es mir zweifelhaft, ob es sich empfiehlt, dieser Absicht schon vor den bevorstehenden Reichstagswahlen Folge zu geben. Ich möchte jedenfalls dann davon abraten, wenn die beabsichtigten Schutzmaßregeln darin bestehen sollten, daß die Freiheit der Arbeiter, ihre Arbeitskraft und die ihrer Angehörigen nach eigenem Ermessen herkömmlich zu verwerten, gesetzlich beschränkt werden soll. Ich entnehme meine Bedenken gegen jede Beschränkung der freien Verfügung des Arbeiters über seine und seiner Familie Arbeitskraft zunächst aus den Wirkungen, welche die bestehende Einschränkung des Arbeitsrechtes der jugendlichen Arbeiter bei ihrer Einführung erfahrungsmäßig gehabt hat. Dieselben bestanden in bitteren Klagen und waren weit entfernt von Dankbarkeit. Ich fürchte die gleiche Wirkung von neuen Beschränkungen der freien Verfügung des Arbeiters über seine und die Arbeitskraft seiner Frau und Kinder und besorge, daß dieselbe sich in der Wahlbewegung fühlbar machen wird. Eine Bestätigung für meine Annahme liegt in der notorischen Tatsache, daß unter den Forderungen, welche bei Gelegenheit der jüngsten Ausstandsbewegungen von den Arbeitern gestellt wurden, Wünsche auf Einschränkung der Sonntags- und der Frauen- oder Kinderarbeit niemals laut geworden sind. Es liegt die Befürchtung nahe, daß ein gesetzgeberisches Vorgehen auf diesem Gebiete im gegenwärtigen Augenblicke die auf Ausnutzung der Arbeitskraft ihrer Familienglieder pekuniär angewiesenen Arbeiter mit Mißmut erfüllen und den Ausfall der Wahlen ungünstig beeinflussen wird.

Ich würde deshalb dankbar sein, wenn die amtliche Stellung eines so einschneidenden Antrages bis zum Abschluß der Wahlen verlegt würde.

(gez.) v. Bismarck.

Nr. 58. Berlin, den 31. Januar 1890.

Seine Majestät der Kaiser, Allerhöchstwelcher mich für heutige Nachmittag ½4 Uhr in das Schloß befohlen hatte, empfing mich sofort mit folgenden Worten: „Nun, lieber Hohenthal, der Onkel Albert hat Mir auf Meinen Wunsch zugesagt,

daß Er im Bundesrate die Arbeiterschutzfrage anregen wolle; Ich habe Sie kommen lassen, um Sie zu fragen, wie es mit diesen Anträgen steht."

Ich versuchte zunächst, Seiner Majestät eine ausweichende Antwort zu geben, indem ich mich hierbei auf die Schwierigkeit der Materie berief.

Seine Majestät war indessen hiervon unbefriedigt und fragte mich schließlich so eingehend und so direkt nach dem Grunde dafür, daß diese Anträge noch nicht amtlich angekündigt seien, daß ich endlich nicht anders konnte, als Allerhöchstdemselben mitzuteilen, welchen Erfolg die amtliche Ankündigung der beregten Anträge gehabt habe. Seine Majestät war über das von dem Reichskanzler eingeschlagene Verfahren im höchsten Grade ungehalten und befahl mir, Seine Majestät den König . . . zu bitten, auf die Wünsche des Fürsten keine Rücksichten zu nehmen, die Anträge vielmehr ruhig ausarbeiten und demnächst einbringen zu lassen. Auf meine Einwendung, daß es für unsern Allergnädigsten Herrn überaus peinlich sein werde, wenn es bekannt werde, daß der Reichskanzler eines sächsischen Antrags halber seinen Abschied genommen habe, erwiderte mir der Kaiser: „Bitte, beruhigen Sie Ihren König hierüber vollständig. Fürst Bismarck wird wegen einer Frage, in der er die öffentliche Meinung gegen sich hat, nicht gehen, sollte er es aber dennoch tun, so werde Ich schon dafür Sorge tragen, daß Europa erfährt, daß Ich ihn wegen Ungehorsams entlassen habe. Eigentlich sollte Ich dies heute schon tun, denn indem er Sie gestern kommen ließ, hat er gegen Meinen ausdrücklichen Befehl gehandelt und hiermit einen Schritt getan, den Ich nicht näher qualifizieren will."

Da ich aus diesen Äußerungen entnehmen mußte, daß dem ausgesprochenen Willen Seiner Majestät gegenüber von mir Nichts zu erreichen war, so habe ich den Kaiser unter Hinweis auf das amtliche Schreiben des Fürsten . . . . ersucht, Allerhöchstsich doch wenigstens noch bis nach den Wahlen zu gedulden. Seine Majestät hat mir zwar hierauf direkt Nichts erwidert; Allerhöchstderselbe gab mir indessen zu, daß die Anträge wohl überlegt werden müßten. Seine Majestät wird Sich daher nicht wundern, wenn in den nächsten Wochen keine Anträge kommen, obgleich Allerhöchstderselbe zu bemerken geruhte: „Ihr habt ja doch die besten Leute hierzu in Sachsen, z. B. einen Berginspektor in Zwickau, dessen Name Mir entfallen ist, dessen Vorschläge Ich aber mit Interesse gelesen habe."

Auf Sein Verhältnis zu dem Reichskanzler näher eingehend, sagte der Kaiser: „Sie ahnen gar nicht, wie schwer Mir der Mann das Leben macht, mein ganzes Staatsministerium hat er Mir schon rebellisch gemacht, 5 Minister wollen fort. Inzwischen habe Ich ihm das Handelsministerium abgenommen, damit Ich weiß, daß wenigstens in diesem augenblicklich sehr wichtigen Ressort nach Meinem Willen regiert wird. Berlepsch, dessen Ernennung Ich heute vollzogen habe, kennt die Bergarbeiterverhältnisse von Grund aus und wird sich zunächst damit beschäftigen, Einigungsämter in den betreffenden Distrikten einzurichten. Der Reichskanzler rät Mir immer, Ich solle in die Arbeiterbewegung nicht vorbeugend eingreifen, sondern sofort zu blutigen Repressalien übergehen. Ich weiß wohl, daß es nötig werden kann, die Revolution niederzuschlagen, und Ich werde es gewiß dann an Nachdruck nicht fehlen lassen; Ich will aber, daß, wenn es zum Äußersten kommen muß, das Unrecht nicht auf Meiner Seite ist. Ich will nicht, daß Meine Armee ohne zwingende Notwendigkeit auf Meine Untertanen schießt, dazu sind Mir Beide viel zu lieb, und, um dies zu vermeiden, will Ich Alles tun, um die berechtigten Wünsche Meiner Untertanen zu erfüllen, damit wenigstens die nächste Generation besser wird, wie es die gegenwärtige ist. Auch die Annahme des Sozialistengesetzes unter Verzicht auf die Ausweisungsbefugnis habe Ich für notwendig gehalten, weil Ich der Meinung bin, daß das Gesetz auch in dieser Fassung vollständig genügt hätte, um schlimmen Eventualitäten vorzubeugen. Der Fürst hat Mich in diesem Fall durch

sein Entlassungsgesuch, welches er während der Kronratssitzung einbrachte [7]) und welches dadurch an Gewicht gewann, daß er seine Kollegen vorher dazu bestimmt hatte, gleichfalls ihre Entlassung anzubieten [8]), gegen Meinen Willen gezwungen, auf die Annahme des Sozialistengesetzes Verzicht zu leisten. In der Arbeiterschutzfrage werde Ich aber nicht nachgeben, Ich werde zunächst darauf bestehen, daß ein in der Vorbereitung begriffener Erlaß an das Staatsministerium, welcher in dieser Beziehung Mein Programm enthält, veröffentlicht werde, und wenn dann die sächsischen Anträge kommen, so haben Wir schon einen guten Schritt nach vorwärts getan. Seien Sie überzeugt, daß Fürst Bismarck nicht deswegen gehen wird, weil Ich verlange, daß Frauen 4 Wochen vor und 4 Wochen nach ihrer Niederkunft nicht in Fabriken beschäftigt werden sollen, oder weil andere notwendige Beschränkungen in der Frauen- und Kinderarbeit und in der Sonntagsarbeit eintreten."

Seine Majestät entließ mich äußerst gnädig, nachdem Allerhöchstderselbe Sich etwa 20 Minuten mit mir unterhalten hatte. Zum Schluß befahl mir der Kaiser noch ausdrücklich, ich solle Seine Majestät den König . . . von dem ganzen Inhalt der Unterredung in Kenntnis setzen.

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der Entschluß des Kaisers ein unabänderlicher ist, und da ich gestern von dem Fürsten den gleichen Eindruck hatte, so dürften wir in den nächsten Tagen einer schweren inneren Krisis entgegen gehen. Ich glaube auch, daß Seine Majestät von dem Inhalte meiner gestrigen Unterredung mit dem Fürsten bereits Kenntnis hatte, bevor ich in das Schloß befohlen wurde, denn anders kann ich mir den, soviel ich weiß, noch nicht dagewesenen Schritt, daß der Kaiser Sich einen fremden Vertreter kommen läßt, um über derartige Sachen unter vier Augen mit ihm zu sprechen, nicht erklären [9]).

Fürst Bismarck hat sich gestern abend auch noch den Grafen Lerchenfeld kommen lassen. Er hat demselben seine Bedenken gegen die Arbeiterschutz-Gesetzgebung in ähnlicher Weise auseinandergesetzt wie mir, und hat hinzugefügt, er halte es für sehr bedauerlich, daß Seine Majestät der Kaiser, ohne ihn zuvor zu fragen, unsern Allergnädigsten Herrn dazu vermocht hätte, die Initiative zu ergreifen [10]).

Nr. 59. Berlin, den 1. Februar 1890.

Bei näherer Betrachtung der für die Königliche Staatsregierung durch das eigentümliche Vorgehen des Fürsten Bismarck, welcher dem ausgesprochenen Willen seines Kaisers und Königs entgegen unserem Allergnädigsten Herrn gegenüber die Kabinettsfrage gestellt hat, geschaffenen überaus peinlichen Situation bin ich doch zu der Überzeugung gelangt, daß dieselbe durch den gestrigen Schritt Seiner Majestät des Kaisers eine ganz wesentliche Besserung erfahren hat.

Es wäre sehr schwierig gewesen, Seine Majestät den Kaiser über die Angelegenheit vollständig aufzuklären, wenn Allerhöchstderselbe nicht das Bedürfnis gefühlt

[7]) Ganz so war die Sache nicht. Bismarck sagte: „Wenn Seine Majestät meinem Rate keine Bedeutung beilege, so wisse ich nicht, ob ich dann noch an meinem Platze sei", worauf Wilhelm II. zu Boetticher leise sagte: „Dadurch werde ich in eine Zwangslage versetzt." Bismarck, a. a. O. S. 58.

[8]) Ein Irrtum des Kaisers! Siehe Eppstein, a. a. O. S. 47, und Lucius von Ballhausen, „Bismarck-Erinnerungen", S. 509.

[9]) Boetticher (bei Eppstein, a. a. O. S. 52) vermutet, König Albert habe den Kaiser über die Unterredung Graf Hohenthals mit dem Reichskanzler vom 30. Januar unterrichtet. Die Berichte 53 und 54 könnten am 31. früh in Dresden eingetroffen sein. Sollte der König nun wirklich am 31. umgehend — anders als telegraphisch ist es nicht denkbar, da ja der Graf bereits für 3½ desselben Tages ins Schloß eingeladen war! — dem Kaiser berichtet haben?! Kaum glaublich, zumal ein Befragen seiner Ratgeber, ohne die der König kaum gehandelt hätte, unmöglich war bei der Kürze der Zeit. Sollte nicht v. Boetticher selbst den Kaiser benachrichtigt haben?

[10]) Lucius v. B., a. a. O. S. 514.

hätte, sich nach allen Einzelheiten derselben eingehend zu erkundigen. Allerdings habe ich einen Augenblick geschwankt, ob ich Seiner Majestät die volle Wahrheit sagen solle, weil ich mich der Erwägung nicht verschließen konnte, daß hierdurch ein sofortiger Bruch zwischen dem Kaiser und dem Kanzler hätte herbeigeführt werden können. Daß ich es dennoch getan habe, beruhte auf dem Gefühle, daß ich dem Kaiser, Allerhöchstwelcher mir Sein Vertrauen schenkte, und eine ehrliche Antwort erwartete, um so weniger etwas verschweigen zu sollen glaubte, als es meine Überzeugung war, daß nur durch volle Aufrichtigkeit die Loyalität der Haltung der Königlichen Staatsregierung auch in diesem Momente gewahrt bleiben konnte.

Es erübrigt nur noch, zu überlegen, in welcher Weise das an mich gerichtete Schreiben des Herrn Reichskanzlers vom 30. vorigen Monats (Bericht Nr. 54) zu beantworten sein wird. Ich glaube, daß man unbedingt dem Fürsten die Zusage machen kann, daß die Angelegenheit Königlich Sächsischer Seits vor dem 20. Februar nicht weiter verfolgt werden wird, denn nur hierdurch kann vermieden werden, daß die Ministerkrisis noch vor den Wahlen akut wird, was meines Erachtens zu einer heillosen Verwirrung führen würde. Ein längeres Zusammenwirken des Kaisers mit dem Kanzler halte ich nach den Vorgängen der letzten Tage für ganz ausgeschlossen, schon deswegen, weil die Gegensätze das sachliche Gebiet schon längst verlassen haben; gleichwohl ist es unmöglich, und hiervon ist auch Seine Majestät der Kaiser, wie ich aus bester Quelle weiß, schon halb und halb überzeugt, daß die Trennung vor den Wahlen erfolgt. Ich glaube, es würde sich kaum im gegenwärtigen Augenblicke ein auch nur halbwegs hervorragender Staatsmann finden, der geneigt wäre, die Entlassung des Kanzlers zu kontrasignieren und dessen Erbschaft zu übernehmen. Erwägt man ferner, daß die Anträge noch in der Vorbereitung begriffen sind, und daß Seine Majestät der Kaiser aus meinem Munde erfahren hat, daß diese Vorbereitung eine gründliche sein muß, so kann man wohl ganz unbedenklich in der oben erwähnten Weise die vorläufige Einstellung der Aktion motivieren.

Nachschrift.

Staatsminister von Boettticher teilte mir heute nachmittag Folgendes mit:

Seine Majestät der Kaiser sei gestern nach 4 Uhr unerwartet in einer gerade stattfindenden Staatsministerialsitzung erschienen und habe den anwesenden Ministern gesagt, Er habe mich eben kommen lassen, um von mir in Erfahrung zu bringen, wie weit die von der Königlich Sächsischen Regierung angekündigten Arbeiterschutzanträge gediehen seien. Hieran anknüpfend sei Seine Majestät nochmals eingehend auf die beregte Frage zurückgekommen und habe darauf bestanden, daß der von mir schon mehrfach erwähnte Erlaß an das Staatsministerium nunmehr unverzüglich zur Vorlage komme. Wider alles Erwarten sei der Reichskanzler entgegenkommender gewesen wie sonst und habe Seiner Majestät vorgeschlagen, von diesem Erlaß zwar abzusehen, dagegen anzuordnen, daß er, der Reichskanzler, beauftragt werde, die internationale Regelung der Arbeiterschutzfragen namens des Deutschen Reiches anzuregen, und daß die preußischen Minister für öffentliche Arbeiten und für Handel und Gewerbe angewiesen würden, eine Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit die in der Gewerbeordnung enthaltenen Bestimmungen bezüglich der Fabrikarbeiter dem gegenwärtigen Bedürfnisse noch entsprächen. Der Kaiser sei auf den Vorschlag eingegangen, welchen der Kanzler offenbar gemacht habe, um Zeit zu gewinnen.

Abends hat Seine Majestät der Kaiser Herrn von Boettticher kommen lassen und ihm Seine ganze Unterredung mit mir mitgeteilt.

Vorausgesetzt, daß über die Fassung der beiden erwähnten Erlasse zwischen dem Kaiser und dem Kanzler keine neuen Differenzen entstehen, was immerhin möglich

ist, ist Herr von Boettticher der Meinung, daß die Krisis zur Zeit ihren akuten Charakter verloren hat. Derselbe könne allerdings jeden Tag wiederkehren.

Nr. 77. Berlin, den 11. Februar 1890.

Mein bayerischer Kollege, Graf Lerchenfeld, hat vor einigen Tagen die Allerhöchsten Erlasse vom 14. (sic!) d. Mts. bei dem Staatsminister Grafen Bismarck zur Sprache gebracht und hierbei darauf hingewiesen, daß es nach seiner Auffassung Seiner Majestät dem Kaiser zwar selbstverständlich freistehe, Seine Minister mit derartigen Anweisungen zu versehen, daß indessen durch die Veröffentlichung der Erlasse im Reichsanzeiger für die übrigen deutschen Regierungen insofern eine Zwangslage geschaffen worden sei, als dieselben ohne vorher gehört zu werden, nunmehr für die von Seiner Majestät dem Kaiser gewünschten Reformen engagiert seien. Dieser letztere Umstand falle umsomehr ins Gewicht, als die von Seiner Majestät in Aussicht gestellten Änderungen in der Gesetzgebung zum größten Teile das Reichsrecht und nicht das Landesrecht beträfen [10a]).

Graf Lerchenfeld hat daraufhin gestern eine Aufforderung erhalten, den Reichskanzler Fürsten Bismarck zu besuchen [11]). Letzterer hat dem Grafen, welcher sich sofort zu dem Fürsten begeben hatte, hierbei eröffnet, daß er die von demselben ausgesprochene Meinung im Ganzen und Großen teile. Eine vorgängige Befragung der verbündeten Regierungen sei aber nicht möglich gewesen, da Seine Majestät die sofortige Veröffentlichung der Erlasse anbefohlen habe. Er, der Reichskanzler, bezw. die Königlich Preußischen Staatsminister könnten indessen für die ungewöhnliche Art des Vorgehens Seiner Majestät des Kaisers nicht verantwortlich gemacht werden, da die erwähnten Erlasse der Gegenzeichnung entbehrten und sich somit als ein Ausfluß der persönlichen Allerhöchsten Initiative darstellten. Sodann ist der Reichskanzler auf die Euer Exzellenz aus meiner Berichterstattung bekannte Entstehungsgeschichte der Erlasse näher eingegangen und hat insbesondere noch hinzugefügt, daß Seine Majestät bei dem großen Eifer, welchen Allerhöchstderselbe in Bezug auf die fragliche Angelegenheit an den Tag lege, nur schwer davon hätte abgehalten werden können, den Arbeitern noch weitergehende Versprechungen zu machen. Ein von Seiner Majestät in einer Ministerratssitzung [12]) zum Vortrag gebrachtes Promemoria, welches auf den Einfluß des Geheimrats Hinzpeter zurückzuführen sei, sei sehr viel eingreifender gewesen als die Erlasse.

Fürst Bismarck hat sodann den Grafen Lerchenfeld ersucht, die stimmführenden Vertreter der übrigen Regierungen von dem vorstehend geschilderten Teil der Unterredung in Kenntnis zu setzen.

Endlich hat Fürst Bismarck, der, wie mir Graf Lerchenfeld sagt, gestern in sehr gedrückter Stimmung gewesen ist, nochmals seine Differenzen mit dem Kaiser in Bezug auf die innere Politik mit dem Grafen durchgesprochen und hierbei betont, daß er für die innere Entwicklung des Deutschen Reiches sehr schwarz sehe. Auch sei er fest entschlossen, nach den Wahlen sich aus seinen preußischen Ämtern zurückzuziehen und nur das Amt des Reichskanzlers bis auf Weiteres beizubehalten. Insbesondere wolle er das preußische Ministerpräsidium und die Führung des Königlich Preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niederlegen. Der Verzicht auf dieses letztere Amt, der dadurch bedingt werde, daß einerseits die preußische Stimme im Bundesrate durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in-

[10a]) K. A. v. Müller, a. a. O., S. 146—149.

[11]) Eppstein, a. a. O. S. 63. Nach Boettichers Angaben muß man glauben, Graf L. sei erst nach dem 25. Februar beim Reichskanzler gewesen. Vergl. Schüßlers Bemerkung über Boettichers ungenaue Datierung (Schüßler, a. a. O. S. 292). Vergl. K. A. v. Müller, a. a. O. S. 149—151.

[12]) Am 24. Januar. Siehe oben.

struiert werde, und daß er andererseits von der Einflußnahme auf die inneren Reichsangelegenheiten Abstand nehmen wolle, falle ihm indessen besonders schwer, weil es sich dann ereignen könne, daß er als Reichskanzler gegen Preußen, oder daß Preußen gegen ihn stimmen müsse. Auf den Hinweis des Grafen Lerchenfeld, daß eine derartige Trennung ihm nicht recht denkbar erscheine und daß dieselbe zweifellos zu ungezählten Konflikten führen müsse, hat der Fürst endlich erwidert, er werde sich die Sache mit dem auswärtigen Ministerium noch einmal überlegen, denn es komme ihm allerdings auch so vor, als ob es zudem auch schwierig sein werde, das Auswärtige Amt des Reiches zu führen, ohne die politische Haltung der preußischen Regierung bestimmen zu können. Auf seine Kollegen, insbesondere auf den Kriegsminister ist Fürst Bismarck sehr schlecht zu sprechen gewesen; als seinen wahrscheinlichen Nachfolger im Ministerpräsidium hat er Herrn von Boetticher bezeichnet, auch scheint er anzunehmen, daß nach den Wahlen noch mehrere Minister, und zwar vor Allem die Herren von Maybach und von Scholz abgehen werden [13]).

Nr. 88. Berlin, den 15. Februar 1890.

Die politische Lage hat sich in den letzten Tagen nicht wesentlich verändert, auch dürfte dieselbe bis zum 20. Februar stabil bleiben. Was dann geschehen wird, ist schwer zu sagen, da Fürst Bismarck, der augenblicklich alle Wünsche des Kaisers erfüllt und somit eine vollständige Niederlage erlitten hat, selbst noch nicht zu wissen scheint, was er tun will. Wenigstens hat er in einer Ministerratssitzung vom 10. dss. Mts. [14]) sich von seinen Kollegen feierlich verabschiedet und die Absicht ausgesprochen, wie er dies auch dem Grafen Lerchenfeld gegenüber getan hat, am Wahltage selbst seine preußischen Ämter niederzulegen, während er am 12. Herrn von Boetticher privatim gesagt hat, er sei doch noch nicht schlüssig [15]).

Hierzu kommt, daß Herr von Boetticher keine Lust hat, das Ministerpräsidium zu übernehmen, da er dann das Reichsamt des Innern abgeben müßte, weil er nicht der Untergebene des Reichskanzlers und zugleich leitender Minister des größten Bundesstaates sein will.

Nr. 108. Berlin, den 4. März 1890.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck hat mich heute früh ersuchen lassen, zu ihm zu kommen.

Seine Durchlaucht sagte mir, ein sächsischer Gesetzentwurf, die Arbeiterschutzfrage betreffend, sei dem Staatsminister von Boetticher und wohl auch Seiner Majestät dem Kaiser zur Kenntnisnahme mitgeteilt worden, und müsse er im Hinblick auf Art. 7, Abs. 2 der Verfassung die amtliche Frage an mich richten, ob diese Mitteilung so zu verstehen sei, daß der Entwurf nunmehr von dem Präsidium dem Bundesrate vorgelegt werden solle [16]).

Ich habe dem Fürsten hierauf erwidert, daß ich einen amtlichen Auftrag zur Einbringung des Entwurfes nicht erhalten habe, daß die Mitteilung desselben an Herrn von Boetticher eine rein vertrauliche gewesen sei, und daß die Einsendung des Entwurfes an Seine Majestät den Kaiser, dafern sie überhaupt geschehen sei, möglicher Weise durch Seine Majestät den König erfolgt sei.

Der Fürst hat mich hierauf gebeten, ihm sobald als möglich eine amtliche Nach-

[13]) Schüßler, a. a. O. S. 113—115.

[14]) Tatsächlich am 9. Februar. Bismarck, a. a. O. S. 75.

[15]) Der Fürst teilte am selben Tage dem Kaiser seine Sinnesänderung mit. Bismarck, a. a. O. S. 76.

[16]) Art. 7, Abs. 2 der Reichsverfassung lautet: „Jedes Bundesglied ist befugt, Vorschläge zu machen und in Vortrag zu bringen, und das Präsidium ist verpflichtet, dieselben der Beratung zu übergeben."

richt darüber zukommen zu lassen, ob die Anträge eingebracht werden sollten, oder ob es sich nur um einen unverbindlichen Vorschlag handele.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches kam der Fürst wiederum auf seine, Euer Exzellenz genügend bekannten materiellen Einwendungen gegen die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, welche er konsequent eine Arbeiterzwangs-Gesetzgebung nennt, zurück und hob sodann hervor, daß nach seiner Auffassung die Politik Seiner Majestät des Kaisers eine gänzlich verfehlte sei. Der Kaiser wolle jetzt dem Reichstage eine Militärvorlage und Arbeiterschutz-Gesetzentwürfe zugehen lassen, ohne bezüglich des Sozialistengesetzes Beschlüsse zu fassen. Dann habe der Kaiser in Aussicht genommen, den Reichstag aufzulösen, wenn er, was vorauszusehen sei, die Militärvorlage verwerfe, das Sozialistengesetz aber mit einem neuen Reichstage zu verabschieden. Als der Reichstag im Jahre 1887 aufgelöst worden sei, sei ein neuer Reichstag mit einer großen regierungsfreundlichen Mehrheit nur dadurch zustande gekommen, daß der Hochselige Kaiser wahrhaft populär gewesen sei, und daß das Volk das Bewußtsein gehabt habe, daß der Kaiser und sein Kanzler e i n e s Sinnes wären. Hiervon sei jetzt keine Rede mehr, der Kaiser habe zwar das „Bedürfnis nach körperlichem und nach psychischem Hurrahschreien", wahrhaft populär bei den besitzenden Klassen sei Er aber nicht, das habe Er Sich verscherzt durch die Parteinahme für die Arbeiter bei den Strikes des vergangenen Jahres und durch die Erlasse vom 4. Februar. Auch seine (des Fürsten) Stellung sei derart geschwächt worden, daß es ihm unmöglich sein werde, alle jene Wähler, welche noch treu zu Kaiser und Reich hielten, bei einer Auflösung des Reichstages an seine Fahnen zu fesseln; etwas Derartiges könne man e i n Mal machen, aber nicht zwei Mal. Nach seiner Auffassung sei die Zeit nicht mehr fern, wo auch auf die Armee kein Verlaß mehr sei, und dann werde das Schicksal Deutschlands besiegelt sein. Er, der Fürst, werde diesen Moment wahrscheinlich nicht mehr erleben, er werde aber bei seinem Tode das Bewußtsein haben, daß er Alles getan habe, um Deutschland vor der Revolution zu retten.

Auf meine Bemerkung, die sächsischen Arbeiterschutz-Anträge seien geeignet gewesen, die Bewegung in bestimmten Grenzen zu halten, man habe sie aber angesichts seines (des Fürsten) Widerspruches bis zur Stunde nicht eingebracht, antwortete mir der Reichskanzler, damals, als er mich am 30. Januar empfangen habe, habe er die Hoffnung hegen können, daß es ihm noch gelingen werde, den Kaiser von der Gefährlichkeit Seines Vorgehens zu überzeugen. Jetzt sei der Schade bereits angerichtet, und jetzt würden die sächsischen Anträge denselben nicht weiter vergrößern. Er könne nur nicht zugeben, daß man ihn „bereits vor seinem Tode in den Sarg lege", und deswegen habe er wissen wollen, ob die Anträge amtlich eingebracht werden sollten oder nicht. Er sei sich übrigens seiner Verpflichtung bewußt, die Anträge dem Bundesrate vorzulegen, wenn dies von ihm verlangt werde. Herr von Boetticher sei nur in soweit sein Stellvertreter, als dies das Gesetz vom 17. März 1878, durch welches Art. 15 der Reichsverfassung über den Vorsitz im Bundesrate nicht berührt werde, bestimme, und er müsse daher um eine an seine eigene Adresse gerichtete Auskunft bitten.

Ich habe den Fürsten sodann nochmals auf den Charakter meiner Mitteilung an Herrn von Boetticher hingewiesen und zugleich betont, daß es bisher üblich gewesen sei, alle derartigen Fragen mit Herrn von Boetticher zu besprechen; ich sei indessen selbstverständlich bereit, Eurer Exzellenz über den Inhalt unserer Unterredung Bericht zu erstatten und die hierauf zu erwartende Antwort ihm unmittelbar zukommen zu lassen.

Unter diesen Umständen glaube ich mich dafür aussprechen zu sollen, daß unsere Anträge nunmehr eingebracht werden. Die Wahlen sind vorbei, und der Reichs-

kanzler, welcher von dem Entwurfe bereits Kenntnis genommen hat, wird wegen der Einbringung desselben sein Abschiedsgesuch nicht einreichen. Es sind hiernach alle Hindernisse, welche der Einbringung entgegenstanden, als beseitigt zu betrachten. Auch der Umstand, daß in Preußen ein ähnlicher Gesetzentwurf vorbereitet wird, kann meines Erachtens unsere Aktion nicht beeinträchtigen, denn die preußischen Anträge sind noch nicht fertig.

Insofern glaube ich daher meine heutige Unterredung mit dem Fürsten als eine Wendung zum Besseren auffassen zu können, als sie zur Klärung der Lage beigetragen hat. Andererseits habe ich aus derselben entnehmen müssen, daß der Fürst nach wie vor ein erbitterter Gegner aller Bestrebungen zu Gunsten des Arbeiterschutzes ist, daß zwischen ihm und dem Kaiser auf allen Gebieten der inneren Politik eine Kluft besteht, welche jetzt nicht mehr zu überbrücken ist, und daß sein Verhältnis zu dem Staatsminister von Boetticher, über welchen er mir ungerechter Weise die bittersten Sachen gesagt hat, ein vollständig getrübtes ist.

Aus welchem Grunde mich aber Fürst Bismarck eigentlich hat kommen lassen, weiß ich nicht, denn Herr von Boetticher hat, wie er mir versichert, ihm ausdrücklich geschrieben, daß es sich zur Stunde nicht um die Einbringung eines Antrags, sondern lediglich um die vertrauliche Mitteilung eines Entwurfs gehandelt hat. Ich wäre beinahe geneigt anzunehmen, daß der Fürst die Einbringung der sächsischen Anträge jetzt w ü n s c h t, um aus dem Dilemma herauszukommen, welches er allein geschaffen hat.

Herr von Boetticher ist persönlich mit unsern Anträgen vollständig einverstanden und hält die von uns vorgeschlagenen Bestimmungen für durchaus zweckmäßig [16a]).

Nr. 110. Berlin, den 5. März 1890.

Im Anschluß an meinen Bericht Nr. 108 vom gestrigen Tage beehre ich mich Euer Exzellenz noch ganz gehorsamst mitzuteilen, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck, wie er mir selbst gesagt hat, in dem Vorgehen Seiner Majestät des Kaisers auf sozialpolitischem Gebiete eine Einflußnahme Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich zu erblicken glaubt, Allerhöchstwelche angeblich bestrebt ist, Zwietracht zwischen dem Kaiser und Seinem ersten Ratgeber zu säen [17]). Fürst Bismarck gründet diese Ansicht in der Hauptsache darauf, daß verschiedene englische und französische Zeitungen, von denen er weiß, daß sie der Kaiser liest, und von denen er glaubt, daß sie mit Hilfe von Sir Robert Morier, Sir Morell Mackenzie und dem Kammerherrn von Stockmar durch die Kaiserin Friedrich inspiriert werden, den Kaiser mit überschwänglichem Lobe überschütten, ihn fortgesetzt mit Friedrich dem Großen vergleichen und ihn auf dem Inhalte der Erlasse vom 4. Februar festnageln. (sic!) Auch Hinzpeter steht nach Ansicht des Fürsten unter dem Einflusse der Kaiserin Friedrich; er ist, wie der Fürst sagt, „der Revolver, den die ihm geistig weitaus überlegene Kaiserin-Mutter ladet, und der bei dem Kaiser losgeht". Der Umstand, daß Seine Majestät der Kaiser u. A. auch den Maler von Heyden, welcher früher Bergmann gewesen ist und gegenwärtig ein Bild malt, zu welchem ein alter Berg-

[16a]) Am 6. März hat Graf Hohenthal auf Grund eines Dresdner Erlasses vom 5. d. M. an den Reichskanzler ein Schreiben mit einer Abschrift dessen und des Entwurfs zu einem Antrag, betr. Arbeiterschutz-Gesetzgebung nebst Anlagen, gerichtet (Bericht Nr. 113 vom 6. März). Dieser Erlaß geht vielleicht auf einen Befehl König Alberts zurück: Am 1. März meldet nämlich der Gesandte, daß Herr von Boetticher ihm gesagt hat, „er habe gerüchtweise vernommen, S. M. der Kaiser habe S. M. den König brieflich ersucht, den Befehl zur Einbringung der sächsischen Arbeiterschutzanträge nunmehr zu geben" (Bericht Nr. 105).

[17]) Über die Rolle der Kaiserin-Mutter siehe auch „Zur Entlassung Bismarcks. Unveröffentlichte Briefe aus dem Archiv der Kölnischen Zeitung". („Köln. Zeitung", Nr. 36. 15. Januar 1921, Morgen-Ausgabe. Brief vom 16. März 1890.)

mann ihm als Modell sitzt, zum Mitgliede des Staatsrates ernannt hat, gab dem Kanzler zu der Bemerkung Anlaß, man hätte lieber das Modell ernennen sollen, denn ohne dieses sei Heyden durchaus nicht in der Lage, den an ein Mitglied des Staatsrates gestellten Anforderungen zu entsprechen [18]).

Im Übrigen ist der Fürst damit vollständig einverstanden gewesen, daß der Kaiser den Staatsrat gehört hat, und insbesondere die Ausführungen des Geheimen Finanzrates Jencke haben sich des Beifalls Seiner Durchlaucht zu erfreuen gehabt; mit den Beschlüssen der erwähnten Körperschaft ist der Fürst indessen sehr unzufrieden [19]).

Höchst eigentümlich ist es, daß Fürst Bismarck trotz seiner hohen Jahre und trotz der von ihm oft betonten Arbeitsmüdigkeit in den jüngsten Tagen den Beschluß gefaßt hat, sich weit eingehender mit den Geschäften abzugeben, als dies bisher geschehen ist. So hat er mir gesagt, Herr von Boetticher besitze sein Vertrauen nicht mehr, und werde er infolge dessen den Sitzungen des Bundesrates in Zukunft selbst präsidieren, was er, wenn ich recht unterrichtet bin, in den letzten 10 Jahren drei Mal getan hat. Auch an den Ausschußberatungen des Bundesrates, was angeblich noch nie geschehen ist, will er sich, wie er dem Grafen Lerchenfeld eröffnet hat, in Zukunft beteiligen. Sodann hat er in der in meinem Berichte Nr. 106 erwähnten Staatsministerial-Sitzung eine alte Kabinettsordre aus dem Jahre 1851 [20]) verlesen, inhalts deren die Ressortminister nicht selbständig, sondern nur durch Vermittelung des Ministerpräsidenten Immediatberichte an die Allerhöchste Stelle gelangen lassen können. Der Fürst hat hierbei erklärt, diese Ordre werde nunmehr wieder in Kraft treten, sollten die Herren Kollegen hiermit nicht einverstanden sein, so werde er entweder sein Amt niederlegen oder von Seiner Majestät die Ermächtigung erbitten, ein neues Kabinett zu bilden. Die Minister haben hierauf sämtlich geschwiegen. Endlich hat der Fürst sämtlichen Staatssekretären des Reiches den schriftlichen Befehl erteilt, in Zukunft kein für den Bundesrat oder den Reichstag bestimmtes Schriftstück mehr zu unterzeichnen, da er sich die Vollziehung dieser Sachen selbst vorbehalte [21]).

Nr. 111. Berlin, den 5. März 1890.

Bei der Unterredung, welche ich gestern wegen der Arbeiterschutz-Gesetzgebung mit dem Fürsten Bismarck hatte, äußerte Seine Durchlaucht, der Kaiser könne Sich nicht entschließen, den Befehl zur Ausarbeitung eines neuen Sozialistengesetzes zu geben. Er habe daher für denselben Tag eine Audienz bei Seiner Majestät nachgesucht, um die Ermächtigung zu erbitten, dem Bundesrate als Antrag Preußens einen neuen und zwar einen verschärften Entwurf vorzulegen. Welche Verschärfungen dem Reichskanzler vor Augen geschwebt haben, bitte ich Eure Exzellenz ganz gehorsamst meinem Berichte Nr. 107 vom 3. d. M. entnehmen zu wollen [22]).

Wie ich nun heute von vollständig zuverlässiger Seite erfahre, hat Seine Majestät den Kanzler zwar gestern empfangen, die erbetene Ermächtigung aber rundweg abgelehnt. Der Kaiser hat ausgeführt, wenn es schon nicht möglich gewesen sei, mit dem letzten Reichstage ein Sozialistengesetz zustande zu bringen, so werde es der jetzige Reichstag seiner Zusammensetzung nach als eine Provokation empfinden, wenn man ihm einen derartigen Entwurf zugehen lasse. Dieses Gefühl der Provo-

[18]) Vergl. Bismarck a. a. O. S. 54—55. [19]) Bismarck, a. a. O. S. 69.
[20]) Lies: 1852. Siehe Eppstein, a. a. O. S. 181—182.
[21]) Vergl. hierzu den Brief Wilhelms II. an Franz Joseph vom 3. April 1890 („Österreichische Rundschau", Bd. 58, Heft 3, S. 102 unten).
[22]) Danach wünschte der Fürst Expatriierung an Stelle der Ausweisung und für berufsmäßige Agitatoren Entziehung des aktiven und passiven Wahlrechts. Vergl. auch Thimme, a. a. O. S. 123 oben.

kation werde sich aber nicht auf die Mitglieder der Opposition beschränken, sondern auch bei denen der Kartellparteien Platz greifen, weil dieselben, wie die Erfahrung gezeigt habe, über dasjenige Maß der Vollmachten, welches man den Regierungen gewähren solle, unter einander nicht einig gewesen seien. Die Folge hiervon werde sein, daß eine ruhige Diskussion der von Ihm gewollten sozialpolitischen Gesetzentwürfe nicht werde stattfinden können, und daß die durchaus nötige Beruhigung der Massen nicht eintreten werde. Er, der Kaiser, werde nicht eher zu einer Erneuerung des Sozialistengesetzes die Hand bieten, als bis die besitzenden Klassen sich von der Notwendigkeit desselben überzeugt hätten, denn das Gesetz werde nicht zum Schutze der Regierungen erlassen, sondern zum Schutze des ruhigen Bürgerstandes [23]).

Nr. 137. Berlin, den 24. März 1890.

Bei Gelegenheit des gestrigen Ordensfestes geruhte Seine Majestät der Kaiser mich in eine lange Unterredung zu ziehen, über welche ich Euer Exzellenz Nachstehendes mit dem Bemerken ganz gehorsamst zu berichten mir gestatte, daß Seine Majestät den Wunsch ausgesprochen hat, es möge der Inhalt Seiner Mitteilungen zur Kenntnis Seiner Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, gebracht werden.

Seine Majestät begann damit, daß Er mir sagte, Er werde den Grafen Bismarck unter keiner Bedingung gehen lassen. Er wisse, daß der Genannte krank und ruhebedürftig sei, was Ihm auch Professor Schweninger, den Er empfangen habe, bestätigt habe. Er werde demselben daher einen Urlaub von 6 bis 9 Monaten gewähren in der Hoffnung, daß der Graf beruhigt und gekräftigt zurückkehren und wieder geneigt sein werde, Ihm und dem Vaterlande seine Dienste zu widmen. „Ich weiß," fuhr Seine Majestät fort, „daß es ziemlich schwer ist, ein Mitglied der Familie Bismarck, wenn es einmal eine vorgefaßte Meinung hat, von der Irrtümlichkeit derselben zu überzeugen. Ich hoffe aber, daß es Mir bei Herbert doch gelingen wird und ich rechne dabei auf die Unterstützung seiner Freunde. Was den Fürsten anbetrifft, so bin ich mir darüber vollständig klar, daß der größte Teil der Wohlgesinnten im Deutschen Reiche und außerhalb desselben Mich für undankbar hält, weil Ich diesen Mann, dem Mein Haus und das Deutsche Vaterland so unendlich verpflichtet sind, gegen seinen Willen veranlaßt habe, den Dienst zu verlassen. Mir geschieht aber hierin Unrecht, denn Ich habe nie vergessen und werde nie vergessen, was Ich dem teuren Fürsten schulde. Ich habe ihm auch hierfür genügende Beweise gegeben, denn Ich habe Mich seinetwegen mit Meinem Vater und mit Meiner Mutter überworfen; Ich habe ihm sogar das Opfer gebracht, daß Ich Meinem Vater während Seiner letzten Krankheit Opposition gemacht habe. Sie ahnen nicht, wie sauer Mir dies geworden ist [24]). Wenn Ich Mich nun jetzt nach schweren inneren Kämpfen, die Ich Meinem ärgsten Feinde nicht wünschen möchte, dazu entschlossen habe, den Fürsten zu verabschieden, so ist es — es mag dies paradox klingen, es ist aber doch wahr, —

[23]) Schüßler, a. a. O. S. 142.

[24]) Vergl. den erwähnten Brief des Kaisers an Franz Joseph (a. a. O. S. 107). Hierzu und zu der Stelle im genannten Briefe, wo Wilhelm II. sagt, er habe sich „allein nach dem Tode Großpapas ... in die Bresche geworfen, um ihn [i. e. Bismarck] zu halten", ist es vielleicht erlaubt, auf eine Äußerung Graf Hohenthals (Bericht Nr. 388, Berlin, 28. September 1888) hinzuweisen, in der von einem „abenteuerlichen", neuerdings wieder aufgetauchten, in gut unterrichteten, dem Hofe nahestehenden Kreisen aber geglaubten Gerüchte gesprochen wird. „Man erzählt sich, daß Seine Majestät der hochselige Kaiser Friedrich drei Tage vor seinem Tode die in der schmeichelhaftesten Form verfaßte Entlassung des Fürsten Bismarck unterzeichnet habe, daß das fragliche Dokument sich unter den Nachlaßpapieren vorgefunden habe und gegenwärtig im Besitze Seiner Majestät des Kaisers sei." Übrigens behauptete Bismarck wiederum, „er habe ihn [i. e. Wilhelm II.]

nur wegen seiner Gesundheit geschehen [25]). Ich hatte schon seit Wochen bemerkt, daß der Fürst nicht mehr der Alte war; was ihm heute recht erschien, wurde morgen von ihm bekämpft und umgekehrt. Wenn er Mir Vortrag erstattete, brach er manchmal förmlich zusammen und bekam Weinkrämpfe, dann wurde er aber plötzlich wieder so heftig, daß es Meiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, um es nicht zu bösen Dingen kommen zu lassen. Da Ich endlich auch fühlte, daß Ich selbst krank würde, habe ich mich schon vor vier Wochen mit ihm à l'aimable darüber auseinandergesetzt, daß es so nicht weitergehe. Er hat Mir hierbei versprochen, in den nächsten Tagen um seinen Abschied einzukommen, als Ich ihn indessen Tags darauf wieder sah, erwiderte er Mir, er habe es sich anders überlegt und werde bleiben. Wie Ich höre, hat zu dieser Sinnesänderung die bayerische Regierung beigetragen, sie war aber im übrigen so plötzlich und so wenig motiviert, daß Ich in Meiner Überzeugung, daß der Fürst tatsächlich sehr krank sei, nur bestärkt wurde. Nachdem er dann auch noch Mich in die Unmöglichkeit versetzt hatte, mit den Ministern direkt zu verkehren, habe Ich den Bruch herbeigeführt. Ich wiederhole, daß Ich es in seinem Interesse, aber auch im Interesse des Vaterlandes getan habe; denn wenn er im Dienste geblieben wäre, wäre er in wenigen Monaten an den fortgesetzten Reibungen und an der Überlast der Geschäfte, die er sich durch seine neuerlichen Anordnungen aufgebürdet hatte, zu Grunde gegangen. Ich will aber den teuren Fürsten dem Vaterlande erhalten, damit Ich auf ihn und seinen bewährten Rat zurückgreifen kann, wenn die äußere Lage, was Gott verhüten wolle, ernst werden sollte. Mir hat in diesen letzten Tagen immer das Beispiel vom Cid vorgeschwebt, der, trotzdem er schon tot war, in den Reihen der Feinde Furcht und Schrecken hervorrief, als seine Leiche ihnen hoch zu Roß gezeigt wurde. Ich will Mir Meinen Cid am Leben erhalten. Ich bin überzeugt, daß einst auch der Tag kommen wird, wo die Familie Bismarck Mir dankt für das, was Ich getan habe; jetzt sind sie Alle furchtbar wütend, wenn der Fürst aber erst einige Monate die Ruhe seiner Wälder genossen haben wird, dann werden sie auch anderer Ansicht werden.

Meine hauptsächliche Sorge ist gegenwärtig, daß der von Mir für nötig gehaltene Schritt im Auslande richtig beurteilt wird, und daß insbesondere bekannt wird, daß ich fest entschlossen bin, die friedfertige Politik des Fürsten fortzusetzen. Ich habe dies den hiesigen Botschaftern teilweise schon persönlich gesagt, und werde es denen noch sagen, die Ich noch nicht gesprochen habe."

Auf die Person des neuen Reichskanzlers übergehend, bemerkte Seine Majestät, Er hoffe, daß diese Wahl allgemein befriedigen werde. Caprivi sei ein Mann von Gold und dabei von so eminenter Leistungsfähigkeit, daß er sich verhältnismäßig schnell in die neuen Obliegenheiten hineinfinden werde. Er bitte darum, daß auch die Regierung Seiner Majestät des Königs, unsers allergnädigsten Herrn, dem General mit Vertrauen entgegenkommen möge. Eine der ersten Amtshandlungen des Herrn von Caprivi, zu welcher Er denselben selbst aufgefordert habe, werde die Abschaffung der offiziösen Presse sein.

Ich konnte nicht unterlassen, Seine Majestät zu dieser Anordnung zu beglückwünschen, denn die offiziöse Presse hat in der letzten Zeit tatsächlich nichts Anderes getan, als die Parteien und die Personen durch einander zu hetzen.

stets gegen seinen Vater warm verteidigt und dafür von diesem grobe Briefe erhalten, er habe ihm gegen Kaiser Wilhelm in seinen Geldverlegenheiten helfend und nützend zur Seite gestanden". Siehe „Zur Entlassung Bismarcks. Unveröffentliche Briefe aus dem Archiv der Kölnischen Zeitung". („Köln. Zeitung", Nr. 36, 15. Januar 1921, zweite Morgen-Ausgabe.) Zu dem Betonen der Rücksichtnahme auf Bismarcks Gesundheit s. Graf Lerchenfeld bei K. A. v. Müller, a. a. O. S. 167.

[25]) Vergl. Wilhelms II. ähnliche Äußerungen über seine Sorge um Bismarcks Gesundheit zu dem österreichischen Gesandten von Széchenyi bei E. v. Wertheimer a. a. O. S. 326.

. . . . . Auch beauftragte mich der Kaiser, unserm allergnädigsten Herrn für die Teilnahme zu danken, die Allerhöchstderselbe aus Anlaß der Kanzlerkrisis Ihm ausgesprochen hat [26]).

Nr. 140. Berlin, den 25. März 1890.

Nachdem ich den Fürsten vor einigen Tagen durch die Vermittelung des Grafen Herbert hatte bitten lassen, mich vor seiner Abreise von Berlin noch einmal zu empfangen, damit ich ihm für die vielen Freundlichkeiten, welche ich in seinem Hause genossen hatte, danken könne, hatte Seine Durchlaucht mich ersucht, heute früh zu ihm zu kommen.

Fürst Bismarck sagte mir sofort bei meinem Eintritt, nachdem er mir für meinen Besuch gedankt hatte, er müsse der Legende entgegentreten, als ob sein Ausscheiden aus dem Dienste ein freiwilliges gewesen wäre. Er verlasse seinen Posten gerade im gegenwärtigen Augenblick sehr ungern, denn, wenn es schon ohnehin für einen alten Mann schwer sei, sich an ein neues Leben zu gewöhnen, so komme bei ihm hinzu, daß ein Teil seiner Freunde, zu denen er z. B. Seine Majestät den Kaiser von Österreich zu rechnen sich gestatte, ihm über sein Ausscheiden Vorwürfe mache, ja dasselbe sogar so auslege, als habe er die Flinte in das Korn geworfen. Schüchternheit hätten ihm auch seine Feinde niemals imputieren können, er fürchte sich weder vor den Sozialdemokraten noch vor den übrigen Oppositionsparteien und deswegen wünsche er dringend, daß es bekannt würde, daß er wider seinen Willen entlassen worden sei [27]). Allerdings habe er ein Abschiedsgesuch eingereicht, er sei aber hierzu durch fortgesetzte Nadelstiche von Seiten seines allergnädigsten Herrn gezwungen worden. Die Wahl seines Nachfolgers sei der einzige Lichtblick in der jetzigen trüben Zeit, denn er sei der Meinung, daß Caprivi der an ihn herantretenden Aufgabe gewachsen sei. Freilich werde auch Caprivi nicht lange aushalten, wenn der Kaiser ihn nicht besser behandle, als Er ihn, den Fürsten, behandelt habe. Der Kaiser liebe übrigens, die Begriffe durch einander zu werfen; Seinen bisherigen, schließlich doch noch ganz brauchbaren Kanzler habe er zum General-Oberst der Kavallerie gemacht, und Caprivi, der Beste unter den preußischen Generälen, müsse sich auf einem ihm ganz neuen Gebiete aufreiben. Die Zukunft Deutschlands erscheine ihm sehr dunkel, der Kaiser werde mit Seinen Ratgebern fortwährend wechseln und Sich im Parlamente auf die liberalen Parteien zu stützen suchen, doch werde diese Stütze verschwinden wie eine Nebelbank. Er glaube unter Anderem, daß der Kaiser die Schaffung verantwortlicher Reichsminister anstrebe, wodurch dann der Bundesrat eine ziemlich überflüssige Institution werden dürfte.

Auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik würden bald Hindernisse eintreten, denn der Kaiser Alexander von Rußland habe zu Niemandem Vertrauen als zu ihm; es seien auch unmittelbar nach seinem Rücktritt von Rußland Verhandlungen über

[26]) Über König Alberts Stellung zur Kanzlerkrisis vergl. v. Wertheimer, a. a. O. S. 329. Nach O. Kaemmel, „Eine Unterredung mit Fürst Bismarck" („Grenzboten", Jahrgang 66, 1. Vierteljr., S. 121—125) hat der König, allerdings auf Grund der Darstellung des Großherzogs von Baden, also einer keineswegs unparteiischen Persönlichkeit, den er im Frühjahr 1890 besuchte, gesagt: „Ich habe mich überzeugt, der Kaiser konnte nicht anders, wenn er die Zügel in der Hand behalten wollte." Im übrigen war es mir nicht möglich, irgend etwas Authentisches über die Haltung König Alberts zu ermitteln. Sowohl S. K. H. Prinz Johann Georg von Sachsen, als das Ministerium des vorm. Königlichen Hauses in Dresden, als auch das Preußische vorm. Königliche Hausarchiv teilten mir mit, daß sie auch nicht das geringste darüber feststellen könnten, da sich absolut nichts Schriftliches vorfindet.

[27]) Vergl. hierzu K. A. v. Müller, a. a. O. S. 140—141. Wolffs Bureau stellt übrigens damals die Absicht einer Änderung der Reichsverfassung in Abrede. „Munchn. Allg. Ztg.", 19. März 1890, Nr. 78, Abendbl. S. 1.

eine sehr delikate Frage, welche seit Monaten in Berlin geführt würden und welche dem Abschlusse nahe gewesen seien, abgebrochen worden [28]). Seine Majestät der Kaiser habe durchaus nicht die genügende Erfahrung, um die Schwierigkeiten der auswärtigen Lage würdigen zu können; Allerhöchstderselbe konferiere zwar ähnlich wie Friedrich der Große hinter dem Rücken des Auswärtigen Amtes mit den Botschaftern, es sei aber eben nicht Friedrich der Große. Endlich erwähnte der Fürst auch noch den Grafen Waldersee, von dem er sagte, er sei weder ein Soldat, noch ein Staatsmann, sondern nur ein Höfling [29]).

Ich habe von dieser Unterredung mit dem Fürsten Bismarck, welche ich in dem Vorstehenden nur zu skizzieren unternommen habe, da es unmöglich ist, Alles das wiederzugeben, was er innerhalb einer reichlichen halben Stunde mir gesagt hat, den Eindruck gewonnen, daß derselbe vollständig verbittert ist. So hat er z. B. die ganze Schale seines Hohnes über die Verleihung des Titels „Herzog von Lauenburg" an ihn ausgegossen. Er ist entschlossen, diesen Titel nie zu führen, wie er auch eine Dotation, deren Gewährung aus Landesmitteln die preußische Regierung anregen wollte, rundweg abgelehnt hat. Ich fürchte, diese Verbitterung wird zunehmen, wenn er erst in Friedrichsruh ist, wohin er sich noch vor seinem Geburtstage begeben will, und ich fürchte weiter, daß dieselbe ihn dazu veranlassen wird, in der Presse die Fehde über seine Entlassung fortzuspinnen. Begonnen hat er dieselbe durch den ganz gehorsamst beigefügten Artikel in Nr. 138 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", welcher zweifellos von seiner Hand herrührt [30]).

Von seinem vollständigen Pessimismus zeugt ferner seine Bemerkung über die Reichsminister, die, wie ich Eure Exzellenz jüngst zu berichten die Ehre hatte, der tatsächlichen Begründung entbehrt, da Seine Majestät der Kaiser weit davon entfernt ist, an die Schaffung dieses Institutes zu denken.

Auch hat der Fürst verhindert, daß Graf Herbert Bismarck auf die in meinem Berichte Nr. 137 vom gestrigen Tage erwähnten Vorschläge Seiner Majestät des Kaisers eingegangen ist, doch erscheint es mir andererseits nicht ganz ausgeschlossen, daß der Reichskanzler von Caprivi noch gestern versucht hat, Seine Majestät zu bestimmen, den Grafen Bismarck gehen zu lassen, wenn er durchaus nicht bleiben wolle. Wenigstens hat Herr von Caprivi mir gegenüber eine solche Äußerung fallen lassen.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Nr. 138 vom 22. März 1890: Der „Hamburgische Korrespondent" bringt den „Rücktritt des Fürsten Bismarck" damit zusammen, daß „in den letzten Jahren namentlich auf dem Gebiete der inneren Politik die Erfolge seltener geworden seien". Das genannte Blatt, dessen wohlwollende Haltung wir im übrigen anerkennen, ist in diesem Punkte nicht gerecht. Die Erfolge auf dem Gebiete der inneren Politik hängen bei uns wesentlich mit den Wahlen zusammen, und es ist unbillig, Minister wegen Mangel an solchen Erfolgen anzuklagen, auch wenn sie in dem Maße leitend wären, wie es der bisherige Reichskanzler seit Kaiser Wilhelms Tode nicht mehr gewesen ist.

Von der Rücknahme eines ersten Entlassungsgesuchs, von dem der „Hamburgische Korrespondent" spricht, ist in den beteiligten Kreisen Nichts bekannt. Der Reichskanzler hat kein Gesuch zurückgenommen. Es beruht auf einer irrtümlichen In-

[28]) Es waren dies die Verhandlungen über die Verlängerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrags, die Graf P. Schuwalow im März 1890 führen sollte: s. a. Bismarck, a. a. O. S. 90, 101, 105; Schüßler, a. a. O. S. 188—205; J. v. Eckardt, „Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi", S. 44—66; O. Hammann, „Der mißverstandene Bismarck", S. 52—62; Dindex Scrutator, „Warum der russische Draht riß" („Der [rote] Tag", 1920, Nr. 244).

[29]) Vergl. Bismarcks Äußerung zu Alexander III. über Waldersee bei Poschinger („Deutsche Rundschau", 1919, Oktober-Heft), und zu Fürst Chl. Hohenlohe in dessen „Denkwürdigkeiten", Bd. II, S. 461. [30]) Vergl. K. A. v. Müller, a. a. O. S. 170.

formation des „Hamburgischen Korrespondenten", wenn er behauptet, der Versuch des Fürsten, Resignation zu üben, habe als endgültig mißlungen angesehen werden müssen, als transpirierte, „daß Fürst Bismarck von der Bestimmung nicht abgehen wollte, wonach kein unmittelbarer Verkehr der Staatssekretäre und, auf Grund einer alten Kabinettsordre vom Jahre 1852, selbst nicht der der preußischen Minister mit dem Landesherrn ohne seine Kontrolle und Mitwirkung stattzufinden habe".

Was der „Hamburgische Korrespondent" als „transpiriert" bezeichnet, stimmt mit unserer eigenen Information überein. Der Verkehr der Staatssekretäre mit dem Kaiser ist durch die Verfassung und das Stellvertretungsgesetz definitiv geregelt. Die Beziehungen der preußischen Minister zum Landesherrn wurden es 1852, als sich nach Einführung der Verfassung die Notwendigkeit dazu herausstellte, und die Stellung des Ministerpräsidenten zu seinen Kollegen hat bisher ausschließlich auf einer Ordre des gedachten Jahres beruht, wenn auch unter dem Präsidium des Fürsten Bismarck bis in die jüngste Zeit kein Bedürfnis vorgelegen hatte, in ostensibler Weise auf diese, für den Ministerrat bestehende Regulative Bezug zu nehmen. Erst in den letzten Wochen hat der Präsident des Staatsministeriums ein solches Bedürfnis empfunden. Es ist auch richtig, daß er zur Ausführung des kaiserlichen Befehls, die Ordre von 1852 aus der Welt zu schaffen, die Hand nicht hat bieten wollen, weil er dieselbe für unentbehrlich hielt, wenn ein Präsidium des Staatsministeriums fortbestehen sollte. Der „Hamburgische Korrespondent" ist wohl unterrichtet, wenn er annimmt, daß diese Ablehnung dem Präsidenten des Staatsministeriums über die unabweisliche Notwendigkeit seines Rücktritts schließlich die volle Klarheit gegeben hat. Ein Irrtum dagegen ist es, wenn der „Hamburgische Korrespondent" annimmt, daß Besprechungen des Fürsten Bismarck mit Herrn Windthorst das Cumberlandsche Vermögen zum Gegenstande gehabt haben. Wir sind sicher, daß hiervon nicht die Rede gewesen ist. Der Verkehr des Kanzlers mit Windthorst spielt in der ganzen Krisis nur insofern eine Rolle, als der Kanzler sich geweigert hat, seinen Verkehr mit Abgeordneten einer Kontrolle zu unterwerfen.

Unvollkommen unterrichtet zeigt sich der „Korrespondent" weiter, wenn er behauptet, daß es an Versuchen, den Fürsten zur Weiterführung der auswärtigen Politik zu bewegen, nicht gefehlt habe. Im preußischen Staatsministerium mögen Versuche derart allerdings stattgefunden haben; aber persönliche Schritte des Kaisers oder einflußreicher Bundesfürsten sind nicht erfolgt. Ob die Trennung der auswärtigen von der inneren Politik nach unseren verfassungsmäßigen Einrichtungen praktisch ausführbar gewesen sein würde, darüber sind die Meinungen geteilt. Diejenige, daß es tunlich sei, scheint heute nicht vorzuwalten, da auch bei dem Nachfolger des Fürsten Bismarck die kanzlerische Stellung und die des Präsidenten des Staatsministeriums ungetrennt bleiben werden."

Nr. 255. Berlin, den 6. Juni 1890.

Euer Exzellenz beehre ich mich nachstehend einen Nr. 278 des „Berliner Tageblattes" vom gestrigen Tage entnommenen Artikel ganz gehorsamst vorzulegen:

[Zeitungsausschnitt.] Die Haltung, welche Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt einnimmt, die unehrerbietige Kritik, die er einzelnen Regierungshandlungen Kaiser Wilhelms II. zu teil werden ließ, die von ihm mit deutschfeindlichen Blättern des Auslandes angeknüpften Beziehungen, die unwidersprochen gebliebene Nachricht, daß er im Auslande eine Broschüre über seinen Rücktritt zu veröffentlichen gedenke, dies und manches Andere trägt dazu bei, daß die seltsamsten Gerüchte über den „frondierenden Ex-Reichskanzler" entstehen. Eine gewisse Presse, namentlich in England und Frankreich, betreibt die Fabrikation sensationeller Infor-

mationen über die beiden Bismarcks geradezu sportmäßig. Als typisch für dieses Nachrichten-Genre mag gelten, was dem „Daily Chronicle" von seinem Pariser Korrespondenten mitgeteilt wird: „Ein Freund des Königs von Sachsen, der gegenwärtig in Paris verweilt, teilte mir mit, daß Graf Herbert Bismarck an einigen kleineren deutschen Höfen intriguiert hat, um das Werk des Kaisers zu behindern. Die Intrigue wird bald enthüllt werden und wird die Entlassung einer großen Anzahl höherer Beamten zur Folge haben. Der Kaiser hat bereits mehrere Unterredungen mit Freiherrn v. Marschall über diesen Gegenstand gepflogen und sich entschlossen gezeigt, den „Bismarckismus" mit aller Strenge zu unterdrücken. Der Sohn des Ex-Reichskanzlers versuchte es auch, mit Vertretern fremder Mächte Anknüpfungen zu gewinnen, hat jedoch nur sehr geringe Ermutigung gefunden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß gegen den Fürsten Bismarck irgendwelche Schritte unternommen werden; allein er dürfte bereits vom Kaiser eine Mitteilung erhalten haben, die, wenn sie unbeachtet bleiben sollte, ernste Folgen nach sich ziehen würde." Das Berliner Haupttelegraphenamt hat die vorstehende Mitteilung, die uns von unserem Londoner Korrespondenten telegraphisch übermittelt ward, im Interesse des Staatswohls unterdrückt und uns nicht zugestellt. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß wir die „Information" des „Daily Chronicle" für baren Unsinn halten; aber Fürst Bismarck mag daran selbst erkennen, wohin er es mit seinem System der „Selbstverteidigung" gebracht hat. Es konnte eben darum nicht ausbleiben, daß die deutsche Reichsregierung selbst sich mit dem politisierenden Ex-Reichskanzler befaßte. Wie wir einem Wiener Privattelegramm entnehmen, bringt die „Neue Freie Presse" folgende Meldung: „Anläßlich der bekannten Empfänge russischer und französischer Journalisten durch den Fürsten Bismarck erließ Reichskanzler von Caprivi im Auftrage des Kaisers ein vertrauliches Rundschreiben an die deutschen Vertreter im Auslande mit der Information, daß Fürst Bismarck der aktuellen Reichspolitik vollständig entrückt sei, daß daher seine Äußerungen lediglich als die eines Privatmannes anzusehen seien. Die deutschen Vertreter hätten gegebenenfalls entsprechende Auskünfte zu erteilen[31])." Diese Meldung klingt durchaus glaubwürdig und ist vielleicht als Antwort anzusehen auf die von den „Hamburger Nachrichten" aus der „Nowoje Wremja" übernommene These, daß die „Worte des Fürsten Bismarck selbst in seiner Zurückgezogenheit mehr Gewicht hätten, als die Stimme vieler aktiven Staatsmänner. Wie man übrigens allmählich an den deutschen Höfen über den Patriotismus des Ex-Reichskanzlers denkt, mag folgende Auslassung der „Leipziger Zeitung", des Organs der sächsischen Regierung, zeigen: „Auch wir sehen mit schmerzlichem Bedauern, wie das leuchtende Bild des großen Kanzlers, das wir unter allen Umständen in der Erinnerung festhalten möchten, durch den Eindruck dieser Gespräche mit den obskursten Literaten des Auslandes mehr und mehr getrübt wird." Was werden die nationalliberalen Leipziger hierzu sagen, die bei der bekannten Entrüstungskampagne gegen Kaiser Friedrich anläßlich der Battenbergiade so übereifrig für den Kanzler agitierten? Ein wenig scheint sich allerdings auch dort der Enthusiasmus schon gelegt zu haben. Wenigstens spricht hierfür die Tatsache, daß in dieser Hochburg der Bismarck-Anbeter sich bisher nur 150 Menschen gefunden haben, welche Beiträge für das Bismarck-Denkmal zeichneten.

[31]) Der Erlaß war auf Befehl des Kaisers von Holstein redigiert. Vergl. Freifrau H. v. Taube, „Graf Alex. Keyserling", Bd. II, S. 594.

Leben und Tod

Von

J. von Uexküll

Ein Unglücksfall hat sich ereignet. Ein Auto ist in einen Wagen hineingefahren und dann umgestürzt. Die Folgen des Unglücks sehen wir vor uns — ein totes Pferd und ein zertrümmertes Auto liegen auf der Straße. Verschiedene Menschen haben sich gesammelt und tauschen ihre Ansichten aus. Plötzlich sagt einer von ihnen: „Da sieht man es, ein kaputtes Auto und ein kaputtes Pferd, was ist da noch für ein Unterschied?" „Ja," sagt ein anderer, „und wenn ein toter Mensch daläge, wäre es auch dasselbe — und da reden die Pastoren von Unsterblichkeit. So ein Unsinn."

Haben die Leute, die so reden, wirklich recht?

Diese Frage wollen wir näher beleuchten.

Wenn jemand tot ist, so will das doch heißen, daß er sein Leben verloren hat. Kann man wirklich das Leben eines Autos dem Leben eines Pferdes oder gar eines Menschen gleichsetzen?

Von einem Automobil wissen wir, daß es von Menschen verfertigt wird, von Menschen repariert wird, wenn es Schaden erleidet, und von Menschen gelenkt wird. Das Auto bildet einen Teil der Menschenwelt. Es ist in allen Einzelheiten so gebaut, daß es von Menschen bedient und benutzt werden kann. Ohne die menschlichen Straßen kann es nicht vorwärts kommen. Jeder Graben wird ihm zum Verderben. An jeden Baum rennt es an, wenn sein Lenker es nicht in der Gewalt hat.

Ganz anders das Pferd. Zwar wird es auch, wenn es den Wagen zieht, von einem Menschen gelenkt. Aber es läuft nie ohne die Schuld des Kutschers von selbst gegen einen Baum oder bricht sich die Beine im Graben, wie das Auto. Ist es frei, so setzt es über die Hindernisse hinweg und findet selbst in finsterer Nacht seinen Weg nach Hause, wenn die Augen der Menschen versagen. Es lebt überhaupt nicht in einer Menschenwelt, sondern in einer Pferdewelt. Die Gegenstände, die wir genau kennen, sind ihm unbekannt. Es wird nie auf den Gedanken kommen, die Haustüre aufzustoßen, die Treppen emporzusteigen und sich in ein Bett zu legen. Selbst wenn man ihm auf dem Hof ein Bett vor die Nase stellt, wird es sich niemals hineinlegen, um zu schlafen, sondern wahrscheinlich hinüberspringen, weil es nur ein Hindernis vor sich sieht.

Dies Beispiel ist sehr lehrreich für alle Untersuchungen über die Welten unserer Haustiere. Es gibt in all diesen Welten Hindernisse und Gegenstände. Hindernisse sind solche Dinge, die umgangen werden müssen. Die Leistung des Aus-dem-Wege-Gehens vereinigt eine Unzahl der verschiedensten Dinge zur gleichen Einheit. Denn darüber müssen wir uns völlig klar sein, daß ein Gegenstand nur durch unsere mit ihm verbundene Leistung zu einer Einheit wird. Wieviel Tausend verschiedene Stühle gibt es, und doch werden sie alle aus ihrer Gegenleistung als menschliche Sitzgelegenheit in ihrer Wesenheit „Stuhl" erkannt.

Nun kann man von unseren Haustieren nicht verlangen, daß sie die menschliche Leistung kennen. Daher haben sie auch nicht die Möglichkeit, die menschlichen Gegenstände überhaupt zu erkennen.

Ein Dachshund, der unter einen großen Speisetisch geraten ist, wird sich von einem Wald von Stämmen umgeben sehen. Vielleicht weiß er, daß die dünneren Stämme eine kleine, flache Krone tragen, auf die man mit einiger Mühe hinaufspringen kann, daß es sich aber nur lohnt, auf die große, hohe Krone zu gelangen, weil dort das Eßbare steht.

Für eine Fliege gibt es in unseren Stuben nur Hindernisse für den Flug und Freßebenen, auf denen man spazieren kann und das Futter suchen.

Auch die intelligenteste Maus wird unser Haus nur nach den Löchern einschätzen, weil nur diese als Mäusehaus dienen können.

Ja selbst die Affen, die uns von allen Tieren am ähnlichsten sind, leben in einer ganz anderen Welt. Sogar menschliche Gegenstände, die von den Affen auch benutzt werden, nehmen in der Affenwelt ein ganz anderes Gepräge an. Eine Leiter z. B. legt der Affe senkrecht mit der einen Seite an die Mauer, die er besteigen will, damit sie möglichst viel Reibung mit der Mauer bekommt.

Ebenso wie das Pferd in einer Pferdewelt, der Hund in einer Hundewelt und der Affe in einer Affenwelt lebt, so leben alle übrigen Tiere ein jedes in seiner ihm eigentümlichen Welt.

Die Naturforscher haben sich nun daran gemacht, die verschiedenen Tierwelten zu erforschen, und haben dabei die interessantesten Entdeckungen gemacht.

Es gibt ein ganz kleines Tierchen, das man seiner Gestalt wegen Pantoffeltierchen nennt. Es lebt in vielen Pfützen in ungeheuer großen Scharen. Wir bemerken es nicht, weil es nur mit dem Vergrößerungsglas zu sehen ist. Die Umgebung des Tierchens ist reich. Allerlei Steinchen finden sich am Boden, mancherlei Pflanzen wachsen daselbst, Schnecken und andere Tiere kriechen herum. Alle diese Dinge unterscheiden sich für das Pantoffeltierchen gar nicht, das keine Augen besitzt, um Gestalten und Farben zu sehen, keine Nase, um Gerüche aufzunehmen, keinen Gaumen, um Geschmäcke zu unterscheiden, keine Ohren, um Töne zu hören. Und doch findet es sich mit der größten Sicherheit zurecht, weil es eine eigene Pantoffeltierwelt besitzt. In dieser Welt geben alle Dinge, mit denen das Tier zusammentrifft, den gleichen Befehl: „Fort von hier." Dann kehrt das kleine, schnellschwimmende Tier sofort um und eilt in einer anderen Richtung von dannen. Die einzigen Gegenstände, die keinen Reiz auf das Tier ausüben, sind verwesende Pflanzenteile, die ihm zur Nahrung dienen. Deshalb gelangt das Pantoffeltierchen, nachdem es überall abgewiesen worden, schließlich doch zum Ziel. Die Pantoffeltierwelt ist, wie man sieht, äußerst einfach gebaut, aber auch äußerst praktisch. Sie paßt aber nur zum Pantoffeltier und dieses zu ihr.

Es gibt eine schöngerippte Muschel, die Pilgermuschel heißt, weil ihre Schale von den frommen Pilgern, die im Mittelalter nach dem heiligen Grabe zogen, als Eßnapf und Trinkgeschirr benutzt wurde. Diese Muschel, die in flachem Seewasser lebt, kann schwimmen, wenn sie ihre Schalen rhythmisch öffnet und zusammenklappt. Außerdem ist sie dadurch merkwürdig, daß sie hundert Augen besitzt.

„Hallo," denkt jeder, „die muß vorzüglich sehen können." Falsch geraten; sie kann mit ihren hundert Augen viel weniger sehen, als ein Frosch mit zweien. Das will ich gleich beweisen. Der Hauptfeind aller Muscheln im Meer ist der Seestern, der die Muscheln mit seinen vielen hundert Saugfüßchen anpackt, die Schalen auseinanderzieht und seinen Magen wie einen umgekehrten Handschuhfinger aus dem Munde herausstülpt, um dann ganz gemächlich das Muscheltier innerhalb seiner Schalen zu verdauen und aufzusaugen.

Diesen Feind kann die Pilgermuschel, wenn er ruhig daliegt, trotz ihrer hundert Augen nicht sehen. Erst wenn er sich in seiner langsamen Art in Bewegung setzt, wird die Bewegung von den Muschelaugen wahrgenommen. Aber wie Versuche gezeigt haben, wird ein jeder Gegenstand, welche Form oder Farbe er immer haben mag — ja selbst ein Schatten, der über den Meeresgrund dahingleitet — sobald er sich ebenso langsam bewegt wie der Seestern, von der Muschel ebenso wahrgenommen. Damit nun die Muschel nicht bei jeder langsamen Bewegung, die in ihrer Umgebung geschieht, die Flucht ergreifen muß, streckt sie zur weiteren Unterscheidung zwischen Freund und Feind lange Riechfäden aus, die wie Wimpel jedem bewegten Gegenstand entgegenflattern. Der Seestern hat einen ganz bestimmten Geruch, auf den die Riechfäden abgestimmt sind. Werden diese durch den Seesterngeruch gereizt, so schwimmt die Pilgermuschel davon und bringt sich in Sicherheit, sonst bleibt sie ruhig liegen.

In der Welt der Pilgermuschel gibt es nur bewegte Dinge mit Geruch und bewegte Dinge ohne Geruch — weitere Unterschiede gibt es nicht. Auch die Pilgermuschelwelt ist noch recht einfach — sie paßt aber genau zur Pilgermuschel.

Viel reicher sind bereits die Welten, welche die Hummeln und Bienen umgeben. Sehr weit sehen können diese Tiere nicht, aber in der Nähe unterscheiden sie die Form der Blumen, ob sie rund oder strahlig sind. Dagegen sind sie ganz unfähig, ein Dreieck von einem Viereck zu unterscheiden. Es wäre daher ein vergebliches Bemühen, den Bienen oder Hummeln das Lesen beibringen zu wollen. Die feinen Formunterschiede, die unsere Buchstaben kennzeichnen, gibt es in einer Bienenwelt oder einer Hummelwelt nicht. Farben, welche die Pilgermuschel gar nicht kennt, unterscheiden diese Tiere besser, Gerüche sogar sehr scharf.

Wir können uns die Welt einer Hummel oder einer Biene wie eine große Seifenblase vorstellen, die etwa 10 Meter im Durchmesser hat. In dieser Welt gibt es einfache Formen, mancherlei Farben und viele Düfte; danach werden die verschiedenen Dinge, die diese Welt bevölkern, unterschieden. Immer aber bleiben es Hummeldinge in der Hummelwelt und Bienendinge in der Bienenwelt.

Die Seifenblase, welche die Welt umhüllt, bleibt völlig undurchdringlich für das Tier. Es trägt sie wie eine feste Schale mit sich herum, wenn es von Baum zu Baum fliegt. Alles, was beim Flug der Hummel in die Seifenblase gerät, sei es ein Baum, ein Mensch, ein Gewässer oder ein Haus, verwandelt sich in ein Hummelding und bei der Biene in ein Bienending.

Alle Tiere tragen eine solche, unseren Augen unsichtbare Schale mit sich herum; sie umhüllt die Welt des Tieres, und diese enthält nur Dinge des Insassen. In der Regenwurmwelt gibt es nur Regenwurmdinge, in der Froschwelt nur Froschdinge, wie in der Hundewelt nur Hundedinge usf. Alle diese Welten, die bald größer, bald kleiner sind, unterscheiden sich durchaus voneinander, weil eine jede nur solche Dinge enthält, die zum Tier passen.

In die Dinge seiner Welt ist das Tier nicht nur mit seinen Sinneswerkzeugen, sondern auch mit allen übrigen Werkzeugen seines Körpers auf das genaueste eingepaßt.

Denken wir z. B. an die uns nur zu wohlbekannte Mücke. Sie wird durch den Duft unserer Hautdrüsen herangelockt und setzt sich mit ihren zarten Beinen so leicht auf unsere Haut, daß wir es nicht merken. Dann sticht sie mit ihrem feinen Stachel glatt durch unsere Haut bis auf die bluthaltigen Gewebe. Ein passendes Gift, das sie uns einspritzt, sorgt für eine reichliche Blutzufuhr, und nun beginnt sie, das Blut in sich hineinzupumpen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ihre Riechfühler von dem Geruch unseres Blutes, auf das der ganze Pumpapparat eingestellt ist, gar nicht gereizt werden können, sondern auf den Geruch unserer Hautdrüsen eingestellt sind, die

mit dem Blut gar nichts zu tun haben. Nur durch die Bauart unserer Haut sind sie dauernd miteinander verbunden. Der Mückenkörper ist nicht nur ein in sich feingebauter Apparat, sondern er spiegelt auch den ihm ganz fremden Apparat der Menschenhaut wieder. So wird unsere Haut zum Mückending.

Menschenhaut und Mückenkörper bilden, sobald die Mücke ihre Tätigkeit beginnt, zwei sich ergänzende Teile eines einzigen Apparates von ausnehmender Feinheit und Vollkommenheit. Genau wie das Automobil dank seiner Räder mit der Straße eine Einheit bildet, oder wie die Dreschmaschine erst durch die bearbeiteten Garben zu einem Ganzen wird, so bilden alle Tierkörper mit den Dingen ihrer Welt eine Anzahl wechselvoller Apparate, wenn die Werkzeuge des Tieres bald mit diesem, bald mit jenem Ding zu immer neuen wechselvollen Einheiten verschmelzen. Wir brauchen uns nur an die Hummeln zu erinnern, die bald mit dem Löwenmaul, bald mit der Taubnessel, bald mit dem Klee zu einem innig zusammenhängenden Ganzen verschmelzen.

Wie kommen nun all diese kleinen Meisterwerke zustande, die wir auf Schritt und Tritt vor uns sehen, wenn wir irgendein beliebiges Tier bei seinen Handlungen belauschen? Bildet doch selbst die Luft mit dem Flügel des Schmetterlings oder der Schwalbe einen ebenso vollkommenen Apparat, wie das Wasser mit der Flosse der Forelle oder die Erde mit den Pfoten des Maulwurfs oder der Grille.

Und doch ist kein sichtbarer Meister vorhanden, der so verschiedenartige Dinge ineinanderzupassen verstünde, auch fehlt der Baumeister, der die Glieder der Tierkörper zusammenfügt, wie die Baumeister unserer Häuser Ziegeln und Holzwerk zu einem wohnlichen Heim ineinanderfügen.

Nein, einen äußeren Baumeister besitzen die Lebewesen nicht, dafür sind sie aber mit einem wundersamen Stoff, dem sogenannten Lebensstoff, begabt, der allen leblosen Dingen abgeht.

Wo Leben, da ist auch Lebensstoff.

In jeder Keimzelle steckt er drin, aus ihm erwächst das Lebewesen. Aber er geht nicht dabei zugrunde, sondern vermehrt sich dauernd. Beim erwachsenen Tier sitzt er in den kleinsten Zellen, aus denen sich alle Gewebe unseres Körpers zusammensetzen, wie die Häuser aus Ziegelsteinen. Der Lebensstoff ist es auch, der die nötigen Reparaturen vornimmt und bei manchen Tieren, wie den Krebsen, ganze Beine und Scheren neubilden kann.

Er ist es auch, der im Gehirn der Tiere immer bereit ist, neue Nervenbahnen zu bauen und dadurch den ganzen Steuerapparat für die tierischen Handlungen umzubilden, sobald das notwendig wird.

Da gibt es z. B. einen ganz kleinen, nur wenige Millimeter großen Rüsselkäfer, den man im Frühling an Birken und Haselnußblättern an der Arbeit sieht. Wie ein winziges Schneiderlein, dem man ein riesiges Tuch zum Zuschneiden gegeben hat, schneidet er sozusagen aus freier Hand eine der schwierigsten Linien, von beiden Seiten des Blattes beginnend bis zur Mittelrippe, und rollt dann erst die eine Hälfte zu einer Tüte zusammen, um die er dann die andere Hälfte herumwickelt. In dieses Gehäuse legt er seine Eier. Gleich beim ersten Male ist er Meister in seiner Kunst. Dabei ist kein Blatt genau so gebaut wie das andere, und trotzdem versteht er es, die Schnittführung allen Bedingungen der verschiedenen Blätter anzupassen. Das vermag kein fertiger Nervenapparat zu leisten, der immer nur die gleiche Steuerung ausführen würde. Hier muß der Lebensstoff eingreifen und den Steuerapparat den äußeren Bedingungen anpassen.

Wie bequem wäre es für uns Menschen, wenn wir über einen solchen Lebensstoff frei verfügen könnten. Wir brauchten nur einen Ziegelstein mit dem Hausstoff

zu bestreichen und in die Erde zu stecken, dann würde ein Haus daraus emporwachsen, wie ein Baum aus seinem Samen. Die ganzen Baukosten wären erspart.

In unsere Suppe brauchten wir nur einen Tropfen dieses seltenen Stoffes zu tun, und gleich entstünde der Löffel, fertig zum Gebrauch.

Wieviel Schreinerrechnungen blieben uns erspart, wenn wir Tische und Stühle mit dem passenden Stoff bestreichen könnten. Jedes abgebrochene Bein wüchse von selbst wieder an.

Wie einfach wäre es, Chauffeur eines Autos mit Lebensstoff zu sein. Dieses liefe ohne weiteres entsprechend der eingestellten Landkarte, wohin es sollte, ohne an die Bäume zu rennen oder in den Graben zu fallen.

Wie kann ein bloßer Stoff so merkwürdige Dinge verrichten, Apparate schaffen und lenken, wie es die Tierkörper sind, und sie in eine ganz bestimmte Welt hineinpassen?

Darauf gibt die neuere Naturwissenschaft folgende Antwort: An jeden Stoff und an jeden Körper sind gewisse Kräfte gebunden, die nach ganz bestimmten Regeln und Gesetzen in Wirksamkeit treten.

Jedermann kennt den Magneten, der alles Eisen an sich zieht. Das tut er aber nur von einer gewissen Entfernung an. D. h. es befindet sich um den Magneten ein unsichtbarer, kugelförmiger Raum, innerhalb dessen alles Eisen magnetisiert wird. Man kann sagen, es befindet sich um jeden Magneten eine magnetische Welt, innerhalb derer alle eisenhaltigen Gegenstände zu magnetischen Dingen werden. Die anderen Gegenstände spielen in dieser Welt keine Rolle. Je nach der Stärke und Größe des Magneten ist seine magnetische Welt größer oder kleiner.

Ebenso betrachtet man neuerdings jedes Ding, das Masse besitzt. Eine jede Masse bildet den Mittelpunkt einer Welt der Schwere. Mit der zunehmenden Masse eines Körpers wächst auch seine Schwerewelt. Unsere Erde besitzt eine riesige Schwerewelt, und deshalb sind alle Gegenstände, mit denen wir auf der Erdoberfläche in Berührung kommen, schwer, d. h. sie drängen nach dem Erdmittelpunkt hin wie die Eisenteile zum Magneten. Daß jeder Gegenstand selbst eine kleine Schwerewelt entsprechend seiner Masse besitzt, können wir nicht bemerken, weil die Schwerewelt der Erde so viel stärker wirkt.

Ganz dasselbe gilt für die warmen Körper. Ein jeder heiße Gegenstand ist, wie wir uns alle zu ungezählten Malen überzeugt haben, von einer Wärmewelt umgeben, die wir sofort spüren, wenn wir den Finger dem heißen Gegenstand nähern. Die Wärmewelt kann klein oder riesengroß sein. Wir alle leben in und von der Wärmewelt der Sonne.

So bauen die wichtigsten physikalischen Kräfte ganz gesetzmäßig ihre Welt um die Dinge. Der gleiche Gegenstand kann dabei von mehreren Welten umgeben sein; so besitzt ein Magnet, den man erwärmt hat, seine Wärmewelt, seine magnetische Welt und seine Schwerewelt.

Was von den physikalischen Kräften gilt, gilt auch von den chemischen Kräften, die in Wirksamkeit treten, wenn zwei verschiedene Stoffe miteinander verschmelzen.

Das Wasser besteht aus zwei luftartigen Stoffen, dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Jedes Wasserstoffteilchen bildet eine winzige Wasserstoffwelt und ebenso jedes Sauerstoffteilchen eine Sauerstoffwelt, die eng zu einander passen. Berühren sich zwei dieser Welten, so stürzen sie sich aufeinander und bilden Wasser, das nun eine ganz andere, eine Wasserwelt darstellt.

Die Gesetze dieser chemischen Welten sind genau erforscht worden, und es hat sich gezeigt, daß sie alle in einen festen Plan hineinpassen. Nachdem man diesen Plan aufgezeichnet hatte, zeigte es sich, daß an bestimmten Stellen Stoffe fehlten. Auf diese fehlenden Stoffe haben die Chemiker eifrig Jagd gemacht und sie tatsächlich

auch entdeckt, wodurch die Richtigkeit des vorher aufgestellten Planes aufs glänzendste bestätigt wurde. Daraus ersieht man, daß eine allgemeine Planmäßigkeit die Gesetze der einzelnen Stoffwelten und ihrer Kräfte umfaßt.

Vorher hatte man bereits die Gesetze jener Kräfte aufgefunden, die auftreten, wenn ein Stoff aus dem festen in den flüssigen Zustand oder aus dem flüssigen in den luftförmigen übergeht und umgekehrt. Es ist allbekannt, daß man durch Erwärmung Eis in Wasser und Wasser in Dampf verwandeln kann. Ebenso wissen wir, daß sich durch Abkühlung Dampf in Wasser und Wasser in Eis verwandelt. Dabei bilden sich die zierlichen Kristalle, die wir an jeder Schneeflocke bewundern können. Die Gesetze der Kristallbildung sind genau erforscht und bilden ebenfalls eine in sich geschlossene Planmäßigkeit.

Das Merkwürdigste dabei ist nun die Tatsache, daß alle diese Kräfte und ihre Gesetze völlig unabhängig sind von dem augenblicklichen Vorhandensein der Stoffe, auf die sie wirken.

Wenn unsere Erde sich durch irgendeine äußere Ursache derart erwärmen würde, daß alles Eis auf der Erde geschmolzen würde, so würden sich dennoch bei der darauf folgenden Abkühlung mit der gleichen Sicherheit die Eiskristalle bilden, wie wir das in jedem Winter von neuem beobachten können.

In den chemischen Laboratorien sind von den Chemikern eine ganze Reihe neuer Stoffe gebildet worden, die es ganz gewiß noch niemals vorher gegeben hat, und doch bildeten diese sofort ihre kleine chemische Welt mit ihren festen Gesetzen und Kräften, weil aus der allgemeinen Planmäßigkeit eben nichts herausfallen kann.

Die Stoffe sind wechselnd und veränderlich, die allgemeine Planmäßigkeit ist aber unveränderlich und unzerstörbar.

Alles, was von den Kräften und Gesetzen gesagt wurde, die auf die leblosen Stoffe einwirken, gilt auch von den Kräften und Gesetzen, die den Lebensstoff beherrschen. Wie der Magnet den Mittelpunkt seiner magnetischen Welt bildet, bildet jedes Lebewesen den Mittelpunkt seiner Lebenswelt.

Jetzt werden wir verstehen, daß der Lebensstoff des Pantoffeltierchens unter einer besonderen Kraft stehen muß, die nach ihren eigenen Gesetzen handelt. Sie läßt durch Teilung und Wachstum immer neue Pantoffeltierchen entstehen, die immer wieder von einer Pantoffeltierwelt umgeben sind.

Aus dem Eikeim der Pilgermuschel, den das Muttertier im Wasser ablegt, entsteht immer eine neue Pilgermuschel, weil sein Lebensstoff den gleichen Gesetzen gehorcht wie der Keim, aus dem die Mutter gebildet wurde.

Alle Pflanzen und Tiere entstammen dem gleichen Lebensstoff wie ihre Voreltern und unterliegen daher den gleichen Kräften und Gesetzen wie diese. Daher gleicht der Körper eines jeden Lebewesens und seine Welt dem Körper und der Welt seines Erzeugers.

Im Frühling bietet sich unseren Augen immer das gleiche Bild: wie die neuen Pflanzen nach einem zeitlich geregelten Gesetz, das wir Rhythmus nennen, aus ihren Keimen herauskristallisieren gleich der Schneeflocke aus dem Nebel der Wolke.

Die Gesetze der lebenden Natur sind um vieles verwickelter und mannigfaltiger als die Gesetze der leblosen Natur, aber die gleiche Planmäßigkeit umfaßt sie alle und offenbart sich immer von neuem, wenn wir die Einpassung der Tiere in ihre Lebewelt betrachten.

In früheren Zeiten sprach man nicht von Planmäßigkeit, sondern von Vorsehung. Auch dieser Ausdruck hat seine Berechtigung, denn in jedem Keim ist dank der seinen Lebensstoff beherrschenden Gesetze vorausgesehen, welche Gestalt sein Körper annehmen wird, und welche Welt ihm dereinst umgeben wird.

In der Eichel schlummert nicht nur die dereinstige Gestalt des gewaltigen Baumes, sondern auch künftiger Schnee und Sturm, künftiger Regen, künftiger Sonnenschein. Ebenso liegt im Ei der Hummel verborgen ihr ernst dahinsummender kleiner, gedrungener Körper, aber auch der ganze Reichtum künftiger Blumen, die auf sie warten werden, damit sie den Blütenstaub von Blume zu Blume trage.

Nichts ist in der Natur Willkür oder Zufall. Alles ist Gesetz. Mit der gleichen Sicherheit, die dem Gesetz der Schwere eigen, entstehen nach dem Lebensgesetz des Keimes das Tier und seine Welt. Wie abertausend schillernde Seifenblasen entstehen nach einem ewigen Rhythmus die tausendfach verschiedenen Tiere und ihre tausendfach verschiedenen Welten, um nach einer kurzen Weile zu vergehen und anderen Platz zu machen.

Form und Inhalt wechseln, aber ewig bleiben die Kräfte und ihr Gesetz.

* * *

Nun sind wir genügend vorbereitet, um einen Blick auf die Menschen und ihre Welten zu werfen. Jeder Mensch, der sich in der freien Natur befindet, ist umspannt von der Wölbung des Himmels. Sie bildet die undurchdringliche Schale, die seine Welt einschließt. Sonne, Mond und Sterne kreisen in ihr. Der ganze Inhalt dieser Welt ist erfüllt von Menschendingen, zu denen er mit seinen Sinneswerkzeugen und seinen Gliedmaßen paßt. Von dem Ort, auf dem er sich gerade befindet, bis zum Horizont, wo das Himmelsgewölbe auf der Erde zu ruhen scheint, ist es sechs Wegstunden weit, d. h. grade so weit, wie er an einem Tage hin und zurück wandern kann. Diese Gegend ist seine Heimat. Hier ist er zu Hause. Hier ist ihm alles vertraut. Darüber hinaus liegt die Fremde. Aber auch, wenn er in diese hinauswandert, stets wird ihm die undurchdringliche Schale begleiten, die alles umschließt, was seine Welt ausmacht.

Auch wenn er sich über die Lüfte erhöbe und den Himmelsraum durchreiste, stets bliebe er von dieser Schale umschlossen. Sie ist ihm mitgegeben durch das Gesetz, das seinen Körper und seine Welt gestaltete. Alles, was sich in seiner Welt befindet, muß er mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören und seiner Nase riechen, mit seinen Fingern betasten. Alles, was ihn umgibt, muß sich daher zu seinen Menschendingen formen. Und wunderbarerweise sind auch alle seine sonstigen Organe entsprechend diesen Dingen gestaltet.

Darin unterscheidet sich der Mensch nicht von den Tieren. Wenn auch seine Welt reicher und mannigfaltiger ist, so entgehen ihm doch viele sichtbare, riechbare und tastbare Dinge, die von vielen Tieren dank ihrer nach dieser oder jener Hinsicht feineren Sinneswerkzeugen wahrgenommen werden, und die sich zu Tierdingen formen, die dem Menschen unzugänglich bleiben.

In einem aber unterscheidet der Mensch sich grundsätzlich von den Tieren, was man folgendermaßen ausgedrückt hat: Alle Tiere sind Instinkttiere, der Mensch ist ein Erfahrungstier. Damit ist folgendes gemeint: Ein jedes Tier wird nicht bloß nach den Gesetzen seines Lebensstoffes gebaut mit seiner ganzen Welt und seinen Tierdingen, sondern auch seine Handlungen werden ihm durch das gleiche Gesetz vorgeschrieben, das den Steuerapparat seines Gehirnes dauernd beherrscht.

Der Mensch hingegen kann seinen Handlungen das Gesetz seiner Persönlichkeit vorschreiben, dem er auch seine Erfahrungen anpaßt. Damit nun dieses kleine Menschengesetz nicht dem allgemeinen Gesetz der Planmäßigkeit widerspreche, ist dem Menschen das Gewissen mitgegeben worden, welches ihn immer wieder darauf aufmerksam macht, daß er höheren Gesetzen untersteht, denen er sich zu fügen habe, sobald ihn die Lust anwandelt, diese Gesetze zu durchbrechen. Im Gewissen spricht die Planmäßigkeit der Natur, die wir sonst nur mittelbar erkennen, unmittelbar zu uns.

In ihrer Stellung zur Planmäßigkeit sind sich alle Menschen gleich. Im übrigen sind sie, was ihre körperlichen wie geistigen Fähigkeiten betrifft, äußerst verschieden. Am deutlichsten prägt sich der Unterschied von Mensch zu Mensch bei Betrachtung ihrer verschiedenen Welten aus.

Eine kleine Geschichte, die ich einem unserer größten Naturforscher frei nacherzähle, wird das am besten erläutern: Im Innern Afrikas findet ein Neger ein mit Strichen und Zeichen versehenes weißes Blatt. Er hält es für das Blatt eines ihm unbekannten Baumes und bringt es seinem Häuptling. Dieser hält es für eine besonders schöne Art von Baumrinde, die sehr geeignet ist, einen Häuptlingshut aus ihr zu machen. Daran verhindert ihn aber sein Hofzauberer, der die Linien und Zeichen auf dem Blatt für eine Beschwörungsformel des Windgottes erklärt. Da kommt ein Händler hinzu, der mit den weißen Leuten verkehrt, und sagt, er habe solche Blätter schon bei den Weißen gesehen, sie könnten sich mit solchen Blättern, auf die sie Zeichen machten, untereinander verständigen, ohne sich zu sehen. Der Zauberer solle nur mit ihm gehen, wenn er das nächste Mal einen weißen Kaufmann besuchen werde. Das geschieht, und der Kaufmann erklärt den fraglichen Gegenstand für ein Notenblatt. Was damit zu machen sei, würden sie erfahren, wenn sie in der nächsten Stadt seinen Freund, den Organisten, aufsuchen wollten. Die beiden wißbegierigen Neger machen sich auf den Weg und treffen den Organisten in der Kirche. Dieser nimmt das Blatt, setzt sich an die Orgel, und laut erbraust durch die Kirche der Choral: „Nun danket alle Gott." Spornstreichs läuft der Zauberer zum Häuptling zurück und sagt ihm: „Ich habe doch recht gehabt, es war eine Beschwörung des Windgottes — er hat ganz erschrecklich geblasen."

Wie verschieden hat sich das gleiche Ding in den verschiedenen Welten all dieser Männer ausgenommen!

Ich selbst habe mich in Ostafrika an einem jungen Massaineger überzeugen können, mit welcher Sicherheit er das Gelände der Dornensteppe, das er zum ersten Male betrat, sich einprägte, das für den Europäer in seiner Gleichartigkeit gar nicht zu unterscheiden war. Dagegen war es ihm nicht möglich, europäische Gegenstände zu erkennen. Als ich ihn einmal aufforderte, eine kurze Leiter emporzusteigen, sagte er mir: „Wie soll ich das machen, ich sehe nur Löcher."

Aber auch unter den Weißen habe ich überall die größten Unterschiede in ihren Welten gefunden. Ein alter, kluger Schäfer sagte mir: „Ja, von den Schafen hat jedes ein anderes Gesicht, aber die Menschen sehen sich alle gleich."

Ein reicher Amerikaner, der nach Neapel gereist war, um die berühmte Schönheit des Golfes zu genießen, war furchtbar enttäuscht: Berge, Bäume und Wasser gäbe es überall.

Wenn man näher hinsieht, wird man bemerken, daß dieser Amerikaner gar keine Ausnahme bildet. Alle Leute, die in großen Städten wohnen und sich tagaus, tagein ausschließlich mit Gelderwerb befassen, büßen die Fähigkeit ein, auf anderen Gebieten Unterschiede wahrzunehmen. Dadurch verödet der größte Teil ihrer Welt mehr und mehr. Alle nach Reichtum strebenden Menschen bleiben, auch wenn sie Milliarden zusammengerafft haben, die wirklich Armen. Wenn ich in meinem Garten nur Kartoffeln pflanze, so wachsen dort keine Rosen mehr. Wenn ein Mensch seine ganze Aufmerksamkeit den Zahlen in den Börsenberichten zuwendet, so verliert sich in seiner Welt der ganze Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Natur, die ihn noch umgab, als er Kind und Jüngling war. Es bleiben in seiner Welt tatsächlich nur noch die paar Gegenstände übrig, die er zum täglichen Bedarf nötig hat. Begibt er sich aber einmal in die freie Natur, so sieht er bis zum Überdruß immer wieder dasselbe: Haus, Berg, Baum, Mensch, Pferd, Hund. Das ist aber zu wenig, um sein Interesse zu fesseln. Deshalb rasen diese sogenannten Reichen auch im Auto wie ver-

zweifelt durch alle Länder, in der Sucht nach etwas Neuem, und finden überall dasselbe, weil sie aus ihrer eigenen verödeten Welt nie heraus können.

Die eigene Welt reich und schön zu machen, dazu braucht man kein Geld. Der Reichtum der Natur ist unerschöpflich und steht jedem offen, er braucht nur zuzugreifen. In einem Zeitungsblatt steht nur das, was irgendein Mensch hineingeschrieben, aber in jedem Rosenblatt steht die ganze Weisheit und Schönheit der Natur geschrieben, man muß es nur lesen lernen.

Aber so arm oder so reich unsere Welt sein mag, in der unermeßlich großen Zahl der anderen Welten spielt sie nur eine verschwindend kleine Rolle. Es ist ebenso lehrreich wie heilsam, sich darüber klar zu werden. Wenn ich eine Karte vor mir ausbreite, auf der mein Wohnort deutlich verzeichnet ist, so ist es leicht, mit einem Zirkel einen Kreis zu beschreiben, der die ganze Gegend, die ich von meinem Standpunkt zu überschauen vermag, voll umfaßt. Über diesen Kreis brauche ich mir nur eine halbe Seifenblase zu denken, so umfaßt diese meine ganze Welt.

Behandele ich die Standorte meiner Bekannten, die sich in der gleichen Gegend befinden, auf die gleiche Weise und versuche mir vorzustellen, wie andersartig ihre Welten sind, so beginnt das Weltall wie in verschiedenen Facetten zu spiegeln, und nehme ich die Welten auch nur einiger Tiere hinzu, so tritt mir ein derart verwirrender Reichtum an Weltbildern entgegen, daß ich die Augen schließen muß. Aber es geht mir doch eine Ahnung davon auf, wie die Natur wirklich aussieht, und ich werde erkennen, daß ihr wirklicher Anblick weit über das menschliche Fassungsvermögen hinausgeht.

Bleibe ich aber beim Studium der Karte und betrachte die kleinen Weltbläschen von außen, so werden sie mit zunehmendem Maßstab der Karte immer zahlreicher und immer kleiner werden. In dem Plan einer Stadt wird mein eigenes Weltbläschen unter der großen Zahl anderer Bläschen verloren gehen. Dafür werde ich erkennen, daß es sich dem allgemeinen Rhythmus von Entstehen und Vergehen anschließen muß. Dauernd zerspringen eine große Anzahl dieser Welten wie Seifenblasen; dafür entstehen immer neue, die dann ein Weilchen dauern, um wieder zu vergehen.

Bald ist der Rhythmus schneller, bald langsamer, aber immer von der gleichen naturhaften Sicherheit, mit der ein Bach bald schneller, bald langsamer über sein Kiesbett hinabspringt. Und doch entstehen und vergehen hier Menschenwelten. Aber die Naturgesetze schalten und walten mit ihnen mit der gleichen Überlegenheit, wie über die Kieselsteine.

Die einfachste Ehrlichkeit verlangt, uns selbst klar zu machen, wie völlig wehrlos ein jeder von uns mit seiner ganzen Welt in der allmächtigen Hand der Planmäßigkeit daliegt. Wie Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter ohne unser Zutun, uns dauernd umformend, über uns dahingehen, so beherrschen uns auch Geburt und Tod, die beiden Grenzstationen unseres Daseins.

Wenn es auch keinem Menschen vergönnt ist, über diese Stationen hinauszuschauen, so ist es dennoch möglich, sich davon Rechenschaft zu geben, was von uns unzerstörbar ist und daher den Tod überdauern muß.

Blicken wir hinaus, wenn der Winter seine Schneeflocken auf die Erde hinabwirbeln läßt. Wir wissen wohl, daß jede einzelne Schneeflocke zergehen muß, wenn sie im Strahl der Frühlingssonne dahinschmilzt. Die einzelne Flocke ist zweifellos sterblich, aber das Gesetz, das alle Schneeflocken schuf, wird durch das Schicksal der einzelnen Flocke nicht berührt. Dem Gesetz kann der Tod nichts anhaben.

Und nun folgen wir mit dem Auge den Tausenden von Seifenblasen, welche die Pantoffeltierchen als ihre Welten umschließen. Auch sie vergehen wie die Schneeflocken, denn auch das Dasein des Pantoffeltierchens wird durch den Tod begrenzt.

Das Gesetz aber, das sich in all den Tausenden von Pantoffeltierchen mit ihren Welten immer wieder neu verkörpert, wird durch den Tod nicht erreicht. Im Gegenteil ist der Tod selbst in das Gesetz mit eingeschlossen.

Wieder sehen wir ein unsterbliches Gesetz über Tausende von Einzelgestalten herrschen.

Nun nehmen wir erst die uns bekannten Pilgermuscheln mit ihren Welten hinzu, dann die Hummeln, Bienen, die Käfer, die Fische, die Frösche, Hunde und Pferde, alle mit ihren Welten. Immer haben wir das gleiche Bild vor Augen. Immer wieder erscheint ein neues Gesetz und erschafft Tausende von Welten mit ihren Insassen. Die ersten Welten sind noch klein und einfach, die folgenden werden immer größer und reichhaltiger. Und wenn wir tausend verschiedene Tierarten vor uns auftauchen sehen, so haben wir tausend verschiedene unsterbliche Gesetze vor uns und Hunderttausende von ihnen geschaffener sterblicher Gestalten. Eines wird dabei immer deutlicher: je einfacher das Gesetz, um so zahlreicher sind die in ihm entspringenden Gestalten — je mannigfaltiger das Gesetz, um so geringer wird die Zahl seiner Gestaltungen.

So steigen wir zum Menschen empor und fragen: Wie steht es bei ihm mit der persönlichen Unsterblichkeit? Darauf antwortet bereits Goethe: „Wer eine persönliche Unsterblichkeit beansprucht, muß selbst eine Persönlichkeit sein."

Diese Antwort paßt genau in die von uns gewonnene Anschauung hinein, wonach nur das Gesetz und nicht die Gestalt die Unsterblichkeit verbürgt. Eine Persönlichkeit aber ist eine Gestalt, die ein ihr allein zugehöriges Gesetz besitzt, das sie mit niemandem teilt. Ihre Unsterblichkeit darf daher, wenn auch nicht für diese irdische Gestalt, so doch für ihr persönliches Lebensgesetz als verbürgt gelten.

Wie kommt es nun, daß bei dieser uns alle so nahe berührenden Frage die Wissenschaft so widersprechende Antworten geben konnte?

Bei der heute noch allgemein herrschenden Weltanschauung, der zufolge ein jeder einzelne kritiklos die ihn umgebende Welt für das auch alle anderen Lebewesen umschließende Weltall hält, liegt es freilich sehr nahe, die persönliche Unsterblichkeit zu leugnen. Solange wir alles, was uns umgibt: Sonne, Mond und Sterne, die Erde und alles, was sie beherbergt, leblose und lebende Wesen für objektive, d. h. von unserem Subjekt unabhängige Wirklichkeiten halten — müssen wir auch glauben, daß diese ungeheure Wirklichkeit mit ihrem unendlichen Raume und ihrer ewigen Zeit unseren Tod überdauern wird. Dann sind wir als Persönlichkeiten aus diesem Weltall mit unserem Tode einfach ausgelöscht. Und es ist in der Tat kein Grund einzusehen, warum ein toter Mensch etwas anderes sei als ein kaputtes Auto.

Ganz anders nimmt sich die Frage nach der menschlichen Unsterblichkeit aus, wenn wir es uns einmal klargemacht haben, daß die Welt, die uns umgibt, mit ihrem gesamten Inhalt nur unsere persönliche Umwelt und keineswegs das Weltall darstellt.

Wenn uns einmal das Verständnis dafür aufgegangen ist, daß das Himmelsgewölbe, innerhalb dessen die Sonne auf- und niedergeht, nichts anderes ist, als die gleiche Seifenblase, die sich auch um jedes andere Lebewesen ausspannt — wenn wir erkennen, daß der Reichtum an Orten und Gestalten der Welt von unserem Auge abhängig ist, wie der Reichtum der Töne von unserem Ohr — dann wird dies scheinbare Weltall zu einer unbedeutenden Vergänglichkeit zusammenschrumpfen, die ohne unser Subjekt gar nicht bestehen kann.

Statt seiner wird vor unserem geistigen Auge die übermächtige Natur emportauchen, die nicht ein Weltall geschaffen, das von abertausend lebenden Wesen bevölkert wird, sondern die dauernd zahllose Welten schafft, die mit den Subjekten, die sie umhüllen, entstehen und vergehen. Sie schafft nicht einen unermeßlichen Raum

und eine einzige ewigdauernde Zeit, sondern so viel Räume und Zeiten, wie sie Subjekte schuf, die überhaupt fähig sind, eine Anschauung von Raum und Zeit zu gewinnen. Jedes Subjekt wird seinen Raum und seine Zeit für die einzigen halten müssen, weil es alles, was es empfindet und sich vorstellt, nur im Rahmen seines Raumes und seiner Zeit empfinden und sich vorstellen kann. Deshalb ist der Wahn, im ewigen Weltall zu leben, jedem Menschen angeboren.

Von diesem Wahne müssen wir uns befreien, wenn wir das Wesen unserer Welt erkennen wollen, das so eng mit unserer Persönlichkeit zusammenhängt. Dadurch werden wir ein tiefes Verständnis für das Wesen unserer eigenen Persönlichkeit gewinnen, als eines waltenden und schaffenden Naturgesetzes, das fähig ist, unseren Körper und seine Umwelt mit ihrem gesamten Inhalt entstehen und vergehen zu lassen.

Bewußt ist uns zur Stunde nur ein kleiner Teil unserer Persönlichkeit, aber genug, um zu erkennen, daß sie nichts Gestaltetes, sondern ein Gestaltendes ist, das wir unsere Seele nennen.

Ich wage deshalb die Behauptung aufzustellen, daß es in absehbarer Zeit für ungebildet gelten wird, an der Unsterblichkeit der Seele zu zweifeln, wie es jetzt für ungebildet gilt, das Absterben der Seele zu leugnen.

Wenn jemand mir gegenüber die Behauptung aufstellt, ein toter Mensch sei auch nichts anderes, als ein kaputtes Auto, so frage ich ihn, ob er glaube, daß der Erbauer des Autos sich mit jedem verunglückenden Automobil auch die eigenen Knochen brechen müsse. Und wenn er das verneint, so weise ich ihn darauf hin, daß das Naturgesetz der menschlichen Persönlichkeit, die den Menschen mitsamt seiner Welt erbaute, ebensowenig vom Tode des Menschen betroffen sei, wie der Erbauer des Autos.

Ich richte an jeden Einsichtigen die Frage, ob es wohl zulässig ist, nachdem wir die Seele als den unmittelbaren Ausdruck eines Naturgesetzes angesprochen haben, das Gewissen für ein bloßes Erziehungsprodukt zu halten. Schon der große Kant hat das Gewissen für den kategorischen Imperativ erklärt, als das „Du sollst", das an jeden Menschen gerichtet ist. Wir wissen jetzt, daß das Gewissen des Menschen die Richtschnur der Natur darstellt, die seiner Seele mitgegeben ist, wie der Instinkt dem Tiere.

Wir machen in unseren Tagen tausendfältig die Erfahrung, daß ein Mensch ohne Gewissen tiefer zu sinken vermag als ein Tier, weil dieses in seinem Instinkt einen unbeirrbaren Führer besitzt

Nun scheint freilich das Dasein des Gewissenlosen sich in jeder Hinsicht leichter und erfolgreicher zu gestalten. Und es wäre gar kein Grund abzusehen, warum wir uns mit diesem Störenfried belasten sollten, wenn es nur dieses eine Dasein gibt.

Ganz anders wird die Antwort ausfallen, wenn dies Dasein nur die hinfällige Gestalt einer unzerstörbaren, gestaltenden Seele ist.

Dann sollte man mit der Abweisung des Gewissens, das als Naturgewalt ebenfalls unzerstörbar ist, vorsichtig sein, denn die Wirkung der Gewissenlosigkeit auf die Seele in ihrem Dasein nach dem Tode ist von hier aus nicht zu übersehen.

Die Unsterblichkeit der Seele aber ist unzweifelhaft gewiß.

Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann

Von

Rudolf von Beyer

Eingeleitet von

Rudolf Schade

Rudolf von Beyer (1800—1853), aus dessen vergilbten Tagebuch- und Skizzenblättern der Enkel das nachfolgende Bildchen herausgibt, hat als Rupertus unter den Dichtern des vormärzlichen Österreichs seinen Platz. Er war zwar geborener Märker, in der Jugend preußischer Reiteroffizier und 1827—1837 Besitzer von Großbeeren und Marienfelde bei Berlin, doch seine Lebensentwicklung vollzog sich in Österreich. Hier ward er Walmoden-Kürassier, 1848 Honvedmajor und Kommandant der Festung Leopoldstadt, und hier schrieb er seine Gedichte, sowie seine Novellen und Erzählungen, die unter dem Titel „Allerlei Rau" 1848 in Ofenpest und später in Leipzig erschienen. Als Schriftsteller war Rupertus in Wien dem Kreise Anastasius Grüns näher getreten, mit dem zusammen er eine Zeitlang den „Donauhafen" herausgab. In seinen Novellen und Erzählungen ist der Einfluß der deutschen Romantiker unverkennbar, deren bedeutendste in Berlin seine Jugend persönlich mit Anregungen erfüllt hatten.

E. T. A. Hoffmann und Fouqué gehörten vornehmlich zu ihnen. Als Intimus Hoffmanns kam Devrient hinzu. Auch unbedeutendere Genossen, wie der in unserm Bericht als „der Dritte" bezeichnete Singspieldichter Karl Blum, fanden sich ein, wenn im Eckzimmer bei Lutter und Wegner am Gendarmenmarkt zu Berlin die Symposien stiegen, deren längst verwehter Geist noch heute in diesen Räumen umgeht und als unheimlicher Gast in Gestalt Hoffmannscher Karikaturen von den Wänden blickt. Eine der Tafelrunden, die ihren dichterischen Niederschlag mit erhöhter Selbstpeinigung in Hoffmanns Erzählungen gefunden haben, hat den jungen Rudolf von Beyer so gepackt, daß er ihre merkwürdige Stimmung später nachgeschrieben hat. Es ist die folgende Skizze.

E. T. A. Hoffmann, Ludwig Devrient, Karl Blum und der Schreiber selber sind die vier Tischgenossen, zu denen später Fouqué, der Dichter der „Undine", tritt. Es ist wahrscheinlich, daß die Szene in ihrer novellistischen Steigerung sich nicht genau so abgespielt hat, wie Rupertus sie nachträglich gesehen und geschildert hat. Aber ihre Stimmung ist echt; echt vor allem die Selbstbespottung Hoffmanns und seine unersättliche Phantasie, um derentwillen er sich selber opfert. Es ist einer jener Exzesse, die er zu seiner geistigen Entlastung brauchte. Denn tatsächlich begründet war der Ausfall nicht, den er hier gegen Fouqué unternimmt, mit dem ihn seit Jahren herzliche Freundschaft verband. Besonders die „Undine" war ganz unschuldig an dem wiederum von des Teufels Schwanz begleiteten Turnier. Fouqués „Undine" (1811) hatte Hoffmann entzückt. Er hatte sie 1813 komponiert und hatte

zu dem Text, den Fouqué ihm für die Oper gearbeitet, nur Unwesentliches aus Eigenem hinzugefügt. Am 3. August 1816 war das gemeinsame Werk im Königlichen Schauspielhause im Beisein des Königs und unter großem Beifall aufgeführt worden. Es wurde oft wiederholt und sollte, als das Schauspielhaus am 29. Juli 1817 abbrannte, ins Königliche Opernhaus übernommen werden. Aber Hoffmann gab seine Einwilligung nicht, weil ihm für das einfache romantische Feenspiel der große Rahmen des Opernhauses erdrückend schien. Für ihn lag also alle Veranlassung vor, mit der „Undine" zufrieden zu sein.

Aber gerade deshalb schoß aus seiner unglücklichen Natur gegen das Werk und dessen Dichter der Widerstreit. Dieser unruhige Geist konnte nur in der Qual genesen. Fouqué kannte ihn und verlor in solchen Augenblicken weder Vertrauen noch Freundschaft. Es ist in der Niederschrift Rudolfs von Beyer vortrefflich zum Ausdruck gebracht, wie Fouqué sich nicht verblüffen läßt und durch seine klare und besonnene Art den unsteten und von seinem Dämon gerüttelten Hoffmann nicht nur abführt, sondern auch beruhigt. Hoffmann ruft zu seinem Spiel nächst einem teuflischen Einfall die Märchenwesen des Musäus zu Hilfe und stellt einen tollen Zauber zusammen, um der „Undine" das Leben zu vergällen. Fouqué jedoch zerstäubt den ganzen Spuk mit dem einfachen Hinweis, daß die „Undine" dem alten Hexenmeister Hoffmann eins lache und er sie in Frankreich aufsuchen solle, wenn sie ihm in Deutschland nicht gefalle. Denn eine Übersetzung des Märchens war unlängst jenseits des Rheins erschienen.

Wann die von Rupertus skizzierte Tafelrunde getagt hat, ist auf Grund Beyerscher Tagebuchaufzeichnungen genau festzustellen: während des Neubaues des Schauspielhauses 1820, bevor Hoffmann körperlich zusammenbrach. Geistig war er damals überreizt durch seine auf die Demagogenverfolgung gewiesenen Amtsgeschäfte und durch den Bruch mit Karl Maria von Weber. Die Anspielung auf die „Serapionsbrüder" stimmt zeitlich mit unserm Bericht zusammen.

Devrient erfaßte die Großartigkeit der Tafelrunde, indem er zur Bildhaftigkeit Shakespeare wählte und das Erlebnis sogleich sinngemäß darzustellen suchte.

Nicht unerwähnt bleibe, daß von zeitgenössischer literarischer Seite das originelle Erlebnis mit Hoffmann als eigenes in Anspruch genommen und als solches ausgegeben worden ist, wodurch es unter falscher Flagge in die Literatur Eingang gefunden hat. Die Authentizität Beyers beweisen jedoch außer zwingenden kritischen Erwägungen seine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1820, die mir handschriftlich vorliegen und der bemerkenswerten Sitzung in dem berühmten Weinhause mit den charakteristischen Einzelheiten Erwähnung tun, womit alle Weiterungen hinfällig werden.

* * *

Im Eckzimmer von Lutter und Wegner mit der Aussicht auf den Gendarmenmarkt saßen wir vormittags um elf Uhr am schmalen Tisch, vier fröhliche Gesellen.

Der eine hatte volles Lockenhaar und Augen von seltenem Glanze. Seine Adlernase bog sich über feine, schmale Lippen.

Mit den von der Gicht gekrümmten Fingern seiner linken Hand ergriff er ein Messer und klopfte an das vor ihm stehende leere Glas. Es gab einen kräftigen Klang.

Ein dickköpfiger, flachsblonder Kellner erschien.

„Karl, mein Jung', bring' mir Sekt, auf daß meine Augen rot werden!" rief er mit Falstaff [1]).

[1]) Falstaff: „König Heinrich IV.", 1. Teil, II, 4.

Sein Nachbar, ungepflegten Haupthaars, mit unruhigem Muskelspiel der Wangen, hatte mit Daumen und Zeigefinger eben eine Sardelle gefaßt, im Begriff, sie zu verspeisen.

„Was dir nicht einfällt! Sekt!" kicherte er. „Hihi, nicht vielleicht auch welschen Salat von echter Springwurz und Alraun, oben drauf ein Galgenmännlein mit einer Kaper anstatt der Nase, alles wohl angerichtet auf dem Tafeltuch von Rolands Knappen? He?!" [2]).

In großer Haltung entgegnete der andere: „Und du, mein Jung', wirst den Sekt zahlen!"

„Das möcht' ich sehen."

„Schau her! Siehst du dort oben auf dem Gerüst am Schauspielhause den Maurer? Gleich wird er eine Prise nehmen, und ich wette, ehe der Mann damit fertig ist, will ich auf deine Kosten diese Flasche Champagner trinken."

„Du bist sehr gütig, aber es gilt."

Der Kellner öffnete die Flasche, und der Wettende drehte seinen Stuhl so, daß er genau den Maurer sehen konnte, der bereits Ziegelstein und Maurerkelle aus der Hand gelegt hatte; bedächtig wischte er sich die Finger an seinem Schurzfell ab, rückte es mit beiden Händen in die Höhe und holte eine Tabaksdose aus der Westentasche.

In einem Zuge war das erste Glas geleert.

Der Dritte an der Tafelrunde schenkte es neu ein, und ehe der Maurer, der die Dose mit dem Ballen der rechten Hand liebevoll glättete, den Deckel gelüpft hatte, ward abermals eingegossen.

Der Wettende blies seine Wangen auf, und durch sein Haupthaar fahrend, sprach er mit Hamlet: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorbei." Dann stürzte er das dritte Glas hinunter. Die Champagnerneige ergoß sich schäumend über den Rand des Becherkelches.

Der Maurer schien ein Holzsplitterchen in der Dose gefunden zu haben, denn sein Auge forschte, und der Finger sondierte. Nun streute er den Tabak vorsichtig auf den Rücken der Hand.

Das letzte Glas war getrunken, die Wette war von Ludwig Devrient gewonnen.

Mit der Miene Coriolans stand er da, auf die Tischecke gestützt: „Nun, mein Jung'!"

Er musterte seinen Gegner, den Kammergerichtsrat Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der aus Brot ein Männlein geknetet hatte.

Hoffmann klebte die kleine Figur, die Devrient mit dem Becherglas in der Hand darstellte, auf den Hals der leeren Champagnerflasche:

„Hihi! Schadow soll dich danach modellieren. In Lebensgröße sollst du so oben auf dem Schauspielhaus stehen mit dem Gesicht nach Cutter und Wegner. — Kellner!"

„Herr Kammergerichtsrat . . ."

„Noch einen Dogel!"

Der Pfropfen knallte gegen die Decke. Der Wein perlte in den Gläsern.

Hoffmann ergriff sein Glas und hielt es gegen die Sonne, die grell durch die Fensterscheiben schien.

„Seht her, Philister! Seht ihr nichts?"

Ludwig Devrient machte ein Paar Augen, als wenn er eben die neun in Steifleinen [3]) anfallen wollte. Der Dritte schützte mit der Hand seine schwachen Augen vor den Strahlen der Sonne, um deutlicher erkennen zu können.

[2]) „Rolands Knappen", Märchen von Musäus.
[3]) Falstaffs Feindesschar. „König Heinrich IV.", 1. Teil, II, 4.

„Ha! Das Volk ist mit Blindheit geschlagen", rief Hoffmann. „Die Perl' im Weine seht ihr doch? In ihr flüstert mir eine wunderschöne Prinzessin zu: ‚Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; dieweil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide war, auch in dem Rufe stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und sich seiner Länder bemächtigte [4]). Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Bückeburg, geflohen, aber es war nicht anders zu denken, als daß der Schwarzkünstler auch hier meinen Aufenthalt entdecken würde. Und siehe da, als ich einst vor meinem Stehspiegel stand, um mich à la Lemmière [5]) zu frisieren, erblickte ich im Spiegel hinter mir den scheußlichen Sorbenfürsten, den Zornebock. Sein unkeuscher Arm umschlang meine jungfräuliche Hüfte, und ohne weitere Anfechtung trug er mich in den Burghof hinunter, schwang sich auf einen Apfelschimmel, den er auf der letzten Strelitzer Messe gekauft hatte, und fort ging's über Brück' und Wall, bis ich endlich in den Kellerräumen der Herren Lutter und Wegner erwachte. Denkt euch, der Unhold, der Schwarzkünstler, zersetzte mich hier chemisch und pfropfte mich in eine Champagnerflasche. Und so lange muß ich als Weinperle fortdauern, bis ein gewaltiger Zauber gelöst wird, nämlich der — daß der Ritter von Fouqué durch die Allgewalt himmlischer Schickung begreifen lernt, daß seine „Undine" nichts als Makulatur ist!"

Erschrocken fuhren wir zurück, und Devrient rief mit dem Anstande Heinrich Percys:

„Heillose Hexe, ich töte dich mit der Zacke dieser Gabel, so du hier erscheinest, um Zwietracht zu säen."

Er stand auf und machte einen Ausfall wie Sir John Falstaff.

„Ein Bullenkalb, eine Schneiderelle, ein Hoboenfutteral von Kalbhaut will ich sein, wenn die Hexe mir meinen Ritter verunglimpfen soll, meinen lieben Ritter, der uns die frommen lichtbraunen Geschichten geschrieben hat."

Mit großen Schritten durchmaß er die Länge des kleinen Zimmers, und grinsend sprach Hoffmann:

„Der Zauber muß gelöst werden. . . . Kellner!"

„Herr Kammergerichtsrat . . . ."

„Hier hast du zwei Taler. Geh' zu Duncker und Humblot und bring' mir die „Undine" von Friedrich de la Motte-Fouqué. Nun, worauf wartest du, Gnom?"

Nach wenigen Minuten brachte der Kellner das Büchlein.

Hoffmann riß das Titelblatt ab und wandte sich unter unheimlichem Kichern zum Kellner:

„Jetzt geh' zum Tabakshändler und laß dir in dieses Papier" — er überreichte ihm das sorgfältig zusammengerollte Titelblatt — „für einen Groschen Schnupftabak geben, von derselben Sorte, die der Herr von Fouqué schnupft."

„In des Himmels Namen, Hoffmann," unterbrach Blum die augenblickliche Stille, „was hast du mit dem Ritter vor?"

„Das werdet ihr sehen. Ich will den zweiten Dichter des Triumvirats [6]) vernichten, vernichten will ich ihn, weil er mir zu lieb ist, als daß er von den schmutzigen Händen seiner Gegner falle: er, der einzige von der romantischen Schule, dessen Schriften alle Klassen des Volks durchdrungen, er, der die Weihe der Poesie emp-

[4]) Musäus: „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern."
[5]) Erste Tänzerin der Berliner Hofoper.
[6]) Arnim, Fouqué, Chamisso?

fangen, soll im Glanze seines dichterischen Lebens von der Hand eines Bruders, von meiner Hand, fallen. So wisset denn, ich bin berufen, den Zauber zu lösen, der die holde Tochter Radbods in dieser Sektperle umfangen hält. Abrakadabra."

Mit diesen Worten schlürfte Hoffmann die Perle, welche sich durchsichtig an den Rand seines Glases angelegt. Dann sprach er, indem er die Augen rollte und seine Haarsträhnen zu Berge richtete:

„Ich bin bereit, den Kampf zu bestehen."

Der Kellner brachte die Tüte mit Schnupftabak.

„Jetzt hör' zu, mein blondgelockter Knapp!" wandte sich Hoffmann an ihn. „Wenn der Herr von Fouqué eintritt, was pünktlich um halb zwei Uhr geschieht, so wird er dir einen preußischen Groschen geben, wofür du ihm einen französischen Schnupftabak für seine deutsche Nase holen sollst. Den nimmst du und bringst ihm diese Tüte. Abrakadabra. Jetzt tu', wie dir befohlen."

Die Tür ging auf, und herein trat ein Mann in blauer preußischer Armeeuniform.

Die weiß und schwarze Feder auf seinem Hute sah aus, als wenn schon die Sonne von Austerlitz sie beschienen hätte. Der Hut, welchen der Offizier an einem Nagel im Vorzimmer aufhing, war an den Ecken abgestoßen und hatte die Farbe eines Sommerrappen. Die Krawatte, die der rote Uniformkragen noch einigermaßen zusammenhielt, schien ebenfalls weniger neu und elegant als diejenigen, welche die jungen Offiziere der Garde zu tragen pflegen. Der Leibrock von ungleich blauer Farbe, mit weißen Paspeln eingefaßt, schien schon gewendet zu sein. Das Beinkleid, das im ganzen recht übel saß, war grau und hatte auf jeder Seite vorschriftsmäßig zwei breite rote Streifen; am linken Fuß war die Strippe abgerissen. Die Stiefel waren blank gewichst, der linke trug ein Riester. Die Sporen zeigten einen Anflug von Kupferrot. Der Degen in weißledernem Gehänge hatte sich etwas nach hinten verschoben.

Der Kriegsmann zog seine sauberen, doppeltgenähten Handschuhe aus und warf sie auf den Tisch.

„Ein Handschuh? Soll das Fehde sein?" fragte Devrient.

Friedrich de la Motte-Fouqué lächelte in seiner unnachahmlich anmutigen Art.

„Freilich ist es eine Herausforderung, mein alter Devrient, und zwar auf eine Prise Tabak. Hol' mir", wandte er sich an den Kellner, „für einen Groschen von meiner Sorte, Rapé, und nun geschwind ein Glas Rheinwein und eine Spandauer Brezel."

Aller Blicke hingen an Hoffmanns Gesicht, der Kellner schien zögernd noch zu warten.

„Beeil' dich, mein Kind", mahnte der Offizier, aufgeräumt sich die feinen Hände reibend. „Was Neues in der Welt, meine Herren? Devrient, du hast gestern in „Nummer 777" vortrefflich gespielt. Blum, Ihr Lied „Die Ritter und die Veilchen" ist meisterhaft gelungen."

Die Tafelgenossen sahen sich schweigend an, in ihren Blicken lag es dem treuherzigen Manne gegenüber wie Reue.

Dem Dichter ward Wein und Zimtbrezel gebracht. Er brach ein Stück des Gebäckes ab, tauchte es in seinen Rüdesheimer und verzehrte es mit großem Behagen.

Lange Wimpern beschatteten zwei lichtblaue Augen, in denen eine Welt von Güte schwamm. Die Nase war edel geformt, die Wangen gesund gerötet. Ein voller männlicher Schnurrbart bedeckte die Oberlippe.

Der Kellner reichte auf einem Teller den gewünschten Tabak.

Fouqué schüttelte den Inhalt der Tüte in seine Dose von Birkenmaser. Die Tüte blieb zusammengerollt auf dem Tische liegen.

Hoffmann ergriff das Papier und entfaltete es, den daran hängenden Tabak mit der Hand abklopfend. Ein lauernder Seitenblick fiel auf Fouqué, der, nichts ahnend, mit dem Zeigefinger den Tabak in die Dose drückte.

„Nun, was sagen Sie, edler Ritter!" teufelte er. „Sehen Sie doch! Ihre schöne Wasserfee, die keine Seele hatte, die erst mit der Liebe eine bekam, der Sie damit alle menschlichen Schmerzen anzauberten: ich sage, Ihre schöne Wasserfee ist — Makulatur! . . . Und nun, du holdes Fürstenkind aus Pommerland, ist dein Zauber gelöst! Schade nur, daß Musäus tot ist, sonst könnte er noch ein Bändchen davon vollschreiben."

Fast roch es nach Schwefel in dem Raum, als Hoffmann geendigt hatte. Es war still wie in der Schwüle eines Sommermittags.

Fouqué war verblüfft, doch nicht betreten.

Er nahm das aufgerollte Titelblatt, als wenn er es für die angetane Berührung liebkosen wollte, und legte es vor sich hin. Seine lichtzarte Prinzessin selber stieg aus dem Blatte vor ihm auf und lieh ihrem Ritter die Geisterhände, den alten Hexenmeister zu beschwören.

„O du mein gewaltiger Herr und Meister," sprach er, „wohl ziemt es kaum einem so hohen Sangesfürsten, als du es bist, in so schnödem Zorn gegen mein holdes Wasserkind Undine zu wüten, um die du selber gefreit und die du zu betören versucht hast, die sich aber — die spröde, grausame Nixe — deinen Wünschen, Tönen und Weisen nicht hat fügen wollen."

„Ha!" rief Devrient und tat mit gerecktem Arm einen Stoß in die Luft. „Ha! —

Einhundert Batzen mein Gebot,
falls du die Kunst besitzest;
doch merk' es dir, ich stech' dich tot,
so du nicht fest mir sitzest."

„So ist es denn geschehen," fuhr Fouqué fort, „daß mein trefflicher Freund die verzauberte Prinzessin aus Pommerland zu unserem Untergange herbeigezaubert und mit ihr einen gar üblen Plan erdacht hat, nämlich der Jungfrau im Silberkleide das süße Leben zu nehmen. Indessen schwimmt ihm aber die Schlaue den Rhein entlang davon, um am Strande der Seine in leichtem frankländischen Kleide aufzutauchen."

Jubel und Beifall ertönte.

Devrient brüllte vor Lachen. Der kleine Raum schütterte vor seiner Stimme. Er beugte sich über den Tisch und hielt Hoffmann das Sektglas unter die Nase.

Hoffmann kniff die Augen zusammen. Ihm war nach dem Exzeß diabolisch wohl. Sein Blick streifte von Gesicht zu Gesicht — er suchte noch ein Geschwister für seine Serapionsbrüder [7]).

Ludwig Devrient spielte an dem Abend nicht. „Timm!" rollte seine Stimme, „gib mir Sekt, auf daß meine Augen rot werden!"

[7]) Erschienen 1819—1821.

Liszts Rücktritt von der Weimarischen Opernleitung

Von

Eduard von Bamberg

(Schluß)

IV. „Der Barbier von Bagdad"

Unter den Gästen der Altenburg nahm Peter Cornelius insofern eine besondere Stellung ein, als er der einzige Musikerpoet war und ausgesuchte Kunst wie vornehme Menschlichkeit dieses Kreises in gleicher Weise auf sich wirken ließ. Sonst verkehrte er bei dem Ehepaar v. Milde — er ein hervorragender, musikalisch durchgebildeter Bariton, sie eine reizvolle Primadonna, dem Gatten künstlerisch und menschlich ebenbürtig — und von Kapazitäten zumeist mit Reinhold Köhler, einem Gelehrten strenger Observanz, der das Leben nur aus Büchern kannte, einer anima candida, die für Komik höchst empfänglich war, einer mimosenhaften Natur, die sackgrob werden konnte. Beide waren einig, daß der Stoff zu einem musikalischen Lustspiel einem Märchen entnommen werden müsse, und als Cornelius „Tausend und eine Nacht" daraufhin durchlas, brachte ihm der Freund einen „Barbier von Bagdad nach Palissot von H. Mylius, die Gesänge von H. Schinke". „Sandrapandraback, die Polümathie seu potius Enküklopädie aller menschlichen Wissenschaften" tat es ihm sofort an, und wenn auch die einaktige Schnurre sonst kein Verdienst besaß, das komische Pathos des „Schallt ihr Trometen, Ertönet ihr Flöten, Ihr Pauken schallt!" blieb ihm im Ohre haften.

Indes hatte er sich die Sache leichter gedacht, als sie war, und erst nach Monaten saurer Arbeit konnte er (12. Oktober 1855) Liszt melden, daß sein Operntext in der Anlage fertig sei, einaktig, komisch, mit sieben Szenen und einem Finale, das etwa das Drittel des Ganzen bilde und zu großer Chor- und Orchesterentfaltung Gelegenheit biete. Manches, namentlich der Eingang, liege noch in Prosa vor; je mehr er sich aber an dem Stoffe erwärmt habe, um so nötiger sei ihm die Versform geworden, die im Finale am weitesten vorgerückt sei. Liszt und die Fürstin fanden indes die Komik frostig und die gedehnte Exposition wie den langatmigen Schluß in keinem Verhältnis zu der dünnen Handlung, so daß er (im Februar 1856) sich nach einem neuen Stoff umzusehen dachte. Dabei wurde es ihm immer klarer, welch schönes und reiches Feld das Zusammenwirken von Poesie und Musik biete; ohne ein geschmackvolles Libretto sei die beste Musik Zeitverschwendung, während ein Dichter, der den Gestalten einer schönen Sage Leben aus seiner Seele und Musik, die Sprache des Herzens, leihe, heute fast die einzige Hoffnung habe, die Gemüter der Menschen zu bewegen. Im Bewußtsein dieser eigentümlichen Kraft, als der einzige Wagnerianer, wie er später einmal zu Wagner sagte, bedauerte er Lassen, daß er sich mit Pasqués „Frauenlob" abmühen müsse und an den Schusterpechversen festklebe, statt zu schönen Tonregionen emporzufliegen. Im Vergleich zu solch dilettantischer Sudelei fand er seinen alten Text immer noch brauchbar und hoffte

schließlich durch Umarbeitung in zwei Akte einen befriedigenden Fortschritt zu erreichen (4. November 1856). „Ich habe mir für die zwölf Szenen auch zwölf hervortretende lyrische Momente und im Verlauf des Dramas einen eigentümlichen Zug der Melodienwiederkehr gewahrt, der auf den Wegen Wagners geht, ohne im mindesten platte Nachahmung zu sein. Der Dialog der Barbierszene muß eine komische Symphonik tragen, wie sie anderswo noch nicht da ist, das Liebesduett ist in seiner poetischen Anlage gelungen, kurz, ich habe ein Libretto voll Gelegenheit ohne Gelegenheitsmacherei, pikante Melodie anzubringen."

Während er nun fleißig komponierte, war noch manche Änderung im Texte nötig, um das Ganze „drastisch, dramatisch, plastisch, handgreiflich, komisch, verflixt" zu gestalten, vor allem in der Barbierszene, die noch fünf Fassungen durchmachen mußte, um die Langeweile in Kurzweil zu verwandeln und die Unterlage für eine originelle Melodik und Rhythmik zu gewinnen. Im Januar 1858 war der erste Akt samt der Ouvertüre beendet, und neben einer charakteristischen, aber nicht überladenen Instrumentation glaubt er auch eine bühnengerechte Form erreicht zu haben, da er alles persönlich durchlebt, den Schauspieler und Sänger, Souffleur, Choristen und Musikanten gemacht sowie die Kulissenerfahrungen seiner Jugend zu Rate gezogen hatte. Rasch vollendete er sodann den zweiten Akt, und im Februar ging er an die Reinschrift der Partitur, um sie im Mai mit Liszt durchzuarbeiten. Da der Meister mit Vorschlägen für die Instrumentierung nicht geizte, mußten noch an dreihundert Stellen geändert werden, dagegen ließ er die Melodik und Harmonisierung unangefochten. In die Komik fand er sich erst allmählich hinein, ärgerte sich, als er das Rasiermenuett nicht vom Blatte spielen konnte, mußte aber sodann herzlich lachen und wurde an anderen Stellen von dem musikalischen Humor überwältigt. Seit dem „Cellini" von Berlioz hatte ihn keine Opernmusik so interessiert wie die wunderlichen Dinge, mit denen Peter seine Erwartung übertraf, denn bei einem Erstlingswerk war diese eigenartige musikalische Erfindung und technische Sicherheit ein kleines Wunder.

Als Liszt (nach der Aufführung) dem Kapellmeister Schindelmeißer das Werk empfahl, rühmte er die Ouvertüre, die er anderwärts den verjüngten „Anakreon" von Cherubini nannte, als glückliche Zusammenfassung der naiven Heiterkeit und geistreichen Charakteristik des Stückes, das bei einem Publikum, das den „Lohengrin" begriffen habe, als erstes musikalisches Lustspiel seines Erfolges sicher sei. „Vielleicht wäre es vorteilhaft, den Titel nach dem Muster der Klassiker zu präzisieren, denn „musikalisches Märchenspiel" würde den Gedanken an eine Buffooper nicht aufkommen lassen. Ein Doktor Bartolo ist der Barbier nicht, aber ein ergötzlicher Charakter, wenn der Sänger Worte und Musik auszunutzen und die Pausen im Sinne des Autors auszufüllen versteht. Unter dieser Bedingung wird die Handlung des ersten Aktes lebhaft genug verlaufen, obschon ich noch heute auf dem Standpunkt stehe, daß die Exposition eine Kürzung verträgt und das Ganze durch Zusammenziehung in einen Akt (wie es ursprünglich auch gedacht war) gewinnen würde[6])." Im übrigen unterschreibt er die Worte eines Musiklaien, nämlich des Hofrats Schöll, der sich im Frankfurter „Museum" über die muntere, in anmutiger und humoristischer Sprache, teilweise ghaseien- und makamenartig behandelte Fabel und die originelle, lebhafte und reizende Musik geäußert hatte. „Weder von außen her werden Melodien hereingetragen, noch um des Effektes willen moderne Mittel und Vorteile verwandt, sondern temperamentvolle und abwechslungsreiche Rhythmen, liebliche und pathetische Gesänge ergießen sich aus und mit dem Texte

[6]) Beinahe hätte Cornelius eine Umarbeitung in diesem Sinne vorgenommen; Bülow meinte, er würde damit einen Mord begangen haben.

in charakteristischer Färbung, feinsinniger Harmonisierung und gewandter Instrumentation. Selbst bei kleinen Gliedern und Dialogsätzen klingt in der Melodierung der Sinnakzent und natürliche Redeton des Affekts fühlbar und dramatisch durch, und in größeren Partien entwickelt sich das Komischneckische oder die weiche Empfindungsfülle oder die gehobene Stimmung und feierliche Macht zu schwungvollen Perioden. Dem anmutigen Eingangschor, welchen der träumende Jüngling unterbricht, folgt dessen gefühlvolle Arie, von redenden Violinfiguren begleitet, und das Bestellduett zwischen ihm und Bostana bildet in seiner feinen Artikulation bei steigender Raschheit ein allerliebstes Stück. Die feierlich umständliche Redseligkeit des Barbiers wird durch das Orchester humoristisch unterstützt, namentlich bei der Aufzählung der Brüder, und während des Barbierens stimmt er mit Nureddin in ein melodiöses Liebeslied zusammen. Wundervoll ist eingangs des zweiten Aktes das „Er kommt" der Margiana, das mit dem Hinzutreten des Kadi und der Bostana in ein reizendes Terzett übergeht; ebenso prächtig klingt der Ruf der Muezzin hinter der Szene, welchen jene aufnehmen und abschließen. Ausdrucksvolle Innigkeit erfüllt das Gespräch der Liebenden, und wie sich die Selbstermunterung Mustaphas mit dem heiteren Spott des Kalifen und der liebenden Mahnung Hassans verbindet, um in das Quartett mit Chor überzugehen, ist ebenso meisterhaft, wie der Huldigungsgesang mit dem einfallenden Salem aleikum, welcher in der glücklichsten Weise einen fröhlich-feierlichen Abschluß bewirkt."

Liszt wollte das Werk schon im Sommer herausbringen, gab aber den Einwänden Dingelstedts nach, zumal noch Schwierigkeiten zu überwinden waren. Frau v. Milde (Margiana), Milde (Kalif) und Knopp (Kadi) hatten die Absichten mit Leichtigkeit erfaßt, dagegen konnte Caspary (Nureddin), ein gebildeter Musiker, der die ganze Oper vom Blatte sang, den feinen Humor nicht treffen, dem Frl. Wolf war die Bostana nicht mundgerecht, und Roth sang die Titelrolle zwar eminent, ließ aber höheren komischen Schwung vermissen. Zumal Dingelstedt den neuen Baßbuffo Schmidt gern beschäftigt gesehen hätte, wurde Cornelius einen Augenblick irre, aber einen braven Künstler zu verletzen, ging ihm gegen den Strich, und zuletzt hatte seine Komödie keinen Buffo nötig. Er führte die Rolle ganz in die Baßlage über, änderte aber sonst nichts an der Partitur, da es besser sei, daß die Musiker Nüsse knacken müßten, als wenn sich alles leicht herabspielen lasse. Die Klavierproben, bei denen er am Instrument saß, leitete Liszt mit Eifer und Bonhommie, den Chor, der nur unter der geringen Besetzung litt, übte der Chordirektor, nach den Bläser- und Quartettproben übernahm Liszt das ganze Orchester, und „die geistige Virtuosität, wie sie nur ihm eigen war", machte die Gesamtproben zu einem auserlesenen Genuß.

Dingelstedt behandelte den Autor mit großer Liebenswürdigkeit, als er einer Hauptprobe beiwohnte; im übrigen gab die „Augsburger Allgemeine" seine Meinung wieder, wenn sie Cornelius einen talentvollen jungen Mann der neuen Richtung und seinen Erstling verfehlt nannte. Von poetischer und rhythmischer Gewandtheit abgesehen, sei der Text unbrauchbar; eine fremdartige und kurzatmige Handlung werde von einem kraftlosen Humor auf zwei Akte ausgesponnen, um von einer massiven Musik mit hübschen Einzelheiten erdrückt zu werden. Es war ehrlich gemeint, wenn er Cornelius versprach, es mit einem zweiten Stück zu versuchen, falls es mit dem ersten nicht gehen wolle, und in seiner gewohnten Ausdrucksweise, wenn er in der Regiesitzung dem „pathetischen Hanswurst der Zukunftsmusik" alles Glück wünschte. Als der Regisseur um Beschaffung eines Kastens bat, der im zweiten Akte für Margianas Schatz unumgänglich sei, wurde er auf Falstaffs Waschkorb verwiesen und erhielt zum allgemeinen Jubel eine Ordnungsstrafe und die Unkosten auferlegt, als er eine alte Haferkiste mit Arabesken und Beschlägen bemalen ließ. Die Beteiligten

rechneten auf einen vollen Erfolg, Liszt voran, der Peters nach seinem Hans (v. Bülow) am meisten liebte und ihm auf Grund dieses Werkes eine anständige Lebensstellung zu verschaffen hoffte; die Freunde, die ihn als einen Auserwählten betrachteten, bereiteten einen Festtag vor, und daraus wurde ein Schulfest, als Leipziger und Dresdener Genossen herbeieilten.

So war die Vorstellung vom 15. Dezember 1858 herangekommen. Das volle Haus befand sich in gespannter Erwartung, die durch die Ouvertüre nicht gemindert wurde, als von den ersten Parkettbänken eine geschlossene Kundgebung erfolgte. Die heimischen und auswärtigen Freunde, die mit den Feinheiten der Partitur vertraut waren, erhoben sich von den Sitzen und klatschten, worauf an verschiedenen Stellen des Zuschauerraumes Zischlaute ertönten. Weil dieselben auftraten, „bevor das unbefangene Publikum eine Meinung haben konnte", ließen sich die Lisztianer nicht ausreden, daß es sich um eine gedungene Claque handle; indes war diese großstädtische Gewohnheit in Weimar unbekannt, und die Mißbilligung bezog sich nicht auf die Musik, sondern auf die Beifallssalve, deren Urheber sich durch ihren Haarschmuck als Lisztianer zu erkennen gaben. Das bot der alten Klage über neudeutsche Gewaltstreiche neue Nahrung, und da man gar von einer besonderen Bedeutung dieses Abends gehört hatte, sollte von vornherein ein Dämpfer aufgesetzt werden. Daß das Publikum beim erstmaligen Anhören die köstlichen Eigenschaften dieser Musik ungewürdigt ließ und sich an der damit in den Vordergrund tretenden Handlung wenig erbaute, darf nicht wundernehmen. Den Inhalt des ersten Aktes sah man in der „weder komischen noch ästhetischen Handlung, daß einem Liebhaber die Haarzier abrasiert wird, so daß er mit nacktem Haupte, an dem noch die Seife hängt, die Bühne unheimlich macht". Dagegen frugen die Lisztianer: „Hat sich das Publikum von jeher vor dem weißen Seifenschaum entsetzt? Ist Rasieren unsittlicher als Zechen und Betrunkensein, das uns mit erstaunlicher Virtuosität und widerlicher Übertreibung in gefeierten klassischen und modernen Stücken vorgeführt wird? Ist es schlimmer als ein Mönch ohne Kutte, wie er sich in den „Weibern von Weinsberg" zeigte?" Inzwischen fuhren sie fort, die hervorragenden Einzelheiten der Musik mit herzlichem Beifall auszuzeichnen, während die andern sich dadurch fortgesetzt bevormundet fühlten. Da sie die Handlung des zweiten Aktes mehr befriedigte, wäre indes das Schlimmste erspart geblieben, wenn die Lisztianer sich nicht zu einem Hervorrufe angeschickt und auf erneutes Zischen mit „maßlosem Ungestüm der Empfindung" geantwortet hätten. Klatschend und mit den Beinen strampelnd rief Emil Pohl in das Haus hinein, es werde durchgesetzt, und wenn sie eine Viertelstunde aushalten sollten; gleichzeitig wurden Blumensträuße auf die Rampe gehoben, und nun tobte Zischen und Lärmen gegen Klatschen und Schreien, ja es ertönte ein Pfiff, über dessen Herkunft langwierige Untersuchungen angestellt wurden.

Ein paar Monate erörterte man nämlich Ursachen, Verlauf und Begleiterscheinungen dieses Skandals, wobei Hans v. Bülow als Leibjournalist der Lisztianer auftrat. „Sind es die Feinde des Herrn Rost," frug er, „die ihm in seinem „Friedrich mit der gebissenen Wange" und jetzt beim „Regiment Madlo" so heftig applaudieren? Sind es die Gegner seiner Richtung, die Neider und Widersacher, die ihn so stürmisch herausrufen? Seit wann ist es überhaupt den Gesinnungsgenossen und persönlichen Freunden verboten, mit einem Theaterstück durch Lesen und Beiwohnung der Proben früher bekannt zu werden, so daß sie die besten Stellen schon bei der ersten Vorstellung mit Bewußtsein hervorheben können? Wo ist es üblich, Blumenspenden erst nach der Vorstellung zu kaufen? Wo ist es anständig, diese unschuldige und gebräuchliche Anerkennung mit boshaftem, unanständigem Zischen zu verhindern und dadurch aus einem harmlosen einen skandalösen Abend zu machen? Wenn in viel

bedeutenderen Städten und Hoftheatern das Publikum einen von dem Gefeierten selbst bezahlten Kranz- und Bouquetregen ruhig hinnimmt, woher das Entsetzen über zwei Dresdner, auf Weymarischen Styl unvorbereitete Blumensträuße, von deren Existenz der Empfänger im Voraus gewiß nichts wußte?" Dagegen bemerkte man von der anderen Seite, das Mißfallen habe sich lediglich gegen eine kleine, aber durch Hand und Stimme mächtige Partei gerichtet, die für sich das Recht der Geschmackverbesserung in Anspruch nehme und einen Beifall habe erzwingen wollen. „Nicht dem Komponisten galt der Widerspruch, das Publikum wollte sich nur seine Selbständigkeit bewahren, und wehe der Bühne, die von der Claque regiert, wehe dem Komponisten, dem nur von seinen Freunden gehuldigt wird! Wenn aber eine Handvoll Leute dem ganzen übrigen Publikum in maßloser Weise entgegentritt, darf es nicht wundern, wenn sich der gerechte Unwille ebenfalls laut äußert."

Inzwischen hatten die Liszianer am Schlusse aus allen Teilen des Hauses Verstärkung erhalten, der Großherzog erhob sich zu lebhaftem Beifall [7]), Liszt, dem Publikum zugewandt, stimmte kräftig ein, und das ganze Orchester folgte stehend seinem Beispiel, bis Cornelius an der Hand der Frau v. Milde erschien. Daß sich die ausübenden Musiker an dieser Genugtuung für den Dichterkomponisten beteiligten, war für das damalige Weimar nichts Außergewöhnliches. Wie Goethe als Vorklatscher, wirkte Liszt als Nachklatscher; um durch sein fachmännisches Urteil die Meinung des Publikums zu bekräftigen oder zu verwerfen, spendete er Solisten und Komponisten vom Pult aus Beifall, während das Orchester, mindestens der Streicherchor, seiner Führung auch in diesem Punkte folgte. Diesmal tadelten die Gegner, daß an der Aufführung sichtbar Beteiligte sich das Recht der Meinungsäußerung herausnähmen, wogegen die Liszianer in dem trotz der Parteinahme des Meisters fortgesetztem Zischen ihre Annahme von bestellter Arbeit und einer gegen Liszt und die neudeutsche Schule gerichteten Spitze bestätigt fanden. „Welches Zeichen von Mißfallen bleibt für die Vorstadt- und Sommertheater, Jahrmarkts- und Schießhausbuden übrig, wenn man sich nicht entblödet, Männer, die auf dem Gipfel eines europäischen Ruhmes stehen, die sich mit Leib und Seele der deutschen Kunst widmen und in ihrem öffentlichen und Privatleben von allen hochgeachtet werden, mit Zischen zu entlassen? Wenn man ferner einen jungen Mann, der einen stolzen Künstlernamen trägt und von allen geliebt und geschätzt wird, weil er nur Edles schafft und sich der Kunst mit allem Ernst gewidmet hat, mit Hohn empfängt?" „Liszts Anhänger wären nicht dem fortgesetzten Zischen mit dem beharrlichen Herausruf gegenübergetreten, hätten sie nicht den Meister zugleich mit dem Autor den Verletzungen einer vorbereiteten oppositionellen Claque ausgesetzt gesehen. Sie haben in diesem Falle wie in vielen anderen nur eine defensive Haltung behauptet; ihre Sache ist keine Partei, die Geschichte wird sie in ihr Bereich ziehen und über den jetzigen Stand der Dinge ihr Urteil fällen, auf welcher Seite aber Redlichkeit und Loyalität stehn, wird nicht schwer zu entscheiden sein."

Klar ist, daß es ohne Mißverständnisse und Übertreibungen nicht abgehen konnte, wenn die musikalische Jugend mit ihrer begeisterten Teilnahme für das Neue und das im Alten festgewurzelte Laienpublikum mit seinen Mehrheitsansprüchen zusammenstieß. Erschwerend wirkten die früheren örtlichen Reibungen sowie die kleinen komischen und Kompositionsschwächen des Textes, über die zwischen Liszt und Dingelstedt sachliche Einigkeit herrschte; denn den Sängern des Barbier und Nureddin mangelte die darstellerische Kraft, den feinen Humor und komischen Schwung der Partitur in die Charakteristik aufzunehmen und damit dem

[7]) Das Höchste von Fälschung hat Emil Pohls „Weigand" mit der Behauptung geleistet, Dingelstedt habe es fertiggebracht, den Besuch der Vorstellung seitens des Hofes zu verhindern.

Verfasser zu Hilfe zu kommen [8]). Ohne den Zusammenfluß dieser Momente bliebe es unverständlich, daß ein ausgesprochener Skandal in Weimar entstehen konnte, dessen Publikum sich tatsächlich „vor Ausschreitungen in Beifall und Mißfallen zu bewahren wußte und nie die Rücksicht außer Acht ließ, daß das Theater eine Anstalt des Hofes ist. Es hat auch die Versuche junger Kräfte mit Liebe und Nachsicht aufgenommen, wofür die verhältnismäßig große Zahl der hier gebildeten und noch in der Bildung begriffenen Künstler einen erfreulichen Beweis liefert". „Es hat mehr als hundertmal bei mißlungenen Erstlingsversuchen eine lammäßige Geduld gezeigt. Man geht, sobald der Vorhang fällt, schweigsamer als gewöhnlich von dannen, und damit ist dem Darsteller oder Dichter und Komponisten das Urteil gesprochen." Man kann die Vorstellungen zählen, bei denen Zeichen des Mißfallens ertönten, und ein Skandal hat sich außer dem „Barbier" nur noch bei einem Werke von gleich ausgesuchter Feinheit zugetragen, Kleists „zerbrochenem Kruge". Wenn aber beidemal nicht der Verfasser, sondern hier die Darstellung und dort eine „Partei" getroffen werden sollte, so gehören diese Ausnahmefälle in das Kapitel über den fragwürdigen Wert der Meinungsäußerungen im Zuhörerraume und das unwägbare Schicksal der Erstaufführungen. Von Rechts wegen soll die Kritik Klärung schaffen, bedauerlicherweise vergeht aber oft eine so lange Zeit, daß die Verfasser, wie hier, erst nach ihrem Tode die verdiente allgemeine Anerkennung finden.

V. Kehraus

Bislang hatte sich Liszt bei Vorführung von Neuheiten damit getröstet, daß man gemäßigter als auswärts urteilte; bei dem feindlichen Empfang, den ein ihm besonders am Herzen liegendes Werk jetzt nach dem Muster der Großstädte fand, riß ihm die Geduld. Als er das Theater verließ, rief er Dingelstedt zu, daß er seine „Bude" nicht mehr betreten werde, eine Wendung, die sich in erster Linie gegen die Verständnislosigkeit des Publikums richtete, daneben den Generalintendanten mindestens auf eine Stufe mit dem Theaterdirektor aus dem Faustprolog stellte. Indes ist es nicht richtig, daß er noch in der Nacht dem Großherzog seinen Rücktritt von der Opernleitung gemeldet habe. In einem Briefe vom folgenden Tage spricht er von sich überhaupt nicht, sondern bittet, als Entschädigung für die erlittene Unbill dem Dichterkomponisten die Audienz zu gewähren, die ihm als Verfasser des weimarischen Volksliedes vor einem Jahre zugesagt, aber infolge zufälliger Hindernisse nicht zuteil geworden war. Und als der Großherzog beide (am selben Tage) empfing, empfahl er lediglich seinen Günstling, dem jener die wärmste Anerkennung aussprach und eine ruhmvolle Zukunft prophezeite. Cornelius kann Liszt nicht genug für seine unvergleichliche Güte danken und wünscht, daß alle, die sich für ihn interessierten, für den Bannerträger der neuen Zeit kräftig einstehen möchten. Zu jenem Kreise gehörten aber neben den Mitschülern und Genossen auch viele Künstler und Gelehrte, so daß sich der Durchfall in einen Triumph verkehrte. „Meine Ausbeute an Erfahrungen," schrieb er, „ist eine reiche, glänzende nach diesem Abend, mit einem kräftigen Ruck ist mein ganzes Wesen gehoben"; und in einem Sonett an Rosa von Milde stellt er Klatschen und Zischen dem Urteil der Berufenen gegenüber, das ihm ein Bewußtsein eigenen Wertes verliehen habe.

Noch ein Tag, und das Beethovenkonzert fand statt (am 17. Dezember), in dem Liszt wiederum als Dirigent, Cornelius als Prologdichter auftrat. Niemand konnte an dem Meister eine Verstimmung bemerken, dagegen fühlte sich Cornelius etwas beunruhigt, als er von dem Diner, das Beaulieu ihm zu Ehren gegeben hatte, zum

[8]) Selbst in den heutigen, musikalisch glänzenden Aufführungen ist dieser Mangel regelrecht zu beanstanden, auch bei dem Kadi, den Knopp in Weimar sehr ergötzlich gestaltete.

Theater wanderte, denn möglicherweise konnte sich am Schlusse seiner Festrede, die Liszt mit Beethoven in Verbindung brachte, die Opposition wieder vernehmen lassen; jedenfalls wollte er sich diesmal nicht unsichtbar machen und nahm auf der vordersten Parkettreihe Platz. „Die Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses" ertönte, sie bricht ab, der Vorhang erhebt sich, und Milde spricht meinen Prolog, mit schöner männlicher Haltung und eindringender Begeisterung. Schon die Mitte der Rede unterbricht lebhafter Applaus, meine Bekannten klopfen mir auf die Schulter, strecken die Hände nach mir aus. Zum Schlusse höre ich anhaltenden Applaus und erwarte mit ruhiger Befriedigung, daß Milde hervortritt, man eilt aber ins Parkett, um mich zu holen; ich beeile mich, hinaufzugehen, werfe Hut und Handschuhe weg, bin glücklicherweise im Frack — und trete mit Milde vor ein großes, begeistert applaudierendes Publikum. Das Konzert nimmt nun mit einer beispielwürdigen Weihe seinen Fortgang, bis sich nach dem Schlusse der A-dur-Symphonie Nr. VII ein Sturm erhebt, dessen Wellen sich erst dann glätten, als Liszt unter dem enthusiastischsten Zuruf, unter einem dröhnenden Applaus (an dem auch die Großherzogin Sophie teilnahm) wieder auf sein Pult steigt, an welchem er heute mit einer Fülle seines Dämons gestanden hatte, daß ich ihn oft nicht anzusehen wagte."

Gaben diese Zeichen der Wertschätzung für den Dichterkomponisten und der höchsten Achtung für den Künstler und Kunstleiter Liszt nicht einen deutlichen Beweis, daß das Publikum sich von den Beschuldigungen reinigen wollte, zu denen seine Haltung in der „Barbier"-Vorstellung Anlaß gegeben hatte? Dem bei Lebzeiten verkannten und in Gram gestorbenen Beethoven zu applaudieren, sei kein Wagnis, antworteten die Zukunftsmusiker, und Liszt als Dirigenten anzuerkennen, kein Kunststück, der Komponist und Musikästhetiker wäre es, dem man die Achtung versage. Indem man seinen Freunden das Recht der Meinungsäußerung verweigerte und seinen Schützling mit Hohn bedeckte, habe man seine Richtung als Irrtum kennzeichnen wollen, und zu allem Überfluß sei in der „Augsburger Allgemeinen", dem Organ Dingelstedts, gelegentlich des „Barbiers" angemerkt worden, daß man bei Liszt nie den Beruf zum Komponisten habe entdecken können. Dieser Standpunkt werde zwar außerhalb vielfältig geteilt, habe aber in Weimar einen häßlichen Beigeschmack und werde durch Dingelstedts Teilnahme ins Unerträgliche gesteigert; der Meister habe allen Grund, über Undankbarkeit zu grollen, am besten, wenn er Publikum und Generalintendanten ferner mit seiner Tätigkeit ganz verschone. Das veranlaßte diesen, in der nächsten Regiesitzung „die Zukunftsmusik mit gegenwärtigen Verwicklungen" darauf aufmerksam zu machen, daß, wer Wind säe, in der Regel Sturm ernte; einem Charakter wie Liszt lägen aber solche Treibereien fern, auch werde es nicht gelingen, ihn durch Schmeicheleien und Pressereien einer Tätigkeit zu entziehen, die bislang von den schönsten Erfolgen begleitet gewesen sei. Diesem Bericht fügte Pasqué hinzu, man müsse den Ton gehört und die Miene gesehen haben, um zu verstehen, daß er in Wahrheit Liszt und die Zukunftsmusik zum Teufel wünschte, verkannte aber in seiner Voreingenommenheit, daß er bei dieser Rede per fenestram nur den einfachen Sinn unterstreichen wollte.

Die Haltung der Lisztianer wird man erst ganz verstehen, wenn man bedenkt, daß das Publikum damals auf der ganzen Linie den Werken des Meisters Widerstand entgegensetzte. In Breslau wurden die „Préludes" ausgezischt, und Dr. Damrosch warf sich dem Sturme entgegen; in Berlin erfuhren die „Ideale" dasselbe Schicksal, und Hans von Bülow hielt seine erste Konzertrede. Das war in der Singakademie am 14. Januar 1859, als er Dingelstedt zeigte, wie es gemacht werden sollte, und die Zischer aus dem Saale wies, damit aber auch wohlwollende Musikfreunde verletzte und Männer des öffentlichen Lebens aufbrachte. Mit großer Einmütigkeit machte die Berliner Presse der „unanständigen Überhebung" gegenüber

das unbedingte Stimmrecht der Zuhörer geltend, so daß es kein leichtes Unternehmen war, „das Vorgehen des temperamentvollen Vorkämpfers über das Maß des Tagesereignisses emporzuheben und dem Publikum das Herz der neudeutschen Schule zu öffnen". Die Zukunftsmusik, führte ein Anonymus [9]) aus, könne heute nicht mehr aus der Geschichte gestrichen werden, obwohl sie von einer Anerkennung noch weit entfernt sei. Schubert, Schumann und Wagner hätten, verkannt, verleumdet, gequält wie ihr Meister Beethoven, nur Schritt für Schritt vordringen können, Schubert und Schumann wären darüber zugrunde gegangen, und Wagners Geschick sei noch ungewiß genug. Ihnen habe sich Liszt mit den Tonschöpfungen seines ersten Mannesalters angeschlossen, jedoch noch nicht einmal die Duldung seiner Genossen gefunden. Während in den anderen Künsten kein Formenkanon existiere, finde man jede von den „Klassikern" abweichende Tonfolge unbegreiflich und unerträglich, und unter diesem Vorurteil habe Liszt am schwersten leiden müssen, obwohl seine selbständige Formensprache den Geist Mozarts und Beethovens nicht vermissen lasse. „Wir erleben ein kulturgeschichtlich wichtiges, fast unerhörtes Schauspiel. Auf der einen Seite ein Mann, der von der höchsten Staffel des Ruhms herniedersteigt, um fünfzehn Jahre den ernstesten Studien zu widmen, ein Freund der Fürsten und des Volkes, der eine kleine Opernbühne zu einer Kunstschule erhob, der den jungen strebenden Musikern endlich schuf, wonach die anderen Künste sich vergebens sehnen, eine Heimat, die jeder ungern verläßt, und nach der jeder sich zurückwünscht, ein Mann, den kein Jünger ohne Rat, selbst ohne hilfreichen Rat verläßt, der kühn für alles in die Schranken tritt, was ihm edel, schön und gut dünkt, und an dessen Genialität und reinstem Streben nie jemand gezweifelt hat. Und ihm gegenüber vier oder fünf Kritiker, deren persönliche Ehrenhaftigkeit unantastbar ist, die aber nichts getan haben, um einen wissenschaftlichen Ruf zu begründen, denen nur der Zufall und die Sorglosigkeit um musikalische Dinge ihr ernstes und hohes Amt zuerteilt hat — diese Männer suchen Liszt seine künstlerische Existenz streitig zu machen, sprechen den Bannfluch über einen der regsamsten und begabtesten Künstler, warnen das Publikum, sich vom Moment fortreißen zu lassen, und schwingen sogar die Waffen, die man nur dem Unbedeutendsten und Fadesten gegenüber anzuwenden pflegt, indem sie ignoriren und verspotten."

Sodann zu Bülow übergehend, rühmt der Verfasser Wissen und musikalische Begabung, scharfe Feder und gewandte Zunge, loyalen Charakter und ritterliches Auftreten. Sei es ein Wunder, daß ihm ein scharfes Wort entschlüpft sei, wenn er in Berlin beständig von der Anmaßung Wagners, Werke der Zukunft gestalten zu wollen, und von Liszts Unfähigkeit zu musikalischer Produktion reden höre? „Wie Liszt für Wagner in die Schranken trat, so erhebt Bülow das Banner Liszts, an den ihn Liebe und Verehrung fesseln. Er opfert Zeit, Geld und Muße, er macht sein Leben zur Unruhe, verzichtet auf eigenen Ruhm und widmet seine Jugend dem Kampfe für Anerkennung des Freundes. Sein Herz blutet unter den Streichen, die diesem versetzt werden, unablässig ringt er mit der Kälte der großen Menge und der spöttischen Zurückhaltung der Gegner, die auch Beethoven in den Staub treten würden, wenn er heute erschiene. Und diesen Feuereifer für die Werke eines anderen, dieses Schreien aus tiefster Not nennt man Arroganz und Anmaßung! Wollte Gott, wir hätten in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft Männer von dieser Treue und Hingebung, dieser Gründlichkeit des Wissens und diesem Ernst der Überzeugung wie Wagner, Liszt und Bülow, es stände anders und besser in vielen Dingen. Aber wer nicht selbst den heiligen Funken der Sympathie für den Strebenden und ungerecht Leidenden in sich fühlt, der kann das nicht verstehen."

[9]) Hans v. Bülow und die Berliner Kritik, 1859.

Keiner hat sich soviel „Palmen des Mißerfolgs“ [10]) geholt wie Bülow, alle Schüler waren indes Liszтischer als der Meister, den die versagte Anerkennung trotz schmerzlicher Berührung nicht zu erhitzen vermochte. Die Fürstin vertröstete ihn auf die Nachwelt, und er stellte sich auf den Standpunkt des Zuwartens. „Ich habe Schindelmeißer [11]) im vorigen Jahre darauf aufmerksam gemacht,“ schrieb er an Pasqué (30. Oktober 1859), „daß ich bei der prinziplosen, aber sehr heftigen Opposition, die meinen Werken von Seiten der Presse begegnet, deren Aufführungen vor der Hand nicht für gerathen halte. Nichtsdestoweniger, wenn er die Überzeugung hegt, daß in den Sachen ein besserer Kern steckt, als in allen Schuppen und Schalen der Kritik, und mit einiger Entschiedenheit dafür einzutreten gesonnen ist, wird mich dieses Risiko von seiner Seite freuen, wenngleich ich ihn nicht dazu auffordern möchte. Mit einer Aufführung zu dem Zwecke, das Werk abzumachen und abzuthun, um den Leuten recht zu zeigen, daß nichts daran ist, kann mir nicht gedient sein; leider haben wir freilich in der musikalischen Welt selten Besseres zu erwarten!“ „Ob es einen regelrechten Fortschritt nach der Höhe gibt, möchte ich dahingestellt sein lassen“ (an denselben, 5. Januar 1860); „auch von der Möglichkeit, die Zeit zu beherrschen, denke ich bescheiden. Um so notwendiger erscheint mir, daß man das Banner des Ideals nicht sinken läßt, seine Kräfte bis zum äußersten anspannt und den Gleichgesinnten hilfreich beisteht. In diesem Sinne freue ich mich des Errungenen und hoffe für unser Gärtlein auf Sonnenschein und Rosenduft mit Geduld und Zuversicht.“

Diese Worte hat er wahrgemacht, indem er fleißig komponierte, seine Schule eifrig fortsetzte, dem Musikverein alle Aufmerksamkeit zuwandte, Wagner in jeder Weise unterstützte. An seiner amtlichen Tätigkeit hatte er freilich den Geschmack verloren; er dirigierte ja auch später noch häufig genug, wenn er aber in der Probe zur „Faust“-Sinfonie oder der „Heiligen Elisabeth“ vom Pulte herabstieg und anderen den Taktstock einhändigte, hatte man die Empfindung, daß die Kapellmeisterei für ihn ein überwundener Standpunkt war. Die Lage zeigte viel Ähnlichkeit mit der letzten Zeit von Goethes Theaterleitung. Auch bei ihm stand der Entschluß längst fest, zugunsten seiner produktiven Arbeit den „Bettel“ loszuwerden, dem er geraume Zeit das höchste Interesse zugewandt hatte; aber die Verstimmungen wurden ausgeglichen, und ein neuer Aufstieg schien bevorzustehen, als ein zufälliges Skandalosum den Abschluß brachte. So hatte Liszt, durch Dingelstedts frisches Vorgehen angeregt, das Theaterjahr bedeutsam begonnen, als der „Barbier“-Vorfall die Erinnerung an sonstige Fehlschläge bis zur Verdrossenheit vertiefte. Infolge seiner „außerordentlichen Stellung“ konnte sich der Abschied nicht so schroff wie bei Goethe gestalten, aber das Aufsehen war nicht geringer, und hier wie dort gab es einen Prügelknaben: Frau von Heygendorf, die wegen ihrer Mitwissenschaft für den Befehl des Großherzogs, und Dingelstedt, der als Gegner der Zukunftsmusik für die Handlungsweise der Partei verantwortlich gemacht wurde. Hier ging wiederum Bülow voran, der in seinen Artikeln von einer gegnerischen Claque und im Kreise der Genossen von dem Generalintendanten als ihrem Meister sprach. Jener Ausdruck ist schon eine Übertreibung, da eine Partei wie die andere auf deutlich ausgesprochenen Gründen fußte und Schlag wie Gegenschlag in selbständiger Weise erfolgte. Daß der Hüter des Hauses den Lärm unbeanstandet gewähren ließ, kann unmöglich als Intrige aufgefaßt werden, da ein „Quos ego“, das schon Goethe verdacht wurde, damals erst recht nicht mehr am Platze war und zu allem Überfluß von dem Herrn des Hauses durch eine Form der Mißbilligung ersetzt wurde, die ihm Schweigen gebot. Absurd

[10]) Ein Lieblingsausdruck Liszts, den er von Draeseke übernommen hatte.
[11]) Damals Hofkapellmeister in Darmstadt.

wäre es, wenn er Leute zum Widerstand gedungen hätte, die seine eigenen Widersacher waren, absurder, wenn man glauben wollte, daß eine solche Verbindung verborgen und ohne nachteilige Folgen für den Anstifter hätte bleiben können. Nie ist etwas Tatsächliches gegen den Generalintendanten vorgebracht worden, außer seiner Äußerung dem Großherzoge gegenüber, daß er ein Lustspiel bereit gehabt hätte, wenn der „Barbier" zu Falle gekommen wäre; für uns nichts Auffälliges, da wir schon von Cornelius hörten, daß er mit einem Durchfall rechnete. So bleibt die Abneigung gegen die Zukunftsmusik, in der er sich mit den Friedensstörern begegnete, und der Spott über allzu menschliche Begleiterscheinungen, den man als Feindseligkeit betrachtete, der letzte Rettungsanker der Ankläger, schwach genug, da der Weg von Meinung zu Angriff, von Satire zu Intrige durch einen Schlagbaum getrennt ist.

In den Tagen des Zeitungskrieges fragte Dingelstedt bei Liszt brieflich an, warum er sich zurückziehe, und erhielt keine Antwort. Für ein Schuldbewußtsein Dingelstedts spricht das gerade nicht, aber bei dem Meister braucht auch nicht fortgesetzter Unwillen zugrunde gelegen zu haben. Wenigstens fand bald darauf von seiner Seite eine Annäherung statt, und nun machte Dingelstedt umgekehrt ihm den Vorwurf, daß er ihn mit seinem sachlich ungerechtfertigten Rücktritte in falsches Licht gestellt habe. Das gab den Lisztianern wieder Anlaß, von Diplomatenkünsten zu sprechen, die gemeinsamen Freunde, die einer erregten Aussprache im „Erbprinzen" beiwohnten, versicherten indes, echtes und gemachtes Pathos wohl unterscheiden zu können. Nach zwei Jahren war die letzte Nachwirkung des „Barbier"-Skandals verschwunden, denn die musikalische Einseitigkeit Dingelstedts wußte der Meister nach wie vor zu ertragen; seine ganze Rache bestand darin, daß er ihm später, als er sich in dem „Neste" nicht mehr wohl fühlte, durch die Fürstin Hohenlohe die Stellung als Wiener Hofoperndirektor verschaffte.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Rheinischer Brief

Ein rheinischer Freund unserer Zeitschrift, den wir um Stellungnahme zur Rheinlandfrage ersuchten, sandte uns statt des erbetenen Aufsatzes die Abschrift seines Briefes an einen welschschweizerischen Studiengenossen Henry Battard-Häggetschwyler in Lausanne. Von der Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen, machen wir gerne Gebrauch. Die Schriftleitung.

. . . . ., 15. 1. 1922.

Mein lieber Battard,

es wird Zeit, daß ich Deine guten Wünsche zum neuen Jahr mit gleicher Herzlichkeit erwidere und für Dein und Deiner Familie Wohlergehen alles erhoffe, was nach den gemischten Erfahrungen unseres Lebens vom Schicksal füglich noch erwartet werden darf. Aber Deine liebenswürdigen Wünsche gehen weiter und über mein persönliches Wohl und Wehe hinaus, wenn Du die Zuversicht aussprichst, daß es dem Jahre 1922 gelingen möge, Fäden der Verständigung zwischen deutschem und französischem Geiste auf der Brücke des Rheinlandes zu spinnen. Du glaubst, daß grade wir Rheinländer hierzu berufen und durch die Wesensart unseres Stammes zu Mittlern prädestiniert seien; und Du meinst ferner, daß eine

kulturelle gegenseitige Befruchtung grade durch die „allerdings peinliche" Tatsache der militärischen Besetzung erreicht werden könne und im Interesse der von so viel Haß und Kriegsgreueln überdeckten europäischen Kultur erreicht werden müsse. Und zum Schluß wirfst Du die Frage auf, welches Gefühl heute in uns geistigen Rheinländern den Franzosen gegenüber die Dominante sei, auf welcher Seite unsere Sympathien ständen!

Mein lieber Battard, laß mich darauf nur mit ein paar kurzen Worten antworten, denn erstens sind über diese Fragen bereits von hüben und drüben dicke Bücher geschrieben worden, und zweitens gehen die Dinge ja doch ihren Lauf. Was Du mir schreibst, habe ich in mancherlei Variationen schon des öfteren von neutraler Seite gehört, und es will mir scheinen, als übersehe man bei Euch — vielleicht wegen der Größe der Idee, der Ihr anhängt — ein paar doch nicht ganz unwesentliche und sehr reale Kleinigkeiten. Um eins vorweg zu nehmen: so gerne wir Rheinländer in Dingen der Kultur stets Mittler gewesen sind, um mich Deines eigenen Ausdrucks zu bedienen, ebenso bestimmt müssen wir es ablehnen, etwa als ein Mischprodukt und zwischen den Rassen stehend angesehen zu werden. Der Weg zu uns führt nur über die uneingeschränkte Anerkennung unseres Deutschseins — gestern, heute und morgen! Mit dieser Konstatierung, die vielleicht nicht gänzlich überflüssig ist, steht mein Bekenntnis in keinerlei Widerspruch, daß man im Rheinland stets eine gute Meinung von französischer Kultur und Zivilisation hatte. Wir sind aufgewachsen mit Flaubert und den großen Romanen Maupassants, haben Claudel und Debussy unsere Reverenz erwiesen, wir haben von Monet bis Picasso keinen Maler ausgelassen und schätzten Pariser Buchbinderarbeit ebenso hoch wie die sorgfältige Gerbung des Handschuhleders von Grenoble — in all dem erkannten wir die gute handwerkliche Tradition einer konservativen Kultur. Und außerdem hatten wir eine sehr hohe Meinung von dem psychologischen Geschick der französischen Propaganda. Aber war das wirklich nur rheinisch, war es nicht vielmehr ganz allgemein deutsch? — Man könnte uns Deutschen — und uns Rheinländern nicht zuletzt — höchstens vorwerfen, daß wir unsere Fähigkeit, fremdes Wesen zu verstehen und zu schätzen, allzu sehr entwickelt haben; so sehr, daß einzelne von uns sich selbst darüber verloren. Die deutsche Objektivität trägt zugleich Stärke und Schwäche in sich, jedenfalls war sie deutscherseits niemals ein Hindernis für Möglichkeiten der Verständigung.

Und nun haben wir sie im eigenen Hause: die Segnungen der französischen Kultur, die Bemühungen der französischen Propaganda! Herr Barthou hat gesagt: „Wir wollen nicht annektieren, wir wollen nur unsere Zivilisation bekanntmachen." — Ich versichere Dich, mein lieber Battard, wir *sind* mit ihr bekannt geworden, wir kennen sie! Wenn der Herr General Mordacq die bescheidene Hoffnung hegt, wir Rheinländer würden in 15 Jahren den Unterschied zwischen dem französischen und preußischen Geist beurteilen können, so möge er es uns nicht verübeln, wenn wir ein wenig respektlos über den hohen Herrn General zu lächeln beginnen, denn so gottverlassen dumm sind wir denn doch noch nicht, daß wir 15 Jahre zu solcher Erkenntnis brauchten; dazu hat uns unser deutscher Geist schon nach zwei Jahren gründlichst verholfen!

Damit komme ich zu einem Punkte, den Ihr Neutralen anscheinend häufig übersieht, und der mir doch recht wesentlich zu sein scheint. Du sprichst von *gegenseitiger* Befruchtung, aber die Franzosen wollen uns nur *ihre* Zivilisation bringen; Du willst die Ströme sich mischen lassen, aber die Franzosen glauben, das Tränklein ihres Genies in ein tumbes Vakuum zu schütten. Gewiß, sie wollen zu uns reden, aber wie? — Nicht wie man zueinander redet zwischen zwei Nationen, die geistige Güter auf gleicher Stufe tauschen, sondern wie man dem Bantuneger

gnädigst das Alphabet und kleine Einmaleins präsentiert. Es ist einigermaßen schwierig für uns, ganz ernst zu bleiben, wenn man Tag für Tag die groteske Überheblichkeit erleben muß, mit der Frankreichs Kulturpioniere ihren dernier cri einer Bevölkerung anpreisen, die schließlich — Barbaren hin, Barbaren her — auch nicht mehr in Höhlen wohnt und kleine Kinder frißt. Man hat sich in Paris die kulturelle Eroberung des Rheinlandes zweifellos zu leicht vorgestellt, und ich muß Dir sagen: wir Rheinländer sind von so viel qualitätloser Aufdringlichkeit schwer enttäuscht. Wir hatten auch vom Feinde Besseres erwartet, geschliffenen Witz und gute Form, Takt und überlegene Leistung, aber man hat anscheinend solche Qualitäten uns gegenüber nicht für notwendig gehalten, denn irgendwo in einem besseren Frankreich müssen sie doch existieren, nicht wahr? — Oder geht es mit ihnen wie mit des Kaisers Kleidern in Andersens Märchen?

Es ist peinlich, wenn man in einem Weihnachtspaket Stendhal erwartet, und Pierre Louys Aphrodite schält sich aus der Hülle. Glaube mir, wir wußten schon vor der Besetzungszeit, wer Cézanne war — und sind heute lediglich bereichert um einige zwanzig Marokkaner-Bordelle. Die Franzosen haben ihre Alliance Française mit 11 000 angeschlossenen Vereinen und 30 Millionen Mitgliedern — aber ihre Offiziersfamilien in unsern Häusern scheinen mit einer gewissen Seifenknappheit zu kämpfen. Man spendet uns als besondere Novität das Schauspiel häufiger Paraden mit allem Drum und Dran, aber ich kann ehrenwörtlich versichern, wir haben den gleichen Trara unter dem alten Regime ebenso häufig, nur wesentlich exakter gesehen; vielleicht ist das heiße Bemühen der Franzosen, es hierin dem preußisch-militärischen Geiste gleichzutun und plus royal que le roi zu sein, ein Anfang jener gegenseitigen Befruchtung, von der Du schreibst — vielleicht, aber sie hätten besser getan, sich auf Anderes zu verlegen! Wenn wir die Franzosen ansehen, ihr Treiben, ihren Militarismus, wie preußisch wird uns zu Mute, wie preußisch werden sie selber, und wie machen sie uns zu guten Deutschen! Du hast die Vorlesungen des Herrn Maurice Barrès gelesen, nicht wahr? Sage mir, müßte die deutsche Regierung ihn nicht dringend bitten, so fortzufahren?! Eines Tages wird man ihn als heimlichen Schrittmacher auf dem Wege nach Preußen erkennen, und es sollte mich wahrhaftig nicht wundern, wenn ich über kurz oder lang in einer französischen Zeitung geschrieben fände, es sei spät, doch nicht zu spät an den Tag gekommen, daß er im Solde Deutschlands stünde und — sagen wir es gleich offen heraus — von Herrn Hugo Stinnes bezahlt würde. Ach, so etwas ist gar nicht unmöglich, mein lieber Bastard, denke nur an den Dreyfußprozeß und die Mentalität der Boulevards!

Ohne Übertreibung: es wird dahin kommen, daß wir Rheinländer durch die Franzosen selbst auf die Höhe eines entschiedenen Nationalismus geführt werden, den wir in so scharfer Prägung aus Gründen einer sehr rheinischen Skepsis, die in allen Dingen ein Ja und ein Nein verborgen sieht, früher niemals erreicht hätten. Und wir werden — folgend der geistigen Tendenz unserer Zeit, die nach Osten und nicht nach Westen schaut, die in buddhistischer Plastik schon beinahe stärker ihr Ich wiederfindet als in den Kathedralfiguren Frankreichs und abgestoßen von der bornierten Hysterie französischer Methoden — uns auch vom Letzten wenden, was uns bislang an Gütern des Westens noch wertvoll dünkte. Jawohl — und das alles werden die Folgen einer überheblichen Negerpolitik und der blinden Übertrumpfung eines Militarismus sein, gegen den man (war es nicht so?) vor kurzem noch die ganze Welt mobil machte. Und man erinnert sich unwillkürlich der Worte von — ich weiß nicht mehr wem, daß Afrika und Asien ihre Affen hätten und Europa seine Franzosen.

Doch was läge schließlich an ein paar törichten Mitteln, was wollten letzten Endes verfehlte Methoden viel besagen?! — Sie wären vielleicht von heute auf

morgen zu korrigieren, und man würde sie über die Achsel werfen, wenn nur ein ehrlicher Wille zu Verständigung und Frieden vorhanden wäre. Ja, wenn dieser Wille bei der geistigen Verfassung des heutigen Frankreich überhaupt nur möglich wäre! Aber daran fehlt's eben, dieser Wille ist nicht vorhanden, hinter der kümmerlichen Fassade so bedenklicher Erscheinungsformen steckt nackte Lüge, lugt schlechter Willen hervor. Und hier liegt, mein guter Battard und Eidgenosse, der Has im Pfeffer! Man führt in Frankreich heute das Wort Kultur höchst lästerlich im Munde und erstickt derweilen fast an Machtgier und brutalem Gelüst. Man redet vom génie du Rhin und denkt an Brückenköpfe, sagt Zivilisation und träumt von Sanktion; man spricht von pénétration pacifique und meint freie Einfuhr eitlen Plunders, betont gemeinsames Interesse und kennt nur Aussaugung. Du hast so oft wie ich den Satz gelesen, der in französischen Journalen bis zum Überdruß wiederkehrt: „Der Frieden Europas ist gesichert, wenn der Rhein unser ist." Ich will einmal ganz davon absehen, welche Folgen es für Euch Neutrale, für die Schweiz wie für Holland, haben würde, wenn der Rhein im französischen Sinne völlig „unser" wäre — ich will davon absehen, obgleich schon heute beispielsweise die Zusammensetzung des Überwachungsausschusses für die Rheinschiffahrt eine deutliche Sprache redet und die französische Rheinschiffahrtspolitik ein Schlag ins Gesicht der Neutralen ist, aber sage mir, liegt in jenem Satz vom Frieden Europas nicht zugleich das naive Eingeständnis, daß sie selbst, die Franzosen, Friedensstörer Europas sein und bleiben werden, solange der Rhein nicht ihrer ist? Kann man offener reden, kann man cynischer die laut gepriesenen Ideale der Freiheit und des Friedens verleugnen? — Du warst so liebenswürdig, mich nach der Dominante unserer Gefühle zu fragen; nun wohl, ich will Dir nicht ausweichen: es ist der Ekel! Die französische Nation sei ritterlich und generös — so sagt man, aber uns ekelt, denn wir, wir haben von diesen schönen Tugenden nur die fatale Kehrseite zu sehn bekommen. Geistige Fäden sind ein fein Gespinst, und wer sie spinnen will, muß guten Willens sein und reine Hände haben. Da beides fehlt, ekelt uns der Hände wie der Gabe, die sie reichen.

Es gibt Leute, die uns Rheinländern einreden wollen, wir täten klug daran, uns nach Westen hin zu orientieren, denn bei Frankreich wäre Kraft und Reichtum, Möglichkeiten und Zukunft. Lassen wir dieser Leute Moral aus dem Spiel, denn es steht faul mit ihr, lassen wir auch unser Herz schweigen und die Stimme des deutschen Blutes, und horchen wir einzig und allein auf den Pulsschlag des Lebens hüben und drüben.. Horchen wir, und dann werden wir wissen: was soll uns ein Land, das von Hysterie geschüttelt, von Eitelkeit und Gier verblendet, zwischen toller Angst und maßloser Selbstüberschätzung hin- und herschwankt! Warum haben sie Angst? — Weil ihre Kraft kein Fundament in sich selbst hat, weil die Welle, die sie hoch trug — Dreiviertel der Menschheit — vor ihnen zurückebbt. Nein, nein, mein lieber Battard, und wenn wir kein Herz hätten und keine Ehre und kein Gewissen, wenn wir wären wie das Vieh, das nach Futter geht und sonst nichts, so müßten wir uns dennoch für westliche Tendenzen allerschönstens bedanken, denn ich habe noch mein Lebtag keinen vernünftigen Menschen gesehen, der seine Stütze bei einem Amokläufer gesucht hätte!

So, nun weißt Du, wie ein Rheinländer über Rheinlandfragen denkt, und Du wirst vielleicht ein wenig erstaunt sein, denn auf ein Haar dasselbe haben Dir andere Deutsche auch gesagt. Aber grade das — siehst Du, mein Lieber — ist das Wichtigste an der Sache.

Gehab' Dich wohl und sei gegrüßt von Deinem alten Freunde

Karl Anton Schmitz.

Berliner Theater

Jede Stadt hat die Theater, die sie verdient.

Wenn es in Berlin möglich ist, daß mehr als ein Dutzend Bühnen tagaus, tagein französische Erzeugnisse von bekannter Art aufführen, mit denen eine künstlerische Auseinandersetzung sich höchstens wegen gelegentlich sehr begabter Machart lohnen würde, ohne daß die Theaterbesucher das Zuendespielen verhindern — dann ist eben dieses Publikum in vollem Maße mitschuldig an dem Verbrechen, das auch hier wie in so vielen anderen wesentlichen Dingen die Reichshauptstadt an dem nationalen Gefühl und der Ehre des deutschen Volkes begeht.

Denn um nichts anderes als ein Verbrechen, um eine nicht mehr zu überbietende Würde- und Gesinnungslosigkeit handelt es sich. Wenn es ein allgemeiner deutscher Fehler ist, unser Leben nicht von dem Standpunkt des Außenstehenden überblicken und seine Wirkung werten zu können, so ist der Mensch, der dazu verdammt ist, in Berlin zu leben, dieses Fehlers in besonderem Grade bloß. Er übersieht schon nicht mehr, wie sein Handeln von denen vor den Toren beurteilt wird. Zu den Menschen, die der Tatsache „Berlin" so weit gewachsen sind, daß sie aus ihrer Kraft und Häßlichkeit ein erhöhtes Verantwortungsgefühl als ihre Deuter für sie und gegen sie ableiten würden, gehört anscheinend von den betroffenen Theaterdirektoren niemand, von der Kritik nur sehr wenige. Wie es hierbei um die Schauspieler steht, ist bei der Schwierigkeit, den Leichtbeweglichen einen Maßstab von allgemeiner Gültigkeit anzulegen, kaum zu sagen. Einige Äußerungen entscheidender Menschen dieser Art lassen Gutes erwarten.

Um Mißverständnisse auszuschließen: ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein Berliner Theaterdirektor es für seine Pflicht halten könnte, uns ein französisches Stück bekannt zu machen, in dem einer der geistigen Menschen drüben das zu gestalten versucht, was er der neuen Zeit zu sagen hat, und ich weiß, daß ein solches Werk, dem sich Pariser Ohren verschließen, in Berlin einen Siegeszug halten könnte, wenn es in der Ebene der Menschheit und eines Menschheitszieles liegen würde.

Aber die Pariser Artikel, die uns vorgesetzt sind, drehen sich ausschließlich um die so herzlich langweiligen Beziehungen der Geschlechter zu einander, die das Gebiet von der Herzgrube abwärts umfassen. Nicht moralische Bedenken stehen diesen Aufführungen entgegen. Auch wir glauben an das Leben in allen seinen Formen, aber nicht an das Afterleben, das sich in körperlichen Reizungen erschöpft, in dem über jede sittliche und menschliche Bindung nur mit Zynismus gesprochen wird, und das trotz seiner derben, handgreiflichen Wirklichkeit ein Dasein der Toten ist — um so grausiger, je weniger seine Träger das empfinden. Hier geht es um Werte, die höher sind als jede Moral.

Die Schwierigkeiten der Theater sollen in keiner Weise unterschätzt werden; alle stehen für sich und ihre Künstler und Angestellten in schwerstem Daseinskampf. Wer ein zugkräftiges Stück erwischen kann, das reihenweise Aufführungen gewährleistet, soll zugreifen. Aber solche Stücke mit Entkleidungsszenen und Eindeutigkeiten kann man auch in Deutschland beziehen. Manche von deutschen Stücken

dieser Art haben sogar noch etwas Frisches, während die Importen alle von vorgestern sind.

Die erste Forderung, die man vor der Aufführung französischer Stücke stellen müßte, ist also nicht erfüllt. Von dem Frankreich, das geistig der Welt etwas zu sagen haben soll, kam nichts auf Berliner Bretter.

Aber auch dem zweiten, wesentlicheren Anspruch blieben diese Bühnen alles schuldig: zu fremden Stücken erst dann zu greifen, wenn sie ihrer Pflicht gegenüber lebenden deutschen Dichtern gerecht geworden wären. Die Antwort ist beschämend. Was auf Berliner Bühnen an neuen deutschen Werken herausgebracht ist, erreicht noch nicht einmal an Zahl die Aufführungen der französischen Dessousstücke! Hier hat auch die Bühne, die in erster Linie zu dieser Pflicht berufen wäre, das Staatstheater, versagt, wenn auch bislang wenigstens hier noch keine fremden Autoren zu Worte kamen.

Die Berliner Theaterdirektoren sehen die Wirkungen ihres Tuns nicht von außen. Sie ahnen nicht, was die Deutschen in den besetzten Gebieten, was die Deutschen außerhalb Berlins, was die Neutralen und die Angehörigen der feindlichen Nationen, in denen die Begriffe von Ehre, Stolz und Würde lebendig sind, zu ihrem Verhalten sagen. Unter den Franzosen, die in Deutschland sind, ist niemand, der als ein Verkünder wahrer Geistigkeit und von Menschheitszielen angesprochen werden dürfte. Die französischen Machthaber speien dem deutschen Volk im besetzten Gebiet ins Gesicht, treten es unter die Füße und demütigen in sadistischer Lust jedes deutsche und jedes rein menschliche Gefühl. Als Quittung dafür führt Berlin französische Stücke auf. Als Quittung dafür grunzt das Publikum vor Behagen, als Quittung dafür feiert ein großer Teil der Berliner Kritik den Wiedereinzug der entkleideten Pariser Muse, in der sie vermutlich den Genius des französischen Volkes erblickt.

Die Berliner Theaterdirektoren sehen die Wirkungen ihres Tuns nicht von außerhalb. Sonst würden sie sich der Verantwortung bewußt werden müssen, die sie durch ihr Verhalten, das jedem rechtgewachsenen deutschen Gefühl Hohn spricht, auf sich laden. Sie wissen nicht, daß die ernsten und entscheidenden Kreise im Reiche fragen: wer sind denn diese Direktoren? Und daß infolgedessen die Berliner Theaterfrage nur noch als ein Teil der deutschen Judenfrage angesehen wird. Sie merken nicht, daß ihr Tun als Herausforderung aufgefaßt werden muß, und daß sie darauf hinwirken, Gegensätze zu einem bösen Austrag zu bringen, an deren ruhiger Klärung alle anständigen Menschen in Deutschland ein Lebensinteresse haben.

Man verpflanze diese Herren, die an unserer Not so wenig Anteil haben wie an unserem Blut, nach Paris. Vielleicht würden sie dort deutsche Stücke spielen.

* * *

Zwei Bühnen machen rühmliche Ausnahmen: die „Volksbühne“ und das „Schloßpark-Theater“ in Steglitz. Neben einer sehr bemerkenswerten Aufführung von Shakespeares „König Lear“, in der Friedrich Kayßler den König von Britanien spielte, die unter Jürgen Fehlings feiner Hand zu stärkster Wirkung gedieh, dem literarisch interessanten Versuch, Tiecks „Gestiefelten Kater“ wieder zu beleben, brachte dieses Theater die Berliner Uraufführung von Ernst Tollers „Masse Mensch“. Eine eingehendere Betrachtung würde sich lohnen, wenn man in dem Münchener Revolutionshelden von der traurigen Gestalt einen Vertreter des jungen Deutschland sehen könnte. Aber die hysterische Krampfigkeit seiner Art schließt das aus. Wesentlich mag erscheinen, daß er von seiner neuen Wandlung offen Rechenschaft ablegt, über seine Abkehr von dem Glauben an die

Masse, in der er eben die furchtbaren Kräfte wieder fand, die er im Krieg bekämpfte. Die Ehrlichkeit, mit der hier ein Ringender spricht, bleibt der Gewinn: gestaltet ist fast nichts, und die Wirkung ist für den Regisseur Fehling zu buchen.

Anständige und saubere Arbeit wird in dem kleinen Schloßpark-Theater in Steglitz unter der Leitung von Paul Henckels und Hans Lebede verrichtet. Die Direktion hat es in zähem Wollen verstanden, in verhältnismäßig kurzer Zeit ihrer Bühne einen Spielplan aufzustellen, der Anerkennung verdient. Lessings „Minna von Barnhelm", Grillparzers „Medea", Herbert Eulenbergs „Alles um Geld", Hermann Bahrs „Konzert", Strindbergs „Paria" und „Scheiterhaufen" neben leichterer Ware zeigen ein Streben und ein Verantwortungsgefühl, die es der Kritik leicht machen, das Geleistete anzuerkennen, um so mehr, als merkbar die letzten Aufführungen über den guten Willen hinaus auch ein Gelingen abgerundeter Leistung zeigen. Dieses Theater, das doch sicherlich unter größeren Schwierigkeiten kämpft als Bühnen mit einem Repertoire, fand trotzdem Zeit, auch der lebenden Dichter zu gedenken. Es führte Kurt Heynickes „Ehe" auf. Über das Bühnenwerk selber ist freilich nur zu sagen, daß es dem feinen Lyriker Heynicke nicht gelungen ist, dem Problem, das für ihn eins bedeutet, gedanklich und formend Herr zu werden.

* * *

Zweifellos wird in diesem Winter auf den Berliner Bühnen besser gespielt als im vergangenen Jahre, wenn auch der Film immer noch so störend eingreift, daß ein Zusammenspiel in Berlin nur selten erreicht wird, wie es die Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters in so vollendeter Weise zeigen, bei dem kein Wort, keine Bewegung, kein Schweigen selbst zu Boden fällt, sondern einer vom andern den Ball mit unfehlbarer Sicherheit auffängt.

Aber eins muß bedenklich stimmen: das immer stärkere Vorwalten des Regisseurs, namentlich bei den Aufführungen des „Staatstheaters". Bei der „Othello"-Aufführung gab es von Shakespeare weniger als von Leopold Jeßner. Aber das war wenigstens gute Regie, während Georg Büchners nachdenkliche und in das Leben Todes- und Vergänglichkeitstöne seltsam einstreuende romantische Komödie „Leonce und Lena" von Reinhard Bruck vergewaltigt wurde, der freilich dem anspruchsloseren Lustspiel Goldonis „Der Diener zweier Herren", das über Situationskomik nicht hinausgreift, gerecht wurde. Zu einem reinen und heiteren Genuß wurde die Aufführung von Ferdinand Raimunds Zauberspiel „Die gefesselte Phantasie", in Szene gesetzt von Karl Etlinger, aber das lag zum größten Teil an der von Felix Mottl bearbeiteten Musik von Schubert. Shakespeare, Büchner, Goldoni, Raimund, Nestroy: ein lebender deutscher Dichter fand keinen Eingang in den Spielplan des Staatstheaters!

* * *

Das „Große Schauspielhaus" brachte Schillers „Räuber" in einer nicht ganz einheitlichen, aber in manchen Szenen sehr starken Aufführung heraus. Fesselte hier vor allen andern der Franz Moor des Werner Krauß, so beherrschten die Aufführung von Goethes „Götz von Berlichingen" Eugen Klöpfers ganz sicher, lebensstark, innerlich und gütig angelegter Götz und Hermine Körners virtuose Adelheid. Über das Problem des Großen Schauspielhauses schweigt der Streit. Da seine Begründer nicht mehr daran glauben oder nie geglaubt haben und mit Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" entschlossen den Weg zur Operette und

Pantomime betreten haben, sind die Wortführer der neuen Offenbarung in verlegenes Schweigen gefallen und faseln nicht mehr in Hymnen von der neuen Idee, deren Möglichkeiten sie nie gesehen haben.

* * *

Auch die ewig wiederholten Enttäuschungen können den Glauben nicht zerstören, daß neben den in Dialogform geschriebenen Leitartikeln und mehr oder weniger liebenswürdigen Flachheiten ein deutsches Drama wächst, das uns im Tiefsten aufrühren wird, weil es uns in unserm Innersten angeht und von dem Geist und der Seele der Zeitwende kündet. Und dieses Drama kann nur von einem Deutschen geschrieben werden. Die ungeheure Kraft des erbitterten geistigen Ringens muß diesen Ausdruck finden. Das Drama wird wieder das Schlachtfeld großer Gedanken und starker Gefühle, es wird die Scheidewand durchstoßen, die Literatur, Verstand und andere Schädlichkeiten zwischen das Herz und das Leben zogen. Die Kraft, mit der das dramatische Ringen sich entladet, ist ein entscheidender Gradmesser für die Kraft sittlichen Wollens, die noch in unserem Volke steckt. Wir wissen um dessen ungeheure Stärke, darum müssen wir die Gewißheit eines neuen starken Dramas bejahen.

Aber hüten wir uns, daß wir nicht verleitet werden, uns den Maßstab verkürzen zu lassen. Die Zeit der Relativität ist endgültig vorbei. Das soll nicht zu mangelnder Anerkennung einer ehrlichen Leistung führen, aber diese Anerkennung muß sich damit verbinden, daß jeder ruhig in den Rang verwiesen wird, der ihm gebührt.

Wir haben die Tragik, eine Zeitwende zu erleben. Vor den Folgerungen und Forderungen, die sie an uns stellt, verschließt sich nur der Feige — und der Bequeme, der nur eine häßliche Spielart des Feigen ist. Wer innerlich erlebt hat, um was es sich handelt, der wurde entschlossen und ernst, aber mit den Forderungen, die er an sich, seine geistige Ehrlichkeit und seine seelische Sauberkeit stellt, wuchsen auch die Forderungen an die anderen.

Und die Frage lautet jetzt: was gehst du uns an, mit dem, das du sagen zu müssen glaubst? Und was geht uns das noch an, uns, die sehend Gewordenen und Verwandelten, das du früher gesagt hast?

Es ist eine Tragik auch für die Dichter, deren Schaffen im Raum vor der Zeitwende lag, daß sie nun unvorbereitet plötzlich vor den Richterstuhl der Geschichte gerufen sind. Eine Mauer ist errichtet zwischen dem Gestern und dem Heute, über die nur Schwingen tragen, die ewige Kräfte stählten. Was zeitlich gebundene Qual, Sehnsucht, Not, Kampf und Erlösung war, dessen Schrei hören wir nur noch ganz gedämpft und seltsam fern von jenseits der Mauer und schweigen wohl in stillem Verwundern, daß solche Töne einmal unser Herz rührten, und fühlen einen feinen Schmerz, daß Werte uns entschwanden, die wir einst als feste Bestandteile unseres Wesens ansahen.

Aber die Probe ist entscheidend, und das Scheidewasser des Neuen so scharf, daß keine Verbindung, in die sich Unechtes mischte, bestehen kann.

Wedekind ist heute mehr denn je unsere Angelegenheit, denn er wußte in seinem Blut von dem, was in den Untergründen unserer Zeit vorgeht, wußte es, als wir noch nichts davon ahnten. Seine Auseinandersetzung mit dem Leben rührt an Tiefen, zu denen wir unmittelbare Verbindung haben. So wirkte auch „Hidalla“ (Theater in der Königgrätzer Straße) stark, diese Tragödie des Künstlers in seinem Gegensatz zur Welt und den andern, trotz einer verständnislosen Aufführung.

Es scheint, als ob wir von Strindberg Abschied nehmen sollen. Wir können vielleicht die Not eines übersteigerten und wurzelkranken Individualismus nicht mehr so tragisch nehmen, wie einst, besonders weil sie durch die ewige Wiederholung zu „Nöten" wird, die für den Betroffenen außerordentlich traurig sind, für alle andern aber peinlich werden. Die Schauer der Ewigkeit, die unsägliche Qual eines armen Herzens, der Kampf Luzifers mit Gott: das bleibt spürbar. Aber er wählte seine Symbolik zu klein, und die Enge der Umwelt führt oft zu Wirkungen, die der Tragik die Lächerlichkeit in eine Nähe rücken, die sie aufhebt. Die sehr guten Aufführungen von „Ostern" und „Ein Traumspiel" (Deutsches Theater) brachten unsere Entfernung von ihm, dem wir so viel verdanken zu müssen glaubten, zu klarem Bewußtsein.

* * *

In diesem Zusammenhang von Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Peter Brauer" (Lustspielhaus), die Otto Brahm nicht aufführen wollte, von Hugo von Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige" (Kammerspiele) oder gar von dem „Spiel mit Körpern und mit Seelen" von Julius Berstl, „Der lasterhafte Herr Tschu" (Lessingtheater), sprechen zu wollen, hieße da verletzen, wo alles sich in einem sträubt, wehe zu tun. Aber die Auseinandersetzung muß doch einmal erfolgen.

* * *

Stark und bleibend ist der Eindruck von Fritz von Unruhs Preußendrama „Prinz Louis Ferdinand" (Deutsches Theater), und das ist bisher der Gewinn des Winters. Dieses Werk, das vor dem Kriege entstand, rückt Unruh wahrhaft in die Nähe Kleists. Trotz manchen bühnenmäßigen Unzulänglichkeiten kam das Werk zu stärkster Wirkung. Über seinen Inhalt ist hier unlängst ausführlich gesprochen. Von Unruh können wir glauben, daß er von dem zu sagen hat, was uns angeht. Aber nun will es das Schicksal, daß vielleicht der Unruh seiner letzten Werke den Geist, aus dem er Preußen und sein Schicksal gestaltete, verleugnen möchte, wenn nicht in dem letzten, noch unveröffentlichten Teil seiner Trilogie die Wandlung vollzogen wird, die im zweiten Teil sich anzukündigen schien.

* * *

Ein ärgerlicher Prozeß, der sich an die Aufführung von Schnitzlers „Reigen" hängte, ist verhandelt worden, bei dem die um Professor Brunner und so manche der Sachverständigen Gelegenheit nahmen, sich ausgiebig zu blamieren. Die einen sind nicht in der Lage, künstlerisch zu denken und zu empfinden. Die andern verschieben, großen Worten zu Liebe, die Erörterung auf ein Gleis, auf das dieser Wagen nicht gehört. Denn es handelt sich hier nicht um einen Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Dazu reicht es bei Schnitzler nicht, um ihn als solchen Verkünder auszurufen, sondern darum, ob eine Pflicht, Jugendliche vor ungeeigneter Kost zu bewahren, bejaht wird oder nicht. An den Schutz des „Publikums", der immer Bevormundung wäre, denkt niemand. Man sollte die Jugendlichen vor dem heutigen Publikum dadurch schützen, daß man diesem besondere Koben baut, in die ein Mensch von Belang nicht hineingeht, und die Jugendliche nicht betreten dürften. Schnitzlers ironisch-melancholische Betrachtungen wirken sicherlich nicht aufreizend, aber die Vorführung der Beiwohnung ist nun einmal aus natürlichen Gründen kein Gegenstand öffentlicher Darstellung, und dabei sollte es bleiben. R. P.

Die Rheinlande als deutsches Schicksalsland *)

Es ist höchste Zeit, daß das deutsche Volk seine Augen nach Westen richtet, daß es erforscht, was war, was ist, was werden wird. Jahrzehntelang schlummerten wir und verarmten darüber im äußeren Reichtum des neuen Reiches von 1871 innerlich; die reiche Saat politischer Gedanken der Mitte des 19. Jahrhunderts verdorrte. Während Franzosen und französisch gesinnte Elsässer nach 1871 eine politische Literatur von großer Tiefe und Breite hervorbrachten, schwieg Deutschland; es gab höchstens Urkundenbände heraus. Kein Wunder, daß am Rheine das Rüstzeug für den Kampf der Geister fehlte. Das scheint jetzt anders zu werden.

Was 40 Jahre der Wiedervereinigung des Elsaß mit dem neuerstandenen Deutschen Reiche nicht hervorgebracht, was uns die Tage des Glückes versagt hatten, wurde dem deutschen Volke in der Zeit der Prüfung geschenkt: Eine Geschichte Elsaß-Lothringens in knapper Darstellung aus den Händen eines berufenen Meisters. Kurz nach dem Zusammenbruch wurde dies Werk, das Ergebnis jahrelanger Arbeiten, fertig. Es sollte Elsaß-Lothringen seine Vergangenheit zeigen, dem deutschen Volke die Seele des Elsaß klarlegen und ihm den Schlüssel zum Verständnis Lothringens geben.

Martin Spahn, der katholische Rheinländer, vormals Professor der Geschichte an der Universität Straßburg, widmet sein „Elsaß-Lothringen" seinen drei im Elsaß geborenen Kindern, zum Gedenken an die geliebte Heimat, zur verdoppelten Treue gegen das Vaterland. Er gab uns ein Volksbuch im besten, anspruchvollsten Sinne des Wortes. Spahn beginnt mit der römisch-keltischen und der fränkischen Zeit und läßt vor uns die Kulturblüte des Elsaß im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation vom 9. bis 17. Jahrhundert sich auftun (Kap. 1 bis 4). Die sechs folgenden Kapitel schildern das Auftauchen der französischen Ansprüche, ihre Befriedigung durch diplomatische und militärische Erfolge, den Widerspruch der Elsässer, die Unterwerfung der Lothringer. Mit feiner Hand zeichnet er die langsamen Fortschritte der Franzosen im Ringen um die elsässische Seele nach. Das 18. Jahrhundert hatte den Franzosen noch wenig Erfolge gebracht:

„Wie ein friedliches Eiland mitten im brausenden Ozean, so hob sich das Elsaß gegen die benachbarten Landschaften des linken Rheinufers ab. Im Rheinland und in der Pfalz sprachen der Adel und die Bourgeoisie französisch. Sie kleideten sich französisch. Sie sogen die französische Aufklärung begierig in sich ein, deutsches Land und welsche Art. Im Elsaß dagegen gebot wohl der französische König, die Sitten aber waren die ererbten alemannischen geblieben.

*) 1. Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. Berlin 1919, Ullstein & Co.
2. Paul Wentzcke, Der Deutschen Einheit Schicksalsland. München 1921, Drei-Masken-Verlag.
3. Herrmann Savelkouls, Der Franc im Saargebiet. Stuttgart und Berlin 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.
4. Richard Henning, Rheinschiffahrt und Versailler Friede. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.
5. Martin Mächler, Neubau und Rheinlinie. 12 Aufsätze. Köln 1921, Rheinlandverlag.
6. Alfons Paquet, Der Rhein als Schicksal oder das Problem der Völker. München 1920, Kurt Wolff Verlag.

Das Land gab sich auch jetzt noch nicht zur Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland her. Nicht das Elsaß, sondern Lothringen und die Westschweiz stellten die Sprachlehrer und Erzieher, die die Vorarbeiter der französischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts wurden. Der Gedanke, daß es künftig die Aufgabe des Elsaß werden könnte, Frankreich und Deutschland einander näherzubringen, tauchte erst kurz vor der Revolution und auch dann nur in kleinen Kreisen auf, für die ganz besondere Umstände galten. Ein dumpfes Unbehagen an der politischen Ordnung der Dinge war überall das Kennzeichen für die Stimmung der Bevölkerung trotz aller Behutsamkeit, womit die französische Regierung grundsätzlich, wenn auch nicht immer in jedem einzelnen Falle, das Land noch behandelte."

Erst während des 19. Jahrhunderts wuchs das Elsaß durch das Erlebnis der großen Revolution und der Napoleonischen Kriege in Frankreich hinein. Spahn schildert uns anschaulich das entstehende Notablentum, die keltische Legende, aber auch Straßburgs Siechtum. Als dann 1870 die eben noch aufs tiefste gespaltenen Deutschen frisch geeint, das Elsaß „befreien" wollten, ließ das Elsaß sich nicht mitreißen. Da es nun ohne sein Zutun von Frankreich getrennt werden sollte, verklärte sich ihm „das schöne Königreich gleich nach dem des Himmels", wie Grotius dereinst Frankreich genannt hatte, erst recht zum Träger aller großen und erhabenen Ideen des Zeitalters. Von Deutschland dagegen war den Elsässern seit dem Mittelalter keine sie alle bezwingende und begeisternde Kulturanregung mehr gekommen. Sie hatten es bisher noch als das Land der wissenschaftlichen Arbeit geachtet. In dieser Stunde verkörperte es für sie nur die rohe Gewalt, das Großpreußentum, das Halbslawentum. Die hemmungslose Wut des inneren Parteizwistes der Deutschen untereinander, wie ihre unausrottbare Neigung, fremde Götter anzubeten, rächte sich furchtbar an der Nation."

Die letzten vier Kapitel sind der Geschichte Elsaß-Lothringens im Rahmen des neuen Reiches gewidmet, einer Geschichte verpaßter Gelegenheiten, voller Mißverständnisse. Spahn schildert die hohe Blüte des Elsaß, seine rasch fortschreitende Eingewöhnung ins Reich, die durch die französische Propaganda zunächst nur aufgehalten, nicht aber abgeschnitten wurde. Die Wirkungen des Krieges und der Rückfall an Frankreich sind nur kurz gestreift.

Gab Spahn uns eine klassische Geschichte Elsaß-Lothringens, so schildert uns Wentzcke Elsaß-Lothringen in seinen Beziehungen zur Einheit des deutschen Gesamtvolkes: er wertet, er stellt Probleme, er erzählt das Schicksal der deutschen Einheitsbewegung. Dem entspricht der Aufbau. Es hieße Wentzcke nicht gerecht werden, wenn man in einer Besprechung ihn nicht selbst in erster Linie zu Worte kommen ließe. Nach einem kurzen geschichtlichen Einleitungskapitel führt er uns in die Bewegung des nachnapoleonischen Deutschland, in Anfänge der deutschen Einheitsbestrebungen, die am linken Ufer der oberrheinischen Tiefebene kaum einen schwachen Widerhall fanden.

„Die vielfach in Deutschland genährte Hoffnung, die Elsässer würden freudig die französischen Fesseln abstreifen und sich und ihr Geschick vertrauensvoll in die Hände der rechtsrheinischen Nachbarn legen, erwies sich sehr bald als eitel. Offen und freimütig bekannte sich das ganze Elsaß zur deutschen Sprachgemeinschaft. Aber zu neuer innerer, politischer und wirtschaftlicher Einheit war der Weg noch weit. Schon im Oktober 1813 wies der „Niederrheinische Courier" in Straßburg voll Hohn und Bitterkeit die Zumutung zurück, die Elsässer könnten sich freiwillig dem staatlich zerrissenen Deutschland anschließen, sich zu Fürstenknechten erniedrigen.... Scharfblickend hatte Jakob Grimm bereits 1814 vorausgesagt: „Die Elsässer sind und gehören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch und Blut sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit

Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führt." Jetzt, im Juli 1815, hebt auch Görres nachdrücklich die Tiefe der Kluft hervor, die sich zwischen den französischen Provinzen Elsaß und Lothringen und den deutschen Einzelstaaten auftat. „Ist es ein geringer Vorteil," fragt er voll Bitterkeit seine Leser, „einem großen Reiche anzugehören? Was zeigen wir den Elsässern für eine Aussicht? Sie laufen Gefahr, in kleine Landfetzen zerstückelt zu werden und einige Lappen mehr zu dem deutschen Hanswursttuche zu liefern!" Erst mußte das rechtsrheinische Deutschland ein freier, selbständiger Staat werden, dann erst war der Weg bereitet, der von der Kultur- und Sprachgemeinschaft zum nationalen Staate führte. Unauflöslich aber verband sich gerade in diesen Morgenstunden der deutschen Einheitsbewegung, in den Tagen des vergeblichen Hoffens und Harrens, für die öffentliche Meinung der Gedanke an Elsaß und Lothringen als gemeinsamer Besitz aller deutschen Stämme mit der tiefen Sehnsucht nach Kaiser und Reich. Ein sicheres Unterpfand für eine neue, größere nationale Zukunft."

Das wurde in der Folgezeit nicht anders. Die hochgehenden Wogen der 48er Zeit warfen nur Spritzer über den Rhein. Die nationale Erregung der 60er Jahre und der große Impuls von 1870/71 blieben auf Alt-Deutschland beschränkt. Die Elsässer und Deutschlothringer standen abseits. Nach den glänzenden Siegen der Augusttage bei Wörth und Weißenburg forderte nicht nur ganz Deutschland (bis auf vereinzelte widersprechende Doktrinäre) die Wiedervereinigung mit den alemannisch-fränkischen Brüdern, sondern auch das Ausland. Es ist ein Verdienst Wentzckes und in unsern Tagen von nicht zu unterschätzender politischer Bedeutung, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie gerade die englische Presse damals immer wieder betonte, „daß der Besitz von Elsaß und Deutsch-Lothringen die wichtigste Bürgschaft nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas gegen Frankreichs dauernde Friedensstörungen sei. „Daily News", das einflußreiche Organ der englischen Liberalen, betonten bereits am 20. August, daß die Bevölkerung des Elsaß nach Abstammung, Sprache und Lebensweise durch und durch deutsch sei. „Am 7. September verkündete sogar das Orakel der öffentlichen Meinung Europas, die allmächtigen „Times", daß die Abtretung von Deutsch-Lothringen mit Metz und des Elsaß zwischen Vogesen und Rhein „die geringsten und bescheidensten Bedingungen seien, welche die friedfertigen Deutschen als Grundlage zu Friedensverhandlungen gelten lassen können"."

Kaum war die Möglichkeit der Wiedererwerbung des vor 250 Jahren verlorenen Gebietes nahegerückt, so erhob sich ein Streit über die Verteilung des noch nicht Gewonnenen. Mit feiner Hand legt Wentzcke die Aspirationen der einzelnen Bundesstaaten auf Landerwerb dar. Er verteidigt die vielgescholtene Verlegenheitsschöpfung der „Reichslande".

Wentzcke schreckt nicht vor scharfer Kritik zurück. Nachdem er die wirtschaftliche Blüte des Elsaß und vor allem Lothringens im alten Rheinlande geschildert hat, beleuchtet er die Gegenseite: „Bedenklich aber war, daß es trotz all dieser neuen, folgenreichen Beziehungen gerade der gesamtdeutschen Wirtschaftspolitik nicht gelang, nun auch in diesem Kreise wenigstens die Begehrlichkeiten der Einzelinteressen zurückzuzwingen und dem großen Ganzen dienstbar zu machen. Gestützt auf den Einfluß, den sie in der preußischen Verwaltung genossen, gelang es den großen Herren des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, die Vollendung der Moselkanalisierung, von der sie eine Umstellung des Verkehrs zugunsten der lothringischen Eigenwirtschaft befürchteten, zu hintertreiben. Am Oberrhein gar konnte die Schiffahrt in diesen ganzen fünfzig Jahren, in denen Deutschland beide Ufer des Stroms bis Basel hinauf besaß, noch nicht einmal in d e m bescheidenen Umfange wieder aufgenommen werden, in dem sie bis zur Festsetzung Frankreichs in Breisach den Haupt-

handelsweg zwischen dem „Reich“ und der Eidgenossenschaft belebte. Noch schlimmer: bis zum zweiten Versailler Frieden, der auch dies Problem mit scharfem Schwerthieb löste, besaß das Deutsche Reich im Stromgefälle zwischen Hüningen und Straßburg mit 500 000 Pferdekräften die größte und wirtschaftlichste Wasserkraft Europas, ohne sie ausnutzen zu können, weil die politische Zersplitterung des „Bundesstaats“ die Entschlußkraft der im Deutschen Zollverein vereinigten deutschen Wirtschaftsmächte lähmte.

In der Tat zeigt nichts deutlicher die ganze Hohlheit der immer noch so beliebten Schlagworte von der Allgewalt wirtschaftlichen Zwanges, als gerade die Entwicklung der Lande am Oberrhein und an der oberen Mosel in diesem Zeitalter deutscher Weltwirtschaft, dem Elsaß-Lothringen und Luxemburg in gleichem Ausmaß einen nie geahnten wirtschaftlichen Aufschwung zu verdanken hatten.“

Je mehr Wentzcke sich der Darstellung der jüngst vergangenen Zeit nähert, um so packender wird er, um so stärker spürt man, wie der Verfasser alle diese Bewegungen innerlich miterlebt hat. Wentzcke schildert, wie sich die Konstruktion der „Reichslande“ auf die Dauer als unerträglich erwies. Er gibt alle Lösungen wieder, die in der Verfassungsfrage vorgeschlagen wurden, und sympathisiert nachträglich mit der Angliederung an Preußen, die seinerzeit gerade auch in altelsässischen Kreisen Straßburgs gefördert wurde. Den Bundesstaat Elsaß-Lothringen lehnt er ab: „Während Frankreich in seinen Gefangenenlagern aus willigen Elsässern und Lothringern bereits ein neues Beamtenheer für die künftigen Ostdepartements am Rhein und an der Mosel sammelte und schulte, konnten die Führer der deutschen Fortschrittspartei vor aller Öffentlichkeit von einem „elsaß-lothringischen Volke“ sprechen, das nie und nirgends gelebt hat.

Es waren Zeiten eines unerhörten politischen Niedergangs im deutschen Volke, als seine Vertreter das stolze, weltbefreiende Wort vom „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ auf Volkssplitter anwendeten, die zufällig gerade damals kaum viel mehr als Jahrzehnte hindurch eine willkürlich geformte Verwaltungseinheit gebildet hatten. Frohlockend durften die „Times“ schon im Oktober 1917 verkünden: Die Anregung, Elsaß und Lothringen zu einem unabhängigen Herzogtum zu machen, zeige deutlich, wie sich die Deutschen des Landes nicht mehr sicher fühlten. Unbewußt, aber aus eigener Schuld bahnten auch die Führer reichsdeutscher Parteien einen breiten Weg zur internationalen Behandlung innerpolitischer deutscher Lebensinteressen, den fremde Unterhändler nur zu leicht finden und einschlagen konnten.“

Dann folgt eine atemraubende Schilderung der Auflösung und schließlich eine großangelegte Umschau. Der Historiker tritt zurück; nur der Politiker Wentzcke hat das Wort. Elsaß und Lothringen werden — wie es schon 1919 der Züricher Oberrichter Berteau in einem kleinen Schriftchen tat — als das Zentrum der ganzen Rheinlinie dargestellt: „Wer es besitzt, beherrscht das Ganze.“

„Immerhin haben öffentliche Meinung und Parlament in Holland zunächst nur noch wenig Verständnis für die Gefahren gezeigt, die hier auch dem Mündungsgebiet des Rheinstromes drohen. Die Furcht vor dem Verlust ihrer Kolonien lähmt jede Widerstandskraft der niederländischen Regierung, trotzdem gerade Frankreich schon während der Friedensverhandlungen das verbündete Belgien bei seinem Verlangen nach den Kohlenschätzen Südlimburgs offen unterstützte. Selbst für den Bau eines Großschiffahrtsweges vom Rhein zur Maas, dessen Ausführung die Schiffahrtsbelange der Niederlande aufs schwerste schädigen müßte, durfte der Friedensvertrag in Artikel 361 ohne ernstlichen Widerspruch bereits das holländische Gebiet von Maastricht in Anspruch nehmen. Immer noch ist der Gedanke an die wirtschaftliche Einheit des Rheintals, den eine tausendjährige Geschichte in unverwischbaren Zügen

festgelegt hat, den Volksgenossen fremd, die der erste verlorene Weltkrieg Deutschlands vor mehr als einem Vierteljahrtausend vom Reiche ausschloß."

Weit stärker fühlt sich heute schon die deutsche Schweiz von den großen staatsrechtlichen Änderungen bedroht, die der Weltfriede dem unmittelbaren Nachbarland Elsaß-Lothringen brachte. Aufs neue umklammert Frankreich mit doppelter Zange die Eidgenossenschaft und sperrt sie vom freien Verkehr in Weltwirtschaft und Weltpolitik ab. Savoyen im Süden und Elsaß im Norden drücken mit ungeheurer Wucht auf die welsche Schweiz, deren Vertreter sich nach Sprache und Überlieferung nur zu gern schon längst als Vorkämpfer der lateinischen Kultur fühlen. Auch hier kann unter diesem strategischen Zwang die Entwicklung sich wiederholen, die vor gerade vier Jahrhunderten zum Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich führte. Im Jahre 1521 begann diese unseligste Zeit der Schweizer Geschichte, die einzelnen Familien und Kasten auch der deutschen Schweiz unerhört reichen Gewinn und glänzende Ehrenstellungen brachte, während die Gesamtheit immer tiefer in Abhängigkeit und blutloses Sichgenügen versank. In denselben Tagen, da mit Mülhausen die letzte elsässische Stadt dem Einheitsstaat Frankreich einverleibt wurde, wandelten die Pariser Machthaber 1798 auch die alte Eidgenossenschaft zur helvetischen Republik. In erschreckender Klarheit wird das Wort wieder lebendig, das Napoleon I. diesem neuen Vasallenstaat gab: „Mir gegenüber ist diese Neutralität ein Wort ohne Sinn, sie dient euch nur so lange, als ich will."

Eine wertvolle Teiluntersuchung aus der Feder eines geschulten Volkswirtschaftlers bietet uns „Der Franc im Saargebiet" von Dr. H. Savelkouls. Wer sich ein Urteil über die Lage des Saargebiets an Hand der von den Franzosen inaugurierten Währungspolitik bilden will, wird an dieser Arbeit nicht vorübergehen können.

Die Einführung der Francwährung brachte dem Handel und der Industrie anfangs Vorteile. Als diese dann aber die Arbeitslöhne in Francs auszuzahlen genötigt waren, was bei der fortschreitenden Entwertung der Mark den Arbeitnehmern die größere Kaufkraft der französischen Währung augenfällig nahebringen sollte, wurden die Arbeitgeber schwer belastet: sie müssen vor der Löhnung das französische Geld immer teuerer kaufen, das für die Lohnempfänger um so wertvoller wird, je tiefer die Mark im Werte sinkt. Savelkouls stellt diese währungspolitischen Maßnahmen, ihre Absichten und Folgen auf Grund eindringlichster Forschung dar, im Zusammenhange mit der Zollpolitik und der sonstigen Propaganda der Franzosen in diesem für die deutsche Volkswirtschaft so wichtigen, eben darum von ihnen mit ebenso großem Eifer wie Raffinement bearbeiteten Gebiete.

Richard Henning packt das Rheinproblem gleichfalls von der wirtschaftlichen Seite. Er schildert die Folgen des Versailler Vertrags für die Rheinschiffahrt und gelangt zu dem Ergebnis, daß dieser Vertrag an seinen auf den Rhein bezüglichen Artikeln voraussichtlich zuerst in die Brüche gehen wird. Auf Grund schier erdrückenden Materials, das ihm als Professor der Verkehrswissenschaft an der Wirtschaftshochschule Düsseldorf zur Verfügung stand, beweist er das Widersinnige des heutigen Zustandes in politischer, wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung. Dies Werkchen sollte in der Hand jedes Politikers sein und verdiente — vielleicht etwas umgearbeitet — die Übersetzung in alle europäischen Sprachen.

Der Schweizer Architekt Martin Mächler hat uns vielleicht das originellste Büchlein über das Rheinproblem beschert: „Neubau und Rheinlinie." Mächler ist ein Mann, der ganz große Linien vorzeichnet, der der wirtschaftlichen Entwicklung — stets vom Verkehrsproblem ausgehend — neue Betten graben will. Doch glaube man ja nicht, daß Mächler uns mit trockenen Tabellen oder schematischen Zeichnungen kommt: er lauscht vielmehr dem inneren Rhythmus des Geschehens und wählt

eine Sprache voller Bilder. Dabei ist er von unerschütterlichem Optimismus erfüllt. Hier eine Probe:

„Von der Rheinlinie aus muß auf das normalisierte und typisierte und darum unfruchtbare geistige Leben und besonders auf die Selbstgerechten der besiegten Welt so eingewirkt werden, daß ihre geistige Zeugungs- und Schöpferkraft wieder geweckt wird. Nur mit hohen qualifizierten Werken, mit praktischer schöpferischer Arbeit wird es möglich sein, über die Rheinlinie hinweg initiativ den Boden zu gewinnen, der für eine neue Kultur, für den Aufbau der Weltwirtschaft eine Grundlage abzugeben vermag. Sorgen wir zunächst dafür, daß die — von uns aus gesprochen — hinter der Rheinlinie wohnende Menschheit eine Gemeinschaft der höheren Erkenntnis, des besseren Willens, der höheren qualifizierten schöpferischen Arbeit wird. Beweisen wir der Welt, daß wir die Qualität in uns tragen, neu zu gestalten und qualifiziert aufzubauen."

Das eigenartigste Rheinbuch stammt von Alfons Paquet; es enthält außer einem von diesem am 2. November 1919 vor der Gesellschaft der Künste in Köln gehaltenen, schon leicht verstaubten Vortrage allerhand ziemlich heterogene Beigaben, teilweise von anderen Verfassern. So ist „Das einzige Notwendige" von Joh. Amos Comenius vom Jahre 1668 aus dem Lateinischen übersetzt angefügt, ein heute noch sehr lesenswerter Aufsatz dieses tschechischen Autors deutsch-humanistischer Kultur über die Vorbedingung der friedlichen Entwicklung eines Landes. Würden die heutigen Tschechen sich an die Weisheiten des Comenius halten, so hätten unsere geknechteten Brüder in der Tschechei nicht zu klagen. Der Aufsatz von E. Hanslik über Pansophia und Kulturforschung wäre besser fortgeblieben. Dagegen ist Th. Rümelins „Schiffahrt und Wasserkraft beim oberen Rhein" eine knappe, glänzend geschriebene Studie, die jedermann willkommen sein dürfte. Nun zum Kern, zu Paquets Problemstellung. Sie ist auch für den, der seinen Sozialismus ablehnt, durchaus anziehend. Paquets Edel-Internationalismus macht viele Sprünge, die wir nicht nachmachen, an deren Echtheit wir aber nicht zweifeln dürfen. Geist, Temperament, dichterischer Schwung und eine schier staunenswerte Wendigkeit — das alles sind Vorzüge, die der Leser würdigen muß. Das religiöse Bedürfnis Paquets, das seine Aufsätze gewissermaßen durchleuchtet, berührt sympathisch. Lauschen wir ihm:

„Es ist das Schicksal des Rheines gewesen, daß große Völker immer wieder versucht haben, ihn zum Trennungsgraben und zur Grenze ihrer auf Gewalt gebauten Staaten zu machen. Es ist sein Schicksal, daß er, der zwischen Galliern und Germanen eine Grenze bildete, der in den Zeiten der Völkerwanderung die aus dem Osten vordringenden entscheidenden germanischen Stämme aufhielt und sie vor dem Fatum der Goten, vor dem Untergang in den südlichen Gauen der Loire und der Rhone bewahrte, dennoch die aus den geräumigen rechtsuferigen Talöffnungen hervorgewanderten Völker bei der friedlichen Niederlassung gegenüber den auf enge Nebentäler gestützten Nationen begünstigt. So bot schließlich der Rhein dem deutschen Menschentypus seine Ebenen bis an die Ränder dar, während von den alten westlich des Stromes gesammelten Nationen die stärkste, um sich zu behaupten, der sich in der Breite sammelnden Flut ihre künstlichen Bollwerke entgegensetzte und über die Verdränger in jener kriegerischen Verbissenheit herbrach, die sich in den Jahren um 1689 ihre schwärzestes Denkmal errichtete. Es ist der Rheinlandschaft zum Schicksal geworden, daß die Menschen am oberen und am unteren Lauf des Stromes und an seinen weit in die Länder ragenden Nebenflüssen einander unbegreiflich fremd geblieben sind, so daß mehr die Wasser als die Geister dieser Länder sich vermischten, obwohl doch nichts natürlicher wäre, als ein Zusammenschluß aller dieser Stämme über jede nationale Eifersucht hinweg, da doch alle von dem wundervollen Gottesgeschenke zehren, das ein solcher Strom darstellt." v. L.

Politische Rundschau

Lana, Washington-Cannes, Genua — eine Gewißheit, eine Ungewißheit, ein noch Unbestimmtes und Fernes. So zeichnet sich die Weltlage vor unseren Augen bei Beginn des neuen Jahres ab.

Vertreter der beiden Parteien, die zuletzt das Ministerium Deutschösterreichs bildeten, finden sich regelmäßig zu den Tagungen der ihnen befreundeten reichsdeutschen Parteien ein. Der Präsident des Wiener Ministeriums trifft sich unterdessen mit dem tschechischen Außenminister und macht mit ihm donauföderalistische Politik. Entsprechend ernennt der sozialdemokratische deutsche Reichspräsident den Reichstagsabgeordneten Pfeiffer zum Gesandten in Wien, obwohl sich Pfeiffer wie kaum ein zweiter Reichstagsabgeordneter in Österreich für den Anschluß mit emphatischen Reden ins Zeug gelegt hat, und Herr Wirth begrüßt gleichzeitig namens der Reichsregierung die österreichisch-tschechische Annäherung. Nicht im außenpolitischen Denken allein, auch schon in der Gesinnung des deutschen Volkes kommt der Wirrwarr dadurch sichtbar zum Ausdruck. Die Freude der andern, mit uns Politik treiben zu können, muß immer wachsen! Gott gesegne es uns!

Versuchen wir denn an dieser bescheidenen Stelle, unbeirrt von dem Getue der Verantwortlichen, die große Linie geschichtlicher Entwicklung uns zu vergegenwärtigen, die zu den Ereignissen von Lana hinführt. Es ist eine ganz große und von sehr weither kommende Linie. Das österreichische Staatswesen hat sich vor einem Jahrtausend vom Leibe des Reiches deutscher Nation gelöst. Aber es blieb noch auf lange hinaus die deutsche Ostmark dem Slawentum gegenüber. Sein Herrschergeschlecht von 1278 an, die Habsburger, hatten stattlichen Besitz auch im Reiche. Sie trugen vom 15. Jahrhundert an die Kaiserkrone. Sie fühlten sich als deutsche Familie. Im 17. Jahrhundert schufen sie sich aus dem Gemenge von Territorien, woraus ihre Herrschaft bis dahin bestand, den Großstaat Österreich. Sie stützten ihn auf ein deutsches Beamtentum, auf einen Adel deutscher Herkunft, auf die deutsche Sprache als Amtssprache und Befehlssprache ihres Heeres. Erst das 19. Jahrhundert begann mit dem Abbau des deutschen Wesens in Österreich. Die Habsburger stießen ihren Besitz im Reiche 1815 ab. In ihrem Beamtentum und Adel bildete sich eine politische Auffassung heraus, die Österreich ganz unabhängig von Deutschland sah und an das Gegebensein rein und ausschließlich österreichischer Interessen glaubte. Man hat diese Auffassung wohl Austriazismus genannt. Die Grenzen, die der Unterschied der Rasse im österreichischen Staatswesen zwischen Slawen, Magyaren und Deutschen gezogen hat, wurden verwischt. Die hergebrachte Vorstellung, die man von Mitteleuropa hatte, und auf der die schicksalsmäßige Verbundenheit Österreichs und Deutschlands mitberuht, wandelte sich dahin, daß Frankreich eher als Preußen zu Mitteleuropa zu gehören schien und daß Österreich es also sogar erlaubt galt, mit Frankreich gegen den „Norden" zu gehen. Die zaudernde und ans Unwahrhaftige streifende deutsche Politik einzelner Nachfolger Schwarzenbergs, besonders des Grafen Mensdorff Mitte der 60er Jahre, trieb Bismarck zur gewaltsamen Entscheidung der Deutschen Frage gegen Österreich. Die Beziehungen

Österreichs zum wiedererstehenden Reiche rissen ab. Bismarck war durch die Not bestimmt worden. Er hat sich nach Königgrätz sofort wieder um eine Befreundung der beiden wirklich mitteleuropäisch gelagerten Staatswesen bemüht. Er riet, leider vergebens, den der habsburgischen Krone untertänigen Deutschen, mit aller Hingabe an ihrem Staatswesen mitzuarbeiten. Er entschied sich bei der Wahl zwischen Rußland und Österreich für dieses. Er schloß 1879 mit ihm das Bündnis, das er in das Verfassungsrecht beider Staaten zu verankern bereit war. Aber die innere Lösung Österreichs von der deutschen Nation nahm ihren Fortgang. Aus Österreich wurde 1867 unter dem Drucke der Magyaren Österreich-Ungarn. Der magyarische Druck war immerhin bei der Vereinsamung der Magyaren in Osteuropa nicht der gefährlichste. Ärgeres drohte, wenn sich ein entsprechender Druck auch aus den Slawen heraus entwickelte. Und diese Entwicklung blieb nicht aus. Wien tschechisierte sich zusehends. Die Vorherrschaft in Böhmen ging von den Deutschen an die Tschechen über. Wien jedoch und Böhmen sind die Grund- und Ecksteine des alten Habsburgerreiches. Franz Ferdinand sann als Thronfolger danach, der Umwälzung, die nun schon ganz nahe war, noch einen Riegel vorzuschieben. Vielleicht ließ sich der österreichisch-ungarische Dualismus zu einem deutsch-slawisch-magyarischen Trialismus weiterbilden. Statt dessen kam es zu dem Ringen, das die Mittelmächte auf Tod und Leben gegen Westeuropa bestehen mußten. Sein Verlauf verlegte die Entscheidung mit jedem Jahre mehr von der Front ins Hinterland, aus dem militärischen ins Bereich des Kampfes politischer Ideen und des Klassenkampfes. Als die Westmächte dadurch die Überlegenheit über die Mittelmächte gewannen, schien sich durch den Kriegsausgang die Frage der Zukunft Österreichs mit einem Schlage zu erledigen. Für ein staatliches Gemeinschaftsleben der Völker links und rechts der mittleren Donau entfiel die Voraussetzung, als das westlerische Prinzip des Nationalismus ihrer Meister wurde. Ähnlich wie die Arbeitermassen Mitteleuropas Ende 1918 bei der Verkündung des Achtstundenarbeitstages auf den Trümmern der deutschen Wirtschaft den Sieg des aus dem westlerischen Kapitalismus hervorgewachsenen Gedankens der Klassenherrschaft feierten, feierte damals das deutsche Bürgertum auf den Trümmern der Mittelmächte den Sieg des angeblich „großdeutschen", in Wahrheit aber des nationalstaatlichen Gedankens westlerischer Herkunft über ein ganzes Jahrtausend staatsbildenden Strebens und staatlicher Leistung des eigenen Volkes an der Donau. Die Slawen Österreichs dagegen, welche die westlerischen Ideen instinktsicher ein halbes Jahrhundert lang gegen den Bestand der habsburgischen Monarchie aufgeboten hatten, um in ihr die den Deutschen abgünstig gewordene Entwicklung vorwärts zu treiben, kehrten entschlossen um, sobald das deutsche Herrschergeschlecht mit dem Beamtentum und dem Heere niedergebrochen war. Sie begannen den Wiederaufbau der alten staatlichen Zusammengehörigkeit der Donauvölker, nun da ihnen die maßlose Verblendung der Deutschen den Weg zur Vorherrschaft vollkommen freigab. Einer der schlimmsten Wortemacher und Phantasten des sterbenden alten Österreichs, der Sozialist Renner, schloß, als ihn die Revolution zum leitenden Minister Deutschösterreichs emporhob, in seiner Unfähigkeit und in der Unklarheit seiner vaterländischen Empfindungen schon 1919 ein Geheimabkommen mit den Tschechen ab. Darin verpflichtete er sein Land zu Waffenhilfe, wenn die das Donau-Deutschtum zusammen mit dem Magyarentum knechtenden Friedensverträge von Trianon und St. Germain gefährdet würden. Schweigsam überließen die Tschechen fortan die Deutschösterreicher ihrer sich nie erfüllenden Hoffnung, daß die Westmächte wenigstens mit der Not ihrer Kinder und ihrem Wirtschaftselend ein Erbarmen haben würden. Sie riefen inzwischen den kleinen Verband ins Leben. Ein besserer Mann trat an die Stelle Renners in Wien. Aber auch Schober erwies sich dem

Ernste der Stunde nicht gewachsen. Die Stunde schlug, in der die Wiener an der Hilfe der Westmächte verzweifelten. Klug vorbeugend hatten die Tschechen, ohne es nötig zu haben, den geriebenen Tuszar nach Berlin geschickt. Masaryk schlug bei Reisen durch Deutschböhmen auf der Laute seiner orpheischen Beredsamkeit deutschfreundliche und völkerversöhnliche Töne an. Benesch lud die Österreicher zur Besprechung nach Lana. Sie verwahrten sich feierlich, daß dort nur von ihren wirtschaftlichen Sorgen gesprochen werden dürfte. Sie wollten kommen, damit ihnen die Prager Geld und Kohlen gäben. Die Tschechen sagten lächelnd zu, und zwanzig Minuten vor dem letzten gemeinsamen Essen legte Benesch Schober das Rennersche Abkommen vor. Schober sträubte sich. Der Tscheche war großmütig zu einigen Milderungen bereit. Schober unterzeichnete.

Das Abkommen der Tschechoslowakei mit den Österreichern schließt sich zeitlich, aber auch politisch an ihr Oktoberabkommen mit Polen an. Beide zusammen haben das Ansehen der Tschechoslowakei erheblich verstärkt. Prag ragt jetzt inmitten von Warschau und Wien bedeutsam hervor. Die ungemeine Wertsteigerung der tschechischen Krone bringt diese Tatsache auch nach der wirtschaftspolitischen Seite hin zur Erscheinung. Mit ausschweifender Phantasie begnadete tschechische Politiker sehen sich den Ring um die Stadt der Libussa herum schon runden und auch die Länder der entwerteten deutschen Mark, auch Berlin, Dresden und vielleicht selbst an der Elbemündung Hamburg hinter Prag sich ordnen. Gestützt auf die Überlegenheit, die sie über Polen und Österreich erlangten, können die Tschechen nunmehr den wirtschaftlichen Zusammenhang, in den die Länder des Hauses Habsburg von der Natur gebracht sind, für ihre politischen Zwecke ausbeuten. Das Eindringen der konstitutionellen und nationalistischen Ideen von 1789 in das Donaugebiet hat dort einen Augenblick lang eine ungeheure Entzündung anzurichten vermocht. Aber der Zwang zu wirtschaftlicher Gemeinschaft nötigt die dort sitzenden Bevölkerungen bereits heute wieder einander zu suchen. Da die Männer, die für das deutsche Volk handeln, derzeit nichts als Ideologen und Redner, dazu schlechte Redner sind, ist die kurze Frist ungenützt geblieben, die uns durch die Ereignisse zur Wiederanknüpfung engerer Beziehungen zu unseren Bluts- und Sprachgenossen im Donaugebiet und damit auch zu ihrer Wiedererstarkung verschafft wurde. Jetzt, da sich schon wieder das wirtschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl beherrschend an der Donau regt, übernehmen die Slawen die Führung. Die politischen Abmachungen folgen den wirtschaftlichen zwangsläufig. Täuschen wir uns doch darüber nicht. Aus der Fortdauer tausendjährigen geschichtlichen Werdens entspringen die einen wie die andern. Der jugoslawische Ministerpräsident Pasitsch will noch im Januar Wien besuchen. Weil sie spüren, daß dem so ist, haben auch die österreichischen Karlisten dem Vertrag von Lana nach kurzem Sträuben ihren Beifall gespendet und zeigen sich selbst die Ungarn bereit, über ihren Hinzutritt in Wien zu unterhandeln. In Belgrad hat man das Lanaer Abkommen ohne Zaudern begrüßt. „Der Block der Nachfolgestaaten" wäre dann fertig. Wie sicher aber die Tschechen sich fühlen, daß ihnen die Hauptfrucht der Wiedervereinigung aller einstmals habsburgischen Länder reifen muß, ersehen wir an ihren Anstrengungen um den Ausbau Preßburgs zum größten Hafen an der Donau. Er soll Wien und Budapest ablösen.

Nach Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Eupen-Malmedy, Nordschleswig, nach den an Polen verlorenen Gebieten und nach Südtirol trifft uns mit der Einbeziehung Deutschösterreichs in eine von den Westslawen geleitete Donaukonföderation ein neuer schwerer Schlag. Kommt demnächst noch die Rheingrenze mit den wirtschaftlichen Brückenköpfen Frankfurt und Ruhrgebiet dazu, so ist die deutsche Nation auf ein mit ihrer Lebensfähigkeit unverträgliches Gebiet eingeschnürt. Der Weltkrieg hat dann sein volles Ergebnis gezeitigt. Überlegen wir indessen!

Herr Schober hat zur Rechtfertigung seines Verhaltens in Lana versichert, daß der Vertrag mit Prag den gegen die österreichische Republik gerichteten Aufteilungsbestrebungen ein Ende setze. Vielleicht schafft der Vertrag ihnen im Gegenteil erst den rechten Boden unter die Füße. Tirol und Vorarlberg, vielleicht auch Salzburg und das Innviertel gehörten zum alten, durch den Krieg zerstörten Österreich als Überbleibsel des habsburgischen Familienbesitzes, der vom Reich und nicht von der Donau her aufgebaut worden war. Für sie gilt der Zwang wirtschaftlicher Zugehörigkeit zur Donau nicht, dem Wien und die anderen nach Wien sich hinneigenden Teile Österreichs unterliegen. Allerhand Geschrei über Stimmenkauf durch Stinnes und dergleichen mag die Auswirkung dessen, was an der Donau vorgeht, im deutschsprachigen Alpengebiet aufhalten. Die Natur wird den Verlauf der Dinge mit der Zeit hier ebenso meistern wie an der Donau. Es heißt nur, sie walten lassen, wozu wir freilich allzu wenig Begabung haben.

Sodann heißt es, die Augen für die weitere Entwicklung im Donaugebiet selber offen halten. Zunächst werden wir warten müssen, was die Tschechen zu leisten vermögen. Vermutlich steht in ihrer Rechnung auch ein Posten, den sie der Profitgier deutscher Kapitalisten und Unternehmer sowie dem Mangel der deutschen Arbeiter und Angestellten an Nationalsinn zu danken haben werden. Können sie, was sie sich zutrauen, so mag ihnen die Zukunft dort gehören, und eine tausendjährige Vergangenheit ist von uns verspielt. Glückt es ihnen aber sogar mit dem Mehr an Einsatz nicht, so wollen wir nicht übersehen, daß die Donaukonföderation, die jetzt hervorwächst, immerhin einen großen Vorzug vor dem auseinandergefallenen habsburgischen Reiche hat. Sie schließt die Länder der unteren Donau mit denen der mittleren gänzlich zusammen. Rumänien gehört zu ihr wie Österreich, Jugoslawien und möglicherweise demnächst auch Bulgarien ebenso wie Böhmen. Südosteuropa gewinnt auf diese Weise seine natürliche Gestalt und ist die Fortsetzung Mitteleuropas. Wenn aber das deutsche Volk seinen Beruf erfüllt, bedeutet Südosteuropa nur die Erweiterung Mitteleuropas über den Raum hinweg, in dem der Deutsche mit dem Slawen und Magyaren gemeinsam bauen und wirtschaften muß. Wenn sich heute zuerst das wirtschaftliche Aufeinandergewiesensein der Donauländer wieder zur Geltung bringt und dabei seine Wirkung sich politisch gegen uns kehrt, so brauchen wir deshalb noch nicht zu verzagen, daß sich hinterher auch wieder das kulturelle Zusammengehörigkeitsbedürfnis Gesamtmitteleuropas, des weitgespannten Stromnetzes des Rheins, der Donau, des Dnjestr und der Weichsel, durchsetzen wird, immer vorbehalten, daß wir uns gegen das von Frankreich geführte Westeuropäertum im Geiste wie als Macht behaupten und uns nicht weiter selbst zerstören.

Die Angelsachsen, die seit dem 11. Jahrhundert mit den Franzosen im Kampfe liegen und langsam, aber unabwendbar das Übergewicht auf ihre Seite brachten, haben gegenwärtig die Meinung, daß die durch den Krieg im Organismus aller großen Völker zum Kreisen gebrachten Gifte kriegerischer Leidenschaft und völkischen Hasses in dem französischen Volke ein besonders hitziges Fieber erzeugt haben, wie es der Natur der Franzosen entspricht. Man müsse es sich austoben lassen und dürfe es nicht zu ernst nehmen. Nachher sei der Augenblick gekommen, der „Pax Britannica“ in der Welt zur Anerkennung zu verhelfen, die Weltordnung zum Besten der Angelsachsen aufzurichten. Der Engländer kennt den Franzosen und hat ihm daraufhin noch immer im rechten Augenblick abgenommen, was er von ihm haben wollte. Dieser rechte Augenblick dürfte allerdings diesmal die Engländer noch ein wenig auf sich warten lassen. Inzwischen will die Sorge nicht von ihnen weichen.

Die Lage Englands hat durch die endliche Annahme des Vertrags mit Irland im Dubliner Sinnfeiner-Parlament am 9. Januar keine weitere Erleichterung er-

fahren. Fast vier Wochen wogte der Kampf dort hin und her. Nachher ist der Vertrag trotz seiner Vorteile doch nur mit 61 gegen 54 Stimmen angenommen worden, und in Wahrheit war die Minderheit noch stärker. Denn die Wiederwahl de Valeras zum Präsidenten des irischen Freistaats wurde von den Anhängern des Vertrags nur mit 62 gegen 60 Stimmen abgewehrt. Wie wäre wohl die Abstimmung ausgefallen, wenn nicht die katholische Kirche ihre ganze Macht, der Papst und die Bischöfe ihr Fürwort in die Wagschale geworfen hätten? Wo ist das England der Elisabeth und Cromwells? Auch jetzt darf England kaum hoffen, daß sich der Londoner Vertrag als ein gutes Geschäft ausweisen wird, da nach allen englischen Zugeständnissen an Irland dennoch die Hälfte der Iren im Widerstande verharrt. Auf Ägypten und Indien mußte die englische Faust im Dezember sehr schwer niederfallen, um die Ruhe einigermaßen aufrechtzuerhalten. Tausende Eingeborene büßen im Gefängnisse. Doch die Flamme aufrührerischer Gesinnung frißt täglich weiter. Dazu dauert die Arbeitslosigkeit im Mutterlande unvermindert an. Lloyd George weiß, worum es geht, wenn er um jeden Preis zum Wiederaufbau Osteuropas gelangen möchte. Er erhofft davon endlich ebenso einen Ausweg aus den wirtschaftlichen Nöten seines Volkes, wie er dem aufständischen Islam im Orient den Rückhalt an der bolschewistischen Propaganda entziehen zu können vermeint; ein wieder von den Kapitalisten der ganzen Welt wie vor dem Kriege in Erbpacht genommenes Rußland wird nicht mehr bolschewistisch sein, auch wenn man die Lenin und Trotzki einstweilen an seiner Spitze läßt. Im Verzuge aber liegt Gefahr. Gelingt es nicht bald, dem Sumpfe zu entkommen, so kommt auch die englische Währung ins Wanken. Sie wird noch in diesem Jahre hinter der deutschen Mark und der österreichischen Krone hergleiten, wie England selbst dann über Jahr und Tag das Schicksal der Mittelmächte teilen wird.

Englands Zukunft ist bedroht durch die Risse in seinem inneren Gefüge als Staat und als Wirtschaftsordnung. Daß ihnen aber von den Franzosen ihr Angehen gegen die ihnen wirklich ans Leben greifenden Gefahren empfindlich erschwert wird, darüber sind die Engländer ebenfalls in den letzten Monaten mehr und mehr ins Klare gekommen. Das Verhalten der Franzosen hat den Eindruck, den die Angelsachsen mit der Konferenz von Washington auf die öffentliche Meinung der Welt machen wollten, mindestens beeinträchtigt und die Konferenz von Cannes sogar zum Auffliegen gebracht.

Die Konferenz von Washington tagt noch. Beachtet wird sie nur noch wenig; man ist ihrer müde geworden. Gegen Japan einberufen, scheint sie vornehmlich ihm dienen zu sollen. So geschmeidig die ostasiatische Großmacht ihre diplomatischen Vorkehrungen für die Konferenz traf, so geschickt sie es fertig brachte, in die Verhandlungen einzutreten, so klug hat sie sich in Washington zurückgehalten, als die Amerikaner mit großen Worten und umfassenden Vorschlägen vorangingen. Sie nickte ihr Ja, und verließ sich auf die Macht der Tatsachen. Vielleicht wird die wahre Lage am besten dadurch beleuchtet, daß die Pekinger Regierung im Dezember vollends unter den Einfluß des in Mukden weilenden Generals Chang-Tso-Lin gekommen ist, Chang-Tso-Lin aber für ganz und gar von Japan abhängig eingeschätzt wird. Harding wollte kürzlich das Viermächteabkommen, durch das das englisch-japanische Bündnis ersetzt worden ist, und das den Besitzstand an den Inseln des Stillen Ozeans verbürgt, als nicht auf Nippon und die anderen japanischen Hauptinseln bezüglich deuten. Darauf wurde er sofort von den eigenen Unterhändlern bei der Konferenz für falsch berichtet ausgegeben; Japan genieße die Vorteile des Abkommens auch für sich selber. Was die Angelsachsen aber in Washington gegen Japan zur Sicherung ihrer Herrschaft auf der See zu erreichen wünschten, dürfte in-

zwischen durch den Widerspruch der Franzosen trügerisch geworden sein. Über das Verhältnis der Tonnenzahl der Schlachtschiffe zueinander ist man freilich zu einer Einigung gemäß den angelsächsischen Forderungen gelangt. Japan wie Frankreich haben nachgegeben. Die Befugnis jedoch zum Bau von U-Booten, deren Brauchbarkeit gerade einem Gegner wie England gegenüber durch uns trotz aller Einreden der deutschen Linken erwiesen worden ist, will sich Frankreich nicht beschränken lassen — zum mindesten nicht, bis sich England in die unbedingte Vorherrschaft Frankreichs auf dem festländischen Boden gefügt hat und sogar ihre Mitverteidigung übernimmt. Darüber ist man in Washington wieder weitab von aller Verständigung über die Rüstungen zur See gekommen. An eine Verständigung über die Rüstungen zu Lande dachte man gar nicht erst. Japan atmet wieder freier als seit Monaten, und so sicher und laut die Chinesen auf amerikanische Anregung hin in Washington auch auftraten, noch hat sich in ihrem Lande für sie selber nichts gebessert. Wird die Washingtoner Konferenz eine Enttäuschung für die Amerikaner, so dürfte sich deren Vorliebe für Frankreich ein wenig abkühlen. Die Enthüllungen über japanisch-französische Abmachungen im fernen Osten, mit denen die Bolschewisten in immer neuer Bewährung ihrer Begabung für eine bluffmäßige Propaganda die amerikanische öffentliche Meinung plötzlich aufscheuchten, stießen schon auf williges Gehör. Sie wurden noch geglaubt, nachdem die Angeklagten ihre Wahrheit bestritten hatten.

Die Konferenz des Obersten Rates in Cannes ließ sich zuerst nicht anders an wie die in Washington. Eine Zusammenkunft Briands und Lloyd Georges in London vor Weihnachten war ihr vorangegangen. Die Schwierigkeiten, die dabei auftauchten, ließen für Cannes nichts Gutes mehr erwarten. Erst unmittelbar vor Briands Abreise einigten sich die beiden Staatsmänner und sichtlich nur für den Zuschauerraum, nicht in der Sache. Man hatte über die Reihenfolge der Beratungsgegenstände gestritten. Jeder wollte vorwegnehmen, woran ihm am meisten lag, England den Wiederaufbau Europas, Frankreich die Abriegelung Deutschlands am Rhein und die bündnismäßige Verpflichtung Englands darauf. Dann wünschte Briand, diese auf die Erhaltung Polens ausgedehnt zu wissen; Lloyd George trug Bedenken. Aus Berlin wußte man schon, daß das Ministerium Wirth nach der ersten, am 31. August fällig gewesenen Milliarde nur noch 200 Millionen aufbringen zu können glaubte. Darüber hinaus ging seine Erfüllungskraft nicht mehr. Frankreich widersetzte sich, denn sein eigener Haushalt beruht auf den Zahlungen der Deutschen. Lloyd George wäre möglicherweise bereit gewesen, im Dienst seiner Wiederaufbaugedanken und zur Festigung der Mark gründlich mit den im vorigen Frühjahr von den Westmächten getroffenen Vorschriften über die Leistungen Deutschlands aufzuräumen. Indessen dazu meinte er die Hilfe der Vereinigten Staaten zu brauchen, und sie versagten sie ihm. So wurde denn in London schließlich nur eine dem deutschen Unvermögen nicht entfernt entsprechende Herabsetzung der deutschen Zahlungen vereinbart; sie konnte wirksamer werden, wenn der französisch-englische Vertrag zur Räumung der Rheinlande und damit zum Fortfall der Besatzungskosten führte, aber bis dahin hat es offenbar gute Weile. Während man sich jedoch in der Frage der Verminderung der deutschen Geldverpflichtungen keinen Rat von Belang wußte, hatte man mehr Glück mit der Überlegung, wie sich die Gelegenheit benutzen ließe, Deutschland dennoch neue Fesseln überzustreifen. Deutschlands Wiederaufstieg wünscht England ebensowenig wie Frankreich. Lloyd George sprach es in Cannes auch offen aus. Der Karrengaul soll nur nicht arbeitsunfähig werden. Im letzten Frühjahr traute man sich an manche Bedingung noch nicht heran, die man nunmehr nach den Erfahrungen mit dem Ministerium Wirth getrost stellen zu dürfen meinte.

Damals konnte man an einer Drohung mit roher Gewalt noch schwer vorbeikommen. Man bereitete die Besetzung des Ruhrgebiets vor. Sie war nach dem Geschmack der Franzosen, aber nichts für den Vorteil Albions. Die Mittel von heute sind Verlegung des Sitzes des Wiedergutmachungsausschusses nach Berlin, Überwachung der deutschen Finanzpolitik, Hinauftreiben der deutschen Wirtschaftskosten wie der Kosten der Lebenshaltung auf den Weltmarktpreis, um dem Unterbieten der Deutschen auf dem Weltmarkt ein Ende zu machen — harter Druck auf die ganze deutsche Wirtschaft statt nur auf die des Ruhrgebiets. Das ist englischer Gedankengang. Anscheinend war Briand bereit, ihn mitzugehen, wenn Frankreichs Ansprüche auf die deutschen Leistungen zum Entgelt nicht wesentlich gekürzt wurden, sondern England den Schaden einer Verminderung der deutschen Zahlungen trug. Im ganzen blieb doch viel Unklarheit und Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Ministerpräsidenten bestehen. Sie wäre vielleicht noch deutlicher zur Erscheinung gekommen, wäre Briand nicht von dem Stimmungsumschlag, der sich in den Vereinigten Staaten ankündigt, einerseits und andererseits von der wachsenden Feindseligkeit gegen ihn selber im eigenen Lande beeindruckt und dadurch schon gehemmt gewesen.

Zwischen London und Cannes fiel der neunte Rätekongreß in Moskau. Er zeigte, daß Lenin und Trotzki die Zügel in Rußland noch in der Hand haben, wenn auch an den Grenzen — sei es in Karelien oder in Ostsibirien — die Aufstände immer wieder aufleben, und wenngleich die wirtschaftliche Not immer größer wird. Auch von einer Spannung zwischen den Mohammedanern und den Bolschewisten klang nichts durch. Im Gegenteil dürften gegenwärtig Verhandlungen zwischen der bolschewistischen Regierung der Ukraine und den Kemalisten hin- und hergehen, um im Frühjahr die Rumänen von einer Unterstützung der Griechen auf dem Balkan gegen die Türken abzuschrecken. Von starker türkischer Werbetätigkeit auf dem Balkan wird auch sonst berichtet.

Italien stand bei all dem ziemlich seitab. Die Entwicklung der Dinge im Donaugebiet engt die Italiener von Osten her empfindlich ein. Im Westen haben sie Schwierigkeiten mit den Franzosen in Tunis bekommen, wo ihren Landsleuten durch ein Abkommen von 1896 die Beibehaltung der italienischen Nationalität versprochen worden war; sie sollten ihrer nun plötzlich verlustig gehen. Die gereizte Stimmung in Italien der Schwesternation gegenüber findet an derlei immer neue Nahrung. Die Franzosen haben ihr ihren Botschafter Barrère opfern müssen, denselben Mann, der vor dem Kriege und zu dessen Beginn am meisten dazu beitrug, die italienische Straße für die Westmächte zu begeistern.

Am 6. Januar wurde die Konferenz in Cannes eröffnet. Die Engländer beherrschten sie am ersten Tage, wie die Amerikaner den Beginn der Washingtoner Beratungen beherrscht hatten. Die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas wurde einmütig anerkannt und eine neue Konferenz in Genua beschlossen, zu der auch die Deutschen und Russen helfen sollten. Dann kam man an die Lasten, welche die Deutschen an den Westen abzutragen verpflichtet sind. Der von Deutschland 1922 aufzubringende Betrag wurde nur von 3 auf 2¼ Goldmilliarden herabgesetzt. Ziehen wir die ungeheure Verschlechterung unserer Währung in Betracht, die das Ergebnis der Wirthschen Politik im Vorjahre war, so steht das Entgegenkommen der Westmächte in keinem Verhältnisse zu dem Mehr an Lasten, das uns durch die Entwertung unserer Mark auferlegt wird, und erst recht nicht zu den Sicherheiten, die sich die Westmächte diesmal in Berlin selbst zu verschaffen gedenken. Man konnte sich der Sicherung Frankreichs am Rheine zuwenden und nahm eine „Neutralisierung" der Rheinlande in Aussicht. Der Gedanke war vielleicht bei

Briands Aufenthalt in Washington aufgekommen. Von Amerika kamen uns die ersten Andeutungen. In dem Memorandum, das Lloyd George den Mitgliedern der Konferenz in Cannes übergab, sprach er von der „Rheingrenze", als wenn der Rhein immer eine Grenze gewesen sei und sich alle Welt darüber einig wäre. Diese Grenze war er nunmehr gewillt, nicht nur durch eine „Neutralisierung" der Rheinlande wahrzumachen, deren Form noch gesucht wurde, sondern auch durch das versprochene französisch-englische Schutzbündnis noch obendrein zu verbürgen. Belgien sollte eingeladen werden, dem Bündnisse beizutreten. Schon war man in Cannes so weit, daß man in den letzten Abschnitt der Verhandlungen, die Bereinigung des französisch-englischen Gegensatzes im vorderen Orient, eintreten zu können glaubte. England hatte im November die Franzosen dort durch eine Art Pantherſprung, durch die Entsendung eines Kriegsschiffes nach Mersina erschrecken wollen. Daran dachte niemand mehr; man war ganz friedlich. Schließlich sollten der übrigen Welt wegen noch in Eile die Deutschen angehört werden, da sie schon während der Vorbereitung der Konferenz in London ewig nebenan gesessen hatten. Als die Deutschen vor dem Obersten Rat in Cannes erschienen, waren die Franzosen abgereist . . . .

Briand hatte es schon das ganze Jahr hindurch schwer, sich im Sattel zu halten. Die Rückkehr Clemenceaus ins politische Leben Anfang Oktober war ein Sturmzeichen. Vom Dezember an stand Poincaré bereit. Die englische und die französische Volksstimmung gehen scharf gegeneinander an. Diese begehrte schon auf, als die Engländer die Ladung der Deutschen und der Bolschewisten nach Genua erzwangen. Sie war beunruhigt darüber, ob es den Engländern mit dem Betreiben der Forderungen Frankreichs an uns überhaupt noch ernst wäre. Der Bündnisentwurf verletzte die französische Eitelkeit, sobald er bekannt wurde, und genügte auch nicht den französischen Wünschen. Seine Geltung war auf zehn Jahre beschränkt. Er enthielt keine Bürgschaften dafür, daß England, nachdem es mit Kriegsende wieder abgerüstet hat, auch irgendwelche tatsächliche Hilfe im Kriegsfalle zu leisten vermag. Er begriff Polen nicht mit ein. Dabei zeigte er die Engländer durchweg in der Gebärde der Gebenden, Frankreich in der Rolle des Schutzbedürftigen. Zudem hielten Lloyd George und Briand immer noch damit hinterm Berge, wie die Neutralisierung der Rheinlande beabsichtigt war. Briand mag sich gesagt haben, daß die Neutralisierung zusammen mit der Anerkennung des Rheins als Grenze und der bündnismäßigen Bürgschaft Englands für Frankreichs Stellung die französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer moralisch derart stärken werde, daß sich Frankreich gar nichts Besseres ausdenken könne. Die öffentliche Meinung Frankreichs aber fühlt sich noch immer in der Abwehr gegen uns und verlangt daher keine moralische, sondern eine handfeste Unterstützung ihrer Pläne, die ihr England derzeit allerdings kaum zu bieten vermag. Von Poincaré nimmt man an, daß er sich hierüber nicht täuschen und auch nicht über die Angliederung des Rheins an Frankreich als letztes Kriegsziel mit sich verhandeln lassen werde.

So ist ein weiterer Unruhenherd auf der Erdoberfläche dazugekommen, der den Engländern böse zu schaffen macht. In der Kriegsschuldfrage sind auch die Engländer noch nicht zu dem geringsten Zugeständnis an uns bereit. Sie haben ruhigen Gewissens mitbeschlossen, uns die Aburteilung unserer „Kriegsverbrecher" zu entziehen und die Auslieferung zu begehren.

Sehr ernste Dinge spielten sich hinter der Bühne der französisch-angelsächsischen Staatskunst und Staatsnot in Spanien ab. Der Aufstand der Marokkaner gegen die spanische Herrschaft ist gebrochen. Aber nur Schritt für Schritt läßt sich diese wieder aufbauen. Unterdessen schmachten Tausende von Spaniern in der Gefangenschaft der Aufständischen. In dem Leid, das darob auf vielen spanischen Familien

lastet, hat die dem Kabinett Maura feindliche und Frankreich freundliche Hetze einen neuen Hebel gefunden, an dem sie ansetzen konnte. Man verlangte Verhandlungen mit dem Feinde über ein Lösegeld für die Gefangenen. Je länger sich der Feldzug in Marokko hinzog, desto bedrohlicher wurde auch wieder das Treiben gewisser revolutionärer Vereinigungen von Offizieren und Soldaten, die schon im Kriege einmal die sichere Steuerung des spanischen Staatsschiffes nahezu unmöglich machten. Der Kriegsminister hielt endlich einen Durchgriff diesen Vereinigungen gegenüber für unerläßlich. Aber der König verweigerte die Unterschrift. Darüber trat das Ministerium Maura zurück und scheint dadurch den König wenigstens für eine mittlere Linie gewonnen zu haben. Es bleibt.

Wir schließen mit einem Genrebild aus dem Erfüllungsdeutschland der Reichskanzlerschaft Wirth. Der Einspruch unserer armen mißhandelten Volksgenossen an der Saar gegen die sich immer mehr verstärkenden Gewalttaten ihrer Völkerbundsregierung von Frankreichs Gnaden ist vom Völkerbunde glatt und kalt abgewiesen worden. Ebenso hat der Völkerbund die Unterjochung Danzigs unter Polen in allem bestätigt. Eine treffliche deutschschweizerische Monatsschrift veröffentlichte zur selben Zeit Aufzeichnungen des verstorbenen Bundesrats Müller, die in aller Sachlichkeit neben Herrn Ador Herrn Calonder als Werkzeug der Entente im Kriege bloßstellten. Dieser Herr Calonder bereist gegenwärtig im Auftrage des Völkerbundes Oberschlesien. Er veranstaltet Empfänge — sogar von Polen aus dem noch nicht „befreiten" Gebiete, sieht sich an, was deutscher Fleiß geschaffen hat und polnische Wirtschaft nicht fünf Jahre lang zu erhalten vermöchte, und wird von unseren Vertretern umdienert, daß es eine Art hat. Die Zeitungen aller Parteien berichten tagtäglich von ihm. Wenn sie die Hälfte des Raums für die Schuldfrage und die andere für die Leiden der besetzten Gebiete übrig hätten, wie wäre uns dann!

Pertinacior.

Foch. Ein Versuch militärischer Psychologie (Essai de Psychologie militaire). Von J. R., ancien élève de l'Ecole supérieure de guerre. Paris 1921, Payot & Cie.

Das Buch ist keine bloße Verherrlichung des Marschalls. Daß der Verfasser ihn als Heerführer hochstellt, kann man ihm als Franzosen nicht verargen, und es ist nicht zu bestreiten, daß Foch hohe Tatkraft bewiesen hat. Freilich ist es wohl in erster Linie Clémenceaus eiserner Wille, der die Dinge für Frankreich und seine Verbündeten zu einem glücklichen Ende geführt hat. Wenn Foch in dem Buche höher gestellt wird als Moltke, so ist zu bedenken, daß der Generalissimus der verbündeten Heere überhaupt keine Gelegenheit gehabt hat, eigentlich operatives Können an den Tag zu legen. Die Verhältnisse im Westen schlossen das auf beiden Seiten aus. Es waren nur Entschlüsse und Vorbereitungen zu treffen, die auf taktischem und kampftechnischem Gebiet lagen, wenn auch solche größter Art. Nicht uninteressant, wenn auch keineswegs neu, ist, was der Verfasser über Napoleonische und Moltkesche Befehlsweise und die Tätigkeit des Generalstabs in den neuzeitlichen Armeen, die dem deutschen Muster gefolgt sei, berichtet. In Fochs Handeln sieht er wiederum etwas Neues, das sich der Napoleonischen Art nähert. Darauf läßt sich erwidern, daß jegliche Organisation immer nur einen Rahmen abzugeben vermag. Wie innerhalb dieses gehandelt wird, hängt immer von den betreffenden Persönlichkeiten ab. Frhr. v. F.-L.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Universitäts-Professor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München. — W. von Unger, Generalleutnant a. D., Berlin. — Otto Gysae, Berlin. — Landesbibliothekar Dr. Hubert Richter, Dresden. — Baron J. von Uexküll, Londorf. — Dr. Rudolf Schade, Berlin. — Professor Dr. von Bamberg, Schloß Braunshardt.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach der „Deutschen Musikbücherei" auf das Jahr 1922. Herausgegeben von Gustav Bosse. 236 S. Regensburg, Gustav Bosse Verlag. (Gbd. 12 M.)

Anthes. — Lübische Geschichten von Otto Anthes. 109 S. Tübingen, Alexander Fischer. (Papp 20 M., Leinen 30 M.)

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Herausgegeben von der Direktion. Jahrg. 1920. 44 S. Nürnberg 1921, Verlagseigentum des Germanischen Museums.

Bettelheim. — Wiener Biographengänge von Anton Bettelheim. Eingeleitet durch eine Widmung der Freunde an den Verfasser von Prof. Dr. August Sauer. 340 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Böhm. — Die zionistische Bewegung. Eine kurze Darstellung ihrer Entwicklung von Adolf Böhm. II. Teil. Vom Tode Herzls bis zur Gegenwart. 363 S. Berlin 1922, Welt-Verlag. (25 M., gbd. 33 M.)

Bölsche. — Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien von Wilhelm Bölsche. (Vollständig umgearbeitete erweiterte Neuausgabe.) 320 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (40 M., gbd. 55 M.)

Britting. — Der verlachte Hiob. Von Georg Britting. (Druck der Ernst Ludwig Presse.) 52 S. Darmstadt-Traisa 1921, Arkaden-Verlag. (Auf feinem Hadernpapier 48 M., handgbd. 78 M., auf van-Gelder-Bütten in Pergament gbd. 750 M.)

Conrad-Martius. — Metaphysische Gespräche von Hedwig Conrad-Martius. 241 S. Halle (Saale) 1921, Max Niemeyer. (25 M.)

Damaschke. — Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaschke. 19. Auflage. 111.—112. Tausend. 484 S. Jena 1922, Gustav Fischer.

Dilthey. — Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin von Wilhelm Dilthey. 7. Aufl. 476 S. Berlin 1921, B. G. Teubner. (46,70 M., Kleinen 66,70 M.)

Eulenberg. — Auf halbem Wege. Roman von Herbert Eulenberg. 366 S. Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachf. (Kleinen 30 M., Kleder 60 M.)

Franck. — Das Glockenbuch von Hans Franck. 246 S. München, Delphin-Verlag.

Fröschel. — Der Korallenthron. Roman von Georg Fröschel. 296 S. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei. (Gbd. 17,60 M., Vorzugsausgabe 27,50 M.)

Grothe. — Bulgarien. Natur, Volkstum, Staat, Geistesleben, Wirtschaft. Ein Beitrag zur Landeskunde von Hugo Grothe. (Angewandte Geographie Bd. 48.) 156 S. Wien, L. W. Seidel & Sohn. (24 M.)

Günther. — Die deutsche Laute. Von Johann Christian Günther. Auswahl und Einleitung von Hermann Wendel. 128 S. Berlin 1921, Erich Reiß.

Hauff. — Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman von Walter von Hauff. 242 S. Berlin 1922, Wir-Verlag. (Gbd. 20 M.)

Haushofer. — Das Japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung von Karl Haushofer. 171 S. Wien 1921, L. W. Seidel & Sohn. (24 M.)

Herwig. — Sankt Sebastian vom Wedding. Eine Legende von Franz Herwig. 99 S. Kempten 1922, J. Kösel & F. Pustet. (14 M., Papp 18 M., Leinen 22 M.)

Hochfeld. — Die Bedeutung der grundwissenschaftlichen Philosophie. Vortrag von Dr. Sophus Hochfeld. (Beiheft 3 der „Grundwissenschaft". Sonderveröffentlichung der Johannes-Rehmke-Gesellschaft.) 20 S. Greifswald 1922, Verlag L. Bamberg.

Hoeßlin. — Schöpferische Funktionen des Geistes von J. K. von Hoeßlin. (Philosophische Reihe 39. Bd.). 264 S. München 1921, Rösl & Cie.

Ignatius. — Des hl. Ignatius von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu, Geistliche Briefe und Unterweisungen. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Otto Karrer S. J. Mit einem Titelbild. (Bücher für Seelenkultur.) 298 S. Freiburg i. Br. 1922, Herder. (34 M., gbd. 48 M.)

Jegerlehner. — Aroleid. Aus den Schriften eines Bergpfarrers. Roman von Johannes Jegerlehner. 190 S. Berlin 1922, August Scherl. (Kleinen 15 M.)

Karrer. — Der heilige Franz von Borja, General der Gesellschaft Jesu 1510—1572. Von Otto Karrer S. J. Mit einem Titelbild. 458 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (59 M., gbd. 70 M.)

Katsch. — Der oberschlesische Selbstschutz im dritten Polenaufstande von Hermann Katsch. 105 S. mit zahlr. Abb. Berlin 1921, Heimatverlag Oberschlesien. (20 M.)

Katschinski. — Die zweite Heimat. Ein Zeitroman aus dem Memellande von Alfred Katschinski. 412 S. Berlin 1921, Deutsche Landbuchhandlung. (Gbd. 32 M.)

Keller. — Ausgewählte Werke von Gottfried Keller. Mit Einführung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Zwei Bände. 750 S. Freiburg 1921, Herder. (68 M., Kleinen 90 M.)

Kemmerich. — Gespenster und Spuk. Von Dr. Max Kemmerich. 510 S. Ludwigshafen am Bodensee, Hans Lhotzky Verlag.

Kippenberg. — Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 1. Band. 1921. 332 S. u. 6 Bildtafeln. Leipzig, Insel-Verlag.

Kjellén. — Dreibund und Dreiverband. Die diplomatische Vorgeschichte des Weltkrieges von Rudolf Kjellén. Übersetzt von Dr. A. v. Normann. 139 S. München 1921, Duncker & Humblot. (60 M.)

Klein. — Glück. Grundzüge der Lebensweisheit auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. Maximilian Klein. 1. Band. 196 S. Berlin-Steglitz, Hausarzt-Verlag. (18 M., gbd. 23 M.)

Kriegsgefangenschaft. — Was wir in englischer Kriegsgefangenschaft erlebten und erlitten. Gesammelt und herausgegeben von Albin Eckhardt und Kurt Maul. 136 S. Frankfurt a. M. 1922, H. C. Brönner. (15 M.)

Küchler. — Der Hafenmaler. Ein Roman aus Hamburg von Kurt Küchler. 190 S. Berlin 1922, August Scherl. (Kleinen 15 M.)

Kutzleb. — Der Zeitgenosse mit den Augen eines alten Wandervogels gesehen von Hjalmar Kutzleb. Illustriert von A. Paul Weber. 124 S. 4°. Leipzig 1922, Erich Matthes. (Gbd. 62,50 M.)

Löns. — Von Ost nach West. Selbstbiographie von Hermann Löns. 32 S. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. (Kart. 3,50 M.)

Lux. — Schubertiade. Ein literarisch-musikalisches Schubertbuch von Joseph Aug. Lux. 63 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Mayer. — Alban Stolz. Von Dr. Julius Mayer, Geistl. Rat, o. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Mit 10 Bildern und einer Schriftprobe. Gr. 8°. 632 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (100 M., gbd. 115 M.)

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrg. 1920/21. 171 S. (mit zahlreichen Abb.). Nürnberg 1921, Verlagseigentum des Germanischen Museums.

Möser. — Gesellschaft und Staat. Eine Auswahl aus den Schriften Justus Mösers. („Der deutsche Staatsgedanke" 1. Reihe, III.) 256 S. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Nelke. — Das Deutschtum in Uruguay. Von Pastor W. Nelke. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart A. Band 5.) 382 S. m. Abb. Stuttgart, Ausland und Heimat Verlag. (35 M., gbd. 40 M.)

Newcomb-Engelmanns Populäre Astronomie. In Gemeinschaft mit Prof. Dr. Eberhard, Dr. Freundlich, Dr. Kohlschütter herausgegeben von Prof. Dr. H. Ludendorff. 890 S., 240 Abb. (Lex. 8°). Leipzig, Wilhelm Engelmann. (70 M., gbd. 110 M.)

Oréans. — Neuere Geschichte Englands. Entwicklung seiner Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- u. Staatsgeschichte vom Mittelalter bis zum Weltkrieg dargestellt von Prof. Dr. K. Oréans. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 13/15.) 3 Teile 1133 S. Bonn 1921, Kurt Schroeder. (Je 30 M.)

Perkonig. — Heimat in Not. Erlebnisse und Berichte um das Schicksal eines kärntnerischen Tales von Josef Friedrich Perkonig. 348 S. Klagenfurt 1921, Ferd. Kleinmayr.

Popper. — Krieg, Wehrpflicht und Staatsverfassung von Josef Popper-Lynkeus. 388 S. Wien 1921, Nikola-Verlag. (60 M., gbd. 70 M.)

Rehmke. — Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. (Sonderdruck: Johannes Rehmke.) Herausgegeb. von Raymund Schmidt.) Leipzig 1921, Felix Meiner.

Rehmke. — Ethik als Wissenschaft. Ein Vortrag von Prof. Dr. Johannes Rehmke. (Aus den Schriften der Rehmke-Gesellschaft.) 2. Aufl. 31 S. Greifswald 1921, Verlag L. Bamberg.

Remmling. — Germanensage. Volksepos der deutschen Mythologie in Stabreim in 3 Abtlg. von Gustav Remmling. 72 S. Dortmund 1922, Fr. Wilh. Ruhfus. (12 M., gbd. 14,40 M.)

Rudolph. — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Ein Mahnruf an die Völker von Hermann Rudolph. 33 S. Leipzig 1921, Theosophischer Kultur-Verlag. (4,70 M.)

Sarkar. — The bliss of a moment by Benoy Kumar Sarkar. 96 S. Boston, The Poet Core Company.

Schäfer. — Staat und Welt. Eine geschichtliche Zeitbetrachtung von Dietrich Schäfer. 302 S. Berlin 1922, Otto Elsner. (40 M., gbd. 50 M., Hleder 90 M.)

Scheffer. — Die Schönheit Homers von Thassilo von Scheffer. 238 S. Mit zahlreichen Bildtafeln. Lex. 8°. Berlin, Propyläen-Verlag.

Schmude. — Durch Arbeit zur Siedlung von Detlef Schmude. 101 S. 15 Abb. Berlin 1922, August Scherl.

Schneider. — Der Liebe Dreiklang. Ein Märchen für feine Menschen von Albert Schneider. („Die Truhe" Sammlung literarischer Kostbarkeiten in prächtigen Gewändern Bd. 1.) 46 S. Leipzig-Gautzsch, Merkurius-Verlag. (Gbd. 15 M.)

Schopen. — Die Reform der Ehe von Edmund Schopen. (Deutsche Kulturfragen 1. Jahrgang, Heft 2.) 48 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag. (10 M.)

Schoepp. — Das möblierte Ehepaar. Abschreckende Erlebnisse zur Warnung für Wohnungsuchende von Meta Schoepp. Illustr. von F. Koch-Gotha. 140 S. Berlin, August Scherl. (16 M., gbd. 22 M.)

Schwarte. — Der große Krieg 1914—1918 in 10 Bänden herausgegeben von M. Schwarte. Die Organisationen der Kriegführung 1. Teil: die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen. Mit 2 Karten. 518 S. Der deutsche Landkrieg 1. Teil: Vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915. Mit 4 Karten u. 16 Textskizzen. 536 S. 1922. Auslieferung durch Johann A. Barth, Leipzig. (Leinen je 120 M., Hleder je 170 M.)

Seiler. Deutsche Sprichwörterkunde von Friedrich Seiler. Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Begr. v. A. Matthias. 4. Band, 3. Teil.) 457 S. Lex. 8°. München 1922. C. H. Beck.

Seligmann. Mensch und Welt. Versuch einer neuen Metaphysik auf erkenntnistheoretisch-psychologischer Grundlage. 240 S. Berlin 1921, Weltverlag.

Shaw. Der Amateursozialist. Roman von Bernard Shaw. 388 S. Potsdam 1921, Gustav Kiepenheuer. (20 M., gbd. 25 M.)

Sibbers. Vom tiefsten Brunnen. Verse von Annemare Sibbers. Weimar 1921, Wolf von Kornatzki. (Kart. 9 M.)

Siemens. Georg von Siemens. Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit von Karl Helfferich. 1. Band. 336 S. Berlin 1921, Julius Springer. (42 M., gbd. 52 M.)

Singer. Der Tannhäuser. Herausgegeben von S. Singer. 48 S. Tübingen 1922, J. C. B. Mohr. (15 M.)

Spiero. Julius Rodenberg. Sein Leben und seine Werke. Von Heinrich Spiero. 144 S. Berlin 1922, Gebrüder Paetel. (30 M., Hleinen 45 M., Leinen 52,50 M.)

Stern. Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Von Alfred Stern. 8. Band; 3. Abtlg., 2. Bd. Von 1848—1871. II., 563 S. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (80 M., gbd. 92 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Goethe und Tolstoi

Vortrag, zum ersten Mal gehalten September 1921 anläßlich der Nordischen Woche zu Lübeck

Von

Thomas Mann

In Weimar lebte noch zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Mann, Julius Stöterer mit Namen und Lehrer seines Zeichens, der, als er noch ein Schüler, ein Gymnasiast von 16 Jahren war, mit Dr. Eckermann unter demselben Dache wohnte, nur wenige Schritte von Goethes Hause. An der Seite eines Schulkameraden, der mit ihm logierte, erhaschte Stöterer manchmal mit Herzklopfen einen Schimmer und Schatten von der Gestalt des Greises, wenn dieser an seinem Fenster saß. Aber beseelt von dem Wunsche, ihn einmal recht aus der Nähe und ganz genau zu sehen, wandten sich die Jungen an ihren Hausgenossen, den Famulus, und baten ihn sehr, ihnen eine solche Gunst doch irgendwie zu verschaffen. Eckermann war freundlich von Natur; er ließ die Knaben an einem Sommertage durch eine Hintertür in den Garten des berühmten Hauses ein, und da standen sie nun in ihrer Beklommenheit und warteten auf Goethe, der denn auch zu ihrem Schrecken wirklich daherkam: in einem hellen Hausrock — es wird wohl der Flanell-Schlafrock gewesen sein, von dem wir wissen — erging er sich hier um diese Stunde, und da er der Jünglinge ansichtig wurde, schritt er auf sie zu, blieb, nach Eau de Cologne duftend, natürlich die Hände auf dem Rücken, mit vorgeschobenem Unterleib und jener Miene eines Reichsstadt-Syndikus, hinter der er, wie glaubwürdig bezeugt ist, Verlegenheit verbarg, vor ihnen stehen und fragte sie nach Namen und Begehr — wahrscheinlich nach beidem zugleich, was, wenn es so geschah, wiederum sehr streng wirkte und kaum zu beantworten war. Da sie denn etwas gestammelt hatten, empfahl ihnen der Alte, fleißig in ihren Studien zu sein, was sie sich dahin übersetzen mochten: rätlicher, als hier Maulaffen feilzuhalten, sei es für sie, sich hinter ihre Schulaufgaben zu setzen — und ging weiter.

So lief das ab — es war im Jahre 1828. — Dreiunddreißig Jahre später, eines Mittags um 1 Uhr, wollte Stöterer, der unterdessen ein tüchtiger, seinem Beruf in Liebe ergebener Mittelschullehrer geworden war, eben den Unterricht in der zweiten Klasse beginnen, als ein Schüler des Seminars den Kopf durch die Tür steckte und meldete, ein Fremder wünsche Herrn Stöterer zu sehen. Dieser Fremde trat denn auch ohne weiteres ein, bedeutend jünger als der Lehrer, mit nicht sehr starkem Vollbart, vortretenden Backenknochen, kleinen, grauen Augen und einem Paar Falten zwischen den dunklen Brauen. Er unterließ es, sich auszuweisen oder vorzustellen, sondern fragte sofort, worin heute nachmittag unterrichtet werde; und als er erfuhr, daß erst Geschichte, dann deutsche Sprache daran sei, fand er das ausgezeichnet und sagte, er habe die Schulen von Süddeutschland, Frankreich und England besucht und möchte nun auch die von Norddeutschland kennen lernen. Er sprach wie ein

Deutscher. Man mußte ihn für einen Lehrer halten, auf Grund der sachkundigen und interessierten Fragen und Äußerungen, die er tat, indem er beständig Aufzeichnungen in sein Notizbuch machte. Er wohnte der Schulstunde bei. Als die Kinder einen Aufsatz, einen Brief über irgend ein Thema in ihre Hefte geschrieben hatten, verlangte der Fremde, die „Kompositionen" mitnehmen und behalten zu dürfen; sie seien für ihn von größtem Interesse. Das fand nun Stöterer denn doch naiv. Und wer entschädigte die Kinder für ihre Schreibhefte? Weimar war eine arme Stadt. . Er äußerte sich höflich in diesem Sinn. Aber der Fremde erwiderte, da könne Rat geschaffen werden, und ging hinaus. Stöterer ließ den Direktor in die Klasse bitten. Etwas Ungewöhnliches, ließ er sagen, ereigne sich. Und da hatte er recht, wenn er es auch erst später so ganz begriff, wie recht er damals mit dieser Botschaft gehabt. Denn damals und auf der Stelle mochte es ihm nicht viel bedeuten, als der Fremde, der, ein Paket Schreibpapier unter dem Arm, zurückgekehrt war, dem Direktor und ihm seinen Namen nannte: „Graf Tolstoi aus Rußland." — Der Lehrer Stöterer aber brachte es hoch in Jahren und hatte folglich Zeit, gewahr zu werden, wessen Bekanntschaft er damals gemacht.

Dieser Mann also, der von 1812 bis 1905 in Weimar lebte, und dessen Leben sonst schlicht genug verlaufen sein mag, konnte sich des merkwürdigen Vorzugs rühmen, Goethe und Tolstoi persönlich gekannt zu haben — die beiden großen Männer, von denen ich heute abend zu Ihnen sprechen will. Ja, Tolstoi war in Weimar. Dreiunddreißigjährig, geboren in dem Jahre, das dem jungen Stöterer seine Unterredung mit Goethe brachte, kam Graf Leo Nikolajewitsch von Brüssel, wo er erstens Proudhon gesehen und sich von diesem hatte überzeugen lassen, daß la propriété — le vol sei, wo er aber zweitens die Erzählung „Polikuschka" geschrieben hatte, und die erste Stadt, die er in Deutschland besuchte, war die Stadt Goethes. Als Fremder von Distinktion und Gast des russischen Gesandten hatte er Eintritt in das Wohnhaus am Frauenplan, das damals dem Publikum noch nicht offen stand. Es wird aber berichtet, daß er sich weit mehr für die Fröbelschen Kindergärten interessierte, die von einer Schülerin Fröbels selbst geführt wurden, und deren pädagogisches System er mit großer Wißbegierde studierte.

Berührt es nicht sonderbar, zu hören, daß ein Mann sie beide gekannt hat, den Dichter des „Faust" und den „großen Schriftsteller des Russenlandes", wie Turgenjew Tolstoi in seinem berühmten Abschiedsbriefe nannte? Denn sie gehörten ja verschiedenen Jahrhunderten an. Das Leben Tolstois erfüllt den größten Teil des neunzehnten. Er ist dessen Sohn, unbedingt, zumal als Künstler weist er alle Merkmale dieser Epoche auf und zwar ihrer zweiten Hälfte. Was Goethe betrifft, so hat das 18. Jahrhundert ihn hervorgebracht, und wichtige, ja entscheidende Bestandteile seines Wesens und seiner Bildung gehören diesem an — das wäre leicht zu belegen. Nun ließe sich freilich sagen, daß in Tolstoi ebensoviel vom 18., von Goethes Jahrhundert, lebendig war, wie in Goethe vom 19., von demjenigen Tolstois. Tolstois rationales Christentum hat mit dem Deismus des 18. Jahrhunderts mehr zu schaffen, als mit der mystisch-gewaltigen Religiosität Dostojewskijs, die ganz 19. Jahrhundert war. Sein Moralismus, der wesentlich in einer zersetzenden, alle menschlichen und göttlichen Einrichtungen unterminierenden Verstandeskraft bestand, war der Gesellschaftskritik des 18. Jahrhunderts verwandter, als dem viel, viel tieferen und wiederum religiöseren Moralistentum Dostojewskijs. Und sein Hang zur Utopie, sein Haß auf die Zivilisation, seine Passion für die Ländlichkeit, den bukolischen Frieden der Seele — eine n o b l e Passion, die Passion eines adligen Herrn — kann ebenfalls als 18., und zwar als französisches 18. Jahrhundert angesprochen werden. Goethe andererseits: Sein Alterswerk, der soziale Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre", gibt namentlich dadurch Anlaß zum

Erstaunen, daß darin mit einer Intuition, einem Scharf- und Weitblick, die okkult, seherisch anmuten, aber nur der Ausdruck feinerer Organisation, Ergebnis der Sensitivität, des Spürsinnes sind, die ganze gesellschaftlich-ökonomische Entwicklung des 19. Jahrhunderts: die Industrialisierung der alten Kultur- und Agrarländer, die Herrschaft der Maschine, der Aufstieg der organisierten Arbeiterschaft, die Klassenkonflikte, die Demokratie, der Sozialismus, der Amerikanismus selbst, nebst sämtlichen aus diesen Veränderungen erwachsenden geistigen und erzieherischen Konsequenzen vorweggenommen ist.

Immerhin, und wie es nun mit der säkularen Zugehörigkeit der beiden großen Männer stehe — man kann sie nicht Zeitgenossen nennen. Nur vier Jahre lang haben sie die Zeitlichkeit geteilt: von 1828, dem Geburtsjahr des Russen, bis 1832, da Goethe starb. Und doch hindert dies nicht, daß mindestens *ein* Bildungsfaktor — und zwar ein moderner, aktueller (von den uralt-allmenschlichen, von Homer und der Bibel hier ganz zu schweigen) — daß also wenigstens *ein* Element ihres seelisch-geistigen Aufbaues ihnen beiden gemeinsam ist. Es ist das Element *Rousseau*.

„Ich habe den ganzen Rousseau gelesen, die ganzen 20 Bände, das Lexikon der Musik inbegriffen. Ich empfand für ihn mehr als Enthusiasmus, ich betete ihn an. Mit 15 Jahren trug ich an Stelle des gewohnten Kreuzes ein Medaillon mit seinem Bilde um den Hals. Ich bin mit einigen seiner Stellen so vertraut, daß es mir ist, als hätte ich sie selbst geschrieben." Dies sind Worte Tolstois aus seinen „Bekenntnissen". Und sicher, er war Rousseauist auf eine intimere, persönlichere und bedenklichere Weise, als Goethe, der als Mensch mit der nicht immer gewinnenden Problematik des armen Jean Jacques so gar nichts zu schaffen hatte. Wenn aber Goethe, um irgendein Beispiel anzuführen, in einer frühen Rezension sich äußert: „Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polierten Menschen und die polierte Nation nie ein eigenes Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte" — so ist das, literarisch gesprochen, „Sturm und Drang", allgemein geistesgeschichtlich gesprochen aber ist es Rousseauismus, mit seinem Einschlag von Revolution, von Anarchismus sogar, der bei dem russischen Gottsucher religiös-urchristlich-bildungsfeindliches Gepräge annimmt, während bei Goethe schon hier ein Einlenken ins Humanistische, das Durchscheinen eines Bildungs- und Selbstausbildungs-Individualismus zu bemerken ist, den Tolstoi als unchristlich-egoistisch verpönt haben würde, obgleich er es nicht ist, obgleich er Arbeit am Menschen, am Menschentum, an der Menschheit bedeutet und, wie die „Wanderjahre" zeigen, in die Welt des Sozialen mündet . . .

Welche beiden Assoziationen sind es, meine Damen und Herren, die anklingen, wenn der Name Rousseau ausgesprochen wird — abgesehen von der Assoziation „Natur", die selbstverständlich zuallererst sich meldet? Es sind die Ideenverbindungen „*Pädagogik*" und „*Autobiographie*". Denn J. J. Rousseau ist ja der Verfasser des „Emile" und der „Confessions". Beide Elemente, das pädagogische und das autobiographische, tun sich aufs stärkste hervor bei Goethe wie bei Tolstoi, sie sind aus beider Werk und Leben überhaupt nicht wegzudenken. Das Motiv der Erziehung angehend, so habe ich Tolstoi heute sofort als pädagogischen Amateur in unser Gespräch eingeführt, und Sie erinnern sich, daß er jahrelang nichts anderes getrieben, die ganze Macht der ihm innewohnenden Leidenschaft in dieses Bett geworfen und theoretisch und praktisch mit dem Problem der russischen Volksschule bis zur Erschöpfung gerungen hat. Unnötig, darauf hinzu-

weisen, daß Goethe ein erzieherischer Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung war. Die beiden großen Denkmale seines Lebens, das poetische und das prosaische, der „Faust" und der „Wilhelm Meister", sind Erziehungsgedichte, Darstellungen menschlicher Ausbildung; und wenn in den „Lehrjahren" noch die Idee der individualistischen Selbstformung vorherrscht — „denn mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht", sagt Wilhelm Meister — so wendet sich in den „Wanderjahren" der Erziehungsgedanke nach außen, ins Objektive, ins Soziale, ja ins Staatsmännische, und im Zentrum des Werkes steht, wie Sie wissen, die strenge und schöne Utopie der pädagogischen Provinz.

Das zweite Motiv, das bekennerisch-autobiographische, bei beiden nachzuweisen, ist ebenfalls leicht. Daß alle Werke Goethes nur „Bruchstücke einer großen Konfession" darstellen, wüßten wir auch dann, wenn wir es nicht von ihm selbst wüßten; und außerdem hat er ja „Dichtung und Wahrheit", neben Augustins und Rousseaus Bekenntnissen die berühmteste Autobiographie der Welt, geschrieben. Bekenntnisse nun hat auch Tolstoi verfaßt — ich meine zunächst ein Buch dieses Titels, gelegen durchaus auf der großen Linie der Lebens- und Seelenbeichten, die von dem afrikanischen Heiligen bis zu Strindberg, dem Sohn der Magd, heraufführt. Aber es ist wie bei Goethe: nicht durch ein Buch ist Tolstoi Autobiograph. Er ist es, angefangen bei dem Jugendroman „Kindheit und Knabenalter", durch sein gesamtes Lebenswerk in dem Grade, daß Mereschkowski, der große russische Kritiker, sagen konnte: „Die künstlerischen Werke L. Tolstois sind im Grunde nichts anderes, als ein mächtiges, durch 50 Lebensjahre hindurch geführtes Tagebuch, eine endlose, ausführliche Beichte." Ja, dieser Beurteiler setzt hinzu: „In der Literatur aller Zeiten und aller Völker wird sich wohl kaum ein zweiter Schriftsteller finden, der sein persönliches Privatleben, ja oft die intimsten Seiten desselben mit einer so großherzigen Aufrichtigkeit enthüllt, wie Tolstoi." — „Großherzig" — ich merke an, daß das ein etwas euphemistisches Beiwort ist. Man könnte, wollte man gehässig sein, dieser Aufrichtigkeit des berühmten Autobiographen auch andere Beiwörter geben, schlimmere, des Sinnes etwa, wie Turgenjew einmal ironisch von „Fehlern" sprach, die „einem großen Schriftsteller unentbehrlich seien" — womit offenbar das „Fehlen" gewisser Hemmungen gemeint ist, einer gewissen, sonst geforderten Schamhaftigkeit, Diskretion, Keuschheit, Bescheidenheit, oder, ins Positiv-Fehlerhafte gewendet, die Herrschaft eines gewissen *Liebesanspruchs* an die Welt, und zwar eines *unbedingten* Liebesanspruchs, insofern, als es bei der Selbstentblößung gleich viel gilt, ob Vorzüge oder Laster entblößt werden: man will gekannt und geliebt sein — geliebt, *weil* gekannt, oder geliebt, *obwohl* gekannt, das ist es, was ich „unbedingten" Anspruch auf Liebe nenne. Das Merkwürdige ist, daß die Welt diesen Anspruch bestätigt und erfüllt.

Es gibt ein gutes Wort, das lautet: „Liebe zu sich selbst ist immer der Anfang eines romanhaften Lebens." Liebe zu sich selbst, so kann man hinzufügen, ist auch der Anfang aller Autobiographie. Denn der Trieb eines Menschen, sein Leben zu fixieren, sein Werden aufzuzeigen, sein Schicksal literarisch zu feiern und die Teilnahme der Mit- und Nachwelt leidenschaftlich dafür in Anspruch zu nehmen, hat dieselbe ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Ichgefühls zur Voraussetzung, die, nach jenem klugen Wort, ein Leben „romanhaft" macht — subjektiv, für den Erlebenden, aber auch objektiv, für die anderen, die Welt. Selbstverständlich ist diese „Liebe zu sich selbst" etwas anderes, etwas Stärkeres, Tieferes und Produktiveres, als gemeine „Selbstgefälligkeit", „Selbstverliebtheit". Sie ist in den schönsten Fällen das, was Goethe in den „Wanderjahren" „die Ehrfurcht vor sich selbst" nennt und als die oberste Ehrfurcht feiert. Sie ist das dankbar-ehrfürchtige Erfülltsein der *Götter-*

Lieblinge von sich selbst, wie es mit unvergleichlich innigem Nachdruck aus den Zeilen spricht:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."

Sie ist das naiv-aristokratische Interesse an dem Mysterium hoher Bevorteilung, substantieller Vornehmheit, gefährlicher Auszeichnung, als deren Träger sie sich fühlen, ist die Lust, aus geheimster Erfahrung zu bekunden, wie ein Genie sich bildet, Glück und Verdienst nach irgendwelchem Gnadenschlusse sich unauflöslich verketten: diese Lust, die „Dichtung und Wahrheit" hervorbrachte, und die recht eigentlich die große Autobiographie überhaupt inspiriert.

„Ich fühlte das Bedürfnis," schreibt Tolstoi von seiner Jünglingszeit, „von jedermann gekannt und geliebt zu sein, das Bedürfnis, meinen Namen zu nennen — und alle sollten von dieser Mitteilung großen Eindruck empfangen, sich um mich scharen und mir für etwas danken . . ." Das war ganz früh, bevor er irgendeines seiner künstlerischen Werke konzipiert, noch der Idee ansichtig geworden war, eine neue, praktische, irdische, dogmenlose Religion zu gründen — ein Gedanke, auf den er übrigens laut seinem Tagebuch schon mit 27 Jahren verfällt. Sein Name, so empfindet er, sein bloßer Name, Leo Tolstoi, diese Formel für sein dunkel und mächtig sich regendes Ich, soll einer „Mitteilung" an die Welt gleichkommen, wodurch diese auf einem vorläufig unbestimmten Grunde großen Eindruck empfangen und veranlaßt werden soll, sich dankend um ihn zu scharen. Viel später, im Jahre 1883, um die Zeit, als Tolstoi sich von einem befreundeten Künstler bei der Arbeit, in der Haltung des Schreibenden, porträtieren läßt, liest er einem anderen Freunde und Verehrer, dem ehemaligen Offizier Tschertkof, eines Tages aus dem Manuskript seiner neuen Bekenntnisschrift „Worin besteht mein Glaube?" vor. Er liest eine kategorische Verwerfung des Militärdienstes vom christlichen Standpunkt aus, und Tschertkof freut sich darüber so sehr, daß er nicht mehr zuhört, die weiteren Abschnitte nicht verfolgt und aus seinen eigenen Gedanken erst erwacht, als er den Vorleser plötzlich seinen eigenen Namen artikulieren hört: Tolstoi war zum Schlusse gekommen, und „besonders deutlich", sagt Tschertkof, sprach er die unter den Text gesetzte Unterschrift aus: „Leo Tolstoi."

Mit seinem Namen hat Goethe einmal ein poetisches Vexierspiel getrieben, das mich immer aufs wunderlichste und tiefste berührt hat. Man erinnert sich, daß er im „Westöstlichen Diwan" für sich selbst, den Liebhaber Marianne-Suleikas, den Decknamen Hatem gewählt — eine glückselig icherfüllte Wahl, denn Hatem bedeutet „der reichlichst Gebende und Nehmende". In einem herrlichen Gedicht des „Diwans" nun läßt er diesen Namen mit einem Worte korrespondieren, auf das er sich, der Struktur des Gedichtes nach, reimen müßte, auf das aber nicht er sich reimt, sondern ein anderer, Goethes wirklicher Name, so daß der Leser oder Hörer gezwungen ist, in Gedanken diesen dafür einzusetzen. „Nur dies Herz", spricht der schon weißhaarige Liebende zur jugendlichen Geliebten —

„Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.
Du beschönst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand."

„Und noch einmal fühlet Goethe —." Mit ergreifender Schelmerei ist hier durch die nicht erfüllte Klangforderung der Name Hatem als untergeschoben verleugnet, die östliche Maskerade autobiographisch durchbrochen, und besonders deutlich, weil das Gehör dem lesenden Auge widerspricht, tritt Goethes eigener, von Gott und Menschen gesegneter Name hervor — gereimt auf das Schönste und bestrahlt von dem Schönsten, was die sinnliche Welt zu bieten hat: von der Morgenröte.

Darf man das „Selbstgefälligkeit" nennen — im Sinn jenes dankbar-ehrfürchtigen Erfülltseins der Götterlieblinge von sich selbst? Goethe hat sich sein Leben lang gegen die Prüderie gewendet, die das Gefallen an sich selbst verpönen möchte. Er gab zu verstehen, daß sie Sache derer sei, denen zum Gefallen an sich selbst auch nicht der mindeste Grund gegeben ist. Offen hat er sogar die gewöhnliche Eitelkeit verteidigt, durch deren Unterdrückung die Gesellschaft zugrunde gehe. Ist denn Selbstliebe von der Liebe zu einem Du, zur Welt, zu den Menschen überhaupt zu trennen?

„Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich."

Und ist der Ruhmestraum des jungen Tolstoi, sein Wunsch, „gekannt und geliebt" zu sein, nicht ein Beweis seiner Liebe zum großen Du der Welt? Ichliebe und Weltliebe sind psychologisch gar nicht auseinanderzuhalten — weshalb denn auch die alte Frage, ob Liebe eigentlich ein altruistisches Gefühl und nicht vielmehr ein egoistisches sei, die müßigste der Fragen ist. Der Gegensatz von Egoismus und Altruismus ist in der Liebe restlos aufgehoben.

Es wird damit zusammenhängen, daß der autobiographische Trieb sich kaum jemals als dilettantischer Irrtum erweist, daß er seine Rechtfertigung in sich zu tragen scheint. Talent, allgemein gesprochen, ist ein heikler, schwieriger Begriff, bei dem es sich weniger darum handelt, ob Einer etwas *kann*, als darum, ob Einer etwas *ist*, so daß man sagen könnte, Talent sei nichts weiter als *Schicksalsfähigkeit*. Aber wessen Leben hat Schicksalswürde? Mit Geist und Empfindung ist aus jedem Leben alles zu machen, ist aus jedem Leben ein „Roman" zu machen. Anders als der rein poetische Impuls, der so oft auf Selbsttäuschung beruht, hat der autobiographische, wie es scheint, immer ein Maß von Geist und Empfindung bereits zur Voraussetzung, das ihn von vornherein rechtfertigt, so daß er nur produktiv zu werden braucht, um unserer Teilnahme sicher zu sein: darum sagte ich, daß die „Liebe zu sich selbst", die sein Ursprung ist, von der Welt bestätigt, von ihr geteilt zu werden pflegt.

„Seht doch, was für ein wundervoller Mensch auf der Erde lebt!" Dies war der innerliche Ruf Georgijs im Anschauen Tolstois, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, und es ist dieser Ruf, zu dem alle Autobiographie die Welt bewegen will, und zu dem sie sie wirklich auch regelmäßig bewegt. Denn jeder Mensch ist wundervoll; mit Geist und Empfindung läßt sich jedes Menschenleben als interessant und liebenswert erweisen, auch das elende. J. J. Rousseau war nicht das, was man unter einem „Götterliebling" zu verstehen gewohnt ist. Der Vater der französischen Revolution war ein Elender, ein halb oder dreiviertel Verrückter, ein Selbstmörder zum Schlusse wahrscheinlich auch, und die Mischung aus Empfindsamkeit und Blasenkatarrh, welche die „Confessions" darstellen, ist rein ästhetisch genommen durchaus nicht nach jedermanns Geschmack. Trotzdem ist der Liebesanspruch, den seine Selbstentblößung enthält und erhebt, so ausgiebig und unter so vielen Tränen honoriert worden, daß man den armen Jean Jacques wahrhaftig als den Vielgeliebten, le bien-aimé, bezeichnen könnte. Und diesen weltumfassenden Gefühlserfolg verdankt

er seinem Bunde mit der Natur — einem etwas einseitigen Bunde, wie man hinzufügen muß, denn dieser geniereiche Halbnarr und exhibitionistische Welterschütterer war ja eher ein Stiefkind der Allmutter, als einer ihrer Lieblinge, eher ein Malheur von Geburt, als ein Glücksfall natürlicher Begünstigung und Bevorteilung. Sein Verhältnis zur Natur war sentimentalisch in des Wortes vollständigster Bedeutung, und eine Woge von Sentimentalismus, um nicht zu sagen: von Sentimentalität war es, die der Roman seines Lebens über die Welt brachte.

„Der arme Jean Jacques." Man spricht nicht in diesem Tone von den beiden zuweilen als „göttlich", „gottgleich" bezeichneten Männern, in denen, wie wir fanden, wichtige Elemente von Rousseaus Wesen sich wiederholen. Denn diese waren nicht sentimentalisch; sie hatten kaum Anlaß, sich nach Natur zu sehnen, sie selbst waren Natur. Ihr Bund mit der Natur war nicht einseitig, wie bei Rousseau, oder, wenn doch, so umgekehrt, auf entgegengesetzte Weise: die Natur war es, die sie, ihre begünstigten Kinder, liebte und hielt, und sie ihrerseits, gewissermaßen, strebten von ihr, aus der Dumpfheit und Gebundenheit des Naturhaften fort — mit unterschiedlichem Erfolge, muß man sagen, sowohl wenn man jeden für sich betrachtet, als auch, wenn man beide miteinander vergleicht. „So bin ich", bekennt Goethe, „bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst." Und an Schiller, den Sänger höchster Freiheit, schreibt er: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann." Immerhin darf man urteilen, daß Goethes hochhumanistisches Bestreben, „aus einem dunklen Produkt der Natur ein klares Produkt seiner selbst, d. h. der Vernunft zu werden, und so des Daseins Beruf und Pflicht zu erfüllen", wie Riemer es so außerordentlich schön ausdrückt, von reinerem Erfolge gekrönt war, als der Versuch des Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoi, sein Leben „in das heilige Leben unseres gebenedeiten Vaters, des Bojaren Lew, umzuwandeln", wie Gorki sagt. Dieser Prozeß der Selbstverchristlichung und Selbstkanonisierung eines bis zur Göttlichkeit naturgeliebten Menschen- und Künstlertums war ein recht ungeschickter Vergeistigungsversuch und trotz großer populärer Erfolge bei den Angelsachsen für die Betrachtung eher peinlich als beglückend, im Vergleich mit der hohen Bemühung Goethes. Denn Natur und Kultur, das ist kein Widerspruch; das zweite ist nur die Veredelung, nicht die Verleugnung des ersten. Selbstverleugnung aber, nicht Selbstveredelung, war die Methode Tolstois, und Selbstverleugnung kann die beschämendste Form der Lüge sein. Goethe hat wohl, auf einer gewissen Stufe der Kultur, seinen „Götz" das Werk „eines ungezogenen Knaben" genannt; aber er hat niemals das eigene Schöpfertum so elend und kindisch beschimpft, wie der alternde Tolstoi es tat, als er „bedauerte", „Kindheit und Knabenalter", das Werk seiner frischesten Jugendkraft, geschrieben zu haben — so schlecht, so unaufrichtig, so literarisch, so sündhaft sei dieses Buch; oder wenn er in Bausch und Bogen von „all dem künstlerischen Geschwätz" sprach, „mit dem die 12 Bände seiner Werke gefüllt seien, und dem die Menschen unserer Zeit eine unverdiente Bedeutung beimäßen". Das ist es, was ich lügenhafte Selbstverleugnung und ungeschickte Vergeistigung nenne. Und doch konnte er sich nur mit seinen Worten, nicht auch durch sein schweigendes Sein verleugnen, und Gorki sah ihn an, den Patriarchen mit dem „listigen" kleinen Lächeln und den dick geäderten Schöpferhänden und dachte bei sich: „Der Mann ist gottgleich."

„Gottgleich", „göttlich", so hat man auch Goethe oft genannt. Die Redensart vom „Olympier" ist Gemeinplatz. Aber nicht erst dem weltberühmten und geistig gebietenden Greis hat man mit diesem Beiwort gehuldigt — schon als Mann, als Jüngling „mit zaubernden Augen voll Götterblicken", wie Wieland sang, hat er

tausendmal von den Mitlebenden dies Attribut empfangen, und Riemer erzählt, wie der Sechzigjährige sich bei Gelegenheit bitter darüber lustig gemacht und gerufen habe: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen tut und mich hintergeht. Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat." — Was Tolstoi betrifft, so war er nicht eben ein Olympier — kein Humanistengott, natürlich. Er war, sagt Gorki, eher so eine Art von russischem Gott, der „auf einem Ahornthron unter einer goldenen Linde sitzt" — heidnisch also auf andere Art, als der Jupiter von Weimar, aber heidnisch eben doch, bei allen christlichen Aspirationen, denn Götter sind heidnisch. Warum? Weil sie naturhaft sind. Weil man nicht Spinozist zu sein braucht, wie Goethe, der wußte, warum er es war, um Gott und Natur als Eines und den Adel, den die Natur verleiht, als göttlich zu empfinden. „Göttlich", das bedeutet uns: naturgesegnet; und Gesegnete der Natur, Vorzugskinder der schaffenden Macht waren sie beide, die großen Bildner, von denen wir reden; hierin beruht ihre Verwandtschaft, ihr gemeinsamer Adel, der sich von dem Adel der Geistessöhne, der Kinder der Idee, von dem Adel ihrer großen Gegenspieler, Schiller und Dostojewskij, auf klassische und ewig gültige Weise unterscheidet. Liegt vielleicht in dieser ihrer gemeinsamen Art die Wurzel des bei beiden so stark entwickelten autobiographischen Triebes? Ich frage so, weil sich bei dem Gegentyp, den Söhnen der Idee, wie ich sie nannte, bei Schiller und Dostojewskij, dieser Trieb zum Bekenntnis, zur Selbstdarstellung, Selbsthingabe überhaupt nicht oder nur ganz andeutungsweise findet. Von sich selbst zu sprechen, ihr eigenes Leben zu enthüllen, haben diese aus irgendeinem stolzen oder bescheidenen Grunde verschmäht, sie schweigen von sich, sie sind entweder zu kalt und hochmütig oder aber zu demütig, zu gleichgültig gegen ihr Ich, um sich autobiographisch hinzugeben, jedenfalls gestattet ihre Art von Adel, von Vornehmheit ihnen nicht, jenen Liebesanspruch zu erheben, der in aller Autobiographie enthalten ist. Es ist kein Zweifel, daß die Göttlichen, die Naturgeliebten, sie, deren Reich „von dieser Welt" ist, und die darum Realisten heißen, sich selbst mehr lieben, vielleicht mehr Ursache haben, sich selbst zu lieben, als die Heiligen und Helden des Geistes, der Idee, deren Reich auf eine tief christliche, unheidnische Weise n i c h t von dieser Welt ist, und um deren Schöpfertum es also auch so gründlich anders steht, als um das der ästhetisch-Erdverbundenen. Und ihre Liebe zu sich selbst, ihr dankbar-ehrfürchtiges Erfülltsein, wie wir sagten, strömt über, indem sie von sich, von ihrem Adel und Glück, von dem Segen, der auf ihnen liegt, künden und der Welt davon mitteilen.

Ich fühle wohl, daß Sie mir, was ich da sage, eher noch für Goethe, als für Tolstoi zugeben werden, diesen epischen Giganten, dessen Leben und Schöpfung durch moralistische Gequältheit, durch die ungeschickte Mühsal der Selbstverleugnung und falschen Vergeistigung so beschwert und dunkel gefärbt erscheint, daß von überströmendem adeligen Wohlsein wenig zu spüren ist, wie Sie sagen werden. Und doch bin ich im stillen meiner Sache sicher und habe hundert Anzeichen und Beweise dafür, daß bei allen entfernenden Unterschieden der Rasse, der Nationalität, der Zeitumstände und der Überlieferungen Goethe und Tolstoi in diesem Wesentlichen, wovon ich spreche, Brüder, artgleich, ebenbürtig waren, wie ihnen gegenüber Schiller und Dostojewskij es sind. Die Qual und Mühsal in Tolstois Leben kann mir diese Einsicht nicht trüben. Denn erstens fehlt es daran auch in Goethes Leben, trotz seiner heitereren Tönung, durchaus nicht, und ferner ist es das Charakteristische im Leben der Gotteskinder, daß durch alles Leiden, alle Qual, die etwa darin vorkommen, ihre wahre und eigentliche Bestimmung immerfort gleichsam sonnig hindurchschimmert.

„Wenn Lew Nikolajewitsch gefallen wollte," berichtet Gorki in seinem ausgezeichneten, überaus aufschlußreichen kleinen Erinnerungsbuch, „so konnte er das leichter, als eine kluge und schöne Frau. Stelle dir eine Menge von allen möglichen Leuten vor, die in seinem Zimmer sitzen: der Großfürst Nikolai Michailowitsch, der Hausmaler Ilja, ein Sozialdemokrat aus Jalta, ein Musiker, ein Deutscher, der Dichter Bulgakow usw., und alle schauen ihn mit denselben verliebten Augen an, während er ihnen die Lehre Laotses erklärt. . . . Ich pflegte ihn genau so anzuschauen, wie die andern. Und jetzt sehne ich mich, ihn noch einmal zu sehen — und werde ihn niemals sehen." — Eines ist offensichtlich: Es war nicht die Lehre Laotses, die diese Verliebtheit in aller Augen brachte. Diese Lehre wäre allgemein nur sehr geringem Interesse begegnet, ohne den, der sie vortrug. Die Sehnsucht Gorkis aber, Leo Tolstoi noch einmal zu sehen, ist genau dieselbe, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts pilgernde Menschen aus aller zivilisierten Welt in die kleine thüringische Residenz und das Haus am Frauenplane zog, diesen Erdenwinkel, der damals in der Phantasie der Menschen ungefähr — und nicht nur ungefähr — die Rolle spielte, wie zu Anfang des 20. das Herrenhaus des Gutes Jasnaja Poljana im russischen Gouvernement Tula. . . Weimar und Jasnaja Poljana! Die Bemerkung drängt sich auf, daß weder Schillers noch Dostojewskijs Adel und Genie einen Erdenwinkel zum gnadenkräftigen Wallfahrtsort gemacht haben. Wir haben keine Zeit, darüber nachzudenken, warum nicht? Vielleicht einfach deshalb nicht, weil sie nicht alt genug dazu wurden, weil die Natur ihnen die Würde und Weihe der hohen Jahre versagte, ihnen nicht vergönnte, auf allen Stufen des Lebens charakteristisch fruchtbar zu sein, ein ganzes und klassisches Leben durchzuführen. . . Um aber auf jene „Verliebtheit in aller Augen" zurückzukommen, von der Gorki spricht, so ist es genau dieselbe, die der Herzog Karl August im Sinne hatte, als er Goethen die Grüße des von Rußland kommenden Kaisers Napoleon ausrichtete und hinzufügte: „So wirst du von Himmel und Hölle beliebäugelt."

Wir haben bisher von Goethe und Tolstoi als Autobiographen, wir haben vom Wesen der Autobiographie überhaupt gesprochen. Aber wo es Autobiographie gibt, da ist das Element der Erziehung nicht weit: beide Triebe hängen aufs engste zusammen, ja, sie sind eins, das pädagogische Element lebt, bewußt oder unbewußt (und besser, wenn unbewußt) bereits in dem autobiographischen, es ergibt sich daraus, es wächst daraus hervor.

Goethe nennt Wilhelm Meister irgendwo sein „geliebtes Ebenbild". . . Wieso doch? Liebt man sein Ebenbild? Sollte nicht ein Mensch, der nicht an unheilbarer Selbstgefälligkeit krankt, in der Anschauung seines Ebenbildes der eigenen Verbesserungsbedürftigkeit sich recht bewußt werden? Doch, eben dies sollte er. Und eben dies Gefühl der Verbesserungs- und Vervollkommnungsbedürftigkeit, diese Empfindung des eigenen Ich als einer *Aufgabe*, einer sittlichen, ästhetischen, kulturellen Verpflichtung, *objektiviert* sich im Helden des autobiographischen Bildungs- und Entwicklungsromans, vergegenständlicht sich zu einem Du, an welchem das dichterische Ich zum Führer, Bildner, Erzieher wird — identisch mit ihm und zugleich ihm überlegen in dem Grade, daß Goethe seinen Wilhelm, den guten Kerl in seinem dunklen Drange, den er aus sich herausgestellt, einmal mit väterlicher Zärtlichkeit einen „armen Hund" nennt — ein Wort voller Empfindung für sich und ihn. Im Inneren des autobiographischen Pathos selbst also vollzieht sich bereits die Wendung ins Erzieherische. Und dieser Objektivierungsprozeß schreitet im „Wilhelm Meister" fort durch die Einführung der Gesellschaft des „Turmes", die Wilhelms Schicksal und menschliche Ausbildung in die Hände nimmt, sein Leben an geheimen Fäden leitet; immer deutlicher wandelt sich in den „Lehrjahren" die Idee der persönlich-abenteuernden Selbstausbildung in die der Er-

ziehung, um in den „Wanderjahren", wie wir sagten, völlig ins Soziale, ja Politische zu münden, und Goethe hat nicht versäumt, auch am Ende des Faust-Gedichtes noch diese unfehlbare Zusammengehörigkeit von Selbst- und Menschenbildung einen Augenblick poetisch aufleuchten zu lassen: Denn den Verklärten, der drunten „immer strebend sich bemühte", empfangen selige Knaben dort oben mit dem Gesange:

„Wir wurden früh entfernt
Von Lehrchören;
Doch dieser hat gelernt, —
Er wird uns lehren."

Niemand hat je das eigene Ich in dem Sinne geliebt, niemand war je „egozentrisch" in dem Sinne, daß er sein Ich als kulturelle Aufgabe verstand und es sich in der Betreuung dieser Aufgabe sauer werden ließ, ohne auch zu erzieherischer Wirkung in der äußeren Menschenwelt, zum Glück und der Würde eines Jugendführers und Menschenbildners wie von ungefähr zu gelangen; und der Augenblick dieser Einsicht ist, wie er erst auf der Höhe des Lebens sich einstellt, der höchste im Leben des produktiven Menschen. Er wird nicht vorhergesehen, vorhergeahnt auch nur, dieser Augenblick — ich glaube, niemals. Der autobiographische arme Hund, auf nichts, als die hinlänglich schwierige Kultur des eigenen Ackers, oder, religiös gesprochen, auf die Rettung und Rechtfertigung des eigenen Lebens von Hause aus bedacht, wird sich nicht eingebildet haben, er „könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren". Dennoch kommt der Tag, wo er mit noch ungläubigem Staunen gewahr wird, daß er gelehrt hat, indem er lernte, daß er gebildet, erzogen, geführt, durch das hohe, eroserfüllte und menschenverbindende Kulturmittel der Sprache junges Leben mit dem Stempel seines Geistes geprägt hat, und diese Erkenntnis, diese seine Existenz fortan beherrschende Gewißheit läßt an plastischer Lust alles gemein-menschliche Liebes- und Vaterglück so weit zurück, wie überhaupt geistiges Leben das sinnlich-individuelle an Würde, Schönheit und Großartigkeit übertrifft.

Was wir da anzudeuten und zu entwickeln suchten, sind Ideen aus der Sphäre des deutschen Idealismus und Humanismus — einer Sphäre, die niemals diejenige Tolstois sein konnte, obgleich er natürlich mit ihr in Berührung gekommen ist, wie gewisse Notizen in seinen Tagebüchern beweisen würden, wenn es der Beweise bedürfte. „Ich lese Goethe. Die Gedanken schwärmen", schreibt er zu Anfang der sechziger Jahre, als Mann von einigen dreißig Jahren also, um die Zeit, als er vom Auslande nach Rußland zurückkehrte und seine Arbeit als pädagogischer Schriftsteller und Praktiker begann. Damals feierte man dort eben die Aufhebung der Leibeigenschaft. Soziale Betätigung war das Losungswort der Gesellschaft und oft genug gewiß nur eine Modelosung. Für Tolstoi war das Soziale sittliche Leidenschaft; mit der vollen, gründlichen und unbedingten Hingabe an alles Tun, die den Moralisten von Passion auszeichnet, stellte er sich in den Dienst der Gemeinschaft — und zwar zunächst auf demselben Gebiet, in dessen Betreuung auch Goethe lange Jahre seines Lebens entsagungsvoll verbracht hat, dem administrativen. Wie Goethe das Herzogtum Sachsen-Weimar regierte, so wirkte der Gutsbesitzer Graf Leo Tolstoi in seinem Bezirk als Mirovoj posrednik, als Friedensrichter; was aber überraschen könnte, und zwar soweit Goethe in Betracht kommt, ist der Geist, in dem sie beide ihres Amtes walteten, und den man im engeren Sinne des Wortes den sozialen nennt. Die beiden großen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Umwälzungen, von denen die eine in Goethes Leben fiel und es schwer erschütterte, die andere erst Jahre nach Tolstois Tode, in unseren Tagen, Wirklichkeit wurde, sind von den beiden Dichtern aufs klarste vorausgefühlt, vorausgesehen worden, von jedem nach

seiner Art. Goethe hat die französische Revolution mit Schrecken kommen sehen, mit Widerstand, mit dem dringenden Wunsche, ihr vorzubeugen. Tolstoi prophezeite die russische mit einer Sicherheit, die positiverer revolutionärer Sympathie entsprang. Unter feierlich ausführlicher Datierung: „1865, 13. August, Jasnaja Poljana", schreibt er in sein Tagebuch: „Die allgemein historische Aufgabe Rußlands liegt darin, in die Welt den Gedanken einer sozialen Regelung der Bodenverteilung zu bringen. . . . Das russische Volk negiert das stärkste, von aller Arbeit unabhängige Eigentum, d. h. das Eigentum an Grund und Boden, das gleichzeitig dasjenige ist, welches das Recht anderer Menschen, Eigentum zu erwerben, am meisten hindert. Das ist kein Traum, es ist eine Tatsache, die im Gemeindeeigentum der Bauern und Kosaken zum Ausdruck kommt. Diese Wahrheit versteht der russische Gelehrte wie der russische Bauer, der da sagt: „Man schreibe uns bei den Kosaken ein, und die Erde wird frei sein." Dieser Gedanke hat eine Zukunft. *Eine russische Revolution kann nur auf ihm fußen.* Die Revolution wird sich nicht gegen das Zartum und den Despotismus wenden, sondern gegen das Eigentum an Grund und Boden. Sie wird sagen: „Von mir, vom Menschen nimm und raub', was du willst, aber die Erde laß uns ganz!" Der Despotismus hindert diese Ordnung der Dinge nicht, er fördert sie." Und Tolstoi fügt hinzu: „Dies alles sah ich im Traum am 13. August."

Daß Goethes ministerielles Wirken in hohem Grade von agrar-ethischen Gesichtspunkten bestimmt war, wird manchem neu sein. Die Entlastung der Bauern von Fronen und Zehnten, Bodenreform, die Umwandlung des bäuerlichen und gutsherrlichen Besitzes in freies, teilbares Eigentum: dies sind Dinge, die er sich jahrelang aufs ernsteste angelegen sein ließ — ziemlich erfolglos im großen ganzen; aber seinen Aristokratismus mit sozialer Indifferenz zu verwechseln, wäre sehr fehlerhaft. „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren," schreibt er 1782, sieben Jahre vor der Pariser Katastrophe, „läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." Das ist nicht Ruchlosigkeit, es ist wundes soziales Gewissen, und es ist die Ahnung der Revolution. Und wenn Tolstoi als Friedensrichter sich zum Anwalt der Bauern gegen die Tyrannei der Grundbesitzer und Polizeioffiziere machte und auf diese Weise nicht nur seine Beziehungen zu den Gutsnachbarn, sondern auch vorübergehend seine Gesundheit zerstörte, so wirkte eben der Geist aus ihm, der aus der Goetheschen Briefstelle spricht: „Das arme Volk muß immer den Sack tragen. . . . Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notwendige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." — Man sieht also, die beiden großen Dichter, der westliche und der östliche, stimmten in sozialen Gewissensangelegenheiten und in dem Vorgefühl unabwendbar nahender Krisen in einem Grade überein, der nur den überraschen könnte, der unter Dichtertum nichts als Traum und Kunst und nicht vor allem sensitives Angeschlossensein an Zeit und Zukunft, Sehertum also, verstünde.

Auch die pädagogische Neigung war bei Tolstoi, anders als bei Goethe, unmittelbar sozial-moralischer Herkunft. „Ein Mann von Begabung und Wissen, sagte er, müsse denen, die dieser Vorteile ermangeln, Anteil daran gewähren, ehe er für sich selbst Vergnügen daraus ziehe —": eine ärmliche Motivierung seiner Bestrebungen, das muß man sagen, rational-humanitär, wie das bewußte Denken des mächtigen Künstlers nun einmal war, und tief untergeordnet der schönen Menschlichkeit, mit der bei Goethe das Soziale aus der Kultur- und Bildungsidee organisch

erwuchs. Aber was Tolstoi d a c h t e, war immer unendlich geringer, als das, was er w a r; und wir müßten uns psychologisch sehr irren, wenn es Zufall gewesen sein sollte, daß der soziale Gewissenstrieb des großen Plastikers und Autobiographen sich gerade auf das Gebiet der Erziehung warf — wenn nicht vielmehr auch hier die Zusammenhänge gewaltet hätten, auf die wir im Vorangangenen einiges Licht zu werfen versuchten.

Nutzen wir die kurze Spanne Zeit, die uns noch bleibt, um Goethe und Tolstoi als Erzieher ein wenig miteinander zu vergleichen, die Gegensätze zu bemerken, die sie charakteristisch trennen, aber auch die Punkte festzustellen, an denen eine merkwürdige Ideenverwandtschaft sie verbindet.

Ein Unterschied besteht sogleich darin, daß Goethe sich als Pädagog im Theoretischen, ja Utopischen hielt, seine Gedanken und Lehrmeinungen allein als Dichter und Schriftsteller entwickelte und darstellte, während Tolstoi, unbeschadet einer ausgebreiteten pädagogisch-schriftstellerischen Tätigkeit, als Volksschullehrer auf eigene Hand, als Gründer von Schulen für Bauernkindern seine Ideen praktizierte oder vielmehr damit experimentierte, auf dem Wege des praktischen Versuches zu ergründen sich bemühte, wie und worin das Volk und der junge Mensch überhaupt unterrichtet zu werden wünsche: denn daß dies nicht feststehe, und daß es vor allem darauf ankomme, dies festzustellen, war seine oberste pädagogische These. „Das Volk," sagte er, „dieser an der ganzen Angelegenheit meistinteressierte Teil, Partei und Richter in einer Person, hört unsere mehr oder weniger geistreichen Auseinandersetzungen darüber, wie man seine geistige Nahrung zubereiten soll, ruhig an. Sie sind ihm völlig gleichgültig, denn es weiß genau, daß es in der großen Angelegenheit seiner geistigen Entwicklung nicht einen falschen Schritt machen und nichts annehmen wird, was falsch ist, und alle Versuche, es auf eine ihm nicht gemäße Art, z. B. auf deutsche Art, zu bilden, zu lehren und zu lenken, werden von ihm abprallen wie Erbsen von der Wand." Wenn man, so erklärt Tolstoi in Schriften und Polemiken, den Typus der deutschen Schule auf Grund historischer Erfahrung als etwas Wünschenswertes anerkennen müsse, so bleibe doch die Frage offen, ob man als Russe für eine Volksschule eintreten dürfe, die in Rußland noch gar nicht bestehe. Denn welche geschichtlichen Argumente könne man für die Behauptung anführen, daß die russischen Schulen das gleiche sein müßten, wie die des übrigen Europa? Das Volk, sagt er, braucht Erziehung, und jedes einzelne Individuum sucht sie unbewußt. Die höher kultivierte Menschenklasse, die Gesellschaft, die Regierungsbeamten, trachtet ihr Wissen auf die anderen zu übertragen und die weniger gebildete Menge zu erziehen. Man sollte meinen, daß ein derartiges Zusammentreffen der Notwendigkeiten sowohl der Klasse, die den Unterricht erteilt, als auch der, die ihn empfängt, zur Befriedigung gereichen müsse. Allein das Gegenteil ist der Fall. Die Menge handelt unaufhörlich den Anstrengungen entgegen, die für ihre Erziehung von den oberen Klassen gemacht werden, so daß diese Anstrengungen häufig vereitelt werden. Wer hat schuld? Was ist rechtmäßiger — der Widerstand, oder die Handlung, gegen die er sich richtet? Muß der Widerstand gebrochen oder die Handlung geändert werden? Dies letztere, entscheidet Tolstoi, ist der Fall. „Sollen wir", sagt er, „uns nicht ehrlich und offen eingestehen, daß wir nicht wissen, nicht wissen können, was das Bedürfnis der kommenden Generationen sein wird, daß wir uns jedoch verpflichtet fühlen, dem nachzuforschen? Daß wir das Volk nicht der Unwissenheit beschuldigen wollen, weil es unsere Erziehung nicht annimmt, sondern uns selbst der Unwissenheit und Selbstüberhebung bezichtigen sollen, wenn wir darin fortfahren, das Volk nach unseren eigenen Ideen zu erziehen? Hören wir doch endlich auf, in dem Widerstand des Volkes gegen unsere Erziehung ein feindliches Element zu erblicken; sehen wir doch darin eher den Ausdruck des Volks-

willens, der allein uns leiten sollte. Nehmen wir endlich die Tatsache an, die uns die ganze Geschichte der Pädagogik so deutlich lehrt, daß, wenn die erziehende Klasse wissen soll, was gut und was schlecht ist, die zu erziehenden Klassen die volle Macht besitzen müssen, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben und sich von einer Erziehung abzuwenden, die sie instinktiv nicht befriedigt, — daß das einzige Kriterium der Erziehungsmethoden die Freiheit ist."

„Das einzige Kriterium der Pädagogik ist die Freiheit, die einzige Methode die Erfahrung, das Experiment." Dies ist Tolstois oberste Erziehermaxime. Die Schule soll seiner Ansicht nach zugleich ein Mittel der Erziehung und ein Experiment an der jungen Generation sein, das stets neue Resultate ergäbe; sie soll mit anderen Worten ein erzieherisches Laboratorium sein, worin das Experiment der pädagogischen Wissenschaft eine feste Basis schafft. Damit es das aber tun könne, ist nötig, daß es sich unter Umständen vollziehe, die den Wert seiner Ergebnisse sicherstellen, d. h.: in Freiheit. Die Schule, wie sie ist, erklärt Tolstoi, verblödet die Kinder, da sie ihre geistigen Fähigkeiten verzerrt. Sie reißt sie während der kostbarsten Entwicklungszeit aus dem Kreis der Familie, beraubt sie des Glückes der Freiheit und macht aus dem Kinde ein abgehetztes, gedrücktes Geschöpf, dem ein Ausdruck der Müdigkeit, Furcht und Langeweile anhaftet, während es mit den Lippen fremde Worte in einer fremden Sprache wiederholt. Geben wir aber dem Volke bei seiner Ausbildung Freiheit, so geben wir ihm auch die Möglichkeit, auszusprechen, was ihm nottut, und weiter die Möglichkeit, unter den dargebotenen Kenntnissen zu wählen. Alle Philosophen von Plato bis Kant erstreben einstimmig die Befreiung der Schule von den Fesseln der Tradition. Sie streben, herauszufinden, worin die geistigen Bedürfnisse des Menschen bestehen, und bauen auf diesen mehr oder weniger richtig erschauten Bedürfnissen ihre neue Schule auf. Luther verlangt, daß das Volk die Heilige Schrift im Urtext und nicht nach den Kommentaren der heiligen Väter studiere. Bacon rät das Studium der Natur nach der Natur und nicht nach den Büchern des Aristoteles. Rousseau möchte das Leben aus sich selbst heraus, so wie er es auffaßt, lehren und nicht nach veralteten Erfahrungen. Alle Philosophie verficht die Befreiung der Schule von der Idee, die jüngere Generation in dem zu unterrichten, was die ältere Generation für Wissenschaft hielt, zugunsten der Idee, sie das zu lehren, dessen sie selbst bedarf. Und jeder Schritt vorwärts in der Pädagogik, wenn wir ihre Geschichte aufmerksam betrachten, besteht in einer größeren natürlichen Annäherung zwischen Schüler und Lehrer, in weniger Zwang und größerer Erleichterung des Lernprozesses.

Also wendet Tolstoi, ein anarchistischer Pädagog, sich geradeswegs gegen die Disziplin. „Die Schule, in der weniger Zwang ist," sagt er, „ist besser, als die, in der mehr Zwang ist. Die Methode, die zu ihrer Einführung keiner Anstrengungen der Disziplin bedarf, ist gut; die, welche mehr Strenge braucht, ist sicherlich schlecht. Nehmen wir eine Schule, wie die meine, und versuchen wir, dort Gespräche über Tische und Zimmerecken zu führen oder kleine Würfel hin und her zu schieben. In der Schule wird eine entsetzliche Unordnung entstehen, und es wird unbedingt nötig werden, die Schüler durch Strenge zur Ruhe zu bringen. Aber versuchen wir, ihnen eine interessante Geschichte zu erzählen, oder Aufgaben zu stellen, oder lassen wir einen an der Tafel schreiben und die anderen korrigieren, und lassen wir alle aus den Bänken heraus, und sie werden alle beschäftigt sein, es wird zu keinem Schabernack kommen, und eine Verschärfung der Disziplin wird überflüssig sein. Man kann ruhig sagen, daß diese Art gut ist."

„Die Kinder bringen nichts mit," so schildert Tolstoi den Schulbetrieb von Jasnaja Poljana, „— weder Lesebücher noch Schreibhefte. Sie bekommen keine Aufgaben nach Hause mit. Sie brauchen nicht nur in den Händen, sie brauchen

selbst in den Köpfen nichts zu tragen. Sie sind nicht verpflichtet, sich irgendeine Aufgabe zu merken, nichts von dem, was sie tags vorher getan. Der Gedanke an die kommende Lektion quält sie nicht. Sie bringen nichts mit sich als ihre empfängliche Natur und die Überzeugung, daß es heute ebenso lustig in der Schule sein wird, wie gestern; sie denken an den Unterricht erst, wenn dieser begonnen hat. Keiner, der zu spät kommt, wird je ausgescholten, und sie kommen niemals zu spät, ausgenommen einige der älteren, deren Väter sie hin und wieder zur Arbeit zurückhalten. Geschieht das einmal, so laufen sie voll Hast in die Schule und langen atemlos dort an."

Glückliche Dorfkinder von Jasnaja Poljana! Aber es begreift sich, daß Tolstoi den Kindern aus der Schule wenigstens ein Vergnügen zu machen sucht, denn sein Glaube an ihren erzieherischen Wert ist schwach, er macht letzten Endes kein Hehl aus seiner Überzeugung, die er aus persönlichen Erfahrungen an den Schulen von Marseille, Paris und anderen Städten des westlichen Europas geschöpft zu haben erklärt, der Überzeugung, daß der größte Teil der Volkserziehung überhaupt nicht der Schule, sondern dem Leben verdankt werde, und daß ein freier, offener Unterricht durch öffentliche Vorträge, Vereine, Bücher, Ausstellungen usw. weitaus jedem Schulunterricht überlegen bleibe. Aber wie dem nun sei: nicht das Richtige oder Falsche an Tolstois Ideen ist es, was uns hier in erster Linie interessiert, sondern das Charakteristische daran; und charakteristisch sind sie wirklich im höchsten Grade und nach allen Seiten hin, nicht nur in persönlicher Beziehung, sondern als Zeichen, ja als prophetische Vorzeichen der Zeit.

Was vor allem auffällt, ist ein Akzent, der mit gewissen anderen Lehrmeinungen Tolstois, den pazifistisch-antinationalen, den demokratischen Gleichheitslehren seines Alters in striktem Widerspruch steht: der nationale Akzent, mit dem er das Recht des russischen Volkes auf eine seiner Sonderart gemäße, von ausländischem Geiste unabhängige Erziehung betont. Tolstois Grund- und Stockrussentum, die adelig-bäuerliche Volkhaftigkeit des Dichters von „Krieg und Frieden", verneint das Recht der europäisch-westlich-liberal gebildeten Ober- und Beamtenklasse, dem Volk einen Unterricht aufzudrängen, der seinem wirklichen Bedürfnis nicht entspreche. Er wendet sich damit gegen Peter den Großen, dessen Werk diese europäisch-westlich-liberale Beamtenklasse ist, oder dessen Werk sie war, denn sein Rußland ist dahin. Tolstois pädagogische Ideen sind extrem anti-petrinisch, anti-westlich, anti-fortschrittlich, er erklärt offen, daß die gebildete Klasse nicht imstande sei, das Volk recht zu unterrichten, da sie das Wohl des Volkes in der Zivilisation und im Fortschritt sehe. Tolstoi glaubt nicht an die europäische Idee des Fortschritts, er leugnet sie in Wort und Werk. Die liberale Kritik Rußlands mußte zugeben, daß „Krieg und Frieden" ein „durch und durch russisches Werk" sei, daß „niemand mit einer solchen Kraft der künstlerischen Analyse und Synthese, mit solcher Schöpferkraft also, den Typus der russischen Volksseele in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und ihrer erhabenen Einheitlichkeit nachgebildet habe", wie Tolstoi. Aber die „geflissentliche Entfernung, in der er sich von allen zeitgenössischen fortschrittlichen Strömungen hielt", verübelte man ihm. In seinen pädagogischen Streitschriften nun wird diese Abneigung manifest; er hat sich darin über den Fortschrittsglauben des Westens, den das Rußland Peters, das liberale Rußland angenommen hatte, unumwunden lustig gemacht. Man habe, sagte er, das Gesetz des Fortschritts im Herzogtum Hohenzollern-Sigmaringen und an seinen 3000 Einwohnern beobachtet. Andererseits aber habe man China mit seinen 200 Millionen Einwohnern, das unsere ganze Fortschrittstheorie über den Haufen werfe. Nichtsdestoweniger zweifle man keinen Augenblick daran, daß Fortschritt ein allgemeines Gesetz der Menschheit sei, und so ziehe man mit Kanonen und Gewehren aus, um den Chinesen die Fort-

schrittsidee beizubringen. Der gewöhnliche Menschenverstand könnte uns jedoch sagen, daß, wenn die Geschichte des größeren Teiles der Menschheit, der ganze sogenannte Osten, das Gesetz des Fortschritts nicht bestätigt, dieses Gesetz nicht für die ganze Menschheit bestehe, sondern höchstens einen Glaubensartikel für einen bestimmten Teil der Menschheit bilde. Tolstoi bekennt, daß er im Leben der Menschheit überhaupt kein gemeinsames Gesetz zu finden vermag, und daß man ebensogut die Geschichte jeder beliebigen anderen Idee oder historischen Phantasie unterordnen könne, wie der Fortschrittsidee. Er sieht aber, weitergehend, auch nicht die geringste Notwendigkeit, Gesetze für die Geschichte zu finden, ganz unabhängig von der Unmöglichkeit. Das gemeinsame ewige Gesetz, sagt er, stehe in der Seele eines jeden Menschen geschrieben, und nur durch Irrtum werde es auf die Geschichte übertragen. Solange es ein persönliches bleibe, sei dieses Gesetz fruchtbar und allen zugänglich; auf die Geschichte übertragen, müßiges, leeres Geschwätz. Ein allgemeiner Fortschritt der ganzen Menschheit sei eine unerwiesene Sache und existiere nicht für sämtliche Nationen des Ostens. Es sei daher ebenso unbegründet, wenn man behaupte, daß der Fortschritt das Urgesetz der Menschheit sei, wie die Behauptung vernünftig wäre, daß alle Leute blond seien, mit Ausnahme der Dunkelhaarigen.

Hier vermischen sich aufs merkwürdigste Ideen aus der Sphäre eines idealistischen Individualismus, der deutsch ist, und der die menschliche Vervollkommnung in das Innere des Einzelnen verlegt, mit andern, die die entschiedenste Kampfansage an die Überheblichkeit Europas als geistiger Gesetzgeberin der Welt bedeuten. Man bemerkt im Vorbeigehen die Übereinstimmung Tolstois und Goethes in einer sehr lässigen Einschätzung der Geschichte — eine Übereinstimmung, die freilich Raum für manche Unterschiede läßt. Was aber besonders auffällt, ist Tolstois Protest gegen die in seinen Augen naive Verwechslung europäischer, und zwar westeuropäischer Menschlichkeit mit der Gesamtmenschheit, seine Blickrichtung gegen den Osten, in den er offenbar sein riesiges Vaterland einbegreift, sein Asiatismus mit einem Wort, der, wie wir sagten, anti-petrinisch, urrussisch-zivilisationsfeindlich ist, und den ich besonders im Sinne hatte, als ich meinte, Tolstois pädagogische Ideen seien bedeutungsvoll als prophetische Vorzeichen der Zeit. Denn wird heute nicht deutlich, daß der Epiker des russischen Kampfes gegen Rom, gegen Cäsar-Napoleon, mit dieser seiner volkhaften Östlichkeit Recht behalten wird gegen die geistigen Erben Peters, gegen das westlich-liberalisierende Rußland? Wird nicht deutlich, daß die Epoche Peters des Großen, die europäische Epoche Rußlands zu Ende ist, daß sie sich endgültig als ein ebenso verfehltes wie großartiges Experiment erweist, und daß Rußland sein Angesicht wieder nach Osten wendet? Wer der Auffassung Raum geben wollte, der arme Zar Nikolai sei der europäischen Fortschrittsidee gefallen, befände sich in einem wesentlichen Irrtum. In ihm wurde Peter der Große ermordet, und sein Sturz gab der russischen Volkheit nicht etwa den Weg nach Europa, sondern den Heimweg nach Asien frei.

In nahem, seelischem Zusammenhang nun mit Tolstois Asiatismus steht seine Neigung zum Anarchismus, sein offenkundiger Glaube an das anarchische Prinzip als einzig vernünftige Grundlage menschlichen Zusammenlebens, seine Lehrmeinung, daß absolute Freiheit alle Disziplin überflüssig mache — diese Meinung, die sich pädagogisch in dem Vorschlag äußert, die Kinder „alle aus den Bänken herauszulassen" und sie von jeder drückenden Pflichtvorstellung zu entbinden. Diese Redensart vom Herauslassen aller Kinder aus den Bänken ist in ihrer erheiternden Anschaulichkeit ein rechtes Symbol für Tolstois gesellschaftlich-politische, oder vielmehr anarchisch-antipolitische Anschauungen überhaupt, die er am bündigsten in seinem berühmten Brief an den Zaren Alexander III. entwickelt hat, dessen Vater am 1. März 1881 ermordet worden war, und den Tolstoi durch jenen Brief zur Be-

gnadigung der Mörder bestimmen wollte. Tolstoi setzt dem Kaiser da in Worten, so eindringlich, daß man sich über ihre Erfolglosigkeit fast wundern muß, auseinander: Die beiden politischen Mittel, die man bisher gegen die um sich fressende politische Krankheit angewendet habe, also erstens Gewalt und Terror und zweitens Liberalismus, Konstitution, Parlament — hätten sich endgültig als unwirksam erwiesen. Es bleibe aber noch ein drittes Mittel, das nicht politischer Natur sei, und das zum mindesten den Vorzug habe, noch niemals versucht worden zu sein. Es bestehe in der Erfüllung des göttlichen Willens ohne jede Rücksicht und staatskluge Einschränkung, also in der Liebe, der Vergebung, der Vergeltung des Bösen mit Gutem, in der Sanftmut, der Widerstandslosigkeit gegen das Übel, der Freiheit. . . . Mit einem Worte, Tolstoi rät, „alle Kinder aus den Bänken herauszulassen", er rät Anarchie — dieses Wort nicht als Schimpfwort gebraucht, sondern rein sachlich, im Sinne einer bestimmten sozialen und pädagogischen Heilslehre.

Es ist psychologisch sehr merkwürdig, wie sich in dieser anarchischen Grundlehre des großen Russen sein Asiatentum, das seinerseits schon eine Mischung aus unterschiedlichen seelischen Bestandteilen, aus orientalischer Passivität, religiösem Quietismus und einer unleugbaren Neigung zu sarmatischer Wildheit darstellt, wiederum eine Verbindung eingeht mit Bestandteilen westeuropäischen Revolutionarismus, mit den pädagogisch-politischen Ideen Rousseaus und seines Schülers Pestalozzi, in denen dieses Element der Wildheit, der Rückkehr zum Urstande der Natur, kurzum das anarchische Element in einer anderen Gestalt und Färbung ebenfalls lebendig ist. Nun sollte man denken, daß einem durchaus kulturell interessierten Geiste, wie dem Goethes, dies Element urmenschlicher Wildheit immer fern geblieben sein müßte. Goethe hat das Asiatentum gehaßt und verachtet, darüber ist kein Zweifel. Sein vielen anstößiges Verhalten zur Zeit des Befreiungskrieges beruhte ganz wesentlich auf diesem Widerwillen seiner Seele. „Es ist wahr," sagte er 1813, „Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." Das Bündnis mit Rußland, die Abhängigkeit Deutschlands von Rußland war ihm tief zuwider; bei seiner ersten Berührung mit dem Osten, dem Slawentum schon, gelegentlich der oberschlesisch-polnischen Reise, hatte er sich „fern von gebildeten Menschen" gefühlt; die Humanität des Dichters der „Iphigenie", dieses hervorragend zivilisatorischen Werkes, sympathisierte mit der westlichen Humanität, deren Form die Zivilisation ist, sehr entschuldbarerweise mehr, als mit der weichen, wilden Menschlichkeit des Ostens. Bei dem europäischen Prediger der Wildnis aber, bei Rousseau, war er lange genug in die Schule gegangen, um noch im Alter gelegentlich Äußerungen tun zu können, deren Europa-Müdigkeit, deren Überdruß an abendländischer Gesittung durchaus tolstoiisch anmuten. „Es geht uns alten Europäern", sagte er eines Tages zu Eckermann, „übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein, ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen."

Das ist Rousseau, das ist Tolstoi, das ist zugleich auch Goethe. Aber solche Anwandlungen hinderten nicht, daß er sich gegen den pädagogischen Rousseauismus, wie Pestalozzi ihn propagierte und praktizierte, gegen den anarchischen Individualismus der revolutionären Erziehung mit wirklicher Wut, ja geradezu mit Ver-

zweiflung empörte. Boisserée erzählt, wie Goethe ihm seinen Jammer über das Pestalozzische Wesen geklagt. Es möge vortrefflich gewesen sein nach seinem ersten Zweck und Bestimmung, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber das Verderblichste von der Welt werde es, sobald es aus den ersten Elementen hinausgehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze. . . . Und nun gar der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte man nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen mache. „Was wäre denn aus mir", rief Goethe, „geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor anderen zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein! Diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist."

Überlieferung, Ehrfurcht, welche „die Menschen untereinander zu Menschen macht", Unterordnung des Ich unter eine edle, schützenswerte Gemeinschaft — spüren wir nicht die Nähe der Pädagogischen Provinz? Erinnern wir uns einen Augenblick an diesen herrlichen und weisen, zugleich strengen und heiteren Traum von Erziehung und Jugendbildung, in dem von der Humanität des 18. Jahrhunderts, vom Geiste der „Zauberflöte", vom Geist des Sarastro, von diesem „An Freundes Hand zum Guten wandeln" noch viel zu spüren ist, der aber zugleich an Neuem, Kühnem, menschlich Zukünftigem so viel umschließt, daß er gewiß nicht weniger revolutionär, als Tolstois erzieherische Ideen, zu nennen ist. Nur freilich fehlt das anarchische Ideal vollkommen darin, vielmehr fällt sein Begriff der Menschlichkeit, der Menschenwürde, Gesittung und Bildung so sehr mit dem der feierlichsten Ordnung und Stufung, mit einem so ausgeprägten Sinn für Ehrfurcht, Überlieferung, Symbol, Geheimnis, für Disziplin, Rhythmus, eine reigenartige, fast choreographische Gebundenheit in der Freiheit zusammen, daß man diesen Begriff wohl als staatsmännisch im höchsten und schönsten Sinn, im Gegensatz zu Tolstois „Herauslassen aus den Bänken" ansprechen kann. Auch die Knaben und Jünglinge von Goethes Traumgebiet sitzen nicht an Bänke geschmiedet, jedenfalls sehen wir sie nicht in diesem Zustand. Die Grundlage ihrer Erziehung ist, wie Pestalozzi es wollte, dessen Prinzipien in der Provinz überhaupt mehr zu Ehren kommen, als man erwarten sollte, der Ackerbau, und im Freien, unter Gesängen, die alles begleiten, Arbeit und Spiel, vollzieht sich ihre Ausbildung, die vor allem darin besteht, daß, wie es wörtlich heißt, „weise Männer den Knaben unter der Hand dasjenige finden lassen, was ihm gemäß ist; daß sie die Umwege verkürzen, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzu gefällig, abirren mag". Jede entschiedene Berufsneigung also wird begünstigt und gepflegt, denn „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen". Wenn aber damit die Erziehung individuell ist, so ist sie darum nicht im entferntesten individualistisch — dies in der Tat so wenig, daß Respekt sogar vor dem Konventionellen verlangt, und als hervorstechende Eigenschaft gerade des Genies betrachtet wird: denn dieses begreife, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur sei; und es bequeme sich am leichtesten zum Respekt vor dem Konventionellen, in der Einsicht, daß dieses ja nichts anderes sei, als „die Übereinkunft vorzüglicher Menschen, das Notwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten". Das ist

weitgehende Feindschaft gegen das Willkürliche, welche man bezeichnenderweise durch ein Beispiel aus der Musik zu verteidigen bemüht ist. „Würde", heißt es, „der Musiker einem Schüler vergönnen, wild auf den Saiten herumzugreifen, oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei; das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken dann zuletzt allein das Unmögliche möglich wird." — Kein Zufall. wie gesagt, daß die Musik von den Oberen der Provinz derart als Paradigma herangezogen wird; denn ist sie nicht wirklich das geistigste Symbol für alles „gesetzliche Zusammenwirken" des Vielfachen zu einem menschenwürdigen, kulturedlen Zweck und Ziel? In der Pädagogischen Provinz durchwaltet der Gesang alles Tun und Treiben, er ist „die erste Stufe der Bildung", alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. „Der einfachste Genuß", heißt es, „sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntnis, wird auf dem Weg des Gesanges mitgeteilt." Sogar die Wissenschaftselemente des Lesens, Schreibens, Rechnens ergeben sich aus dem Gesange, dem Notenschreiben, der Textunterlage, der Beobachtung der zum Grunde liegenden Maße und Zahlen — und kurz, wie der Ackerbau das natürliche, so ist die Musik hier das geistige Element der Erziehung, „denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten".

Ein anderer großer Deutscher und Bildner deutschen Schicksals kommt uns hier in den Sinn: Luther, der der Musik als pädagogischem Mittel eine sehr verwandte Schätzung entgegengebracht hat, wie Goethe sie hier bekundet. „Musicam", sagte er, „habe ich allzeit lieb gehabt. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie machet feine, geschickte Leute. Einen Schulmeister, der nicht singen kann, sehe ich nicht an." Und in den Schulen, die seinem Einfluß unterstanden, wurde fast so viel gesungen, wie in der Pädagogischen Provinz — während ich nicht wüßte, daß in Tolstois Schule überhaupt gesungen worden wäre. Daß es nicht geschah, darf man schon daraus schließen, daß Tolstoi mit Beifall einen Ausspruch Berthold Auerbachs vermerkt, dahin lautend, Musik sei „ein pflichtloser Genuß und also der erste Schritt zur Unsittlichkeit" — ein sozial-ethischer Ausspruch von so bejammernswerter Flachheit, daß man ihn in höherer Sphäre nicht für möglich halten sollte. Dem Wanderer durch die Pädagogische Provinz scheint es, als ob keiner ihrer Bewohner „aus eigener Macht und Gewalt etwas leiste, sondern als ob ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebe, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend". Dieser Geist ist der Geist der Musik, der Kultur, des „gesetzlichen Zusammenwirkens", wodurch allein zuletzt „das Unmögliche", d. h. der Staat als Kunstwerk, möglich wird; es ist ein aller Wildheit ferner und entgegengesetzter, es ist deutscher Geist.

Dieses dreifach abgestufte Grüßen, dessen Sinn, die dreifache Ehrfurcht, den Knaben selbst ein Geheimnis bleibt, weil das Geheimnis, die Achtung vor dem Verhüllten, große sittigende Vorteile habe; dieses Dringen auf Scham und Scheu; dies stracke Frontmachen des jungen Menschen gegen die Welt in ehrenhaft kameradschaftlicher Verbindung mit seinesgleichen; dieses Erhöhen der eigenen Ehre, indem man Ehre gibt; dieser ganze hoch vergeistigte und musisch durchheiterte Militarismus: wie fernab ist er von dem rationalen Radikalismus, der innerlich wilden Christlichkeit Tolstois! Sollte man glauben, daß trotzdem in entscheidenden Punkten

die merkwürdigste Verwandtschaft zwischen den Erziehungsideen der beiden großen Dichter besteht?

Tolstoi erklärt es einmal in frommer Simplizität für das Heilmittel der Welt, einfach all das nicht mehr zu tun, was man selbst nicht vernünftig findet, d. h. all das nicht, was jetzt unsere ganze europäische Welt tue, z. B. „die Grammatik toter Sprachen lehren". Was in dieser polemischen Äußerung gegen das Studium der antiken Sprachen fühlbar wird, ja offen zum Ausbruch kommt, ist die Auflehnung des russischen Volkstums gegen die humanistische Zivilisation selber; es offenbart sich darin Tolstois unklassisches Heidentum, jene ethnische Göttlichkeit, welche nach Gorki nicht diejenige eines Jupiter, sondern eines russischen Gottes war, „der auf einem Ahornthron unter einer goldenen Linde sitzt". Eine extrem antihumanistische, antiliterarische, antirhetorische Auffassung von der Wichtigkeit und Vordringlichkeit der Lehrfächer herrscht in Tolstois Erziehungsschriften; er achtet die Disziplinen des Lesens und Schreibens keineswegs für so wichtig, wie es in Europa überlieferterweise geschieht, er hegt nicht die geringste Humanistenfurcht vor dem Begriff des „Analphabetentums", sondern hat diesen nach unseren Vorstellungen rohen Zustand offen verteidigt. „Wir sehen Leute mit allen Kenntnissen für die Zwecke der Landwirtschaft ausgerüstet," sagt er, „die den inneren Zusammenhang davon wohl erfassen, wiewohl sie weder lesen noch schreiben können; oder ausgezeichnete militärische Befehlshaber, Kaufleute, Werkmeister, Maschinenmeister, Handwerker, lauter Leute, die einfach vom Leben erzogen wurden, und die sich durch diese Erziehung einen großen Vorrat an Wissen und klarem Denken angeeignet haben, die aber weder lesen noch schreiben können. Andererseits gibt es solche, die es können, sich aber durch diesen Vorteil keinerlei neue Kenntnis angeeignet haben." Und wenn er den Widerspruch zwischen dem wirklichen Bedürfnis des Volkes und dem Unterricht, den die gebildeten Klassen ihm aufdrängen, behauptet, so hat er vor allem die Herkunft der niederen Schulen von den höheren im Sinn: zu allererst seien diese, nicht jene, gegründet worden, zuerst die Klosterschulen, dann die höheren Schulen, dann die Elementarschulen, und das sei eine falsche Hierarchie; denn es sei falsch, daß die Volksschule, statt sich selber zu entsprechen, nur in geringerem Maße den Anforderungen der höheren Schule entspreche. Was er meint, ist klar. Er findet die Volksschule zu literarisch, zu untertan immer noch dem klassischen Bildungsideal, nicht sachlich-lebendig genug, nicht hinlänglich auf Berufsbildung gestellt. Man würde aber irren, wenn man mehr Beifall für Geist und System der höheren Schulen und der Universität von ihm erwartete. Er legt ihnen „völlige Absonderung vom wirklichen Leben" zur Last; er vergleicht die wahre Erziehung durch das Leben mit der der akademischen Studenten und findet, daß jene berufstüchtige Männer, diese aber bloß „sogenannte Leute mit Universitätsbildung — fortgeschrittene, d. i. reizbare, schwächliche Liberale" zeitigen. Er prophezeit dem „Lateinischen und der Rhetorik" einen Fortbestand von noch 100 Jahren — keinen längeren, und auch einen so langen nur deshalb, weil, „wenn die Medizin einmal gekauft sei, man sie doch trinken müsse". Mit dieser Redensart ist sein Verhältnis zur klassischen Erziehung, zur europäischen Bildungsgeschichte, zum Humanismus deutlich genug bezeichnet — zugleich aber auch sein Verhältnis zum Westen, zur Zivilisation, zur Demokratie, deren innerstes Wesen ja rhetorisch-literarisch ist: ein Verhältnis volkhaften Hasses gegen das Unvolkstümliche, Fremde, Oktroyierte, nur Bildungsmäßige, kurz, die Empörung des Urrussentums gegen Peter.

Tolstois Volkhaftigkeit ist nichts als Äußerung und Zubehör seiner Größe. Der „Krieg und Frieden" schrieb, konnte in Bildungsfragen nicht anders denken, als er dachte. Es gibt ein Künstlerformat, eine Wucht und bärenmäßige Urkraft,

Ursprünglichkeit des Talentes, der nur das Mythisch-Wurzelhaft-Volkstümliche recht gemäß ist — zusammen mit der Verachtung des Literarischen, des Feinen und Kleinen, des Künstlichen, Gezüchteten, beinahe der Kultur, gewiß aber der künstlerisch-geistigen Zivilisation. Tolstois Mangel an Literatur war der eines Spracherneuerers oder eines Offiziers, der in seinem Zelte sitzt und an einen Freund schreibt. Es ist kein Zufall, daß er zur Zeit seiner pädagogischen Passion Pläne zur Reform der russischen Sprache im Sinn einer größeren Volkstümlichkeit wälzte, übrigens nicht ohne seiner Abneigung gegen den politischen Nationalismus, gegen die Slawophilen also, den deutlichsten Ausdruck zu geben.

Goethe und Tolstoi sind verwandt durch ihre Größe und Kraft. Was sonst noch an Ähnlichkeit und Verwandtschaft zwischen ihnen walten mag, ergibt sich aus dieser Brüderlichkeit. Goethe ist, wie Tolstoi, darum der volkhaft-echteste Dichter seines Landes, ein wahrer Ausbruch des Volksgeistes, gleich Luther, gleich Bismarck — er ist darum der deutscheste Dichter, *weil* er Deutschlands größter ist. Das fällt zusammen; und nichts ändert daran die Tatsache, daß Goethe sich gegen teutsche Bruderschaften ebenso abweisend verhielt, wie Tolstoi gegen die slawischen, ja, daß er 1813 aus Sympathie für die Zivilisation jenen berühmten oder berüchtigten Mangel an Patriotismus an den Tag legte. Es ist nicht ratsam, seine Haltung von damals mit derjenigen unserer Zivilisationsliteraten in den Jahren 1914—1918 zu verwechseln. In nationalen Dingen ist an dem Meinen und Sagen eines Mannes sehr wenig gelegen; entscheidend vielmehr ist das Sein, das Tun. Hat man den „Götz", den „Faust", den „Meister", die „Sprüche in Reimen" und „Hermann und Dorothea" geschrieben, ein Gedicht, das Friedrich Schlegel mit dem Beiwort „vaterländisch" ehrte, so kann man sich einige kosmopolitische Unzuverlässigkeit am Ende leisten, wie auch der „große Schriftsteller der Russenerde" sich den rational-christlichen Pazifismus seiner Spätzeit leisten konnte; und was nun noch einmal Goethes gewaltige Volkhaftigkeit betrifft, so fehlt nicht viel, daß sie gelegentlich zu ketzerischen Gedanken über die Echtheit und Rechtmäßigkeit seines Humanismus verführen könnte. Goethe rechnet in den „Wanderjahren" das Judentum zu den ethnisch-heidnischen, den Volksreligionen. Aber wie stand es zuletzt mit seinem eigenen Heidentum, oder, was dasselbe ist, seiner eigenen Göttlichkeit? War nicht vielleicht der antik-humanistische, der Jupiter-Charakter dieser Göttlichkeit eine wenig tiefreichende Stilisierung seines Wesens, und war nicht vielmehr auch er, wie Tolstoi, der russische Gott „unter der goldenen Linde", eine ethnische Gottheit, ein Ausbruch jenes germanisch-aristokratischen Heidentums, dessen Söhne auch Luther und Bismarck waren, und als dessen Verfechter gegen die Christlichkeit der Entente-Demokratie in dem zurückliegenden Kriege Deutschland manchem erschien?

Daß Tolstoi „die Grammatik toter Sprachen" nicht gelehrt wissen wollte, nannten wir eine Auflehnung russischen Volkstums gegen die humanistische Zivilisation. Es ist an der Zeit, daß wir uns in Goethes pädagogischer Provinz nach dem Orte umsehen, wo die Zöglinge sich mit den antiken Sprachen beschäftigen. Sehen wir uns um, und trauen wir unsern Augen! Dieser Ort findet sich nicht. Goethe ist nicht der Barbar, die Beschäftigung mit der Sprache und mit den Sprachen als Bildungsmittel überhaupt zu verachten. Er nennt diese Beschäftigung mit Innigkeit „die zarteste von der Welt", und er betont ihren sittigenden Wert, indem er Sprachlehre und Sprachübung für seine imaginären Zöglinge mit der gewaltsamen und rauhen Obliegenheit des Pferdehütens verbindet, damit sie nicht, Tiere nährend und erziehend, selbst zum Tier verwildern. Aber es handelt sich um die lebenden Sprachen. Abwechselnd werden die Zungen der verschiedenen Nationen geübt — Latein und Griechisch, es will festgestellt sein, kommen im Erziehungsplan der Provinz nicht vor.

Nun, es kommt noch so manches andere nicht ausdrücklich darin vor; aber daß gerade dies Element vergebens gesucht wird, muß doch auffallen. War Goethe ein Humanist oder war er es nicht? — Er war es erstens von jeher in einem weiteren und selbst anderen Sinn, als dem philologischen, gewesen. Zweitens aber liegt der Akzent einer gewissen edlen Härte, aller musischen Heiterkeit ungeachtet, überhaupt auf den Anordnungen der Pädagogischen Provinz, und es ist kein Zweifel, daß Goethe zur Zeit seiner bewußten Erzieherschaft sich zu dem winkelmannisch-humanistischen Bildungsideal ein wenig verhielt, wie Tolstoi und Auerbach sich zur Musik verhielten, d. h. mit sozialer Strenge gegen das Sybaritische, dilettantisch Schweifende und Genüßliche, worin die Gefahr dieses „allgemein menschlichen" Bildungsideals besteht. Er achtete diese Gefahr für bedrohlicher, als die der Verengung und Verarmung durch ein Spezialistentum, dessen Schrecken wir Späteren freilich kennen gelernt haben; er verteidigt Berufsbildung gegen Wortunterricht — aus derselben antiliterarischen Tendenz, die wir bei Tolstoi beobachteten; er teilt mit diesem den Glauben, daß menschliche Bildung aus der Beschränkung am redlichsten hervorgehe, und so ist er radikal genug, durch einen Wortführer der „Wanderjahre" der humanistisch-allgemeinen Bildung „und allen Anstalten dazu" das Wort „Narrenpossen" entgegenschleudern zu lassen. Das ist hart. Aber klingt es nicht heute, wo niemand mehr von seinen Zinsen leben kann, wie eine nur zu hellsichtige Prophezeiung, wenn er ebendort verkündet: „Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder ein Handwerk legt, der wird übel dran sein"?

Was Goethe als Erzieher will, ist Sachlichkeit und Tüchtigkeit — damit ist der Geist seiner Erziehung *deutsch*, nicht rhetorisch-humanistisch; er ist *sozial* damit, nicht demokratisch-politisch. Denn das Demokratisch-Politische ist mit dem Rhetorisch-Literarischen nicht nur verwandt, sondern eines Wesens, es ist die politische Form des Humanismus. Tolstoi hat einmal gesagt, das Hauptübel der Stadt bestehe für ihn und alle Menschen des Gedankens darin, daß man immer entweder *diskutieren* müsse oder falsche Urteile widerlegen, oder diese ohne Widerspruch hinnehmen, was noch schlimmer sei. Das Diskutieren aber und das Widerlegen von Unsinn und Lüge sei die müßigste Beschäftigung, und sie habe kein Ende, weil es eine unzählbare Menge von falschen Meinungen geben könne und auch gäbe. „Man beschäftigt", sagt er, „sich aber doch damit und fängt an, sich einzubilden, daß das eine Arbeit ist; das ist aber das größte Nichtstun." — Wenn diese Sätze sehr russisch empfunden sind, so beweisen sie aufs neue die hohe Verständigungsmöglichkeit, die zwischen russischem und deutschem Wesen waltet. Denn dies ist es, dieser Wortgeist der Stadt, der Geist des Gassengeschwätzes, der Anmaßung und der halbgebildeten Maulgeläufigkeit, gegen den Goethes Erziehungsprinzipien sich stemmen, und der deutscher Sachlichkeit und Tüchtigkeit wirklich so wenig gemäß ist. In Wahrheit darf man heute fragen, ob nicht der deutsche Sozialismus Schaden gelitten hat durch das Fortwirken eines humanistisch-literarischen Bildungsbegriffs, an dessen Segnungen man *alle* glaubte teilnehmen lassen zu müssen, in dem Wahn, daß Volksbildung verwässerte Gelehrtenbildung sei — diesem Wahn, mit dem man Sinn und Geist des Volkes selbst verwässert, entwürdigt und beleidigt, statt, wie man sich einbildet, ihn emporzuziehen.

Wir haben, meine Damen und Herren, den Zusammenbruch des petrinischen Rußland, diesen Zusammenbruch, dessen Prophet der „große Schriftsteller des Russenlandes" war, mit Augen gesehen. Aber ist nicht das Gefühl in uns lebendig, daß auch für den europäischen Westen eine Epoche sich endigt, die bürgerlich-humanistisch-liberale, die, in der Renaissance geboren, mit der französischen Revolution zur Macht gelangte? Die Frage *steht heute da*, ob die mediterran-klassisch-humanistische Überlieferung eine Menschheitssache und darum menschlich-ewig, oder ob sie nur

Geistesform und Zubehör einer Epoche, nämlich der bürgerlich-liberalen, war und mit ihr sterben kann. In Rußland, soviel ist klar, ist es vorbei damit. Was Deutschland betrifft, so steht es, unentschieden auch hier und an seelischen Mischungen reich, zwischen Ost und West. Der humanistische Liberalismus des Westens, politisch gesprochen: die Demokratie, hat viel Boden bei uns, aber nicht den ganzen. Es ist der schlechteste Teil von Deutschlands Jugend *nicht*, der, vor die Entscheidung „Rom oder Moskau?" gestellt, für *Moskau* optiert hat. Gleichwohl irrt diese Jugend, nicht Rom, nicht Moskau hat die Antwort zu lauten, sondern: Deutschland.

Das Deutschland unserer Hoffnung wird sich vom Reiche der Sarmaten und Bolschewisten unterscheiden, wie Goethescher Geist von Tolstoischem. Vergeistigung wird ihm Kultur, d. h. die Läuterung, Erhöhung und Vermenschlichung des Natürlichen — nicht rational-radikalistische Entnatürlichung bedeuten. Es wird nicht asiatisch sein und wild, sondern europäisch, das heißt begabt mit dem Sinn für Gliederung, Ordnung, Maß, und bürgerlich immer noch in der ältesten, würdigsten, der mittelalterlich-deutschen Bedeutung, d. h. kunstreich und gebildet durch Sachlichkeit. Deutschland als Kultur, als Meisterwerk, als Verwirklichung seiner Musik; Deutschland, einer klugen und reichen Fuge gleich, deren Stimmen in kunstvoller Freiheit einander und dem erhabenen Ganzen dienen; ein vielfacher Volksorganismus, gegliedert und einheitlich, voll Ehrfurcht und Gemeinsamkeit, Echtheit und Gegenwart, Treue und Kühnheit, bewahrend und schöpferisch, arbeitsam, würdevoll, glücklich, das Vorbild der Völker — ein Traum, der wert ist, geträumt, der wert ist, geglaubt zu werden.

Viribus unitis

Von

Edwin Emerson

Als die alliierten und assoziierten Regierungen ihre Unterschriften unter die Friedensverträge von Versailles, St. Germain, Trianon, Neuilly und Sèvres gesetzt hatten, erkannten sie sogleich, daß sie die drückenden Bestimmungen dieser Verträge nur durch vereinte Gewalt erzwingen konnten. Sie wußten sehr wohl, daß man auch gegen entwaffnete und zersplitterte Völker auf die Dauer nicht erfolgreich vorgehen konnte, wenn die Unterdrücker nicht zusammenhielten. Daher auch die große Bestürzung unter den Raubmächten der alten Welt, als nach der Erledigung Wilsons die Vereinigten Staaten von dem neuen Völkerbund nichts mehr wissen wollten.

Immerhin blieb, wenn auch ohne Kordialität, die Entente zwischen England und Frankreich weiterbestehen, und es gelang diesen Mächten mit Hilfe Japans, Italiens, Belgiens und der slawischen Bundesgenossen, die Vorteile ihres Zusammengehens zu ernten. Einigkeit macht stark.

Es dürfte daher nur selbstverständlich erscheinen, daß die bedauernswerten Völker, die durch die Nachwirkungen jener Friedensverträge zur Knechtung verdammt sind, in ihrer Bedrängnis sich jetzt zusammenschließen und gegenseitig unterstützen, um sich der völligen Ausbeutung zu erwehren.

Wie stark eine solche Vereinigung sein könnte, kann man daraus ermessen, daß es zurzeit über siebenzig vergewaltigte Völker gibt, deren Einwohnerzahl zusammengerechnet über tausend Millionen Menschen beträgt.

Ganz abgesehen von einer solchen mächtigen Verbindung, könnten die einzelnen Völker, die jetzt unter dem Drucke der Raubmächte zu leiden haben, so verschieden sie auch untereinander sein mögen, sich gegenseitig in ihrer Not beistehen und sehr viel für die gemeinsame Freiheit erreichen.

Ein klassisches Beispiel hierfür ist die Freiheitsgeschichte der Vereinigten Staaten, oder besser gesagt Amerikas, denn der alten Welt gegenüber fühlen die Amerikaner sich alle einig, gleichviel, ob sie im Norden, in Mexiko, Mittelamerika oder in Südamerika leben.

Jeder geschichtskundige Amerikaner weiß, daß es seinen Vorfahren im 18. und 19. Jahrhundert nie gelungen wäre, sich von ihren despotischen und politisch verblendeten Mutterländern frei zu machen, wenn ihnen damals nicht von freiheitlich gesinnten Ausländern geholfen worden wäre.

Die Freiheitskämpfer in den nordamerikanischen Kolonien, vor 150 Jahren, wurden nicht nur von ganzen Völkern, wie den Franzosen und den Irländern, aus rein nationaler Feindschaft gegen England aufs wirksamste unterstützt, sondern es halfen ihnen auch als tapfere Mitkämpfer einzelne freiheitlich gesinnte Ausländer, darunter der Spanier Miranda, die polnischen Freiheitshelden Kosziusko und Polaski und auch namhafte Deutsche, wie die Generale von Steuben, de Kalb, Herchheimer, Muehlenberg, Gerhard von der Weiden und Oberst von Woedtke.

Ebenso halfen Nordamerikaner den Mexikanern später in ihren Freiheitskriegen gegen Spanien und Frankreich, und andere Nordamerikaner und Irländer halfen den Südamerikanern in der Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit von Spanien. Das letzte Beispiel hierfür war Kuba, in dessen zwanzigjährigem Freiheitskampf gegen Spanien, vor dem entscheidenden Eingriff der nordamerikanischen Union im Jahre 1898, Hunderte von Nordamerikanern mitfochten. Ohne die Hilfe der Nordamerikaner wäre Kuba sicherlich nicht vor dem 20. Jahrhundert eine selbständige Republik geworden, ebensowenig wie die Vereinigten Staaten vor dem 19. Jahrhundert ohne ausländische Hilfe das englische Joch hätten abschütteln können. Die Unabhängigkeit all der anderen amerikanischen Republiken hätte während der letzten hundert Jahre auch nicht gewahrt werden können, wenn ihnen der nordamerikanische Präsident Monroe in seiner berühmten Erklärung von 1822 gegen die bewaffnete Einmischung Europas in die amerikanischen Freiheitsbewegungen nicht endgültig den Schutz Nordamerikas versprochen hätte.

Eines der besten geschichtlichen Beispiele, daß hochgesinnte Männer nicht nur ihrem eigenen Volke, sondern auch anderen zur Freiheit verhelfen können, ist Simon Bolivar, der mit einer kleinen Schar von Freiheitskämpfern aus aller Herren Länder nicht nur sein eigenes Vaterland, Venezuela, sondern auch die großen Nachbarländer Neu-Granada, das heutige Kolumbien, Ekuador, Bolivien (das von ihm seinen Namen nahm) und Peru befreite, und nicht ruhte noch rastete, bis er dem edlen Befreier der südamerikanischen Westküste, San Martin, in Chile die Hand gereicht hatte. Unter den Mitkämpfern dieser beiden Freiheitshelden waren mehrere Nordamerikaner und viele Irländer, deren Nachkommen jetzt noch in Südamerika zu finden sind. In den Seeschlachten der südamerikanischen Freiheitskriege zeichneten sich besonders die irischen Admirale O'Higgins und Cochrane aus.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß die freiheitlichen Bestrebungen der Neuzeit stets von Iren und Deutschen unterstützt worden sind. Jeder Amerikaner, der die Geschichte seines Landes kennt, kann nicht umhin, sich der deutschen und irischen Hilfeleistung in den Freiheitskriegen zu entsinnen.

Als Benjamin Franklin im Jahre 1771 vom provisorischen Revolutionsausschuß der nordamerikanischen Kolonisten in geheimer Mission nach Irland kam, um unter den Iren für die Sache der amerikanischen Freiheit zu werben, wurde er mit offenen

Armen empfangen. Die Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit der Iren wurden sofort in die Tat umgesetzt. Von den irischen Offizieren, welche im englischen Dienste die letzten europäischen Feldzüge mitgemacht hatten, versprachen viele, den Amerikanern in ihrem kommenden Freiheitskampf beizustehen. Fünf Jahre später haben sie sich als Kämpfer in Amerika tapfer und treu bewährt.

Auf der Suche nach Freunden wandte sich der erste kontinentale Kongreß der dreizehn verbündeten Kolonien Nordamerikas, welcher in Philadelphia im Oktober 1774 tagte, zuerst an die „vergewaltigten Einwohner" Irlands, Kanadas und Westindiens. Dementsprechend formulierte auch Benjamin Franklin seinen ersten Entwurf der Unabhängigkeitserklärung im Namen der „Vereinigten Staaten Nordamerikas, Westindiens und Irlands". In Franklins Bitte um Beistand hieß es: „Das Glück der Völker hängt immer von der Freiheit ab. Unser Bestreben beruht nicht auf Gewinnsucht, sondern auf Freiheitsliebe. Ergreift mit uns diese Gelegenheit, die heilige Sache der Freiheit zu fördern!"

Die Kanadier wiesen dieses Anerbieten zurück. Die Westindier entsandten Alexander Hamilton mit anderen Freiheitskämpfern nach New York, wurden aber an weiteren Sympathiebezeugungen durch englische Kriegsschiffe gewaltsam verhindert. Im irischen Parlament zu Dublin erklärte Fitz Gibbon einen Monat später: „Das Gebaren Englands Amerika gegenüber ist ungerecht und unmenschlich. Irland hat keinen Anlaß, England beizustehen." Ponsonby fügte hinzu: „Wenn wir Iren den Engländern gegen Amerika beistünden, dann wäre unsere Handlungsweise höchst ungerecht, unmenschlich und unsinnig." Hierauf erklärten die amerikanischen Kolonisten ihren ganzen Hafenverkehr für zollfrei, weigerten sich jedoch zugleich, englische Waren hereinzulassen. (Ähnlich der jetzigen Boykottbewegung in Indien und Ägypten.) Damit war der Anlaß zum Kriege zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien gegeben.

Siebenundzwanzig deutsche Ansiedler des amerikanischen Kreises Mecklenburg in Nord-Karolina waren die ersten, die sich in einer am 19. Mai 1775 zu Charlotte abgehaltenen Versammlung offen von England lossagten und Dr. Ephraim Bernab, einen Iren, nebst zwei Mecklenburgern dazu auserwählten, die Unabhängigkeitserklärung aufzusetzen. In ihr hieß es: „Wir, die Bürger des Kreises Mecklenburg, lösen hiermit die staatlichen Bande, die uns mit England verknüpft haben, und entbinden uns der Treue zur britischen Krone und schwören jede Staatsverbindung mit jenem Volke ab, welches unsere Rechte und unsere Freiheit freventlich zertrat. Wir erklären uns hiermit als ein freies und unabhängiges Volk, das keiner anderen Macht untersteht als Gott und unserm Generalkongreß. Zur Wahrung unserer Unabhängigkeit und unserer angestammten, unveräußerlichen Menschenrechte verbürgen wir feierlich untereinander unser Zusammenwirken, unsere Habe, unser Leben und unsere heilige Ehre."

Dieses von einfachen deutschen Ansiedlern unterschriebene Manifest enthält nicht nur die erste amerikanische Unabhängigkeitserklärung, sondern auch die erste geschichtliche Äußerung des Selbstbestimmungsrechts und der angestammten Menschenrechte in der neuen Welt. Diesem ersten Beispiel folgten die endgültige amerikanische Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 und die französische Erklärung der Menschenrechte zur Zeit der großen französischen Revolution.

Die ersten Männer von Bedeutung in England, welche für die Freiheitsbestrebungen der amerikanischen Kolonisten Mitgefühl bewiesen, waren der Earl von Shelburne und Edmund Burke — beides Iren. Minister Shelburne weigerte sich im britischen Kabinett schon im Frühjahr 1773, an den Plänen zur Unterjochung der Kolonisten teilzunehmen, und schied deshalb aus dem Ministerium aus. Burke

unterstützte die Sache der Kolonisten während des ganzen Freiheitskrieges durch eine Reihe zündender Reden im britischen Parlament.

Der erste Machthaber in Europa, der sich für die Freiheit der amerikanischen Kolonisten einsetzte, war König Friedrich II. von Preußen — der alte Fritz. Am 15. November 1774 schrieb der König an seinen Gesandten, Freiherrn von Maltzan, in London: „Offenbar sind die amerikanischen Kolonien fest entschlossen, ihre Freiheit zu erringen; wir können die englische Politik ihnen gegenüber nur mißbilligen. Die Behandlung, welche den Kolonien jetzt zuteil wird, ist der erste Schritt zur Tyrannei."

Als Arthur Lee, ein irischer Abgesandter der amerikanischen Kolonien, nach ihrer Unabhängigkeitserklärung im Herbst 1776 in Berlin ankam und dort in seinem Gasthofe durch einen Einbrecher seiner Papiere beraubt wurde, ließ der Alte Fritz dem Amerikaner seine Entrüstung ausdrücken und verwahrte sich durch den preußischen Gesandten in London gegen diese Hintertreppengewalttat Sir Hugh Elliots, des britischen Gesandten in Berlin, von dem der Einbrecher gedungen worden war. (Dies erinnert an den vereitelten Anschlag des britischen Gesandten Finlay zu Christiania gegen den irischen Freiheitshelden Sir Roger Casement während seines Aufenthaltes in Norwegen im Herbst 1914.) Durch seinen Minister Schulenburg ließ Friedrich II. dem amerikanischen Gesandten später vertraulich mitteilen, daß die Fürsten von Ansbach und Hessen vorhätten, England mit deutschen Söldnertruppen in Amerika zu unterstützen. Im folgenden Jahre verbot der große König den Söldneraufgeboten aus Bayreuth, Ansbach und Kassel, durch die preußischen Rheinlande nach Rotterdam zu ziehen, wo sie sich nach England und Amerika einschiffen sollten. Gleich nach der Kunde von dem ersten großen Siege der amerikanischen Kolonisten bei Saratoga, wo der englische General Burgoyne die Waffen strecken mußte, erlaubte Friedrich II. den amerikanischen Sendlingen in Preußen, Waffen für ihren Krieg gegen England anzukaufen, und der große König wies seinen Bankier in Berlin an, den amerikanischen Kolonisten hierfür Kredite zu gewähren.

Hierüber schrieb der amerikanische Historiker Bancroft, ein Freund Bismarcks, in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten wie folgt: „Hätte sich Friedrich der Große als ein Freund Englands anstatt als ein warmer Freund der amerikanischen Kolonisten erwiesen, dann hätte sich die Geschichte Amerikas sicherlich ganz anders gestaltet."

Unter den allerersten in Amerika, die für die Freiheit der Kolonien die Waffen ergriffen, war Nikolaus Herchheimer, ein angesiedelter Deutscher. Er stellte sich im Norden an die Spitze einer kleinen Heerschar von Iren und Deutschen und stieß über die Grenze vor. Zum General befördert, kommandierte er deutsch-amerikanische Truppen in der Schlacht von Oriskany, wo er am 6. August 1777, als er seine deutschen Landsleute tapfer zum Angriff führte, das Leben ließ.

Unter den amerikanischen Kolonisten irischer Abstammung waren vier, welche die Unabhängigkeitserklärung mit unterzeichneten und dadurch ihre Köpfe als Rebellen aufs Spiel setzten. Drei dieser Männer wurden Anführer von irischen Freischaren und dienten mit Auszeichnung bis zu Ende des Freiheitskrieges. Stephen Moylan, der Lieblingsadjutant General Washingtons, war auch ein Ire.

Zu dem ersten großen Freiwilligenaufgebot in Frankreich, das, dem Rufe des jugendlichen Marquis de Lafayette, sich für den Freiheitskrieg in Amerika einreihen ließ, meldeten sich als erste die Offiziere und Mannschaften der vier Regimenter der ruhmreichen irischen Brigade Frankreichs. Unter den Offizieren dieser Brigade fand man die Namen fast aller alten Adelsgeschlechter Irlands. In dem amerikanischen Herbstfeldzuge von 1777 gegen Lord Cornwallis bewährten sich unter der Führung General Washingtons zum ersten Male die fremden Offiziere, welche

den Fahnen der Freiheit zugeströmt waren, darunter Lafayette, der Chevalier Fleuris, der Colonel Mauduit, die polnischen Freiheitshelden Kosziusko und Polaski und die deutschen Offiziere Steuben, Kalb, Woedtke und von der Weiden. An diese deutschen Freiheitshelden in Amerika sei hier kurz erinnert.

Freiherr von Woedtke hatte während des Siebenjährigen Krieges im Heere Friedrichs des Großen gedient und es bis zum Major gebracht. Er kam nach Amerika mit einem warmen Empfehlungsschreiben Benjamin Franklins und erhielt am 16. März 1776 vom kontinentalen Kongreß ein Obristen-Patent und das Kommando einer Kolonne, mit der er mit Glück in Kanada einfiel. Mit Geschick und großer Tapferkeit führte er eine Brigade in dem Treffen bei Crown Point am Hudsonfluß. Am 31. Juli 1777 in der Schlacht bei dem See George fiel Oberst von Woedtke an der Spitze seiner siegreichen Truppen und wurde auf dem Schlachtfeld mit militärischen Ehren bestattet.

Johannes Kalb war ein fränkischer Bauernsohn aus dem damals markgräflich-bayreuthischen Dorfe Hüttendorf gebürtig, der in französische Kriegsdienste getreten und wegen seiner Verdienste als Offizier in einem der damaligen deutschen Regimenter Frankreichs vom französischen König geadelt worden war. Er war unter den französischen Offizieren, die von dem Amerikaner Silas Deane für die Sache der amerikanischen Freiheit gewonnen wurden. Damals war de Calb, wie er sich nun schrieb, Oberst. Nach seiner Ankunft in Amerika mit dem Marquis de Lafayette erhielt er ein Generalmajorspatent, das er vollauf verdiente. Am 16. August 1780, in der unglücklichen Schlacht bei Camden, fiel der tapfere General von elf Kugeln durchbohrt in der vordersten Reihe. Auf seinem Grabsteine zu Camden steht zu lesen: „Hier liegen die Gebeine des Baron de Calb, ein Deutscher von Geburt, aber in seinen Grundsätzen ein Weltbürger. Sein Drang nach Freiheit bewog ihn, die alte Welt zu verlassen, um den Bürgern der neuen Welt beizustehen in ihrem Kampfe für die Unabhängigkeit."

Der größte unter den deutschen Helden des amerikanischen Freiheitskrieges war Generalleutnant von Steuben. Nachdem er unter Friedrich dem Großen den Siebenjährigen Krieg mit Auszeichnung mitgemacht hatte, wurde er Kommandierender General der Markgrafschaft von Baden. Auf Anregung seines alten Freundes, des Grafen St. Germain, ging er nach Amerika, um seine Dienste der Sache der Freiheit unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Falls die Kolonien im Kampfe unterlägen, verzichtete er auf jegliche Entschädigung. Steubens Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, und durch George Washingtons Vermittlung erhielt er das Patent eines Divisionsgenerals. Der amerikanische Oberbefehlshaber hielt große Stücke auf ihn, da Steuben sich während der schweren Zeit des Winterlagers in Valley Forge seiner neuen Aufgabe gewachsen zeigte, Ordnung in das Chaos brachte und eine strenge Manneszucht nach preußischem Muster einführte. Schon in der Schlacht bei Monmouth 1778 zeigten sich die Früchte von Steubens Einfluß. Die amerikanischen Truppen waren nach dem ersten Treffen zurückgewichen und befanden sich in voller Auflösung, als Steuben durch persönliches Eingreifen sie zum Halten brachte und aufs neue ins Feuer führte. Mitten im Treffen übertrug General Washington das Kommando des widerspenstigen Generals Lee an Steuben, wodurch der Erfolg in letzter Stunde gesichert wurde. Auch späterhin bewährte sich Steuben unter den schwierigsten und unangenehmsten Verhältnissen aufs beste. Über ihn berichtete General Washington an den Kontinentalen Kongreß: „Ohne Generalleutnant von Steuben wäre unsere Sache in Valley Forge und bei Monmouth eine verlorene gewesen."

Nach dem Tode Friedrichs des Großen äußerte sich Washington folgendermaßen: „Friedrich war der größte Feldherr unseres Jahrhunderts. Unser Volk ist ihm zu

großem Dank verpflichtet, denn er war uns immer ein guter Freund. Wir lernten den Wert seines Einflusses auf seine Zeitgenossen erst richtig einschätzen durch die hervorragenden militärischen Verdienste seiner alten Offiziere in unseren Reihen, Oberst von Woedtke und General von Steuben. Letzterem gelang es durch unermüdliche Geduld und Ausdauer, unseren unerfahrenen Freischärlern etwas von der eisernen Disziplin und Standhaftigkeit der Soldaten des großen Preußenkönigs beizubringen."

Auch für seine irischen Mitkämpfer hegte Washington warme Dankesgefühle. Im hohen Alter folgte der greise Feldherr von seinem Wohnsitz in Mount Vernon aus dem unglücklichen Verlauf des irischen Aufstandes von 1798 mit dem regsten Mitgefühl, um so mehr, da mehrere seiner Anhänger in der amerikanischen Revolution sich an dem Aufstande Robert Emmetts beteiligten.

Auch bei späteren Freiheitsbewegungen unterstützten sich Irländer, Amerikaner und Deutsche in hochherziger Weise. In dem großen Kriege gegen die Sklaverei in den Südstaaten kämpften Tausende und aber Tausende von deutschen und irischen Freiheitskämpfern in Amerika mit. Die Zahl der deutschen Kämpfer erreichte die Höhe von dreihunderttausend. Sie wurden geführt von bekannten deutschen Freiheitshelden aus dem Jahre 1848, unter ihnen der Draufgänger General Siegl und der begabte Karl Schurz. Der einzige Führer, der im Verlaufe des vierjährigen Krieges nie ein Treffen oder eine Schlacht verlor, war der deutsche General Osterhaus.

Man kann sagen, daß fast alle mit Sieg gekrönten Freiheitskriege des letzten Jahrhunderts ihre endgültigen Erfolge der Unterstützung Außenstehender verdankten. So der wilde Freiheitskrieg der Portugiesen und Spanier gegen Napoleon (1808—1812) und die nicht minder wilde Erhebung der Tiroler (1809) gegen die fremden Eroberer. Ohne die Hilfe der Engländer, die damals ebenso wie bei den darauffolgenden russischen und deutschen Befreiungskriegen 1812 und 1813 ihren ganzen Einfluß gegen den französischen Bedrücker in die Wagschale warfen, wären jene Unternehmungen kaum gelungen. Nicht weniger wirksamer Hilfe von außen erfreute sich Griechenland in seinem Unabhängigkeitskriege gegen die Türken (1821) und der Freiheitskämpfer Garibaldi, als er Sizilien und Neapel 1860 vom bourbonischen Joche befreite.

Von den großen Freiheitserhebungen des letzten Jahrhunderts schlugen nur jene fehl, denen keine Unterstützung von außen gewährt wurde. So die großen Polenaufstände 1831 und 1833, der ungarische Aufstand 1848/49, der indische Aufstand 1857, die ägyptischen und sudanesischen Revolten Arabi Paschas und des Mahdi 1882 und 1898 sowie der unglückliche Burenkrieg ein Jahr später und die nicht minder unglücklichen Aufstände der Filipinos gegen ihre spanischen und amerikanischen Bedrücker.

Der Rückblick auf die Freiheitsbestrebungen der Neuzeit, die so viele edle Männer anderer Nationen zu kühner Mitarbeit begeisterten, sollte die von der Entente unter fremdes Joch geknechteten Völker nachdenklich machen und zu der Überzeugung bringen, daß keine Sache eine verlorene ist, sofern man sie nicht selbst aufgibt, und solange man fest zusammenhält und Gleichgesinnte hinzuzieht, wie auch die jetzigen Raubmächte es tun.

Die Frage

Ein Bericht

von

Otto Gysae

(Schluß)

Viele Menschen brachten die folgenden Ereignisse mit den politischen Begebenheiten, die sich während der nächsten Wochen abspielten, in Zusammenhang. Einige behaupteten, sie seien geradezu durch diese bedingt, und es würde ohne sie niemals zu der Katastrophe gekommen sein. Selbst als alle Tatsachen bereits völlig aufgeklärt waren und es als erwiesen angesehen werden konnte, daß der politische Haß, der in jenen Tagen zum Ausbruch kam, in dem Verhältnisse zwischen Erich und Peter keine Rolle gespielt hatte, gab es noch Leute, die mit voller Überlegung an eine Art politischen Racheakts glaubten. Solche Irrtümer sind in Zeiten starker politischer Erregung nur allzu häufig.

Allerdings: die Meinung dieser Leute hatte einen gewissen Anhalt. Auch Erich war von den Gefühlen ergriffen, die in dieser Zeit den Menschen die Seele aufblähten, auch er gehörte zu den Unzufriedenen, die alle Schuld den anderen zuschoben, auch er führte die Phrasen einer heiligen Liebe, eines heiligen Hasses im Munde, wie unbeherrschte Naturen sie zu erfinden wissen, um ihren eigenen Unzulänglichkeiten einen Schein von Recht zu geben. Es ist zu bezweifeln, ob er zu einer Zeit, in der er allein gestanden hätte, sich ebenso verhalten haben würde, denn im Grunde war er wohl — feige.

Während der folgenden Wochen war er fast täglich mit Peter zusammen. Er pflegte nach dem Abendessen zu kommen und verließ ihn oft erst nach Mitternacht. Hatte der Kommissar richtig prophezeit? „Wenn er es getan hat, wird er sich wie eine Klette an Sie hängen", hatte er zu Peter gesagt.

Die Hausbewohner beobachteten diese Besuche mit Mißtrauen. Über die Beweggründe ihres Argwohns schienen sie sich freilich nicht recht klar zu sein.

„Ich verstehe nicht, was sie da immer miteinander zu reden haben!" sagte Herr Güldenstern.

„Als ich ihn gestern besuchte, saßen sie am Tisch und schwiegen!" sagte Dr. Jung. „Nachher begann Wente von der Macht des Zufalls zu sprechen!"

Als die Unruhen ausbrachen, hörten Erichs Besuche bei Peter mit einem Male auf. Nur am Vorabend hatte man ihn noch gesehen, wie er mit verzogenem Gesicht, ein schiefes Lächeln auf den Lippen, Peters Wohnung verlassen hatte. Während der nächsten Tage, als bereits Maschinengewehre und Minenwerfer durch die Straßen fuhren und hier und dort an verschiedenen Orten der Stadt die ersten Gewehrschüsse wie Peitschenhiebe niederprasselten, war er verschwunden. Der Photograph hatte mehrere Male an seiner Wohnungstür geklingelt, um ihm eine Vergrößerung zu bringen, die er von Sabinens Photographie angefertigt hatte, aber es war niemand erschienen. Auch Herr Güldenstern, der sich neuerdings sehr dafür interessierte, ob

die Gaszuleitung in Erichs Wohnung einer Reparatur bedürfe, hatte ihn nicht angetroffen.

Erst am vierten Tage hatte man ihn wieder im Hause gesehen, und merkwürdig: er war noch nicht eine Stunde zurück, und jeder war ihm begegnet.

Inzwischen war jedoch ein anderes Ereignis eingetreten.

Nachdem der Kampf in den ersten Tagen wie ein unter der Asche glimmendes Feuer nur hier und dort aufgeflackert war, hatte er sich am dritten Tage nach einem bestimmten Stadtviertel gezogen, und hier brannte er in hellen, erbitterten Flammen. Die feindlichen Parteien hatten endlich ihre Kräfte gesammelt und waren aufeinandergestoßen.

Während des Vormittags blieb der Kampf auf einen einzigen Häuserblock beschränkt, klebte zäh an vier langen Steinwänden. In den ersten Nachmittagsstunden aber setzte er sich langsam in Bewegung, Haus um Haus, Straße um Straße in einer Hölle von Geknatter und Getöse, Brüllen und Ächzen verschlingend.

Man konnte die Richtung deutlich erkennen: sie wies auf die Bergstraße. Die Bewegung war so gleichmäßig, man hätte berechnen können, wann die Bergstraße erreicht sein würde.

Gegen vier Uhr prasselte die erste Maschinengewehrsalve am Hause vorüber, von der Höhe kommend und wie mit eisernen Ruten in die Häuser der tiefer liegenden Querstraße schlagend.

Fünf Minuten nach vier explodierte die erste Mine. Sie ließ alle Fenster der Straße mit einem einzigen dumpfen Stoße klirrend zerspringen.

Übrigens schien der Kampf bereits entschieden zu sein. Die eine Partei war offenbar schon im Rückzuge. Nach wenigen Minuten lag die Straße wieder in verträumter Dämmerungsstille. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Alle waren in die Häuser geflüchtet, standen in den Fluren, hockten in den Kellern oder lagen in den Stuben platt auf den Dielen.

Nur aus einem der Nachbarhäuser hörte man eine Zeitlang gedehnte Schreie. Wahrscheinlich hatte die Angst vor dem durch die Straßen ziehenden Wahnsinn bei irgend jemandem eine Nervenkrise zum Ausbruch gebracht.

Etwa halb fünf bemerkten einige Hausbewohner, die sich vorsichtig wieder an die Fenster gewagt hatten, wie ein Mann schnell das Haus verließ. In der Dunkelheit der späten Nachmittagsstunde konnten sie ihn nicht erkennen, sie sahen nur, wie er einige Sekunden auf der Mitte der Straße vor dem Hause stand und sich dann plötzlich mit entschlossenen Schritten in der Richtung, aus der noch immer das Klopfen der Maschinengewehre kam, entfernte.

Mit Einbruch der Nacht verstummte das Feuer.

Schon kamen die Gerüchte: sie flogen durch die Straßen, krochen aus den Kellern, traten durch verschlossene Türen in alle Zimmer bis hinauf zu den obersten Dachkammern. Der eine wußte von Heldentaten, der andere berichtete von Grausamkeiten, ein dritter erging sich in Prophezeiungen einer furchtbaren Nacht.

Bis auf Erich und Peter hatten sich alle Bewohner des Hauses auf der Treppe versammelt. Auch fremde Personen hatten sich eingefunden. Alle sprachen laut und erregt, als müßten sie Geräusche, die ihnen noch im Ohre lägen, überschreien; aller Augen zeigten ein starres Dreinschauen, wie es Menschen haben, die ihre Umgebung kaum erkennen, weil sie noch ganz von widerwärtigen Erinnerungsbildern benommen sind.

Mitten in dieses Durcheinander von Stimmen drang plötzlich von der Haustür her das Schurren mühsamer, eine schwere Last mit sich schleppender Schritte. Alle achteten erst darauf, als um den Treppenabsatz drei Männer bogen, die zwischen ihren Armen eine dunkle Masse heraufrugen.

Fräulein Kollmann schrie auf. Sie hatte sofort Peter erkannt. Die andern schnellten auseinander.

„Hat man ihn erschossen?“ fragte der Geistliche atemlos.

Der Photograph beugte sich über den schlaff daniederhängenden Körper.

„Wir haben ihn gefunden“, entgegnete einer der Männer. „Da in der Brusttasche ist sein Ausweis. In welche Etage gehört er?“

„Der ist nicht erschossen! — Der ist erstochen!“ rief der Photograph erregt. „Hier! Hier ist der Schnitt im Mantel!“

Alle beugten sich hinab, um den Schnitt zu sehen, der jedoch in dem kärglichen Licht der Treppenlampe nicht zu erkennen war.

„Wo? Wo denn? Auf der Brust? An der Seite?“ riefen alle durcheinander. Plötzlich aber fuhren sie erschrocken zurück.

„Er lebt noch!“ rief einer.

Man trug den Verwundeten, der jetzt leise zu stöhnen begann, in seine Wohnung. Einer der Männer übernahm es, auf dem Heimwege die Polizei zu benachrichtigen.

„Die wird heute freilich anderes zu tun haben!“ bemerkte er zweifelnd.

Güldenstern lief zu einem Arzt. Der Photograph und Fräulein Kollmann blieben bei Peter. Sie wagten nicht, ihn zu entkleiden, aus Angst, er könne zu viel Blut verlieren. Sie beschränkten sich darauf, mit einigen Handtüchern eine Art Notverband anzulegen, der die Kleider und die Wäsche eng an den Körper pressen sollte.

Bereits nach einer Stunde gab es im ganzen Hause nur eine einzige Meinung über das Ereignis: Peter konnte von keinem anderen, als nur von Erich erstochen worden sein.

Eine solche Einmütigkeit der Meinung wäre unter gewöhnlichen Verhältnissen niemals zustande gekommen. Nur die durch die Ereignisse des Tages hervorgerufene Überreizung aller Nerven konnte die offenbare Sinnlosigkeit einer derartigen Behauptung wenn nicht rechtfertigen, so doch einigermaßen erklären.

Die geschäftsmäßige Erledigung des Falles rollte pünktlich und gedankenlos ab.

Noch am späten Abend traf der Arzt des Polizeireviers ein. Er untersuchte die Wunde, legte einen Verband an und verließ nach einer Stunde mürrisch das Haus. Nach den Ereignissen des Tages vermochte er keine besonderen Gefühle für den verwundeten Kollegen aufzubringen.

Güldenstern, der die Haustür aufschließen und die aus Angst vor dem Gesindel der Straße vorgeschobenen Balken wegräumen mußte, erkundigte sich nach dem Ergebnisse der Untersuchung.

„Drei Tage! Nicht länger!“ brummte der Arzt mißgestimmt. Und plötzlich wallte der Ärger über den versäumten Nachtschlaf in ihm auf. „Was hat er denn auf die Straße zu gehen!? Mag doch das Pack verrecken! Bildet er sich etwa ein, sein Beispiel werde die Menschen bessern? Ewig wird es Krieg geben! Niemals wird ein Ende sein. Je mehr einander die Schädel einschlagen, um so besser!“

Nach Mitternacht erschien auch noch der Polizeikommissar — derselbe, der bei Sabinens Tod die Vernehmung der Zeugen vorgenommen hatte. Auch er war durch die Anstrengungen der letzten Tage mitgenommen. Seine Augen, die Peter damals so listig angeblitzt hatten, waren erloschen, lagen wie mit Asche bedeckte Scheiben in den tief geränderten Höhlen. Seiner Stimme merkte man die Trockenheit des Gaumens an. Trotzdem rauchte er eine Zigarette; nur durch diese schien er sich munter zu halten; als sie ihm beim Durchschreiten des dunklen Hausflurs zu Boden fiel, zündete er sich sofort, noch auf der Treppe, eine neue an.

Güldenstern begleitete ihn in Peters Wohnung. Der Photograph, der offenbar auf ihr Kommen bereits gewartet hatte, öffnete ihnen, mit behutsamer Bewegung, als lüfte er den Deckel seines Objektivs.

Das Schlafzimmer lag in kalter Nachtdämmerung. An der Zimmerdecke streckten sich frostig, hin und wieder leise erschauernd, die schrägen Lichttrapeze der Straßenlaternen. In einer Ecke glomm der trübe Schein einer winzigen Lampe, die das Zimmer nicht zu erhellen vermochte, nur eine bernsteinfarbene Blässe über Fräulein Kollmanns Gesicht legte.

Der Kommissar trat näher und fragte durch eine Handbewegung, wo der Kranke sich befinde.

„Er schläft!" entgegnete sie flüsternd, mit der Hand ins Dunkle weisend. Sie wendete ihren Blick für eine Sekunde dem Bette zu, dessen Linien sich langsam aus der Finsternis hoben. Für einen Augenblick war der Ausdruck ihres Gesichts zu erkennen: seltsam verklärt, beinahe verzückt.

Der Kommissar tippte ungeniert die Asche von der Zigarette, so daß die Glut plötzlich aufleuchtete und seine mißmutig verzogenen Lippen beschien. Vielleicht hoffte er, Peter werde erwachen und ihn der Mühe entheben, am nächsten Tage noch einmal wiederzukommen.

Eine Weile stand er, unschlüssig, ob er warten oder gehen sollte. Güldenstern und der Photograph schauten andächtig auf seine blanke, mit einem rötlichen Schimmer übergossene Hand, deren einer Finger unablässig an der Zigarette klopfte. Fräulein Kollmann hatte sich wieder in ihrem Sessel niedergelassen und das Gesicht tief in den Schatten eines Schranks geborgen.

Endlich wendete sich der Kommissar zum Gehen. Er ließ die Stiefel auf der Diele schurren, knipste seine silberne Zigarettendose mit scharfem Knacken zu.

„Dann also morgen früh!" sagte er in verärgertem Tone. „Was meint denn übrigens der Arzt?" wandte er sich plötzlich an Fräulein Kollmann.

Güldenstern und der Photograph standen ganz nahe an seiner Seite, und es wäre einfacher für ihn gewesen, diese zu fragen. Aber es schien ihm Vergnügen zu bereiten, sich gerade an die schweigende Gestalt zu wenden, deren verzückte Züge er vorhin genau gesehen hatte.

„Oder sollte man so viel Menschenkenntnis gezeigt haben, Ihnen die Wahrheit zu verschweigen?" fuhr er lachend fort. Er hielt es offenbar nicht mehr für nötig, Rücksicht zu nehmen, sprach laut, als befinde er sich im Restaurant und rufe jemandem, der auf der anderen Seite sitze, eine Frage zu.

Fräulein Kollmann antwortete nicht. Sie hatte sich noch näher dem Dunkel zugeneigt, lauschte angestrengt auf die Stille, die ihr aus der Zimmerecke entgegenkam.

„Ah, so, wir dürfen die weihevolle Stunde nicht stören!" fuhr der Kommissar belustigt fort. „Auf diese Stunde haben Sie natürlich Ihr ganzes Leben hindurch gewartet . . . .?"

Die taktlose Bemerkung schien ihn aufzuheitern. Er stand behaglich, das Körpergewicht angenehm auf beide Beine verteilt, die Hände in den Taschen seines Überziehers, im Zimmer und klimperte mit Zigarettendose und Schlüsselbund.

„Da . . .!" kam es plötzlich atemlos von Fräulein Kollmanns Lippen.

Peter war erwacht. Kein Geräusch war laut geworden. Man konnte in der tiefen Dämmerung auch nicht erkennen, ob er die Augen aufgeschlagen hatte. Sie mußte es — gefühlt haben.

„Welch eine Berichterstattung!" lobte der Kommissar und trat gemächlich an das Bett. Er schien Wert darauf zu legen, hier mehr als Gönner des Hauses, denn als Beamter aufzutreten.

„Da sind Sie ja nun endlich wieder da!" scherzte er, indem er mit dem Finger wohlwollend an Peters Arm rührte. „Ein kleines, unfreiwilliges Schläfchen, wie? Sie kennen mich doch noch? Ich hatte schon immer die Absicht, wieder einmal bei

Ihnen hereinzuschauen! Unsere interessante Unterhaltung neulich hat mir aufrichtige Freude, geradezu einen Genuß bereitet. Wissen Sie, ich liebe sehr ein gutes Gespräch! Leider komme ich in meinem Berufe so selten dazu. Es fehlt an Zeit. Obgleich . . . Die Zeit würde man sich schon zu nehmen verstehen. Vor allem fehlt es an den richtigen Menschen! Ich sagte noch neulich zu meiner Frau: Von dem Doktor Corandt kann man wahrhaftig lernen. — Aber hören Sie mal, Verehrtester!" unterbrach er seine schwatzhafte Rede plötzlich. „Wie war es nur möglich, daß Sie ihm — da — gerade — in die Arme liefen?"

Die Frage schnellte kurz heraus, wie eine jäh unter einem Mantel hervorstoßende Waffe.

„Aber nun tun Sie mir doch die Liebe, verehrtes Fräulein, und schaffen Sie uns eine etwas brauchbarere Beleuchtung!" wandte er sich mit einem Male an Fräulein Kollmann. „Wir sind doch wahrhaftig keine Gespenster, sondern ehrenwerte und rechtschaffene Bürger."

„Sehen Sie . . .!" rief er in dem anerkennenden Tone eines Lehrers, der den Eifer seiner Schüler lobt. Güldenstern hatte die elektrische Beleuchtung eingeschaltet.

Grelles Licht ergoß sich ins Zimmer, ließ das Weiß der Bettdecke blendend aufschwellen. . . . Für einige Sekunden schien Zeit und Raum von kalten Strahlen aufgesogen.

„Na, na, na . . ."! sagte der Kommissar, mit der Hand die Augen schützend. Aber schon hatte er sich gewöhnt. „Wir müssen einander doch einmal richtig in die Augen schauen!" Er sah sich im Kreise um, betrachtete jede der anwesenden Personen mit einem noch immer geblendeten, aber die Helligkeit bereits scharf durchdringenden und gleichsam maßnehmenden Blick.

Nun war allen das Zimmer bereits wieder eine bekannte Welt. Güldenstern und der Photograph zeigten ihre Berufsgesichter, der Kommissar machte den Eindruck eines gewandten, das Gespräch beherrschenden Stadtmenschen.

Selbst Peter, der nun deutlich, ja überdeutlich zu sehen war, hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Kranken, der zu später Nachtstunde noch einen Besuch empfängt. Durch untergeschobene Kissen hatte man ihm eine mehr sitzende Stellung gegeben. Der Verband machte seinen Oberkörper etwas unförmig, jedoch nicht mehr, als habe er sich einer Erkältung wegen einen Umschlag gemacht. Das Gesicht war allerdings sehr blaß, doch konnte man dies auch auf die grelle Beleuchtung zurückführen. Auch der Ausdruck seiner Züge war nicht anders als sonst. Einer, der ihn in diesem Augenblicke zum ersten Male gesehen hätte, würde vielleicht gefunden haben, daß sein Blick — trotz der blauen Klarheit seiner Augen — etwas seltsam Verhängtes habe. Dieses Verschlossene zeigte sich auch in den Händen: wie sie da, fest ineinander verschlungen, auf der Bettdecke ruhten, sahen sie aus, als bewahrten sie viele und noch tiefere Geheimnisse, als die, nach denen der Kommissar fahndete.

Nur auf Fräulein Kollmanns Gesicht war noch die Entrücktheit der langen Nachtstunden, die sie hier neben Peter verbracht hatte, zu erkennen. Das plötzliche Aufflammen des Lichts hatte überhaupt keinen Eindruck auf sie gemacht: so tief schien sie in die Welt ihres Gefühls versunken. Sie sah weder den Kommissar, noch Güldenstern oder den Photographen, ja, nicht einmal Peter.

„Fühlen Sie sich denn ein wenig besser?" begann der Kommissar von neuem, indem er nahe an Peters Bett trat. „Der Schlaf wird Ihnen gut getan haben. Schlaf muß der Mensch haben, besonders nach einer solchen Anstrengung. Weshalb waren Sie denn eigentlich auf die Straße gegangen? Nur so aus Neugierde? Oder etwa aus Angst? An solchen Tagen rennen viele mitten in das Feuer der Maschinengewehre, nur weil sie es in ihrer sicheren Stube vor Angst nicht aushalten können. Der Fall ist nicht selten. Ich selbst habe heute nachmittag eine junge Dame ge-

sehen, die sich hier in Ihrer Straße herumtrieb, aus einem Hause in das andere flüchtete, und es doch nicht fertig brachte, mir zu folgen, obwohl ich sie versicherte, daß ich sie wohlbehalten in ihre Villa zurückbringen werde. Sie hatte Angst vor der Angst, das war es! Und das hat sie mir sogar eingestanden. Übrigens war es eine Bekannte von Ihnen. Sie hat nach Ihnen gefragt. Sind Sie etwa ihretwegen auf die Straße gelaufen? — Ach, die Herren scheinen sie ebenfalls zu kennen?" wendete er sich mit einer weltmännischen Gebärde an Güldenstern und den Photographen, die beide zu den letzten Worten bedeutsam genickt hatten.

„Wir glauben jedenfalls zu wissen, wen Sie meinen!" antwortete Güldenstern für beide.

„Sehen Sie einmal an! Nun, das ist interessant, das ist außer—or—dent—lich inte—res—sant! Das wird vielleicht den ganzen Fall mit einem Male aufklären!" rief der Kommissar erfreut, indem er mit den Fingerspitzen sich selbst Beifall klatschte. „Vielleicht haben wir hier bereits den Mittelpunkt der ganzen Geschichte!"

Seine Augen blitzten hell auf, als wollten sie bis in die letzten dunklen Ecken der Angelegenheit hineinleuchten.

„Ihnen aber, Verehrtester," wandte er sich plötzlich wieder an Peter, indem er sich sogar ein wenig zu ihm hinunterbeugte, als dürfe ihm jetzt auch nicht die leiseste Regung der Züge entgehen, „Ihnen aber ist es schließlich doch gelungen, sie zur Heimkehr zu bewegen?" Er schaute, der Gewohnheit seines Berufes folgend, mit dem bekannten Blick des Detektivs, in das bleiche Gesicht.

Mehrere Sekunden vergingen in völligem Schweigen. Güldenstern und der Photograph standen in wartender Haltung. Beide schienen sehr wohl zu fühlen, daß hier nicht nur eine gewöhnliche Frage gestellt wurde, sondern daß ein Kampf zum Austrage kam. Nur Fräulein Kollmann schien noch immer nicht in die Wirklichkeit zurückgekehrt zu sein. Ihr Blick ruhte in einer Ferne, die jenseits aller Begebenheiten des Zimmers lag.

Die Augen des Kommissars wurden vor Anstrengung langsam starr, nahmen einen blinden Schein an, wie man ihn in den Augen wissenschaftlicher Forscher hin und wieder sieht.

Aber Peters Gesicht blieb regungslos. Unter dem grellen Licht der elektrischen Lampen erschien es wie von einer harten, nicht die leiseste Bewegung zulassenden Emailleschicht bedeckt.

Und plötzlich, als der Kommissar — für den Bruchteil einer Sekunde — die Lider gesenkt hatte, war der Kampf entschieden. Peter hatte die Augen zugeschlagen!

„Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen!" sagte er leise, kaum hörbar.

Er sah aus, als schlafe er bereits wieder, oder als habe ihn die Schwäche von neuem übermannt. Nur ein einziges Zeichen deutete darauf hin, daß die Erschöpfung nicht durch seine Verwundung, sondern durch eine übermäßige Anstrengung seines Willens veranlaßt sei: eine feine Röte war in seine Wangen gestiegen.

Mehrere Minuten vergingen in tiefer Stille. Das Zimmer dehnte sich zu einer schweigenden Unendlichkeit. Man hörte das Ticken der Taschenuhr, die drüben auf der Kommode lag, eine Weile laut und aufdringlich, wie eine geschäftig schwatzende Stimme, dann sehr fern, wie ein feines silbernes Rieseln. . . .

„Sie wollen mich doch nicht glauben machen, Sie seien zu schwach, sich zu erinnern?" hörte man plötzlich die höhnische Stimme des Kommissars. „Für mich . . ." Die Stimme nahm einen scharfen, verärgerten Klang an. „Für mich ist dieses Augenschließen nur ein Beweis, ein untrüglicher Beweis dafür, daß Sie sich nicht nur sehr genau erinnern, sondern mit Absicht, mit Absicht etwas verheimlichen wollen. Das stimmt ja auch ganz zu dem Verhalten, das Sie neulich

bei dem Tode seiner Frau an den Tag gelegt haben. Welchen Zweck Sie damit verfolgen . . . Denn Sie haben ja doch einen ganz bestimmten Zweck im Auge, nicht wahr?"

Ein Lächeln legte sich um seine Lippen, als freue er sich der List, die ihm da eingefallen war. Er neigte sich vertraulich über das Bett und wartete auf die Antwort.

Schweigen.

„Nun, ich will es Ihnen sagen!" begann die Stimme des Kommissars nach einer Weile von neuem. „Sie wollen die Untersuchung hintertreiben, weil Sie den Ehrgeiz haben, selbst Ihrem Mörder noch eine Güte zu erweisen. Ja, genau so ist es! Sie wollen sich über Ihre Mitmenschen erheben, um auf deren Kosten ein guter Mensch zu sein! Sie wollen die ordentliche Rechtspflege hindern, um ein neues Recht der Liebe zu propagieren! Aber das ist Empörung, mein Verehrtester! Und diese Empörung können wir ebensowenig dulden, wie die Empörung draußen auf der Straße! — Wir werden Ihren unglücklichen Mörder finden, wir werden auch Sie zum Reden bringen! Darauf verlassen Sie sich! Nicht umsonst ist mir jene junge Dame über den Weg gelaufen . . ."

„Welche junge Dame . . .?" fragte plötzlich Fräulein Kollmann in dem jähen Tone Einer, die unwirsch aus dem Schlafe geweckt wird. Mit aufgerissenen blanken Augen starrte sie dem Kommissar ins Gesicht.

„Ah, das nenne ich unerwartete Hilfe!" lachte dieser laut auf. „Kommen Sie, mein Fräulein, ich will es Ihnen erzählen! Gehen wir ins Nebenzimmer! Da sind wir ungestört! Ich denke, wir werden uns bald verständigen!"

Er forderte sie mit einer übertrieben ritterlichen Handbewegung auf, ihm zu folgen, konnte es sich aber doch nicht versagen, noch einmal nach dem Bette zurückzuschauen. Vielleicht hoffte er, die plötzliche Wendung werde Peters Widerstand doch noch im letzten Augenblicke brechen.

Aber er wurde enttäuscht. Die Züge des Kranken blieben verschlossen.

„Er schläft!" sagte der Photograph.

„Und o b er schläft . . .!" stieß der Kommissar wütend durch die Zähne, wendete sich, einen Stuhl unwirsch beiseite schiebend, ab, und verließ mit Fräulein Kollmann, deren Augen jetzt vor Erregung funkelten, das Zimmer.

Bereits am nächsten Tage wurde Erich verhaftet. Er hatte sich kaum im Hause gezeigt, da erschienen auch schon die Polizeibeamten und holten ihn ab.

* * *

Einige Tage später erschien Cornelie plötzlich vor Peters Wohnung. Fräulein Kollmann öffnete ihr.

Einige Augenblicke standen beide Frauen schweigend einander gegenüber. Jede wartete auf das erste Wort der anderen.

„Kommen Sie!" sagte endlich Fräulein Kollmann, indem sie zur Seite trat und mit demütig gesenktem Kopfe Cornelie eintreten ließ.

Sie gingen auf Fußspitzen den Korridor entlang. Kurz vor der Tür zum Wohnzimmer blieb Fräulein Kollmann plötzlich stehen. Es schien, als wolle sie etwas sagen: sie hatte die Hand zu einer leidenschaftlichen Gebärde erhoben. Auch Cornelie war sofort stehen geblieben, fast als habe sie auf diese heftige Bewegung gewartet.

„Sprechen Sie nur! Es ist besser, Sie sprechen es aus!" sagte sie in gespanntem, etwas herablassendem Tone.

Aber Fräulein Kollmann sprach es nicht aus. Sie kreuzte beide Arme über der Brust, wie eine junge Nonne, die sich ihrer Ordensregel erinnert, senkte den Kopf

tief zu den Händen hinab . . . Dann öffnete sie mit der stillen Bewegung einer Krankenschwester die Tür.

In dem großen Sessel am Fenster hockte Peter, in qualvoll verbogener Stellung. Der Körper lag schräg über die linke Armlehne hinüber, den Kopf stützte er mit der Hand, doch nur sehr unvollkommen und mit großer Anstrengung; der Arm glitt ihm alle paar Sekunden von der Lehne ab; dann versuchte er, sich aufzurichten, mußte aber sogleich stöhnend wieder innehalten; offenbar war ihm eine selbständige Bewegung kaum noch möglich.

„Ah! Wenn ich d a s gewußt hätte . . .!" entfuhr es Cornelie. Sie eilte auf ihn zu.

Fräulein Kollmann war bereits an der linken Seite des Sessels niedergekniet und hatte mit gewohntem Griffe Peters wankenden Arm in ihre Hände gestützt. Anscheinend erfüllte sie diesen Liebesdienst schon seit Stunden.

„Nicht sprechen!" mahnte sie leise, ohne den Kopf zu erheben, ganz in die Erfüllung ihrer Pflicht versunken.

Cornelie senkte gehorsam den Blick und setzte sich auf einen Stuhl. Bald aber hoben sich ihre Augen wieder, einer stärkeren Gewalt gehorchend, und sie schaute unablässig, als dürfe sie sich den Anblick nicht eine Sekunde lang entgehen lassen, auf den Sterbenden. In ihren Augen brannte eine leidenschaftliche Erwartung.

Peter aber schwieg. Einmal reichte er ihr mühsam die Hand. Diese freundliche Gebärde ließ sein Schweigen noch eindringlicher, ja, beinahe absichtlich erscheinen. Sie rührte nur flüchtig an seine Finger, zog zitternd ihre Hand zurück, und ein Ausdruck wirklicher Qual ging dabei über ihr Gesicht.

War es die Einsamkeit des Sterbens, die sie plötzlich fühlte? Oder vielleicht noch mehr die Einsamkeit der Lebenden? Oder war diese mühsame Freundlichkeit für sie der immer wieder hinausgeschobene, immer wieder absichtlich mißverstandene und nun doch mit einem Male sie jäh überfallende, klare und untrügliche Beweis dafür, daß sie n i c h t geliebt wurde?

Eine dunkle Röte stieg plötzlich in ihre Wangen, und ihre Augen richteten sich mit einem Ruck auf Fräulein Kollmann, die wie eine glücklich Liebende zärtlich hingegossen zu seinen Füßen lag.

„Sie werden — hier — bei — ihm — bleiben . . .?" fragte sie. Obwohl sie leise sprach, wurde durch diese Worte sofort das ganze Zimmer verändert.

Fräulein Kollmann wendete mit einer kurzen Bewegung das Köpfchen zur Seite; ihre Lippen öffneten sich, ließen ihre blanken Zähne sehen . . . Man fühlte bereits die scharfe Antwort, die sie geben würde . . .

Ein schmerzliches Stöhnen kam von Peters Lippen.

Sie schien sich plötzlich eines anderen zu besinnen: sie versank wieder in ihre demütige Schwesternstellung und schaute mit verträumtem, ganz fernem Lächeln vor sich hin.

Diese Zurückweisung machte die Spannung noch straffer. Das Schweigen im Zimmer wurde mit einem Male unerträglich.

„Sie glauben, weil Sie die Pflege übernommen haben, ein Recht zu besitzen . . ." fuhr Cornelie mit bebender Stimme auf. Vor Erregung vermochte sie den Satz nicht zu Ende zu bringen.

In diesem Augenblicke drangen von draußen die schweren Klänge einer Musikkapelle herein, die einen Choral begann. Sie füllten das Zimmer mit einem feierlich schwingenden Lärm.

Die beiden Frauen blickten erschrocken auf. Peter regte sich unruhig in seinem Sessel. Er verlangte, emporgerichtet zu werden. Von beiden Frauen unterstützt, konnte er für ein paar Augenblicke hinausschauen.

Durch die von feuchter Nebelluft beschlagene Straße zog sich schleppend, wie ein riesiges, mit dunklen Farben bestreutes Tier eine lange Reihe von Leichenwagen. Unter schwarzem Gehänge tappten unsicher magere Pferdebeine; große, wehmütige Augen starrten blind und unwirklich durch die Vermummungen. Zwischen versilberten Säulen unter hochgewölbten Blumenhügeln rollten die Särge dahin. Die zur Erde herniederhängenden, auf dem feuchten Straßenpflaster dahingleitenden roten Schleifen erweckten den Eindruck, als fließe unablässig Blut unter den Sargdeckeln hervor.

Es waren die Opfer der Unruhen, die hier zum Grabe geführt wurden.

Den Wagen folgte eine dunkle Menge, die wie ein schwarzer Strom aus einer Straßenöffnung quoll. Aus allen Häusern lösten sich Gestalten, in allen Fenstern erschienen bleiche Gesichter, den Zug anzuschauen. Auf allen Zügen lag — in grauenvoller Gleichmäßigkeit — dieselbe stumpfe Neugier, dieselbe alltägliche Gefühllosigkeit. Nur die Kinder schauten erschrocken auf die im Taktschritte vorüberschreitenden Männer.

„Gestern haben sie sie totgeschossen, und heute laufen sie, den Zylinder auf dem Kopfe, hinter ihren Särgen her!“ murmelte Cornelie empört.

„Ja, aber wer hat denn mit Schießen angefangen?“ entgegnete Fräulein Kollmann in dem heftigen Tone unbeherrschter Parteileidenschaft. „Wir wissen doch alle ganz genau, wer zuerst . . .“

Sie brach betroffen ab.

Peters Hand hatte ihr die Lippen verschlossen. Sein Gesicht war von Qual verzogen, aber er streichelte mit leiser, tröstender Bewegung ihre Wange.

Diese Zärtlichkeit wurde natürlich sofort, vielleicht noch ehe Fräulein Kollmann sich ihrer bewußt wurde, von Cornelie bemerkt.

„Nun sehen Sie es wenigstens noch mit eigenen Augen!“ wendete sie sich plötzlich mit haßerfüllter, von Eifersucht bebender Stimme an Peter. „Dieser Leichenzug ist die richtige Quittung für Ihre Menschenliebe!“

„Ist es denn nicht möglich, daß Sie endlich schweigen?“ stieß Fräulein Kollmann atemlos hervor.

„Auch Sie haben ja gesprochen, Fräulein!“ entgegnete Cornelie höhnisch. „Wenn er Ihnen nicht den Mund zugehalten hätte, würden Sie uns hier eine Agitationsrede gehalten haben! Wenn man nur Recht behält! Das ist die Hauptsache, nicht wahr? — Und Sie . . .“ wendete sie sich wieder mit einem gequälten Lachen an Peter. „Sie lassen sie natürlich gewähren! Sie lassen es sich ruhig gefallen, daß sie hier redet, als ob sie — Ihre Gedanken ausspräche! Oder sind das etwa gar Ihre Gedanken? Dann geben Sie mir nur ein Zeichen, und ich werde Sie nicht weiter stören, werde Sie sofort verlassen, damit Sie Ihre Gedanken noch mit ihr austauschen können. Sie wird schon dafür sorgen, daß sie verbreitet werden . . .!“

„Glauben Sie nicht“, fuhr sie nach heftigem Atemholen mit verbittertem Auflachen fort. „Glauben Sie doch nicht, daß ich mich darüber noch wundern werde. Ich habe die Grenzen längst erkannt! Das war ja immer Ihr berühmtes Wort: ‚Das Gefühl sollte die Grenzen der Einsicht nie überschreiten!‘ Nicht wahr? — Nun, ich habe gut von Ihnen gelernt! Wenn es mir auch schwer genug geworden ist! Denn es hat eine Zeit gegeben, wo ich glaubte, Ihr Gefühl für den Menschen sei ohne Grenzen! — Ah, wie habe ich damals zu Ihnen hinaufgesehen, wie habe ich Sie angebetet, wie habe ich Sie — geliebt!“ rief sie, vor Scham und Zorn erbleichend, die geballten Fäuste gegen ihren Busen gepreßt.

„Da haben Sie endlich Ihr Bekenntnis!“ fuhr sie leidenschaftlich in noch heftigerem Tone fort. „Das allein ist es ja, weswegen Sie zu uns Frauen so gütig

sind!" Ein schneidender hysterischer Tonfall kam in ihre Stimme. „Zu Ihren Füßen sollen wir liegen, wie Frau Wente, wie diese kleine Grisette, und dann wollen Sie Ihr schmerzliches Gesicht machen und sagen: ‚Nicht diese Liebe habe ich gemeint!' — Nun, mag sein, daß Frau Wente sich Ihnen gefügt hat! Anständige Menschen sind ja wohl immer auch dumm! Diese aber . . ." Sie wies mit erhobenem Finger auf Fräulein Kollmann, die mit regungslosen, grellen Augen unter ihrer leidenschaftlichen Rede erstarrt war. „Dieses sanftmütige Fräulein wird Ihnen schon die Krallen zeigen! Darauf können Sie sich verlassen! Oder wie denken Sie darüber, Fräulein?" unterbrach sie sich mit einem spöttischen Auflachen.

„Na ja, ich dachte es mir schon!" sagte plötzlich eine süßliche Klarinettenstimme.

In der Tür stand mit verkniffenen Augen, die Lippen mokant verzogen, der Kommissar.

„Die Weiber werden ihm noch zu schaffen machen, das habe ich mir gleich gesagt!"

Er kam einige Schritte näher und betrachtete abwechselnd beide Frauen mit geringschätziger Miene.

„So viel, Verehrtester, müßten Sie doch schon von Sokrates wissen!" wendete er sich lächelnd an Peter, der wieder in seinen Sessel zurückgesunken war. „Aber warten Sie, ich werde Sie sogleich von diesen Plagegeistern befreien!" fügte er beruhigend hinzu.

„Wollen Sie ihn weiterquälen?" fuhr Cornelie dazwischen.

„Neulich abend hat er ihn aus dem Schlafe geweckt, nur um ihm seine Bosheiten zu sagen!" mischte sich plötzlich Fräulein Kollmann ein.

„Aber, meine Damen . . .!" entgegnete der Kommissar mit beschwichtigender Handbewegung in unerwartet sanftem Tone.

„Geduld! Geduld! Alles hat seine Zeit!" rief er, sich mit einem Male zur Tür zurückwendend, scharf nach draußen. „Man muß ihn doch erst vorbereiten. Wir können nicht einfach . . ." Er schritt zur Tür, hinter der mehrere Gestalten sichtbar geworden waren, und zog sie kräftig ins Schloß.

„Nur keine unnötige Erregung, meine Damen!" bat er wieder mit süßer Stimme. „Ich will Ihnen sogar erlauben, im Zimmer zu bleiben! Aber Sie müssen mir versprechen, uns nicht zu stören! Sie müssen den Ernst des Augenblicks unbedingt respektieren! Sie sehen ja wohl selbst, daß von diesem Augenblicke vieles abhängt! Nicht wahr, ich kann mich auf Sie verlassen?"

Er trat wie ein routinierter Ballherr, der auf Eroberungen ausgeht, mit einem dreisten, zugleich aber auch merkwürdig drohenden Lächeln an die beiden Frauen heran und drängte sie mit sanfter Entschiedenheit in die Zimmerecke.

„Also ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, was auch kommen möge!" mahnte er nochmals. Dann erst wendete er sich Peter zu.

„Es ist notwendig geworden, Herr Doktor, Sie noch einmal zu vernehmen", sagte er in formellem Tonfalle, die Würde seiner Behörde vertretend. „Sie haben zwar bisher eine Vernehmung abgelehnt, aber ich denke, daß Sie unter den veränderten Verhältnissen vielleicht auch Ihre Meinung einer Revision unterzogen haben werden. Wer wie Sie nur so wenig Zeit noch zur Verfügung hat . . . Sie werden sich selbst sagen, daß Ihr Schweigen keinen Sinn mehr hat! Sie werden auch verstehen, daß es einen wesentlichen Unterschied bedeutet, ob der Angeschuldigte nur wegen Mangels an Schuldbeweisen oder auf Grund eines klaren und unumstößlichen Unschuldbeweises freigesprochen wird. . . . Diesen letzten Akt vornehmer Gesinnung. . . . Nicht wahr, wir verstehen uns?"

Er hatte sich zu Peter hinabgebeugt, um seine Worte recht eindringlich zu machen. Jetzt trat er einen Schritt zurück und faßte das bewegungslose, bleiche Gesicht seines Gegners fest ins Auge.

Peter hielt dem Blicke stand. Nahezu eine Minute schaute er ihn an, ohne ein Wort zu sprechen, mit dem wehmütigen Lächeln eines Wissenden, dem alle Augenblicksentscheidungen gleichgültig geworden sind.

„Na, sehen Sie!" sagte der Kommissar mit einem Aufatmen, als sei er über den Erfolg seiner veränderten Taktik erfreut. „Ihr gutes Herz hat mich doch nicht im Stiche gelassen! Und so lassen Sie denn Ihrer Güte noch ein letztes Mal die Zügel schießen! — Der Untersuchungsrichter wird sofort erscheinen! Er wartet draußen mit jenem Unglücklichen, um hier, feierlich vor Zeugen, aus Ihrem Munde zu hören . . . ."

„Das ist Erpressung!" hörte man plötzlich Cornelie murmeln. „Erst verlangt er eine belastende Aussage, um die Verhaftung zu begründen, jetzt aber fordert er einen Freispruch . . . .! Nur, um morgen beruhigt seine Akten schließen zu können . . .!"

„Wer mich unterbricht, den setze ich vor die Tür!" rief der Kommissar sehr erregt. — „Nun, nun, es ist nicht so schlimm gemeint!" wendete er sich eilig an Peter, den Ausdruck seines Gesichts von neuem erforschend. „Wenn Sie wünschen, mögen sie im Zimmer bleiben. Aber Sie sehen doch selbst: wenn wir hier gestört werden . ."

„Sie mögen kommen!" sagte Peter leise.

Der Kommissar war bereits an der Tür.

„Bitte!" rief er nach draußen.

Wenige Sekunden später trat, begleitet von einem Polizisten und einem hageren, offenbar schwindsüchtigen Schreiber, Erich Wente ins Zimmer. Ihm folgte Dr. Lüders, der Untersuchungsrichter.

Erichs Blick fiel zuerst auf Fräulein Kollmann, die ihn mit flimmernden, haßerfüllten Augen ansah, dann auf Cornelie, die absichtlich wartete, bis er sich ihr zuwendete, um sich dann mit einer schroffen Wendung von ihm abzukehren.

„Theater . . .!" murmelte sie zwischen den Zähnen, doch mußte er die Äußerung wohl verstanden haben, denn er nickte mit einem fremdartigen Lächeln vor sich hin.

„Wo — soll — ich . . .?" fragte er unbeholfen, ganz unähnlich jenem Erich, der sich auf den Abendgesellschaften mit gewandter Gebärde Platz zu schaffen verstanden hatte.

In demselben Augenblick aber veränderte sich sein Gesicht auch schon: es wurde lebendig, versuchte sich in mehreren, schnell wechselnden Mienen und legte sich endlich in eine wehmütige Versonnenheit. Hing diese Veränderung vielleicht damit zusammen, daß er zufällig im Spiegel sich selbst gesehen hatte?

Der Kommissar wendete sich mit einer Verbeugung an den Untersuchungsrichter.

„Er ist bereit!" meldete er.

Dr. Lüders aber winkte ab.

„Bitte, wollen S i e die Fragen stellen! Der Kranke ist an Sie gewöhnt! Es genügt, wenn ich als Zeuge . . . ."

„Wir haben unsere Zusage gehalten!" wendete sich der Kommissar mit einer gewissen Feierlichkeit an Erich. „Sie haben jetzt Gelegenheit, Auge in Auge Ihre Aussage zu wiederholen . . . ."

„Lassen Sie mir, bitte, einige Minuten . . .!" bat Erich mit leiser Stimme.

Der Kommissar, anscheinend ganz von dem „Ernste des Augenblicks" erfüllt,

vielleicht auch um des nahen, ihm sicher scheinenden Erfolges willen, gab durch eine Handbewegung sein Einverständnis zu erkennen und trat an den Tisch zurück.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen. Peter sah still, nahezu bescheiden vor sich hin, als wolle er Erich nicht durch seinen Blick beirren. Erich schaute angestrengt auf ein Bild an der Wand.

Mit einem Male aber — in der gleichen Sekunde hatten sich beider Augen magnetisch zueinander gefunden.

Erich schwieg noch immer. Er hatte jetzt sein Gesicht ganz in der Gewalt, jede Muskel war seinem Willen untertan. Und auf alle, die im Zimmer standen, schien die Kraft dieses Willens eine erschreckende Wirkung auszuüben; alle — vielleicht sogar der Kommissar — schienen von einem dunklen Gefühle ergriffen, als ob sie sogleich auf eine nicht zu erklärende Weise betrogen werden sollten, als ob schon dieses beharrliche Schweigen nicht Ergriffenheit sei, sondern eine bestimmte Absicht verberge.

Endlich öffneten sich langsam, das Bild des Schmerzes formend, seine Lippen.

„Lieber Freund . . .!" sagte er. Ein weicher Ton, wie von einer lang und mit leisem Vibrieren angestrichenen Geige, klang in seiner Stimme. „So — sehen — wir — uns . . . . So — mußt — du — leiden!" verbesserte er sich. Vielleicht war ihm bewußt geworden, daß er Don Carlos zitiert hatte. „Um meinetwillen — leiden!" fuhr er fort.

Plötzlich aber ging ein Ruck durch seinen Körper.

„Hier vor allen Zeugen lege ich das Bekenntnis ab! Machen Sie mit mir, Herr Untersuchungsrichter, machen Sie mit mir, Herr Kommissar, was Sie wollen oder was Ihre Pflicht Ihnen vorschreibt . . . . Ich bin s c h u l d i g!" sagte er mit einer leidenschaftlich raffenden Handbewegung.

Das unerwartete Geständnis breitete einen stummen Tumult im Zimmer aus. Fräulein Kollmann sprang von ihrem Stuhle auf, Cornelie tat einen erregten Schritt auf Peter zu, der Polizist schaute erschrocken zu Boden, der hagere Schreiber ließ seinen Bleistift sinken und starrte mit fieberblanken Augen auf den geständigen Mörder.

Am meisten betroffen war der Kommissar. Mit einer solchen Wendung schien er denn doch nicht gerechnet zu haben. Er stand mit offenem Munde und rieb unablässig die Zungenspitze an der oberen Zahnreihe. Seine nervösen Finger waren in heftiger Bewegung. Doch wagte er noch nicht einzugreifen.

„Ich bin schuldig!" fuhr Erich mit bebender Stimme fort. Es war, als sei die Welle der Erregung, die seine Worte hatten ausgehen lassen, zu ihm zurückgeflutet und zwinge ihn, sein Geständnis zu wiederholen.

Ein seltsamer Glanz von Befriedigung erwachte in seinen Augen. Hatte ihm diese Sekunde, die er schon Hunderte von Malen vorausgefühlt haben mochte, den erhofften Genuß oder vielleicht gar einen unerwarteten Erfolg gebracht . . .? Er schaute hingerissen, fast in Ekstase, wie ein von der Reue und dem Bekenntnis seiner Schuld Gesegneter in Peters Augen.

Nahmen diese Augen sein Geständnis an?

Keiner vermochte es zu erkennen.

Ein leichtes Zittern flog über Erichs Züge. W e n n er eine Rolle spielte, so kostete ihn diese Rolle jedenfalls heftige innere Anstrengung.

„Solch ein Bekenntnis wie dieses tut man nur e i n m a l in seinem Leben!" fuhr er fort. Der Ton seiner Stimme war zornig, als fühle er selbst das Phrasenhafte dieses Satzes nur zu genau. „Dieses e i n e Mal sollst du mich ernst nehmen, als ganzen Menschen, dir gleich und ebenbürtig . . .! Auch ich habe das Gute gewollt! Waren meine Bemühungen etwa weniger wert, als die deinen? War mein

Ziel geringer? Habe ich etwa keine Enttäuschungen erlitten?“ Ein glühender Haß züngelte mit einem Male aus seinen Worten. „Woher hattest du ein Recht, mich zu verachten? Sind wir nicht alle — Menschen, Sklaven unserer Sinne und arme Don Quichotte, die vom Leben immer gerade in ihren edelsten Absichten widerlegt werden . . .?! Bist nicht auch du jeden Tag und jede Stunde deines Lebens widerlegt worden? Wo ist denn da ein Unterschied? Doch höchstens der, daß ich dem Leben mich hingegeben habe, während du als Zuschauer hier gesessen und dein Tagebuch geschrieben hast . . .! Dir war es freilich leicht, den guten Menschen zu spielen! Für mich war es schwerer, einer zu sein . . .! Ich habe mich eingesetzt, ich habe eine Verantwortung auf mich genommen! Und ich bereue nichts! Ich möchte die Augenblicke des Zweifels, ja, der Verzweiflung, in meinem Leben nicht missen! Auch meine Schuld will ich nicht wieder hergeben: sie erst hat mich zum Menschen gemacht! — Als ich während jener Nächte durch die Straßen irrte und meine und aller Menschen Einsamkeit wie ein furchtbares, nie zu erhellendes Dunkel fühlte, habe ich eine tiefe Wonne empfunden, die dir auf ewig unbekannt bleiben wird!“

Ein Lächeln befriedigter Eitelkeit ging über sein Gesicht, und es war, als erhalte seine dunkle, unverständliche Rede durch den flüchtig erwachenden Schein dieses Lächelns einen seltsamen Sinn.

„Ach, mein Freund,“ fuhr er fort, „nimm es mir nicht übel, verzeihe es mir, daß ich dir jetzt überlegen bin . . .! Ich habe gelebt, ich habe gelitten, du aber hast aus Leben und Leiden immer nur Vorteil gezogen! Wie du an jenem Nachmittag, dort an der Straßenkreuzung, daherkamest, mit wehendem Mantel, aufgebläht von Gier, den Ruhm deiner Menschenliebe zu erhöhen . . . Gestehe es nur: es hätte dir tiefe Befriedigung gewährt, wenn es dir gelungen wäre, die Flammen der Leidenschaft zu löschen, aus den Menschen, die ihren großen Augenblick erlebten, wieder stumpfe Alltagstiere zu machen . . .! So eben war es nach deinem bürgerlichen Herzen! — Nun, ich bin schuldig! Und ich schäme mich nicht meiner Schuld! Noch heute würde ich sie ein zweites Mal auf mich nehmen! Wahrhaftig: besser eine große Schuld, als viele kleine und jämmerliche! So werden wir doch einmal die Abgründe des Menschlichen kennen lernen und uns um so brennender nach dem Guten sehnen . . . .!“

Er schwankte und griff mit der Hand taumelnd in die Luft: der Rausch der großen Worte hatte ihn trunken gemacht. Seine Augen aber hingen starr und fanatisch glänzend an Peters Gesicht.

Und siehe da: in Peters Augen erschien mit einem Male, langsam, aber stetig heller werdend, ein Verstehen.

Nur ein Verstehen? Oder auch ein Glaube? Glaubte er wirklich an die Aufrichtigkeit dieser schönen, allzu schönen Worte? Aber selbst wenn er geglaubt hätte, so war damit die Frage, ob Erich schuldig sei, schuldig nicht nur der Vergehen, deren er sich soeben selbst geziehen hatte, sondern schuldig des versuchten Totschlages, noch immer nicht beantwortet.

„Ja . . .!“ flüsterte er wie erlöst, als habe er Wochen und Monate nur auf dieses Bekenntnis gewartet.

Kaum aber hatte Erich die Veränderung auf dem Gesicht des Freundes bemerkt, kaum hatte er dieses Ja gehört, da geschah etwas Seltsames: für eine Sekunde erbleichte er, so jäh, als sei er seines Verbrechens überführt, ja, als habe er bereits sein Urteil entgegengenommen. Fast in demselben Augenblick aber verzog sich sein Gesicht. Ein zweideutiges Lächeln legte sich in Mund- und Augenwinkel. Er näherte sich langsam dem Sterbenden, schaute mehrere Sekunden, immer lächelnd, in die verklärten Züge, als wolle er nicht nur den Ausdruck dieser Züge

seinem Gedächtnisse für alle Zeiten einprägen, sondern als wolle er durch diese verklärten Augen hindurch etwas Geheimes erforschen, ja, vielleicht sogar übermitteln.

„Das hat auch — Sabine sehr wohl begriffen!" murmelte er, scheinbar sinnlos.

Und plötzlich schien er seinen geheimen Zweck erfüllt zu sehen. Er richtete sich auf und wendete sich an den Kommissar:

„Haben Sie sich überzeugt?" fragte er in gehetztem Tone, aber mit einem spöttischen Klang in seiner Stimme. Er kniff für eine Sekunde die Augen so heftig zusammen, als wolle er alles, was noch an Zweifeln vorhanden sein könne, zwischen den Lidern zerdrücken. „Ach, Sie wollen Einzelheiten?" fuhr er fiebernd, mit mutterstickter Stimme fort. „Sie sollen Einzelheiten haben! Sie sollen alles haben, was Sie wünschen! Sie sollen bis ins Letzte zufriedengestellt werden! — An jener Straßenkreuzung . . . Ich habe es schon hundertmal beschrieben . . ."

„An jener Straßenkreuzung . . .?" fragte plötzlich eine heisere Stimme aus der Tiefe des Zimmers.

„An jener Straßenkreuzung trafen wir uns!" fuhr Erich unbeirrt fort. Er schien zu glauben, der Kommissar sei es gewesen, der ihn zum Weitersprechen habe ermuntern wollen. „Ich stand bei dem Maschinengewehr, und er kam und wollte die Leute überreden, das Schießen einzustellen. Er begann eine Predigt, sie aber haben ihn sofort niedergeschrien, haben ihn mit ihren Gewehrkolben davongejagt. Und einer von ihnen, ein kleiner Schwarzer, mit einer Schramme über der rechten Wange, ist ihm nachgelaufen, die Faust in der Tasche . . . Ich wollte ihn zurückhalten. . . . . Ich rief ihn an . . . . Aber schon waren beide im Gewühl verschwunden!"

„So ist es sicherlich nicht gewesen!" rief plötzlich Cornelie verächtlich und im kaltblütigsten Tone, als bestünde überhaupt kein Zweifel darüber, daß diese ganze Schilderung nur erfunden sei.

Erich wendete sich um. Ein irres Lächeln ging über sein Gesicht, veränderte es von neuem, machte es zu einem seltsamen Zerrbilde jenes Gesichts, das sie so oft zum Spott gereizt hatte. Fast schien es, als erinnere er sich plötzlich nicht nur jener dunklen Nachmittagsstunde, sondern auch des Menschen, der er damals *wirklich* gewesen war . . . .

„Nicht . . .? Nicht — so — ist — es . . .?" stotterte er verwirrt.

Doch schon hatte Dr. Lüders eingegriffen. Ohne ein Wort zu sagen, hatte er Cornelie am Arm gefaßt, durch das Zimmer gezogen und zur Tür hinausgeschoben. Er hatte so schnell gehandelt, daß sie zu einem Widerstande gar keine Zeit gefunden hatte.

„Wollen auch Sie hinausbefördert werden?" wandte er sich lächelnd an Fräulein Kollmann, die ihn mit zornigen Augen, doch ohne ihre Befriedigung über die an Cornelie vollzogene Maßregel verbergen zu können, anstarrte.

Er kehrte noch einmal zur Tür zurück und drehte den Schlüssel um, denn von draußen wurde schon an der Türklinke geklirrt und gegen die Holzfüllung geschlagen.

„Sie haben alles notiert?" fragte er, mit einer befehlenden Handbewegung die Führung der Verhandlung übernehmend, den Schreiber, indem er zufrieden auf die eng beschriebenen Blätter schaute, die bereits den ganzen Tisch bedeckten.

Dann trat er zu Peter und fragte leichthin, als stelle er eine nebensächliche Frage.

„Bestätigen Sie die Aussage?"

Mehrere Sekunden vergingen.

„Sie können vielleicht nicht sprechen! So heben Sie die Hand!" fuhr Dr. Lüders in merkwürdiger Eile fort. Er schien zu finden, daß nicht mehr lange gezögert

werden dürfe. Auf dem Gesicht des Sterbenden hatten sich seltsame Schatten gelagert.

„Wenn Sie die Aussage Herrn Wentes bestätigen, so heben Sie die Hand!“ wiederholte er nach einer Weile, noch immer in leichtem Tone.

Keiner wagte zu sprechen. Alle warteten. Nur Fräulein Kollmann stand in lauschender Haltung, als höre sie in weiter Ferne eine Stimme oder das Klopfen eines Herzens.

„Er stirbt . . .!“ flüsterte sie plötzlich und drängte sich an dem Kommissar vorbei zu Peter hin. Schon kniete sie neben ihm, ihre kleine Kinderhand an seiner Wange . . .

Ein wütendes Brummen kam aus Dr. Lüders' Kehle.

„Sollen wir, weiß Gott, unverrichteter Sache . . .“, murmelte er böse.

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

Langsam, unendlich langsam hob sich Peters Hand. Wie aus Elfenbein geschnitten stand sie regungslos und weiß in der Luft, den Finger geheimnisvoll nach der Seite des Schreibtisches ausgestreckt . . .

Mit einem Male fiel sie wie ein lebloser Gegenstand auf die Lehne des Sessels hinab. Der Finger, noch immer ausgestreckt, wies jetzt stracks zur Erde.

„Notieren! Aufschreiben!“ befahl Dr. Lüders in erregtem Tone. „Alle unterschreiben!“

* * *

Was war erreicht?

Hatte nicht der Kommissar zu Anfang fest daran geglaubt, daß Erich schuldig sei, und daß Peter nur deshalb die Schuld des Freundes zu verheimlichen suche, weil er — gewissermaßen zum Ruhme seiner eigenen moralischen Größe — auf Erichs Haupte feurige Kohlen sammeln wolle? Wodurch hatte sich seine Fassung mit einem Male geändert? Hatte er es vorgezogen, sich der Meinung seines Vorgesetzten zu unterwerfen?

Aber welches Interesse konnte der Untersuchungsrichter daran haben, daß die letzte Aussage des Sterbenden einen Beweis von Erichs Unschuld oder doch wenigstens einer erheblich verminderten, mehr gefühlsmäßigen, als tatsächlichen Schuld erbringe, für die eine gesetzliche Strafe nicht vorgesehen war?

Oder war die Vernehmung nur ein schlauer Kniff gewesen, ein Hinterhalt, den er, zusammen mit dem Kommissar, für Erich und Peter mit sorgsamer psychologischer Berechnung vorbereitet hatte, und dem sie beide dann durch einen dummen, nicht voraus zu berechnenden Zufall selbst zum Opfer gefallen waren . . .?

Wie aber war dann das fast grausame Vergnügen zu erklären, mit dem Dr. Lüders Peters entlastende Aussage festhalten und von allen anwesenden Personen unterschreiben ließ? Ein solches Protokoll war ja doch — darüber konnte er nicht einen Augenblick im Zweifel sein — gleichbedeutend mit der Einstellung des gegen Erich schwebenden Verfahrens! Ja, und hatte er sich nicht sogar eines unerlaubten Eingriffes, zum mindesten aber einer höchst bedenklichen Unterlassung schuldig gemacht, indem er Cornelie nicht zu Worte kommen ließ, sie sogar kurzerhand zur Tür hinausbeförderte?

Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten. Wahrscheinlich gibt es hier überhaupt keine eindeutige Erklärung. Vermutlich ist — wenigstens bei dieser Vernehmung — überhaupt nicht nach bewußten Entschlüssen gehandelt worden; die Logik der Entwicklung war vielmehr dem Zufalle unterworfen oder genauer ausgedrückt: sie war durch die unbekannten und tieferen Gesetze der einzelnen Charaktere bedingt.

Es mag noch erwähnt werden, in welcher Richtung später die allgemeine Meinung ihr Urteil fällte. Man billigte Erich alle möglichen mildernden Umstände zu: man sagte, er sei monatelang gequält und bis aufs äußerste gereizt worden, und es sei geradezu ein Wunder und jedenfalls ein Zeichen besonderer Selbstbeherrschung, daß er sich nicht zu Gewalttätigkeiten, wie sie in jener Zeit sozusagen in der Luft gelegen hätten, habe hinreißen lassen. Peter sei jedenfalls wegen seiner tiefen inneren Verlogenheit der bei weitem Gefährlichere. Allerdings sei er vielleicht nicht ganz bei normalem Verstande gewesen, wie man das ja aus dem Tagebuche, das er hinterlassen habe, sehr wohl schließen dürfe.

Dieses Tagebuch war in der Tat gefunden worden.

Die Äußerung, die Erich in seinen haßerfüllten Worten hatte fallen lassen, war Dr. Lüders nicht entgangen, er hatte sofort nach diesem interessanten Buche gesucht und es — „noch ehe die Leiche kalt geworden war", so erzählte er selbst es seinen Kollegen — zwischen anderen Büchern auf dem Schreibtische entdeckt, übrigens genau an der Stelle, auf die der Finger des Sterbenden so geheimnisvoll hingewiesen hatte.

Er nahm es mit nach Hause, und da an diesem Tage — wegen der Bestattung der Gefallenen — jeder Dienst ruhte, machte er sich einen gemütlichen Abend. Nach dem Essen zog er sich seinen Schlafrock an, steckte die Füße in warme Pantoffeln und braute sich in der Küche einen starken Grog. Dann bereitete er mit der ganzen Umständlichkeit eines Menschen, der ungestört zu genießen wünscht, seinen Sofaplatz, rückte Tisch und Lampe zurecht, holte Zigarren, Feuerzeug und Aschbecher herbei, warf für alle Fälle noch eine warme Reisedecke auf die Sofalehne. Als Letztes legte er das Tagebuch hin, mit genußsüchtiger Miene, als sei es eine süße Makronentorte, die er ganz allein zu verzehren gedenke. . . . Inzwischen hatte das Wasser gekocht, ein aufreizender Arrakgeruch zog zur Tür herein. . . . Er schenkte bedächtig ein, probierte, füllte das Glas bis zum Rande, zündete sich die Zigarre an und öffnete das Buch.

Es bestand aus losen Blättern, war mit gut leserlicher, etwas zögernder, aber klarer Handschrift geschrieben und zeigte nur wenig Korrekturen. Leider war es unvollständig: wichtige Zeiten, bedeutungsvolle Ereignisse fehlten. Andererseits waren viele Seiten mit langatmigen Erörterungen angefüllt, die wissenschaftliche, medizinische, philosophische oder gar theologische Fragen behandelten. Aus einer so breiten Anlage mußte man schließen, daß Peter nicht etwa die fehlenden Zeiten nur übergangen, sondern die betreffenden Aufzeichnungen vernichtet hatte. Über seine Beziehungen zu Erich und Sabine gaben nur ein paar vereinzelte, der Vernichtung offenbar nur zufällig entgangene Bruchstücke Aufschluß.

Dr. Lüders machte übrigens mit dem Fragment keine besonderen Umstände: was ihm beachtenswert erschien, zeichnete er mit einem Rotstift an, ließ es am nächsten Tage von der hübschen blonden Maschinenschreiberin, die er selbst seinerzeit angestellt hatte, abschreiben und fügte es als Anlage den Akten bei.

Diese Abschrift ist im folgenden wiedergegeben.

* * *

Auszug aus dem Tagebuche Dr. Peter Lorandts

Es mag sein, daß Marie richtig gesehen hat. — Ihr weibliches Gefühl lehnt sich dagegen auf, daß Sabine einen Mann geheiratet haben soll, den sie nicht liebt.

Aber das ist — in diesem Falle wenigstens! — eine oberflächliche Betrachtungsweise.

Ich könnte mir vorstellen, daß Sabine die Forderung an sich gestellt hat, einem Manne alle ihre Güte zu schenken, ganz gleich, ob sie dabei durch „Liebe" unterstützt wird oder nicht, einfach aus dem Wunsche, einem anderen Menschen, ihrem „Nächsten" das Leben leichter und lebenswerter zu machen. — Einige nennen das Opfer, andere nennen es Selbstvergewaltigung, und fast alle lehnen es ab, weil es der Natur zuwider laufe.

Gewiß! Es ist das furchtbare Problem der Nächstenliebe, das hier zur Diskussion steht. Denn für den „Geliebten" etwas tun, ist das ein Opfer? Solch ein Opfer bringt man ohnehin!

*

In jedem Augenblicke mit ganzer Seele leben!

Liegt das in unserer Hand? Oder ist es eine Gnade, die uns heute geschenkt und morgen versagt wird?

Als Marie ihren letzten mühsamen Atemzug getan hatte, fühlte ich eine tiefe Dankbarkeit!

(Den letzten Satz hatte Dr. Lüders mit drei energischen roten Strichen versehen. Wahrscheinlich sah er in ihm einen brutalen Beweis dafür, daß Peter seine Frau nicht geliebt habe.)

*

Ich lehne die „hohen Ziele" ab. Ein Ergebnis, das ich dem Kriege verdanke. Mir scheint, als müßten alle, die den Krieg fühlend erlebt haben, diese Erfahrung gemacht haben.

Wir können nur leben, indem wir durch Güte und Vertrauen einander helfen. — Diese einfache Weisheit muß auch der Einfachste aus dem Kriege heimgebracht haben.

Ich werde nicht nach Gesinnungs- und Parteigenossen suchen oder mit Broschüren für diese einfache Weisheit Anhänger werben. Güte und Vertrauen kann man jedem Menschen geben und von jedem empfangen.

Mit solchen Gedanken beziehe ich heute meine neue Wohnung.

*

Ich fühle mich in dem neuen Hause wohl. Aber dieses Wohlgefühl verschwindet in dem Augenblicke, in dem ich von den Menschen, die mich umgeben, auch nur das Geringste erwarte.

Muß diese Erfahrung ein Gefühl der Resignation zur Folge haben? Nein! Dann wäre es mit Einsicht und Selbstzucht schlecht bestellt.

Ich muß es wiederholen: ich lehne die hohen Ziele ab, ich bilde mir nicht ein, durch „immer strebendes Bemühen" die Herzen der Menschen zu gewinnen und in ihnen das Reich Gottes auf Erden auszubreiten. Ich will mir am Augenblicke genug sein lassen!

*

Oft frage ich mich, wem ich dies alles verdanke: Marien oder — Sabinen . . .?

*

Wente ist auf die Minute pünktlich erschienen.

Ich habe ja seit gestern abend über alles, was er geschrieben hat, gründlich nachgedacht. Das heißt: mit dem Überlegen kommt man in diesem Falle nicht weit. Das, worauf es ankommt, läßt sich verstandesmäßig zergliedern; auch einige Zusammenhänge kann man aufdecken; um aber die inneren Vorgänge, aus denen dieses Werk entstanden ist, einigermaßen zu begreifen, darf man den Umweg über die Phantasie nicht scheuen. Wie viele Fälle sind mir erst dann richtig aufgegangen,

wenn ich die körperlichen Zustände der betreffenden Menschen so deutlich wie möglich meiner Phantasie vorgestellt, sie ins Gefühl bekommen hatte. Und ich glaube, daß es sich hier nur in sehr geringem Maße um geistige Auseinandersetzungen, sondern hauptsächlich um Angelegenheiten des Körpers handelt. Dieser hat diktiert!

Obwohl ich meine Patienten über die Abhängigkeit der Seele von den befriedigten oder unbefriedigten Bedürfnissen des Körpers niemals im Zweifel gelassen habe, schien es mir aber — Sabinens wegen? — doch bedenklich, Wente unverhohlen meine Meinung zu sagen. So versuchte ich denn, mich ihm in *seiner* Sprache verständlich zu machen.

„Nicht *Sie* haben dies geschrieben oder wenigstens nicht Ihr ganzer Mensch", sagte ich zu ihm. „Der eine Wente hat den andern zum Schweigen verurteilt, und ich bitte Sie, sich zu fragen, ob nicht dieser andere während der Niederschrift Qualen gelitten hat."

Er sah mich eine Weile mit seinen verschleierten Augen an. Dann nickte er.

„Dieses Buch ist allerdings unter Qualen geschrieben!" sagte er, nicht ohne Befriedigung.

„Ich wünschte, es wäre unter einem kaum sichtbaren, freundlichen Lächeln entstanden", erwiderte ich.

„Wenn man der Wahrheit näher kommen will, muß man jeden Schritt mit einem Tropfen seines Bluts erkaufen", entgegnete er.

„Das ist wohl eine Phrase!" wagte ich einzuwenden.

„Wie Sie wollen!" entgegnete er gekränkt. „Sie halten es also für falsch, die Unzulänglichkeiten der Menschen aufzudecken und auf Besserung hinzuwirken?"

„Nein", sagte ich. „Aber ich möchte Sie auf die Gefahren aufmerksam machen, die damit verbunden sind. Was Sie wollen, das haben schon viele Menschen gewollt. Ich bestreite nicht, daß sie es aus guter Absicht gewollt haben, aber ich glaube, daß fast alle Menschen dieselben Unzulänglichkeiten, die sie beseitigen wollen, in ihren Kampf selbst wieder hineintragen. — Sehnsucht nach dem Besseren . . . Gewiß, ein edles Streben nach Vollkommenheit, aber doch auch eine Unzufriedenheit, die bei einseitiger Behandlung sehr schnell zur Entartung neigt: wer ihr unbeherrscht folgt, glaubt sehr bald, ein Monopol auf höhere Ziele zu besitzen und auf seine Mitmenschen herabsehen zu dürfen. Mit der Verachtung aber ist man auch bereits dem Irrtum verfallen."

Ein nervöses Lächeln ging über sein Gesicht und verriet, daß ihm diese Verachtung bekannt zu sein schien.

„Man bildet sich dann ein," fuhr ich fort, „das Bessere könne nur auf eine einzige, von uns selbst ermittelte Weise herbeigeführt werden, man hat seine individuelle Methode, bescheiden oder unverschämt, je nach dem Charakter, und aus jedem unserer uneigennützigen Vorschläge spricht auch unser Eigensinn. Und dabei ist es ja nicht einmal erwiesen, daß überhaupt eine Methode, selbst wenn sie von einem sehr klugen und einsichtsvollen Menschen erdacht ist, dem Ziele näher führt; oft hat auch eine Dummheit schon Segen gestiftet, und selbst verbrecherische Handlungen, im rechten Augenblick zum allgemeinen Gesetz erhoben, haben lange Zeit nicht nur die Menschen beglückt, sondern neue und wertvolle Dinge entstehen lassen!"

„Das nenne ich allerdings Glauben an die Kraft des Besseren!" unterbrach er mich spottend.

„Warum durchaus bessern wollen," erwiderte ich, „solange wir nicht verhindern können, daß ohne unser Wollen, ja, ohne unser Wissen Eigensucht und Eitelkeit stets mit hineinreden und selbst in die aufrichtigsten und uneigennützigsten unserer Versuche einen Keim von Bösem legen . . .? Warum durchaus höher

hinaus, solange wir mit jedem Fluge noch unsere Fehler mitnehmen müssen und das alte Spiel von menschlicher Unzulänglichkeit auf den neu erreichten, noch unbefleckten Höhen stets von neuem beginnt . . .?! Wäre eine tapfere Bescheidenheit nicht stolzer, als solch unbeherrschter Mut? — Und ist es denn wirklich wahr, daß wir ohne ein hohes Ziel nicht leben können? Ist es wirklich wahr, daß nur das Streben uns erlöst, und daß Faust sterben muß, weil ihm das Verweilen eines Augenblicks so hold erscheint? Ist das nicht vielleicht eine Behauptung, die uns nur den Charakter und die Not des Dichters offenbart? Sollte das Glück wirklich nur irgendwo dort oben zu finden sein, aber niemals auf der Erde . . .?!"

„Das sind Phrasen!" erwiderte er, und es schien ihm Genuß zu bereiten, mir dieses Wort zurückzugeben. „Letzten Endes wollen auch Sie nur Ihre individuelle Methode durchsetzen!"

„Mag sein!" entgegnete ich. „Übrigens sage ich dies alles nicht gegen Sie, sondern für uns beide! Seit gestern abend habe ich ohne Unterbrechung über Sie nachgedacht, und ich halte es für sehr wohl möglich, daß Sie sich einfach — geirrt haben und das vielleicht sogar selbst fühlen . . .! Ein Mensch wie Sie, der von der Natur so reich ausgestattet ist, dem das Leben so Kostbares geschenkt hat, hätte Grund genug, sich zu fragen: Wo kann ich mit frohen Atemzügen, jeden Augenblick dankbar genießend, meine Kraft wirken lassen, ohne eigene Qual, ohne mich in trügerische Fernen zu verlieren, ohne meine Mitmenschen zu hindern oder gar ihnen eine allgemein gültige Methode aufzudrängen? Wo darf ich leben ohne den Fluch der Einsamkeit und Entsagung, und wo werde ich mich meines Lebens freuen? Warum sollten Sie dem Leben nicht ebensogut in *solcher* Fassung gegenüberstehen können . . .?"

Ich schwieg endlich. Er schaute nachdenklich vor sich hin. Der Ausdruck seines Gesichts wechselte mehrere Male sehr schnell. Plötzlich fragte er:

„Was meinen Sie denn, daß mir das Leben so Kostbares geschenkt habe?" Er fragte es mit abgewandtem Gesicht und in beiläufigem Tone.

„Nun, ich denke . . .", antwortete ich verwirrt.

„Nun, und Sie denken, daß ich *da* — gerade an *diesem* Punkte — einen Mitmenschen hindere . . .?" fuhr er eilig, ohne meine Antwort abzuwarten, fort.

„Ich verstehe Sie nicht!" antwortete ich, über meine Lüge errötend.

„Ich aber verstehe Sie sehr wohl! Und auch Sie werden mich schon noch verstehen!" sagte er kurz auflachend. „Übrigens haben Sie mir da wirklich einen guten Rat gegeben", fuhr er nach einigem Schweigen fort. „Sich des Lebens freuen und jeden Augenblick genießen . . ." Ein Schleier der Versonnenheit senkte sich über seine Augen, seine Lippen formten sich zu einem erwartungsvollen Lächeln, das mehrere Minuten regungslos liegen blieb und dann mit einem Male einen seltsam gierigen Ausdruck annahm . . . .

„Ach so . . .!" sagte er plötzlich, in die Gegenwart zurückkehrend. „Wir sprachen von gestern, nicht wahr? — Wie gefiel Ihnen übrigens Fräulein Hanssen? — Ein interessanter Charakter, nicht wahr? Und sie versteht es, zu leben. Haben Sie darauf geachtet, wenn sie atmet? Wie da nicht nur die Lunge, sondern ihr ganzer Körper — anschwillt . . ." Er schluckte, als werde ihm die Zunge an den Gaumen gepreßt.

Dann schwieg er wieder eine Zeit.

„Wie? Schon so spät?" sagte er mit einem Male, erschrocken nach der Uhr blickend. „Also Dank! Und wirklich von Herzen! Besondere Worte kann ich nicht machen! Sie müssen es mir ohne Worte glauben. — Ich werde mich bessern! Im Ernst! Ich werde mich bessern! Verlieren Sie nicht den Glauben an mich!"

Er verabschiedete sich schnell mit einem herzlichen Händedruck.

*

Edle Regungen bedürfen oft der elementaren Stoßkraft unedler Instinkte, um in Tätigkeit zu treten.

Dieses junge, eitle Mädchen wünscht mir zu gefallen. Und es scheint, als lerne sie dabei etwas, was wertvoller ist, als die Eitelkeit und der Ehrgeiz, die sie angetrieben haben.

Auch Wente hat sich verändert. Er kommt jetzt häufig auch am Tage, um „ein paar Worte allein mit mir zu reden". Vielleicht hat er eingesehen, daß es voreilig war, Cornelie zu den Vorlesungen heranzuziehen.

„Es muß alles in mehr als einer Hinsicht revidiert werden!" sagte er gestern. Und damit meinte er offenbar nicht nur sein Buch. Vielleicht schämt er sich der Art, in der er mit Cornelie verkehrt hat, der Briefe, die er ihr geschrieben, der Blumen, die er ihr geschickt hat.

Sollte er endlich Vertrauen zu mir fassen?

Fräulein Hanssen freilich behauptet, er verstehe sich nur auf Nachahmung; allerdings sei sein Ehrgeiz so stark, daß die Nachahmung oft echter ausfalle als das Original.

*

Ich mache mir da Gedanken . . . Inzwischen geschieht aber wohl etwas ganz anderes . . . .?

*

Ich hasse die moralische Attitüde. Ich halte sie für gefährlicher, als das Laster, ja, als das Verbrechen: diese k ö n n e n nicht gut sein, s i e aber w i l l nicht gut sein! — Und doch werde ich von ihr beherrscht sein, wenn ich jetzt zu — Cornelie gehe!

*

Die Entscheidung ist gefallen. Ich darf nicht danach fragen, ob ich nach Einsicht oder Leidenschaft gehandelt habe. Ich könnte die Frage nicht beantworten.

Plötzlich, auf der Straße, ganz unvermittelt und mir selbst vielleicht ganz unerwartet, habe ich zu Wente gesagt:

„Ich verlange, daß du noch heute deine Frau verläßt!"

Er schaute mich an, nicht im mindesten verwundert, mit dem süßlichen Lächeln, das er seit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit zu zeigen liebt.

„Bemühen wir uns, diese Frage in Ruhe zu erörtern, mit Einsicht und Güte . . .", sagte er, in m e i n e m Tonfalle. „Wir haben doch wohl beide den Wunsch, dafür zu sorgen, daß keinem ein Nachteil erwachse. Ich rede natürlich nicht von äußeren Nachteilen, sondern von dem Schaden, den die Seele . . ."

„Sehr richtig! Eben deshalb!" sagte ich zornig. „Sabine kann nicht mehr Schaden erleiden, als sie bereits erlitten hat. Ich sage es nicht um ihretwillen, sondern deinetwegen! Wenn du noch eine letzte Gelegenheit ergreifen willst, wieder ein anständiger Mensch zu werden . . ."

„Ich wünschte, du könntest alle diese Dinge mit dem stillen Lächeln einsichtsvoller Güte . . .", unterbrach er mich in bedauerndem Tone. Er gab mir die Phrase, die ich vor langer Zeit einmal gebraucht habe, wörtlich mit einem glatten, gefälligen Lächeln zurück. „Gehen wir der Sache einmal auf den Grund! Was zunächst Sabine betrifft . . ." Und er begann mit umständlichen Erklärungen unter Anwendung zahlloser Fremdwörter sein Verhältnis zu Sabine zu analysieren. Ich versuchte ihn zu unterbrechen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sprach unablässig dozierend über mich hinweg.

Endlich, an der Haustür, schwieg er plötzlich und sah mir mit dem ganzen Hochmut unpersönlicher Güte dreist ins Gesicht. Ich gäbe mein Leben darum, zu wissen, ob er in diesem Augenblicke aufrichtig w a r oder es nur zu sein w ü n s c h t e?

„Ich wiederhole: ich verlange, daß du noch heute deine Frau verläßt!“ sagte ich leise. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um ihn nicht zu schlagen, und ich schreibe dies hier nieder, um mich bis an mein Lebensende daran zu erinnern. Denn auch dies ist ja wohl eine Erfahrung, nicht wahr? Vielleicht ist es sogar die Erfahrung, die mir bisher immer noch gefehlt hat . . .?!

„Komm!“ fuhr ich fort. „Ich werde dir helfen, so gut ich kann!“ Ein quälendes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. „Ich werde . . .“

„Das möchte dir wohl passen! Daß du noch sagen kannst, du habest mir zu mir selbst verholfen!“ sagte er plötzlich lachend, lüftete mit affektierter Höflichkeit den Hut und ging die Straße hinunter.

Ich wartete noch eine Weile, denn ich glaubte bestimmt, er werde umkehren. Aber ich hatte mich getäuscht: er kam nicht zurück.

Ich weiß nicht, was ich in jenen Minuten gedacht oder gefühlt habe, ich fand mich plötzlich in meinem Arbeitszimmer wieder. Aber auch dies war vielleicht nur ein Traum, denn mit einem Male stand ich an meiner Wohnungstür, im Ohr ein Erinnern, daß es geklingelt haben mußte . . .

Ich öffnete. Vor mir stand — Sabine.

Niemals hat sie allein meine Wohnung betreten . . . .

Sie kam mir entgegen, zögernd freilich, aber

(Hier endete das Blatt, das nächste war nicht aufzufinden. Dr. Lüders hatte es mit dicken Ausrufezeichen kenntlich gemacht und zum Überfluß noch an den Rand geschrieben: „Fortsetzung wohl aus naheliegenden Gründen vernichtet.“)

*

Sabinens Begräbnis.

*

Er kommt jetzt jeden Abend. In den ersten Tagen brachte er immer noch eine Art Erklärung mit, irgendeinen scheinbaren Grund. Jetzt aber hält er das nicht mehr für nötig. Er tritt schweigend ein, ich schließe leise, als müsse unser Zusammensein geheim gehalten werden, die Tür, er folgt mir mit gedämpftem Schritt in mein Arbeitszimmer und setzt sich auf einen Stuhl. Merkwürdigerweise ist es derselbe unbequeme Stuhl, auf dem Sabine zu sitzen pflegte, wenn sie mit ihrem Manne mich besuchte; damals suchte er sich immer einen bequemeren aus.

Anfänglich versuchte er noch, ein Gespräch zu führen, vom Wetter oder irgendwelchen Zeitungsberichten . . . Aber auch dies hat jetzt aufgehört. Eine stumme Dreistigkeit ist über ihn gekommen, als sei es nicht nur sein gutes Recht, schweigend dazusitzen, sondern als müsse ich ihm sogar — aus einem ganz bestimmten Grunde — noch dankbar dafür sein, daß er mir die Zeit vertreibe.

Wenn ich ihn anrede, antwortet er nur durch eine Handbewegung, als wolle er sagen: laß nur, Freundchen, gib dir keine Mühe, den Schein zu wahren! Den Gegenstand unseres Schweigens kannst du durch deine unnötigen Fragen doch nicht verbergen!

Dabei duldet er nicht, daß ich mich irgendwie beschäftige. In den ersten Tagen hatte ich meine Schreiberei beiseite gelegt, aus Mitleid oder auch nur aus gesellschaftlicher Gewohnheit, weil es einem unhöflich vorkommt, in Gegenwart eines Besuches zu schreiben. Als ich aber gestern gedankenlos ein Buch aufschlug, das auf dem Tische lag, fragte er sofort in strengem Tone: „Willst du lesen?“ Er sah mich dabei nicht einmal an. Und ich gehorchte auch sofort.

Das Sonderbarste aber ist, daß ich jeden Abend auf ihn warte. Schon gegen acht sehe ich auf die Uhr und lese ab, wieviel Minuten noch bis halb neun sind . . .

Er kommt auf die Minute pünktlich. Noch bevor er klingelt, höre ich das leise Schurren seines Schrittes, und dann erhebe ich mich sogleich, um ihm zu öffnen.

*

Heute hat er nicht einmal geklingelt. Als ich öffnete, schien es mir, als ob er lächelte. Offenbar weiß er genau, daß ich auf ihn warte.

Er legte mir eine Zeichnung auf den Tisch, den Entwurf eines Grabmals für Sabine.

„Wir können den Sockel auch niedriger nehmen!" sagte er, eine Änderung vorschlagend.

„W i r . . .?" fragte ich.

„Nun ja! Wer denn sonst?" entgegnete er im harmlosesten Tone. Aber im Spiegel konnte ich sehen, daß sich sein Gesicht boshaft verzogen hatte.

Als er gemerkt hatte, daß mir diese Gemeinsamkeit zuwider war, schien es ihm Vergnügen zu bereiten, mich damit zu quälen. Er begann, an den Tisch gelehnt, die Änderungen in den Entwurf einzuzeichnen. Als ich aufzustehen versuchte, hielt er mich am Ärmel fest.

„Was meinst du: die Verhältnisse dürften so stimmen?" fragte er mit zweideutiger Betonung, indem er sich aufrichtete, aber dicht an meiner Seite blieb.

Ich spürte plötzlich einen starken Parfümgeruch.

„Parfümierst du dich?" fragte ich unvermittelt. „Was ist . . . Ist das Heliotrop . . .?" Ein fernes Erinnerungsbild stieg in mir auf.

Er antwortete nicht. Und ich wagte nicht, meine Frage zu wiederholen.

*

Heute legte er plötzlich einen Packen Briefe auf den Tisch. Es sah aus, als wolle er nur seine Tasche entlasten. Aber nach einiger Zeit steckte er alles wieder zu sich und ließ nur e i n e n Brief auf dem Tische liegen, mitten im Lichtkegel der Lampe.

Ich vermochte es nicht, ihn zu fragen oder auch nur einen Blick auf den Brief zu richten, obwohl ich genau fühlte, daß er brennend wünschte, über diesen Brief zu sprechen. Ich wollte nicht.

Er aber wollte, und noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte er seinen Willen auch durchgesetzt: Nicht nur zufällig, sondern gegen meinen Willen streifte mein Blick die großen, energischen Schriftzüge. Jetzt merkte ich, daß ich mich bereits die ganze Zeit mit diesem Briefe beschäftigt hatte, denn ich war erstaunt, daß er nicht Sabinens, sondern eine mir fremde Handschrift zeigte.

Ich blickte erschrocken auf, als sei ich bei einer unerlaubten Handlung ertappt. Er schaute starr in die Ecke des Zimmers, schien mich vergessen zu haben.

Schon waren meine Augen wieder bei dem Briefe. Die violette Tinte glänzte giftig golden. Die Buchstaben standen, von mir aus gesehen, auf dem Kopfe, aber sie waren so groß, daß ich sie mit einiger Mühe entziffern konnte. Die Unterschrift stand ganz allein, ein einziger, prunkvoll hingesetzter Name: Cornelie.

„Ist es wirklich wahr, daß man ohne ein Ziel nicht leben kann . . .?" fragte er plötzlich, in dem sinnenden Tone eines Menschen, der ein vor langer Zeit gesprochenes Wort unbewußt laut nachspricht, weil es unerwartet in seinem Innern wieder zu klingen begonnen hat.

Er schaute noch immer, als stehe dort jemand, mit dem er Zwiesprache führe, in die dunkle Zimmerecke. Nur sein linkes Auge war ein wenig zur Seite gestellt, wie es bei manchen Menschen zu geschehen pflegt, wenn eine Ermüdung der Nerven eingetreten ist. Die schiefe Stellung gab diesem Auge etwas Blindes und zugleich seltsam Wachsames, als sei es eigens zu dem Zwecke so gestellt, mich zu beobachten.

„Was . . . . Was ist mit dem Briefe?“ fragte ich mühsam.

„Ach . . . .“, entgegnete er in geschnörkeltem Tone, „habe ich ihn da liegen lassen?“

Er griff nachlässig auf den Tisch, hielt den Bogen eine Weile nachdenklich in der Hand und ließ seine Finger zärtlich über den violett-goldenen Namen hin- und herstreichen.

Plötzlich fanden sich seine Augen wieder zusammen, standen gerade und entschlossen nebeneinander — mir gegenüber! Ohne seinen von kaltem Haß erfüllten Blick von mir zu wenden, steckte er den Brief langsam in seine Brusttasche. Seine Hand legte sich noch mehrere Male auf seine Brust, als wolle sie sich vergewissern, daß der Brief an seinem Herzen wohlgebettet sei.

*

Seit gestern redet er. Dieses Reden ist noch furchtbarer als das Schweigen.

Ich frage mich, ob er aus Bosheit spricht oder aus — Qual, ob ich — schon seit langer Zeit — i h m Unrecht tue oder m i r . . .!?

*

Manchmal erwäge ich den Gedanken, ins Nebenzimmer heimlich einen Stenographen zu setzen, der seine seltsam krausen Reden niederschreibt, damit man sie am nächsten Tage nachprüfen kann. Ich glaube mich zu erinnern, daß er einzelne Worte, ja, ganze Wendungen gebraucht hat, die für die Beurteilung seines Falles von höchster Bedeutung sind. Aber sie sind mir in dem wirren Durcheinander immer sofort wieder entfallen. Es kommt hier auf den genauen Wortlaut an, und eigentlich müßte man auch den Tonfall festhalten, und nicht dies allein, sondern auch noch den Ausdruck seiner Züge. Ein guter Kinematograph würde vielleicht genügen: da könnte man am nächsten Morgen jedes der vielen Gesichter mit Muße nach allen Regeln studieren, und unter den vielen photographischen Aufnahmen würde man vielleicht die e i n e finden, die mit einem Male alles erklärt.

Die Überlegung, daß eine solche Möglichkeit vorhanden ist, daß es aber unmöglich ist, sich ihrer zu bedienen, lähmt alle meine Gedanken und Gefühle. Ich komme mir vor wie einer, der in einer ungeheuren Menschenmenge plötzlich für einer Sekunde Dauer mit untrüglicher Gewißheit den Mörder gesehen hat, aber noch ehe er sich dessen bewußt wird, ist die Gestalt wieder verschwunden, von den Fluten der Menge verschlungen, und doch muß sie noch da sein, vielleicht ganz nahe, er brauchte sich nur umzuwenden . . . .

*

Vorgestern, gestern und heute habe ich Cornelie am Hause vorübergehen sehen. Sie blieb mehrere Minuten stehen, schaute zu seinem Fenster hinauf, und ich hörte, wie er das Fenster öffnete und wieder schloß und dann eilig die Wohnung verließ. Sie war inzwischen weitergegangen, und er raste hinter ihr her. Um mich zu täuschen, hat er gestern und heute die falsche Richtung eingeschlagen . . . Weiß er, daß ich ihn beobachte? — Ja, er weiß es. Heute warf er — mitten in einer langen Rede über die innere Aufrichtigkeit des Menschen — den Satz hin: „Am Fenster arbeitet es sich angenehmer, nicht wahr?“

*

Heute sagte er beiläufig: „Ich hätte nie gedacht, daß sich solch ein Gummischlauch so einfach abstreifen läßt . . . .!“

Ich hätte das Wort wohl nicht einmal bemerkt, wenn er nicht in demselben Augenblicke blaß wie ein Tischtuch geworden wäre.

„Ich — habe — es — nachher — versucht . . .“, fügte er nach einem langen Schweigen stockend hinzu.

„So . . .!“ sagte ich erschrocken, und meine Stimme muß vor Erregung gezittert haben. „Du hast es noch im Gefühl, sozusagen im Griff . . . .? Du fängst also an, dich zu e r i n n e r n . . .?“

*

Endlich hatte ich einen Entschluß gefaßt.

Während er heute in herablassendem Tone über die bedrohliche innerpolitische Lage redete, unterbrach ich ihn mitten im Satz und fragte:

„Wie war es eigentlich damals . . . Als ich dir in Fräulein Hanssens Salon mitteilte, daß Sabine versucht habe, sich das Leben zu nehmen und du dich von Cornelie verabschiedetest . . . .“

Ich sah ihn nicht an dabei; damit hätte ich ja von vornherein alles verdorben. Aber auch ich kann jetzt mein eines Auge schräg stellen; ich habe es mir vor dem Spiegel eingeübt, heute morgen bei Tageslicht und heute abend bei der Lampe . . . Es sieht aus, wie ein zufälliger Lichtreflex, ist kaum zu merken . . . .

Die erste Sekunde stutzte er, in der zweiten kam das Erinnern . . . Ja, so schnell kam das Erinnern! Und offenbar erinnerte er sich ganz genau — jenes Augenblicks, in dem er sich zu ihr hinabgebeugt hatte, jenes Schweigens des gemeinsamen Wissens, jenes jäh aufflackernden Gefühls von Hoffnung . . . .

Ich sah es deutlich, wie dies alles für eine Sekunde wiederkehrte, wie sogar die Vision einer Umarmung in einem irren Aufblinken seiner Augen wieder erwachte, genau so, wie ich es an jenem Tage gesehen hatte . . . .

Eine nie gekannte Wonne erfüllte mich: wenn es s o leicht war, die Vergangenheit als Zeugen aufzurufen, so wäre mir der Sieg gewiß!

Die gewundene Antwort, die er mir gab, war mir gleichgültig; ich habe kaum zugehört. Ich überlegte schon eifrig, wie ich beim nächsten Male verfahren würde, und ließ seinen Redeschwall wie ein fremdes Geräusch an mir vorübergehen.

Plötzlich aber schrak ich auf. Seine Stimme war mir ganz nahe. Obwohl er drüben an der Wand lehnte, erschien mir seine Stimme mit einem Male ganz nahe.

„Frage sie doch! Frage sie doch! Es wird ihr ein Vergnügen sein, mich an dich zu verraten! — Du hast ja ihr kaltes Herz verwandelt. Da wird es dir auch nicht schwer sein, sie zu einer Gemeinheit zu bewegen!“

Ich schaute verwundert auf, ich brauchte mich meines schräg gestellten Auges nicht zu bedienen: ich sah mühelos, wie sein Gesicht von besinnungsloser Wut entstellt war.

„Wie kommst du auf so törichte Gedanken?“ entgegnete ich naiv. Zugleich aber wurde ich mir bewußt, daß mir diese naive Frage von einer boshaften Berechnung eingegeben worden war. „Welchen Einfluß sollte denn i c h auf Cornelie haben?“ fuhr ich, gegen ein besseres Gefühl ansprechend, fort. „Und warum sollte ich sie und dich entzweien? Im Gegenteil! Ich habe — alle diese Tage schon — darüber nachgedacht, wie ich euch . . .“

„E u c h . . . .“, wiederholte er mit heiserer Stimme.

„Ich sehe ein . . .“, fuhr ich fort, und ich hatte mit einem Male das Gefühl, als ob ich im Traume spreche und einem noch unklaren, aber bestimmten Ziele entgegengehe. „Da wir Sabine nicht wieder ins Leben zurückrufen können, und da ihr euch schon so lange — l i e b t . . . . Eine Trauerzeit abzuwarten, hieße da nur einem konventionellen Vorurteile gehorchen . . . In deinen Gedanken gehört sie dir ja bereits seit . . . .“

Hier stockte ich einen Augenblick. Für eine Sekunde kam es mir wie ein Erwachen: man spürt noch die schwere Befangenheit des Traumes, aber man weiß bereits, daß alles nur Einbildung, daß man nicht wirklich gesprochen, seine geheimsten Gedanken nicht wirklich preisgegeben hat . . .

„Seit . . . .?“ fragte es von drüben.

Nein, ich erwachte nicht, ich war bereits wieder tief in Traum versunken.

„Seit dem Tage, an dem du uns dein Buch vorlasest“, fuhr ich im Traume fort. Ich höre noch jetzt den pedantischen Tonfall meiner Stimme. „Darüber sind wir uns ja alle einig! Und deshalb brauchst du meines Erachtens auch nicht zu befürchten, daß irgend jemand sich wundern oder gar Anstoß daran nehmen könnte, wenn du so bald wie möglich Hochzeit machst . . .!“

Immer fremder erschien mir meine Stimme.

„Wenn hier überhaupt von einer Anstößigkeit die Rede sein kann, so bezieht sich das jedenfalls nicht auf heute oder morgen, sondern auf einen — viel früheren, längst der Vergangenheit angehörenden Zeitpunkt . . . Also im Gegenteil: eine baldige Hochzeit wäre nur eine Art Rehabilitierung, ein ehrliches Bekenntnis . . . Und was mich betrifft . . . Ich würde mich nur aufrichtig freuen, euch dabei behilflich sein zu können . . . .“

„Behilflich sein zu können . . .“, wiederholte ich mühsam, denn von neuem kam mir jener Traumzweifel: spreche ich wirklich oder liege ich stöhnend in meinem Bette? Ich faßte nach dem Schreibtische, um mich zu vergewissern; vielleicht habe ich die Entfernung nicht richtig geschätzt: es war, als weiche er mir aus . . .

Ein weißes Gefühl stieg in mir auf, ähnlich der Empfindung, die einer Ohnmacht vorangeht. Wenn dies alles Wirklichkeit war, mußte ich sogleich die Besinnung verlieren, so schien es mir; ebenso gewiß aber war es mir, daß ich nicht umfallen oder in einen Stuhl sinken würde; nein, ich würde weiterreden, stundenlang, sinnlos weiterreden, genau so, wie Wente es die letzten Abende getan hatte . . Also träumte ich doch . . . .?!

„Euch dabei behilflich sein . . .“, sprach es aus mir weiter. „Besonders, wenn auch ihr imstande wäret, meine Aufrichtigkeit zu erwidern, damit endlich Klarheit in die ganze Angelegenheit kommt und wir alle beruhigt ein neues Leben beginnen können . . . Denn es hat ja wahrhaftig keinen Zweck, immer nur auf die Vergangenheit zu blicken! Die Hauptsache bleibt doch immer: jeden Augenblick mit ganzer Seele leben! — Nur muß es möglich sein, die Vergangenheit abzuschließen, ich meine . . . .“

Endlich sah ich ihn wieder. Die ganze Zeit hatte ich ihn verloren, hatte nur dort drüben in der Dunkelheit jenseits des Tisches an der Wand ein schattenhaftes Gebilde gesehen. Jetzt erkannte ich wieder deutlich sein Gesicht. Ein krankes Lächeln glänzte trügerisch aus seinen Augen.

„Ja! — Ja! Ich verstehe!“ kam es von seinen verzogenen Lippen. Er sagte es flüsternd, und doch hörte ich jeden Ton und sogar das leiseste Zischen der Zunge deutlich, ja, überdeutlich. „Das ist . . . Das wäre für alle Teile besser . . .!“ fuhr er geheimnisvoll fort und faßte mit einer irren Handbewegung vor sich hin, als brauche er dieses Geheimnisvolle, das für alle Teile besser sei, nur aus der Luft zu greifen.

„Denn weißt du . . .“ begann er wieder nach einem Schweigen in grüblerischem Tone, „ich habe das Buch ja geändert: es hat eine neue Fassung erhalten, bereits die dritte . . . Denke nicht, daß ich deine Ratschläge zurückweisen will . . . Nein, nein! Du hast mir sogar sehr bemerkenswerte Dinge gesagt. Nur waren sie zu literarisch oder ich möchte sagen, ein wenig zu berechnend . . .! Das Literarische ist ja Mode. Alles, was wir heute fühlen, ist Literatur, angelesen aus Büchern . . .! Darum sage ich: berechnend . . .! Ich aber fühle nicht literarisch, ich hasse die Berechnung. Darum mußte ich auch die zweite Fassung vernichten und eine dritte schreiben, das wirst du einsehen!“

Er zwinkerte einmal leicht mit dem einen Auge zu mir herüber.

„Und sie ist mir gut gelungen! Das darf ich ohne Überhebung sagen!“ fuhr er fort. „Ich bin da endlich ganz ich selbst. Ich bin nicht Sabinens Mann, ich bin nicht dein Freund, sondern: Sabine ist meine Frau, und du bist mein Freund, verstehst du? So muß es auch sein! Anders ist es nicht möglich!“ Er nickte mehrere Male eifrig, als müsse er sich diese Meinung bestätigen.

Während ich dies jetzt schreibe, scheint mir alles, was er gesprochen hat, völlig sinnlos, einfach Gefasel. Aber merkwürdig: in dem Augenblicke, als er es sagte, hatte ich das Gefühl einer strengen Logik, eines tiefen inneren Zusammenhanges ... Ich wunderte mich nicht im mindesten, im Gegenteil, ich empfand es als eine erschöpfende Erklärung, ja, nahezu als ein unerhört offenes Bekenntnis ... Jetzt aber habe ich die Fäden jenes Zusammenhanges wieder verloren und kann trotz angestrengtesten Nachdenkens nicht mehr sagen, was er mir mit jenem unerhört offenen Bekenntnisse gestanden hat.

„Und Cornelie ...“ begann er wieder, und ich nickte, ebenso eifrig, wie er selbst es soeben getan hatte. Denn ich begriff sogleich, daß unser Gedankengang nur diesen Weg weitergehen konnte. „Cornelie ist der Fehler in unserer Rechnung, der uns zur Wahrheit führen wird!“ fuhr er fort.

Ich hörte seiner Stimme an, daß er befriedigt lächelte, als glaube er, durch dieses Bonmot die ganze Person abtun zu können.

„Sie liebt dich,“ fuhr er fort, „und in derselben Minute haßt sie dich, weil du ihr nicht zu Willen bist. Mich verachtet sie; aber meine Begierde macht sie toll. Und so verachtet sie auch sich selbst, doch nicht ohne sich dabei sehr interessant vorzukommen! Da hast du die ganze Cornelie!“

„In diesem Punkte bin ich Kenner!“ lachte er plötzlich auf, ein ganz freies und beinahe fröhliches Lachen. „Hier ist von Nachahmung keine Rede! Hier ist alles original! — Du willst sie mir wegnehmen,“ fuhr er in aufgeräumtem Tone fort, „willst einen edlen Menschen aus ihr machen ... Nein? — Nun, oder sie will dich einen edlen Menschen aus ihr machen lassen ... Es kommt auf dasselbe hinaus! Aber glaube doch nur nicht, daß man so etwas mit deiner — Güte machen könne! Das würde eine schön zusammengeklügelte und erzwungene Personage werden! — Die würde dich schon nach der ersten Stunde mit dem ersten besten Manne verleugnen! — Befriedigung — Befriedigung, mein Lieber! Die ist das einzige Mittel, etwas Edles aus ihr zu machen!“

„Das — das — sage — ich — ja! Das — meine — ich — ja!“ erwiderte ich hastig. „Deswegen sage ich ja: Du sollst nicht warten, sollst sie so bald wie möglich heiraten! Nicht eher kommen solche Frauen zum Guten, als bis sie ...“

„Ah, du hast es also begriffen?!“ lachte er aus vollem Halse. „Und du willst sie mir lassen? Aber höre, warum willst du denn nicht selbst den Versuch machen?“ fragte er plötzlich eifersüchtig. „Ist sie dir nicht gut genug? Meinst du, solch eine sei besser für einen wie mich? Wie ...?“

„Du liebst sie! Ich aber liebe sie nicht. — Du bist doch schon seit Monaten ganz von ihr verzaubert! Also will es doch offenbar die Natur, daß du und sie ...“

„Und — Sabine ...?“ entgegnete er.

Er stand mit einem Male nahe vor mir, höchstens einen halben Schritt von mir entfernt ... Ich sah nur seine Augen, unnatürlich erweitert, blinkend gewölbte Glaskugeln, aus denen alles Menschliche verschwunden war.

Endlich war das Wort da, wegen dessen wir den ganzen Abend und alle vergangenen Tage und Abende geredet und geschwiegen und wieder geredet und geschwiegen hatten.

„Aber Sabine hat es ja gewußt!“ murmelte ich. „Sie hat es nicht nur gewußt, sondern auch eingesehen!“

„Was — eingesehen . . .?“ hörte ich seine schwer atmende Stimme.

„Daß du dies brauchtest . . .!“ antwortete ich. „Daß du solch eine brauchtest . . .! Daß alles andere — Unsinn war, deine ganze Arbeit, deine Ideen und Weltverbesserungspläne alles Unsinn . . . Sogar, daß du zum Verbrecher geworden wärest . . .“

„So! — So! — So! — Verbrecher! — Verbrecher geworden w ä r e s t . . .“ kam es zischend aus seinem offenen Munde.

„Verbrecher geworden w ä r e s t . . .!“ wiederholte ich. „Und das sogar unter allen Umständen: entweder wegen Cornelie oder aus Wut darüber, daß du kein bedeutender Mensch bist . . . S o hat sie dich erkannt, s o hat sie dich geliebt . . .“

„Verachtet . . .!“

„Daß sie sterben . . .“

„Daß sie sterben m u ß t e . . .!“ sagte er schnell und entschlossen, und in demselben Augenblicke trat er einen Schritt zurück und machte eine tiefe Verbeugung vor mir. „Guten Abend, mein Lieber! Guten Abend! Wünsche wohl zu schlafen! — Nach Wochen wirst du endlich einmal wieder gut schlafen! Mit Genuß schlafen! Mit Befriedigung schlafen! Mit Befriedigung! Mit Befriedigung! Denn das gilt auch für dich! Das gilt für alle Menschen! Und sogar für die Ausnahmemenschen!“

Seine Worte überstürzten sich, und mit jedem einzelnen machte er eine neue, höhnische Verbeugung vor mir.

„Erich . . .!“ sagte ich endlich, und ich hob die Hand, ihn schnell am Arm zu fassen, denn ich fühlte mit einem Male ein Grauen, nicht nur vor ihm, nicht nur vor uns beiden, sondern vor dem Leben selbst . . . Und ich meinte, wenn man jetzt die Hände ineinander legte und nicht mehr spräche, sondern nur still beieinander wäre . . .

Aber ich griff in die Luft. Mit einem Male sah ich ihn nicht mehr.

War er gegangen? — Das Zimmer war leer.

Ich horchte nach der Wohnungstür. Er konnte doch höchstens auf der Treppe sein! Ich mußte seine Schritte sogleich im oberen Stockwerke hören.

Tiefes Schweigen.

Die Straße lag in Dunkelheit. Alle Laternen waren erloschen. Hätte er oben Licht gehabt, man hätte den Schein auf der Straße sehen müssen.

Wie lange war er schon weg? Wie lange hatte ich hier gestanden, seine furchtbaren Worte, sein grauenvolles Geständnis im Ohr, während er selbst mich vielleicht längst verlassen hatte . . .? Oder ist er vielleicht überhaupt nicht bei mir gewesen . . .?

(Hier hatte Dr. Lüders an den Rand geschrieben: „Dies dürfte wohl ein unwiderlegbarer Beweis für die Unzurechnungsfähigkeit dieses „Zeugen“ sein!“)

*

Straßenkämpfe. — Ich bin verwundet. — Erich ist verhaftet.

(Diesen Satz hatte Dr. Lüders mit Ausrufezeichen und folgender Bemerkung versehen: „Wenn Erich Wente die Tat begangen hätte, müßte es an dieser Stelle erwähnt sein.“)

*

(mit entstellter, wenn auch noch leserlicher Handschrift)

D e m u t . . .!

(Hier brechen die Aufzeichnungen ab.)

* * *

Weitere Aufzeichnungen wurden trotz wiederholter genauer Nachforschungen nicht gefunden.

Auf Grund des vorliegenden Beweismaterials wurde Erich bereits am zweiten Tage nach Peters Tode aus der Haft entlassen. Gleichzeitig wurde das gegen ihn

schwebende Verfahren eingestellt, da durch die Ermittlungen als erwiesen angesehen wurde, daß keinerlei belastende Momente gegen ihn vorlagen.

Den letzten Ausschlag gab übrigens nicht Peters Tagebuch, sondern der bemerkenswerte Umstand, daß bei einer letzten Vernehmung weder Cornelie noch Fräulein Kollmann irgendwelche noch unbekannten Tatsachen vorzubringen wußten.

„Doktor Corandt muß alles am besten gewußt haben!" erklärte jede von beiden mit fast denselben demütigen Worten.

„Hätten diese beiden auch nur den Schatten eines Beweises gegen Wente in den Händen, so würden sie nicht eher ruhen, als bis sie ihn auf das Schafott wandern sähen!" sagte der Untersuchungsrichter zu dem Kommissar, der den beiden Frauen mit einem seltsam ermüdeten Lächeln nachschaute.

Die Leiche wurde freigegeben und neben Marie begraben.

Bereits am Tage vor der Beerdigung verließ Erich die Stadt. Er ging auf Reisen und kehrte erst nach vielen Monaten zurück, übrigens nur für wenige Tage, um das Einpacken seiner Möbel zu überwachen. Er hatte in einer süddeutschen Stadt eine Wohnung gemietet.

In dieser Zeit erschien sein Buch. Es machte wegen „seines tiefschürfenden Erkenntnisdranges und seiner wahrhaften Humanität" großes Aufsehen und brachte ihm den Ruf eines „auf hoher Warte stehenden, wahrheitsliebenden und gütigen Menschen, der berufen sei, seinen Finger warnend und heilend auf die Wunden der menschlichen Gesellschaft zu legen". So hat sich einer der ersten großstädtischen Kritiker ausgedrückt.

Nach einem Jahr verheiratete er sich mit einer wohlhabenden Witwe, die merkwürdigerweise noch schlanker war als Sabine und jedenfalls Helene Fourment in keiner Weise glich. Wiederum also war sein natürlicher Trieb unterdrückt worden.

Cornelie erkrankte am Tage nach Peters Beerdigung, aber nur für kurze Zeit. In der Stadt sprach man zwar von einem schweren Nervenfieber, doch war dies nur ein Gerücht, wie es sensationelle Fälle nach sich zu ziehen pflegen. Bereits nach acht Tagen fuhr sie in ihrem allerdings geschlossenen Coupé zum Kirchhofe und legte einen Strauß Maiglöckchen auf Peters Grabe nieder. Nach einer Woche wiederholte sie den Besuch, und auch nach Ablauf der zweiten Woche erschien sie pünktlich mit einem über und über blühenden Fliederzweige. Das nächste Mal wurde sie durch eine wichtige Besprechung mit einer einflußreichen alten Dame der Gesellschaft abgehalten. Ende des Sommers brachte sie noch einmal einen Kranz von Dahlien. Mit Beginn des neuen Jahres aber beauftragte sie den Gärtner, für die Instandhaltung des Grabes zu sorgen.

Nach zwei Jahren heiratete sie einen noch ziemlich jungen Ingenieur, der als Teilhaber in die Firma ihres Vaters eintrat und als Geschäftsanteil ein wichtiges Patent in Zahlung gab. Er verstand es, unter den schwierigsten Verhältnissen „mit fabelhafter Ruhe" sein Automobil zu steuern. Sie bewunderte ihn und fühlte sich glücklich. Doch war dies nur eine kurze Übergangszeit: als sie Mutter wurde, veränderte sich ihr ganzes Wesen, sie wurde eine völlig andere Person, und das Glück war für sie nicht mehr ein Gefühl, sondern ein Zustand.

Fräulein Kollmann erbte Peters Einrichtung. Im Schreibtische hatte man einen Zettel gefunden, der die Bedingungen eines Testaments hinreichend erfüllte. Sie übernahm seine Wohnung, vermietete die einzelnen Zimmer an Kaufleute und gelangte auf diese Weise bald zu einem gewissen bürgerlichen Wohlstande.

Die Sorge für ihre Mieter verlangte es, daß sie mit jedem hin und wieder ein Wort redete. So redete sie denn, erst von alltäglichen Dingen, später von den vergangenen Ereignissen, und schließlich — in gewissen Augenblicken — auch von dieser oder jener Erinnerung ihres Herzens.

Konnte man ihr deshalb zürnen? Auf irgendeine Weise muß das Leben gelebt werden. Diese Weise war ihr natürlich, und sie war immer noch besser, als wenn sie sich eigensüchtig in eine romantisch sentimentale Trauer vergraben hätte.

Auch hatte der eine oder der andere immer irgendein Anliegen, irgendeinen besonderen Wunsch: diesem kochte sie einen starken Kaffee, jenem buk sie einen guten Eierpfannkuchen . . . Sie nahm an allem teil, ließ es sich schmecken, redete, erzählte und lachte, stand auf und holte noch ein Gläschen Gelee, eine Scheibe zarten, weißen Weizenbrotes, goß noch einmal Kaffee auf . . .

Alle mochten sie gern, auch sie mochte alle gern . . . Man kann fast sagen, daß sie auf eine freilich nur primitive Weise Peters Vermächtnis erfüllte: ließ sie doch, „jeden Augenblick dankbar genießend, mit frohen Atemzügen ihre Kraft wirken".

Auch die übrigen Hausbewohner kehrten nach den aufregenden Ereignissen, die sie alle mehr erschreckt, als verändert hatten, zu ihrem früheren Wesen zurück.

Das Haus wurde anderen Häusern wieder ähnlicher: der Ton wurde nicht gerade unangenehm, aber auch nicht besonders angenehm, die Selbstbeherrschung, die während Peters Anwesenheit jeder unbewußt geübt hatte, hörte langsam auf. Man zankte sich wieder öfter, doch man vertrug sich auch wieder. Man half sich gegenseitig aus, rechnete es aber einander nach. Man klatschte oder redete süß, wie es der Augenblick gerade ergab.

Man merkte noch öfter, daß Peter fehlte. Aber man merkte fast nie, daß etwas von ihm zurückgeblieben war.

Die Welt ändert sich nicht: ein jeder l e b t nur, was er i s t, und es gibt weder Verdienst noch Schuld.

Die militärischen Leistungen Amerikas im Weltkriege

Von

General von Zwehl

England nimmt in seinen geschichtlichen Darstellungen über den Weltkrieg — soweit man von ihnen bis jetzt sprechen kann — die amerikanischen Leistungen mit ruhiger Gelassenheit hin und betrachtet es als selbstverständlich, daß der Vetter jenseits des großen Wassers in der Not Hilfe leistete. Inwieweit bindende Abmachungen schon mit Kriegsbeginn oder bald nachher eingeleitet waren, steht dahin. Frankreich dagegen ergeht sich zwar oft in schmeichlerischer Überschwänglichkeit für die amerikanische Unterstützung, aber doch immer mit dem Unterton, daß in der Hauptsache das militärische Genie der französischen Führung, die Tapferkeit der Poilus den Sieg erfochten hätten.

Die Vereinigten Staaten haben vom ersten Tage des Krieges an unsere Feinde mit Kriegsmaterial aller Art nachdrücklich unterstützt, dabei spielte schon um die Mitte des ersten Kriegsjahres die Munitionsversorgung eine entscheidende Rolle. Bald nach den ersten Schlachten fehlte es überall, nicht nur in Deutschland, an Artilleriemunition, denn niemand hatte vorausgesehen, daß der Verbrauch sich zu den riesigen Ausmaßen, wie er tatsächlich eintrat, steigern würde. An der Westfront war es ein besonders glücklicher Zufall, daß belgische 15-Zentimeter-Munition, die in Lüttich und Namur gefunden war, sich aus unseren Geschützen allenfalls verschießen ließ. Wenn man auch nach den Erfahrungen des russisch-japanischen

Krieges mit über Wochen sich ausdehnenden Schlachten rechnen mußte, so doch nicht mit den Bedürfnissen eines jahrelangen Stellungskrieges, in denen die Durchbruchsschlachten mit gesteigertem Munitionsverbrauch nur einzelne Episoden bildeten. — Die Amerikaner haben, sich keck über alle Neutralitätsrücksichten hinwegsetzend, unseren Gegnern gar nicht zu überschätzende Hilfe geleistet. Es ist überflüssig, dies im einzelnen mit Zahlen zu belegen, schon die von den Ententemächten bei den Vereinigten Staaten kontrahierten Schulden beweisen es.

Nachdem der Präsident Wilson offen zugegeben hat, daß Amerika auch dann zugunsten der Ententemächte seine militärischen Machtmittel nötigenfalls in die Wagschale geworfen hätte, wenn der U-Boot-Krieg nicht von uns begonnen wäre, ist sein Verhalten in den ersten Kriegsjahren bis zu seiner Wiederwahl durchaus verständlich. Bei den zumeist mehr handelspolitischen Interessen Amerikas an dem Weltkriege bedurfte er längerer Zeit, um seine Landsleute durch eine planvolle Propaganda der aktiven Teilnahme an dem Kriege geneigt zu machen. Das ist von ihm und seinen Gehilfen meisterhaft ausgeführt worden. Einzelne Schiffsversenkungen, wie die der „Arabic", „Sussex" und „Lusitania", ließen sich durch das nötige Lügenbeiwerk in Verbindung mit den sogenannten belgischen Kriegsgreueln bequem zur Aufpeitschung der öffentlichen Meinung verwenden. Nach der Literatur über den Weltkrieg sind auch von berufenen Federn schon frühzeitig Einzelheiten über diese Art der amerikanischen Kriegsvorbereitungen zur Kenntnis der Regierung gelangt, ohne daß erkennbar wurde, warum nicht früher die gänzliche Aussichtslosigkeit der Bemühungen um Wilsons Gunst als Richtschnur der Politik für die deutsche Regierung betont worden ist.

Als Wilson zu Anfang des Jahres 1917 nach Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges die Neutralitätsmaske abwarf, war in den Vereinigten Staaten die Stimmung genügend für die aktive Beteiligung am Kampfe vorbereitet.

Die Friedensarmee der Vereinigten Staaten in einer Stärke von noch nicht 100 000 Mann kam, an den Verhältnissen des Weltkrieges gemessen, kaum in Betracht; sie konnte nur eine gewisse Zahl von Beförderten, also mehr einen dürftigen Rahmen für eine große Operationsarmee des Festlandes abgeben. Aber schon bevor diese mit ihren Spitzen auf dem europäischen Kontinent eintraf, hatte man, getreu der beabsichtigten politischen Linie, eine allmähliche Verstärkung vorgenommen, so daß beim Eintritt Amerikas in den Krieg durch Einstellung von Geworbenen eine Armee von rund 300 000 Mann vorhanden und außerdem eine Nationalgarde in der Stärke von 400 000 Mann in der Bildung begriffen war *). Auch das war sehr wenig im Vergleich zu den vorhandenen Kriegsbrauchbaren einer Bevölkerung von über 90 Millionen Menschen. Im Mai 1917 führten die Vereinigten Staaten die allgemeine Wehrpflicht ein und schufen damit die Grundlage für die geplante große Kraftentfaltung, wie sie lediglich durch die Gewinnung von Freiwilligen und Geworbenen nicht zu erzielen gewesen wäre. Wenn somit auch ein Zwang auf die Masse der Nation ausgeübt werden mußte, so ist doch zu betonen, daß sich dieser in der Opferwilligkeit, dem Schneid nach vorwärts, nicht

*) Für die folgenden Ausführungen haben zum Teil zwei Aufsätze in „Wissen und Wehr" (3. und 4. Heft, Berlin, E. S. Mittler & Sohn) von Major Hermann von Giehrl die Unterlage gegeben. Diese stützen sich wiederum auf: General Pershings: Official Story of the American Expeditionary Force in France (New York 1919), Chambrun & Marenches: L'armée americaine dans le conflit européen (Paris 1919), Recamier: America's Race to Victory (New York 1920). Von dem Bericht Pershings, der zuerst in „The Globe" am 15. Dezember 1919 großenteils erschien, hat die „Deutsche Rundschau" (April 1920) schon einige Angaben aus der Feder des Prof. Theodor Schiemann gebracht. — In Nachfolgendem soll mehr der operative Einfluß der Amerikaner in die Erscheinung treten.

bemerkbar gemacht hat. Es war gelungen, durch die planvolle Propaganda gegen Deutschland den Gedanken in dem ganzen Volke zu erzeugen, es gelte den Kampf gegen preußisch-deutschen Militarismus, den Kampf um die Freiheit, die Zivilisation gegen deutsches Hunnentum und Barbarei, dem sich der freie Amerikaner um so weniger entziehen könnte, als er der englischen Nation sich blutsverwandt fühlte.

Die Ausbildung der ausgehobenen amerikanischen Mannschaften verursachte einige Schwierigkeiten, aber die weitgehenden deutschen Hoffnungen, daß die Amerikaner zwar große Massen auf die Beine bringen, jedoch kein verwendungsfähiges Heer schaffen könnten, haben sich nicht bewahrheitet. Englische und namentlich französische Instruktoren haben dabei mehr geleistet, als man annehmen konnte. Und wenn auch die Amerikaner, als sie in die Front kamen, sich noch recht ungewandt zeigten, dem deutschen Soldaten namentlich, wie es ihn noch sporadisch aus dem Jahre 1914 gab, nicht gewachsen waren, die untere und mittlere Führung noch Mängel aufwies, so wurde dies ausgeglichen durch den ursprünglichen Wagemut, ein immer tapferes Draufgängertum. Es machten sich die Mängel auch schon deshalb weniger bemerkbar, weil die deutsche Infanterie, als sie 1918 den Amerikanern gegenübertrat, merklich an Kampfwert nachgelassen hatte. Außerdem konnten die amerikanischen Truppenverbände in den französischen Übungslagern noch auf die Kampfweise an der Front vorbereitet werden. Vor allem waren sie ausgezeichnet verpflegt und mit einem Reichtum ausgestattet, der in den deutschen Regimentern einer längst vergangenen Zeit angehörte. Das galt namentlich für die Fußbekleidung in den vielfach nassen, zerschossenen Schützengräben. Die Durchbildung der Artillerie ließ wohl zu wünschen übrig, die Mängel wurden aber durch die Masse ausgeglichen. Erdrückend war die Überlegenheit an Geschützen und Kriegsmaterial aller Art, auch an Fliegern. Im Spätsommer 1918 sollen z. B. in Europa 2000 geschulte Flieger gewesen sein mit 9987 Flugapparaten. (S. die Leistungen der Vereinigten Staaten April 1917 bis November 1918. Herausgegeben vom Comittee of public information United States of America, 1919. P. Müller Frey-Verlag, Bern.) Mit Spezialtruppen, Trains und Kraftwagen waren die Verbände sehr reichlich ausgerüstet. Wenn nachstehend von Divisionen die Rede sein wird, so ist zu beachten, daß die amerikanische Division zu vier Regimentern, sämtlich voll ergänzt, im Kampf auftrat, somit ungefähr ebensoviel, im späteren Verlauf der Großkämpfe das Doppelte an Gewehren hatte, wie zwei deutsche Divisionen.

Über die Möglichkeit, amerikanische Truppen in großer Stärke an die Kampffront der Entente zu bringen, haben nicht immer zutreffende Ansichten bei der deutschen Obersten Heeresleitung bzw. bei dem maßgebenden Marinesachverständigen bestanden. Man rechnete damit, daß im Durchschnitt für jeden über das Meer zu verschiffenden Soldaten vier Tons Schiffsraum nötig wären, daß damit zwar gleichzeitig das übliche Gepäck und die laufende Verpflegung verladen werden könnten, daß aber für die schwere Artillerie und die großen Munitionsmassen, für die Tanks und Kraftwagen usw. noch weiterer Schiffsraum erforderlich sein würde. Es fehlten dafür genauere Unterlagen oder Erfahrungen, und es stellte sich bald heraus, daß die Annahmen irrig gewesen waren, sowohl bezüglich des verfügbaren Schiffsraums wie der Art der Ausnutzung. Der Schiffsraum wurde gewonnen durch Zurückstellung anderer Transporte in dem Augenblick, als die Lage für die Entente kritisch und die baldige Heranführung von Truppen notwendig wurde. Auch der Bau von Ersatzschiffen für den Abgang durch Versenkungen war schon rechtzeitig eingeleitet und mit größtem Nachdruck gefördert. Die Ausnutzung des vorhandenen Schiffsraums konnte dadurch, daß man die verschifften Soldaten in Schichten schlafen ließ, weit über die Voraussetzungen gesteigert werden. Diese Art der Unter-

bringung spannte zwar die Kräfte erheblich an, was aber bei der kurzen Dauer der Fahrt zu keinen Bedenken Anlaß gab, um so weniger, als nach der Landung in Frankreich zunächst noch Ruhe gewährt werden konnte und in den Übungslagern die Ausbildung gefördert werden mußte, ehe die Truppen an die Kampffront gingen.

Ein ernstes Moment blieb für die Überfahrt die U-Bootgefahr. Es lag die Meinung nahe, daß, sobald einige Transporte versenkt werden würden, sich kein amerikanischer Soldat diesen schwimmenden Särgen mehr anvertrauen würde. Aber nichts davon ist eingetreten. Durch die angemessenen Sicherheitsmaßnahmen ist unseren U-Booten die Versenkung keines einzigen beladenen Transportschiffes gelungen.

Mit den ersten amerikanischen Soldaten erschien der Oberbefehlshaber General Pershing am 13. Juni 1917 nach einem kurzen Aufenthalt in London auf französischem Boden, von der Pariser Bevölkerung als Retter in der Not begeistert begrüßt.

Im Jahre 1917 und zu Anfang 1918 bis in das Frühjahr hinein ging der Transport der Truppen nur langsam vor sich, so daß im März 1918 erst 6 Divisionen in Frankreich zur Stelle waren. Als dann aber die große Schlacht in Frankreich den ganzen Ernst der Lage erkennen ließ und die Entente-Mächte, namentlich Lloyd George, erklärten, ohne stärkeres amerikanisches Eingreifen könne der Krieg verloren gehen, kam wirklicher Schwung in die Unterstützung. Während vorher zumeist nur einzelne Regimenter hier und da in die Front eingeschoben worden waren, traten schon in den Großkämpfen vom Juli 1918 ab geschlossene amerikanische Divisionen an entscheidenden Stellen in den Kampf ein und spielten bei den Angriffen eine vielfach sehr wichtige Rolle.

Als am 15. Juli 1918 deutscherseits der Vorstoß über die Marne gemacht wurde, waren es amerikanische Divisionen, die östlich Chateau Thierry das Vordringen abwehrten. Es gelang, hart östlich von Chateau Thierry nur vorübergehend den Fluß zu überschreiten, und am Abend mußten die Deutschen wieder über den Fluß zurückgenommen werden.

Geradezu entscheidend war aber die Unterstützung, die bei dem folgenden Gegenstoß am 18. Juli und an den folgenden Tagen von den Amerikanern auf der Front zwischen Soissons und Chateau Thierry geleistet worden ist, der den ersten großen deutschen Rückschlag seit Beginn des Stellungskrieges an der Westfront bildete und den Keim zu weiteren großen Verlusten schuf. Zwischen den genannten beiden Orten waren sechs amerikanische Divisionen, alle frisch und ausgeruht, voll aufgefüllt, die Division zu etwa 27 000 Mann in die französischen Divisionen eingegliedert. Sie führten, namentlich durch die im Walde von Cotterets der Armee Mangin zugewiesenen 321 Tanks unterstützt, den Stoß gegen die deutsche Flanke mit teilweise durchschlagendem Erfolge, weil es im Norden bei Soissons glückte, ein sechs bis sieben Kilometer tiefes Loch in die deutsche Front zu brechen. In ihren schwachen, auch durch die Grippe-Epidemie stark mitgenommenen Verbänden waren die Deutschen nicht überall imstande, diesem Massensturm standzuhalten, um so weniger, als die Amerikaner im weiteren Verlauf der sich anschließenden Kämpfe dauernd bis zu den Kämpfen an der Vesle frische Kräfte nachschieben konnten. Schließlich waren bei diesen Kämpfen neun amerikanische Divisionen eingesetzt. Der französisch-amerikanische Erfolg zwang dann, die schon über die Marne-Front vorgedrungenen deutschen Kräfte zurückzunehmen. Größtenteils überall unter Verlust reichlichen Materials. Wenn bei dem schwierigen Wald- und Sumpfgelände südlich der Marne namentlich in dem Walde von Enghien und von Dassy, sowie weiter östlich im Berglande von Reims auch keine größeren Erfolge zu erwarten gewesen waren, so schädigte doch der Rückzug bis hinter den Abschnitt der Vesle und die dabei

entstehenden Verluste an Menschen und Material die innere deutsche Kampfkraft erheblich — alles dies durch das Eingreifen von mehr als 200 000 Amerikanern in den Großkampf.

Der Aufmarsch der Amerikaner ging während der Sommermonate mit vermehrter Kraft weiter, so daß im August 1¼ Millionen Mann sich in Frankreich befanden und allmählich die Bildung einer besonderen amerikanischen Front erfolgen konnte, aus der dann ein großer selbständiger Angriff stattfinden sollte. Es wurde dafür die Wegnahme des ausspringenden deutschen Bogens von St. Mihiel gewählt, und damit begann die dritte Phase in der Verwendung der Amerikaner. Anfang September 1918 war die Entwicklung beendet. Zwei französische Korps verblieben noch im Südteil der Westfront. Übrigens waren sieben amerikanische Divisionen beiderseits Pont-à-Mousson (Xirrey—Port sur Seille) zum Vorstoß von Süd nach Nord und zwei Divisionen zum Abstieg von der Côte de Meuse in die Wövre-Ebene von West nach Ost in der Richtung auf Fresnes angesetzt. Im ganzen waren — wohl einschließlich besonderer Armeetruppen — für den Angriff rund 600 000 Mann mit 2800 Geschützen verfügbar. Davon war die Hälfte von 155 Millimeter und schwererem Kaliber. Von vornherein war eine fünftägige Munitionsrate bereitgestellt. („Revue militaire générale", April 1920.) Dazu kamen 1000 Flugzeuge, die sich eine erdrückende Überlegenheit im Luftkampfe sicherten. Die deutschen Kräfte waren etwa im Verhältnis 1 : 6 unterlegen, es befand sich unter ihnen auch eine österreichische Division. Die ungünstige deutsche, der Umklammerung ausgesetzte Stellung vor einem entscheidenden Kampfe zu räumen, war auch deutscherseits geplant und eine Sehnenstellung, die sogenannte Michel-Stellung, rückwärts ausgebaut. Trotzdem erfolgte der Rückzug zu spät, denn als am 12. September der amerikanische Angriff losbrach, endete der mehrtägige Kampf mit einem Verlust der Deutschen, außer den Toten und Verwundeten, von 16 000 Gefangenen und 400 Geschützen. Da die Besetzung der vorbereiteten Sehnenstellung aber gelang, der Gegner entweder keine Kraft zur Fortsetzung des Angriffs mehr hatte, oder freiwillig auf ihn verzichtete, fehlte dem Siege die operative Ausnutzung.

Dieser immerhin noch große Erfolg und der rastlose Nachstrom amerikanischer Divisionen führten zu einer Verlängerung der amerikanischen Front bei Verdun und damit zum vierten Abschnitt bei dem Eingreifen in die große Offensive der Alliierten, die Ende September eingeleitet wurde. Marschall Foch setzte sie zwar nicht auf der ganzen Front gleichzeitig ein, sondern vereinigte seine Anstrengungen auf einzelne dann um so stärker berannte Abschnitte, und zwar in Flandern, um die deutschen Stützpunkte am Kanal in die Hand zu bekommen, bei Cambrai—St. Quentin, an der Aisne und von der Argonnenfront bis Verdun.

An der Argonnenfront bildeten die Amerikaner eine besondere Angriffsarmee, die aus zehn Divisionen bestand und ihren Vorstoß in einer für die Deutschen besonders gefährlichen Richtung, nämlich gegen Dun—Stenay und damit gegen die wichtige rückwärtige Verbindung aus Diedenhofen und Luxemburg über Montmedy und Sedan richtete. Es ist immer ein Rätsel gewesen, weshalb die Ententemächte nicht schon viel früher versucht haben, auf diese Verbindung ihre Anstrengungen zu richten, mindestens aber in der Richtung auf Briey vorzustoßen, anstatt sich z. B. in fruchtlosen Versuchen gegen unsere Champagnefront zu verbluten. Alle Nörgler, die unsere Offensive bei Verdun so schroff verurteilen, sollten die Wichtigkeit des Schutzes für dieses Gebiet nicht außer acht lassen.

Am 26. September begann der kombinierte Angriff der Franzosen westlich der Argonnen und der Amerikaner östlich davon längs der Maas von Süd nach Nord. — Die Franzosen konnten aber keine nennenswerten Erfolge gegen die Aisne-

Front erringen. Es trat hier die um diese Zeit schon weit verbreitete Erscheinung hervor, daß, wo immer noch einige deutsche Maschinengewehre an der Arbeit waren, das Vorgehen namentlich der Franzosen stockte, und die Infanterie nicht zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen war. Anders war es östlich der Argonnen bei den Amerikanern. Auch sie litten schwer unter dem deutschen Maschinengewehrfeuer, der bei ihnen aber noch nicht durch Jahre andauernde Kämpfe gedämpfte Schneid half über die Verluste hinweg. Es gelang, in die nur dürftig ausgebauten rückwärtigen deutschen Stellungen zwischen den Argonnen und der Maas einzudringen. Damit ging schon ein Teil der in heißen Kämpfen auf dem linken Maasufer gewonnenen Stellungen verloren, und als die Amerikaner in mehrtägigen Kämpfen sich weiter nordwärts vorschoben, kam der ganze Argonnenabschnitt, der Schauplatz jahrelangen deutsch-französischen blutigen Ringens in ihre Gewalt. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß auch die deutsche Champagne-Front zurückgenommen werden mußte, obschon hier alle französischen Angriffe abgeschlagen waren, soweit man überhaupt von „Angriffen" noch sprechen konnte. Neben dem Einsatz starker Massen, auf die in einem solchen Umfange nicht gerechnet worden ist, kam die Überraschung den Amerikanern zu Hilfe. Aber auch wenn die deutsche Oberste Heeresleitung diesen gefährlichen Vorstoß hätte voraussehen können, wäre mangels vorhandener Reserven keine Unterstützung in größerem Umfange möglich gewesen.

Zwischen den letzten Septembertagen und Anfang Oktober hatte der Kampf einige Tage geruht, da die Amerikaner neue Divisionen zur Ablösung der abgekämpften an die Front bringen mußten. Erst am 4. Oktober konnte Pershing seine Offensive, jetzt aber gleichzeitig auf dem Ostufer der Maas, wieder aufnehmen. Was gerade in dieser Zeit von den auf Bataillonsstärken mit 100 bis 150, ja bis zu 60 Gewehren zusammengeschmolzenen deutschen Truppen geleistet wurde, reiht sich den glänzendsten Taten des langen Krieges würdig an. Pershing spricht in seinem offiziellen Bericht von mehr und mehr eintreffenden erstklassigen Divisionen, die von Deutschland in das Gefecht gebracht worden wären, von der wunderbaren Verwendung der Maschinengewehre, und daß dadurch das langsame Vordringen der Amerikaner begründet sei. Leider hatten wir keine solche Divisionen zur Verfügung. Es waren überall die stark abgekämpften Verbände, die vielfach von West nach Ost, von Ost nach West, von der Nord- zur Südfront und umgekehrt herumgeworfen und über fünfzig und mehr Gefechtsfelder gezogen waren. Die altbewährten Soldaten waren nur noch in einzelnen Personen vorhanden. Der eintreffende Ersatz, wenn er überhaupt heran kam, war durch Hetzarbeit, die in der Heimat ihr Wesen treiben durfte, so verseucht, daß nicht nur Ludendorff, sondern viele Frontkämpfer ausdrücklich betonten, selbst sehr schwache Divisionen hätten auf Nachersatz verzichtet, weil solche Mannschaften einen schädigenden Einfluß auf den Geist der Truppen ausübten. Die bewährten Führer aus den unteren Graden deckte zum großen Teil der grüne Rasen, oder sie waren wegen Verwundung und Krankheit ausgeschieden. Der Ersatz stand vielfach nicht auf der gleichen Höhe, verstand auch nicht immer mit den in großer Zahl vorhandenen alten Mannschaften umzugehen.

Das Eintreffen der Verstärkungen hatte die Gliederung der Amerikaner in zwei Armeen veranlaßt. Eine südöstlich Verdun, die andere nordwestlich davon bemächtigte sich in den ersten Novembertagen mehrerer Maas-Übergänge bei Dun, Stenay und Mouſſon. Pershing beabsichtigte, mit ihnen eine allgemeine Offensive zwischen Maas und Mosel anzutreten, als der Waffenstillstand den Kämpfen ein Ziel setzte.

Am 1. Dezember 1918 war das amerikanische Heer in Frankreich in drei Armeen gegliedert:

I. Armee mit 3 Armeekorps im ganzen 10 Divisionen,
II. „ „ 2 „ „ „ 5 „
III. „ „ 4 „ „ „ 15 „

Einige Divisionen waren in anderen Fronten der Ententemächte eingegliedert, auch mögen noch weitere rückwärts in den französischen Übungslagern gewesen sein. Im ganzen werden etwa 40 Divisionen in Frankreich gestanden haben.

In der Zeit vom Juni 1917 bis zum Dezember 1918 sind über den Ozean 2 Millionen 80 000 Mann und 5 Millionen Tons Heeresgut befördert worden. Eine sehr wesentliche Aushilfe an Schiffsraum gewährten die in Amerika beschlagnahmten deutschen Schiffe, die zum Militärtransport leicht hergerichtet werden konnten. Als Einschiffungspunkte dienten die Häfen von New York — vorwiegend — außerdem Newport, Baltimore und Philadelphia. Ausschiffungshäfen waren hauptsächlich St. Nazaire, Nantes, Bordeaux, ferner Le Hâvre, Rochefort, Marseille. Zur Bewältigung der anschließenden Eisenbahntransporte wurden mit amerikanischer Hilfe umfassende Gleisneubauten, Erweiterungen der Bahnhöfe mit allen Nebeneinrichtungen ausgeführt: eine beachtenswerte Leistung des Bau- und Transportwesens. In der „Revue militaire générale", November 1920 und ff., ist diese wichtige Seite des Krieges eingehend geschildert worden. Daraus geht hervor, daß im September täglich 6000 bis 8000 Mann mit 20 000 Tons Material zu befördern waren, neben der für die Franzosen und Engländer beanspruchten Transportleistung.

* * *

Vom 18. Juli ab wurde das Eingreifen der Amerikaner in den Krieg an der Westfront entscheidend, am augenfälligsten und in den Folgen besonders verhängnisvoll an diesem Tage durch den Vorstoß in die Flanke der deutschen Front zwischen Soissons und Château Thierry. Es entstand daraus nicht allein der übereilte Rückzug an der Marne-Front, sondern auch die Notwendigkeit, Heeresreserven, die zu anderen Zwecken zurückgehalten waren, einzusetzen, um den gegen die Flanke besonders bedrohlich wirkenden Stoß zum Halten zu bringen, mindestens aber das Vordrängen des Gegners zu verlangsamen. Das gelang auch; als die massenhaft eingesetzten Tanks ihre erste Rolle ausgespielt hatten, wurde der Angriff an mehreren Stellen nicht nur abgewiesen, sondern im Gegenstoß dem Feinde schon eroberte Punkte wieder genommen. Der deutsche Heeresbericht hatte also in gewissem Sinne nicht unrecht, wenn er behauptete, daß die gegnerische Absicht, den Marnebogen abzuschneiden, nicht gelungen wäre. Aber der deutsche Verlust an Menschen, an Material, namentlich aber die moralische Rückwirkung auf die Truppe, war verhängnisvoll. Damit wirkte dieser Vorstoß auch mittelbar noch auf die Unglückstage vom 8. August und die folgenden an der Amiensfront zurück, indem Reserven zwischen Soissons—Château Thierry verbraucht waren, die dann dort fehlten. Wir hätten wohl den Rückschlag an der Marne verwunden, der Einbruch der Gegner bei Arras—Amiens—Montdidier ließ aber nicht zu verwischende Spuren zurück.

Der erste größere Erfolg der Amerikaner, den sie, auf sich gestellt, erfochten, nämlich gegen den verhängnisvollen Winkel von St. Mihiel, verdankten sie — wie Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen andeutet — dem verspäteten Rückzug der Deutschen in die rückwärts errichtete Michel-Stellung. Es war nach dieser Darstellung die alte taktische Lehre nicht berücksichtigt, daß, nachdem das Gefecht einmal begonnen hat, der Abbruch nicht ohne erhebliche Verluste mehr möglich ist. Die Räumungsarbeiten wären, so sagt Ludendorff, noch nicht weit vorgeschritten gewesen, das mag zum Standhalten verleitet haben. An der Südfront wurde eine preußische Division durchbrochen, und die Reserven waren nicht nahe genug heran, um die

Scharte schnell auszugleichen. Das ist aber bei der heutigen Artilleriewirkung kaum zu vermeiden. Sind die Reserven näher heran bereitgestellt, werden sie zerschlagen, ehe sie eingesetzt werden. Nur besonders günstige Geländeverhältnisse schützen davor. — Auf der nach Westen gekehrten Front an der Combreshöhe stand eine österreichische Division, die schneller nachgab, als erwünscht, vielleicht auch nötig gewesen wäre. Das alles, namentlich aber die gewaltige Überlegenheit an Zahl und an Material, führte zu größeren Verlusten, als die Lage an sich bedingte.

Wenn auch der Erfolg der Amerikaner südöstlich von Verdun groß war, namentlich ihr Vertrauen in die eigenen selbständigen Leistungen beträchtlich stärken mußte, so trat er in seiner Bedeutung doch zurück vor dem westlich der Maas und in den Argonnen errungenen, weil er auf die ganze Aisne-Front zurückwirken mußte und hier zu einer umfassenden Zurücknahme der an ihr entwickelten deutschen Truppen zwang. Durch die amerikanischen Erfolge zwischen Argonnen und Maas wurde die deutsche Aisnefront tatsächlich aus den Angeln gehoben, obgleich die französischen Angriffe dort nicht vorwärtsgekommen waren. Daß dies ohne erheblichere Schädigung gelang, obwohl dabei eine starke Rückwärtsschwenkung ausgeführt werden mußte, beweist mehr als viele Worte die geringe Kampfkraft der Franzosen in diesem Stadium des Krieges. Dies festzustellen ist um so mehr angezeigt, als es für die Beantwortung der Frage wichtig ist, ob wir ohne die verhängnisvollen Folgen der Revolution im November 1918 noch imstande gewesen sein würden, uns etwas günstigere Waffenstillstands- und Friedensbedingungen zu sichern. Die Kampfmüdigkeit der Engländer und der Franzosen war auf der ganzen Front, nicht nur zwischen Aisne und Oise, augenfällig. Ganz im Gegensatz dazu stand aber die noch nicht durch jahrelangen Stellungskampf ermüdete Angriffslust der Amerikaner; das erhöhte ihren Wert für die Ententemächte, ganz abgesehen von den riesigen Menschenmassen, die sie gegen die lückenhaften, überall Schwächen aufweisenden deutschen Stellungen vorführen konnten. Vielfach waren es nur noch Stellungsgerippe von Maschinengewehren mit einzelnen zerstreuten Schützengruppen. Trotzdem hat aber, als es für die Alliierten galt, sich über die Deutschland aufzuerlegenden Waffenstillstandsbedingungen zu einigen, Pershing keineswegs den Scharfmacher gespielt, im Gegenteil, er hat die zu milderen Bedingungen neigenden Ansichten des Feldmarschalls Haig keineswegs bekämpft, und ist erst, als Foch und Pétain ihrem wilden Übermut die Zügel schießen ließen, diesen beigetreten.

Welche Aussichten Pershings Angriffsabsichten gegen die Maasfront gehabt hätten, kann man unmöglich abschätzen; für einen Ausbau der Antwerpen—Maas-Stellung war noch wenig geschehen. Der Festung Metz fehlte, nachdem der größte Teil ihrer Geschütze an die Kampffront gezogen und die nötige Munition anderweit verwendet worden war, das Wichtigste für ihre Verteidigungsfähigkeit. Trotzdem war es für die Entente natürlich ausgeschlossen, sie unbeachtet liegen zu lassen. Sie hätte angegriffen werden müssen, und das hätte schwere Opfer gekostet, wenn Deutschland sich nicht selbst aufgegeben hätte.

Das beweist der entscheidende Punkt in dem großen Schlußdrama: Seit den ersten Novembertagen war der Eisenbahnbetrieb völlig unter der Wirkung der Revolution desorganisiert, d. i. ausgeschaltet. Es wäre unmöglich gewesen, größere Truppenverschiebungen vorzunehmen oder Nachschübe aus der Heimat an den vorwiegend bedrohten linken Flügel der Front zu bringen. Am schlagendsten wird das dadurch bewiesen, daß es nicht einmal gelang, Truppen von der Front in die Heimat zu bringen, um dort die Ordnung aufrechtzuerhalten. Pershing hat seine ihm bei Fortsetzung der Kämpfe bevorstehende Aufgabe wahrscheinlich für schwieriger gehalten, als sie tatsächlich bei der Selbstentmannung Deutschlands gewesen wäre.

Die amerikanische Armee erhielt nach dem Waffenstillstand die Marschrichtung gegen Mittelrhein, Koblenz und Umgegend, dem abziehenden Gegner folgend. Die in dieser Schilderung benutzte französische Quelle (Chambrun & Marenches) berichtet auch, daß zum Schutz gegen die deutschen Nachzügler und Drückeberger besondere Maßregeln hätten ergriffen werden müssen. Beim Betreten des deutschen Bodens wären die Amerikaner indessen über die dort herrschende Ordnung und die Folgsamkeit der Bevölkerung erstaunt gewesen.

Ohne die amerikanische Hilfe hätten unsere Gegner uns niemals bezwungen.

Verantwortlichkeiten

Von

Richard Fester

VI. Noch einmal die Schuldfrage

Die Fortsetzung der „Verantwortlichkeiten“ [1]) ist durch die Wiederaufnahme der Schuldfrage aufgehalten worden. Das historische Problem wird dadurch nicht berührt, aber es mußte zunächst abgewartet werden, was dabei herauskomme. Heute sind wir endlich so weit, die Entwicklung seit dem Friedensdiktat von Versailles übersehen zu können. Wenn in einem durchgekämpften Kriege der unterlegene Teil für die Kosten aufzukommen hat, so stellte die ungeheuerliche Zeche eines Weltkrieges Sieger, die sich nicht selbst besiegten, 1919 vor die Wahl, über ihr Diktat das Barbarenmotto: „Wehe dem Besiegten“ zu setzen oder ihre Forderungen durch Deutschlands Schuld am Kriege moralisch zu rechtfertigen. Indem sie sich dafür entschieden, als Weltgerichtshof aufzutreten, erhielt die uns auferlegte politische und wirtschaftliche Sklaverei die Form eines Strafurteils, das die Berufung und die Möglichkeit einer Revision ausschloß.

Es soll nicht wiederholt werden, was hier früher über die ebenso böswillige wie kindische Verwechslung von Ursache und Schuld gesagt worden ist [2]). Die Voraussetzung eines Weltgerichtshofes wäre ein Weltstaat. Die Richter eines Staatengerichtshofes werden immer befangen sein. Kein Staatsmann wird, solange nicht ein Weltreich alle Menschen umfaßt, jemals ihre Zuständigkeit anerkennen. Das staatliche Mandat macht den Richter nur im Staate selbst frei. Im Weltstaate hätte er seine Vollmacht von der organisierten Menschheit. Im Staatengerichtshofe ist er nicht dem ungeschriebenen Weltrecht, sondern dem Staate, den er vertritt, verpflichtet. Auch das Völkerrecht bindet ihn nur, insoweit es anerkanntes Recht des eigenen Staates geworden ist. Staatenlenker als internationale Richter über ihresgleichen und ganze Völker sind ein Hohn auf das Recht.

Die Anerkennung dieser unumstößlichen Wahrheiten wird für eine spätere Zeit das Erkennungszeichen des denkenden Teiles der Menschheit des Weltkrieges sein. Die Wissenschaft hat also mit der Wiederaufnahme der Schuldfrage nichts zu tun. Vor ihrem Forum ist das Strafurteil von Versailles null und nichtig. Sie könnte über Anklagen und Gegenanklagen zur Tagesordnung übergehen, wenn sie lediglich

[1]) „Deutsche Rundschau“ 1920 Mai, Juni, August, Oktober; 1921 Februar.
[2]) A. a. O. Maiheft 1920, Seite 172.

ein Nachspiel des Krieges wären. Die Wege des Politikers und Historikers trennen sich. Als Patriot sage ich mir, daß nicht nachdrücklich genug gegen die Begründung des Friedensdiktates von 1919 protestiert werden kann, nachdem die deutsche Regierung sich durch ihre Unterschrift selbst zum Schweigen verurteilt hat. Als Diener der Wissenschaft muß ich mir darüber klar sein, daß die deutsche Publizistik durch ihr Eingehen auf die Schuldfrage der nichtdenkenden Mehrheit der Menschen ein Zugeständnis macht, das die Denker auf der Gegenseite davon abschreckt, ihr Gehör zu schenken. In Deutschland mag sie damit schwache Gemüter, die an allem irre geworden waren, wieder aufrichten. Im Auslande werden ihr auch die Pazifizisten und Sozialisten der Entente nicht zur Revision des Versailler Friedens verhelfen. Die Schuldfrage würde, blöd wie sie ist, den Pfeiler, auf dem der Gewaltfriede ruht, nicht erschüttern, wenn nicht seine Folgen auch in den Siegerstaaten zugleich die Frage der Verantwortlichkeiten auf die Tagesordnung gesetzt hätten [3]). Hierzu Stellung zu nehmen, wäre verfrüht gewesen, solange noch alles im Flusse war. Von Washington und Cannes ist auch dem Historiker ein Rückblick auf Versailles gestattet. Wer in den Ententeländern mit Sorge in die Zukunft sieht, richtet heute an die eigene Vergangenheit Fragen, an die im Siegestaumel die Öffentlichkeit nicht gedacht hatte. Der Gedanke, daß uns Unrecht geschehen sei, spielt dabei so gut wie gar keine Rolle. Wohl aber erwachen überall Zweifel an der Führung des eigenen Volkes. Man fängt wieder an, vor der eigenen Türe zu kehren. Den Franzosen lassen englische Verantwortlichkeiten kalt, um so leidenschaftlicher verlangt er von seinen bisherigen Führern Rechenschaft. Der Engländer, der Amerikaner, der Italiener macht es nicht anders. Die Bewegung der Geister ist allenthalben die gleiche, so sehr auch ihre Kundgebungen sich durch den Nationalcharakter unterscheiden mögen. Die deutsche Enthüllungsepidemie war eine Folge des Zusammenbruchs von 1918. Heute stehen wir vor dem denkwürdigen Phänomen, daß der Bankerott der Politik von 1919 auch die Siegernationen dazu zwingt, in ihrer Vergangenheit zu wühlen. Die historische Wahrheit hat hier so wenig wie dort dabei Gevatter gestanden, aber sie erntet die Saat der Tageskämpfe. Auf das Erwachen des Ententegewissens hätte sie lange warten können. Daß die Geschichte heute mit Siebenmeilenstiefeln marschieren kann, verdankt sie dem Strafurteil von 1919. Die Sonne bringt es an den Tag!

Wir dürfen mit der letzten Enthüllung zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen beginnen, weil sie die wichtigste und die bezeichnendste ist. In Cannes hat Lloyd George einen Garantievertrag vorgelegt, worin sich Großbritannien, ohne Einschluß der Dominions, verpflichtet, Frankreich mit all seinen Streitkräften, zu Wasser, zu Lande und in der Luft im Falle eines direkten und nicht herausgeforderten Angriffes gegen das französische Gebiet durch Deutschland Beistand zu leisten. Das Anerbieten wurde an die Bedingung völligen Einvernehmens über die U-Boot-Frage, den finanziellen Wiederaufbau Europas und die Lösung der orientalischen Frage geknüpft, wie es in dem Abkommen von 1904 der Fall gewesen wäre, „das Frankreich die Unterstützung Englands im Kriege versprach“ [4]), nachdem sich beide Mächte zuvor über die Beseitigung aller Reibungsflächen verständigt hatten. Das Einvernehmen von 1904 ist längst bekannt. Es bezog sich auf Ägypten, Marokko, die Neu-

[3]) Vgl. Georg Karo. Die Verantwortung der Entente am Weltkriege. Nach Zeugnissen ihrer führenden Staatsmänner. Halle, 2. Auflage, 1921, M. Niemeyer. 76 Seiten.

[4]) The proposed draft treaty between Great Britain and France attached to this memorandum is in the form of an engagement best calculated to protect the common interests of both the Powers of Western Europe. In order, however, that effect be given to it, it is necessary that the t r e a t y be accompanied by a complete e n t e n t e between the two countries. This was the basis of the a g r e e m e n t of 1904, which gave France the support of Great Britain in the war, and it is equally essential now.

fundländer Fiſcherei, Senegambien, Siam, Madagaskar und die neuen Hebriden. Auch einige geheime Zuſätze zu dieſer engliſch-franzöſiſchen Entente von 1904 kennt man ſeit 1911. Jetzt hört man zum erſten Male aus der Denkſchrift des engliſchen Kabinetts, daß die Verſtändigung über alle zwiſchen den Weſtmächten ſchwebenden Streitfragen durch ein Bündnis gekrönt worden iſt. Delcaſſé hatte alſo doch die Wahrheit geſagt, als er 1905 ſich auf das engliſche Verſprechen militäriſcher Hilfe berief. Nicht aus freiem Entſchluß, ſondern auf Grund des Bündniſſes von 1904 iſt England 1914 in den Krieg eingetreten. In ſeinem Schwanengeſang vor der franzöſiſchen Kammer hat Briand am 12. Januar die Enthüllung Lloyd Georges durch die Worte ergänzt: er ſei überzeugt, daß es gar nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn Deutſchland das Bündnis zwiſchen zwei Großmächten wie Frankreich und England gekannt hätte.

Der mit Händen zu greifende Beweggrund zu dieſer Enthüllung iſt mindeſtens ebenſo aufſchlußreich wie ſie ſelbſt. Als Beiſpiel eines Einvernehmens hätte die Entente von 1904 genügen können. Die Bekanntgabe eines Bündniſſes, das nach Lloyd Georges Worten nicht auf den Fall eines unprovozierten deutſchen Angriffes beſchränkt war, kennzeichnet ſich ſelbſt als Schachzug innerer Politik. Das engliſche Volk und das Parlament haben keine Ahnung von der Verpflichtung des britiſchen Kabinetts gehabt. Der Knockout-Politiker Lloyd George ſchiebt die Verantwortung für einen Krieg, der Frankreich zum Meiſter des Kontinents gemacht hat [5]), ſeinem Hauptgegner Grey zu. Während er ſich herausredet, daß die deutſche Hartnäckigkeit in einem Kampfe auf Leben oder Tod ihm ſeine Politik diktiert habe, weiſt er mit dem Finger auf die Regiſſeure eines Abkommens, dem es England verdankt, daß es auf dem Kontinent gegen den gefährlichſten Feind ſeines maritimen Daſeins durch die Ausſchaltung dreier Großmächte nahezu wehrlos geworden iſt. Das engliſche Volk ſoll wiſſen, daß er nichts unverſucht gelaſſen hat, mit dem Verbündeten von 1904 und 1914 zu einem neuen Einvernehmen zu gelangen. Dem Geheimvertrag von 1904 wird der Entwurf eines öffentlichen Garantievertrages gegenübergeſtellt, der, an das alte Bündnis und den Verſailler Frieden anknüpfend, durch ſeine Vorbedingungen die für England nachteiligen Folgen des Diktates von 1919, ſoweit es möglich iſt, aufzuheben ſucht. In der Form eines freundſchaftlichen Anerbietens kündigt ſich ein Ultimatum an, das den Franzoſen Verzicht auf die militäriſche Bedrohung der britiſchen Inſel, Verzicht auf das linke Rheinufer, Verzicht auf ihre bisherige Orientpolitik und Verzicht auf das Bündnis mit Japan gegen Sowjetrußland zumutet. Der Entwurf zeigt die Möglichkeit, die Riſſe im Bau der engliſch-franzöſiſchen Freundſchaft noch einmal zu verkleiſtern, aber er bereitet zugleich das engliſche Volk auf einen Bruch vor, der aus triftigeren Gründen als 1904 und 1914 durch ſein Lebensintereſſe geboten erſcheinen könnte.

Die Folgen dieſer Enthüllung in England müſſen abgewartet werden. Keynes [6]) hat durch ſeine unermüdlichen Hinweiſe auf den weltwirtſchaftlichen Wahnſinn des Diktates von Verſailles der Denkſchrift von Cannes den Boden bereitet, aber er hatte ebenſowenig wie die engliſchen Pazifiziſten und Sozialiſten den verantwort-

[5]) Wer iſt der Beherrſcher Europas? Politiſch-militäriſche Betrachtungen auf Grund des Verſailler Vertrages und der Erfahrungen des Weltkrieges. Berlin 1921, E. S. Mittler. Die erſte und klarſte Erörterung des heute allgemein begriffenen Problems, zugleich ein Beweis, daß in Deutſchland die aus der Öffentlichkeit verſchwundenen politiſchen Denker noch nicht ausgeſtorben ſind.

[6]) Von ſeiner neueſten Schrift kenne ich bis jetzt nur den Titel „John Maynard Keynes. A revision of the treaty. Being a sequel to the „Economic Consequences of the Peace“.“ London, Macmillan. Preis 7 sh. 6 d., alſo nach dem Kurſe von Ende Januar 320,40 Mark.

lichen Regisseuren der Politik der Vorkriegszeit den Mund geöffnet. Lord Haldane [7]) verschleierte, aber er rechtfertigte nicht. Lord Fisher [8]) strich im Tone des übermütigen Bramarbas seine Verdienste um die Erhaltung der englischen Seeherrschaft heraus. Die Rechtfertigung gegen Vorwürfe, die bis auf die Zeiten Chamberlains und König Eduards VII. zurückgreifen, wird erst jetzt von der öffentlichen Meinung Englands gefordert werden, nachdem die Regierung das traditionelle Schweigen über die arcana imperii zuerst gebrochen hat. Der Text des Vertrages von 1904 ist vielleicht schon bekannt, wenn dieser Aufsatz im Druck erscheint.

Von dem englisch-französischen Bündnis von 1904 fällt ein neues Licht auf die französisch-russische Entente. Der erste Schritt war bekanntlich am 21. August 1891 eine „Entente cordiale". Die russische und die französische Regierung erklärten, sich über jede den allgemeinen Frieden bedrohende Frage und über ihre Politik im Falle eines Angriffes auf eine der beiden Mächte verständigen zu wollen. Am 18. August 1892 erhielt dieses Einvernehmen einen Inhalt durch den von dem russischen und französischen Generalstabschef unterzeichneten Entwurf einer „convention militaire". Beide Mächte versprechen darin, mit allen verfügbaren Streitkräften Deutschland anzugreifen, wenn Frankreich durch Deutschland oder Italien mit Unterstützung Deutschlands, oder wenn Rußland durch Deutschland oder Österreich mit Unterstützung Deutschlands angegriffen wird. Mobilisierung des Dreibundes oder einer der Dreibundmächte hat automatisch die gleichzeitige Mobilisierung beider Mächte und den unverzüglichen Aufmarsch an der Grenze zur Folge, was nach Boisdeffres Erläuterung gleichbedeutend mit Kriegserklärung ist. Durch einen Notenaustausch vom 27. Dezember 1893 und 4. Januar 1894 genehmigten die russische und die französische Regierung diese „convention". Die Entente cordiale fuhr fort, vor der Öffentlichkeit ihre Schuldigkeit zu tun. Die Convention steckte Präsident Faure [9]) am 15. Oktober 1895 in einen Umschlag mit der Aufschrift, daß sie durch den Notenwechsel zwischen Giers und Montebello ein Vertrag geworden sei.

Rudolf Kjellén [10]) definiert in seiner neuesten Studie über „Dreibund und Dreiverband" Entente als „eine schwächere diplomatische Stellung, die sich mit dem Grundsatz der allgemeinen Übereinstimmung begnüge". Weder auf den Verband von 1893, noch auf den von 1904 trifft das zu. „Die geregelten Verpflichtungen, auch zum Zusammengehen im Kriege", charakterisieren die Verträge Frankreichs mit Rußland und England als regelrechte Bündnisse. *Die Wissenschaft wird sich den Begriff der Entente wieder abgewöhnen müssen, da er, wie jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann, ein Heuchelbegriff gewesen ist.* Wer sich davon nicht trennen kann, möge in Zukunft wenigstens definieren: Bündnisse nennt man in Demokratien Entente, weil die Leiter einer Demokratie diese nur durch Umgehung der Verfassung bündnisfähig machen können. Seit 1893 waren Frankreich und Rußland, seit 1904 Frankreich und England so eng verbündet wie die Dreibundmächte, ja das französisch-russische Bündnis wurde 1899 in Hinblick auf die Liquidation Österreich-Ungarns dahin erweitert, daß es den Dreibund, gegen den es geschlossen war, überdauern sollte. Frankreich hatte

[7]) Before the war. London 1920. Vgl. „Deutsche Rundschau" 1920 Oktober, Seite 103.

[8]) Admiral of the Fleet Lord Fisher. Memories. London 1919, Hodder & Stoughton. Die „Records" (ebendort) kenne ich noch nicht. Eine ausgezeichnete Charakteristik Fishers bei Karo a. a. O., Seite 10.

[9]) Documents diplomatiques. L'Alliance franco-russe. Paris 1918. Seite 92. Poincaré (siehe Anm. 15), Revue de la semaine 1921, Nr. 7, Seite 256.

[10]) R. Kjellén. Dreibund und Dreiverband. Die diplomatische Vorgeschichte des Weltkrieges. Übersetzt von Dr. A. v. Normann. München-Leipzig 1921, Duncker & Humblot.

die Gewißheit, daß ſeine Verbündeten, wenn es zum Kriege käme, für die Wiederherſtellung der Grenze von 1869 kämpfen und keinen Sonderfrieden ſchließen würden.

Man wird angeſichts dieſer Tatſachen der politiſchen Diſziplin der Franzoſen ſeine Bewunderung nicht verſagen dürfen. Der geiſtige Grenzgraben trägt die Schuld, daß erſt jetzt an dieſer Stelle über eine bedeutſame Kundgebung des franzöſiſchen Senats von 1919 berichtet werden kann [11]). Als am 6. Februar 1919 der Senat eine Kommiſſion zur Unterſuchung der Kriegsurſache ernannte, beſchloß er zugleich, die Unterzeichnung der Präliminarien abzuwarten. Die zu Rate gezogenen Hiſtoriker Georg Pagès und Emil Bourgeois fanden jedoch in dem Beſtreben, „les actes derrière les paroles" aufzuſuchen, ſo viel zu tun, daß die Vorlage des Rapports ſich bis zum 18. Oktober 1919 verzögerte. Wer ſich an die ſoliden Studien von Pagès über Ludwig XIV. und den Großen Kurfürſten und an die unzulängliche Behandlung des dankbaren Themas „Napoleon III. und Rom" durch Emil Bourgeois erinnert, wird ſich nicht wundern, daß der Beitrag von Pagès über die deutſche Hegemonie von 1871 bis 1904 die von Bourgeois verfaßten Kapitel über Dreibund und Dreiverband von 1904 bis 1914 und über den Konflikt von 1914 in jeder Beziehung weit hinter ſich läßt. Bourgeois iſt an ſeiner Unfähigkeit, aus Aktenbergen das Weſentliche herauszufiſchen, und an ſeinem Mangel an Geſtaltungskraft mindeſtens ebenſo wie an ſeiner Kritikloſigkeit geſcheitert. An den Hauptergebniſſen ſeines Vorläufers aber hat er nicht gerüttelt. Für beide ſteht feſt, daß Deutſchland ſeit 1871 nach der Hegemonie über Europa geſtrebt habe. Kriegeriſche Abſichten gegen das franzöſiſche Hindernis dieſer Vorherrſchaft können ſie Deutſchland im Gegenſatz zu Poincarés Anklagen vor 1913 nicht nachweiſen, dagegen geſtehen ſie offen, daß die Revanche-Idee niemals eingeſchlummert ſei, wenn ſie auch aus Zweckmäßigkeitsgründen zeitweiſe zurückgeſtellt wurde. Pagès druckt zum Beweiſe eine ganze Reihe Berichte der Botſchafter der Republik aus den Jahren der franzöſiſch-deutſchen Annäherung von 1879 bis 1885 vollſtändig ab. Er hätte ſich auch auf Zar Alexander III. berufen können, der dem franzöſiſchen Botſchafter in einer Audienz vom 17. Dezember 1893 geſagt hatte: „Ihr wäret keine guten Patrioten, ihr wäret keine Franzoſen, wenn ihr nicht immer daran dächtet, daß der Tag der Wiedergewinnung eurer verlorenen Provinzen kommen wird [12])." Die ganze Nation hat ſeit 1871, wie der Zar ihr 1893 empfahl, auf die Gelegenheit gewartet, aber es hat nicht der Mahnung zur Vorſicht bedurft, um ſie zurückzuhalten, ſolange ſie ihrer Sache nicht ganz ſicher war. In den dreiundvierzig Jahren vom Frankfurter Frieden bis zum Kriegsausbruch ſind eigentlich nur zwei verantwortliche Politiker aus den Schranken der Vorſicht herausgetreten, Boulanger, der Rußland in ein Kriegsbündnis hineinnötigen wollte, und Delcaſſé unter dem Eindrucke der engliſchen Kriegsluſt. Alle anderen ſagen ſich, mit Rußland allein und mit England allein iſt der Einſatz für uns zu hoch. Weder 1904/05 noch 1911 läßt Frankreich ſich von England einſpannen. Erſt nachdem er Rußlands wieder ſo ſicher iſt wie des England Eduards VII. und Greys lauert Poincaré auf die vom Balkan immer näher kommende Gelegenheit. Seine einzige Sorge iſt, daß der Kriegsgrund dem engliſchen Volke 1914 weniger einleuchten wird als 1911 oder 1904. Darauf beruht im Grunde genommen die ſpannende Ungewißheit in Paris und Petersburg wie in London ſelbſt. Erſt das deutſche Durchmarſchbegehren an Belgien hat Grey aus einer in Paris und Petersburg mitempfundenen Verlegenheit befreit.

[11]) Nr. 704 Sénat. Année 1919. Session ordinaire. Annexe au procès — verbal de la séance du 18. octobre 1919. Rapport de la commission d'enquête sur les faits de la guerre. Paris 1919, Imprimerie du Sénat.

[12]) Im obengenannten Gelbbuch Seite 125.

Die Zerstörung der nordfranzösischen Departements hat der Revanche-Idee neue Nahrung, aber keine neue Richtung gegeben. Frankreich ist der einzige Siegerstaat, der sich treu geblieben ist. Des Besitzes der wiedererlangten verlorenen Provinzen wird es sich erst sicher fühlen, wenn es auch das linke Rheinufer annektiert und Deutschlands Auflösung erreicht hat. Reparationen, Sanktionen und Garantien sind nur die Mittel, um durchzusetzen, was selbst Clemenceau in Versailles von Wilson und Lloyd George nicht zugestanden erhalten konnte. Die angebliche Hegemonie des Deutschen Reiches hatte in einer Politik der Bündnisse bestanden. Die französischen Sicherungen sind ohne die Hegemonie über Europa nicht durchführbar. Als Herrin des Kontinents muß die Republik, auch ohne an Faschoda zu denken, zu Abwehr oder Angriff gegen England gerüstet sein. Was von 1871 bis 1914 durch die nationale Vorsicht verschleiert wurde, ist heute sonnenklar. Frankreich gehorcht demselben inneren Zwange, dem schon Ludwig XIV. und Napoleon I. erlegen waren. Es bedeutet daher keine Verleugnung der Revanche-Idee, wenn auch im Lande der Gallier die Frage der Verantwortlichkeiten heute auf die Tagesordnung gesetzt ist. Lediglich das Angstgefühl, daß es auf Poincarés Wegen wieder bergab gehen könne, findet darin seinen Ausdruck. Daß er die Gelegenheit von 1914 ergriffen hat, würde ihm kein Franzose zum Vorwurf machen. Anders steht die Sache, wenn er eine Gelegenheit geschaffen hat, aus der sich zwangsläufig eine Lebensgefahr nach der anderen für Frankreich entwickelt hat. Dann ist er ein Führer ins Unglück, der auch für den Kriegsausbruch von 1914 zur Rechenschaft gezogen werden muß.

So ist es zu verstehen, daß Ernst Renault in der „Lanterne“ [13]) Poincarés Heucheleien durch seinen Mißerfolg erklärt hat. Hagen darf sich an Siegfrieds Leiche rühmen: „Ja, ich habe ihn erschlagen.“ Poincaré kann sich noch nicht brüsten, die Zerreißung der deutschen Einheit, das Ziel der ersten Republik und des ersten Kaiserreichs, erreicht zu haben. In England hat Lloyd Georges Lossagung von der Politik seiner Vorgänger die erste Regierungsenthüllung zur Folge gehabt. In Frankreich könnte nur ein völliger Systemwechsel ähnliche Wunder bewirken. Wenn Poincaré in der Kammer den Kommunisten Marcel Cachin eingeladen hat, das Archiv des Außenministeriums am Quai d'Orsay durchzuarbeiten, so beweist das nur, daß Kautskys Hervorzerrung der deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch, wie ich 1920 vorausgesagt hatte, eine gründliche Säuberung der französischen Akten seit Poincarés Präsidentschaft zur Folge gehabt hat. Das angekündigte Balkangelbbuch wird Geroks Palmblättern den Preis der Unschuld streitig machen. Enthüllungen der Wissenden sind in Frankreich vorläufig nur von ihrer Eitelkeit zu erwarten. Sie hat den Petersburger Botschafter Paléologue [14]) in seinem romanhaften Tagebuch selbstgefällig an die Seite der großfürstlichen Kriegsfurien Anastasia und Miliza gestellt und sogar Poincaré in seinen Vorträgen [15]) über den Ursprung des Krieges wiederholt auf das Glatteis gelockt.

Der neue Rahmen der englischen und französischen Bündnisse bedarf daher der Ausfüllung, die abermals in ungeahnter Fülle von russischer Seite begonnen hat. In seiner Sonntagausgabe brachte der „New York American“ zwischen dem

[13]) Den Anlaß zu dem vom 4. bis 8. Oktober 1921 in der „Lanterne“ erschienenen Briefwechsel Poincarés und Renaults hatte Renaults „Histoire populaire de la guerre“ gegeben.

[14]) Maurice Paléologue. La Russie des Tsars pendant la grande guerre. Revue des deux mondes 1921, Januar 15., Februar 1. Seite 225—272, 519—551.

[15]) Der Vortragszyklus „Les origines de la guerre“ fand in der „Société des Conférences“ vom 9. Februar bis 16. März 1921 statt, erschien unmittelbar nach jedem Vortrag zwischen 11. Februar und 18. März in Nr. 6—11 der „Revue de la semaine illustrée“, Paris, Quai Voltaire 13, und in Buchform bei Plon 1921.

13. März und 24. April 1921 unter den üblichen schreienden Überschriften bunt durcheinandergewürfelte Akten der russischen Botschaft in London aus den Jahren 1908 bis 1914, für die nach der Behauptung des Blattes die britische Regierung den Bolschewisten 2½ Millionen Pfund Sterling geboten hätte[16]). Als Besitzer der Dokumente wurde „Graf" Benno von Siebert, Sekretär der russischen Botschaft in London, genannt. Den Ausrufer spielte der Kriegskorrespondent der „Associated Preß", Georg Abel Schreiner. Die Sonntagausgabe dieses Hauptblattes der Hearstpresse hat eine Auflage von 700 000 Exemplaren[17]). Wohl nie sind historische Dokumente in zahlreichere Hände gelangt, aber man muß hinzusetzen, daß kaum jemals eine historische Sensation rascher verpufft ist. Der gebildete Amerikaner liest diese Zeitung nicht, antwortete mir Cooligde auf eine Anfrage. Die ungebildeten Deutschamerikaner und Iren, die das Blatt auf der Straße kaufen, werden mehr als die rasch vergessenen Überschriften schwerlich gelesen haben. Auch in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten kann die historische Wahrheit nur durch die Frage der eignen Verantwortlichkeit in Marsch gesetzt werden. Für ihr erstes Auftauchen in Versailles haben wir jetzt einen klassischen Zeugen in den Erinnerungen Lansings[18]). Der Staatssekretär Wilsons hat in der Kommission zur Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges 1919 den Vorsitz geführt und seines Amtes noch durchaus als advocatus diaboli gewaltet[19]). Er weiß zwar ganz genau, daß das Deutschtum in Versailles und St. Germain vergewaltigt worden ist, aber er findet das ganz in der Ordnung, weil der „preußische Imperialismus" unschädlich gemacht werden mußte[20]). Er erhebt daher gegen Wilson den Vorwurf, das Recht der Selbstbestimmung proklamiert zu haben. Denn dieses „mit Dynamit bis zum Rande geladene Wort" werde „Hoffnungen erwecken, die sich nie erfüllen lassen". In Großdeutschland hat er eine Gefahr gesehen. An Großrußland, das Wilson zerstören half, hat Amerika ein Interesse. Wilson hätte, wenn er zu Hause blieb, und Lansing mit einem amerikanischen Programm nach Versailles schickte, der Diktator einer neuen Weltordnung werden können. Im Rate der „großen Vier", hinter verschlossenen Türen, mußte sein starrer Geist ein Opfer der Geheimdiplomatie werden. Weder der Garantievertrag für Frankreich, zu dem er sich durch Clemenceau überreden ließ, noch die schwächere Garantieformel für den allgemeinen status quo in Artikel 10 des Völkerbundes konnten auf die Zustimmung des Senats der Vereinigten Staaten rechnen. Kein anderer als der Präsident trägt also die Verantwortung dafür, daß der Ausgang des Krieges nicht den Idealen des amerikanischen Volkes entspricht.

Ist das auch zunächst nur der Ausdruck einer Unzufriedenheit, hinter der nicht die Sorgen der englischen Unzufriedenheit mit der Versailler Weltordnung stehen, so hat es doch zugleich die symptomatische Bedeutung eines Stimmungswechsels, der die Amerikaner über die europäischen Händel und ihre Beteiligung daran wie die Revi-

[16]) Kriegssammlung des historischen Seminars der Universität Halle. Geschenk von Mr. Langer. Sämtliche Aktenstücke kehren in dem Siebertschen Bande (siehe unten) wieder.

[17]) Handbuch der Auslandspresse. Berlin 1918, Mittler. Seite 205.

[18]) Robert Lansing. The peace negotiations, a personal narrative. With illustrations. Boston und New York. Houghton Mifflin Company. Ohne Jahr (April 1921). Die Versailler Friedensverhandlungen. Persönliche Erinnerungen von Robert Lansing, Staatsekretär des Auswärtigen im Kabinett Wilson, amerikanischer Friedensbelegierter in Paris. Berlin 1921, Reimar Hobbing. 246 Seiten.

[19]) Deutschland schuldig? Deutsches Weißbuch über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges. Berlin 1919, C. Heymann. Seite 12 ff.

[20]) Vgl. Lansings Memorandum über die territorialen Friedensbedingungen vom 21. September 1918, Seite 144 ff., der deutschen Ausgabe. Österreich wollte er zwar als Erzherzogtum dem deutschen Bundesstaate einverleiben, aber die dänische Grenze rückte er u. a. bis an eine internationale Zone des Kieler Kanals vor. Auch Helgoland war Dänemark zugedacht.

soren einer bankerotten Firma nachdenken läßt. In der „American historical Review" kann man den fast unvermittelten Übergang von der Kriegspsychose zu einer der Schlagworte überdrüssigen nüchternen Betrachtungsweise wohl am besten beobachten. Während Lansings Kritik der erste Schritt zu der in der Washingtoner Konferenz hervorgetretenen Neuorientierung der Politik der Vereinigten Staaten ist, finden die amerikanischen Historiker wieder den Weg zur reinen Wissenschaft. Die feine Ironie, mit der der Coolidgeschüler Sidney Bradshaw Fay [21]) das in Konstantinopel aufgeschnappte Lügenmärchen des Botschafters Morgenthau [22]) über den angeblichen Potsdamer Kronrat vom 5. Juli 1914 abfertigt, illustriert in der neuen Welt die Wiederauferstehung der historischen Kritik, die in der größeren Hälfte der alten Welt noch auf sich warten läßt. In natürlicher Reaktion auf die Propagandablockade der Kriegszeit regt sich heute in der Union ein ungeheurer Stoffhunger, der gefährlich werden könnte, wenn nicht eine sich immer mehr von Vorurteilen befreiende Kritik die Aufnahmefähigkeit frisch erhielte. So wie Fay die deutschen, österreichischen und russischen Enthüllungen verarbeitet hat, dürfen wir sicher sein, daß in seinen Kreisen auch der Sonnenaufgang der historischen Wahrheit durch die Folgen der Friedensdiktate von 1919 beachtet werden wird. Vom „New York American" würden sie keine Notiz genommen haben. Die von Siebert selbst veröffentlichten Akten [23]) werden in Amerika mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie in Deutschland für die Frage, wie es eigentlich gewesen ist, ausgebeutet werden.

Um die Tragweite des Wälzers von mehr als 800 Seiten richtig zu schätzen, wird man sich klar machen müssen, was von ihm erwartet werden darf. Obwohl in der russischen Botschaft in London alle Fäden der Weltkrisen von 1908 bis 1914 zusammenliefen, war ihr Archiv bestenfalls eine lückenlose Quelle für die Rolle, die der Botschafter Benckendorff als Vermittler der russisch-englischen Beziehungen gespielt hat. Auch der Herausgeber Siebert hat die Welt von der Warte des russischen Beobachters in London gesehen. Daß sich Benckendorff auf Grund seines Materials auch auf den englischen, den französischen und vor allem den Standpunkt der eigenen Regierung zu stellen versuchte, war seine Diplomatenpflicht, aber es darf den Benutzer der Akten nicht zu der Annahme verführen, daß er durch sie ohne weiteres auch auf die Standpunkte der Mächte der sogenannten Entente gestellt werde. Auch die Annahme der relativen Vollständigkeit der Sammlung wäre eine irrige. In den „Süddeutschen Monatsheften" [24]) hat Siebert namentlich über die Londoner Botschafterkonferenz 1912/13 wichtige Nachträge gebracht, die der Besitzer des Aktenbandes schmerzlich vermissen wird. Noch bedauerlicher ist nach der Enthüllung von Cannes, daß er nicht früher einsetzt. Die Feststellung, daß das englisch-französische Einvernehmen von 1904 und die französisch-russische Entente cordiale von 1891 durch das Bündnis von 1904 und die als Militärkonvention etikettierte Allianz von 1893 gekrönt worden sind, wird von nun an die Frage nicht zur Ruhe kommen lassen, ob nicht auch dem englisch-russischen Einvernehmen über Persien von 1907 ein englisch-russisches Bündnis gefolgt ist.

[21]) New light on the origins of the war. American historical Review. Juli, Oktober 1920, Januar 1921. Fay ist Professor für europäische Geschichte an der Frauenuniversität Smith College in Northampton (Massachusetts).

[22]) Ambassador Morgenthaus story. New York 1918, zuerst in der Monatsschrift „Worlds Work".

[23]) Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. Herausgegeben von B. v. Siebert, ehemaliger Sekretär der k. russischen Botschaft in London. Berlin-Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter & Co. 827 Seiten.

[24]) Januar 1922: Einkreisung? Von Benno v. Siebert. Die Aktenlücke von Juli bis Oktober 1913 wird auch dort nicht ausgefüllt.

Durch einfache Ableugnungen kann der Begriff der Entente nach seiner Entlarvung in zwei Fällen nicht gerettet werden. Die letzten Aufschlüsse würde das Botschafterarchiv freilich nicht geben können. Wie der Text der französisch-russischen „Militärkonvention" sich allein in der Obhut des französischen Präsidenten und des russischen Außenministers befand, erscheint es ausgeschlossen, daß der Botschaft der Text eines geheimen Bündnisses anvertraut worden wäre. Die französische Botschaft in London besaß nicht mehr als den Briefwechsel Greys und Paul Cambons vom 22. und 23. November 1912, der schon im März 1913 dem Auswärtigen Amt in Berlin [25]) verraten und nach seiner Veröffentlichung im englischen Weißbuch von 1914 als die einzige Abrede beider Mächte angesehen wurde [26]). Mehr als ein solches Deckblatt des Bündnisses, das dem Parlament vorgelegt werden konnte, hätte auch das Archiv der russischen Botschaft nicht enthalten können. Unter diesen Umständen wird man sich vorläufig die Akten des russisch-englischen Einvernehmens bei Siebert besonders scharf ansehen müssen. Sie zeigen uns im Herbst 1911 Grey und Benckendorff von der Besorgnis erfüllt, daß Unstimmigkeiten beider Mächte in Persien „den Bruch der Entente" herbeiführen könnten [27]). Es mag dahingestellt bleiben, ob Grey die Lage damals tatsächlich so ernst beurteilt hat. Erkennbar ist nur, daß er sie mit großem Geschick zu einem Druck auf die russische Regierung benutzt hat. Eben dadurch aber sieht er sich genötigt, ganz gegen seine Gewohnheit, seine eigene Person einzusetzen. Wiederholt gibt er Benckendorff zu verstehen: die englisch-russische Entente bin ich, und der Botschafter beeilt sich, hinzuzusetzen: die englisch-französische Entente ist Grey. Wird Grey durch Zerstörung des Einvernehmens über Persien gestürzt, so kommt die Opposition ans Ruder und mit ihr eine Deutschland zugewandte, völlige Neuorientierung der englischen Politik. Mit anderen Worten, die Wechsel von 1904 und 1907 wird nur das Kabinett, das sie unterzeichnet hat, einlösen. Der Schüler Eduards VII. mochte mit gutem Grund keinem seiner Rivalen die Geschicklichkeit zutrauen, das Parlament in einem kritischen Augenblick darüber zu täuschen, daß es sich in Wahrheit nicht über den Eintritt in den Krieg, sondern über den Eintritt des Bündnisfalles zu entscheiden habe. Sein Briefwechsel mit Cambon und seine Verhandlungen mit Benckendorff im Frühjahr 1914 über eine englisch-russische Marinekonvention beweisen, daß er sich nicht überschätzt hatte. Die Bedeutung der Grey-Cambon-Briefe hat schon Lord Loreburn geahnt [28]). Heute wird man sagen dürfen, daß sie auf die seit 1904 bereit liegende Brandgranate den Zünder aufgesetzt haben. Zwischen der 1914 noch unfertigen englisch-russischen Marinekonvention und dem persischen Übereinkommen von 1907 wird wohl ebenso wie zwischen der französisch-russischen Marinekonvention von 1912 und der Entente cordiale eine Verständigung wie die französisch-russische von 1893 liegen, die Benckendorff selbst einmal offen und ehrlich Bündnis genannt hat [29]).

Persönlich hat Benckendorff nicht zu den Kriegshetzern gehört. Er hat wohl das Seine getan, um Rußland bei der Mächtegruppe, die das Übergewicht hatte, festzuhalten, weil er in einer Annäherung Englands an Deutschland eine Gefahr für Ruß-

[25]) „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" 1914, Nr. 253, erste Ausgabe, vom 16. Oktober.

[26]) Correspondence respecting the European Crisis. Miscellaneous Nr. 6 als Anlage zu Nr. 105 (Telegramm Greys an den britischen Botschafter in Paris vom 30. Juli 1914).

[27]) Siebert 239 bis 244 und besonders Benckendorffs Brief vom 8. Februar 1912, Seite 738—748.

[28]) Earl Loreburns. How the war came. London, Methuen.

[29]) In einem „sehr vertraulichen" Brief an den stellvertretenden russischen Außenminister vom 16. August 1911: „der Bündnisvertrag zwischen Frankreich und Rußland", a. a. O., Seite 434. Es wäre wünschenswert, daß Siebert, der Zusage seines Vorworts gemäß, den originalen Wortlaut der zitierten Stelle bekanntgibt. Das gleiche gilt von den Iswolski-Briefen, wo nach der deutschen Übersetzung stets von dem „Bündnis" die Rede ist.

land sah, aber er scheint bis zuletzt gehofft zu haben, daß der übermächtige Druck der Peripherie auf die Mitte Europas sich mit erträglichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland vereinigen lasse. Den wahren Grey bekommt man bei ihm nur durch eine Türspalte zu sehen. Der wahre Iswolski[30]) und der wahre Sjasonow könnten nur in dem Pariser Botschaftsarchiv und den russischen Staatsakten ganz enthüllt werden. Daß sie sich gerade jetzt wieder zu Worte melden, wird man zu den größten Überraschungen in einer gegen Sensationen abgestumpften Zeit rechnen dürfen. Noch kennen wir nur die Proben, die Theodor Wolff als Vorläufer einer bolschewistischen umfangreichen Veröffentlichung im „Berliner Tageblatt"[31]) gebracht hat, aber schon diese beweisen endgültig, daß Poincaré und Iswolski seit 1912 die kriegerische Ausnutzung der Übermacht des „Dreiverbandes" zielbewußt angestrebt haben. Zum ersten Male schien Poincaré die Geistesgegenwart verloren zu haben, als er Tachin in der Kammer zurief: „Ich setze diesen Briefen das formellste Dementi entgegen. Ich habe sie niemals gesehen, sie existieren nicht, und wenn sie existieren, dann sind sie falsch." Wie hätte Minister Poincaré 1912 vertrauliche Briefe Iswolskis an Sjasonow sehen sollen! Für gefälscht mochte er sie erklären, solange noch nicht Sjasonow betrübt ihre Echtheit bestätigt hatte[32]), aber die seltsame Behauptung, daß sie nicht existieren, wird doch nur dann verständlich, wenn sich das französische Außenministerium des russischen Botschaftsarchivs in Paris seit der Bolschewistenzeit ebenso liebevoll säubernd angenommen hat, wie der Akten am Quai d'Orsay, zu deren Benutzung Tachin von Poincaré höflichst eingeladen worden ist. Die Besorgnis, daß auch in Petersburg vor dem Einzuge Lenins und Trotzkis eine große Säuberung stattgefunden habe[33]), scheint auch zur Überraschung der Wahrheitsfreunde zu weit gegangen zu sein. Auch für die historische Wahrheit soll sich wieder die Verkündung: „ex oriente lux" bewähren.

Noch sind wir nicht soweit, die Geschichte des Dreiverbandes schreiben zu können, aber wir werden sie anders anpacken müssen, seitdem erwiesen ist, daß zwei der Ententen regelrechte Bündnisse gewesen sind und auch die englisch-russische Entente bündnisverdächtig erscheint. Als der tragende Pfeiler dieses Bündnissystems unterschied sich schon die Allianz von 1893 wesentlich von dem Zweibund von 1879. Während Deutschland und Österreich-Ungarn sich lediglich gegen einen russischen Angriff deckten, hat die Allianz von 1893 mit völliger Gegenseitigkeit Frankreich gegen Deutschland und Italien, Rußland gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gesichert. Der Mobilisierungsparagraph aber ging darüber noch erheblich hinaus. Wenn die Mobilisierung auch nur einer einzigen der Dreibundmächte die französische und russische Mobilmachung unmittelbar zur Folge hatte, so war damit die Möglichkeit gegeben, einen lokalen Brandherd jederzeit zu erweitern. Der Zweibund war die Parade gegen russische Bedrohung gewesen. Die französisch-russische Allianz antwortete mit einem Hieb, der durch den Sicherungszweck nicht geboten erschien.

[30]) Die Memoiren Iswolskis reichen nur bis 1906. Zuerst 1920 in der „Revue des deux mondes", dann in englischer Übersetzung: The memoirs of Alexander Iswolsky. Formerly Russian minister of Foreign affairs and Ambassador to France. London, Hutchinson o. J. 288 Seiten.

[31]) Nr. 602 und 604 vom 30. und 31. Dezember 1921. Briefe und Telegramme Iswolskis vom 5. und 18. Dezember 1912, 29. Januar und 13. März 1913. Man vgl. die Iswolski-Akten von 1911 bis 1914 bei Siebert, Seite 687, 448, 513, 709, 542, 546, 549, 575 ff., 586, 590, 606, 656, 664, 668, und im Deutschen Weißbuch, Anlage VIII und XI. Th. Wolff kündigt für 1922 eine von René Marchand im Auftrag der Sowjetregierung veranstaltete Auswahl an, der ein noch umfangreicherer Dokumentenband folgen solle.

[32]) Der Ankündigung rückhaltlos offenherziger Memoiren Sjasonows folgte in der Presse ein Hinweis auf die dürftige Lage des in Warschau lebenden Exministers, der wie eine hingehaltene Hand gewirkt hat.

[33]) „Deutsche Rundschau", August 1920, Seite 207.

Waren auch das englisch-französische Bündnis von 1904 und die mutmaßliche Allianz Englands und Rußlands nach diesem Modell gearbeitet, so kann man wohl sagen, daß der Dreiverband von vornherein Druckpunkt genommen hatte und der Tag der Abrechnung nur von der Gelegenheit und dem Zusammentreffen des Interesses der drei Mächte an der Entzündung eines Weltkrieges abhing.

Das konstante Interesse Frankreichs an einer kriegerischen Abrechnung ist durch die Revanche-Idee erwiesen. Jedes französische Kind hat gewußt, daß Elsaß-Lothringen auf friedlichem Wege niemals zurückgewonnen werden könne. Die Gelegenheit war hier gegeben, wenn die kriegerische Entschlossenheit in London und Petersburg die gleiche war. Immer daran denken, hieß auf die Gelegenheit warten. Unter denen, die sie zu schaffen bemüht waren, nimmt Poincaré zweifellos die erste Stelle ein. Von vornherein steht ihm fest, daß die Initiative von Rußland ausgehen muß. Nur ein Rußland, das ganz bei der Sache ist, ermöglicht das Wagnis eines Kampfes auf Leben und Tod. Den Gefahren einer draufgängerischen russischen Initiative sucht er mit Iswolskis Hilfe zu begegnen. Unermüdlich erinnert er daran, daß der Kriegsgrund dem französischen und dem englischen Volke einleuchten müsse. Nicht aus Friedensliebe hat er wiederholt zur Vorsicht gemahnt. Noch ehe es zum Schlagen kommt, muß der Gegner ins Unrecht gesetzt werden. Die Rolle des Angegriffenen ist eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen seines Planes.

1914 haben Millionen Deutsche Frankreich als ein Opfer des Ententezwanges fast bemitleidet. Heute dämmert der ganzen Welt die Erkenntnis, daß in dem Völkerringen der Vorkriegszeit Frankreich die eigentlich bewegende Kraft gewesen ist. Weder England noch Rußland haben ein konstantes Interesse an einer kriegerischen Entscheidung gehabt. Durch fortgesetzten Druck und vorteilhafte Kompromisse ließ sich viel erreichen [34]). Ein Ziel, das wie die Losreißung Elsaß-Lothringens vom Reiche nur durch Krieg erreichbar war, hat in London und in Petersburg gefehlt. Poincaré ist der potenzierte Franzose. Von Grey und Iswolski wird man in diesem Sinne nicht sagen können, daß sie ihre Staaten repräsentieren. Der Wille, die erste Gelegenheit zu einem fühlbaren Schlage zu benutzen, darf mit dem Willen, der Gelegenheiten schafft, nicht verwechselt werden. Grey ist 1914 zunächst nicht so kriegslustig gewesen wie 1911. In Petersburg hat erst die Präsidentenreise den Ausschlag für den Entschluß, diesmal zuzugreifen, gegeben. Die Führung Clemenceaus in Versailles ist nur die natürliche Folge der nicht mehr zu bezweifelnden Tatsache, daß Poincaré von 1912 bis 1914 den Dreiverband auf den Weg zu dem Ziele französischer Revanchepolitik geführt hat.

Als das Auswärtige Amt der deutschen Republik die von Kautsky gesammelten Dokumente zum Kriegsausbruch veröffentlichte, kapitulierte es aufs neue vor Gegnern, die sich hinter den Schutzschilden ihrer Buntbücher von 1914 verbargen. Wenn das Aktenwerk des Auswärtigen Amtes über die Reichspolitik von 1871 bis 1914 das letzte Jahrzehnt der wilhelminischen Zeit erreicht haben wird, findet es da, wo vor 1919 noch kein sicherer Bauplatz vorhanden war, nicht lückenlose, aber feste Grundmauern vor. Was das für den Sieg der historischen Wahrheit bedeutet, erhellt aus der unwiderleglichen Feststellung, daß die Bündnisse von 1893 und 1904, die Linie der politischen Sicherungen überschreitend, den Zweibund in eine immer mehr gefährdete diplomatische Verteidigungsstellung gedrängt haben. Hätte man zuerst die Ausfälle und Sprünge der Zweibundpolitik urkundlich genauer kennen gelernt, so wäre eine Wiederholung des Versailler Fehlspruches zu gewärtigen gewesen. Durch

[34]) Vgl. Iswolskis Bericht vom 1. April 1909 bei Siebert, Seite 112: „Die Erfahrung der letzten Krise hat bewiesen, daß, wenn die militärischen Maßnahmen schon in Friedenszeiten vorbereitet sind, diplomatische Fragen bereits durch Drohungen und Ausübung eines starken Druckes gelöst werden können."

die bessere Kenntnis des ersten Wortes ist die wissenschaftliche Welt jetzt in den Stand gesetzt, sie als Antworten zu würdigen. Die mildernden Umstände der deutschen Fehler beginnen 1893. Nur eine Schuld von tragischer Größe kann von Wilhelm II. und unserem Volke nicht genommen werden: die Entlassung Bismarcks und die mutwillige Zerstörung des Eckpfeilers der politischen Sicherungen seiner jungen Schöpfung [35]). Es ist der einzige Fall in der langen Vorgeschichte des Weltkrieges, daß Deutschland das erste Wort gesprochen hat. Die Antwort des russisch-französischen Bündnisses von 1893 stellt bereits durch den Mobilisierungsparagraphen eine Bedrohung des Weltfriedens dar, die sich, solange dieses Bündnis bestand, beschwören, aber auf friedlichem Wege nicht mehr beseitigen ließ. Die deutsche Harthörigkeit auf die englischen Bündniswerbungen war gewiß ein schwerer Fehler, aber der Weltfriede wäre auch durch die Option für England nicht auf die Dauer zu retten gewesen. Daß es für uns vorteilhafter gewesen wäre, an Englands Seite zu fechten, wird heute niemand bestreiten [36]). Ein staatsmännisches Genie hätte den Einsatz vielleicht gewagt. Die Männer, die um die Jahrhundertwende an der Spitze Deutschlands standen, hätten, um soweit zu gehen, wissen müssen, daß die russisch-französische Allianz sich 1899 auch für den Fall der Auflösung Österreich-Ungarns eingestellt hatte. So anfechtbar Holsteins Beweggründe der Ablehnung des Chamberlainschen Vorzugsangebotes uns erscheinen mögen, so war doch auch die Besorgnis vor dem Fersenstich der Schlange, wenn man ihr mit Englands Hilfe den Kopf zertrat, nicht unbegründet. Auch wird man nicht übersehen dürfen, daß England uns nie so geholfen hätte, wie seinen Verbündeten im Weltkrieg, weil wir Frankreich von ihm abgezogen hätten. Erwägt man aber, daß Chamberlains Alternative: entweder mit euch oder mit den anderen, in Berlin nicht ernst genommen wurde, so steht der deutschen friedlichen Verständnislosigkeit doch auch da wieder eine Politik gegenüber, die sich anschickte, durch dauernde Störung des Gleichgewichtes den Friedenspfad zu verlassen [37]).

So ergeben sich für die Fragen, zu denen die früheren Kapitel unserer Untersuchung hingeführt hatten, jetzt durchweg schärfere Formulierungen. Die Frage, wer angefangen hat, ist durch die Aufdeckung der Wurzel der dauernden Kriegsgefahr ein für allemal erledigt. Die latente Bedrohung des Weltfriedens durch das französisch-russische Bündnis wurde eine offene, als England 1904 der Erbweisheit seiner Politik den Abschied gab und ein Dauerbündnis mit der einen der beiden Mächtegruppen einging. Der Krieg war 1914 zu vermeiden. Die Kriegsgefahr mußte durch die Folgen der Ermordung Franz Ferdinands unter allen Umständen eine Verschärfung erfahren. Während frühere Mobilmachungen Österreich-Ungarns

[35]) Kjellén, a. a. O., Seite 58, sagt: „Es hat fast den Anschein, als ob das Urteil der Geschichte zugunsten des so bitter getadelten Schrittes ausfiele, mit dem Kaiser Wilhelm II. seinen „neuen Kurs" in der äußeren Politik einleitete." Der Satz stand so schon in „Schmollers Jahrbuch" und ist in die Buchausgabe unverändert hinübergenommen worden, in der das Verhältnis zwischen Text und der in den Anmerkungen berücksichtigten neuen Literatur noch nicht ganz ausgeglichen ist. Das letzte Wort haben die russischen Staatsakten gesprochen. Die deutschen Akten und die Memoiren von Schweinitz werden sie schwerlich widerlegen. Hammann und Raschdau führen in dieser Frage Rückzugsgefechte. Mit Plehn und meinen Untersuchungen stimmen von der jüngeren Generation überein F. Hartung, K. A. v. Müller und W. Schüßler.

[36]) Vgl. hierzu auch Seite 9 von Alexander Hoyos, gew. Kabinettschef im Ministerium des k. und k. Hauses und des Äußern. Der deutsch-englische Gegensatz und sein Einfluß auf die Balkanpolitik Österreich-Ungarns. Berlin-Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 105 Seiten.

[37]) Vgl. R. Fester. Englische Bündnispolitik (Die Westmark, Januar 1921, Seite 85 bis 98) und dazu ergänzend über das angebliche Bündnisangebot Englands von 1895. „Grenzboten" 1921, Nr. 33, vom 17. August.

die Mobiliſierungsparagraphen des ruſſiſch-franzöſiſchen Bündniſſes nicht in Wirkſamkeit geſetzt hatten, ſtand von nun an jeder Konflikt Öſterreich-Ungarns mit Serbien unter der kriegsbereiten Kontrolle Poincarés und Iswolſkis. Feſt entſchloſſen, die ſieben Jahre ſeiner Präſidentſchaft nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen, durfte Poincaré damit rechnen, daß ein Thronwechſel in Wien in abſehbarer Zeit den Stoff zur Schaffung von Gelegenheiten liefern werde. In Rußland wie in Frankreich hat man auf den 1899 bereits vorgeſehenen Fall der Liquidation der Donaumonarchie gerüſtet [38]), in Paris in der ſicheren Erwartung, daß Deutſchland dann nicht mehr ausweichen könne. Der Tod Franz Joſephs hat wie das Ableben des letzten männlichen Habsburgers, Kaiſers Karl VI., lange Schatten vorausgeworfen. Durch das Attentat von Serajewo wurde alle Welt daran erinnert, wie nahe man vor der Schickſalsſtunde der Donaumonarchie ſtand. Iſt da nicht anzunehmen, daß Rußland und Frankreich ſich 1899 und erneut 1914 während Poincarés Anweſenheit in Petersburg über die Zukunft der Monarchie verſtändigt haben? Mußte da nicht das Bündnis des Panſlawismus mit der franzöſiſchen Angſt vor dem Pangermanismus zu der unſere Zukunft verſperrenden Abrede führen, Deutſchland von einer künftigen Liquidation Öſterreich-Ungarns auszuſchließen? So gering die Ausſichten ſind, hinter die ruſſiſch-franzöſiſchen Geheimniſſe des Juli 1914 zu kommen, die Fragen ſind geſtellt und werden nicht mehr beiſeite geſchoben werden können. So viel iſt wohl gewiß, daß die Verbündeten abermals wie 1893 und 1899 Druckpunkt nahmen, nicht für den Augenblick, auch nicht ausgerechnet für 1916, aber doch für eine nahe Zukunft. Wenn es trotzdem vor 1919 nicht zum Kriege gekommen wäre, war es gewiß nicht ihre Schuld.

Lag in dieſer Entwicklung für den Zweibund ein Zwang zu einem Ausfall aus ſeiner Verteidigungsſtellung, ſo wird aus der Anklage gegen die Urheber des Vorſtoßes gegen Serbien eine Intellektprüfung, unter der Vorausſetzung des Briandſchen Zugeſtändniſſes, daß es im Sommer 1914 nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn die politiſchen Leiter Deutſchlands und Öſterreich-Ungarns das engliſch-franzöſiſche Bündnis und, wie wir ergänzen dürfen, den Charakter des gegneriſchen Bündnisſyſtems gekannt hätten. Das an ſich ſehr mäßige Intereſſe an dem diplomatiſchen Stellungskampf der Mächte [39]) im Juli 1914 hat Fragen Platz zu machen, die uns in den Vorſtellungskreis der handelnden Perſönlichkeiten des Zweibundes unmittelbar hineinführen. Das Verhör wird dabei ganz perſönlich werden, aber es wird von vornherein den Verdacht der wiſſentlichen Entzündung eines Weltkrieges ausſchalten, ſolange der Satz ſeine Geltung behält, daß auch in höchſter Gefahr der Selbſtmord kein Verteidigungsmittel iſt.

(Fortſetzung folgt.)

[38]) Zur Vorgeſchichte des Weltkrieges. (Beilage zu den ſtenographiſchen Berichten über die öffentlichen Verhandlungen des Unterſuchungsausſchuſſes. 1. Unterausſchuß.) Heft 2, Militäriſche Rüſtungen und Mobilmachungen. Berlin 1921, Reimar Hobbing. Es iſt lehrreich, von den Feſtſtellungen dieſer Arbeit zu der ſchon zitierten Broſchüre über den Beherrſcher Europas Verbindungsfäden zu ziehen.

[39]) Wieweit man mit gutem Willen ſchon vor den Enthüllungen der letzten Jahre kommen konnte, beweiſt der Baſler Ernſt Sauerbeck, Der Kriegsausbruch. Eine Darſtellung von neutraler Seite an Hand des Aktenmaterials. Stuttgart-Berlin 1919, Deutſche Verlagsanſtalt. XVI und 742 Seiten.

Berliner Kunstleben

Denkt man sich einen Kunstfreund, der irgendwo in deutschen Landen außerhalb Berlins das Berliner Kunstleben verfolgt, so ist anzunehmen, daß die literarische Berichterstattung ihm im ganzen ein schiefes Bild davon vermitteln würde. Er würde aus ihr viel vom Neuen und was sich als Neues ausgibt, von Experimenten und Extravaganzen erfahren, aber es würde ihm kaum ins Bewußtsein treten, daß es auch in Berlin eine beträchtliche Anzahl tüchtiger Künstler gibt, die abseits vom Kampfgetümmel still ihres Werkes warten und Jahr um Jahr die reifen Früchte eines gleichmäßigen und gesicherten Schaffens ernten. Diesen Künstlern begegnet man vornehmlich in der Abteilung des Vereins Berliner Künstler in der Großen Jahresausstellung, auch wohl in der Juryfreien, dann in den Ausstellungen der Akademie und schließlich bald hier, bald da in den Sälen der Privatausstellungen. Da sind die Vertreter der Berliner Landschaftsmalerei, die zum Teil noch aus Brachts Schule stammen: der kräftige Carl Kayser-Eichberg, der geschmackvolle Hans Licht; Hans Hartig mit besonders feinem Gefühle für feuchte Luft, Tau- und Schneewetter; Willy ter Hell, der, in Farbe und Form leicht stilisierend, eigentümlich blaß-abgedämpfte Stimmungsakkorde erzielt; Otto Thiele, in dem zuweilen etwas von dem herben Naturgefühle der Nordländer lebt. Da ist ferner Leonhard Sandrock, der in der düsteren Arbeitswelt der Eisenbahnen, Industriewerke und Häfen malerische Werte sucht und findet. Da ist der vielseitige Hans Looschen, dessen Farbe oft an die Zartheit und die feinen Übergänge von Blumenblättern erinnert, und der, ob er Innenbilder, Tierstücke oder figürliche Szenen malt, doch immer und vor allem einem, man dürfte sagen, physischen Wohlgefühle an Leben und Schönheit der farbigen Erscheinung Ausdruck leiht. Eine Begabung stärkeren Reliefs ist Paul Plontke, der in seinen religiösen Bildern bemerkenswert leicht und glücklich zu erzählen versteht und in Charakteristik und Farbengebung eine gewisse fröhliche Natürlichkeit und bürgerliche Herzlichkeit entfaltet, durch die man sich der Sphäre der Vlamen des 15. Jahrhunderts nahe gerückt fühlt, während der in Farbe und Form unruhigere, seelisch erregtere Wilhelm Blanke die heiligen Geschichten eher mit einem gotischen Empfinden vorträgt. Und so ließe sich noch eine beträchtliche Reihe von Künstlern, bekannteren und unbekannteren, nennen, die dieser Gruppe zuzuzählen wären, und deren Werke doch das Bild der Berliner Kunst, wie sie wirklich ist, und das einer Anzahl der bedeutendsten Berliner Ausstellungen in hohem Grade mitbestimmen.

In sozialer Projektion läßt sich das Schaffen der Künstler dieser Gruppe als gut bürgerliche Kunst bezeichnen. Nicht etwa, daß sie spezifisch bürgerliche Motive oder Stimmungen aufsuchten und verarbeiteten, oder daß in ihnen noch unverbrauchte Kraftreserven der bürgerlichen Kultur ans Licht träten. Aber hier ist anhaltende, regelmäßige und gewissenhafte Arbeit, hier ist besonnene und ehrliche Abschätzung und Begrenzung der individuellen Fähigkeiten; hier ist Freude an der Welt der Erscheinungen und Freude am Werke, und zuweilen — wie in den Gemälden des bereits früher hier hervorgehobenen Ludwig Bartning — erhebt sich dies Gefühl bis zu einer echte Frömmigkeit bekennenden Andacht vor der Schöpfung. Man achtet und pflegt die Tradition, schließt sich jedoch gegen das Neue nicht ab, sondern sucht sich daraus anzueignen, was der Persönlichkeit gemäß ist: der Impressionismus ist

wohl an keinem dieser Künstler spurlos vorübergegangen, aber auch von nachimpressionistischen Formelementen sind zuweilen, z. B. bei Plontke, Niederschläge erkennbar. Ein ausgeglichenes, seiner Mittel und Wirkungen sicheres, mit Takt und Geschmack gehandhabtes Können wird gewahrt und strebsam gemehrt, und man könnte denken und wünschen, daß einer künftigen gesünderen und glücklicheren Künstlergeneration, auf die wir hoffen, von dieser Seite wertvolle Kräfte zufließen würden. Das Talent geht nicht über eine gewisse Linie hinaus; die Führung der Entwicklung liegt nicht bei dieser Gruppe; die Werke erschüttern nicht, noch fordern sie zu entschiedener Stellungnahme heraus, aber sie gewähren den Genuß, in einer ihrer selbst gewissen, in sich geschlossenen, an Lebenswerten nicht armen Welt ausruhen und an ihren Freuden und Schönheiten teilnehmend sich bereichern zu dürfen. Sie bezeichnen, möchte man sagen, eine gewisse ruhende Kulturschicht unseres Volkslebens, die sich unter den Stürmen und Kämpfen der Gegenwart instinktiv oder auch bewußt in sich zusammenzieht und zurückhält, deren Bewahrung aber für den Aufbau einer neuen fruchtbaren Volkskultur von Wichtigkeit ist.

Als Gegenstück zum Schaffen dieser Gruppe kann man das jener Künstler ansehen, deren Erzeugnisse einen elementaren und unbezähmten Haß gegen alles Bürgerliche atmen. Ich greife aus ihnen zwei heraus, von deren Persönlichkeiten man sich aus Berliner Ausstellungen ein Bild machen konnte.

George Groß, Maler und Zeichner, als Zeichner stärker, ist unzweifelhaft ein Talent. Er besitzt die Gabe, das Charakteristische in wenigen Zügen zu verdichten. Er arbeitet seine Ideen zu messerscharfen Pointen heraus. Seine Blätter sind, wenn der Ausdruck gestattet ist, Explosionen einer kalten Leidenschaftlichkeit. Sein künstlerischer Stammbaum ist auf allermodernstem Boden gewachsen: kubistische Formelemente, futuristische Darstellungsprinzipien, dazu ein Schuß dadaistischer Clownerie. Die innere Notwendigkeit dieser verschrobenen Kunstformen wird um so weniger glaubhaft, als Groß in seinen künstlerisch reinsten Blättern die Fläche mit leichter Natürlichkeit zu behandeln versteht, in anderen die Räumlichkeit und Körperlichkeit geradezu mit einer forcierten Einfachheit und Eindeutigkeit herausarbeitet. In bezug hierauf hat man treffend von dem Infantilismus seines Stils gesprochen; die Manier erinnert — freilich mit völlig veränderter Tonart — an Oberländers geistreich-schalkhafte Zeichnungen des kleinen Moritz. Unmöglich zu sondern, wie sich in ihm Fanatismus und Bluff, grausamer Ernst und Koketterie mischen; das épater le bourgeois spielt in dergleichen Fällen immer seine Rolle. Der Mann denkt und schafft in hemmungslosen Superlativen, alles ist rasende Satire; Ziel der Satire das Bürgertum, die „herrschende Klasse", der Militarismus, das vorrevolutionäre Deutschland. Inhaltlich stehen seine Darstellungen auf der Stufe von Leitartikeln der „Roten Fahne": entmenschte Soldateska und entseelte Bureaukratie würgen und höhnen die Proletarier; ihre Welt stinkt von Laster und Verruchtheit; „Deutschland ein Wintermärchen (1917)" zeigt den fetten, dummen Bourgeois schmausend, bewacht vom Offizier, Pfaffen, Oberlehrer, dazu Kirchen, Kasernen, Pickelhaubenkultur, Huren. Sein ganzes Werk durchdringt ein unsäglicher Geruch von sexueller Lasterhaftigkeit. Sein Bild vom alten Deutschland erinnert an das, das Heinrich Mann davon im „Untertan" gezeichnet hat: es ist gleich diesem bis zur Sinnlosigkeit verzerrt, aller Billigkeit bar, intellektuell primitiv, gelegentlich bis zur Albernheit. Du gleichst dem Geist, den du begreifst. Aber kein Zweifel: so hat dieser Mann in empfänglichsten Jahren die deutsche Welt gesehen und erlebt, und die Erbitterung wird überwältigt von einer tiefen Traurigkeit. Welch ein unglücklicher Mensch! Welch eine unselige Welt! Wie bei Wedekind (doch unvergleichlich blutiger) bäumt sich ein bitterlich enttäuschter Idealismus in rasendem Zynismus auf. Man ahnt etwas von Dostojewskischer Seelenverfassung:

tiefste Zerrüttung, die alles anklagt, alles erbarmungslos zerstört — nicht zuletzt sich selbst. Nirgends ein Lichtschein; nirgends ein Fünkchen von Glaube, Hoffnung, Liebe. Entsetzt blickt man auf diesen hoffnungslosen Zusammenbruch, der nicht der eines einzelnen, sondern der einer ganzen künstlerischen Jugend ist; und da die Reiferen diese Katastrophe nicht rechtzeitig verstanden oder jedenfalls nicht aufzuhalten vermocht haben, so müssen wir sagen: nostra culpa, nostra maxima culpa . . . .

Plumper, geistloser gibt sich die gleiche Gesinnung in den Bildern von Otto Dix aus Dresden Ausdruck. Er malt unter Zuhilfenahme panoramenartiger Mittel die Barrikade mit bis zur Tierheit fanatisierten Verteidigern und baut sie mit grinsendem Hohne aus dem ekligen Kehricht bourgeoisen Hausrats auf. Er schildert einen Skat von Kriegsinvaliden, die nur noch grauenvolle Trümmer mit halben Köpfen und halben Rümpfen sind und trotzdem noch die muffige Plattheit des Stammtischvergnügens genießen. Mit einer nicht beneidenswerten Gewissenhaftigkeit vertieft er sich in den Kitsch spießerlicher Geschmacklosigkeiten, und die genaue Kenntnis und peinliche Treue, die er hierbei, wie auch in dem purement et simplement obszönen „Salon" bekundet, legen die Vermutung nahe, daß er an den abstoßenden Objekten seines Pinsels eine Art Freude hat — so wie Gottfried Kellers Heilige an einem rechten „Teufelsbrätlein", nur beileibe! ohne jede Spur von Humor oder Überlegenheit. Gerade heraus gesagt: man glaubt, ein gewisses perverses Vergnügen am Scheußlichen herauszufühlen. Auch dies eine arme, verfinsterte Seele, die sich, scheint's, nicht anders zu helfen weiß, als durch tobendes Schreien und Umsichschlagen.

Dieser selben Verhöhnung und Bespeiung des Bürgertums und der Bürgerkultur begegnet man aber auch sonst vielfach in den Werken der Jüngeren, wenngleich nicht gerade so wie bei Groß und Dix als alles beherrschendes Hauptmotiv, fortissimo e furioso. Aber selbst wenn die Meinung nicht als unverhüllter Angriff ausgesprochen wird, wird doch die allgemeine Gesinnung der expressionistischen Kunst durch ihre durchaus unbürgerliche und widerbürgerliche Haltung ganz unmißverständlich bestimmt. Ein großer Teil davon ist als offene Tendenzkunst zu verstehen: sie klagt an, eifert, predigt — also auch hierin ein völliger Szenenwechsel gegen den Impressionismus, dessen ästhetische Stimmung sich gegen soziale, seelische, religiöse Problematik als unempfänglich erwies. Daß der Künstler sich und sein Schaffen vom öffentlichen Leben abseits hielt, war zur allgemeinen Regel und zum guten Ton geworden; und als nun nach der Jahrhundertwende ein neues Künstlergeschlecht auf den Plan trat, das die immer unerträglicher wachsende Spannung im deutschen Volksleben in allen Nerven mitempfand und dem Kampfe um eine neue geistige Einstellung ein leidenschaftliches Interesse entgegenbrachte, da fielen seine Vertreter, politisch und sozial unerfahren und ungeschult, wie sie waren, und als Künstler in der Regel des historischen Sinnes von Hause aus bar, zumeist widerstandslos jenen radikalen Lehren zum Opfer, deren Idealismus ihr Gefühl und deren Inhalt ihr wenig differenziertes politisches Denkvermögen ansprach. Mißtrauen und Abneigung gegen bürgerliche Enge und Selbstzufriedenheit hat ohnehin von jeher im Künstlerblute gelegen, und so wurde ihnen die Bürgerkultur zum Symbole alles Ungesunden, Abgelebten, Unsittlichen und Ungeistigen dieser Zeit. Unbedenklich setzten sie die Fäulniserscheinungen, die sie sahen, und unter denen sie litten, mit dem Kerne der Bürgerkultur gleich. Sie vergegenwärtigten sich nicht, daß unser ganzer Kulturbesitz, schon seit Bachs Tagen, vorwiegend bürgerlichen Ursprungs und Charakters ist, und daß auch heute noch, was an Leistungen bei uns hervorgebracht wird, zuletzt doch meist dem bürgerlichen Kulturkreise entspringt und angehört. Sie übersahen, daß diese Bürgerkultur, urteile man sonst über sie wie

man wolle, doch jedenfalls im Laufe mehrerer Jahrhunderte die hohe Fähigkeit erwiesen hat, in den Künsten, in der Philosophie, im sozialen Denken sich zu überwinden und neue Möglichkeiten aus sich und über sich hinaus zu eröffnen, und so dachten sie an dem Kernproblem vorbei: dem nämlich, ob nicht diese Kultur auch jetzt noch neuer Möglichkeiten fähig sei, ob nicht ihr Organismus, durch gründliche Operation vom faulen Fleische befreit, sich als zeugungskräftig erweisen könne.

Aber nehmen wir einmal wirklich an, daß die Zersetzung der Bürgerkultur endgültig, und daß es mit dieser vorbei sei — wo steht denn dann der Expressionismus (wenn es erlaubt ist, mit diesem Worte summarisch die heute vorherrschende Kunst zu bezeichnen)?

Die Geschichte lehrt uns, daß jede lebenskräftige Kunst von einer führenden Kulturklasse getragen sein muß. Wie diese auch sozial orientiert sei, das Entscheidende bleibt, daß sie es ist, die die Kulturwerte, die Lebenswerte, die Ideale bildet, bestimmt, bewahrt, und daß die Künstler aus allen Volksklassen diese Werte und Ideale annehmen und als die geistige Substanz ihres Schaffens bekennen. Diese tragende Schicht war für die Kunst des 19. Jahrhunderts und noch länger das Bürgertum. Sie ist es für den Expressionismus nicht mehr. Was tritt an ihre Stelle?

Proletarierkultur? Gedankenloser Widerspruch in sich selbst: jede Kultur ist aristokratisch. Arbeiterkultur? Es wäre nicht die schlechteste der Zukunftsmöglichkeiten, dürften wir hoffen, daß die Arbeiterklasse aus noch unverbrauchter Kraft eine neue Kultur schaffen werde, allein es scheint mir, daß diese Aussicht bisher auf schwachen Füßen steht. Vielmehr beobachten wir, daß der Arbeiter überall da, wo er sich aufsteigend „kultiviert", sich zugleich verbürgerlicht, ohne daß die Arbeiterklasse bislang neue Kulturformen oder Ideale hervorzubringen vermocht hätte. In der Kunst ist das Arbeitertum jedenfalls noch immer Objekt, nicht schöpferisches Subjekt gewesen — das will sagen: es war Gegenstand der Darstellung und des Mitgefühls (wie in der sogenannten Armeleutmalerei, bei Meunier oder in den schönen Arbeiten der Käthe Kollwitz), aber wir kennen keine Kunst aus einer neuen Gesinnung, die sich als Arbeitergesinnung, als Gesinnung der Arbeiterklasse bezeichnen ließe. Es versteht sich, daß es für diese Frage nicht von Belang ist, ob die Künstler dem Arbeiterstande entstammen oder nicht: die in den Werken lebende Geistigkeit, nicht die soziale Herkunft der Künstler ist entscheidend. Und was nun den Expressionismus angeht, so wird niemand behaupten können, daß sich in ihm etwa der Geist einer neuen Arbeiterkultur ausspreche; im Gegenteil steht er, als eine Kunst des radikalen Subjektivismus, dem Interessenkreise der Arbeiterklasse ganz fern, und es ist doch sehr zu bezweifeln, ob aller Aufwand an Museumsführungen und Kunsterklärungen wirklich dahin wirkt, diese Klasse in ein inneres Verhältnis zu den expressionistischen Kunstschöpfungen zu setzen.

Der Expressionismus ist sozial wurzellos, sozial amorph.

In engem Zusammenhang mit dieser Tatsache steht sein Mangel an idealbildender Kraft. Nach einer solchen zu suchen, ist man berechtigt bei einer Kunst, die durchaus als Weltanschauungskunst auftritt. Aber der expressionistische Mensch ist ein Zerrbild. Bald dumpf, stumpf, niedergedrückt, bald zum Bersten geladen und erregt. Leid und Verzweiflung gehören zu seinen typischen Zügen. Zuweilen glaubt man, etwas wie ein inneres Leuchten des Leides zu erkennen, wie in manchen Köpfen von Kohlhoff und von Magnus Zeller. Aber was ist das doch für ein ausgewundenes, verschraubtes, lebensunmächtiges Geschlecht, das auf den Bildern dieser Künstler und so vieler anderer erscheint! Ihre Welt ist bevölkert von wurzelkranken Geschöpfen, bietet dem Gesunden, Starken, Fruchtbaren keinen Raum.

Bemüht man sich aber, den Geistes- und Stimmungsgehalt des Expressionismus auf einen positiven Nenner zu bringen, so trifft man unter den verschiedensten Äußerungsformen wohl zuletzt überall auf eine große Sehnsucht. Ob Zellers Menschen in bleicher Schwermut harren, leiden, träumen, ob Kohlhoffs gelenklose Gestalten sich Blumen gleich nach dem Lichte winden, ob Meidner und Morgner ihre Köpfe wie im Schraubstocke zusammenpressen, ob Barlach (um auch der Bildnerei ein Beispiel zu entnehmen) leidgebundene Erdenschwere in plastischer Form verdichtet: immer geht die große Sehnsucht als continuo mit. Aber das ist nun das Eigentümliche dieser Sehnsucht, daß sie körperlos, daß sie im Innersten ohne Gestalt ist. Sie greift nach den Weiten und Fernen, sucht nach der „Menschheit" und verirrt sich (wie Jäckel in seinem großen Schöpfungszyklus) ins metaphysisch Spekulative, aber sie ermangelt eines seiner selbst gewissen Weltgefühls und daher auch der Kraft, dem Ersten und Nächsten, dem Einzelmenschen, der Natur, feste Form und sicheren geistigen und seelischen Gehalt und Sinn zu geben. Und das gleiche gilt auch für die Mystik, für die Romantik, für den visionären Charakter, die Freunde des Expressionismus als seine Lebensnerven bezeichnen. All diese Eigenschaften leben in ihm, unleugbar, allein sie alle weisen dieselbe Körperlosigkeit, denselben Amorphismus auf. Sie wurzeln nicht in einer unerschütterlichen Religiosität (wie die gotische Mystik oder die Bachs), nicht im schmerzlich-süßen Glauben an eine schönere Vergangenheit und in der Hingabe an eine poetisch verklärte Natur (wie die deutschen Romantiker), nicht in einem gewaltigen, alle Elemente sich amalgamierenden Lebensrausche (wie Baukunst und Bildnerei des Spätbarock und des Rokoko in Deutschland). Die Kraft des Expressionismus reicht so weit, daß er den allgemeinen Zusammenbruch, das Schwanken oder Versagen aller Lebens- und Kulturwerte, daß er die tiefe Sehnsucht nach Neugeburt zum Ausdrucke bringen kann — aber nicht weiter. Er kann — bis zum Pathologischen und selbst Maniakalischen — die Zertrümmerung der Welt, die Ekstasen des Leidens und der Verzweiflung, er kann das große Erschrecken einer Menschheit schildern, die eines furchtbaren Tages zu der Erkenntnis erwacht, daß sie sich aller Heiligtümer beraubt hat — aber er kann kein Licht anzünden in der Finsternis, und er hat nicht, wozu er sich bekennen könnte. Oft erinnert die expressionistische Menschheit an jene Menschenhölle, die Strindberg in seinen Bekenntnissen und Bekenntnisvisionen, wie „Nach Damaskus" und „Traumspiel", erscheinen läßt, und dieser Parallelismus, der sich weit durchführen ließe, offenbart die große Zeitstimmung und das tragische Erleben, die die geistige Legitimation des Expressionismus bilden. Bei Strindberg wird das Furchtbare dadurch erträglich, daß man überall den gewaltig ringenden Erlösungswillen des Dichters spürt; er sucht das erlösende Wort in der Liebe, er findet es schließlich im Bekenntnisse zu einer positiven christlichen Religiosität, und so gliedert sich doch seine Welt nach Licht und Finsternis; so empfängt sie doch eine höhere Ordnung. Aber eben dies, die Ordnung des Chaos durch eine positive geistige Einstellung, wird in unserer bildenden Kunst vermißt, denn auch das Religiöse stellt sich hier in der Regel in der Form des Schreckhaften, des Leidens, der Anklage dar, und was bleibt, ist eine in sich auseinanderfallende, weil des inneren Haltes entbehrende Welt — ist das Pandämonium des Leides, des Schreckens, der Verzweiflung. Man wird betroffen, wenn man wahrnimmt, ein wie vollkommenes Seitenstück der Expressionismus auf künstlerischem Gebiete zu unserer politischen Revolution bildet: auch er ist eine Revolution, deren Inhalt und Wesen sich in der revolutionären Gesinnung selbst erschöpft, ohne jedoch einen durch fruchtbare neue Ziele getragenen und bestimmten Schöpferwillen aufzubringen.

Durch seinen sozialen und geistigen Amorphismus ist der Expressionismus von Hause aus dazu verurteilt, Episode zu bleiben. Ich sehe davon ab, in diesem Zu-

sammenhange zu erörtern, daß auch in seinen Kunstmitteln und ihrer Handhabung sich der gleiche Charakter ausspricht, und daß daher anarchische Willkür und frevelhafter Dilettantismus als konstitutive Erscheinungen des Expressionismus zu beurteilen sind. Es bezeugt einen traurigen Mangel an Augenmaß und an Lebenssinn, wenn die Kritik ihn als die „neue Kunst", als die Kunst der Erfüllung begrüßen zu dürfen meinte, und es scheint mir ein sehr ernstes Symptom für die geistige Verfassung unserer Kunstwissenschaft, daß zahlreiche ihrer Vertreter dieser Auffassung begeistert zustimmen, und es selbst unternehmen konnten, die Kunstgeschichte im Sinne des Expressionismus umzuredigieren. Man versteht und achtet das schmerzliche Erlebnis jenes Kunsthistorikers, der zu den wärmsten Verteidigern dieser Kunst zählte und nun sich gedrungen fühlt, öffentlich seine bittere Enttäuschung und seinen Unglauben an ihn zu bekennen. Versucht man die Entwicklung in positivem Sinne zu fassen, so kann man nur hoffen, daß der Expressionismus einem jener Vulkanausbrüche gleiche, auf deren Auswürfen im Laufe der Zeit sich eine doppelt üppige Vegetation entfaltet.

Es ist nun wohl zu erkennen, daß die Zahl der Künstler sich mehrt, die der inneren Erschöpfung des Expressionismus inne werden und sich bemühen, seinem Bannkreise zu entrinnen. Allein es fehlt unter ihnen bisher an führenden Persönlichkeiten, und es fehlt an einer bestimmten künstlerischen Willensrichtung. Jeder versucht's auf seine Weise, und alle tasten. Hierher gehört etwa der oft wunderliche, sehr ungleichartige und ungleichmäßige Klaus Richter mit seiner zur Peinlichkeit ausartenden Gewissenhaftigkeit der Formanalyse. Oder C. Mense, dessen Frauenbildnis in der Sezession an die herbe Strenge von italienischen Porträts der Frührenaissance erinnerte. Oder — von einer ganz anderen Seite her — A. Egli, der in seinen „Frauen am Meere" (in der Juryfreien) in Anlehnung an Hodler nach einem monumentalen Stile von klassischer Haltung strebt. Doch ist aus all dergleichen Versuchen zurzeit noch in keiner Weise zu erkennen, wohin der Weg führen könnte.

Hierzu mag nun noch ein Wort erlaubt sein.

Seit die Kunst ihre uralte Symbiose mit der Religion aufgelöst und dann auch noch ihre Beteiligung an der nationalen Arbeit preisgegeben hat — diese Entscheidungen sind in letzter Instanz erst nach dem Anbruche des 19. Jahrhunderts gefallen — sind die Künstler endgültig in den vollen Besitz jener Freiheit gelangt, die zuerst in der Renaissance für ihr Schaffen gefordert worden ist. Und im weiteren Laufe der Entwicklung ist diese Freiheit immer schrankenloser und unbedingter geworden. Es fielen nach und nach auch die letzten seinen Bindungen, die Künstler entfernten sich immer weiter von den Verhältnissen und Interessen des Lebens, lehnten Verpflichtungen ihm gegenüber ab und unternahmen es aus ihrer Kraft heraus, eine eigene autonome Welt neben der Welt des Lebens zu erbauen. Diese Aufgabe nötigte sie, sich angestrengt der Erfindung von „Neuem" zu widmen, und je künstlicher die Kunstwelt wurde, je dünner ihr Blutzufluß aus dem Leben, desto größer wurde der Verbrauch an „Neuem", desto weniger ausgiebig und vorhaltend erwies sich und desto schneller veraltete alles Neue. Nun sind sie zuletzt durch die unerbittliche Logik ihres Schicksals dahin geführt worden, daß sie auch die Verbindlichkeit der Naturformen ablehnen, deren allgemeiner Besitz und allgemeiner Wert dem künstlerischen Schaffen doch immer noch lebendige Bedeutung für das Volksganze verbürgt hatte, und sie versuchen es, sich unabhängig von der Natur und jenseits der Natur eine Formenwelt und eine Kunstsprache zu konstruieren, die all und jeder Voraussetzungen im wirklichen Volksleben entbehrt, und die sich etwa der esoterischen Geheimsprache einer Kaste vergleichen ließe. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist das, daß jene Freiheit, in der die Künstler ihr Palladium erblicken, sich

vielmehr als ihr Verderben erwiesen hat. Absolute Freiheit ist in Kunst wie Leben ein Widersinn und — ich setze das Wort mit Bedacht hin: — eine frevelhafte Vorstellung und Forderung; nur im Wechselbezuge mit Verpflichtung, nur in der Begrenzung ist Freiheit eine lebendige Kraft. Man sollte wohl glauben, daß die Künstler auf dem Wege ihrer „Freiheit" jetzt so etwa die letzte Etappe erreicht haben, über die ein Weiterhinaus kaum noch möglich erscheint, und es stellt sich ihnen die Frage: was nun und wie weiter? Die Lebensgemeinschaft mit der Religion und mit der Arbeit wiederherzustellen, in der die Kunst Jahrhunderte hindurch so segensreich gediehen ist, das ist freilich nicht in die Macht der Künstlerschaft gegeben; alles Lebendige will langsam wachsen, und nichts kann durch Programme oder Theorien erzwungen werden. Aber es wäre nun am Ende wohl an der Zeit, daß die Künstler einmal, um jenen Ausdruck Ibsens zu gebrauchen, Gerichtstag hielten über sich selbst. Sie mögen erkennen, daß, was uns not tut, nicht ein neuer „Fortschritt" ist — wir sind schon verzweifelt weit „fortgeschritten" vom Wahren und Natürlichen — sondern vielmehr stille stehen und stille werden, sich reif machen zur Beschauung, Hingabe und Andacht. Sie mögen sich vergegenwärtigen (worauf Rudolf Hildebrand einmal hingewiesen hat), daß das, was unter allem Wechsel der Geschichte allein immer neu bleibt, das Alte, das Uralte, das „Gemeinschaftlichste", die allereinfachsten Verhältnisse, Formen und Bedürfnisse des Lebens und der Seele sind, und daß auch die außerordentlichsten und mächtigsten Erscheinungen und Erzeugnisse in der Kunst aus den Keimen dieses Einfachsten erwachsen sind. Sie mögen verstehen, daß wahre Individualität nicht bedeutet „anders sein", sondern daß sie bedeutet „eins sein mit sich selbst". Und schließlich stehen, wie Hildebrand in der angezogenen Stelle treffend sagt, für uns Menschen überhaupt und so auch für den Künstler zwei Wege zur Wahl: „hinaus aus der Welt, um dort eine Welt für sich zu sein, oder hinein in die Welt, um dort in der Tiefe, Mitte mit ihr (und Gott) eins zu werden." Der eine Weg ist versucht und hat versagt; schlägt die Kunst einmal den anderen ein, so wird sie bei jenem Neubau der Welt, der allein Aussicht auf Erfolg hat, bei dem Neubau von innen heraus und vom einzelnen Menschen aus, einen Beruf zu erfüllen haben.

Soweit meine Kenntnis ausländischer Kunst reicht, scheint es mir, daß die deutschen Expressionisten von den entsprechenden Kunstrichtungen in anderen Ländern sich durch Reichtum und Interesse der seelischen Spannungen unterscheiden. Es spricht sich in ihrem Schaffen wohl aus, daß es das deutsche Volk ist, welches die Not der Welt am schwersten trägt. Sie haben den Expressionismus ernster, ich möchte sagen: grimmiger, aber zugleich freilich auch maßloser und fanatischer genommen, als die anderen, und so stehen sie auch schneller als jene an seinen Grenzen. Für die Erkenntnis dieses Verhältnisses waren die Ausstellungen lehrreich, die den Führern der modernsten Kunst galten. Cassirer zeigte das Werk Edvard Munchs seit 1914 und eine bedeutende Sammlung von Arbeiten Cézannes aus deutschem Privatbesitze; im Kronprinzenpalais sah man eine beträchtliche Sammlung von Bildern van Goghs, und Flechtheim brachte eine Matisse-Ausstellung.

Es war hierbei deutlich zu erkennen, wie scharf sich die germanische und die romanische Strömung in der jüngsten Kunstbewegung unterscheidet. Vom Impressionismus sind all diese vier Künstler ursprünglich ausgegangen, und alle haben ihn in ihrer Weise überwunden. Aber die Auffassungen und Ziele sind auf beiden Seiten völlig verschiedener Natur.

Die beiden Germanen, van Gogh und Munch, sind durchaus aufs Seelische eingestellt. Was sie dem Impressionismus entfremdete, war seine abtötende Seelen-

armut. Sie strebten danach, sich Kunstmittel zum Ausdrucke des Seelischen zu bereiten. Beide sind leidbeschwerte, leidgeprüfte Geschöpfe, verfolgt von Krankheit, aufgeregt durch die Visionen einer tief geängstigten Phantasie. Beide suchten und fanden in der Farbe, die der Impressionismus nur als Erscheinung des Lichtlebens gekannt hatte, den Ausdruckswert, unabhängig von ihrer naturalistischen Funktion. Beide entwickelten Bildaufbau und Raumbildung aus der Bewegung. Farbe als Ausdruckswert und Dynamik des Bildaufbaus sind die beiden Formelemente, auf denen der ganze germanische und insonderheit der deutsche Expressionismus in erster Linie beruht. van Gogh hielt sich wesentlich im Stoffkreise des Impressionismus: Landschaft, Stilleben, dazu eine Anzahl von Bildnissen; er rang vor allem um die Seele der Landschaft. Munch stellte den Menschen in den Mittelpunkt (man sieht, welch ein Unfug die Lehre ist, die den Stoff als ein Adiaphoron im Kunstschaffen und in der Kunstbetrachtung angesehen wissen will); er geht darauf aus, die Landschaft auf die Seelenzustände seiner Menschen abzustimmen — auf diesem Wege ist ihm der deutsche Expressionismus gefolgt. van Goghs Pinsel fährt zuckend über die Fläche; seine Farbe dringt bald in Strömen, bald in flackernden Flämmchen aufwühlend in alle Flächenteile hinein, erfüllt sie mit einem explosiven Leben. Munch, der immer einen kühleren Logismus bewahrt, hält die Flächen breiter zusammen; er hat den stärkeren Liniensinn; die Konsonanzen und Dissonanzen seiner Linien- und Flächenführungen bilden eines seiner eigentümlichsten und stärksten Kunstmittel. Beiden mangelt fast immer, was dem Kunstwerke erst die volle organische Eigenkraft gibt: die freie Beherrschung ihrer Aufgaben, die Überlegenheit, die Fähigkeit reiner Objektivierung des Erlebnisses — überall stößt man in ihren Schöpfungen auf problematische, auf ungelöste Reste; ihre künstlerischen Persönlichkeiten überragen ihre Werke.

van Gogh endete in Umnachtung, Munch hat nach schweren Kämpfen den Weg ins Freie gefunden. Er hat sich zur Natur zurückgeflüchtet, malt die Sommersonne, den Winterschnee, den leuchtenden Glanz der Fjorde, nackte, gesunde Menschen in Luft und Licht. Die alte Natur- und Sonnenreligion der germanischen Barbaren lebt in ihm auf. Gerade diese jüngste Periode seines Schaffens brachte die Cassirersche Ausstellung vornehmlich zur Anschauung, und es ist verständlich, daß sie bei uns eine gewisse Enttäuschung hervorrief: man fand, daß man in Deutschland inzwischen „weiter gekommen sei"; man erkannte, daß der alte Bahnbrecher des Expressionismus andere Wege eingeschlagen hatte als seine deutschen Gefolgsmänner.

Bei den Franzosen hingegen, bei Cézanne und Matisse, tritt das Seelische in den Hintergrund. Der Mensch spielt bei ihnen keine entscheidende Rolle; Cézannes Porträts sind psychologisch ärmlich, halten mit van Goghs dämonischem Selbstbildnisse oder mit Munchs tiefeindringenden Porträts nicht den Vergleich aus. Nach Jugendwerken im leidenschaftlichen Stile Delacroix' und Daumiers findet er sich ganz in beruhigter und sonniger Heiterkeit der Anschauung und des Genusses. Vom Luminismus des Impressionismus hat auch er sich befreit, allein er faßt die Farbe nicht als Ausdruckswert, sondern in ihrer sinnlichen Schönheit und Kostbarkeit. Er ist ganz Kolorist und modelliert ausschließlich mit reiner Farbe. Ein gleichmäßiges, heiteres Licht erfüllt seine Bilder, auch die Schattenteile funkeln in Farben, sind Farbe. Er hat prachtvolle Farbenklänge und hinreißend feine Nuancen gefunden, denen bald alle europäischen Maler nachstrebten. Sein Naturgefühl ist weniger stark entwickelt, als sein ästhetisches Empfinden: die Natur ist ihm vor allem eine Schatzkammer köstlicher koloristischer Reize; er ist kein Naturmensch, sondern eine Persönlichkeit von überaus fein differenziertem, ästhetischem Vermögen. Er ist klar, logisch, rational; der Raum in seinen Landschaften ist zumeist ruhevoll ge-

lagert und gerundet; es ist in ihnen überlegte und überlegene Tektonik. Die Linie führt von ihm auf Poussin und auf Claude; eigentlich expressionistische Elemente sind bei ihm nicht zu finden.

Matisse erscheint mir als das schwächste und dünnste dieser Talente. Die Rationalität des französischen Kunstgeistes wird bei ihm — eine häufige Erscheinung in der französischen Kunstgeschichte — zum Rationalismus. Er berechnet und konstruiert. Ob er Landschaften, Bildnisse, Stilleben malt, nirgends fühlt man bei ihm eine stärkere seelische Beteiligung. Er ist zu einer reinen Flächenkunst übergegangen (worin er weite Nachahmung gefunden hat), und das innerste Wesen seiner Kunst scheint mir ein Spiel auf der Fläche und mit der Fläche zu sein. Er bestrebt sich, die Fläche rhythmisch und geschmackvoll zu füllen und zu beleben. Seine Farbe, zuweilen blühend und geistreich, bleibt doch oft auch wieder flach. Es liegt etwas Kunstgewerbliches in seinen Bildern.

Das Unterscheidende möchte ich vor allem darin suchen, daß die Kunst der beiden Franzosen weit stärker und weit einseitiger artistisch gerichtet ist als die der beiden Germanen. Es ist in ihr mehr von l'art pour l'art, mehr Geschmackskultur; sie ist aufs Visuelle, nicht aufs Visionäre eingestellt. Bei Cézanne bleibt das Erbteil des Impressionismus immer deutlich fühlbar. Er gibt nicht Weltanschauungskunst, nicht Entladungen; er ist frei von literarischem Einschlag und von Tendenz. Seine Kunst ist reine Malerei, und ihre Wirkung, wie in verringertem Maßstabe auch die der Arbeiten Matisses, empfindet man als eine gewisse beruhigte Musikalität, ein Anschlagen und Abstimmen von Akkorden, worin Farben und Formen, Raum und Fläche als Klangträger funktionieren, ohne sonst an Werten viel herzugeben. Man versteht, inwiefern sich von hier der Ausblick zum Klassizistischen eröffnet: bei Poussin ist das Klanghafte stark entwickelt. Diese französischen Anregungen sind in Deutschland hauptsächlich von der Künstlergruppe des Café du Dôme übernommen worden; ihr gehört Hans Purrmann an, dessen Farbe oft etwas vom schimmernden Glanze des Emails hat, Fritz Ahlers-Hestermann, dessen Landschaften deutlich einen Zug zur heroischen Idylle aufweisen, ferner Rudolf Levy, Walter Bondy und andere mehr.

Jener kunstgewerbliche Einschlag aber, auf den ich bei Matisse hinwies, darf überhaupt in unserer modernsten Kunst nicht übersehen werden; ja ich gehe soweit, in der angewandten Kunst ihre aussichtsreichste Möglichkeit zu sehen. Hier, wo ein freies Spiel mit Form und Farbe seinen Platz findet, wo auch das Verwegene erlaubt ist, wenn es nur mit Laune und Geist gegeben wird, wo der Bluff in den Dienst der künstlerischen Reklame treten kann, und wo doch Raum, Fläche und Material als wohltätige Bindungen wirken, hier liegen Aufgaben, zu deren Bewältigung viele unter unseren jüngeren Künstlern über günstige Bedingungen verfügen. Eine große Ironie bleibt es freilich, daß der ganze Weltanschauungstumult schließlich auf kunstgewerbliches Spiel hinauslaufen soll. Bereits bei Besprechung der Akademieausstellung „Kunst und Mode" konnte ich auf originelle Leistungen dieser Art hinweisen. Es gibt modernste Einrichtungen von Geschäftslokalen, Lichtspielhäusern und anderen Vergnügungsstätten, die, ganz auf malerische Mittel und Wirkungen eingestellt, in der kecken Verwendung der Farbe, in geistreicher Ausnutzung der Beleuchtung, in exotischen Beisätzen und einem übermütigen Spiele mit allen Formen, schließlich in der wunderlichen Mischung von raffiniertem Geschmack und ironischem Bluff jedenfalls nicht zum genre ennuyeux gehören. Jene spielerische Plastik, die die menschliche Gestalt in rein konstruktive Formen und Schnörkel auflöst, zeigte sich gar lustig am Platze, als sie sich jüngst im Schaufenster eines Warenhauses auf Gliederpuppen für Frauenkleidung angewandt darstellte. Schließlich erweist sich auch die rein dekorative Malerei, die erfahrungsmäßig unter allen Gattungen der

Malerei an die Individualität der Künstler die geringsten Anforderungen stellt, dem modernen Stile als sehr wohl zugänglich. Das dekorative Gemälde, mit dem César Klein die Saaldecke des neuen Theaters am Kurfürstendamm geschmückt hat, macht in dem sanft-heiteren Klange seiner Farben und dem gefällig bewegten Spiele unentschiedener Formen an diesem Orte die angenehmste Wirkung; die Fläche ist mit leichter Hand geschmackvoll gefüllt, und die Malerei geht zwanglos als schmückendes Element in den Gesamtraum ein.

In diesem Zusammenhange verdient auch dieses Theater selbst einige Worte. Oskar Kaufmann, dem Erbauer der Volksbühne, einem unserer tüchtigsten Theaterbaumeister, fiel die Aufgabe zu, das alte Sezessionshaus in ein Theater zu verwandeln. Mit geschickter Disposition holte er aus der beschränkten Räumlichkeit einen Theatersaal von rechteckigem, anscheinend annähernd quadratischem Grundriß heraus. Die Mittel, die er zur künstlerischen Gestaltung dieses Raumes in Anwendung brachte, gehören stilgeschichtlich der Rüstkammer des Barock an: es sind Mittel der Raumbereicherung und Raumverunklärung, deren Ziel es ist, über die Kleinheit und Regelmäßigkeit des Saales hinwegzutäuschen und die Illusion einer reicheren Räumlichkeit hervorzurufen. Die Seitenwände weichen von der Raumachse zurück, die Wandflächen sind in Bewegung geführt und nötigen so das Auge, den Raum dynamisch aufzunehmen, ein ihnen vorgelegtes Gesims gibt ihm einen vergrößernden Höhenmaßstab, die zarte Farbe der Wandungen läßt sie zurückfliehen, die Decke hängt als luftiges Zeltdach leicht über dem Saale und lockert so die Höhe auf. Es ist ein richtiger Instinkt, wenn man angesichts dieses Raumes von Rokoko gesprochen hat; der Geist, der in ihm waltet, ist der eines gewagten, gelegentlich selbst die architektonische Parodie streifenden, jedoch geschmackvollen und seiner Mittel und Wirkungen sehr sicheren Spieles des Luxus und Raffinements, und man muß den Architekten für die künstlerische Wahrhaftigkeit und die Treffsicherheit loben, mit der er dem genius loci des Kurfürstendammes hier räumliche Gestalt gegeben hat. Aber man kann wohl dies geistreiche Theaterchen nicht betrachten, ohne sich der schneidenden Gegensätze bewußt zu werden, die in unserem Volksleben aufeinander prallen, und ohne von dem Gedanken beschlichen zu werden, ob die Kunst unserer Zeit nicht etwa unter denselben geschichtlichen Zeichen stehe wie die des Rokokos. Ist es vielleicht auch jetzt so, daß ein kleiner Gesellschaftskreis, in Luxus gebettet, alle Freuden des Lebens gierig und skrupellos schlürft, indes der Abgrund sich schon zu seinen Füßen öffnet und das Unwetter drohend den Himmel verfinstert? Après nous le déluge . . . und dann die Katastrophe?

Im übrigen muß im Hinblick auf das Kaufmannsche Theater mit allem Nachdruck daran erinnert werden, daß eines sich nicht für alle schickt. Ein Stil, wie der hier angewandte, der mit dem Beschauer bewußt kokettiert und leicht — beiläufig mit Feinheit — dem Architektonischen das Kunstgewerbliche unterschiebt, kann sich eben nur durch die besondere gesellschaftliche Bestimmung des Raumes rechtfertigen. Architektura ist sonst eine strenge Dame, die von ihren Dienern erfordert, daß sie sich ganz zu ihrem Vorstellungskreise halten, und die ein Liebäugeln mit anderen Kunstarten nur dann gestattet, wenn diese sich raumfunktionell ausweisen können. Borromini wäre wirklich der architektonische Clown gewesen, als den ihn die Kunstgeschichte lange genug anzusehen beliebt hat, bezeugten nicht seine genialen Raumlösungen, daß auch seine plastisch-malerischen Gestaltungen durchaus aus dem Mittelpunkte raumfunktioneller Vorstellungen erwachsen sind. An dem reichen und fesselnden Talente Hans Pölzigs, von dessen Schaffen ein Saal in der Großen Jahresausstellung ein willkommenes Bild bot, macht ein gewisser plastisch-architektonischer Synkretismus stutzig. In seinen Industriebauten hat er eine gesund-realistische, in ihrer Kühnheit selbst zuweilen der Größe nicht entbehrende architektonische Logik

bewährt, im Großen Schauspielhause das Raumproblem elegant gelöst. Aber hier sind jene stalaktitenhaften Bildungen in der Kuppel eine geschickte Füllung des Raumes durch plastische Körper ohne funktionellen Wert; sein übrigens geistvoll gedachtes Verwaltungsgebäude zeigt gewaltige Pfeiler, die, architektonisch nicht definiert, nicht durchgefühlt, jede mechanische Verlängerung oder Vergrößerung zu vertragen scheinen; sein Entwurf für das „Haus der Freundschaft" ist eine plastische Phantasie, der für das Salzburger Festspielhaus schon mehr eine plastische Entgleisung. Man wird es kaum beklagen, daß diese Entwürfe nicht zur Ausführung kommen, doch wird man sich daran erinnern müssen, daß Pölzigs gestaltende Kraft sich an und mit den Schwierigkeiten realer Aufgaben zu steigern und daran ihr Bestes herzugeben pflegt.

Wenn ich das reinste und nachhaltigste Kunsterlebnis der Berichtszeit verzeichnen soll, so muß ich die Ausstellung von Bildwerken Georg Kolbes bei Cassirer nennen. In Georg Kolbe, den wir in den Sezessionsausstellungen erscheinen und sich ruhevoll und sicher entfalten sahen, ist der deutschen Bildnerei ein Talent von schöner Fülle und von innerer Triebkraft herangereift, das für den Hingang Adolf von Hildebrands und August Gauls Trost gewähren kann. Von Rodin ausgehend, schuf er in seinen Anfängen mit Vorliebe Gestalten und Gruppen von lebhafter Bewegung. In die aufgelockerten Formen strömt der Raum ein, in den die Bildwerke eingehen. Die klar und lebendig entwickelten plastischen Motive entfalten sich dem Blicke erst nach und nach beim Umschreiten der Werke; von allen Seiten bieten sich belebte Formkomplexe, organisierte Massen, sprechende Linien und Umrisse. Die Bewegung ist selbst bei dramatischer betonten Motiven nicht die der Leidenschaft, sondern die des Spieles, immer von einem großen natürlichen Wohllaut; ein tänzerisches Element schwingt mit; es scheint, daß der Künstler gleich Nietzsche „nur im Tanze der höchsten Dinge Gleichnis sagen" kann. Die Körper sind jugendlich, geschmeidig, feingliedrig, ihre Behandlung von einem sehr ausgeglichenen und feinen Gefühle. In der „Najade" von 1912 brachte die Ausstellung eine vorzügliche typische Schöpfung dieser Periode.

Dann tritt ein Stilwandel ein. Figuren und Gruppen werden immer entschiedener frontal orientiert, die plastischen Motive in der Vorderansicht gesammelt und eindeutig entwickelt. Der Umriß wird geschlossener, die Formen treten zusammen, die plastischen Spannungen werden verinnerlicht. Der Tanz bleibt ein beliebtes Motiv, aber die Bewegung wird durchweg knapper, einfacher, und die Darstellung der ruhigstehenden Gestalt tritt mehr in den Vordergrund. In dem Bestreben nach Vereinfachung der Formenbehandlung wird ein gewisses Experimentieren erkennbar. Im „Negertorso" von 1912 formuliert Kolbe jenes Ephebenideal, das dann der Grundtypus seiner männlichen Gestalten bleibt.

Die jüngste Schaffensperiode steht im Zeichen des Einflusses der asiatischen Plastik, den unter unseren Bildhauern wohl keiner so fein verarbeitet und so glücklich ausgenutzt hat wie Kolbe. Schon stofflich wird die Berührung mit dem Osten in Arbeiten wie der javanischen Tänzerin von 1920 sichtbar, einer aus wenigen plastischen Körpern meisterlich aufgebauten Figur. Aber ungleich bedeutsamer ist die innere Beeinflussung. Es wirkt das Buddha-Ideal, das Ideal der tiefen Versenkung, des reinen inneren Schauens, der vollkommenen geistigen und seelischen Konzentration und Isolierung. Kolbes Kunst verinnerlicht, vertieft sich. Die Gestalten werden nicht mehr in den Raum hineingeworfen, sondern von ihm abgesondert, sie haben ihre eigene Raumschicht, lösen sich als Eigenwelten aus und ab. Die Plastizität verdichtet sich, die letzten malerischen Elemente werden ausgeschieden.

Die Gestalten werden in der Ruhe dargestellt: stehend, liegend, mit gekreuzten Beinen sitzend. Sie leben für sich und in sich hinein. Gebärden werden feierlich stilisiert. Still umfließen die Linien die Körper, eine gesammelte Empfindung erfüllt und durchseelt die Formen. Jüngste Großwerke bekunden eine größere Macht und Fülle der Formenauffassung, wodurch der monumentale Charakter der Schöpfungen verstärkt wird.

Die Künstlerpersönlichkeit, die sich in diesen Werken spiegelt, ist unpathetisch und unsentimental, von einer schönen, tiefen, inneren Gelassenheit, die beschwingter Heiterkeit wie hingebender Versenkung fähig ist. Sie ist geistiger als Gaul, ausgeglichener als Lehmbruck, voller Maß, immer mit sich und ihren Schöpfungen eins. Leid dämpft sich bei ihm zur Trauer ab, Kraft wird zur Geschmeidigkeit, Heiterkeit zu festlich-rhythmischer Bewegung. In seiner Darstellung des Menschen lebt ein Gefühl beglückter Andacht, und es strömt dies Glücksgefühl aus seinen Werken auf den Beschauer über.

In das Berliner Ausstellungsleben ist im ganzen flottere Fahrt gekommen. Zu den großen, regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen tritt eine beträchtliche Zahl von Einzel- und Sonderausstellungen. Neue Ausstellungssäle sind eröffnet worden. Man sieht sich vor einer Überproduktion von Kunstwerken, einer Kunstinflation, die beängstigend wirkt, weil sie eine Scheinblüte vortäuscht.

Beim Rückblick auf die Fülle der Gesichte tauchen manche Künstler im Gedächtnisse auf, deren Schaffen stärker zu fesseln vermochte.

Leo von König, einer von der alten Garde derer um Liebermann, wurde anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages von der Sezession durch eine Sonderausstellung geehrt. Delacroix scheint ihn beeinflußt zu haben, aber das Pathos des Franzosen wird bei ihm lyrisch gemildert, seine Glut gedämpft; das Rubenselement in Delacroix nähert sich bei König mehr van Dyck an. Sein Werk legt durchweg Zeugnis ab von einer sehr gepflegten Geschmackskultur; es trägt aristokratisches Gepräge. Ein gewählter Koloriſt, liebt er fein abgestimmte Harmonien, aus denen tiefe Farben, sozusagen mit einem Cellotone, aufklingen. Der zartgraue Ton, in dem er in späteren Jahren gern alle Nuancen zusammenfaßt, erinnert an Feuerbach, und an Feuerbach erinnert auch die adlige, große und stille Haltung seiner Frauenbildnisse, in denen sein Talent sich zur schönsten Blüte entfaltet.

Erich Kuithan, der verstorbene Jenenser Maler, von dessen Werk ein Raum in der Jurylosen Ausstellung eine Übersicht vermittelte, war eine sehr deutsche Künstlerpersönlichkeit. Ein Träumer, Lyriker und Romantiker, musikselig und der Wunder der Natur kindlich froh wie ein Wandervogel. Treuherzigkeit, Unschuld und Innigkeit machen seine Arbeiten auch dann liebenswert, wenn Wollen und Können sich nicht ganz zu decken scheinen. Der Sprung wird am fühlbarsten in den Bildern, in denen Kuithan unter Anregung von Hodler nach monumentaler Stilisierung strebt: dann bleibt in Fläche und Formen wohl leicht eine gewisse Leere zurück.

Oskar Kokoschka zeigte bei Gurlitt eine Reihe von Bildniszeichnungen. Er hat eine feine Gabe, seelische Spannungen zu fassen und darzustellen; seine Köpfe haben in der Regel etwas Angespanntes und selbst Überspanntes, aber sie sind seelisch gefüllt. Kokoschkas Menschen leben mehr aus sich heraus, als in sich hinein; sie scheinen immer zur Zwiesprache mit dem Beschauer bereit, fordern ihn selber dazu heraus. Sie sind so recht „interessant“ und vom Künstler interessant gemacht. Kokoschkas Strich hat etwas Suchendes, Tastendes. Er wandert ungezwungen und scheinbar absichtslos über die Fläche, die er mehr ornamental bewegt als plastisch

in Form gliedert, um dann plötzlich fest zuzupacken und die Form energisch zu verdichten. Durch einige geschickt verteilte Konzentrationspunkte dieser Art weiß er das Ganze der Erscheinung lebendig zu bestimmen und den Blick des Beschauers zu führen.

Max Beckmann, dem eine Ausstellung bei Neumann galt, drängt seine Gestalten in raumlosem, der Entfaltung unfähigem Raume zusammen. Formen und Farben stoßen sich, stolpern übereinander, ohne doch sich innerlich miteinander zu verbinden. Seine Bilder sind aus Stücken und Teilen zusammengesetzt. Wie formal, so sind sie auch stofflich überfüllt; was gesagt werden soll, wird dick unterstrichen und mit großem Aufwande von Akzessorien belegt. Das Stoffgebiet könnte man als einen sozialen Realismus bezeichnen, den der Künstler aber auf gewaltsame Weise ins Symbolische hineinzusteigern bemüht ist. Die Wirkung seiner Bilder erinnert an jene bösen, häßlichen Träume, in denen die Erscheinungen sich schreckhaft verzerren. Beherrschter und ausgeglichener erscheint sein Talent in den Bildnissen, den gemalten wie den graphischen. Hier wird das Charakteristische ungewöhnlich scharf, aber auch eigentümlich ungütig und unzart herausgeholt. Das beste Stück ist das Selbstbildnis des Künstlers auf der Veranda, das auch in seiner sehr malerischen Haltung von der oft bilderbogenhaften Wirkung der Gemälde sich aufs angenehmste abhebt.

Die einzige historische Ausstellung der Berichtszeit war die Blechen-Ausstellung der Akademie. Mit einer glücklichen Entschiedenheit beschränkte sie sich darauf, nur den modernen Blechen zu zeigen. Von den großen Bildern und Kompositionen, in denen Blechen sich von Literatur und Theorie nie hat so recht frei machen können, wurde in der Ausstellung fast ganz Abstand genommen; es waren Studien, Skizzen, frische Natureindrücke, die ihren Inhalt bildeten, und in ihnen kam die ganze Unmittelbarkeit seines Sehens und die originelle Schlagkraft seiner malerischen Ausdrucksmittel höchst eindringlich zur Geltung. Einflüsse von Dahl und Kaspar David Friedrich, auch wohl Anregungen von der Seite der englischen Landschaftsmalerei werden erkennbar; Dahls Einwirkung war zweifellos die stärkste; schließlich aber ist doch alles eingeschmolzen und aufgesogen von einem eingeborenen, unerschrockenen und geistvollen Naturgefühle. Blechen gehört nicht zu den Erfinder-, sondern zu den Entdeckernaturen, und besonders für Leben und Spiel des Lichtes in der Landschaft hatte er eine wohl genial zu nennende, der Kunst seiner Zeit in vielem vorausgreifende Spürkraft. So ist er einer der ersten malerischen Entdecker der Mark geworden; und in Italien hat er nicht die überkommenen Poussin- und Claude-Motive wiederholt, sondern die flimmernde Weißglut südlichen Sommers und eine unter sengender Sonne schmachtende Erde, kurz: ein neues Italien gesehen und gemalt, das vielleicht weniger poetisch, aber herber und körperhafter ist als das seines Zeitgenossen Corot. Aber Poesie, Lyrik und selbst Romantik sind auch in Blechens Studien, die nicht von einem kühlen Auge notiert, sondern von einem warm, kraftvoll und zuweilen selbst leidenschaftlich erlebenden Gefühle durchseelt sind.

Schließlich bleiben noch einige kunstpolitische Angelegenheiten zu besprechen.

Die Umwandlung der früheren Schlösser in Museen macht Fortschritte. Auf die Beschlagnahme des Kronprinzenpalais für die Nationalgalerie ist jetzt die Überführung der Schätze des Kunstgewerbe-Museums in das alte Königsschloß an der Spree gefolgt. Es muß anerkannt werden, daß Direktor von Falke bei der Lösung dieser überaus schwierigen Aufgabe ein nicht gewöhnliches Maß von Takt und Besonnenheit bewährt hat; vieles ist ihm einwandfrei, manches geradezu vorzüglich gelungen, wie z. B. die französischen Zimmer im Erdgeschoß, wo die alte Ausstattung mit den neuen Ausstellungsgegenständen zu einer schönen künstlerischen Einheit eingeht.

Nicht entkräftet scheinen mir jedoch die grundsätzlichen Bedenken, die gegen die Ausnutzung der Schlüterschen Prachträume als Museumssäle zu erheben sind. Diese Räume, Gipfelleistungen des deutschen Barocks, sind und wirken für sich zu bedeutend, um eine Belastung mit Museumsgut zu vertragen. Wer diesem seine Aufmerksamkeit zuwendet, wird kaum noch eines reinen Eindrucks von der räumlichen und dekorativen Gestaltung der Säle fähig sein; und wer sich Schlüters großen und rauschenden Raumgestaltungen hingibt, dem werden die ausgestellten Arbeiten der Fein- und Kleinkunst nicht mehr schmecken wollen. Es ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn, daß durch das gewählte Verfahren die Schloßräume dem Schutze des Publikums unterstellt und als öffentlicher Besitz dem Volke wert gemacht werden; allein als Museum leidet die Einrichtung unter dem Widerspruch, daß das Gehäuse einen beträchtlichen Teil des für den Inhalt geforderten Interesses in Anspruch nimmt.

Was das Berliner Kunstleben Wilhelm von Bode schuldet, das ist zu viel und zu vielerlei, um hier auch nur andeutungsweise dargelegt zu werden. Es genüge daran zu erinnern, daß die Berliner Museen, was sie heute sind, in erster Linie der Tatkraft, dem Organisationstalente und der fast unvergleichlichen Sachkenntnis dieses einzigen Mannes verdanken. Ihm hätten die Alten vielleicht eine Bürgerkrone, die Athener lebenslängliche Speisung im Prytaneion zuerkannt. In Berlin hat das Wohnungsamt einen Teil des von ihm seit vielen Jahren bewohnten Hauses mit Beschlag belegt und Bode dadurch genötigt, sich von einem erheblichen Teile seiner Bibliothek zu trennen, für die es ihm nun an Raum mangelte. Die Versteigerung dieser Bücherschätze gestaltete sich dadurch merkwürdig, daß deutsche und ausländische Freunde und Verehrer Bodes um die Wette Phantasiepreise boten, um auf diese Art ihre Dankbarkeit gegen ihn zu bekunden. So wurde ein Erlös von drei Millionen Mark erzielt. Bode hat diese Summe zur Fortführung der ins Stocken geratenen Dahlemer Museumbauten gestiftet und dadurch die Möglichkeit eröffnet, daß die bisher großenteils in Magazinen vergrabenen kostbaren Schätze der ostasiatischen Kunstsammlung allen Schwierigkeiten der Gegenwart zum Trotz vielleicht doch endlich ein eigenes, würdiges Heim finden. Es bezeugt sich in diesem königlichen Entschlusse von neuem jener großartige Zug, der Bodes Wirksamkeit so hoch über die des „tüchtigen Beamten“ emporhebt: der unerschütterliche, ja geradezu leidenschaftliche Wille zum Werke, in dessen Dienst er nun jahrzehntelang seine volle, reiche Kraft gestellt hat. Deutsche Kunstfreunde dürfen keine Gelegenheit ungenutzt lassen, um auszusprechen, daß sie sich ganz bewußt sind, was sie Wilhelm von Bode schulden.

Albert Dresdner.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Deutsche und Italiener

Ein Österreicher war es und kein Reichsdeutscher, der zuerst mit dem Jungvolk seiner Heimat nach Friedrichsruh wallfahrtete. Georg Ritter von Schönerer hat damit der Bismarckverehrung, wie sie das letzte Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts kennzeichnete, ihre Form gegeben. Es ist gut, sich daran zu erinnern, daß derselbe Schönerer — kein Reichsdeutscher hätte ein besserer Deutscher sein können — vielleicht gerade darum ein Feind des Bündnisses zwischen dem Reich und Österreich-Ungarn war. Er prägte das Wort: „Im Schatten des Bündnisses werden wir

Deutsche in Österreich erwürgt." Es führt uns mitten in die Problematik von Volkstum und Staat, in den Gegensatz zwischen den natürlichen Trieben eines Nationalstaates, wie er ja im Jahre 1871 entstanden war, der Anschlußwünsche nach Befriedigung des jeweiligen Teiles der Nation, der draußen blieb, und der Staatsraison. Diese verlangt oft Opfer. Die Erhaltung und Festigung eines Nationalstaates erfordert bisweilen die zeitweise Zurückstellung der nationalen Einheitswünsche. Sie kann sogar das Bündnis mit einem Nachbarstaate erwünscht erscheinen lassen, dessen Bestand diese Wünsche unbefriedigt läßt. Praktisch handelte es sich in den letzten 50 Jahren vor dem Weltkriege nur um die Deutschen Österreich-Ungarns, die über Wert und Unwert des Bündnisses noch dazu geteilter Auffassung waren. Diese Gegensätzlichkeit der Auffassung war geschichtlich gut begründet. Ein kennzeichnendes Schlaglicht fällt in diese Zustände, wenn man die Beurteilung des Bündnisses durch die reichsdeutsche öffentliche Meinung erwägt. Das Staatsgefühl trat an Stelle des volkspolitischen Gedankens nach 1871 immer stärker hervor. Schließlich gab man sich der Täuschung hin, das Bündnis sei gerechtfertigt, weil so viele Deutsche in Österreich-Ungarn lebten, ja Träger seines Staatsgedankens seien, während es aus weltpolitischen Notwendigkeiten geschlossen war, obwohl es den Wünschen nach nationaler Einigung entgegenstand. Die entgegengesetzte Entwicklung in Österreich, die Entstehung politisch bedeutsamer Nationalitäten und der Vorstoß der Slawen in der Verwaltung, ließ immer weitere Kreise das Bündnis als drückend empfinden.

Heute sind Reich und Doppelmonarchie zerstückt. Das vorgezeichnete Problem ist dadurch schlechtweg das deutsche geworden: das Problem der Deutschen. Das Reich ist schwächer denn je. Erwägungen der Staatsraison wird seine Politik in noch höherem Maße folgen müssen als ehedem. Die reichsdeutsche Öffentlichkeit hat dies erkannt, ja die politisch in mancher Beziehung geschulteren Deutschen Österreichs, denen der Anschluß an das Reich und an Deutschösterreich verwehrt wurde, verschließen sich diesen Erwägungen nicht. Man war von vornherein geneigt, gerade mit dem neuen Italien sich zu stellen. Vielleicht aus dem unausgesprochenen Gefühl heraus, Italien und das Reich, die beide 1870/71 ihre nationale Einigung brüderlich-nachbarlich vollzogen hatten und bei annähernd vergleichbarer volkspolitischer Lage ein Bündnis mit Österreich-Ungarn geschlossen hatten, seien alte Schicksalsgenossen. Man sprach möglichst wenig von Deutschsüdtirol, vom sacro egoismo von 1915. Nicht nur sentimentale Gemüter, sondern auch durchaus praktisch Denkende verzeichneten mit Genugtuung, daß die öffentliche Meinung in Italien schon im Jahre 1919 durchaus mit Deutschland sympathisierte und die Wiederkehr der deutschen Italienfahrer freundlich begrüßte. Die deutschen Politiker suchten Italien zu entschuldigen: es hätte den Dreibund seiner langen Küste wegen lösen müssen, sobald Englands Flotte gegen Deutschland Krieg führte. Diese entschuldigende Beweisführung wurde nicht nur von jenen angenommen, die rein staats-, rein reichsmäßig fühlten, sondern auch von denen, die volkspolitisch dachten. Ja, die öffentliche Meinung der Deutschen Südtirols, also derer, die durch die Annektion deutschen Volksbodens unmittelbar betroffen waren, fand sich mit solchen Gedankengängen teilweise ab, zumal Italien anfangs den Südtirolern eine durchaus liberale Herrschaft versprach und eine weitgehende Autonomie — wenn auch nicht in aller Form, so doch in zahlreichen Reden und Besprechungen — in Aussicht gestellt hatte.

Seither sind drei Jahre vergangen. Das deutsche Volk wird sich die Frage vorlegen müssen, ob eine solche Politik berechtigt war, ob den Opfern — denn Opfer verlangt jede solche Einstellung, und Opfer sind genug gebracht worden — entsprechende politische Vorteile gefolgt sind. Es gibt kein grenzdeutsches Gebiet, das gerade den Reichsdeutschen so ans Herz gewachsen wäre, wie das Heimatland Andreas

Hofers, des Volkshelden unserer Kinderzeit. König Laurins Rosengarten hat fast jeder einmal besucht, der überhaupt eine Reise „ins Ausland" wagte. Für den Durchschnittsreichsdeutschen war ja mit dem Begriff Österreich viel mehr Tirol identisch, als Wien oder das deutsche Sudetenland. Die reichsdeutsche Öffentlichkeit hat in diesen Jahren die außerordentliche Disziplin geübt, bei der Aufklärungsarbeit z. B. in Amerika fast niemals von Südtirol zu sprechen, und die Aufmerksamkeit der angelsächsischen und der ibero-amerikanischen Öffentlichkeit nicht auf Italiens Beutepolitik gelenkt. Die Deutschen Südtirols haben nicht mit den 600 000 Slowenen und Kroaten im julischen Venetien und in Istrien und Fiume gepackelt. Taten sie recht daran?

Die Frage, ob die Politik Italiens in irgendeiner Weise für Deutschland oder für das gesamte deutsche Volk schlechthin nützlich war, dürfte ziemlich von jedem Standpunkte aus, von dem man sie zu beurteilen sucht, zu verneinen sein. Eine der schmählichsten Bestimmungen des Versailler Vertrages ist, daß die Feindstaaten das Recht haben, das Privateigentum der Deutschen, die vor dem Kriege dort lebten, zu liquidieren. Viele unserer ehemaligen Feinde, und zwar solche, deren öffentliche Meinung durchaus Deutschland noch ungünstig gegenübersteht, haben, gleichviel aus welchen Gründen, auf diese Liquidierung verzichtet. Italien hat dies nicht getan. Der italophile Botschafter Beerenberg-Goßler ist, nachdem er das völlig Zwecklose seiner Bemühungen eingesehen hatte, gegangen. Er ging nicht, ohne wenige Monate vorher den Italienern gerade in der Südtiroler Frage so weitgehende Konzessionen gemacht zu haben, daß diese nicht nur bei den Südtirolern, sondern auch in den Kreisen Deutschlands, die sich aus realpolitischen Gründen die größte Zurückhaltung auferlegt hatten, stärksten Anstoß erregten. Aber auch in anderen außenpolitischen Fragen hat Italien Deutschland unendlich geschädigt. Heute ist es bekannt, daß wir dem italienischen Außenminister Sforza den Verlust von fast rein deutschen Städten wie Kattowitz und Königshütte verdanken. Die Sforzalinie wird das deutsche Volk niemals vergessen. Daß es sich nicht bei Sforza um eine einseitig polnische Orientierung handelte, daß die Geschichtchen von politischer Beeinflussung durch schöne Augen an der Linie der italienischen Politik nichts änderten, hat man am Verhalten seines Nachfolgers della Toretta gesehen, und zwar in der Ödenburger und in der Anschlußfrage.

Aber am deutlichsten offenbart sich die amtliche italienische Einstellung in Deutschsüdtirol selbst. Nichts von allen Versprechungen ist bisher gehalten worden. Die von den deutschsüdtiroler Abgeordneten ersehnte Autonomie ist nicht erteilt. In der Optionsfrage gehen die Italiener auf das rücksichtsloseste vor. Ein paar Beispiele: Angehörigen der ältesten Geschlechter Südtirols, von Familien, die ihren Stammbaum Jahrhunderte zurück nachweisen können, wird die Option verweigert — als ob sie ein Geschenk wäre und kein Recht — wenn zufälligerweise ihre Mutter zur Zeit der Entbindung zu einem berühmten Arzte nach Innsbruck gereist war, ergrauten Männern, wenn sie auch ihr ganzes Leben in Südtirol zugebracht haben und sich politisch in keiner Weise betätigten. Die Willkürlichkeiten, die diese Optionskommissionen sich zuschulden kommen lassen, empören in Südtirol aufs tiefste. Privatpolitik, Konkurrenzneid, Bestechlichkeit usw. wird diesen von tridentiner Geiste erfüllten Kommissionen vorgeworfen. Enthüllungen, die einen europäischen Skandal zur Folge haben werden, stehen bevor. Aber auch an kleinen Nadelstichen fehlt es nicht. So werden die deutschen Bürgermeister gezwungen, zu allen Amtshandlungen eine Schärpe umzubinden, und zwar nicht in den rot-weißen Tiroler Farben, sondern in der verhaßten Trikolore. Deutsche Eingaben und Ansuchen an die Behörden werden entweder gar nicht oder italienisch erledigt, so daß kein Mensch in weitem Umkreise sie zu übersehen vermag. Deutschen Hochschülern werden die

Studien in einer deutschen Hochschule nicht mehr angerechnet; sie werden gezwungen, sich entweder im Auslande eine Stellung zu suchen oder sich mit jener Wissenschaft zu begnügen, die namentlich auf technischem Gebiete in weit unter dem deutschen Maße stehender Weise gelehrt wird. Den deutschen Priestern werden alle möglichen Schwierigkeiten bereitet, der deutsche Lehrer wird unter stärkstem Drucke gehalten. Dabei kann von einer freiwilligen Italienisierung in keiner Weise die Rede sein. Das bewies nicht nur der glänzende Erfolg der Wahllisten des deutschen Verbandes bei den Parlamentswahlen im Mai 1921, sondern auch die neuerlichen Gemeinderatswahlen im Januar 1922. In ganz Deutschsüdtirol ist kein italienischer Gemeinderat gewählt worden. Sogar in Orten mit starker italienischer Minderheit, in Orten, deren Bevölkerung zum Teil kaum so viel deutsch versteht, um sich klar auf deutsch ausdrücken zu können, wie z. B. in Salurn. Dort hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von italienischen Landwirten angesiedelt, die sich zu Pächtern und später zu Bodenbesitzern emporschwangen. Gefragt, warum sie denn einstimmig in der Gemeinderatswahl die Deutschen gewählt hätten, erklärte ein biederer alter Welsch-Salurner: „Unter deutscher Wirtschaft konnten wir uns hier in Salurn emporarbeiten. Deutsche Kultur hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Wir wissen, daß unsere Brüder, obwohl sie ebenso fleißig sind, in Welschtirol heute noch als Colonen sich abrackern müssen. Wir wollen das deutsche Recht und die deutsche Art behalten, damit unsere Kinder es ebenso weit bringen wie wir. Wir haben mit den Deutschen immer Frieden gehabt und lassen uns durch die signori aus Trient nicht verhetzen."

Am stärksten findet die Ablehnung der gewaltsamen Italienisierung wohl in dem einmütigen Protest Ausdruck, den alle Eltern aus dem Gebiete zwischen Bozen und Salurn dagegen einbrachten, daß ihre Kinder ihnen zwangsweise genommen und der italienischen Schule zugeführt werden. Handelte es sich nur um italienische Kinder, müßte die sprichwörtliche deutsche Objektivität schweigen, trotzdem gerade italienische Eltern den größten Wert auf die deutsche Erziehung ihrer Kinder legen. Aber es handelt sich um rein deutsche Kinder deutscher Eltern, die ihrem Volkstum mit Hilfe von Polizeiquälereien und faschistischen Drohungen geraubt werden; allen Versprechungen und Gesetzen zum Trotz. Die Eltern haben einstimmig den Schulstreik beschlossen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in dem von Kärnten abgerissenen Kanaltal, das ausschließlich von Deutschen und solchen Slowenen bewohnt ist, die nichts von den Italienern wissen wollen. Wirtschaftlich geht es den Kanaltalern, die mit der hohen italienischen Valuta jenseits der nahen Grenze billig einkaufen können und gelegentlich schmuggeln, leidlich. Eine Gefahr liegt in der Möglichkeit, für ein elendes Häuslein so viel Geld zu bekommen, daß man sich in Österreich auf einem Gute ankaufen kann. Es zeugt von großer Liebe zur deutschen Scholle, wenn bis jetzt fast alle dieser Verlockung widerstanden und so den deutschen Grund gegen welsche Überflutung behauptet haben. Auch im Kanaltale leisteten sich die Italiener aufreizende „Regierungsanordnungen": „Von morgen an findet in der Schule von Pontafel nur mehr italienischer Unterricht statt." Den nächsten Tag setzte der Schulstreik der Bauern ein. Ihr solidarisches, zähes und unerschrockenes Vorgehen zwang die Behörde zum Nachgeben. Oder: der 19. September — Nationalfeiertag — sollte auch im „eroberten Gebiete" gefeiert werden. Da die Bauern sich weigerten, die italienische Nationalflagge zu hissen, besorgten es die Carabinieri. In der Nacht ward die Trikolore herabgeholt, und auf den Höhen flatterten die schwarzen Protestzeichen der Bauern. Auch die Gemeindewahlen haben Unzufriedenheit erregt. Die reindeutsche Gemeinde Pontafel wurde durch 150 zur Wahl gesandte Eisenbahner verwelscht. Die Stadtgemeinde Tarvis, in der, wie im übrigen Kanaltale, nicht ein einziger bodenständiger Italiener

wohnt, erhielt gleichfalls eine italienische Gemeindevertretung. Dies Ergebnis ist nur durch Gewalt, Drohung und List zustande gekommen. Deutsche Wähler wurden ohne Grund eingesperrt und ihres Wahlrechtes beraubt. Zahlreiche eben erst eingewanderte Eisenbahner, Kaufleute und Arbeiter ließ man zur Wahl zu. Um die Bevölkerung zu täuschen, wurden die amtlich ausgegebenen Stimmzettel der italienischen Stimmliste mit einer deutschen Aufschrift, jene der deutschen Stimmliste mit einer italienischen versehen. So „entgermanisiert" der italienische Staat!

Die reichsdeutsche Presse kennt alle diese Vorgänge. Aber sie schweigt, um das Verhältnis zu Italien nicht zu verschlechtern, ja, sie gewährt nur jenen ihrer römischen Korrespondenten Raum, die ähnlich wie Beerenberg-Goßler das ganze Problem von einer einseitigen Perspektive aus sehen können. Als z. B. einer der deutschen Abgeordneten Südtirols, Graf Toggenburg, zum vierten Male auf dem Meraner Volkstage den Italienern versöhnliche Vorschläge machte, in der Hoffnung, endlich einen modus vivendi zum Besten beider Völker und des Staates zu finden, berichtete der Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" aus Rom, es wäre erfreulich, daß die Deutschen Südtirols endlich Vernunft angenommen und in die ihnen von den Italienern zum soundsovielten Male hingestreckte Hand eingeschlagen hätten, wozu noch zu bemerken ist, daß die Italiener auch diesmal wieder die wohlgemeinten Vorschläge des Grafen Toggenburg in unfreundlicher, zum Teil sogar verspottender Weise abgelehnt haben. Dies politische Verschweigen der reichsdeutschen Presse, so begrüßenswert politische Zurückhaltung an sich ist, zeitigt die unbeabsichtigte Nebenwirkung, daß es in Italien zum Nachteil der Deutschsüdtiroler ausgelegt wird. Ihnen wird entgegengehalten, daß das Reich mit der Politik Italiens zufrieden sei, und es die Klagen der Südtiroler darum nicht hören wolle. Das ist ein auf die Dauer unerträglicher Zustand. Wenn die amtliche Politik sich im Gegensatz zur öffentlichen Meinung Italiens befindet, wenn Italien dauernd sowohl den Interessen des Deutschen Reiches, als auch denen des gesamtdeutschen Volkes entgegenarbeitet, wenn es mißleitet durch die Tridentiner Heißsporne dem von Hause aus denkbar loyalen Deutschsüdtirolern eine Daumenschraube nach der andern ansetzt, was haben wir dann vom Leisetreten?

Soll man ein amtliches Italien, das deutschfeindlicher handelt als Belgien und England, das sich zum Schleppenträger des französischen Imperialismus macht, nicht lieber als das einschätzen, als was es sich gibt? Nicht Gefühle, sondern realpolitische Erwägungen haben unsere bisherige Stellungnahme veranlaßt. Es ist sehr interessant, heute die jugoslawische Presse über diese Fragen zu verfolgen. Schon glaubt man in Laibach die Erschöpfung der deutschen Geduld vorauszusehen und überprüft die beiderseitigen Beziehungen. Sollen wir das nicht auch tun? Auch mit Jugoslawien lassen sich Schicksalsparallelen ziehen, ja, es hat noch größere Verluste in völkischer Beziehung an Italien erlitten als das gesamtdeutsche Volk. Den Slowenen von Krain, dem Küstenlande, Görz und Gradisca, den Kroaten Istriens und der dalmatinischen Küste ist nach dem Zerfall Österreich-Ungarns der Anschluß an ihr Gesamtvolk ebensowenig gestattet worden, wie den Deutschen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die ungarische Politik Italiens ist den Südslawen unbequem. Was steht zwischen dem deutschen Volke und S. H. S.? Die Steiermark und das Mießtal. Was steht zwischen dem deutschen Volke und Italien? Deutschsüdtirol und das Kanaltal. Das Reich dagegen hat noch weniger entgegengesetzte Lebensinteressen zu Südslawien als zu Italien. Die wirtschaftlichen Interessen des deutschen Gesamtvolkes im S. H. S.-Staate sind vielleicht ebenso groß wie in Italien. Vielleicht sogar noch größer, da Deutschland aus Italien vorwiegend entbehrliche Edel-Nahrungsmittel und Luxusartikel einführen kann und die italienische Industrie während des Krieges sehr stark geworden ist. Außerdem wird Italien, solange die

Mark zur Lire so schlecht steht, immer bei uns kaufen, gleichgültig, ob wir ihm politisch nachlaufen oder unsere Würde wahren.

Mit S. H. S. hingegen können wir wieder Werte austauschen, die für uns von allergrößter Bedeutung sind und ihm Erzeugnisse geben, die unseren Industriearbeitern eine gute Beschäftigung gewährleisten. Die politischen Möglichkeiten einer Annäherung liegen auf der Hand. Sollte Deutschland durch das Vorgehen Italiens zu einer hier gewiß nicht empfohlenen südslawischen Orientierung übergehen, so würde fraglos Südslawien bereit sein, das Los der Deutschen jenseits der Drau zu mildern. Auch damit beschäftigen sich bereits slowenische Pressestimmen, wenn auch nur sehr zaghaft. Dies alles sollte man sich in Italien gut überlegen. Für uns, die wir die Probleme des Grenz- und Auslanddeutschtums betrachten, ergibt sich folgendes: Nirgendwo gibt man sich in den Grenzgebieten einer Täuschung darüber hin, daß die Politik des heutigen Reiches auf die Wiedergewinnung eingestellt werden dürfe, ja nicht einmal ausschließlich auf die Milderung der harten Fremdherrschaft. Andererseits lehrt aber die Geschichte des modernen Italien, die wir nicht ohne Teilnahme verfolgen können, daß der volkspolitische Faktor stets einer der maßgebenden sein muß, auch wenn man ihn zeitweilig zurückstellt. Die Übereinstimmung zwischen Reichs- und völkischer Politik kann nicht dauernd fehlen. Das ginge wider die Natur. Diese Lehren sollten nicht nur wir ziehen, sondern auch unsere Nachbarn. Wir wollen mit unseren politischen Lehrmeistern gerne in erträgliche Verhältnisse kommen.

Sylvanus.

Synoptische Geschichtstabellen

Man nimmt dies Buch *) mit freudiger Erwartung zur Hand. Der erste Blick zeigt eine Anordnung, die zu begrüßen ist, da der äußeren Entwicklung der Staaten in den Nachbarspalten geistige Bewegungen hinzugefügt sind, die bisher im Geschichtsunterricht sehr vernachlässigt, mitunter durchaus übergangen wurden. Und zwar gliedert sich das Werk folgendermaßen:

A	B	C Geistiges Leben					D	E
		I	II	III	IV	V		
Wirtschaftliche Entwicklung	Soziale Zustände und Bewegungen	Religion und Kirche	Philosophie und Wissenschaft	Wortkunst und Tonkunst	Flächen- und Raumkunst	Erziehung und Unterricht	Innerstaatliche Organisation	Auswärtige Politik

Geht man jedoch an die nähere Lektüre, so beginnt man stutzig zu werden. Eine außerordentliche Fülle von Stoff, die mit tüchtigem Fleiß zusammengetragen ist, stürzt auf den Leser ein; Zahlen, Namen, Begriffe, Urteile, Geschehnisse prasseln heran. Recht wohl, wenn das Vorwort sagt: „Wir sind eben der Ansicht, daß wir der neuen Generation nicht mehr die Aufgabe stellen dürfen, daß sie als wandelndes Konversationslexikon ins Leben tritt . . ., sondern daß wir ihr die Methode zeigen, sich im Urwaldgestrüpp des Stoffes zurechtzufinden." Allein der Lehrer muß

*) Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeitsunterricht vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Siegfried Kawerau unter Mitarbeit von Fritz Ausländer, Heinrich Reintjes und Fritz Wuessing. Franz-Schneider-Verlag, Berlin und Leipzig.

ja wohl den Stoff und somit den Inhalt dieser Tabellen beherrschen. Der Lehrer muß wissen, was es mit Gemengelage, Krempelmaschine, Lokohandel, Gribojedows gore ut uma, Allmende, Bauernlegen usw. auf sich hat. Er muß sich über all dies unterrichten. Mit welcher Sorgfalt dies geschieht, inwieweit bei der Fülle des vorgelegten Materials Sorgfalt möglich ist, bleibe dahingestellt. Er als einzelner soll geistig erfassen, um klar wiedergeben zu können, was vier Männer in gewiß recht mühsamer Arbeit zusammentrugen. Hat aber der Lehrer den Stoff nicht restlos aufgesogen, so ist die Wirkung seiner Tätigkeit geschwätzige Halbbildung, die gewiß nicht in der Absicht der Verfasser liegt.

Die Verfasser hätten dem Lehrer ein wenig zu Hilfe kommen können, wenn sie den Titel ihres Buches im Auge behalten hätten. Ich kann von mir sagen, daß ich noch in keinem Buche dermaßen vor- und rückwärts geblättert habe, um den Zusammenhang festzustellen, wie in diesen Synoptischen Tabellen. Freilich, „wir sind absichtlich unsystematisch verfahren, einmal nach Ländern ordnend, einmal nicht, bald gruppierend, bald registrierend. . . . Wir haben uns eben nicht von Gesichtspunkten äußerer Systematik, sondern vom Zwange des Stoffes leiten lassen und die Sache dem praktischen Zweck angepaßt", sagt das Vorwort mit seinem peinlichen Fettdruck, der den Eindruck eines Geschreis macht; und man schreit doch nur, wo man seiner Sache nicht sicher ist. Heißt es sich wirklich vom Zwange des Stoffes leiten lassen, wenn man Robert Blum zuerst erschießen, dann in der Paulskirche wirken läßt, eine Anordnung, wie sie bei Filmaufnahmen allerdings vom Zwange des Stoffes geleitet sein mag? Warum erscheint Liebig vor Thaer, der sein Hauptwerk zur gleichen Zeit, wie Liebig das ABC schrieb? In C IV erscheint Henry (sic!) Matisse neben den 70er Jahren in E. Auf Seite 31 hören wir von der Pariser Kommune in B; der 70er Krieg folgt in E sechs Seiten später. Auf Seite 44 wird uns die Rodin-Schule, auf Seite 56 erst der Meister selbst vorgestellt. Während rechts und links der Weltkrieg braust, dichten friedlich Hauptmann, Frenssen und Rosegger ihre Jesus-Romane. Wozu dann Synopsis? Wozu das Urwaldgestrüpp künstlich noch mehr verfilzen? Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren; es ist gar nicht die Rede vom Zwang des Stoffes. Es ist überhastete Arbeit, Fahrigkeit, und was das Lehrbuch von Lehrer wie Schüler fordern muß: Durchdringung, leisteten die Verfasser selbst nicht.

Auch in den einzelnen Rubriken ergeben sich Verwirrungen, die nicht vorkommen dürfen. So begrüßt man (S. 52 D) plötzlich in der Schweiz den nationalistischen Poincaré als Präsidenten; S. 55 erfahren wir in der gleichen Spalte, daß 1915 Yuanschikais Erhebung zum Kaiser verhindert wurde und weiterblätternd auf S. 56 ganz oben, daß am 7. April 1917 die Osterbotschaft des Königs — von China? — die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts in Aussicht stellt. Oder: S. 62 E, daß bereits am 24. September 1916 die Oberste Heeresleitung der deutschen Regierung mitteilt, sie halte die Einleitung von Friedensverhandlungen für notwendig. Gewiß sind dies Druckfehler. Wir sind jedoch von deutscher Gelehrtenarbeit allzusehr verwöhnt, als daß wir derartige Oberflächlichkeiten bei der Korrektur nur als Schönheitsfehler entschuldigend hinnehmen. Es spricht sich in solchen Schnudeleien Liebloſigkeit aus, wenn nicht grober Mangel an Verantwortungsgefühl.

Dies alles ist mit Feder und Tinte zu beseitigen. Weit schlimmer wirken die Stichworte, die in C den Künstlernamen erläuternd zugefügt wurden; sie sind geschaffen, das oberflächliche Urteil unserer Zeitgenossen noch breiiger zu machen. Man schweige, wo man nicht weiß. Es ist nicht kleinlich, wenn ich hervorhebe, daß Ricarda Huch durchweg als Rikarda erscheint. Habe ich mich einmal ehrlich mit dieser Dichterin beschäftigt, so weiß ich, wie sie sich schreibt. (Ähnlich: Erica von Handel-Mazzetti, die Maler B. v. Gebhardt, Ludwig Dills.) Dann aber kommen

ganz erstaunliche Dinge zutage: da heißt es „die feierliche und prächtige Kunst C. F. Meyers und Theodor Storms". Treffender ist Storms stampfendes Gedrohn allerdings wohl noch nirgends charakterisiert worden. „Wilhelm Trübner: Malerische Monumentalität", „Karl Stauffer-Bern: Zeichnungen" (er soll mitunter auch radiert haben). Von Rostands Werken ist erwähnenswert einzig L'Aiglon. Hugo Wolf erscheint auf gleicher Linie mit — Max Bruch! In einem Topfe werden vorgesetzt: Scheffel, Riehl, Ebers, Heyse, Wolff, Dahn, Geibel. Uestroy muß sich als Nachbarn die Birch-Pfeiffer und Benedix gefallen lassen. Söhne durch Generationen geschiedener geistiger Väter wie Herzogenberg und Reinecke erscheinen unter dem Sammelbegriff: Klassizistisch. Schubart wird auf dem Hohentwiel eingekerkert. Jenny Lind wird nur erwähnt als Interpretin Taubertscher Kinderlieder. Segantinis Kunst erhält das Charakteristikum: „Farbenwülste". Berlioz muß sich mit dem Vornamen Viktor begnügen. Dafür fehlen Breugel, Karl Philipp Moritz, Henri Rousseau. Man faßt sich an den Kopf. Ich bitte den Leser um Verzeihung, wenn ich ihn mit diesen vielen Beispielen langweilte, doch scheint es nötig, aufzuweisen, wie hier nicht eigene Forschung, Betrachtung, Versenkung spricht, sondern wie Ableitungen aus dritten, vierten nicht sehr klaren Quellen sich zum Lehrmaterial erkühnen. Ist das die entschiedene Schulreform, der ja die Verfasser wohl nicht ganz fern stehen sollen? Solchen dilettantischen Schnitzern stellen sich in ihrer ganzen Lächerlichkeit Werturteile zur Seite, wie: „Lukas Cranach: typisch für den kleinbürgerlichen Bedarf". „Murillo: Nebelduft goldenen Lichts", „Auguste Rodin: der größte Plastiker seit Michelangelo." (Ein paar Zeilen darunter steht Maillol, und dieser Name allein, wenn es denn durchaus ein Franzose sein soll, hätte den Verfasser vor diesem Superlativ warnen müssen.) Auch hier macht sich jene Zärtlichkeit für Frankreich geltend, die das ganze Buch durchzieht. Sie geht so weit, daß der brave, alte Seekatz ausführlich behandelt und seine Arbeit für Thoranc ehrend erwähnt wird. Was nicht hindert, daß Unkenntnis heterogenste Dichter auch an der Seine koppelt, daß Voltaires langweilige Dramen, namentlich seine Geniestreiche nur unter dem Sammelbegriff Romane aufgeführt werden. So wird England die „Denkmalsseuche" vorgeworfen, aber des Kitsches französischer Monumente (etwa des erschütternd scheußlichen Maupassant im Park Monceau) wird nicht gedacht. Ebenso wird ängstlich jede Mahnung an den Monarchismus vermieden, weshalb Menzels Meisterwerk, die Friedrich-Illustrationen, verschwiegen sind; man muß sie unter dem völlig schiefen Schlagwort: Historienbilder, suchen. Nach all diesem wird sich niemand wundern, wenn der Verfasser dieser urkomischen Geistesgeschichte um große Worte nicht verlegen ist. Man höre das Charakteristikum von C III für die Zeit von 1900 bis 1920: „Dichtkunst und Musik entwachsen immer mehr dem bloßen Schildern, wie es ist, dem bloßen Abschreiben der Leidenschaften — zu einer Weltanschauungsgestaltung, zu einem Begreifenwollen, zu einer Vorstellung der ins Weltall projizierten eigenen Problematik." Man wolle hier meine gegnerische Einstellung nicht auffassen als eine Antipathie gegen wesensfremde Weltanschauungsgestaltung, über die sich streiten läßt: ich wehre mich empört gegen ein Gestammel, das sich als Lehre aufwirft, die nicht mehr Halbbildung, sondern Unbildung schafft, die Lehrer wie Schüler verführt, Worte zu blähen, an welchen Bovisten in deutschen Landen keineswegs Mangel herrscht, der, entfernt von aller Tragik menschlichen Geschehens, Ideologien aufzäumt ohne Demut, ohne Liebe, ohne Ehrfurcht, ohne Dienerschaft vor dem selbst angemaßten Objekt.

In der Nationalversammlung hat der Abgeordnete Weyl die neue Freiheit des neuen Geistes verkündet mit den Worten: „Wenn sich die Professoren von dem Gedanken des Obrigkeitsstaates nicht abkehren in dem Wahn, daß der jetzige Zustand nur vorübergehend sei, dann muß die Regierung energisch eingreifen." Die Ver-

fasser, die ja wohl nicht umzulernen brauchten, befolgten in den Rubriken A B und E diesen Fingerweis: höchstes Mißtrauen gegen Monarchen (so wird verschwiegen, daß bei Lützen ein König sein Leben für seine Idee ließ, immerhin doch eine Tatsache, die manchmal sogar der Nachahmung wert erschienen wäre), heftiges Stirnrunzeln über das Deutschland des Dornovembers und den bösen Kapitalismus, sowie leichtes, nicht ganz unberechtigtes Lächeln über das Bürgertum. Es läßt sich über diese Einstellung gewiß streiten, und sie von vornherein abzulehnen wäre grundfalsch, ja es ist dringend erwünscht, daß die Dummheiten deutscher Politik in ihrer ganzen Größe dargestellt werden. Nur einige Gerechtigkeit verlangen wir. Da aber fehlt es. Wenn sich das Buch von der byzantinisch oder teutsch beschränkten Geschichtsschreiberei loslöst, so verhaftet es sich sofort am Gegenteil: der Parteigeschichte. Damit hebt der alte Jammer, nur mit umgekehrten Vorzeichen, wieder an. Wie sehr es sich um eine Geschichte der Massenentwicklung handelt, geht schon daraus hervor, daß die Zeit von 1500 bis 1800 ein Drittel, das 19. und 20. Jahrhundert, also die eigentliche Zeit sozialer Bewegungen, zwei Drittel des Buches umfaßt. Die ganze Haltung läßt sich am besten an den Worten erweisen, die den 10. November darstellen sollen: „Die Bureaukratie ohne Direktiven hilflos." (Nebenbei: was geschah denn, wenn die Bureaukratie nicht mitspielte? Und was soll denn die Bureaukratie ohne Direktiven tun? Soll etwa jeder Beamte nach eigener Direktive arbeiten? Glück auf!) „Im Hintergrund starker Einfluß der Gewerkschaften, die den Boden für eine allmähliche Entwirrung des chaotischen Zustandes bilden!" Sollte früher der Leser bei entgegengesetzten Auslassungen das „Heil dir im Siegerkranz" mindestens leise flöten, so wird er hier aufgefordert, die Arbeitermarseillaise anzustimmen. Ob schwarz-weiß-rot oder nur rot, die subalterne Geschichtsschreiberei bleibt ganz die gleiche. Es kann denn auch nicht fehlen, daß Monarchen, wie die Hohenzollern, nicht gute Zensuren von den Herren Lehrern bekommen, daß ihre Schattenseiten, die zu ihrer Zeit gar nicht so schwarz waren, wie man heute gern möchte, als der Korporalstock, als die Kabinettsjustiz breit und gern erwähnt werden. Ihre Verdienste, von denen auch die um Kawerau nicht schweigen, werden kurz registriert. Besonderer Unbeliebtheit erfreut sich der alte Kaiser. Er wird nur dreimal erwähnt in wenig ansprechenden Situationen. Mag dies so sein; ob aber dieser stille Mann, der doch, seien wir gerecht, auch nebenbei ein restloses und rastloses Pflichtbewußtsein besaß, so sehr viel weniger in der Weltgeschichte zu bedeuten hat, als der Schneider Wilhelm Weitling, der auch dreimal erwähnt wird, darf bezweifelt werden. Peinlich ist auch Friedrich II., dem die Masse trotz seinem Korporalstab den zärtlich-mitleidigen Namen des alten Fritz gab. Sein siebenjähriger Krieg wird mit 17 Zeilen abgetan. Als wesentliche Kriegsereignisse werden hervorgehoben, daß Berlin zeitweilig von den Österreichern und Russen besetzt war, und daß Kolin den Wendepunkt darstellt. (Man denkt an Fontane, der in seinem Storm-Essay lacht: Wir können uns eine Niederlage leisten.) Nichts von Leuthen, nichts von Roßbach. Man müßte nach dieser Darstellung meinen, daß dieser Friedrich von Niederlage zu Niederlage geschritten sei. Das blasse Erstaunen überfällt uns, wenn wir dann doch erfahren, Preußen sei unter ihm zur europäischen Großmacht geworden. Offenbar sollen diese Lücken von dem Lehrenden ausgefüllt werden. Warum dann überhaupt eine Zeile über diesen Krieg, den jedes Kind kennt, daß er gar nicht mehr gelehrt zu werden braucht? Dieser Krieg ist wirklich ohne Erwähnung der entscheidenden Siege nicht recht verständlich, warum scheuen sich die Verfasser vor der Druckerschwärze, wenn sie doch dieses Naß verschwenden, sobald man Deutschland etwas anhängen kann? Sollte es wirklich nur schulmeisterliche Angst vor dem Blitzen eines Genies sein? Das wollen wir denn doch nicht glauben.

Unser von Frankreich mit Recht verachteter, von den Schulmeistern als Ob-

jektivität gerühmter nationaler Kleinwahn tritt am groteskesten in Erscheinung bei Behandlung des 70er Krieges, den schon das Motto einläutet: „Nicht durch Majoritätsbeschlüsse und Reden, sondern durch Blut und Eisen", was als ein Hohn gemeint ist, denn des Blutes nur wenig teilhaft hat der Schulmeister eine große Angst vor diesem besonderen Saft. Die Übermacht Deutschlands wird zahlenmäßig gebucht. Sodann heißt es nach der Übergabe von Straßburg: „Fortsetzung des Kampfes als Eroberungskrieg. Franktireurkrieg." Ich übergehe die Frage, ob die Tatsache des Eroberungskrieges zu Recht besteht, um den Leser vor die Alternative zu stellen, ob er die Verfasser oder mich als böswillig bezeichnen will, wenn ich zwischen den beiden Fakten den ungedruckten Satz lese: „Darum hatte der Franzose sehr recht, wenn er seinerseits begann mit dem Franktireurkrieg." Wo Leuthen fehlt und Gustav Adolfs Ende, da hat der nicht sehr gentlemanlike geführte, aber blutsmäßig wohl zu verstehende Kleinkrieg Frankreichs nichts zu suchen, wenn nicht andere als ruhig wägende Gründe ihn aus seinem Schlummerwinkelchen hervorzerren wollen. Nach der „durch Hunger" (nur immer genau) erzwungenen Übergabe von Paris heißt es fundamental: „Harte Waffenstillstandsbedingungen." Hiergegen ist nichts zu sagen; nur muß vermerkt werden, daß von Napoleons Drosselungen nach Tilsit nicht ein Sterbenswörtchen zu finden ist. Das Gegenbild: 1697 „Frankreich verzichtet auf die Pfalz" (erhält Straßburg). Seit dem „Pfälzerkrieg" der „Erbfeind"-Begriff in Deutschland. Von den Aschenhaufen Mélacs in Heidelberg, Worms, Speyer, Mannheim, die diesen Erbfeind-Begriff einigermaßen erklären, fehlt jede Spur. Dabei fällt es mir nicht ein, über den „schnöden Korsen" und den „Mordbrenner" mich zu entrüsten; es fällt mir aber noch weniger ein, in sittlicher Empörung über die „harten Waffenstillstandsbedingungen" für das „durch Hunger" gefallene Paris zu wallen.

Ähnlich geht es dem Kapitalismus. Dem Leser wird genau zahlenmäßig der Gewinn des Fuggerschen Hauses vorgezählt, von den Kleinsiedelungen dieser königlichen Kaufleute, also modernstem Problem, schweigt man.

Und der Bürger? Man lese die Erklärung für den Humanismus: „eine gelehrte Bewegung wohlhabend gewordener Städter, sich langsam auf Adel und Fürstentum ausbreitend, eine Gefühl und Willen zersetzende Verstandeskultur, vor folgenreichen Entscheidungen zurückschreckend." Das ist gewiß nicht ohne einen ganz guten Humor. Aber daß diese paar Sätzchen den Leitfaden bieten sollen, sich in dem feinst verästelten Labyrinth des Humanismus zurechtzufinden, dessen Wesen, Sieg und Tragik zu enträtseln beste Forscher ein Leben dransetzen, das entmutigt.

Der Fall ist hoffnungslos. Der Radius nationalistischer Geschichtsschreibung wird noch mehr verkürzt, und wir werden in den winzigen Horizont parteilichen Geschichtsunterrichts gezwängt. Das wird sich von selbst regulieren. Den Jungen möchte ich sehen, der sich für die Merinoschafe Spaniens mehr interessiert als für den Hufschlag der Pappenheimer. Die äußere Staatengeschichte, die das Vorwort mit seinem Fettdruck als vom Thron gestürzt ausschreit, ist aus der dominierenden Stellung im Unterricht nicht zu verdrängen, sie ist bildhaft, sie läßt sich nacherleben, d. h. sie fesselt. Sie lockt weit eher den Schüler, begierig nach den Gründen zu forschen, als wenn er von dem komplizierten holländischen Steuersystemen vom Ende des 17. Jahrhunderts aus erst später die katastrophalen Entladungen, wie der Fettdruck will, begreifen soll. Ich fürchte, die katastrophale Entladung wird beim Schüler nur ein außerordentliches Gähnen sein. Und wenn das Vorwort brüllt, daß Deutschland nun nicht mehr isoliert gesehen ist, sondern „mitten hineingestellt in den Strom der europäischen Weltgeschichte", so fragt man, an welcher Schule denn deutsche Geschichte ohne häufige Blicke nach rechts und links traktiert worden ist. Aber es muß doch ein Standpunkt sein, von dem sich das ungeheure Rundgemälde betrachten

läßt. Denn Geschichtsunterricht, soll er Großes und Nachhaltiges erreichen, ist nicht ganz so einfach, wie die polyhistorischen Verfasser vielleicht glauben. Dieser Standpunkt ist meine Erde. Im gleichen Takte meines Blutes tritt die Entwicklung meines Volkes einher. Ist dieser Takt begriffen, dann erst verstehe ich den scheinbar regellosen Rhythmus der andern als Synkopen. Man mache sich doch nicht lächerlich: wir, als ein Volk der Mitte, lauschten und lauschen dem Puls der Nachbarvölker besser, als irgendeine Nation, die nicht halb die Mühe sich gab, fremdes Blut zu verstehen wie wir. Das ist eine große gütige Gabe des Schicksals. Zugleich bedeutet es die Riesengefahr der Verschwommenheit, des Allesbesserwissens, jenes argen Glaubens, daß die Summe der Tatsachen die Geschichte ausmache, als wäre die Summe aller Teile das Ganze. Hinter der Geschichte steht noch anderes. Dies zu erahnen und zu verehren gilt es. Daß die vorliegenden synoptischen Tabellen, die dem künftigen Geschichtsunterricht unserer Republik ja wohl zugrunde gelegt werden sollen, ein bescheidenes Stüfchen zu diesem hohen Ziele bedeuten — ich müßte sehr lügen, wenn ich es als meinen Glauben aussprechen wollte *).

Wolfgang Goetz.

„Die Propaganda als politisches Instrument“

Randbemerkungen zu dem gleichnamigen Buche von Dr. Stern-Rubarth**)

Der Mensch spricht am liebsten von Eigenschaften, die er nicht hat, ein Geiziger von Freigebigkeit, ein Taktloser von Takt. Die Eigenschaften, die er besitzt, beschäftigen den Menschen weniger, er schweigt über das Selbstverständliche. Völker machen es nicht anders. Ihre Sprache ist ihr Schrifttum. In keinem andern Lande der Welt sind im letzten Jahre so viele Bücher über politische Propaganda geschrieben worden wie in Deutschland, gute und schlechte. Vor dem Kriege gab es in Deutschland keine außenpolitische Propaganda. In ihrer Ablehnung stimmten Bismarck und Bethmann, so wenig sie sonst einander ähnlich waren, überein. Nichts zeigt deutlicher als diese Feststellung, wie sehr das deutsche Volk und seine Staaten in politischer Beziehung Emporkömmlinge waren, zurückgeblieben gegen die alten Völker des Westens mit ihrer weit fortgeschritteneren Verfeinerung der politischen Arbeitsmethoden. Eine politische Propaganda hatte es in Deutschland, wenn man von der der Parteien absieht, freilich schon einmal gegeben, und zwar in den neunziger Jahren. Sie wurde jedoch nicht von der Reichsregierung gemacht, sondern bezeichnenderweise nur von einem einzigen Ressort, der Marine. Der Feldzug, den Tirpitz mit Unterstützung Wilhelms II. unternahm, um die Bevölkerung Deutschlands auf den Flottengedanken einzustellen und die Mehrheit des Reichstages für

*) In einem Artikel des „Berliner Tageblattes“ (20. 1. 21) äußert sich Kawerau zu seinen Tabellen. Und richtig, er sieht das schönste Ziel seines Werkes darin, daß Probleme aufgeworfen werden, wie: „Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Wirtschaftskrisen und religiösen Bewegungen? Hängen Merkantilismus und die Stilerscheinungen von Renaissance bis Rokoko miteinander zusammen? Ist die Differenzierung des Barockstils etwa eine Entspannung? eine Folge?“ D. h. also Fragen, an die sich reife Jahre wagen können, die mitunter eine Lebensarbeit erfordern, sollen im Unterricht behandelt werden. Das ist nichts als Tändelei. Gebt Gerüste, starke und sichere Gerüste, wie sie die alten Fürstenschulen schenkten, aber nicht Stukkatur. W. G.

**) Die Propaganda als politisches Instrument. Von Dr. Edgar Stern-Rubarth. Berlin 1921, Trowitzsch & Sohn.

seine Marinevorlage zu gewinnen, steht einzig da. Einzig als Versuch, einzig aber auch in seinem durchschlagenden Erfolge. Seine Richtung ging aber, wenn sie sich auch auf ein außenpolitisches Thema bezog, nach innen. Man wollte das deutsche Volk zu politischem Ehrgeiz anstacheln, ihm eine neue politische Denkrichtung vorzeichnen.

Propaganda als Instrument der Außenpolitik wurde nicht versucht: diese geistige Waffe neben der materiellen, neben Heer und Flotte auszubilden, unterließ man. Kein Wunder, daß sie versagte, als man im Kriege ihre Notwendigkeit langsam erkannt hatte. Wie ein Krieg einer jahrelangen Vorbereitung im Frieden bedarf, in dem Millionen von Einzelbeobachtungen und Erfahrungen zusammengestellt und planmäßig ausgewertet werden, so kann auch politische Propaganda nicht von einem Tage zum andern begonnen, nicht „gemacht" werden. Das versuchten unpolitische Menschen im Kriege, daher die Mißerfolge. So war es auch gut, daß die von vornherein verpfuschte Kriegspropaganda mit dem Tage unseres Zusammenbruchs restlos abgebaut wurde.

* * *

Unter den zahlreichen Büchern, die gerade in den letzten Jahren erschienen sind, zeichnet sich das hier zur Besprechung gelangende Werk von Dr. Stern-Rubarth „Die Propaganda als politisches Instrument" vorteilhaft aus. Der Verfasser bemüht sich, das ganze Problem zu übersehen, und zwar von höchster Warte. Die Bedeutung des Buches liegt weniger in jenen Teilen, welche die politische Propaganda Frankreichs, Englands, Amerikas und der übrigen Großstaaten schildern. Hier beschränkt sich der Verfasser auf einen kritischen Überblick über die in den letzten Jahren während des Krieges geleistete Arbeit: die Wirkung der kulturellen Propagandaunternehmungen der Franzosen und ihrer politischen Kampfmittel wie Telegraphenagenturen und Zeitungen, die Schilderung der Northcliffe-Propaganda und ihre Einflußnahme auf die deutsche Mentalität, des Panamerikanismus und ähnlicher Bewegungen. Diese Teile werden dem, der die einschlägige Literatur verfolgt hat, nicht viel Neues bieten; sie sind aber eine gute Einführung für alle diejenigen, die erst heute erkennen, daß Propaganda die einzige Waffe ist, die dem deutschen Volke heute noch geblieben ist, das einzige Werkzeug, mit dem wir das Netz von Verleumdungen zerreißen können, das um Deutschland gelegt ist. Einem Volke, das geknechtet ist, dem man alle militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel, ja die wichtigsten Rohstoffgebiete und Produktionsstätten geraubt hat, werden geistige Kampfmethoden geradezu aufgedrängt, die dem in den vergangenen 50 Jahren erst aufsteigenden Reiche nicht zur Verfügung standen, weil es sich erst spät einen Platz in der Welt sichern konnte und darum überall als lästiger Eindringling empfunden wurde. Einem Unglücklichen leiht man dagegen sein Ohr, man wird ihm glauben, besonders wenn er nachzuweisen weiß, daß das Unglück, in das er gestürzt wurde, zugleich das wirtschaftliche Unglück der übrigen Welt ist.

Die beiden ersten Abschnitte des Stern-Rubarthschen Buches gewinnen unter dieser Beleuchtung eine besondere Bedeutung. Der Verfasser sucht den Begriff der politischen Propaganda zu klären, durch Vergleich mit der geschäftlichen Reklame und an dem Beispiel der Congregatio de propaganda fide. Er definiert die negativen und positiven Schlagworte und ihre Umkehrungen, die Symbole der Propaganda, ihre Zweckliteratur, die Auswertung des Märtyrertums, des Glaubens und Aberglaubens. Er schildert ihre klassischen und modernen Handwerkszeuge: Rede, Schrifttum, Musik, Film und bildende Künste. Der zweite Abschnitt ist einer Darstellung der propagandistischen und politischen Grundgedanken der einzelnen Völker gewidmet. Der Verfasser sollte bei einer Neuauflage, die durchaus zu

wünschen ist, gerade dieses Kapitel ausbauen und vertiefen. Auch ließe sich über die Propaganda der Tschechen und der Südslawen noch vieles, was hier ungesagt geblieben ist, bemerken. Hat sich doch der Verfasser im wesentlichen auf die Propaganda in der großen Politik beschränkt, und die örtliche, die Grenzpolitik, in der die Dänen z. B. in ihren Volkshochschulen und zahlreichen anderen Einrichtungen Vorbildliches geschaffen haben, unberücksichtigt gelassen. Auch die Vorkriegspropaganda der Franzosen im Elsaß bietet viel Interessantes. Aber wir wollen für das Gegebene dankbar sein. Das Material mit voller philologischer Gewissenhaftigkeit unter Berücksichtigung des in tausend Einzelschriften und Zeitungsaufsätzen, ja in schwer zugänglichen Archiven Zerstreuten zusammenzustellen, würde die Aufgabe eines Geschichtsforschers für Jahre sein und jener erfreulichen Frische entbehren, die das intelligent geschriebene, leicht lesbare Werk Stern-Rubarths auszeichnet. Seine Stärke liegt in der Anschauung, vor allen Dingen in den praktischen Schlußfolgerungen. Er versucht auf Seite 113 sogar, ein Schema für die Propaganda als politisches Instrument zu geben, „soweit diese individualistischste aller intellektuellen Arbeiten überhaupt schematisiert werden kann“. Dies Schema, das in Einzelheiten nicht Anspruch auf Vollendung erhebt, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber allen früheren Versuchen. Daß Dr. Stern-Rubarth nicht in die Fehler der Mechanisierung verfällt, geht aus seiner Schlußfolgerung hervor „über allen Systemen steht aber hier noch mehr als auf jedem anderen politischen Gebiete die Bedeutung der Persönlichkeit. Ein bis ins Feinste ausgeklügeltes System, ein von wahrhaften Psychologen ersonnenes Netz von feinen Gedanken, treffenden Schlagworten, wirksamen Bildern und wohlklingenden Argumenten würde versagen, sobald das alles unter die Räder der bureaukratischen Maschinerie geriete. Nur eine unbefangene freie Ausgestaltung seitens aller leitenden Stellen und deren möglichst weitgehende freiwillige Unterordnung unter die Besten kann wirklich Dauererfolge erzielen, und der Beste wird nicht nur der Klügste, Psychologischste, Verständigste, Patriotischste und Schöpferischste sein, sondern wieder letzten Endes derjenige, der seine große und vorläufig wohl noch auf lange Zeit in der Regel nationale Aufgabe aus einer tiefen Ethik und aus dem stärksten, vornehmsten, moralischsten Empfinden heraus betreibt. Das mag paradox klingen, weil es gerade von einer nach unserer bisherigen Auffassung als machiavellistisch anzusprechenden Erscheinung der Politik gilt. Das ist aber unzweifelhaft und für alle Zeiten richtig — daraus allein können wir Deutschen heute die Hoffnung schöpfen, daß der um uns gewebte Schleier von Lüge und Irrtum, Mißtrauen und Verkennung, der eine freie Entfaltung alles Deutschen, also auch der deutschen, aufbauwilligen Propaganda, hemmt, in absehbarer Zeit fallen und uns den Kampf, den ehrlichen Kampf mit scharfen Waffen des freien Geistes freigeben wird.“

Stern-Rubarth faßt in der Einleitung seine Forderungen ganz konkret zusammen. Er verlangt:

„Strengste Vereinheitlichung aller propagandistischen Bestrebungen unter gemeinsamer Oberleitung, Abschaffung aller amtlichen und halbamtlichen Nebenstellen oder irgendwie unterstützten Privatunternehmungen.

Führung in dauernder Übereinstimmung mit den politischen Zielen der Reichsleitung, den Blick auf das Ausland gerichtet, aber ohne zu vergessen, daß das Inland der tragende Boden dafür ist.

Vollständige Unabhängigkeit der Reichspropagandastelle vom Instanzenweg der mittleren und unteren Behörden. Einsicht der Notwendigkeit, in großzügigster Weise Mittel für eine Kriegführung aufzubringen, die gegenüber den Waffen der Vergangenheit immer nur einen Bruchteil kosten wird, dem Gedanken der Verständigung

letzten Endes selbst durch ihre Kampfmethode dient und sich auch in friedlicher Arbeit schließlich hundertfach verzinst."

Das sind sehr große Forderungen eines Mannes, der das Problem wirklich verstanden hat. Vielleicht verdiente aber eine seiner Voraussetzungen noch schärfer betont zu werden: die Übereinstimmung mit den politischen Zielen der Reichsleitung. Vor dem Kriege hatte nach der Einigung im kleindeutschen Reich 1871 die deutsche Reichsleitung nur das eine bescheidene Ziel friedlichen Ausbaues des Reiches. Bismarck erklärte das deutsche Volk für politisch saturiert und ging daher an die Erwerbung der Kolonien nur mit halbem Herzen heran. Die neunziger Jahre und das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gaben dem deutschen Volke zwei neue politische Gedanken, die im Grunde einander widersprachen, und die mit zwei Schlagworten bezeichnet werden können: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" und „Berlin—Bagdad", also die Expansion über See und die Expansion über Land nach Südost. Beide Ziele waren nur realpolitisch. Ihnen fehlten große ethische Gedanken von Weltgeltung, deutschpolitische Ziele, die auch Menschheitsziele hätten sein können, wie der Gedanke der liberté, égalité und fraternité, die Sklavenbefreiung usw. Heute braucht das deutsche Volk und die Reichsleitung politische Ziele mehr denn je. Ziele, die dem deutschen Volke und der Menschheit den Weg aus dem Unglück herausweisen, in das beide durch die in den Luftschlössern Ludwigs XIV. geschlossenen politisch und wirtschaftlich widersinnigen Verträge gestürzt werden. Eine passive Tagespolitik, die sich in auswärtigen Fragen damit begnügt, die ständig größeren Forderungen der Entente, vor allem des ländergierigen Frankreich und seiner beiden Bundesgenossen, Polen und Tschechien, abzuwehren, kann auf die Dauer nicht genügen. Unsere Reichsleitung muß große Ziele aufstellen, Ziele, die sowohl eine idealistische als auch eine praktische Formulierung haben. Durch das feinste Propagandainstrument wird der fähigste Propagandaleiter kein befriedigendes Ergebnis erzielen, wenn man ihm das Ziel nicht setzt, das erreicht werden soll. Der Gedanke muß da sein. Letzten Endes wird die Welt doch von Gedanken regiert.

Karl C. von Loesch.

Literarische Rundschau

Vier Jahre in russischen Ketten

Eigene Erlebnisse von Helene Hörschelmann *)

Dies feine, kleine Buch ist das Hohelied der deutschen Idee. Eine wirkliche Idee ist ein seltsames Ding, unendlich zarter als Spinnweb und weit tragfähiger als Stahl. Es ist auch kein Zufall, daß es eine Frau ist, die uns mit diesem Wunderding bekannt macht, denn kluge Frauen besitzen weit mehr Einsicht in das Seelenleben, als der klügste Mann. Eine Idee ist aber immer ein Teil einer Einzelseele und ist keine weltumfassende Redensart. Die Idee kann zum starken Gewölbe in der Seele werden, das die Freiheit der Persönlichkeit vor allem Ungemach und allen Anfechtungen beschützt.

Mit Staunen und Bewunderung lernen wir aus diesem Buch die Macht der deutschen Idee in den Seelen der deutschen Kriegsgefangenen kennen, die sie zu

*) München, S. F. Lehmann.

Königen macht gegenüber den sklavisch gesinnten Kriegsgefangenen des östlichen Österreich, von denen nur die Ungarn eine Ausnahme machen. Inmitten der unsäglichen Leiden, die ihnen das gehässige Übelwollen und vor allem die mastodontische Schlamperei der Russen bereitet, hält die deutsche Idee diese deutschen Männer aufrecht.

In den ersten Kriegsjahren waren die deutschen Kriegsgefangenen trotz ihres Heldenmutes dem Untergang geweiht, denn nichts war vorbereitet. Weder Arzeneien noch Verbandzeug, weder Kleider, Mäntel noch Unterzeug waren vorhanden. In Kälte und Elend hätten sie sämtlich verkommen müssen, wenn die deutsche Idee nicht gewesen wäre. Denn die Idee gleicht auch einer Harfe, die in einer Seele erklingend, in allen Seelen, welche die gleiche Harfe tragen, ein Echo weckt. So war es die deutsche Idee, welche die Herzen der baltischen Deutschen hochschlagen ließ und ihre Hände öffnete. Wie ein ununterbrochener Strom ergossen sich die Liebesgaben aus den drei Ostseeprovinzen nach Moskau. Geld, Kleider, Wäsche, Bücher usw. überschwemmten das Haus der Verfasserin und gaben ihr die Möglichkeit, die Hospitäler, die Gefangenen und Durchgangslager zu versorgen. Aber tausend Deutsche wurden dadurch vor Tod und Verzweiflung bewahrt.

Die unbezwingliche Macht der Idee lernen wir zutiefst verstehen und verehren, wenn wir sie in einer Einzelseele wachsen und emporblühen sehen. Und diesen Einblick gewährt uns dieses einzigartige Buch. Wir sehen sie wie ein Blitz in die Seele der Verfasserin einschlagen und Wurzel fassen. Und wenn wir alle Mühen, Leiden und Entbehrungen miterleben, welche die Arbeit für die deutschen Brüder mit sich brachte, dann erkennen wir auch die Macht der deutschen Idee, die der Verfasserin Engelsfittiche verlieh und sie befähigte, alle Kränkungen, Verrat und Gefangenschaft siegreich zu ertragen.

Dennoch bliebe das Bild der Idee unvollständig, wenn wir nicht mit der Verfasserin den Untergang der deutschen Idee während der Novembertage in Berlin miterlebten. Da sehen wir die gleichen Menschen, welche die deutsche Idee vorher zu Königen geadelt, ohne diese Idee zu Strauchdieben herabsinken.

Je elender und gemeiner sich die Menschen zeigen, um so großartiger enthüllt sich uns die deutsche Idee. Ohne deutsche Idee gibt es kein Deutschland. Und heute haben wir kein Deutschland mehr.

Daher das allgemeine Gefühl eines furchtbaren seelischen Verlustes, das man mit allen möglichen Ersatzmitteln zu betäuben sucht. Aber weder der fein säuberlich in drei gleiche Teile geschnittene Menschheitskuchen Steiners, noch der indisch-mongolisch-amerikanische Plumpudding Keyserlings, der von vergänglichen Geistesflammen wie von einer brennenden Rumsoße umloht ist, können uns helfen. Einzig die deutsche Idee kann es.

Eine Idee kann man nicht lehren. Aber ein großer Seelenkenner vermag sie uns anschaulich vor Augen zu stellen, und das ist im Buche von Helene Hörschelmann in unvergleichlicher Weise geschehen. J. von Uexküll.

Politische Rundschau

Ein besonders straff zusammenfassender, nur hinweisender Bericht dürfte diesmal der Weltlage am ehesten angemessen sein. Sie befindet sich im Zeichen der Vorbereitungen für Genua, wie sie etwa im Oktober im Zeichen der Vorbereitung auf Washington stand. Das Wenige, das zu vermerken ist, hat nur bedingten Wert. Es harrt der Bestätigung durch das Schicksal der neuen, diesmal europäischen Konferenz.

England will die Konferenz und braucht sie anscheinend so notwendig, daß die andern Verbündeten daran nichts ändern können. Briand hat zugestimmt, und Poincaré erklärt sich für gebunden durch ihn. Er bescheidet sich mit einem Zeitgewinn. Als Eröffnungstag war der 8. März in Aussicht genommen. Poincaré hat eine Vertagung um drei Monate angeregt. Er hat diese Zeit inzwischen als Höchstmaß bezeichnet. Wenn die Aufklärungen, die er als nötig angegeben habe, schneller beschafft würden, widerstrebe Frankreich auch einem früheren Zusammentritte der Konferenz nicht. Lloyd George drängt. Sein Land ist schon in voller Wahlbewegung. Er wird die Neuwahlen kaum mehr lange hintanhalten können, und seine Aussichten, sich in der leitenden Stellung zu behaupten, hängen davon ab, ob Genua zustande kommt, und ob er mit Recht oder doch mit einem Schein von Recht den Wählern sagen darf, daß die Weltwirtschaft wieder in geregelte Bahnen kommen und der englische Arbeiter wieder Arbeit finden wird. Italien, selbst wirtschaftlich in Not, unterstützt England. Es hat die Hoffnung der Franzosen enttäuscht und sich seiner langwierigen Ministerkrise nicht bedient, um eine Stockung in seinen Maßnahmen zur Unterbringung der Konferenzteilnehmer auf seinem gastlichen Boden eintreten zu lassen. Die Stimmung der Welt kommt den Engländern ebenfalls zu Hilfe. In ihren sich seit dem Ausbruch des Krieges nur immer weiter steigernden Nöten hofft sie in diesem Augenblick auf Besserung und Befreiung durch die Verständigung der Wirtschafter untereinander, wie sie sich schon auf manch anderen Rat vergebens verließ.

Erstaunlich ist, wie die Russen die Zeit von Cannes bis Genua mit all ihrer Beweglichkeit nützen. Es geht ihnen im Innern sicher nicht gut. Die Hungersnot wütet immer ärger. Bei den mongolischen Völkern in Turan äußern sich Selbständigkeitsregungen, die zu einer seltsamen Anknüpfung mit dem magyarischen Rassegenossen führten. In Persien hatten Kosaken-Bestrebungen einen Teilerfolg. Aber selbstbewußt gebärdeten sich Trotzki und Lenin von vornherein als ebenbürtige Macht, die nicht etwa um Zulassung bat, sondern nach Kräften mit dreinreden werde. Trotzki verhinderte eine Herabsetzung der bolschewikischen Truppen mit einem Wink hinüber auf die Ohnmacht der Deutschen, die ihre Waffen bis zum letzten Gewehr in der Revolution fortzuwerfen bereit waren und inzwischen demgemäß gehandelt haben. Dann nahmen die Russen die an sie gerichtete Einladung Italiens an. Soviel sich ersehen läßt, sind sie dabei mit keinem Worte auf die ihnen zugemuteten Bedingungen eingegangen. Sie lehnten sie weder ab, noch fügten sie sich ihnen. Inzwischen aber verhandeln sie vorbereitend mit aller Welt über die Anknüpfung von Handelsbeziehungen. Am meisten Beachtung verdient doch wohl der Fortschritt ihrer heimlichen Annäherung an Frankreich. Poincaré hat der Hinzuziehung der Russen in Genua die stärksten Bedenken entgegengesetzt. Unter vier Augen jedoch ist er für eine Verständigung gewonnen, die für Frankreich Vorteile von Belang wenn noch nicht handgreiflich bietet, so doch in Aussicht stellt. Die Vorkriegs- und die Kriegsschulden spielen dabei andauernd die Hauptrolle. Wir werden also den Russen in einer unverhofft günstigen diplomatischen Stellung in Genua wieder begegnen, als Lohn ihrer bemerkenswerten Sicherheit und Rührigkeit.

Nächst ihnen ist, wie alle die Jahre hindurch, Frankreich am auffälligsten tätig. In den Fragen des nahen Ostens (um einmal den englischen Ausdruck für den Balkan und Vorderasien zu gebrauchen) ist es vor England bisher noch nicht zurückgewichen. Die Besprechung der Verbandsstaatsmänner darüber, die für Anfang Februar anberaumt worden war, hat wiederholt aufgeschoben werden müssen. Der Verzug ist für England um so unangenehmer, als seine Schwierigkeiten in Ägypten und Indien in den letzten Wochen empfindlich gewachsen sind und niemand mehr in England den Ernst der Lage an beiden Orten leugnet. Über die Zusicherungen, die Frankreich

von England zu seinen Gunsten am Rhein und an unserer Ostgrenze begehrt, wird beständig hin und her verhandelt. Daß Engländer und Franzosen ein langfristiges Bündnis zu dem Zwecke abschließen werden, steht zwischen beiden Teilen fest. Wenn noch gestritten wird, ist es nur um das Ausmaß der englischen Verpflichtungen. Vermutlich werden sie zweifelhaft bleiben, bis das Maß dessen bestimmt ist, was England an unserer Kriegsentschädigung nachlassen will. Eins wird das andere bedingen.

Unterdessen hilft sich Frankreich in unserem Osten möglichst selbst. Der Februar hat den Abschluß eines polnisch-französischen Handelsvertrags gezeitigt, der von den polnischen Politikern mit Genugtuung begrüßt und von der polnischen Volkswirtschaft ebenso zweifelnd beurteilt wird. In den Veröffentlichungen darüber ist nicht gesagt worden, welche Einfuhrmengen Polen der französischen Industrie freigeben mußte. Nachdem Benesch den Vertrag mit Österreich unter Dach und Fach gebracht hat, hat er sich auf die Reise nach Paris begeben, um mit Poincaré die Haltung des kleinen Verbandes in Genua vorzubereiten. Dieser hatte von den Engländern schon eine Einladung des kleinen Verbandes zu den Besprechungen verlangt, die er als „Aufklärungsarbeit" zu bezeichnen liebt. Ganz grelles Licht aber wirft nun auf die Tätigkeit Frankreichs im Osten die Nachricht, daß der Frankreich ergebene finnische Außenminister einen militärischen Vertrag mit Polen, der schon im vorigen Sommer angekündigt wurde, fertig habe, auch der Zustimmung der bürgerlichen Parteien gewiß sei und deshalb den Entwurf demnächst dem finnischen Reichstag unterbreiten werde. Für den März ist wiederum eine Zusammenkunft der sämtlichen an die Ostsee reichenden, einst russisch gewesenen Randstaaten in Aussicht genommen, und gleichzeitig erfahren wir, daß der kleine Verband zu einer nach Belgrad berufenen Wirtschaftskonferenz der österreichischen Nachfolgestaaten auch Polen eingeladen hat. Glückt Frankreich noch die einstweilige handelspolitische Verständigung mit den Bolschewiken, so wird Polen den Streit mit Litauen um Wilna, bei dem sich Litauen eben wieder tapfer wehrt, zu seinen Gunsten austragen können. Litauen wird sich fügen und voraussichtlich selbst Memel in die Hände Polens gleiten lassen müssen. Die emsige französische Wühlarbeit in den Randstaaten, auf deren Spuren wir schon kürzlich aufmerksam machten, wird auch auf der ganzen Linie Warschau—Helsingfors am Ziele sein. Unzweifelhaft hat sich die Lage dort wieder einmal zu unserem Schaden und zu Frankreichs wesentlicher Verstärkung verändert, obwohl sie noch keineswegs gefestigt ist.

Wie sehr sticht von der russischen und französischen Tätigkeit das deutsche Verhalten ab! Es erklärt sich nur aus dem Gefühl gänzlicher staatlicher Ohnmacht, das unsere Machthaber seit dem Herbst 1918 in sich haben. Sie atmeten befriedigt auf, als Lloyd George harten Willen zum Zustandebringen der Genueser Konferenz an den Tag legte. All ihr Hoffen ist auf die Erleichterungen unserer Lasten durch eine internationale Abmachung gerichtet, bei der wir zugegen sein, aber nichts mitzubestimmen haben werden. Nichts als Passivität ist nach außen hin an unserer Regierung wahrzunehmen. Und darum zerfließt ihr auch jeder Hoffnungsschimmer so leicht wieder unter den Händen. Kaum daß sie „Genua, Genua" gerufen hatte, wie die griechischen Soldaten der Anabasis ihr „Thalatta, Thalatta" ausstießen, kam der Eisenbahnerstreik und die ministerielle Krise über sie. Wir treiben und werden einstweilen weiter treiben. Darüber verschlechtert sich unsere Gesamtlage aber automatisch. Was uns England vielleicht aus eigenem Interesse an Erleichterungen verschafft, wenn es die Kraft noch hat, sie gegen die übrigen durchzusetzen, geht uns an anderer Stelle durch den Ausbau der französischen Macht um uns her wieder verloren.

Eine Machtsteigerung für Frankreich gegen den vorigen Herbst bedeutet anscheinend auch, daß die spanische Regierung dem Drängen auf eine Unterhandlung

mit ihrem marokkanischen Gegner wegen der Auslösung der Gefangenen gewichen ist. Es ist danach wahrscheinlich, daß sie das Ziel ihres Feldzuges nicht mehr erreichen zu können hofft. Gelingt es aber Spanien nicht, in Marokko wieder fest in den Sattel zu kommen, so droht die Frage, was aus Tanger werden soll, bald dringlicher zu werden. Eine englische Stimme meldete, daß England seiner Internationalisierung nicht mehr widerstrebe. Spanien würde damit das Spiel um Tanger verloren haben.

Ebenso hatten die englischen Versuche keinen Bestand, der Welt die Meinung einer ernstlichen Spannung zwischen der Politik der Vereinigten Staaten und der französischen Politik beizubringen. Die Art, wie sich die Vereinigten Staaten zu der Genueser Konferenz verhalten, wie sie mit jeder bestimmten Äußerung über ihre Beteiligung zurückhalten und erst genauen Einblick in die Bedingungen des Verlaufs der Konferenz gewinnen wollen, kommt auf eine Unterstützung der französischen Verzögerungstaktik hinaus. Während die Franzosen nach wie vor diese wertvolle Deckung genießen, flammt im englischen Bereich der irische Aufstand schon wieder auf. James Craig, der Führer Ulsters, erklärt sich für hintergangen von Lloyd George. Die englische Regierung mußte den Abmarsch ihrer Truppen von der grünen Insel unterbrechen. Von allen Seiten beeilt man sich, die Lage erneut für ernst zu erklären.

Kommt es zu der Genueser Konferenz früher oder später, so haben die Verbandsmächte und die Vereinigten Staaten immerhin den Rücken dadurch frei, daß sie die Washingtoner Konferenz Anfang Februar beendigten. Die Vereinigten Staaten sowohl wie England rühmen ihren Erfolg und stellen ihn sogar als über Erwarten groß hin. Es ist tatsächlich sowohl zu einem Beschlusse über die Abrüstung zur See wie über China gekommen. Japan hat in gewissen Dingen nachgegeben, gegen die es sich lange sträubte. Weniger ernst wird es seine Zugeständnisse in China ansehen dürfen, wie denn auch aus China schon Meldungen über eine Einspruchsbewegung gegen die Lösung der Schantungfrage vorliegen — der einzigen, die in Washington „gelöst" worden ist. Die U-Boot-Frage ist ungeklärt geblieben, und die Abrüstungsfrage zu Lande soll die große Frage der Genueser Konferenz werden, wenn der englisch-französische Vertrag erst vereinbart und eine Einigung über unsere Entschädigungszahlungen erfolgt ist. Wir warten mit Ergebung ab, was wir demnächst darüber zu vermelden haben werden. Pertinacior.

Der Schluß-Band von Ernst Pleners „Erinnerungen" (1895—1918)*). Stuttgart und Leipzig 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

Wenige Wochen vor seinem am 18. Oktober 1921 mit hohen Ehren gefeierten 80. Geburtstag, im September 1921, schrieb Ernst Plener das letzte Wort der Vorrede zum dritten, dem bedeutendsten Band seiner „Erinnerungen". Sie behandeln sein Wirken im Abgeordnetenhaus und als Finanzminister bis 1895 und geben, weit über sein eigenes Wirken im Herrenhaus hinausgreifenden Bericht über die Schicksale Österreichs vor, im und bis zum Ende des Weltkrieges. Für die innere Geschichte seiner Heimat bleiben diese schlichten und wahrhaftigen Aufschlüsse eine Hauptquelle, die, voll ausgeschöpft und gebraucht, in Zukunft eine Heilquelle werden könnte. Und für die allgemeine Geschichte, Ursprung, Krisen und Verlauf des Weltkrieges, für die Charakteristik von Kaiser Franz Joseph, Aehrenthal, Berchtold, Burian, Czernin gibt Plener, in unscheinbarer Form, aus unmittelbarer Anschauung gewonnene Mitteilungen von dauerndem Wert. In stetem Verkehr mit den leitenden Ministern und Parteiführern beider Reichshälften hat Plener ein sicheres Urteil über Hohenwart, Taaffe, Gautsch, Koerber, Stürgkh, Beck, Hussarek, die beiden Andrassy, Apponyi, Szell, Wekerle, Tisza usw. gewonnen: sein Zeugnis wird fortan von jedem Historiker der Regierung Franz Josephs zu Rate gezogen werden müssen. Über den alten Kaiser, der ihm kaum jemals wohlwollend begegnete, redet er, in den Hauptzügen mit Friedjungs Auf-

*) Vgl. Anzeige von Band II, Deutsche Rundschau, November 1920.

fassung in dessen „Historischen Aufsätzen" übereinstimmend, würdig und billig; über dessen Nachfolger Kaiser Karl spricht er sich nicht minder offenherzig aus. Aus innerster Überzeugung hat Plener das allgemeine Stimmrecht bekämpft: theoretisch lehnt er (wie Taine das tat) Rousseaus contrat social scharf und überscharf ab; praktisch hielt er die österreichischen Zustände für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts besonders ungeeignet. Mag diese Haltung im ganzen oder einzelnen anfechtbar sein: der Mut, mit dem Plener, unbeirrt durch die maßlosen Angriffe der Sozialdemokraten, seine Meinung bis zur Stunde aufrecht hält, verlangt Achtung, und seine Begründung dieser Ansicht verdient sorgsame Prüfung. Wie Friedjung und andere Patrioten, trotz der Vernichtung der österreichischen Großmacht, den Untergang des Reiches beklagten, gibt Plener der Überzeugung Ausdruck, daß die Doppelmonarchie nicht bloß Existenzberechtigung hatte, sondern ohne den Weltkrieg und zumal ohne den Verrat nationaler Politiker sich noch lange gegen innere und äußere Feinde hätte behaupten können, zum Heile der unter diesem Notdach geeinigten Völker. Das Chaos, das nach der Zertrümmerung des angeblichen „Zwangsstaates" entstand und augenblicklich die vermeintlich befreiten Nationalitäten qualvoll bedrängt, ist Pleners Probe auf das Exempel. Er geht so weit, den Jammer der Gegenwart in den vormals österreichischen Landen der Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert zu vergleichen, die nach seinem (freilich fragwürdigen) Dafürhalten durch zeitgerechte Reformen hätte vermieden werden können: „aber Beschränktheit und Halsstarrigkeit auf beiden Seiten, sowie persönliche Interessen haben die Trennung herbeigeführt, die für Jahrhunderte Leid und Unheil über die christliche Welt brachte." Meisterhaft schildert Plener, nachdem er den Zusammenbruch der Monarchie in ihren letzten Phasen berichtet hat, die Gestaltung der ungarischen, böhmischen, polnischen, südslawischen und romanischen Verhältnisse seit 1848. Dieser Schlußabschnitt der „Erinnerungen" konnte nur einem so überlegenen Kenner der österreichischen Zustände gelingen: er steht auf gleicher Höhe mit Anton Springers prophetischen Sätzen, in denen dessen Geschichte Österreichs von 1809—1848 gipfelt. Der Raum fehlt, den Reichtum von Pleners Bemerkungen über Steuer- und Budgetfragen, seine Tätigkeit für die interparlamentarische Union und den mitteleuropäischen Wirtschaftsverein zu würdigen: nur kurz gedenken wollen und müssen wir des herzbewegenden Nachrufes auf seinen Vater Ignaz v. Plener, dem auch Joseph Redlich in seinem bedeutenden Werk „Das österreichische Staats- und Reichsproblem (1920)" ein stolzes Denkmal gesetzt hat, und des Ausklanges: In memoriam, Ernst Pleners Nänie für seinen einzigen, 1917 als Fliegeroffizier gefallenen Sohn.

Anton Bettelheim.

Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie. Von Franz Overbeck. Aus dem Nachlaß herausgegeben von C. A. Bernoulli. Basel 1919, Benno Schwabe & Co.

In dem Jahre, da Bismarcks Werk jenes Schicksal erlitt, das ihm zur Zeit seiner höchsten Blüte Overbeck prophezeit hatte, schreitet die Verwaltung des Nachlasses dieses vielseitigen Baseler Theologen zur Veröffentlichung eines wichtigen Manuskripts. Der dem Verfasser nahe geistesverwandte Herausgeber meint, in der Vorrede umständlich entschuldigen zu sollen, wie es kommt, daß die Schriften, die aus Overbecks Nachlaß der Welt bekanntgegeben sind, an Umfang, aber noch mehr an Gehalt längst jene Veröffentlichungen überragen, die der skeptische Gelehrte bei seinen Lebzeiten erscheinen ließ. Braucht es da wirklich einer Entschuldigung? Overbeck hat der Welt viel zu sagen, er wäre berufen gewesen, mit seiner Art tief umgestaltend in der Wissenschaft zu wirken, und man mag es bedauern, daß er selbst so sparsam im Veröffentlichen war. Jeder, der freies Wort lieb hat und im tiefsten Innern ehrlich ist, wird sich an den Früchten von Overbecks Geist erquicken und vom Baum seiner Erkenntnis pflücken. — Der Band enthält lose Aufzeichnungen aus 25 Jahren, eine Unmenge von Zetteln, die geschickt zusammengeordnet sind und natürlich — wie das bei momentanen Einfällen geht — auch manches Anfechtbare enthalten, manches Hochmenschliche und manches Allzumenschliche. Hier spricht ein Professor der Theologie, der die Theologie für den Krebsschaden, den Totengräber der Religion hält. Hier spricht der Kirchenhistoriker, der leugnet, daß das Christentum überhaupt Geschichte haben kann und darf. Es spricht der Skeptiker und der intime Freund Nietzsches, der die Wertprobleme ähnlich wie dieser zu lösen versucht und doch meint, die Religion gehöre zu jenen Dingen, die man zwar sehr schwer verteidigen, aber auf jeden Fall lieben könne und müsse, und der mit feinem Verständnis die Gegenwart als die Erbin der Aufklärung und des Mittelalters beurteilt; der Aufklärung, indem sie der Religion einen festen, doch nicht allzu großen Raum im Bereich der Kultur anweise; des Mittelalters, indem sie die Religion als historische Macht anerkennt und schätzt. Kritik ist in diesem Bande das Wesen von Overbecks Arbeit, zum Teil zerfetzende und vernichtende Kritik, aber wertvolle Kritik von innen heraus mit der positiv schöpferischen Absicht, Ergebnisse zu zeigen und erkannte Schäden zu heilen.

In sechs Kapiteln werden wir an diesem kritischen Seil entlang geführt vom Ur-

christentum bis in die unmittelbare Gegenwart. Es ist unmöglich, die besprochenen Gegenstände anzugeben. Dafür ist das Ganze zu sprunghaft, zu aphoristisch. Die Anzeige und Besprechung des Buches kann nicht viel mehr tun, als einzelnes zur Charakterisierung herauszugreifen. Scharf betont O., daß das Christentum nicht von dieser Welt ist. Sobald man es historisch behandeln will und schon damit implizite behauptet, „daß es von dieser Welt ist und in ihr wie alles Leben nur gelebt hat, um sich auszuleben", hat man das Christentum selbst und seinen wahren Wert negiert. Um diese schroffe Haltung O.s zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß er von der Voraussetzung ausgeht, daß die Geschichte den Eindruck erweckt, daß alle Dinge in Degeneration begriffen sind. „In Wahrheit hat das moderne Bestreben, das Christentum der Geschichte untertan zu machen, nur die Frage aufgeregt, ob es in der Menschengeschichte mehr ist und sein kann als ein Rätsel, nämlich ein in der Geschichte alles in Frage stellendes Problem von fundamental rätselhafter Natur." „Nicht die Geschichte ist durch das Christentum zu bändigen, sondern die Geschichte wächst überall zu den Grenzen des Christentums hinaus. Und eben darum ist die Geschichte ein Schlund, in den sich das Christentum nur ganz wider Willen geschleudert hat." Daß und wie sich O. infolge dieses Standpunktes gegen jede Apologie des Christentums auf historischer Grundlage wendet, ist hiernach klar. Ihm ist sogar alle Theologie nichts weiter als Apologetik, die das Gegenteil von dem erreicht, was sie zu leisten behauptet. Theologie ist, sagt er, „der zugunsten der Religion geführte aussichtslose Ringkampf mit gewissen Urwahrheiten, welche die letzten Probleme unseres Daseins, die Schwierigkeiten der Bedingungen, unter denen wir Menschen leben, uns gar zu rücksichtslos aufdecken. Die möglichste Niederhaltung dieser Urwahrheiten ist der Zweck der Theologie, dazu sind die Theologen von Religionen angestellt." Und weiter hören wir: „Man kann die Theologie den Satan der Religion nennen." Wie hier, so finden sich auch in den Abschnitten über Jesus und Paulus manche Sätze für besinnliche Leute. „Heutzutage hat kein Mensch den Paulus wirklich verstanden, der noch seiner Ansicht sein zu können meint." Oder: „Für eine Persönlichkeit wie Paulus mußte eine Persönlichkeit wie Jesus völlig unverständlich sein, und nur seinen unbedingtesten Abscheu oder seine unbedingteste Verehrung genießen. Beides hat Paulus für Jesum empfunden. Alle schönen Seiten des Christentums knüpfen sich an Jesus, alle unschönen an Paulus." — Das psychologisch interessanteste Kapitel ist das fünfte, in dem die Moderne durch Charakteristik ihrer einzelnen führenden Persönlichkeiten geschildert wird mit einem Freimut, der begreifen läßt, daß der Verfasser selbst diese Skizzen nicht der Öffentlichkeit überantwortete. Aber die hier vorliegende Fülle witziger und treffender Bemerkungen, geistreicher Antithesen sowie weit über das Ziel hinausschießender Invektiven auch nur anzudeuten, verbietet der Raum. Ebenso untunlich ist es, gegen einzelne Ansichten und Urteile Overbecks hier zu polemisieren. Wohl aber darf gesagt werden, daß des Verfassers weitestgehende Skepsis ihm bisweilen den historischen Blick getrübt hat. Wer es rundweg ableugnet, daß das Christentum eine neue Zeit heraufgeführt hat, der befindet sich unstreitig in einer schiefen und einseitigen Beurteilungsweise, wenn es auch eine bittere Wahrheit sein mag, daß „unser Leben vom Christentum augenscheinlich nicht beherrscht ist".

Karl Beth.

Die Theosophie und die Theosophische Gesellschaft. Von Dr. Otto Penzig. Düsseldorf 1921, E. Pieper, Ring-Verlag.

Einführung in Goethes Faust. Von Wally Krappe. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag.

Penzig gibt eine Werbeschrift für die Theosophische Gesellschaft, die als ein internationaler Bund vorgestellt wird, unter dem Präsidenten Mrs. Annie Besant mit dem Hauptquartier Adyar bei Madras, also für etwas, das für unser deutsches Vaterland jetzt dringend notwendig ist. In dem angehängten Verzeichnis theosophischer Literatur fehlt R. Steiners Name nicht, obwohl die internationale Literatur überwiegt. Die Theosophie naht sich als Prophetin in Schafskleidern: sie wird von den gläubigen Christen angefeindet, von den zünftigen Gelehrten verachtet — und sie ist doch weder eine Feindin der Religion, noch der Wissenschaft und der Philosophie, sie umfaßt alles, und rückt nur alles in ein höheres Licht, sie erfliegt Erkenntnisse, an deren Erreichung die Wissenschaft sich fruchtlos abquält. Wer möchte es wagen, einen Bannfluch zu schleudern, wo doch jederzeit die Geschichte in Kürze den Ankläger zum Angeklagten werden lassen kann? Wenn also die Theosophie sich in ihren Ergebnissen nicht widerlegen läßt, denn man kann nur den widerlegen, der sich widerlegen lassen will, so kann man doch fordern, wenn sie über das historisch Gewordene hinausführen will, daß sie die Plattform des Geschichtlichen, über die sie sich erheben will, einmal erst genau umschreibt. Hier aber fehlt einfach alles! Es ist, als ob der Durchbruch der theosophischen Gnade schlechterdings jede geschichtliche Erinnerung ertötet. Wer selbst die Geschichte des Geistes verfolgt, der fragt sich vergebens, was wohl unter der „materialistischen Wissenschaft" verstanden werden soll, gegen die die Theosophie

wie gegen Windmühlenflügel anrennt. Fast könnte man zweifeln, ob die Vertreter der Theosophie überhaupt schon ein streng wissenschaftliches Buch in der Hand gehabt haben. Penzig schreibt den Religionen mit ihren Geboten und Verboten einen heilsamen und nützlichen Einfluß gleichsam als „Polizei" der Menschheit zu, und findet es „bedenklich und vom ethischen Standpunkt sogar verwerflich, daß in den meisten Religionen, nicht ausgeschlossen die christliche, dabei zu viel von Strafen und Belohnungen die Rede ist, welche einem jeden je nach seiner Schuld oder nach seinem Verdienst von einem höheren Wesen, einem Gotte als (wenn auch immer weise und gerecht geglaubten) Schiedsrichter zuerteilt werden". Um bloß von unserem Christentum zu reden: zugegeben, daß der Volksglaube so oft von ethischer Höhe herabsinkt, genügt es dann nicht, bei Christus und Paulus selbst anzuknüpfen und das schon längst gefundene Wahre erneut anzufassen, anstatt von den schwachen Stilübungen der Mrs. Besant sich läutern zu lassen? Das „Karma" ist, kurz gesagt, der zusammenfassende Name für die Tatsache, daß jedes Individuum gerade zu dem geworden ist, was es ist, und nicht, was es hätte nachträglich sein mögen — die nackte Tatsache des Lebens drückt den einen nieder, den anderen macht sie stark. Der Maßstab für die kulturelle Höhe jeder Religion besteht darin, daß sie den menschlichen Hang zu dem aus dieser Tatsache fließenden Pessimismus ins Optimistische umbiegt und auch umgekehrt ausgleichend wirkt. In keinem Punkt nun weiß die Theosophie ihre Lehre vom „Karma" als wirksamer und befriedigender hinzustellen, als dies die Theologie seit uralten Zeiten tut, indem sie die Frage der Prädestination aufrollt, bloß daß die Theosophie diese geschichtlichen Vorgänger verschweigt. Oder aber daß sie erklären könnte, daß eben diese Lehre ja schon wahre Theosophie enthielte! Bei dieser Taktik freilich hätte man immer wieder den Beweis zu fordern, daß die Formulierung der Theosophen schöner oder verständlicher sei, als der für das Abendland, besonders für das protestantische, so lange maßgebliche Begriff. Aber eben Namen wir Karma machen die Sache nicht verständlicher — höchstens sensationeller! — Nicht anders steht es mit der Reinkarnation, von anderen „okkulten" Dingen hier nicht zu reden. „Mit den sogenannten „direkten Beweisen"," so äußert sich Penzig über diese Fragen, „ist daher vor der Hand wenig zu machen; aber es gibt wohl eine andere Art von Beweisführung, welche für den logisch gebildeten und vorurteilsfreien Forscher ebenso große Überzeugungskraft hat, als die materiellen Beweise für Laien haben — nämlich auf Grund logischer, wissenschaftlicher und ethischer Notwendigkeit, die in unserem Falle der Reinkarnation gewiß nicht mangelt." Viel Unklarheit umschließt dieser Satz! Sollte hier nicht der Forscher mit dem Laien verwechselt sein? Denn Kant, der doch wohl logisch gebildet war, zeigte mit dem Hinweis darauf, daß hundert gedachte Taler noch nicht hundert wirkliche wären, die Gefährlichkeit des Logischen. Und wo ethische Notwendigkeiten zwingen, da fühlt sich auch der Wissenschaftler lediglich nur als Laie; aber daß ein Beweis wissenschaftlich ist, dazu gehört eben nichts weiter, als daß er materiell, direkt, in die Sinne springend ist. Herrn Penzig, der sich als Prof. ord. an der K. Universität Genua bezeichnet, dürfte ein collegium logicum anzuraten sein! Schließlich aber auch noch zugegeben, daß, was geglaubt werden will, überhaupt nicht bewiesen zu werden braucht — dann müßten doch noch andere Überzeugungsmittel für die Theosophie in die Schranken treten, als diese kümmerliche Werbeschrift zu bieten vermag. Ich hörte das Bekenntnis eines Arztes, der seine Heilungserfolge lediglich auf die Theosophie zurückführte. Er konnte aber mit seinem Bekenntnis nicht den uralten Einwand widerlegen, daß er auch ein guter Arzt geworden wäre ohne Theosophie. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Noch dürfte für die Theosophie kein Blutstropfen vergossen worden sein. Noch ist der Außenminister nicht gefunden, der auf Grund der Lehre vom dreigliedrigen Organismus ein großes Volk aus dem Verhängnis eines Schmachfriedens herausgeführt hätte, noch auch nicht der Generalstabschef, dessen theosophische Freundschaft ihm die Erleuchtung zu einem siegbringenden Feldzugsplan gegeben hätte. Solange dieser höchste Beweis der Persönlichkeit eine solche Lehre nicht geadelt hat, ist es gewisser, daß es sich bei der Theosophie um eine Schwarmgeisterei von Außenseitern und Gründlingen handelt, zu schwach oder zu oberflächlich, um das Leben in seinem Zentrum zu erfassen, als daß hier wirklich Gottsucher geweckt würden, die eine überalterte Kultur zu reformieren berufen sind.

Auch der Theosophie Wally Krappes mit ihrer „Einführung in Goethes Faust" als 1. Band der „Meisterwerke der Weltliteratur in ihrer esoterischen Bedeutung" wird nicht beschieden sein, die Theosophie auf ihrem Wege zur Weltreligion zu fördern. Eine brave, schülerhafte Nacherzählung des Inhalts, die bei dem Überangebot an Faustliteratur offenbar keinen Verleger gefunden hätte, wenn die Verfasserin sich nicht zu ihrem gemächlichen Moralisieren durch die Theosophie berufen gefühlt hätte, und deren Okkultismus „wir von der alten Überlieferung" darin zu suchen haben, daß alles, was über Stil und Symbolik in der Kunst im Lande der Dichter und Denker bisher erzeugt worden ist, ihr leider völlig okkult geblieben ist. Wilhelm Böhm.

Studien zu Luthers Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frage der Einordnung Luthers in Mittelalter oder Neuzeit von Richard Wolff. (Historische Bibliothek. 43.) München und Berlin 1920, R. Oldenbourg.

Diese Programmschrift ist Ernst Troeltsch zugeeignet und wandelt in seinen Bahnen. Bekanntlich hat Troeltsch zuerst energisch das Problem aufgerollt, ob denn wirklich mit Luther ein neuer Abschnitt in der geistigen Entwicklung des Abendlandes begonnen hätte, ob, mit anderen Worten, die Neuzeit sich durch Luther vom Mittelalter trenne; er hat die Frage verneint. In den Streit der Meinungen um diesen Punkt greift in sorgfältiger Abwägung Wolff ein und baut sich zuerst ein solides Fundament durch eine Skizzierung der mittelalterlichen Weltanschauung, mit der man sich im allgemeinen wird einverstanden erklären können. Es folgt ein anregendes Kapitel „Probleme der Lutherforschung", auf sog. „ideengeschichtlicher" Grundlage fußend und vielfach Gedanken von Troeltsch aufnehmend oder ausführend. Den Kernpunkt bildet der Abschnitt von Luthers Persönlichkeit und Lehre. Hier möchte ich ausdrücklich nur darauf hinweisen, daß Wolff keineswegs, wie es besonders in den schönfärbenden populären Schriften der Fall ist, Luthers Gedankenwelt als ein einheitliches und organisches Gebilde auffaßt, sondern von vornherein betont, wie sich oft Wandlungen und Widersprüche in den Schriften und Ideen des Reformators finden, wie besonders der Begriff des Staates bei ihm nicht im mindesten fest und scharf umrissen erscheint. Mit großer Vorsicht sucht daher der Verfasser Hauptpunkte von Luthers Lehre herauszuschälen. Der Schluß, zu dem er kommt, ist derselbe, den ich seit Jahren in meinem Kolleg vertreten habe, nur daß ich von Burdachs, Wolff von Troeltsch' Forschungen ausgegangen bin. (Merkwürdigerweise findet sich der Name Burdach nirgends genannt, obgleich er doch einer der ersten gewesen ist, der für eine neue Auffassung dieser Grenzscheide eingetreten ist und in die Gedankenwelt des Mittelalters so tief hineingeschaut hat, wie nur wenige der heutigen Forscher.) Die dogmatische Einteilung von Mittelalter und Neuzeit ist nicht mehr zu halten; es ist unmöglich, bei einer wahrhaft „philologischen" (d. h. geistesgeschichtlichen) Betrachtungsweise neue Zeitalter auf Jahre zu datieren. Jede neue Bewegung (wir erleben es jetzt selbst so stark) ist mit so vielen feinen Wurzeln an das Frühere gebunden, und das Vergangene reicht oft noch jahrhundertelang in weitere Epochen hinein, daß man nicht sagen kann: „Hier beginnt nun die Neuzeit; das Vergangene ist Mittelalter." Das Problem muß von dem chronologischen auf das begriffliche Gebiet hinübergeschoben werden; die epochalen Gegensätze sind nicht in der Zeit, sondern im Raume zu suchen. Dann wird „die Möglichkeit eines gemeinsamen Verstehens von Luthers Persönlichkeit und Werk für kirchliche und religiös beeinflußte und unbeeinflußte Forscher gegeben" sein. Wolfgang Stammler.

Der Tanz. Von Carl Haensel. München 1922, Georg Müller.

Vier Figuren gehen durch diese kurze Erzählung; der junge Idealist, der böse Materialist, eine schöne Tänzerin und der Selbstgerechte, der den Tag vertut, um beim Zählen der Bibelbuchstaben zu enden. Bös und gut treffen aufeinander, bös und gut kommen trotz aller Widrigkeiten, die sich ihnen bei ihrem eigentümlichen Bestreben in den Weg stellen, auf ihre Rechnung, und, siehe, es ist das gleiche Ziel, das sie erreichten. Scheinbar freilich nur: das Gute ist währenddem unmerklich ein Stüflein höher gestiegen bei argem und freundlichem Geschick, und so ist das Böse um seine Freude und seinen Zweck geprellt. — Diese zarte Weisheit wird von dem jungen Dichter voll bubenhafter Frische durch eine Fülle sich überschlagender Einfälle und Abenteuer erwiesen. Dieser Dichter Haensel streift hier den pessimistischen Skeptizismus seiner scharfen Dramen ab; eine wundervolle Lebensfrömmigkeit und ein begreifendes Erstaunen treten hervor. Er selbst scheint mit dem Leser überrascht von dieser Heiterkeit des höchst seltsamen Lebens, und schmunzelnd sitzen beide brüderlich nebeneinander auf jenem Meilenstein, menschliche Schicksale abzuwarten, wie jener Knabe, dem einst Goethe begegnete. Möchten noch recht viele vorüberstreichen, daß dieser vorzügliche Erzähler sie uns deute. Wolfgang Goetz.

Gestern und heut. Novellen und Skizzen. Von Franz Görlich. Neisse 1921, Joseph Herrmann.

Seit der oberschlesischen Abstimmung ist Schlesien nicht nur in aller Deutschen Munde, sondern auch in aller Deutschen Herzen. Daß es deutsches Land ist, was uns kein Feind rauben darf, daran halten wir fest, und jedes neue schlesische Buch, in dem sich deutscher Geist spiegelt, verknüpft engere und weitere Heimat. Franz Görlich gehört zu den Erzählern, welche die Welt von innen heraus sehen, darum glänzt in fast allen seinen kleinen Geschichten ein Tropfen Unsterblichkeit. Es ist das Gestern und das Heute des Alltags, das er schildert, Schicksale im engsten Rahmen, die Schulhäuser auf dem Lande und die kleinen Bürgerhäuser in der Stadt, die es nicht gern sehen, daß Menschen über sie hinauswachsen.

Wie Storm den Juristen, so kann Görlich den Lehrer nicht verleugnen. Die Probleme seines Berufs, über die Schablone hinauszugehen, im Kinde, auch wenn es unbegabt ist, die Seele zu wecken, und Treue zu halten der eigenen Überzeugung, bringt er in den Novellen „Mehr Liebe“ und „Vor Talfahrt“ sehr interessant zur Geltung. Weniger liegen ihm tragische Konflikte, wie im „Komödianten“; ganz reizend mutet dagegen „Der Jüngste“ an, wo er die Kunst übt, mit leisen Worten Stimmung zu machen, daß das Gestern im Heut wieder auflebt. Er ist eben ein Schlesier, ein Landsmann von Holtei und Eichendorff, und er hat noch viel auf dem Herzen; möchte er uns öfter davon bescheren!

Lilly von Brandis.

Studien über den Kampf (Études sur le combat). Von Charles Baux, Capitain d'infanterie de réserve. Paris 1921, Payot & Cie.

Die Studie gehört einer Sammlung von Schriften über den Weltkrieg an. Ihr ist ein in Faksimile wiedergegebenes einführendes Schreiben des Marschalls Foch vorangestellt. Abgeschlossen ist die Schrift im November 1917 am Chemin des Dames. Eine Schlußbetrachtung wurde im April 1920 hinzugefügt. Das Dargebotene eröffnet einen interessanten Einblick in die Abwandlungen der französischen Taktik während des Weltkrieges. Der Verfasser erweist sich als ein eifriger Verfechter des Durchbruchsgedankens, vermag aber für seine Tragweite nur die deutschen Frühjahrsoffensiven von 1918 anzuführen, während die am 18. Juli beginnende anglo-französische Gegenoffensive nur ein allmähliches Zurückdrücken der Deutschen herbeigeführt habe. Er bedauert, daß man in Frankreich nicht auch nach Art der deutschen Sturmbataillone zur Bildung von Elitetruppen geschritten sei.

Frhr. v. F.-L.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Von Hans Delbrück. 2. Teil. Die Germanen. Dritte, neu durchgearbeitete und vervollständigte Auflage. Berlin 1921, Georg Stilke.

Der Verfasser hält, wie er in der Vorrede bemerkt, diesen Teil seines großen Werks für den wichtigsten. Wer von dem reichen Inhalt Kenntnis nimmt, wird ihm darin beipflichten. Delbrück bricht mit zahlreichen überkommenen Vorstellungen von Untergang der alten Welt und der Völkerwanderung. Das altersschwache Römertum ist von den Germanen, deren wandernde Völkerschaften auf nicht mehr als 15 000 Krieger bei etwa 70 000 Menschen zu veranschlagen sind, nicht einfach überrannt worden. Die Germanen haben die römischen Legionen nicht sowohl besiegt als ersetzt. Rom hatte in seiner letzten Zeit germanische Soldaten. Den Urgrund des Verfalls des römischen Weltreichs bildete das Schwinden des Edelmetalls und der Rückfall in die Naturalwirtschaft. Auch die Legionen mußten mit Land abgefunden werden. Über die Taktik der Zeit in ihren Abwandlungen und über die Entstehung des Lehnswesens wird auf Grund sorgfältigster Quellenuntersuchungen viel Wissenswertes mitgeteilt. Der Band bietet in seiner jetzigen Gestalt gleichermaßen für den Geschichtsfreund wie für den Soldaten ungemein viel Wissenswertes.

Frhr. v. F.-L.

Französisch-englische Kritik des Weltkrieges. Von Hermann v. Kuhl, General der Infanterie a. D. 4. Heft der kritischen Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Eine sehr gelungene, mit einem trefflichen Kommentar versehene Zusammenstellung der hauptsächlichsten französischen und englischen Äußerungen über den Weltkrieg. Wenn man die Schrift durchgelesen hat, sagt man sich unwillkürlich: „Es hat nicht sollen sein“, denn sie läßt klar erkennen, in wie hohem Maße wir zu wiederholten Malen dem Endsiege nahe waren. Der Verfasser weist an der Hand nachträglich bekanntgewordener Tatsachen nach, daß nichts falscher ist, als die bei uns übliche Selbstbezichtigung. Zum Schluß stellt er die Vorwürfe zusammen, die im Laufe des Krieges bei unseren Gegnern gegen das Offizierkorps, die höheren Führer, den Generalstab, die Heeresverwaltung und die Etappe gerichtet wurden. Sie geben den bei uns erhobenen nichts nach, nur hat sie der Endsieg drüben verstummen lassen.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Die deutsche Kavallerie in Belgien und Frankreich. Von H. von Poseck, Generalleutnant und Inspekteur der Kavallerie. Mit zwei Karten und neun Skizzen in Steindruck. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Der Verfasser gibt in einem handlichen Bande eine wohlgelungene Schilderung der Tätigkeit unserer Heereskavallerie auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die sich auf die

Kriegsakten und eine Reihe von Berichten von Mitkämpfern stützt. Die schwierige Aufgabe, die Tätigkeit der Kavalleriedivisionen in den Rahmen der gewaltigen Operation einzufassen, ist ihm vortrefflich gelungen. Die Darstellung läßt erkennen, daß unsere Kavallerie vor dem Kriege in der Masse bei weitem noch nicht hinreichend geschult war, in ausgiebiger Weise von der Feuerwaffe im Gefecht zu Fuß Gebrauch zu machen, wiewohl einsichtige Generale, besonders General v. Bernhardi, nachdrücklich auf dieses Erfordernis hingewiesen hatten. Die Kavallerie hat dann freilich schnell gelernt, sich den veränderten Verhältnissen, wie sie die heutige Waffenwirkung bedingen, anzupassen. Sie griff nicht nur zum Fußgefecht, sondern zuletzt auch zum Spaten. Die Attacke zu Pferde in großen Massen trat völlig in den Hintergrund. Die bei uns vorherrschenden reiterlichen Anschauungen bestanden übrigens auch bei den Franzosen, nur daß diese stets einem Zusammenstoß zu Pferde mit den deutschen Reitern ausgewichen sind.

General von Poseck war in der Lage, reiche Erfahrungen zu sammeln, zuerst als Regimentskommandeur, dann als Chef des Generalstabes eines unserer Kavalleriekorps. Sie finden ihren Ausdruck im Schlußkapitel des Buches und sind von besonderem Interesse, da der Verfasser jetzt Inspekteur der verhältnismäßig starken Kavallerie unseres kleinen Heeres ist. Er tritt nachdrücklich für das Bestehen von Heereskavallerie ein, da die großen Kavalleriekörper ihre Bedeutung im Kriege noch nicht verloren hätten. Darin ist ihm unbedingt zuzustimmen, nur betont er meines Erachtens nicht genug, wie beschränkt die Mittel der Kavallerie in der Aufklärung bei der heutigen Feuerwirkung sind, und unterschätzt einigermaßen die hohe Bedeutung, die dafür der Luftertundung, und zwar nicht nur im Stellungs-, sondern auch im Bewegungskriege, als der eigentlichen Waffe der Fernaufklärung, gebührt. Auch seiner Ansicht, daß die hochentwickelte Technik unserer Zeit der Kampfkraft der Kavallerie nicht minder zugute komme als den anderen Waffen, wird man nur sehr bedingt zustimmen können. Eine im Übermaß mit technischen Kampfmitteln beladene Heereskavallerie würde eine solche überhaupt überflüssig machen, was sie andererseits für zahlreiche Fälle des Krieges in keiner Weise ist.

Die jetzige deutsche Kavallerie ist bei diesem Inspekteur in guter Hand. Er wird in ihr die ruhmvolle Tradition der Reiterregimenter unseres alten Heeres zu erhalten wissen.

Frhr. v. F.-L.

Der große Krieg im Feld und in der Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen von Oberst Bauer. Tübingen 1921, Osiandersche Buchhandlung.

Ein interessantes, wenn auch stark subjektiv gefärbtes Buch, dessen Urteile über Menschen und Dinge mit Vorsicht aufzunehmen sind. Oberst Bauer hat als technischer Berater der Obersten Heeresleitung und Vermittler zwischen ihr und der deutschen Kriegsindustrie große Verdienste aufzuweisen, auch hat er als Beauftragter der Obersten Heeresleitung zu dem schnellen Fall von Maubeuge und Antwerpen wesentlich beigetragen. Sein Wirkungskreis wurde nach Übernahme der Heerführung durch Hindenburg und Ludendorff stark erweitert. An der Durchführung des sogenannten Hindenburg-Programms, das eine gewaltig vermehrte Herstellung von Kriegsmaterial, vor allem an Munition, wie sie dringend erforderlich war, vorsah, ist er wesentlich beteiligt, freilich auch mitschuldig an den hierbei stattgefundenen Übertreibungen, über die man im zweiten Bande von Helfferich manches findet. Darüber hinaus hat dann Oberst Bauer eine politische Beeinflussung erstrebt, die ihm nicht zustand, so sehr ihn dabei auch die besten Absichten geleitet haben mögen. Ein glücklicher Berater Ludendorffs ist er in dieser Hinsicht schwerlich gewesen. Hiervon abgesehen, beweist aber auch dieses Buch, daß unser Feldheer schließlich dem „Dolchstoß von hinten" erlegen ist. Das ist ja auch von zahlreichen Sozialdemokraten längst zugegeben, nur parteiamtlich darf es nicht wahr sein. Erst wenn es allgemein in unser Volk eindringt, kann der Rückblick auf den Krieg eine versöhnende und erhebende Wirkung ausüben. Freilich bedarf es hierzu von der anderen Seite auch des Eingeständnisses, daß tatsächlich eine Überspannung unserer Kräfte in jeder Hinsicht eingetreten war. Dieses Eingeständnis aber suchen wir vergeblich in Bauers Buch.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Thomas Mann, München. — Amer. Oberst a. D. Edwin Emerson, Berlin. — Otto Gysae, Berlin. — General d. Inf. von Zwehl, Berlin. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. Richard Fester, Halle. — Privatdozent Dr. Albert Dresdner, Berlin. — Wolfgang Goetz, Berlin. — Dr. Karl L. von Loesch, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baumgarten. — Religiöses und kirchliches Leben in England. Von Otto Baumgarten. (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur. Herausgegeben von W. Dibelius.) 123 S. Leipzig 1922, B. G. Teubner. (20 M., gbd. 26 M.)

Birt. — Von Homer bis Sokrates. Von Professor Dr. Th. Birt. 406 S. mit reichem Buchschmuck und 8 Abbildungstafeln. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Kleinen 52 M.)

Block. — Die Zwölf. Von Alexander Block. 34 S. Illustr. von W. N. Masjutin. Berlin 1921, Newa-Verlag.

Döring. — Philosophie der Kunst. Von Professor Dr. Woldemar Döring. 147 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Kleinen 26 M.)

Eckert. — Die Stellung der Handelskammern im Aufbau der wirtschaftlichen Interessenvertretungen. Von Dr. Chr. Eckert, Univ.-Prof. 2. Aufl. 38 S. Bonn 1922, A. Marcus & E. Werber. (9 M.)

Fichte. — Volk und Staat. Eine Auswahl aus den Schriften Johann Gottlieb Fichte. Zusammengestellt und eingeleitet von Prof. Dr. Otto Braun. (Der deutsche Staatsgedanke.) 345 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Girard. — Emile Deschamps 1791—1871. Un bourgeois dilettante à l'époque romantique par Henri Girard. 577 S. Paris 1921, Librairie Ancienne Honoré Champion.

Gjellerup. — Der Dichter und Denker Karl Gjellerup. Sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen. 1. Band. 398 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Kleinen 36 M.)

Goldschmidts. — Bildertafeln für den Unterricht im Spanischen. 37 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Übungsbeispielen, einem Abriß der Grammatik und Wörterverzeichnis. 103 S., 4°.

— Bildertafeln für den Unterricht im Polnischen. 34 Anschauungsbilder u. dergl. 104 S., 4°. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. (Kart. 20 M.; gbd. 24 M.)

Gundolf. — Shakespeare in deutscher Sprache. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Herausgegeben u. zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. 5. Band. 570 S. Berlin 1921, Georg Bondi.

Hepner. — Deutsche Geschichte — Deutsche Politik. Von Fritz Hepner. 94 S. Berlin 1922, Reimar Hobbing. (20 M.)

Hoffmann. — Die Reifezeit. Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik. Von Dr. Walter Hoffmann. 264 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (34 M.; Kleinen 40 M.)

Hofmann. — Politische Geschichte der Deutschen. Von Albert von Hofmann. 2. Band. 723 S. Leipzig 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Joachimsen. — Der deutsche Staatsgedanke von seinen Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen. Dokumente zur Entwicklung. Zusammengestellt und eingeleitet von Paul Joachimsen. 276 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Lehmann. — Siedlung. Von Major a. D. Otto Lehmann. I. Die Landarbeitersiedlung. 30 S. Berlin, Buchdruckerei der „Deutschen Tageszeitung".

Levy. — Die englische Wirtschaft. Von Prof. Dr. Hermann Levy. (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur. Herausgegeben von W. Dibelius.) 154 S. Leipzig 1922, B. G. Teubner. (26 M.; gbd. 32 M.)

Molières sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eugen Neresheimer. Bd. I. 482 S. Berlin, Propyläenverlag.

Poe. — 1. Gedichte von Edgar Allan Poe. 320 S. — 2. Geschichten von Schönheit, Liebe und Wiederkunft. 340 S. — 3. Verbrechergeschichten. 356 S. Berlin, Propyläenverlag.

Puschkin. — Pique Dame. Von Alexander Puschkin. 46 S. Illustr. von Ad. Popp. Berlin 1922, Newa-Verlagsgesellschaft m. b. H.

Sarnetzki. — Die Pfeifer von Altensande. Roman von Dettmar Heinrich Sarnetzki. 367 S. Leipzig 1921. Quelle & Meyer. (Kleinen 30 M., Leinen 34 M.)

Scharrelmann. — Die erste Gemeinde. Eine Legendenerzählung aus der Urzeit des Christentums. Von Wilhelm Scharrelmann. 258 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Leinen 28 M.)

Schnackenberg. — Die Männer der Rebekka Meinert. Von Ernst Schnackenberg. 95 S. Bremen, Carl Schünemann.

Schreyvogel. — Der Antichrist. Roman von Friedl Schreyvogel. 218 S. Wien, Wiener Graphische Werkstätte. (Gbd. 26 M.)

Schultze. — Die Marneschlacht. Von Prof. Dr. Walther Schultze. 70 S. Berlin 1922, Weidmannsche Buchhandlung. (12 M.)

Stegemann. — Geschichte des Krieges. Von Hermann Stegemann. 4. Band. 708 S. mit zwei farbigen Kriegskarten. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 75 M.)

Sternheim. Tasso oder Kunst des Justemilieu. Ein Wink für die Jugend. Von Carl Sternheim. (Tribüne d. Kunst u. Zeit. Herausgeg. von Kasimir Edschmidt.) Bd. XXV. 39 S. Berlin 1921, Erich Reiß.

Strutz. Handausgabe des Einkommensteuergesetzes vom 29. März 1920, nebst den Ausführungsbestimmungen und den Vorschriften über die Rücklagen nach § 59 a sowie die Einkommensteuer vom Arbeitslohn. Von Dr. jur. Georg Strutz. 523 S. Berlin 1921, Otto Liebmann. (Kleinen 58 M.)

Theosophie. Der Führer durch die Theosophische Literatur. Theosophische Bücherschau. Heft 1. Leipzig 1922, Theosophischer Kultur-Verlag.

Thomson. — Electricité et Matière par Sir J.-J. Thomson. Traduit de l'anglais par Maurice Solovine. Préface de M. Paul Langevin. 133 S. Paris 1922, Gauthier-Villars & Cie. (6 fr. 50.)

Unbesiegt. Der Roman des deutschen Offiziers. Von * * * Ehemaliger belgischer Offizier. 316 S. Leipzig 1922, Stern-Bücher-Verlag (Koch & Co.). (22 M., Papp. 30 M., Leinen 36 M., Hleder 72 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau

Band CXCI

(April — Mai — Juni 1922)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hunderteinundneunzigsten Bande (April—Juni 1922)

Seite

Benoy Kumar Sarkar. Die soziale Philosophie Jung-Indiens 1
Julius Levin. Der Panzer. Erzählung 14
H. E. Dresselhuys. Die internationale Lage Hollands 44
Wilhelm Volz. Und Oberschlesien — —? 49
Karl Viëtor. Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben . 57
Richard Fester. Hans Delbrücks Selbstporträt 69
Johann W. Mannhardt. Die Deutsche Studentenschaft und Volksdeutschland 72
Gottfried Fittbogen. Kolbenheyers Romane 78
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 89
Berliner Theater 95
Literarische Rundschau 102
Politische Rundschau 104
Literarische Notizen 108
Literarische Neuigkeiten 112
Graf Max Montgelas. Der Zusammenbruch der Entente-Legende über die russische allgemeine Mobilmachung . . 113
Rudolf Kjellén. Entwicklungslinien des schwedischen Parlamentarismus 124
Erich Kramer. Armer Jonas. Erzählung 131
Paul Kluckhohn. Novalis und Friedrich Schlegel 159
Wilhelm Kapp. Ein Elsässer 168
Konrad Weiß. Christlicher Interidealismus. Ein Gespräch . . 173
Karl Viëtor. Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben (Schluß) 176
Catina Eulambio. Der weiße Flieder. Skizze 189
Berliner Musikleben 190
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum — — und Genf 203
Literarische Rundschau 208
Politische Rundschau 213

(Fortsetzung umstehend)

Seite

Literarische Notizen 218
Literarische Neuigkeiten 224
Henry Behnsen und Werner Genzmer. Die Bilanz der Weltwirtschaft seit Kriegsende 225
Walther Beumelburg. Türkische Streiflichter 244
Erich Kramer. Armer Jonas. Erzählung (Schluß) 252
Alfons Paquet. Patras 271
Lamec Saad. Pilgerfahrt des Hadschi Hassan Suesi nach Mekka und Medina 282
Wilhelm Matthiessen. Die Glockenberge. Ein musikalisches Märchen 292
Albert Haas. Argentinische neue Literatur 297
Albert Dietrich. Das geistige Ringen der Gegenwart um den Sinn von Staat und Gesellschaft 305
Franz Fromme. Die Neue Front 314
Werner Wirths. Utopie und Wirklichkeit 320
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 323
Politische Rundschau 328
Literarische Notizen 332
Literarische Neuigkeiten 335

Die soziale Philosophie Jung-Indiens

Von

Benoy Kumar Sarkar

1. Deutscher Kolonialismus und Indien

Deutschland besitzt keine Kolonien mehr. Daher ist es der natürliche Freund aller unterdrückten Völker in ihrem Kampf für die Freiheit geworden. Deshalb sind heute die deutschen Staatsmänner und Diplomaten in der Lage, den Geist Indiens, Chinas, Ägyptens, Persiens, sowie den vieler anderer unterdrückten Länder zu verstehen. Der Verlust der Kolonien hat Deutschland von den chauvinistischen Gedanken und dem Aberglauben über die Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen befreit.

Von jetzt an wird der Weg zum deutschen Idealismus offen stehen, um die Rassenfrage und die internationalen Probleme in einer gelassenen, vorurteilslosen Weise zu lösen. Man wird diesen Zustand nicht nur als großen Faktor in der Wissenschaftsentwicklung, sondern auch als eine wahre Wohltat für die Menschheit und den Weltfrieden zu würdigen wissen.

Während des Zeitalters vor dem großen Krieg hat Indien die Aufmerksamkeit so vieler Deutscher auf sich gezogen und wurde von Touristen, Kaufleuten, Politikern, Missionaren, anthropologischen, geographischen und anderen wissenschaftlichen Forschungsreisenden besucht. Aber diese Forschungen wurden unter der überwiegenden Atmosphäre des deutschen Kolonialismus ausgeführt. Alle deutschen Männer und Frauen haben in Indien nur eine englische Kolonie gesehen. Nach ihren Wertschätzungen bedeuteten die Tätigkeit und der Ehrgeiz des indischen Volkes soviel wie nichts. Sie sahen Indien mit den gleichen Augen, wie sie ihre eigenen afrikanischen Kolonien betrachteten.

Diese Besucher — offizielle Beamte und private Personen — dachten sich, daß in der Weltpolitik die deutschen Interessen mit denen von Großbritannien übereinstimmend wären. In allen ihren Berichten und Vorträgen verbreiteten sie unter dem deutschen Volke einzig nur den britischen Standpunkt gegenüber den indischen Menschen, Institutionen und Bewegungen. Man könnte fast sagen, daß die deutschen Reisenden und Gelehrten als Agenten und Propagandisten dem britischen Reiche dienten.

Die Vorgänge von 1914 haben uns gezeigt, daß das wirkliche Indien dem deutschen Blick verborgen geblieben war, und daß sich die Kolonialpolitiker in ihrem Urteil irrten. Sollten jedoch noch einige Deutsche glauben, daß in den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen die deutschen und englischen Interessen hauptsächlich gegen die unterdrückten Völker die gleichen wären, dann sollen sie das Buch „Degenerate Germany" („Das verkommene Deutschland") lesen, welches der Engländer Henry De Halsalle geschrieben hat, und welches von Männern wie dem Philosophen Frederic Harrison und dem Admiral Lord Beresford für ausgezeichnet befunden wurde.

Man findet in dem Vorwort folgende Zeilen:

O ihr christlichen Völker der Welt! Vergeßt niemals die nichtswürdige germanische Rasse!

In euren Schulen lehrt eure Jugend die ewige Missetat dieser ruchlosen und entarteten Barbaren. An euren Stadttoren meißelt tief die Worte ein: „Kein Deutscher hat hier Einlaß."

Über den Türen in euren Markthallen schreibt: „Keine Waren kommen hier herein aus den roten Händen der großen Mörder."

An die Türen eurer Kirchen, ja über euren Altären laßt die, welche beten, lesen: „Vater, vergib ihnen nicht, denn sie wissen, was sie tun."

So wird Deutschland von England belehrt, daß weder die teutonische Rasse noch die christliche Religion die Basis der Mitarbeit und der Verbindung unter den farblosen Völkern sein kann. Die alte europäische Kolonialpolitik in Hinsicht auf Asien und Afrika sieht man jetzt als absolut irrig an. Somit sind heute die kolonielosen Deutschen imstande, zu glauben, daß die gegenwärtigen Inder, wenn sie auch nur die Einwohner einer Kolonie sind, doch die gleiche Weltanschauung und die gleiche Vernunft besitzen, wie die herrschenden Rassen, und daß Indien gegen die fremden Unterdrücker in derselben Weise kämpft, wie Deutschland selbst einmal für seine Freiheit es getan hat, und wie es wieder kämpfen muß.

2. Indien in der deutschen Kultur

Aber Kolonialismus war nicht die einzige Ursache, daß Deutschland Indien mißverstanden hat. Die falschen Ansichten der Deutschen begannen schon mit den Romantikern.

Durch den Einfluß der Gebrüder Schlegel, Fichte, Schelling und anderer Philosophen und Kritiker vertiefte sich der deutsche Geist in das „grenzenlose Verlangen", „das unendliche Streben zur Ewigkeit", „die Leidenschaft zur Einheit", „die Auferstehung der Religion" usw. Es war in dieser Periode von „Sturm und Drang" in der deutschen Kultur, daß Indien vom Abendlande entdeckt wurde. Und da die Romantiker unzufrieden mit ihrer eigenen Umgebung waren, glaubten sie, in Indien ihr neues Paradies, das Eldorado, die Welt ihrer Träume und Hoffnungen gefunden zu haben.

Eines der romantischen Glaubensbekenntnisse wurde in dem „Athenäum" auf folgende Weise verkündet: „In dem Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." In Hinsicht auf die indische Poesie fühlten sie: „Welch eine Quelle an Poesie könnte aus Indien fließen." Schiller, der in Griechenland vergeblich nach der „schönen Weiblichkeit" suchte, entdeckte sie in der „Shakuntala".

Sogar Goethe hat einmal geschrieben:

„Willst du die Blumen des Frühlings, die Früchte des Herbstes,
Willst du was freut und beglückt,
Willst du was währt und entzückt,
Willst du in einem Namen Himmel und Erde ergreifen,
Nenn' ich Schanktuntala dich, und dann ist alles gesagt."

Hier haben wir die „leise Besonnenheit des Apollo" und die „göttliche Trunkenheit des Dionysos" zusammen. Und diese Begeisterung über das indische Schauspiel „Shakuntala" erzeugte in Deutschland sowie in Europa eine außerordentlich einseitige Auffassung vom Geiste der Inder.

Die romantische Überschätzung der Universalität, der Unendlichkeit, der Geisterwelt usw. hat dazu geführt, aus Indien ein Synonym für den Transzendentalis-

mus, Pantheismus, Mystizismus und die Traumphilosophie zu machen. Von Schopenhauer und Max Müller an bis zu Deussen, Naumann und Schröder haben alle deutschen „Indienfahrer" wieder nur die „Upanishad", „Vedanta", „Dhammapada" und ähnliche Dokumente der Seelenweisheit oder des sogenannten buddhistischen Pessimismus studiert. Nach einem Jahrhundert eifriger Forschungen ist Indien immer noch als Wunderland angesehen — als ob man dort von jedem Mann und jeder Frau sagen könnte, wie Wilhelm Schlegel an Novalis geschrieben hatte:

„Du schienest losgerissen von der Erde
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen."

Die deutschen Gelehrten haben sich deshalb von ihrer eigenen Weisheit dem wirklichen Indien gegenüber blenden lassen.

Die Stellung der zeitgenössischen deutschen Kunst und Literatur gegenüber Indien ist keineswegs mehr gerecht und freundlich. In den Kinos sieht das deutsche Volk dasselbe Land der Fakire und Magiker, das die Intelligenzia als solches dargelegt hat.

Auch Sudermanns Bemerkungen über Indien zeigen die gleichen Vorurteile. In seinem „Es lebe das Leben" sieht man die indischen Eremiten, und in seinem „Die Ehre" ist Indien mit heißem Klima, Wasserpfeifen, Schals und hellblauen Saphiren geschildert. Auch vergißt er nicht die goldene Statue von dem Gott des Erfolges, Ganesha, der auf einer Ratte reitet.

In Werfels Trilogie „Der Spiegelmensch" spielen sich die wichtigsten Ereignisse in Indien ab. Diesen Hintergrund wählte er seiner Wunderlichkeit wegen. Die Zuschauer sehen auf der Bühne Ananthas, den Herrscher der Schlangenwelt, und die „Weisen des Orients", die, um die Phrase von Schlegel zu gebrauchen, „in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen versunken" sind.

So ist das Bild von Indien vorherrschend unter den Massen und den Klassen, trotzdem der indische Humanismus, Energismus und Militarismus von Nietzsche in seinen Büchern „Der Wille zur Macht", „Götzendämmerung" und „Der Antichrist" in klares Licht gestellt wurde.

Es muß jedoch bemerkt werden, daß Goethe, der „vollendete Künstler", der er war, nicht nur die idealistischen Elemente, sondern auch die gegenständigen und bildenden Kräfte in dem indischen Geiste gewürdigt hat. Sein allumfassender Genius fand auch die waschechten Farben für Gewebe und die sogenannten Damaszenerklingen, die aus indischem Stahl angefertigt wurden, schätzenswert. Es war die Lebensfreude der Inder, wie wir sie in ihrer Poesie vorfinden, welche Goethe zu den folgenden Zeilen veranlaßte:

„Kalidas und andere sind durchgedrungen:
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreit."

Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Megha—duta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!"

Und deshalb sah Goethe in der indischen Philosophie nichts ausschließlich orientalisch an, sondern sagte: „Diese Philosophie hat durchaus nichts Fremdes; vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen." Unglücklicherweise hat Deutschland die Weltanschauung seines „göttlichen Dichters" in Hinsicht auf Indien vergessen.

3. Das wirkliche Indien

a) Die Rache gegen die Hinmetzelung in Amritsar

Was ist denn nun das wirkliche Indien? — Nicht jeder Maler, Dichter und Philosoph in Indien verläßt seine Familie gleich Cornelius und Overbeck, um ein Mönch zu werden. Nicht jede Person in Indien vertieft sich gleich Tieck und Schelling in das Problem, das die Beziehungen zwischen der individuellen Seele und der Weltseele lösen soll. Nicht jede Hausfrau in Indien verlangt alltäglich gleich Novalis und Jakob Böhme die „selige Ruhe der Beschauung" oder sucht den „himmlischen Quietismus" in den Waldtempeln mit ihren ewigen Lichtern.

Friede ist von dem Gemüt der Inder am weitesten entfernt. Vielleicht sind sie heute das einzige Volk, das den Haß und den Krieg schürt. Jedenfalls ist Indien das zeitgenössische Sturmzentrum der Welt.

Die gegenwärtige fremde Herrschaft wurde von Mohandas Karamchand Gandhi aus Gudscharat als die Regierung des Satans hingestellt (1921). In seiner Wochenschrift finden wir sein Motto: „Fortwährend bete ich zu Gott, daß ich entweder in den Kerker geworfen oder totgeschossen würde, oder daß Indien seine Freiheit gewinnt." Weiter sagt er: „Wir sind auf dem Kriegsfuß mit der englischen Regierung. Wir fordern diese Regierung heraus, weil ihre Handlungen teuflisch sind. Wir wollen sie niederwerfen."

Die Brüder Ali aus Delhi sind deshalb im Gefängnis, weil sie die indischen Soldaten aufforderten, nicht mehr in der englischen Armee zu dienen. Chitta Ranjan Das aus Kalkutta wurde ebenfalls verhaftet, weil er die bengalischen Freiwilligenkorps organisiert hat und erklärte: „Der Krieg hat erst jetzt angefangen." Derselbe Mann, ein berühmter Rechtsanwalt, der bis jetzt jährlich 40 000 Pfund Sterling verdiente, hat seinen Beruf vollständig aufgegeben, um seine Landsleute zur Boykottierung der englischen Gerichte zu begeistern, und ging somit der Jugend als Vorbild voran.

Am 17. November 1921 wurde in jeder Stadt das hartal, das heißt die Schließung aller Läden, die absolute Arbeitsruhe und der Universalstreik von den Arbeitern, Kaufleuten und Studenten zusammen organisiert. Das Volk betrachtete es als eine Schmach und Beleidigung, daß an diesem Tag der Prinz von Wales in Bombay landete.

Indien hat die englische Regierung auf jedem Felde boykottiert, und die Männer und Frauen sind freiwillig bereit, wegen Betätigung bürgerlichen Ungehorsams Verfolgungen aller Art und Martyrium zu erleiden. Im Jahre 1921 während eines Zeitraums von fünf Monaten erfolgten in den „Vereinigten Provinzen" allein 266 und in Madras 51 Verfolgungen. In einem Gebiet in Bihar, nämlich in Muzaffarpur, kamen mehr als hundert solche Fälle vor. Jede Provinz, sogar Assam, jede der 2153 Städte, selbst jedes große Dorf kann seine eigene heldenhafte Geschichte des Widerstandes gegen die Regierung erzählen. Und in der Selbstaufopferung stehen die Frauen wie die Männer, die Mohammedaner wie die Brahmanen auf derselben hohen Stufe der Ehre.

Eine Form der industriellen Boykottierung gegen England ist die Verbrennung sämtlicher englischer Waren. Dies findet bei jeder wichtigen politischen Versammlung statt. Der Verkauf der englischen Baumwolle ist um mehr als 75 Prozent heruntergegangen (1921). Im Laufe einiger Monate wurden zwei Millionen neuer Spinnräder unter der Landbevölkerung eingeführt.

Die Weber in Bihar trafen sich in Versammlungen und besprachen die Methoden des Erfolges in dem wirtschaftlichen Krieg. In einer Versammlung (1921) waren 20 000 Personen anwesend.

An dem Arbeiterkongreß, der in Jharia, einem Zentrum der Kohlenindustrie, stattgefunden hat (November 1921), haben sich 400 Abgeordnete der verschiedenen Arbeitergesellschaften und 20 000 Besucher beteiligt. Diese Versammlung verhandelte nicht nur über die Arbeitsprobleme allein, sondern hat auch die politische Selbständigkeitsbewegung im vollsten Maße unterstützt.

In Bengalen allein haben ungefähr 50 000 Studenten die Regierungsschulen sowie die Universität verlassen, und, um gegen die Fremdherrschaft zu protestieren, sind die jungen Männer hauptsächlich mit patriotischen Arbeiten, wie mit der Unterrichtung der Dorfleute, Bauern und der Arbeiterbevölkerung beschäftigt. Nicht nur in Bengalen, sondern auch in Madras, Orissa, Bihar, Pandschab, Gudscharat, Bombay und in anderen Teilen errichtete und leitet der „Nationale Erziehungsrat" die neuen Hochschulen für Handel und Gewerbe, Wissenschaft, Politik, Wirtschaftslehre und allgemeine Kultur.

Um diese vielseitige Bewegung zu unterstützen und zu fördern, haben sich die Kaufleute, die Landbevölkerung und die gebildete Klasse vereint und gründeten einen Fonds mit 11 000 000 Rupies (£ = Rs. 15). Das ist der Anfang einer nationalen Finanzkammer, nach dem tapferen Staatsmann Bal Gangadhar Tilak genannt.

Der „Indische Nationale Kongreß", der vor 36 Jahren weniger als 500 Mitglieder zählte, hat heute eine eingetragene Mitgliederschaft von 10 Millionen. Und die Ortsversammlungen wie die Andhra-Konferenz haben ebenfalls an Mitgliedern zugenommen.

In seiner jetzigen Gestalt schloß sich der antibritische Energismus am 6. April 1919 zusammen. Dies war der Tag, an dem der „Rowlatt Akt" Gesetz wurde, der den indischen Freiheitskampf vernichten sollte. Die englische Gesetzgebung wurde mit öffentlichen Zusammenstößen in Ahmedabad, Bombay, Viramgam, Delhi, Kalkutta und hauptsächlich in Amritsar begrüßt. In der letztgenannten Stadt wurden mehr als 1000 unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder von der britischen Armee getötet. Der Gedanke an die Rache gegen diese Hinmetzelung ist die geistige Nahrung der Inder seit drei Jahren.

Die gegenwärtige antienglische Bewegung wurde durch den Vertrag von Sèvres gestärkt, weil er durch britische Intrigen zu der Aufteilung der Türkei führte. Und dies kräftigte in einer besonderen Weise den Haß unter den indischen Mohammedanern gegen England.

b) Die Aufstände während des Weltkrieges

Selbstverständlich war zu jener Zeit die Freiheitsbewegung schon stark. Während des Weltkrieges (1914—1918) erhob sich das indische Volk verschiedene Male. Zum Beispiel im Jahre 1917 waren sechs bewaffnete Zusammenstöße zwischen der Polizei und den Revolutionären von Bengalen.

1916 und 1917 kann man 60 politische Morde, die von den bengalischen Nationalisten ausgeführt wurden, aufzählen. 1916 wurden in Pandschab 18 politische Morde begangen. Im gleichen Jahre wurden 20 unpatriotische, aber reiche Familien in Bengalen und 16 in Pandschab von den Revolutionären ausgeraubt.

1916 wurden in Pandschab 286 Personen wegen Aufruhr verurteilt und ungefähr die gleiche Anzahl in Bengalen. 1917 wurden 1700 Bengalen interniert.

Hier sind nur einige Tatsachen, aus denen man die indische revolutionäre Gesinnung erkennen kann, angeführt. Hunderte von jungen Indern haben von Rawalpindi bis Singapore freudig den Tod erlitten und lebenslängliche Zwangsarbeit auf sich genommen. Aus den Untersuchungsprozessen vieler indischer Nationalisten in Japan, China und in den Vereinigten Staaten von Amerika während des Krieges sieht man auch die internationale Wichtigkeit der Freiheitsbestrebung der Inder.

c) Die Ideen von 1905

Die Aufruhrversuche während des Weltkrieges hätten von jedermann, der während der letzten zehn Jahre die Tätigkeit Jungindiens verfolgte, vorausgesehen werden können. Es war am 7. August 1905, daß Indien wirklich seine Unabhängigkeit erklärte.

Das Boykottieren britischer Waren, die Errichtung der heimischen Fabriken und Werke, die Selbstregierungsbestrebungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und die Gründung der nationalen Hochschulen und technischen Anstalten, all dies nahm damals seinen Anfang. Die vaterländische (Swadeshi-) Bewegung brachte die anushilan, das heißt das Turnvereinsystem mit sich. Dieses kann der Methode, welche nach der Niederlage bei Jena und Auerstädt (1806) unter der Gönnerschaft von Stein und Hardenberg in Deutschland volkstümlich wurde, gleichgestellt werden. Zusammen mit diesem neuen Zeitgeist erschien auch die Bombe (1907) im indischen Nationalismus.

Die Ideen von 1905 beschränkten sich hauptsächlich nur auf den gebildeten Mittelstand, heute jedoch umfassen sie auch noch die Kaufleute, die Bauern und Arbeiter. 1905—1910 begeisterte der nationale Trieb die Bengalen, die Marathen und die Pandschaben mehr als alle andern Völker, wie Bernhardi in seinem Buch „Deutschland und der nächste Krieg" bemerkt hat. Aber in 17 Jahren breitete sich der vaterländische Enthusiasmus über ganz Indien aus. Die Hindus und Mohammedaner, die Männer sowie die Frauen, sind heute vereint im gemeinsamen Widerstand gegen das britische Reich und in der Gründung der Swaradsch, das heißt der indischen Republik.

Die Gottheit, die seit 1905 den Idealismus des Volkes am meisten begeistert hat, ist Shakti. Ein nationaler Hymnus von Barada Charan Mitra (1908) in bengalischer Sprache an Mutter Shakti proklamiert das Glaubensbekenntnis der Inder in folgender Weise:

„Was ist die Anrufung der Mutter?
Nichts als Waffengeklirr.
Was ist ihre Genugtuung?
Vergießung von warmem Blut.
Das Schwert der Mutter ist stets an Hand
Zur Zermalmung der Dämonen,
Immer in Bereitschaft begierig und fest
Zerdrückt es die rohe tierische Gewalt."

In der indischen Psychologie wird das Vaterland als die Mutter verehrt. Aus dieser Mutterliebe wurde der Herausforderungsgeist geboren. Hier findet man die wirkliche Religion Jung-Indiens, die Grundlage seiner sozialen Philosophie.

4. Der Herausforderungsgeist

In Indien ist der herausfordernde und kampflustige Geist nichts Neues. Auf allen Gebieten des Lebens ist jeder Inder, der überhaupt irgend etwas ist, ein Kämpfer. Er kämpft gegen den sozialen Konservatismus, ob brahmanisch oder islamisch. Er kämpft gegen den fremden Despotismus, gegen die industrielle Knechtschaft. Und sicher ist er auch ein Kämpfer gegen die Sklaverei der Kunstentwicklung oder gegen den Chauvinismus in der wissenschaftlichen und philosophischen Theorie.

Wenn auch die auferzwungene Abrüstung des Volkes und der Fehlschlag des großen Aufstandes im Jahre 1857 die Inder verhinderte, irgendwelche bedeutungsvolle militärische Demonstrationen zu zeigen, so heißt das nicht, daß Indien sich in

die Niederlage fügen muß. Im Gegenteil erklärte sich der Militarismus, der Widerstandssinn und Empörungsgeist in allen indischen Handlungen und Meinungen der letzten drei Zeitalter. Der heutige Swaradsch-Aufstand hat sein intellektuelles und moralisches Rückgrat mit einer langen Tradition voll starker herausfordernder Mächte genährt.

Den ersten Widerstand gegen den okzidentalischen Chauvinismus leistete Ram Mohan Roy (1772—1833) von Bengalen. Die kulturelle Selbständigkeit des indischen Volkes wurde von ihm auf der Basis des vergleichenden Studiums in den morgenländischen und abendländischen Entwicklungen errichtet.

Dieselbe Aufgabe stellten sich Dayananda (1824—1893) aus Gudscharat, der durch seinen Ruf an die vedische Theologie einen Krieg gegen die christlichen Missionare erklärte, und der Bengale Vivekananda (1862—1902), dessen Vedanta-Lehre den neuen Energismus der Inder dem Abendlande bekannt machte.

Unter den Mohammedanern kann die anti-okzidentalische Begeisterung in den Bestrebungen von Syed Ahmed Khan (1817—1893) aus den „Vereinigten Provinzen" gefunden werden. Auch ist es wohlbekannt, daß Syed Jamaluddin (1838—1897), der Gründer des Panislams, sein öffentliches Leben in Hyderabad, Südindien, begann, obwohl ihn seine spätere Tätigkeit mit Persien, Ägypten und der Türkei verbunden hat.

Der wirtschaftliche Widerstand gegen den britischen Imperialismus wurde ein Teil des Selbstbewußtseins der Inder durch die Schriften von Madhava Govind Ranade, den Marathen, und Romesh Chunder Dutt, den Bengalen, welche als die Väter der indischen Nationalökonomie anerkannt werden. Zu derselben ehrenvollen Gruppe gehört Dadabhai Naoroji (1821—1917), der Parsi, der außerdem in den altindischen Verfassungen die Swaradsch, das heißt die politische Selbständigkeit als das Ideal Jung-Indiens wieder entdeckte (1906).

Gopal Krishna Gokhale (1866—1915), der von den Revolutionären als zaghaft hingestellt wurde, war in Hinsicht auf die fremde Herrschaft trotzdem immer kühn und tapfer. In einer hohen gesetzgebenden Versammlung in Simla fürchtete er sich nicht, in Gegenwart der englischen Mitglieder zu erklären, daß er, wenn Indien gleich Japan selbständig wäre, der Erste sein würde, das Volk um eine nachträgliche Steuer für die militärische Ausrüstung Indiens zu bitten. So war selbst Gokhale im Herzen ein Kämpfer für die Unabhängigkeit und nationale Kraft.

Die kriegerische Haltung von Bal Gangadhar Tilaks (1856—1920) Philosophie ist weithin berühmt. In seiner Wochenschrift, „Keshari", in der marathischen Sprache schrieb er 1897: „Schließt euren Gesichtskreis nicht gleich dem Frosche in einen Brunnen ein. Geht aus dem englischen Strafgesetzbuch heraus und tretet in die reine Luft der militärischen Bibel, die Gita, ein, und dann urteilt über die Handlungen der großen Männer."

Als Aurobindo Ghosh 1908 die Jugend von Kalkutta aufforderte, zu „streben, daß die Mutter Heimat gedeihen könnte" und zu „leiden, daß sie sich freuen könnte", war die Seele Jung-Indiens schon seit einem Jahrhundert an den rachsüchtigen Willen, an die Selbstbehauptung und an den stolzen Wiedervergeltungssinn gewöhnt. Die Ideen von 1905, die von den japanischen Erfolgen in der Weltpolitik gestärkt wurden, haben Jung-Indien fortwährend zu der letzten und großen Phase des Streites vorwärts geleitet, nämlich zur Vertreibung des Abendlandes vom Morgenlande und zur Errichtung der Gleichheit zwischen den beiden.

Das mühevolle Leben, das nun in der Mitte von Streit und Streben hinaufwächst, wurde in einem Gedicht von Satis Chandra Roy (1904) widergespiegelt. Auf Bengalisch singt er von seinem „Jüngling":

„Kräftig gebaut wie der Fischerknabe
Wirft er sich plötzlich in das Weltenmeer,
Taucht tief und mit den Wellen ringend,
Schnellt er hinauf mit Freud' und Lust.
Siegesvoll lächelnd wirft er das Netz
Nachsinnend, ruhig mit morgenklarer Stirn,
Sicher muß der Fisch gefangen werden."

„Gewiß ist er verliebt in schreckliche Gefahren,
Wie könnt' er sonst lächeln beim Meeressturm?
Hier atmet Leben, mein Freund, das glückliche Leben."

Dies ist auch die Botschaft des Dichters Iqbal in der Urdusprache. In der Schule der Gefahr nimmt Jung-Indien seinen Unterricht.

5. Die Welt-Kulturbewegung

Doch die antifremde Haltung zeigt nicht, daß Jung-Indien sein Heimatland von dem Rest der Welt zu isolieren wünscht. Nur die Unterdrückung des Morgenlandes durch das Abendland ist der Grund, daß die Inder in Aufruhr stehen.

In den kulturellen Problemen strebt Jung-Indien, die engsten Beziehungen mit allen Ländern zu fördern. Die internationalen Annäherungen und die Welt-Kulturbewegung (Wishva-shakti) kann man als die wichtigsten Elemente im gegenwärtigen indischen Geist ansehen. Aber die Inder verlangen Selbständigkeit und Gleichheit in dem Austausch der Gedanken zwischen den Völkern.

Im Jahre 1886 wurden die folgenden Verse von Hem Chandra Banerji geschrieben:

„Auf den Fluten der Meere fahre,
Klettere auf die Gipfel der Berge,
Plündere die Planeten am Himmel,
Erhasche mit beiden Händen
Sturm, Meteoren und Donnerflammen, —
Dann erst wage das Lebenswerk."

Eine große Wanderlust, um die Weltschätze der Literatur, Kunst, Wissenschaft und Philosophie zu entdecken, hat Jung-Indien ergriffen. Die indische Kultur ist nicht ausschließlich von den Indern erzeugt worden. Sie wurde von ihnen immer mit fremden Beiträgen bereichert. Hier wirkte niemals das Boykottprinzip.

Die wirtschaftlichen und industriellen Forscher, die von Indien nach Japan, Amerika, England, Frankreich und Deutschland reisen, sind zahlreich. Ingenieure wie Visvesvarayya aus Mysore, Direktoren von chemischen Fabriken wie Prafulla Chandra Ray aus Bengalen und Bankiers wie Fuzlbhoy Currimbhoy und Vithaldas Thackersey aus Bombay und Rajendra Nath Mookerjee aus Kalkutta sind mit den letzten Entwicklungen in der okzidentalischen Industrie verbunden.

Indien studiert nicht nur die Macht des Großkapitals, sondern auch die andern Teile des Schildes, nämlich den Sozialismus. Um die allgemeinen Arbeiterfragen behandeln zu können, haben Chamanlal und Saklatwalla von Pandschab, B. P. Wadia und Trimul Acharya von Madras, N. M. Joshi von Bombay und Manabendra Nath Roy und Khan Lohani von Bengalen die Welt bereist.

Frau Sarojini Naidu und Frau Fyzee-Rahamin haben die Botschaft der neuen Frauenwelt von Schweden, der Schweiz und England nach Indien mitgebracht. Frau Lila Singh studierte die soziale Lage der Südamerikanischen Staaten. Mit großer Geduld besuchte Frau Parvatibai die Familien in den Vereinigten Staaten, um die Volksbildung und Haushaltungslehre zu ergründen.

Die Bildhauer und Maler von Bombay und Kalkutta, wie Mhatre, Phanindra Nath Bose, Abanindra Nath Tagore und Nandalal Bose, suchen ihre Technik nicht

ausschließlich aus den alt-buddhistischen und indo-persischen Werken. Die großen Meister von Japan und China sowie von Europa haben die indischen Künstler gebildet.

Shakespeare, Goethe, Victor Hugo, Walt Whitman und Ibsen rufen unter den Indern gerade dieselbe Begeisterung hervor wie unter den Europäern und Amerikanern. Helmholtz, Pasteur, John Stuart Mill und William James — sie alle haben Tausende von Anhängern in Indien gefunden. Die großen Philosophen von Kant und Fichte an bis zu Haeckel und Eucken werden von den Indern als ihre eigenen Meister gefeiert.

Die Autobiographie Mazzinis, übersetzt von Vinayak Savarkar (1907), machte den italienischen Idealisten zu einem gleichgroßen Helden unter den Marathen wie ihr Ramdas ist, der geistige Berater von Kaiser Shivaji vom 17. Jahrhundert. Und die Mazzinische Lehre liest man auf Urdu, Hindi, Bengalisch, Telugu, Tamil und in anderen indischen Sprachen.

Virgil und Dante haben das große bengalische Epos „Die Tötung Meghanadas" von Madhusudan Datta (1824—1873) beeinflußt. In dem satirischen Buch „Bhadram Bhadra" von Ramanbhai Nilkantha aus Gudscharat findet man den indischen Don Quixote. Nach dem Muster der historischen Romane in Europa entwickelte sich in Indien eine neue literarische Form. In den Werken von Bankim Chandra Chatterji (1838—94) auf Bengalisch, von Hari Narayan Apte auf Marathisch und von Navalram auf Gudscharatisch und anderen Prosaschriftstellern hat Jung-Indien das Romantische und die Quelle des Nationalismus gefunden. Dem Einfluß Schillers auf unsern Dichter Dwijendra Lal Roy verdanken wir teilweise auch einige Dramen über die vaterländischen Helden des Mittelalters.

Fast jeder europäische Schriftsteller von Homer an bis zu Bernard Shaw wurde teilweise in die Urdusprache übersetzt. Jedermann, der nur Urdu liest, kann dennoch mit den Werken von Aristoteles, Kant, Gibbon, Guizot, Lecky, Le Bon, Bluntschli, Pestalozzi, Darwin, Maxwell usw. bekannt werden.

Es ist deshalb nicht überraschend, wenn wir diese Tatsachen betrachten, daß sich die Urdugesellschaften in Amritsar, Azamgarh und Hyderabad (Anjuman Taraqqui Urdu) mit der Weltkultur, die sie indienisieren wollen, beschäftigen. Solche ähnlichen Anstalten gibt es für Marathisch, zum Beispiel in Baroda, und für Hindi, zum Beispiel die „Jnana-mandala" (Kulturkreis)-Gesellschaft in Benares.

Die Gudscharatische-Literatur ist an Übersetzungen aus der englischen Sprache sehr reich. Die Dichtungen von Keats, die Dramen von Maeterlinck und die kurzen Geschichten von Maupassant kann man in Bengalisch lesen.

Die indischen Monatsschriften, wie „Vividha-Jnana-Vistara" (Poona), „Saraswati" (Allahabad), „Prabasie" (Kalkutta) machen das Volk mit den zeitgenössischen Strömungen der abendländischen Kultur bekannt. Die Ästhetik von Croce, die soziale Philosophie von Karl Marx und Sorel, sogar die „Psychanalyse" und der Freudianismus haben unter den Leserkreisen viele Bewunderer.

In der Schule von Rabindra Nath Tagore in Bolpur werden neben Deutsch und Französisch auch altgriechische Stunden gegeben. Und der Dichter und Philosoph ist nicht nur ein großer Bewunderer des Violinkünstlers Kreisler, sondern ist auch bemüht, okzidentalische Musik in Indien einzuführen.

Auf der anderen Seite ist noch zu erwähnen, daß ein Inder Hasan Sahid Suhrawardy schon seit vielen Jahren Regisseur des russischen Künstler-Theaters in Moskau ist. Indien hat sich in der abendländischen Bühnenkunst gewiß hoch emporgeschwungen.

Viele radikale politische und wirtschaftliche Denker in Europa und Amerika wurden von Lajpat Rai durch seine Urduschriften unter den Indern wohlbekannt.

In seinem Buch „Nationale Erziehung" (1921) in englischer Sprache erklärte er, daß die Aufgabe Jung-Indiens nicht die Übertreibung des patriotischen Jingoismus, sondern die Verbreitung der Wahrheit und die Umwandlung des Lebens aller Völker sei. Bemerkenswert ist, daß er wegen seiner anti-britischen Politik schon zweimal die Gefangenschaft erduldete.

Die indische Volksseele erweiterte sich durch die mannigfache politische Tätigkeit vieler Inder im Ausland. Die auswärtige Politik Jung-Indiens ist ein wichtiger Faktor in seiner Kultur.

Indiens Verbindung mit Afghanistan, Persien und Zentralasien wurde durch die bahnbrechende Arbeit von Ajit Singh, Obedulla, Jafar Ali Khan, Hormusji Kershap, Vasant Singh, Pramatha Datta, Chait Singh, Mahendra Pratap, Pandurang Khankhoje, Barakatulla, Hrishikesh Latta, Mirza Abbas usw. hergestellt. Dank der eifrigen Bestrebungen von Hafiz, Mansur, Abdul Wahid, Ansari, die Gebrüder Ali und Sattar und Syed Hussein ist die mohammedanische Welt von Angora bis Marokko nun ein Teil des indischen Lebens.

Rash Behari Bose, Bhagawan Singh, Heramba Lal Gupta, Jodh Singh, Chanchayya, Dhirendra Nath Sen und Hariharlal Thulal haben wegen ihrer kühnen Unternehmungen in Japan, China und Siam zur Erweiterung Indiens beigetragen. Wir dürfen die selbstaufopfernden Bemühungen von M. K. Gandhi, Manilal, Mehta und Parmanand nicht vergessen, durch welche die indischen Arbeiter und Besitzer kleiner Läden in Südafrika, Fiji, Mauritius und anderen britischen Kolonien das Bewußtsein ihres menschlichen Rechtes gewonnen haben.

Die Vereinigten Staaten wurden die Vorkämpfer für Indiens Freiheit, und dies verdanken wir Ram Chandra, Santokh Singh, Tarak Nath Das, Har Dayal, Lajpat Rai, Basanta Koomar Roy, Jagat Singh, Sailendra Nath Ghose, N. S. Hardiker, Surendra Nath Karr und vieler anderer. Europas Mitwirkung in der indischen Selbständigkeitsbewegung erfolgte durch Frau Cama, Herrn Krishnavarma, Virendra Nath Chattopadhyaya, Sardarsingji Rana, Hem Chandra Das, Madanlal Dhingra, die Gebrüder Savarkar, B. B. Subrahmaniya Aiyar, Madhava Rao, Moreshwar Prabhakar, Chempakaram Pillai, Bhupendra Nath Datta und G. S. Dara.

Zusammengeschlossen sucht Indien eine Verbindung mit jedem Land der Welt und auf jedem Gebiet des Denkens und Lebens. Kurz gesagt besteht jetzt schon ein „Größeres Indien" als Macht unter den Mächten. Und diese Tatsache muß von jeder Nation, die sich für die politische und kulturelle Wiederaufbauung der Menschheit interessiert, anerkannt werden.

6. Demokratismus und Proletarianismus

Es gibt eine andere Richtung der Tätigkeit, in welcher der Energismus Jung-Indiens gleich hervorragend ist, wie in der Freiheitsbewegung und in der Errichtung der politischen und kulturellen Gleichheit zwischen den Indern und allen anderen Nationen. Wir sprechen von den inneren demokratischen Strömungen, die unter den verschiedenen wirtschaftlichen und sozialen Gruppen des indischen Volkes wirken.

a) Soziale Arbeit und Solidarität.

Demokratismus wurde unter dem Einfluß der Ideen von 1905 auffallend sichtbar. Die gebildeten Klassen waren mit der Arbeit in ihren eigenen städtischen Genossenschaften nicht mehr zufrieden. Sie begannen die Philosophie der neuen Welt unter die Landbevölkerung sowie unter die Fabrikarbeiter in den Städten und unter die Eisenbahn- und Minenarbeiter zu tragen. So wurde die Wanderlehrerbewegung geboren.

Man muß bedenken, daß die Reformation in der indischen sozialen Gliederung von der englischen Regierung absichtlich verhindert wurde, weil sie Geldspenden für die Unterrichtung des Volkes ablehnte. Während in Europa 6½ Prozent von den Staatseinkünften für die Volksbildung gespendet werden, verwendet der fremde Despot in Indien nur 1 Prozent dafür. Bemerkenswert ist, daß die Regierung 48 Prozent für militärische Zwecke ausgibt. 1911/12, als die Inder sogar mehr Steuern für die freien Volksschulen bezahlen wollten, wurde es ihnen von der Regierung nicht gestattet.

Gesundheitsregeln, Wirtschaftsgenossenschaften, Verbesserung des Ackerbaues und allgemeine Methoden zur Hebung des Verständnisses und Lebens — dies sind einige der Gegenstände, welche die ungebildeten Klassen durch die patriotischen Handlungen ihrer Wanderlehrer während der letzten 17 Jahre erhalten haben. Abendschulen wurden von den Studenten und Professoren der Hochschulen für die Kinder der ärmeren Klassen kostenfrei geleitet. Krankenhäuser und Unterkunftshäuser wurden in verschiedenen Orten gebaut, und die Ramkrishna Bruderschaft unter Leitung ihrer Ärzte sorgt für das Wohl der Bauern und Arbeiter.

Unter der Veranstaltung der „Diener-Indiens-Gesellschaft" („Servants of India Society") haben die Fabrikarbeiter die Gelegenheit, Massenausflüge zu machen und somit den Vorteil, die frische Luft an der See oder im Wald zu genießen. Die Arya Samaj, die Brahmo Samaj, die Social-Service-Liga und andere Genossenschaften suchen die soziale Stellung der unterdrückten Gruppen zu heben. In der sozialen Konferenz in Madras (1921) wurde von einem hochgestellten Gelehrten, T. Rajagopalachariar, vorgeschlagen, daß sich die Panchama aus Südindien, die Namashudra aus Bengalen und die anderen „Paria"-Klassen gegen die höheren Klassen auflehnen sollen.

Diese und andere Formen der sozialen Arbeit haben unter den verschiedenen Gruppen der indischen Bevölkerung eine tiefe Freundschaft und Solidarität begründet. Dadurch wurde die Feindschaft gegen England unter allen Teilen des Volkes gemeinsam verbreitet.

b) Klassenkampf.

Aber während der letzten zwei Jahre (1920—1921) haben sich soziale Dinge zugetragen, welche zeigen, daß die allgemeine Homogenität wahrscheinlich durch den Klassenkampf gebrochen wird.

Die altindischen Industrien wurden während des ersten Zeitalters des 19. Jahrhunderts durch das Handelsgesetz Großbritanniens vernichtet. Heute gibt es ungefähr nur 3000 moderne Fabriken in Indien. Obwohl die vollendetste Industrialisierung Indiens von England wegen seiner Selbstsucht verhindert wurde, ist auch in Indien, wie in Europa und Amerika, die Arbeiterfrage entstanden.

Streiks wurden etwas Alltägliches im jetzigen indischen Leben, und die Ansprüche der Arbeiterbevölkerung auf höhere Löhne und kürzere Arbeitsstunden sowie bessere Fabrikzustände sind die gleichen im Geiste wie die ihrer Kameraden im Abendlande. Es gibt verschiedene Vereinigungen unter den Webern, Wäschern, Seeleuten sowie unter den Arbeitern der Eisenbahn, der Jute- und Baumwollfabriken. Diese Vereinigungen sind in provinzielle Arbeitsvereine, zum Beispiel die von Madras, Bombay und Bengalen eingeteilt. Letztere werden wieder vom All-India Trade Union-Kongreß geleitet.

Auf der anderen Seite organisieren sich die Bauern zu Vereinen, die „Kishan Sabha" genannt werden, und sie findet man hauptsächlich in den Vereinigten Provinzen und Bihar in Nordindien. Ihr Programm arbeitet gegen die hohen Steuern und schlechte Behandlung durch ihre Gutsbesitzer, wie wir bei dem Aufruhr in Rai

Bareilly und bei den Ansprüchen von 50 000 Landleuten in Oudh gesehen haben (1920).

Selbstverständlich ist in diesem Revolutionsgeist der Bauern und Arbeiter die helfende Hand und geistige Führung der gebildeten Klassen zu finden. Die politischen Führer machen in ihren nationalistischen Bewegungen von dieser Mitarbeit Gebrauch. Die Bauern und Arbeiter glauben, gleich wie die gebildeten Klassen, daß sie ihr gemeinsames Elend, ihre Hungersnot, ihr Siechtum, ihre Armut und allgemeine Schwäche der feindlichen Politik Englands gegen indische Finanz, Industrie und Handel zu verdanken haben. Nach Gauri Shankar Pandit verstehen die Bauern (wie nach Baptista die Arbeiter), daß es keine Möglichkeit für Verbesserung der wirtschaftlichen Lage Indiens ohne politische Selbständigkeit gibt.

Nichtsdestoweniger sind die indischen Guts- und Landbesitzer sowie die Kapitalisten und Fabrikeigentümer zur Einsicht gekommen, daß sie denselben wirtschaftlichen Widerstand erfahren müssen wie ihre okzidentalischen Kollegen. Sie wissen auch, daß die Bauern und Arbeiter einen wichtigen ökonomischen Grund zur Unzufriedenheit haben und in ihrem Kampf gegen die wirtschaftliche Unterdrückung durch die russischen Ereignisse gestärkt wurden.

Die Kommunisten und Syndikalisten von Europa und Amerika sowie alle sozialistischen Parteien sind bereits in Verbindung mit den Führern der indischen Arbeiterbevölkerung. Der Proletarianismus, das heißt die kämpfende Haltung gegen den Eigentümer und Arbeitgeber, ist jetzt eine leitende Strömung in der Literatur und in der sozialen Philosophie Jung-Indiens.

7. Eroberungen in den Wissenschaften

Weil die praktische Arbeit in der Industrie, im öffentlichen Dienst und in der politischen Erziehung Jung-Indien an sich gezogen hat, hat es auch die Zeit gefunden, seine Kraft wissenschaftlichen und rein theoretischen Forschungen zu widmen. Die Eroberungen der Inder in den Wissenschaften bilden einen wichtigen Teil in der zeitgenössischen Weltkultur.

In den Büchern „Die Grundlage der indischen Volkswirtschaft" und „Prinzip der vergleichenden Wirtschaftslehre" von Radha Kamal Mukerjee, beide in London herausgegeben, finden wir die Studien über die Aufwandverzeichnisse und Familienbudgets, Konsumvereine usw. Daman Govind Kale studiert die Finanzwirtschaft, Handels- und Zollpolitik und den Valutamarkt.

Fast in jeder größeren Stadt gibt es die literarische Akademie (Sahitya Parishad), in der sich die Mitglieder mit anthropologischen und archäologischen Untersuchungen beschäftigen. Die jährlichen Versammlungen von Autoren und Zeitschriftenredakteuren gehören heute zu den regelmäßigen Gebräuchen.

Im Abendlande wurden mehrere Studienbücher von Ananda Coomaraswamy über die Kunstgeschichte veröffentlicht. Ordhendro Gangoly bringt in seiner vierteljährlichen Zeitschrift „Rupam" (Kalkutta) die Werke der heutigen Maler und Bildhauer sowie die Studien über die alte Kunst zusammen.

An der mohammedanischen Kultur haben sich Ameer Ali, Jadu Nath Sarkar, Abdulla Suhrawardy, Narendra Nath Law, Rakhal Das Banerji, Nalini Kanta Bhattasali, Kuhda Buksh, Brajendra Nath Banerji, Kalikaranjan Quanungo und andere Gelehrte interessiert. Brajendra Nath Seal, S. Krishnaswamy Aiyangar, Radhakumud Mookerji, Kashi Prasad Jayaswal, R. Shamashastry, Pramatha Nath Banerjea, Ramesh Chandra Majumdar, D. R. Bhandarkar und andere haben sich in der Wiederentdeckung des Materialismus in der altindischen Politik große Verdienste erworben.

Auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften werden die Leser der „Proceedings of the Royal Society", „Philosophical Magazine and Journal of Science", „Nature", „Proceedings of the Chemical Society", „Journal of the American Chemical Society", „Annals of Botany", „Physical Review", „Astrophysical Journal" usw. von England und den Vereinigten Staaten die bedeutungsvollen Werke von wenigstens 50 indischen Forschern vorgefunden haben. Außerdem erscheinen in den Zeitschriften für Mathematik in Kalkutta und Benares, sowie in den Veröffentlichungen des indischen Verbandes für Wissenschaften (Indian Association for the Cultivation of Science, Kalkutta) und des Ackerbau-Institutes in Pusa die Forschungen und Ergründungen unserer Gelehrten.

Der indische Mathematiker Ramanujan (1887—1920) wurde von englischen Gelehrten in Cambridge mit Euler und Jacobi verglichen. Erstklassige Studien in Akustik und in der Violinmusik werden von Chandrasekhar Venkata Raman gemacht. Phanindra Nath Ghosh ist ein Spezialist in Optik und Mikroskopie. In der physikalischen Chemie haben die Arbeiten von Jnan Chandra Ghosh und Megh Nad Saha unter den Meistern wie Einstein, Arrhenius, Nernst und Sommerfeld große Anerkennung gefunden.

Biman Bihari De ist ein Meister in der Farbenchemie, Rasik Lal Dattas wissenschaftliche Arbeiten haben zur Hebung der organischen Chemie mit besonderer Berücksichtigung der Industrie beigetragen. Auf dem Gebiet der Biochemie hat sich Baneswar Daß hauptsächlich in dem Problem des „Vitamine"-Prinzips in den Nahrungsmitteln spezialisiert. Giftige Gase werden von D. R. Kokatnur eingehend studiert. Abinash Chandra Bhattacharya präpariert Alkohol aus der „Mohua"-Frucht. Die synthetische Erzeugung des „Gardschan"-Öls von Biman Chandra Ghosh hat sich bei der Behandlung des Aussatzes wirksam erwiesen.

Erdkunde und Mineralogie bekommen wertvolle Beiträge von Hem Chandra Das Gupta, D. N. Wadia usw. Die Forschungsarbeiten von Birbal Sahni und Jehangir Dastur in der Pflanzenkunde und von Samarendra Chandra Maulik in der Insektenlehre haben praktische Verwendung im Ackerbau und in der Bienenzucht gefunden. Die Studien von Karamchand Bal über das Nervensystem des Regenwurms haben einen guten Platz in der zoologischen Wissenschaft erhalten.

Jagadish Chunder Bose ist wegen seiner pflanzen-physiologischen Entdeckungen von Fachmännern wie Haberlandt, Deslanders usw. als großer Sachverständiger anerkannt worden. Die wissenschaftlichen Kollegien in Wien, Berlin, Stockholm, Paris, London, New York und Tokio konnten sich durch die Demonstrationen von Dr. Bose selbst von der Tüchtigkeit und Exaktheit seiner Theorien zufriedenstellen.

Auch in mannigfachen Abteilungen der Heilkunde haben die Inder einige bemerkenswerte selbständige Arbeiten aufzuweisen. Surveyor und Row interessierten sich für Bakteriologie. Gopal Chandra Chatterjis Studien über das Schmarotzertier in den Eingeweiden haben in der Pathologie wertvolle Bedeutung. Die erfolgreiche Behandlung der „Kalazhur"-Krankheit, die in Assam epidemisch auftritt, wurde von Upendra Nath Brahmachari durch Einspritzungen der Kolloiden, zum Beispiel des Antimonium und Wismut, gemacht.

8. Die Forschung nach der Wahrheit

Die Probleme der Wissenschaften und Kultur sowie der Politik und des Lebens wurden von Jung-Indien in einer vielseitigen Weise angefaßt. In seiner Methode gibt es gerade so viele positive Tätigkeiten wie den romantischen Idealismus, gerade so viel Bewußtsein des Weltgeistes wie des Weihungssinnes für das Heimatland.

Und durch den Herausforderungsgeist und allgemeinen Enthusiasmus für die Revolution wurden für einen Individuellen oder eine Institution oder eine Rasse die Gelegenheit, die indische Entwicklung zu monopolisieren, zerstört. Im Gegenteil wurde ein Pluralismus, das heißt eine große Verschiedenheit in den sozialen und kulturellen belebenden Kräften, errichtet. Keine einzelne Person oder Bewegung muß man als den Vertreter des ganzen Geistes Jung-Indiens ansehen.

In den mannigfaltigen Bestrebungen und Gedanken, die den indischen Sturm und Drang kennzeichnen, wirkt der Grundsatz des „Satyâgraha", das heißt die Widmung zur Wahrheit. Die Kämpfer Jung-Indiens haben einen großen Krieg gegen die „Avidya", das „Asat", die Täuschungen, Aberglauben, Chauvinismus, den Geist der Unfehlbarkeit und Erhabenheit, den Despotismus und wirtschaftliche Tyrannei erklärt.

In dieser Forschung nach der Wahrheit stellen die Inder dieselbe Individualität, dieselbe Verherrlichung der Persönlichkeit und dieselbe Würdigung der Mannheit dar, wie es das Buch „Gita" dem Altertum lehrte, und wie Martin Luther in seinem Aufsatz über die Freiheit des Christenmenschen das Mittelalter begeisterte. Aus diesem Glaubensbekenntnis sind das Pflichtgefühl und das Martyrtum, die das heutige indische Leben wie der kategorische Imperativ von Immanuel Kant kräftig regieren, entsprungen.

Es ist dieses Jung-Indien, das die deutschen Realpolitiker und Idealisten zur Zusammenarbeit einladet, um die unterdrückten Rassen von dem fremden Joche zu befreien und zu helfen, die Welt zu einer friedlichen Entwicklung zu führen. Hoffentlich erheben sich die Kleist und die Schiller von Jung-Deutschland zum neuen Freiheitskampf der Menschheit, so daß durch die Annäherung Deutschlands an Asien eine andere Erweiterung der deutschen Volksseele gleich der, welche aus der Bewegung Herders hervorging, erfolgen wird.

Der Panzer

Erzählung

von

Julius Levin

Es war im Juni am frühen Morgen, als ein junger, schmächtiger Mensch ein Pferdegespann an einen großen Schwengel legte und damit von einem kleinen Kätnerhause aus der jenseits einer weiten Wiese in die Ferne hingestreckten Chaussee zusteuerte.

Die Sonne stand noch sehr niedrig und sah blaß, geknickt und übernächtigt aus. Sie erhob sich träge über einem Hügel, der die Grenze der Ortschaft bildete. Aus dem Grase stieg die Kühle auf wie ein Wassergeist, der sich in die Lüfte verflüchtigen will. Sie umfächelte die Stirne des jungen Menschen, dem trotz der frühen Stunde schon heiß zu werden schien.

„Ehü!" schrie er den Pferden zu, die schon längst davongegangen waren, zwar noch nicht ganz ausgeruht von der Arbeit des vorigen Tages, aber doch dankbar dafür, daß sie jetzt noch nicht von den Fliegen, wie zur Zeit der Hitze, gequält waren. Sie zogen den Schwengel, den auf dem Felde der Pflug erwartete, über das Chaussee-

pflaster, daß er klirrend aufstieß und, da sie gleichmäßig marschierten, eine Art Musik machte wie ein von geübter, ausdauernder Hand zu gleichem Anschlage gerütteltes Glockenspiel.

Joachim Lamm blickte auf und sah bereits den Pflug, der aus seinem Halbschlafe nach dem Gespann herüberblinzelte.

„Warte man!" dachte Joachim. „Du kommst gleich dran! Nur Geduld!"

Bald standen die Pferde, ohne daß ihnen „Halt!" geboten worden war, neben der Pflugschar still, die sich zwar bald auf die Beine helfen und einspannen ließ, aber sich auch bald wieder, wie um weiterzuschlafen, auf die Seite legte, bis er ihre Spitze in die Erde rammte, und sie nun stand wie der Kiel eines Schiffes, das zum Wogenschneiden bereit ist.

„Na los, Emil!" sagte Joachim, etwas lauter, als er sonst zu sprechen pflegte.

Emil war der Wallach, das Handpferd, das mit seiner Mutter, der Stute Alwine, teils abwechselnd, teils zusammen die Fuhrarbeiten des kleinen Lammschen Gehöftes zu besorgen hatte. Gingen die beiden Pferde zusammen, so wandte sich Joachim nur an Emil.

Emil schnappte ein wenig nach Alwine zu, daß die Halskette klirrte. Er tat das immer, wenn er beim Zusammengehen mit ihr merkte, daß sie nicht die Absicht hatte, sich zu überanstrengen. Alwine tat, als ob sie zog. Joachim, der ihre Art kannte, lächelte vor sich hin, trat vor den Pflug zu ihr heran, schüttelte ein wenig ihren Kummet und sagte: „Na, Alwine, wie is' es denn?" Er vermied die Peitsche, solange es irgend ging, und besonders bei Alwine, da sie eine Frauensperson und Mutter war. Alwine imponierte ihm eigentlich durch ihr Verhalten, nicht, weil es ihm an sich sehr berechtigt erschienen wäre, sondern weil es dem von seiner Mutter gegen ihn selbst beobachteten ausnehmend glich.

Auch Frau Lamm war keine sehr ausdauernde Arbeiterin, sondern sie sah es immer so einzurichten, daß „Jochemche" nicht nur die ihm, als einziger, auf dem Hofe waltender Mannesperson natürlicherweise zufallende Arbeit versehen mußte, sondern ihm auch noch von der besser für weibliche Hände passenden mehr aufgehalst wurde, als es für seine Erholung vorteilhaft war. Aber Jochem war ein gutmütiger Junge, und obwohl er schon einmal zum Arzt hatte gehen müssen, weil es ihm gewesen war, wie wenn es ihm in der Brust gepiekt hätte, war er doch mehr dem Rate der Mutter gefolgt, als demjenigen des Doktors. Die Mutter hatte gesagt, die wahre Erholung wäre reichliche Arbeit in freier Luft, und schließlich hatte sogar der Sanitätsrat Dr. Krause zugeben müssen, daß Frau Lamm nicht ganz unrecht habe; namentlich war er dieser Ansicht geworden, als er die feste Überzeugung gewonnen hatte, er könnte gegen Frau Lamm doch nichts ausrichten.

Nachdem Jochem sich in seiner Weise mit Alwine auseinandergesetzt hatte, ging er hinter den Pflug zurück, nahm die Leine eng um die Lenden, die beiden Steuerenden des Pfluges selbst in die Hände und kommandierte ein „Hü ot!", worauf Emil fest, Alwine etwas weniger überzeugt anzog, und die Schar sich in die Weichen der Erde mit bedächtig schlürfender Gier einschnitt.

Die Arbeit ging ganz gut vonstatten.

Jochem hatte schon zum dritten Male gewendet, als er fühlte, es wurde ihm sehr heiß. Er wollte die Joppe ablegen, aber er erinnerte sich daran, daß Sanitätsrat Dr. Krause ihn ernstlich davor gewarnt hatte, sich zu entblößen, wenn er schwitzig geworden wäre. Er beschloß daher, lieber die Unannehmlichkeit der Feuchtigkeit, die den Körper zu bedecken begann, zu ertragen, als seine Gesundheit zu gefährden. Die Folgen konnten ihm bei der Mutter sehr schaden. Sie hatte ihm übrigens ihrerseits oft genug gesagt, es gäbe nichts Gesünderes als Schwitzen. Das treibe das Übel aus dem Leibe.

Aber Jochem fand gut, die Arbeit einen Augenblick zu unterbrechen.

Er tat dies um so lieber, als er sich gezwungen fühlte, nach einem ziemlich entfernten Felde zu blicken, auf dem sich eine Anzahl Arbeiter eingefunden hatten, um zu mähen, wie es schien. Unter ihnen machte sich besonders ein Mädchen im großen Strohhut bemerkbar.

Das war Käthe Isaak, die Tochter eines wohlhabenden mennonitischen Bauern, eben aus der Schule gekommen, und, Jochems Überzeugung nach, von ebenso schönem Äußeren wie bemerkenswerter Klugheit.

Käthe hatte wie Jochem das Dorf noch nie verlassen gehabt und war, wie er, fast ausschließlich zur Arbeit erzogen worden. Aber das hatte sie nicht verhindert, eine Menge Dinge zu lernen, die er niemals zu begreifen imstande gewesen war. Sie kannte nicht nur die Bibel sehr gut und den Katechismus am Schnürchen, sondern hatte auch viel von den kleinen Büchern gelesen, die der Lehrer den Schülern, die welche wollten, für zwanzig Pfennige das Stück, verschrieb, und deren Lesen, wie er sich ausdrückte, die allgemeine Bildung zu befördern in hervorragendem Maße geeignet war.

Auch Jochem hatte dann und wann eines von den kleinen Büchern erwerben wollen, aber Frau Lamm war fast stets der Meinung gewesen, es wäre vorteilhafter, für die zwanzig Pfennige Kleie oder Hafer zu kaufen. So wäre es beinahe gekommen, daß er, soweit sie nicht eigentlicher Unterrichtsgegenstand war, ohne eigentliche Kenntnis dessen, was der Lehrer die Nationalliteratur nannte, geblieben wäre, wenn nicht Käthe ihm von Zeit zu Zeit, und ohne daß ihre, den Bücherschatz sehr eifersüchtig hütenden Eltern es feststellen konnten, eines oder das andere der Bändchen geliehen hätte, unter anderem auch Schillers Gedichte, unter denen ihm der „Kampf mit dem Drachen" einen ganz besonders tiefen Eindruck zurückgelassen hatte.

Ein eigentlicher Verkehr bestand zwischen den Isaaks und Frau Lamm ebensowenig, wie zwischen den Isaaks und anderen Bewohnern des Dorfes. Man besuchte aber einander gelegentlich, namentlich, wenn einer vom andern etwas brauchte, und schließlich bedurfte ein jeder des anderen einmal. So konnte man an einen Verkehr der Dorfleute untereinander glauben. Und endlich gab sich, trotz dem auf dem Lande besonders stark entwickelten Mißtrauen aller gegen alle, doch dann und wann eine Vorliebe kund.

Diejenige Jochems für Käthe war zwar unbestimmter Natur, aber sehr groß. Hätte er vor dem Worte „lieben" nicht eine unausdrückbare Scheu gehabt, so hätte er behauptet, er liebte Käthe.

Seine Scheu beruhte zum größten Teil auf Beobachtungen an anderen, die vorgaben, zu lieben und geliebt zu werden. Was die da erzählten, war allzu glaublich. Einige behaupteten, die Mädchen, mit denen sie sich liebten, folgten ihnen, wie sie sich ausdrückten, in die Fichten! Und was man dort angeblich tat, dachte Jochem sich wohl, und doch überschritt es seine Vorstellungskraft.

Jochem schüttelte den Kopf, wie jemand, dessen Besitz gering oder nichtig ist, vom Vermögen amerikanischer Milliardäre reden hört, einen Milliardär abphotographiert oder gar an sich vorübergehen sieht, und denkt: „Soweit wirst du es nie bringen." Kantors Wilhelmine, so sagte einer der Dorfburschen, wäre gar nicht in eine wirkliche Pension nach Elbing gekommen, sondern zu einer Hebamme in ein „Institut", wie es hieß, das draußen flußabwärts lag, zwischen den großen Fabriken, wo man, wenn die Arbeiter gekommen oder gegangen waren, tagsüber keinen Menschen und in der Nacht höchstens ein paar Einbrecher sah, die Material erbeuten wollten.

Wer von den Jungen des Dorfes an dem Unglück von Kantors Wilhelmine schuld war, wußte man genau, so sagte man. Fried Andres hatte sogar behauptet, er wäre es, aber Wilhelm Wenzel hatte laut gelacht, als man ihm Fried Andres' Erzählungen wiedergegeben hatte.

Jochem hatte alle diese Dinge niemals recht verstanden.

Ihm war nur klar gewesen, daß man versuchte, dem Mädchen, das man liebte, wie er die Käthe, „Guten Tag" zu sagen, mit ihm ein Gespräch zu beginnen und alsbald auszureißen.

So hatte er es bei Käthe fast immer gemacht.

Zeitweise hatte er etwas länger standgehalten, als er hätte hoffen dürfen, aber ausgerissen war er schließlich doch, und Käthe, die schon gelächelt hatte, wenn er gekommen war, war das Lachen hochgestiegen, wenn sie merkte, daß er es bei ihr nicht mehr aushalten konnte.

Wie bekamen es seine Freunde nur fertig, so ein Wesen in die Arme zu nehmen, selbst wenn es sich nicht sträubte? Und nun gar, wenn es widerwillig war?

Jochem gestand sich, er würde niemals so verwegen sein, selbst nicht mit Käthe, ja, mit Käthe am allerwenigsten, schon deshalb nicht, weil sie nicht recht ernst zu bleiben verstand. Die Liebe war eben eine ernste Sache, und daß Käthe sie anders auffaßte, störte ihn sehr.

Er blickte wieder auf das ferne Feld, auf dem sich die Arbeit entwickelt hatte. Die Sensen blinkten herüber, und das Mädchen mit dem großen Hute harkte mit den anderen eifrigst. Seltsam! dachte sich Jochem, daß ein Mädchen so ernsthaft harkt, und sonst gar nicht — ernsthaft ist. Vielleicht war sie in diesem Augenblicke so fleißig, weil sie an ihn dachte. Das war immerhin denkbar. Aber nicht sehr wahrscheinlich. Denn hätte sie es getan, so wäre sie wohl darauf gekommen, sich einmal nach seinem Feldstück umzudrehen und nachzusehen, ob er nicht schon da war.

Jochem begann jetzt, nach dem Landstück der Isaaks zu starren. Ihm war es, als ob er durch die Unverwandtheit seines Blicks Käthe zwingen könnte, sich zuerst in Gedanken mit ihm zu beschäftigen und alsdann es durch ein äußeres Zeichen kundzugeben. Aber Käthe antwortete auch diesmal nicht. Endlich begann er zu rufen: „Fräulein Isaak! Fräulein Isaak!"

Er glaubte, seine Stimme genug erhoben zu haben, um den Klang bis zu Käthe werfen zu können. Aber seine Anstrengung schien doch nicht auszureichen.

„Du mußt etwas riskieren!" sagte er sich endlich. „Was rufst du denn: „Fräulein Isaak, Fräulein Isaak?" Woher soll sie denn wissen, daß du sie rufst? „Fräulein Isaak!" das kann jeder sagen. „Käthe!" so mußt du sie rufen. Da wird sie schon hören."

Und nachdem er noch einen Augenblick gezögert hatte, schluckte er so viel Luft in die Lungen hinunter, wie es nur ging, und stieß den geliebten Namen hinaus, daß er selbst glaubte, er habe eine Trompete vor dem Munde.

Das mußte sie gehört haben!

Er wartete, daß ihm ein Zeichen gegeben würde, aber es erfolgte nichts.

Käthe stand da, als ob es nur eine Richtung auf der Welt gäbe, nämlich diejenige, welche den Blick von Jochem hinwegführte. Da seine Unternehmung erfolglos geblieben war, erschrak Jochem vor ihr, und gab sich das Wort, sie nicht so bald zu wiederholen. Wahrhaftig! Was hätte er angefangen, wenn Käthe ihn gehört und sich nach ihm umgewandt hätte? Sie wäre vor aller Welt blamiert dagestanden. Die Arbeiter hätten sich ins Fäustchen gelacht oder es ihr gar beigebracht, wie unpassend es war, sich mit einem jungen Manne einzulassen, und am Ende Dinge von der Art zu betreiben, wie diejenigen, welche sich an Kantors Wilhelmine so vortrefflich bewährt hatten.

Es war jetzt wirklich Zeit, sich die dummen Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen.

Wenn das die Mutter wüßte — —

Freilich, einiges hatte sie schon gemerkt, und ihre Mahnungen waren zwar nicht immer unmittelbar, aber darum nicht minder eindringlich und vor allem verständlich gewesen. Sie hatte sich mit Hinweisen auf andere begnügt, „die man nicht nachahmen sollte". Namen zu nennen hatte sie, wie es schien, geflissentlich vermieden. Aber Jochem war just immer sehr wohl imstande gewesen, zu merken, um wen es sich handelte. Hatte es sich um Personen oder Dinge gehandelt, von denen ihm Kenntnis fehlte, so war nur eine kurze Erkundigung bei den Kameraden nötig gewesen, um sich davon zu überzeugen, daß die Mutter mit allen Vorkommnissen im Dorfe und Umgegend sehr genau Bescheid wußte. Jochem hatte jetzt eine wahre Angst davor, was hätte geschehen können, wenn sein Ruf bis zu Käthe gedrungen wäre. Die Mutter, die zweifellos schon etwas ahnte, hätte von dem Vorfalle erfahren und, statt mit den schon genügend unangenehmen Anspielungen, mit Vorwürfen aufgewartet.

„Ehü!" schrie Jochem so laut, wie er vorher „Käthe!" geschrien hatte. Alwine und Emil fuhren auf. Klirren und Geklapper erfüllten die Luft.

Jochem hatte es eigentlich weniger auf die Pferde abgesehen gehabt, als auf Käthe. Er hoffte, sie würde endlich doch seine Stimme erkennen und sich umsehen, was sie diesmal, ohne Gefahr zu laufen, tun durfte, da er sie ja nicht unmittelbar gerufen hatte.

Aber auch dieses wohldurchdachte Manöver hatte nicht das geringste Ergebnis. Und Jochem sah, daß es heute morgen außer der Arbeit nichts geben würde. Darein sich zu schicken, war nur vernünftig.

Er stellte das Gespann zur vierten Wende an und übersah noch einmal das vor ihm liegende Teil. Zehn- bis zwölfmal würde er noch zu wenden haben.

Der Pflug war bis etwa ein Drittel des Wegs gegangen, als sich die Spitze der Schar festhakte, dann plötzlich so stark vornüberglitt, daß Jochem mit dem Gestelle in die Luft geschleudert wurde und zwischen den Steuern liegen blieb. Wütend erhob er sich bald und versetzte Emil einen Peitschenhieb. Emil wischte sich den Schlag mit dem Schweife ab, pochte mit den Hinterhufen gegen das Pflugeisen, drehte den Kopf und warf Jochem einen mißbilligenden Blick zu. Alwine, die gestolpert und beinahe gefallen war, stellte sich auf und blies die Luft vor sich hin.

Jochem ging zur Unfallstelle zurück und betrachtete das Erdreich, in das die Pflugschar eine Schnittwunde gesetzt hatte. Er konnte sich den Vorgang nicht anders erklären als so, daß das Eisen sich gegen einen hochliegenden, runden Stein gestemmt hatte, durch die Kraft des Gespanns verhindert worden war sich festzuhaken und, durch den Schwung über die glatte Oberfläche hinweggezogen, zum Sturze nach vorne gebracht worden war. Vielleicht lag dort unten ein Stück einer von einem Deutschherrenbau übriggebliebenen Säule. Auf dem Gymnasialhof in Elbing stand solch ein Stück sogar offen zutage. Er nahm sich vor, die Stelle zu untersuchen, sobald er Zeit fände. Mit einem Spaten wollte er nachgraben, und wenn es ging, den Stein, der ein Hindernis für die Bestellung des Stückes Erdreich bildete, aus dem Wege zu räumen; wenn nicht anders, mit Hilfe einiger Freunde.

Jochem setzte, nachdem er dies Vorkommnis in die Wahrscheinlichkeit eingeordnet hatte, die Arbeit fort, und sie ging jetzt glatt vonstatten.

Ohne an den Stein, ja selbst ohne an Käthe zu denken, pflügte er das Ackerstück fertig, spannte die Pferde ab und entschuldigte sich, während er es tat, bei Emil, dem er eine besondere Metze Hafer zudachte.

Am Mittag kehrte er müde heim, und seine Mutter empfing ihn freundlich. Als sie hörte, daß alles richtig getan war, gab sie ihm ein Stück noch halbwarmen Kuchens, den sie für den Sonntag gebacken hatte.

Jochem hatte zuerst die Absicht gehabt zu erzählen, was ihm geschehen war. Aber bald nahm er davon Abstand, denn er fürchtete, die Mutter würde ihm vorwerfen, die Pferde nicht genug beobachtet zu haben. Glücklicherweise hatte sich keines von ihnen Schaden getan oder gar sich gekrönt. Jochem sagte sich jetzt, er habe wohl selbst Schuld an dem Vorfalle gehabt. Er hätte merken müssen, daß die Schar sich verstauchte, und deshalb wäre es seine Pflicht gewesen, beizeiten entweder die Pferde anzuhalten oder höchstens leise anziehen zu lassen. Zum mindesten hätte der Pflug, der jetzt wohl mit einer stärkeren Schramme davongekommen war, aus dem Gestelle herausgerissen werden können. Und das hätte sehr unangenehme Weiterungen gegeben.

All solches kann kommen, wenn man — — —

Er wollte von jetzt ab sich um Käthe nur kümmern, wenn er nichts zu tun haben würde.

Jetzt etwa, da die Arbeit geleistet war, stand nichts entgegen, seine Gedanken auf Käthe zu richten. Beim Einstellen der Pferde konnte wirklich nichts passieren, auch wenn man an Käthe dachte.

Und auch für den Rest des Tages war es nicht verboten, sich mit ihr zu beschäftigen. Das zu tun, war Jochem um so fester entschlossen, als er nach der schweren Vormittagsarbeit ein wenig auf Erholung rechnen durfte, die nach seinem Belieben zu verwenden, auch die Mutter nicht verbieten konnte.

Jochem hatte sich übrigens darin getäuscht, daß die Mutter ihm volle Ruhe lassen würde. Er wurde in den Garten beordert, nach den Bäumen zu sehen und später Rübenblätter für die Kühe zu pflücken. Er unterzog sich diesen Beschäftigungen mit Vergnügen. Sie waren nicht sehr verantwortungsvoll und gestatteten den Gedanken, ihren Weg zu nehmen, wohin sie wollten.

Vor Abend kam Wilhelm Wenzel, von Frau Lamm wenig begrüßt.

„Jochem hat keine Zeit zum Plachandern", begann sie. Ihre Erwartung, durch diese Worte auf das Gesicht Jochems eine Enttäuschung zu breiten, erfüllte sich zu ihrer Verwunderung nicht. Sie hatte auf einen vollen Erfolg gerechnet und war jetzt genötigt, mit dem halben sich zu begnügen, nämlich festzustellen, daß Wilhelm Wenzel von ihrer Absage ziemlich betreten war. Er antwortete zögernd. Seine wenigen Worte, bei deren Ausstoßen er Frau Lamm kaum ansah, beschränkten sich auf eine Entschuldigung seiner Störung. Man konnte ihm ansehen, daß er sich in einer nicht wesentlichen Hoffnung betrogen fühlte. Je weniger er den Blick Frau Lamms zu kreuzen suchte, mit um so eifervollerer Versteckheit suchte er denjenigen Jochems. Es kam Wilhelm darauf an, Jochem ein Zeichen zu geben. Aber Frau Lamm ließ ihn, wie ihm bewußt war, so wenig aus den Augen, daß er sein Vorhaben aufgab, sich darauf beschränken mußte, vor sich hinstarrend seine Mütze in den Händen zu drehen und dann mit kurzem: „Gu'n Abend auch!" davonzugehen, ohne förmliches Abschiednehmen.

„Der Jung bejagt auch allerlei!" begann Frau Lamm, als sie ihn über die Dorfstraße mit hochgezogenen Schultern davongehen sah. „Ich will den Umgang mit dem Labimmel nich'!"

Jochems Schweigen war ihr unangenehm. Es hätte ihr gepaßt, durch Widerspruch in Schwung gebracht zu werden.

„Nich wahr? Du läßt das!" fuhr sie nach einer Weile fort. Jochem machte sich hüstelnd in einer Stubenecke an dem Schubladen des Büchertisches zu schaffen und unterbrach seine Tätigkeit nur, um sich die Nase zu schnauben.

„Na, was sagst du gar nuscht? Bist all wieder muckscht?“ setzte sie hinzu, aber in einem Ton, der auf keine Antwort mehr rechnete.

Jochem war auch entschlossen, nichts zu sagen.

Die Erfahrung hatte ihn zu sehr gelehrt, daß er mit seiner Mutter meist den Kürzeren zog; fast stets, wenn es sich um seine Freunde handelte. Die schlechte Meinung, die sie von ihnen im allgemeinen hatte, war beinahe immer durch Vorkommnisse bestätigt worden. Bald hatte man den einen betroffen, wie er in Nachbars Garten die Tochter beschlich, bald den anderen, wie er sich im Felde oder Walde mit gelegentlich sich bietenden oder herangezogenen Bekanntschaften die Zeit auf seine Weise vertrieb, wieder andere, die, kaum der Schule entwachsen, mit Geld, das sie offenbar nicht verdient hatten, hier oder im Nachbardorf Gelage feierten und gar nach Elbing fuhren, um mit Kellnerinnen oder noch schlimmeren Weibern Allotria zu treiben.

Jochem mußte sich vorkommen, wie von Verbrechern umgeben, und sein schweres Geblüt hätte ihm seine Überzeugung noch schwerer gemacht, ja ihn von jedem Verkehr abgedrängt, wenn er nicht gefühlt hätte, daß er, schon Käthes wegen, auf gewisse Dienste von Genossen angewiesen war. Eine Botschaft irgendwelcher Art an sie war sicherlich früher oder später einmal nötig. Wem hätte er sie anvertrauen sollen, wenn er von niemandem als Freund betrachtet wurde?

Jochem zweifelte nicht, daß Wilhelm Wenzels Besuch einen besonderen Zweck gehabt hatte. Gewiß hatte es sich um Käthe gehandelt. Vielleicht hatte sie ihm sagen lassen wollen, daß sie ihn heute morgen auf dem Felde sehr wohl gehört, aber mit Willen sich nicht nach ihm umgesehen hatte. Jochem hoffte, der Tag werde nicht zu Ende gehen, ohne daß es ihm gelungen wäre, noch ein bißchen nach draußen zu kommen. Es konnte dann nur ein Leichtes sein, Wilhelm irgendwo zu treffen und so in den Besitz des Geheimnisses zu kommen, das sein Genosse nicht einmal durch einen Anflug von Aufsässigkeit zu gefährden so beflissen gewesen war.

Seine Hoffnung täuschte Jochem völlig.

Frau Lamm riet ihm in befehlendem Tone, schlafen zu gehen, da er wohl müde wäre. Jochem hätte gern noch ein wenig gelesen, aber er wollte der Kleinigkeit wegen keine Erörterung, geschweige denn gar einen Streit. Er ging in seine Kammer und zog mürrisch die Läden zu. Bald hörte er auch, wie die Mutter die Haustüre schloß und ihr Lager aufsuchte.

Jochem konnte nicht schlafen.

Die Hitze bedrängte ihn.

Er dachte an Käthe.

Und plötzlich fiel ihm das Geschehnis an dem Stein ein.

Übrigens hätte er von Rechts wegen den Pferden nochmals Futter schütten müssen. Zweifellos hatte die Mutter es im voraus für ihn besorgt, denn sonst hätte sie ihn auf seine Vergeßlichkeit hingewiesen. Seltsam übrigens, daß ihm eine so wichtige Verrichtung wie das Futterschütten entfallen konnte. Es war bei ihm nicht ganz richtig. Das durfte nicht so weitergehen!

Morgen war wieder ein Tag! Gott sei Dank!

Wenigstens gab es dann draußen Arbeit, bei der die Mutter nicht jeden Augenblick etwas aussetzen konnte.

Jochem nahm sich vor, sehr früh anzufangen, um noch etwas Zeit zu gewinnen. Er bedurfte ihrer, um den Stein zu heben, der sich ihm heute so unerwünscht in den Weg gelegt hatte.

War es übrigens ein Stein?

Konnte es nicht auch etwas anderes sein?

Am Ende war es etwas anderes. . . .

Aber was?

Etwas sehr Schweres, Mächtiges mußte es schon sein. Am Ende gar . . .?

Jochem strich sich mit beiden Händen über die Augen und setzte sich eilig auf. Am Ende war es gar ein Schwedenschatz!

So einer, wie Oskar Wunderlich ihn einmal gefunden hatte; eine große, unbeholfene, mit dicken Eisenbeschlägen versehene Kiste, vollgefüllt mit allerlei silbernen und goldenen Münzen, die bald unter polizeilicher Bedeckung nach Elbing in die Reichsbank zur Aufbewahrung gebracht und von dort aus für ungeheures Geld an Sammler und Staatskabinette verkauft worden waren. Das wäre ein schöner Fang gewesen! Freilich hätte zunächst die Mutter ihn eingeheimst, aber schließlich wäre er doch ihm zugekommen, und obwohl der Vater Isaak ein frommer Mann war und demnach auf Geld erst in zweiter Reihe sah, hätte es doch auf ihn Eindruck machen müssen, daß der einstige Erbe eines so großen Schatzes sich gerade in seine Tochter verliebt hatte.

Jochems Gedanken beschäftigten sich so störrisch und heftig mit dem Schatze da draußen, daß er schon die Münzen durch seine Finger laufen und die mit Vergrößerungsgläsern bewaffneten Fachkenner vor sich sah, die die Stücke hin und her wandten, eifrig betrachteten, abschätzten und schließlich eine Summe zusammenrechneten, mit deren Hilfe man drei, vier Bauerngüter von der Größe und dem Wert des Lammschen hätte kaufen können.

Wenn nur die Nacht nicht so lang gedauert hätte!

Jochem wäre ja gern aufgestanden!

Aber die Mutter hätte sich sofort etwas Ungünstiges gedacht. Und dabei wollte er ihr doch eigentlich hier wie auch sonst nur zu Diensten sein.

Mochte es kommen, wie es wollte!

Mit der Wissenschaft von dem Schatze da draußen auf dem Felde wollte er nach seinem Gutdünken verfahren! Ehe es nicht unbedingt nötig war, sollte die Mutter davon weder etwas zu sehen noch zu hören bekommen!

So lag Jochem halb schlafend, halb von Phantasien ins Wachen gerüttelt, da und zählte die Schläge der Turmuhr.

Es hatte eben zwei gedröhnt und der Nachtwächter seine zwei Hornstöße erklingen lassen, als Jochem einen Schlag auf seinen Fensterladen fallen hörte. Dem ersten Schlage folgten drei andere. Jochem wollte aus dem Bette springen, aber er fürchtete, die Mutter würde aufmerksam werden.

Ein Dieb war es gewiß nicht, der da geklopft hatte. Ein Dieb hätte eher jedes vorgängige Geräusch vermieden. Es war Wilhelm Wenzel! Daran zweifelte Jochem nicht. Und, was mit den vier Schlägen gesagt sein sollte, war ebenfalls klar. Er, Jochem, habe sich um vier Uhr auf dem Felde einzufinden, weil Wilhelm ihm etwas Wichtiges sagen wollte, eben das, was zu sagen er von der Mutter verhindert worden war.

Jochem überlegte, ob er Wilhelm in das Geheimnis der Geldkiste einweihen sollte.

Tat er es, so hatte er einen Helfer, aber auch einen Mitwisser. Und durfte er sein Geheimnis vor der Mutter so lange, wie es ging, bewahren, hätte er seine Verheimlichung sogar entschuldigen können, nämlich dadurch, daß er ihr unnötige Aufregung ersparen wollte, so wäre es doch unschicklich gewesen, jemand Fremdes zuerst einzuweihen, und selbst wenn man sich auf diese Weise eine wertvolle Hilfe gesichert hätte. Nein! Er mußte allein die Kiste heben und, wenn er es nicht fertig brachte, zuerst die Mutter ins Vertrauen ziehen. Schöner freilich wäre es gewesen, wenn er sie hätte überraschen können. Dann wäre sie gewiß von der Tüchtigkeit ihres Sohnes überzeugt gewesen!

Er hatte so nur noch eine Stunde wachzubleiben oder zu schlafen. Wie's Gott gefiel!

Schlafen konnte er nicht mehr.

Durch den Fensterladenspalt schlich sich die Dämmerung leisen Fußes auf sein Bett zu und berichtete ihm davon, daß draußen das Licht auf ihn wartete und ihn am Werke zu sehen wünschte. Er weckte die Mutter. Sie versah ihn heute besonders freundlich mit Morgenkaffee und redete ihm gut zu. Er sollte nur so viel abarbeiten, wie möglich, sie wollte ihm dann auch eine besondere Freude machen. Er sollte nicht nur zum Wochenmarkte am Sonnabend mitgenommen werden, sondern auch die Sommerjoppe erhalten, auf die er schon mehrfach, aber vergeblich angespielt hatte.

Jochems Verlegenheit wurde von der Mutter mit ihr allzubegreiflicher Dankbarkeit begründet. Da Frau Lamm, die einen sichtlichen Erfolg ihrer Güte zu sehen wünschte, sich über die von ihr zu gewährende Gunst etwas mehr verbreiten wollte, verwies er darauf, daß die Zeit drängte, eilte zum Stalle hinaus und führte die Pferde, deren Schlaftrunkenheit er alsbald durch kräftigen Zuruf davonjagte, zum Acker hinaus.

Schon von weitem erkannte er Wilhelm Menzel, der an der jenseitigen Grenze wartete.

Jochem trieb jetzt die Pferde an, teils um schneller zu ihm zu kommen, teils um durch das lebhaftere Klingen der Ketten und des Schwengels Wilhelm auf sein Nahen vorzubereiten.

Obwohl der Klang Wilhelms Ohr erreicht haben mußte, sah sich der Freund nicht um. Er hatte offenbar die Absicht, Jochem so weit vom Hause wegzubekommen wie möglich, um ganz ungestört mit ihm sprechen zu können.

„Endlich kommst du", begann Wilhelm. „Ich stehe hier schon eine ganze Weile!"

„„Nanu? Es ist doch eben erst vier Uhr"", erwiderte Jochem, der mit lässiger Sicherheit die Leine der Pferde in der Linken und die Peitsche in der Rechten haltend vor ihn hintrat.

„Du weißt nicht, daß ich vor Aufregung in die Wolken gehe. Schon gestern abend bin ich aus Angst zu dir gelaufen gekommen. Deine Allsche hat mich ganz mürbe gemacht."

„„Was ist denn? Brauchst du Geld? Ich hab' keins.""

„Ne — — das nu' gerade nich' —. Ich bin deinetwegen gekommen. — Die Käthe ist dir untreu."

„„Die Käthe? — Was weißt du von der Käthe? Was geht das mich an? — Du läufst ihr doch wohl nicht nach!""

„Das tue ich nich'. — Sei man nich' gleich glubsch! — Ich beschleiche niemand. — Aber man sieht dann und wann etwas — —"

„„Ich nie —""

„Darauf brauchst dir auch nischt einzubilden. Ich sehe immer —"

„„Na und nu?""

„Fried Andres is all wieder dran!"

„„Hast du wirklich was gesehen?""

„Aber ja! Sie sind gestern über Feld gegangen."

„„Na — was will das sagen? Ich bin auch schon mit ihr über Feld gegangen —""

„Na ja — du! — das ist doch nich' dasselbe!"

„„Ja, warum denn nicht?""

Wilhelm lächelte vor sich hin, sein Ausdruck war deutlich feindlich.

„„Was hast du bloß gegen mich?"" begann Jochem aufs neue. „„Wenn das alles ist, was du mir zu sagen hast, dann konntest du auch damit gewartet haben.""

„Na, meinetwegen. — Ich werde niemandem mehr einen Dienst tun — — Ich hätte jetzt ruhig im Bett liegen und schlafen können. — Aber ich wollte dir sagen, du sollst aufpassen. Nu, wo ich es dir sage, siehst du es an, als ob es gar nichts wäre."

Jochem wurde im stillen ärgerlich, drehte mit den Pferden kurz ab und ließ Wilhelm stehen.

Der starrte noch eine Weile unschlüssig vor sich hin und war plötzlich verschwunden, ohne daß er Jochem eine Antwort gegeben oder dessen Anrede abgewartet hätte. Jochem sah sich nach ihm um und fragte sich: „Hat ihn der Teufel geschluckt?" Da er auch nicht eine Spur wahrnahm, glaubte er, der Freund verberge sich in einem Graben hinter dem Raine. Er rief seinen Namen. Aber nichts rührte sich. Nur der Morgenwind spielte im Kraute. Jochem war dies plötzliche Verschwinden Wilhelms unheimlich, und er beschloß nachzusehen, wie es hatte geschehen können. Als er ein paar Schritte vor einen den Ausblick einschränkenden Stein gekommen war, erblickte er ihn, der sich fast an der Erde kriechend mit eingezogenem Bauche und geknickten Beinen wie eine Gliederpuppe, aber erstaunlich geschwind dahinbewegte. Wilhelm fürchtete zweifellos, jetzt, da er sich dem elterlichen Hause näherte, betroffen zu werden. Nun tat es Jochem leid, ihn nicht besser aufgenommen zu haben. Wilhelm hatte sich seinetwegen offenbar einer Unannehmlichkeit ausgesetzt und daher ein freundlicheres Entgegenkommen verdient.

Aber volles Vertrauen hatte Jochem darum doch nicht zu ihm.

War er wirklich nur deshalb gekommen, weil er ihn warnen wollte, oder hatte er nicht doch die Nebenabsicht, sich ein Vergnügen zu machen? Wilhelm liebte Fried Andres nicht, da dieser ihn bei Kantors Wilhelmine ausgestochen hatte, wie es hieß. Mit wem Wilhelm es eigentlich hielt, wußte niemand recht. Er war allen ein Rätsel, und während er die Geheimnisse aller besaß, vertraute er niemals eines von den seinigen einem anderen an.

„Ich schlage ihm die Knochen entzwei, wenn er etwas mit der Käthe hat!" dachte Jochem, spuckte zweimal vor sich hin und pfiff die ersten Töne einer auf den Sonntagstänzen vielgespielten Polka, zu der die Bauernjungen als Text die Worte:

„Wenn das nich gut für die Wanzen is,
dann weiß ich nich', was besser is"

zu singen pflegten.

Emil, der, einen Hinterfuß eingezogen, gedankenlos dagestanden war, schlug auf den sein Ohr treffenden Ton hin mit dem Schwanze in die Höhe. Das Klappern der Ketten weckte Alwine aus einem Sinnen, das ihr offenbar eine natürliche Fortsetzung des Nachtschlafes war. Auch sie schickte sich an, vorgespannt zu werden. Aber Jochem traf keine Anstalten dazu. Er ließ vielmehr die Leine fallen, und sein Blick wandte sich der Stelle zu, an der er den Schwedenschatz vermutete. Es war die höchste Zeit, ihn zu heben. Jochem empfand, es mußte jetzt etwas geschehen, was ihn vor den anderen auszeichnete. Er mußte sich als ein Liebling des Glücks erweisen. Sonst konnte es wirklich kommen, daß Käthe ihm auch weiter nicht so viel Aufmerksamkeit schenkte, wie er wünschte.

Daß er allein die Geldkiste nicht würde heben können, wenn ihr Inhalt seinen Hoffnungen entsprach, sagte er sich trotz seiner Aufregung. Aber er wollte doch einen Versuch machen, wenigstens tun, was in seinen Kräften stand, wo nicht anders sich Rechenschaft darüber ablegen, ob es sich wirklich um einen Schwedenschatz und nicht um einen Deutschherrenstein handelte.

Jochem stand eine Weile wie im Traum.

Die Pferde ließen den Kopf hängen und atmeten still. Der Schwengel hatte sich aufs Ohr gelegt und schien durch den hinausgesteckten Haken zu schnarchen. Der

Morgenwind trug Kühlung herbei. Sie tat Jochem wohl und half ihm, seine Gedanken zu ordnen. Er fühlte, er mußte einen Entschluß fassen.

Ohne sich weiter zu besinnen, nahm er einen Spaten, stürzte der Stelle zu, die er sich bezeichnet hatte, und begann zu graben. Bald klirrte sein Eisen auf. Er begann zu zittern. Es war kein Zweifel, daß er auf Eisen gestoßen hatte. Den Klang des Spatens auf Stein, den kannte er ganz genau. War es nicht bestimmt eine Kiste, was dort unten lag, so war es doch höchstwahrscheinlich eine.

„Ehü!" schrie er mit einem Male.

Er hatte sich plötzlich entschlossen, erst sich genaue Rechenschaft vom Tatbestand zu geben. Bis daß er auf die Kiste stieß, soweit konnte er allein graben. Aber es jetzt zu tun, war unsinnig, gefährlich. Die Nachbarn gingen auf die Felder, wenn sie nicht schon dort arbeiteten. Gar leicht konnte einer oder der andere sich bis zu ihm verlieren, und wenn die Grabearbeit zu weit vorgeschritten war, ließ sich nur noch wenig oder gar nichts mehr verheimlichen.

Jetzt mußte er, das war seine unverrückbare Ahnung, an seine eigentliche Arbeit. Aber heute abend, wenn alles im Dorfe schlief, da wollte er sich davonschleichen und so weit graben, daß ihm kein Zweifel blieb.

Wie er aus dem Zimmer kam, war der Gegenstand seiner eifrigen Überlegung während des Pflügens, dem er bald obzuliegen begann.

Die Pferde gingen von selbst.

Unbewußt stieß er dann und wann ein „Hüot" aus. Oder er gab einen kurzen Schlag mit der Peitschenspitze nach Alwine zu, die sich auch dadurch nicht aus ihrer Ruhe bringen ließ.

Er mußte sich, nachdem die Mutter schlafen gegangen war, auf die Erde hinunterlassen! Den dazu nötigen Strick wollte er sich auf dem Speicher suchen. Die Läden durften nicht geschlossen werden. Womöglich mußte er einen Schwengel finden, um ihn am Fensterkreuz festzubinden. Das Entlangrutschen an der Mauer hätte ihn verraten können. Er wollte den nehmen, der jetzt am Pflug hing. Der war kräftig genug, ihn zu tragen. Vor allem mußten die Gängeln der Läden geölt werden, sonst knarrten sie. Himmel! Was war da alles zu überlegen und vorzubereiten!

Schließlich war er imstande, sich ein Bild von seinem nächtlichen Ausbruche zu machen. Es wäre nicht so schwer gewesen, wenn nicht alles dazu Behilfliche von vollkommener Leistungsfähigkeit hätte sein müssen. Aber Jochem machte sich vor sich selbst anheischig, alles so zu beschaffen, daß er zum Ziele kam, ohne von irgend jemandem gestört zu werden.

Seine Gedanken hatten ihn so umstrickt, daß er sogar Käthe vergessen hatte. Er errötete vor sich selbst, als er sich der Tatsache bewußt wurde. Aber er entschuldigte seine Vergeßlichkeit bald erfolgreich dadurch, daß ja eigentlich alle Überlegungen, die ihn von Käthe abgetrieben hatten, eigentlich auf sie und ihre Eroberung hin angestellt worden waren.

Er fand, da alles in seinem Kopfe feststand, gut, die Arbeit auf dem Felde zu beschleunigen, und wenn es nicht anders möglich war, vorzeitig abzubrechen, um die für sein Abenteuer notwendigen Vorbereitungen vollendet treffen zu können.

Aber, je mehr er pflügte, um so höher stieg in ihm der Wunsch, seine Aufgabe abzuschließen. Er empfand schon jetzt einen Gewissensbiß darüber, daß er seiner Phantasterei zu Liebe eine Pflicht versäumt haben könnte. Brachte er der Phantasterei ein Opfer, so durfte es nur auf Kosten seines Nachtschlafes angerechnet werden, nicht auf Kosten der Wirtschaft, die ihm heilig war.

So führte er den Pflug durch das krümelnde, sich unwillig öffnende Erdreich, sprach mit den Pferden, die still ihre Arbeit taten, brüderlich und verwarnte sie nur,

wenn sie gewisser Unebenheiten des Bodens nicht achteten und sich der Gefahr des Fallens aussetzten. Sie schwitzten, und er tröstete sie, als er sie anhalten ließ, durch Beklopfen des Nackens. Käthe hatte er vergessen. Er blickte nicht einmal nach dem Felde aus, zu dem hin gestern sein Ruf ergangen war.

Erst auf dem Heimweg kam ihm ihr Name und ihre Gestalt wieder vor die Seele, und er schalt sich im stillen deswegen, daß etwas von dem törichten Gerede Wilhelm Wenzels in ihm konnte haften geblieben sein. So war die Käthe nicht, daß sie es einem vorredete und es mit dem anderen hielt! Wenn sie nicht wollte, dann hätte sie es schon gesagt! Überdies wußte Jochem aus Erfahrung, wie leicht es war, ein Mädchen da und dort zu treffen, es ein Stücks Wegs zu begleiten, ihm bei der Arbeit oder einer Besorgung zu helfen, und so den Eindruck zu erwecken, daß man sich einer höheren Vertraulichkeit hätte rühmen dürfen, wenn man nicht so verschwiegen wäre. Wahrscheinlich hatte Fried Andres, der ein alter Filou war, auch so etwas gesucht, vielleicht sogar fertiggebracht, weil Käthe eine höfliche Person war und nicht leicht jemanden vor den Kopf stieß, besonders nicht, wenn er sein Spiel so wohl zu verbergen wußte, wie Fried Andres. Immerhin war es geraten, acht zu geben. Gelegentlich, ohne die Gelegenheit zu schaffen! Jochem wollte doch nicht daran denken, daran gedacht zu haben, daß Käthe — — Hätte er daran wahrhaft gedacht, so wäre es Fried Andres schlecht gegangen, obwohl er nicht nur ein verdammter Schlaukopf, sondern auch wesentlich stärker war, als er, Jochem.

Zu Hause angelangt, fragte er gleich die Mutter, was heute noch gemacht werden sollte.

Sie belobte ihn wiederum seines Fleißes wegen, und Jochem nahm dies als gutes Vorzeichen. Es war ihm nicht völlig klar, warum er, der die Launen seiner Mutter am besten kannte, ihren ein wenig mechanisch hingesprochenen Worten so viel Bedeutung beimaß, aber, da sie eine launische Frau war, hätte sie auch sehr leicht weniger Verständnis für sein Verdienst an den Tag legen können, und das hätte ihn bestimmt gekränkt und ihm Zweifel am Gelingen seines Vorhabens eingegeben. Nunmehr konnte es sich nur noch darum handeln, ohne Erschütterung bis zum Schlafengehen zu kommen, vor allem einen Vorwand für einen längeren Aufenthalt in seiner Stube zu finden.

Denn leicht war es nicht, den Mechanismus, mit dessen Hilfe er zur Erde gleiten wollte, vorzubereiten.

Die Grundüberlegung war freilich angestellt und hatte eine bestimmte, durchaus genügende Anschauung geschaffen. Jochem sah den Schwengel in seiner ganzen Vielseitigkeit so vor sich, daß er sich in Gedanken schon jetzt hätte hinunterlassen können, um sich an die Ausgrabung der schwedischen Geldkiste zu begeben.

Der Schwengel mußte in seiner Mitte am Fuße des Fensterkreuzes mit Hilfe eines bald über-, bald untergeschlagenen dicken Strickes befestigt werden und an seinem äußeren Ende einen anderen dicken Strick tragen, an dem man sich herunterlassen und wieder hinaufklettern konnte. Das beste System war, wenn der Strick durch den Ring des Schwengels lief und hinter ihm dick verknotet war. Gar nicht übel war es auch, das Kletterseil mit in mäßiger Entfernung voneinander zu schürzenden Knoten zu versehen, die Händen und Füßen wertvollen Halt bieten konnten.

Jochem glaubte, nichts Besseres mehr finden zu können.

Die einzelnen Bestandteile der Maschinerie sich zu beschaffen, war eine Kleinigkeit.

Schwerer war es schon, sie unauffällig in die Stube zu bringen.

Aber auch das gelang.

Und Jochem fand sogar kurz vor der Dunkelheit einen Vorwand, seine Mutter zu einem Ausgange zu bewegen.

Er sagte ihr, als ob es ihm eben erst eingefallen wäre, der Kantor hätte zwei Ziegen zu verkaufen, was wahr sein konnte.

Die Mutter wollte Jochem sogar mitnehmen. Er aber lehnte ab, weil er keine Verantwortung bei einer etwaigen Erwerbung zu tragen wünschte. Auch wäre er müde.

So konnte er denn seine Vorbereitungen in aller Ruhe treffen.

Ja, sogar noch besser, als er sie sich gedacht hatte.

Denn er hatte bei der Anordnung der Einzelheiten gefunden, daß es tausendmal besser war, den Schwengel nicht festzubinden, sondern um das Fensterkreuz beweglich zu lassen. So war es möglich, ihn so zu stellen, daß er innerhalb auf dem Fensterkopfe liegen blieb und man von draußen höchstens die sich um ihn und das Fensterkreuz windende Schnur hätte sehen können, was aber die schon niedersinkende Dunkelheit verhinderte.

Jochem kam unbefangen zum Abendbrot und ließ sich ohne Schwierigkeit zu Bett schicken.

Er wußte, er würde nicht schlafen, aber er wußte auch, daß, wenn er noch eine Weile bei der Mutter hätte bleiben müssen, er sicherlich Zeichen von Unruhe gegeben hätte, durch die er in irgendwelche Verlegenheit, und wäre es auch nur diejenige einer Notlüge, versetzt worden wäre.

„Nur jetzt nicht aus seiner Idee gebracht werden!“ dachte er sich während des ganzen Abendbrots.

Von der Richtigkeit und Sicherheit seiner Maschinerie war er so fest überzeugt, daß er überflüssig fand, sie noch einmal nachzuprüfen. Schon weil er, wenn er es gewollt hätte, zum Lichtmachen genötigt gewesen wäre. Ihm war ein für alle Male geboten worden, möglichst ohne Beleuchtung schlafen zu gehen, und, wozu sich der Gefahr aussetzen, die Aufmerksamkeit der Mutter zu erregen?

Er legte sich zu Bette, ohne sich entkleidet zu haben, und starrte in die von Halbhelle durchschwommene Luft auf. Nur von Zeit zu Zeit glitt sein Blick nach dem Fenster hin. Er konnte den Schwengel erkennen, der ihn und sein Glück zu tragen berufen war. Wäre Jochem nicht sicher gewesen, daß die Mutter noch nicht schlief, oder daß irgendeiner aus dem Dorfe ihn bei seinem Hinuntersteigen ertappen, ihn für einen auf frischer Tat betroffenen Dieb halten und zunächst jämmerlich verprügeln könnte, hätte er sofort seine Absicht verwirklicht. Es war noch nicht die rechte Zeit, und wenn man schon eine solche, eine Beschwörung fast unumgänglich machende Expedition unternahm, so war es ziemlich natürlich, ja beinahe einzig schicklich, sich der Geisterstunde anzuvertrauen. An und für sich, so im gewöhnlichen Leben, war Jochem keineswegs dazu geneigt, ihr besondere Kraft zuzuschreiben. Aber er dachte: Nützt es vielleicht nichts, so schadet es nichts. Und überdies stand Mondschein im Kalender. Jochem glaubte, etwas durchaus Phantastisches vorahnen zu dürfen.

Er verbohrte sich immer mehr in die Vorstellung, daß man doch zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht Gespenstern begegnen könnte. Seltsam war es ja, daß die Geister gerade zur zwölften Stunde kamen und um ein Uhr selbst dorthin gingen, wo es gar keine Uhr gab. Sie mußten wahrhaftig ein ganz wunderbares Feingefühl für die Zeit haben. Wäre es Tag gewesen, so hätte er seine Gedanken verlacht. Er war auch jetzt gerne bereit, sie erzdumm zu finden. Und doch konnte er sich eines gelinden Schreckens nicht erwehren vor dem sich allmählich in seinem Gehirne einnistenden Bilde eines toten Menschen, der nun mit einem Male für eine kurze Spanne Zeit auf seine eigene Art wieder lebendig werden durfte und, dem gegen-

überzustehen, selbst wenn er gutartig war, nicht gerade gemütlich genannt werden konnte.

Jedenfalls wollte er sich mutig zeigen. Das war er sich, Käthe und der Mutter schuldig.

Ja! der Mutter auch!

Sie war zwar niemals wirklich gut zu ihm gewesen, das heißt, so gut, wie er es gewünscht hätte. Aber er war ja auch nicht vollkommen.

Es ging schließlich ganz gut mit der Mutter.

Eigentlich weit besser, als mit Käthe.

Na . . . Es wird wohl nicht mehr lange dauern, und beide werden den Jochem mit etwas anderen Augen ansehen, als bisher.

In der Zeitung wird die Geschichte ja stehen.

Und dann wird das ganze Dorf stolz sein, geschweige denn die Mutter und Käthe.

Und hoffentlich kam kein weibliches Gespenst.

Seine Gedanken verirrten sich weit hinweg.

Aber immer wieder kehrten sie zu Käthe zurück und zu Fried Andres, mit dem er, sobald der Schatz gefunden war, ein ernstes Wort sprechen wollte. „Mein Glück muß alle verblüffen!" dachte sich Jochem. Fried Andres wußte eben nicht, mit wem er sich in die Schranken stellte. „Ich habe dem Gespenst die Kiste weggenommen! Und wenn ich vor dem keine Angst gehabt habe, so habe ich vor dir schon lange keine!" Dabei erhob sich Jochem von seinem Bette und stieß mit dem Arme so weit aus, daß er leicht husten mußte.

Er hielt sich schnell die Hand vor den Mund, denn er fürchtete, die Mutter zu wecken. Sie wäre, wenn sie ihn husten gehört hätte, gleich morgens mit einer Tasse Brusttee angesetzt gekommen, einem, wie Jochem schien, höchst unangenehmen Absude aller möglichen Kräuter, unter denen die Schafgarbe und Kamille vorherrschten, einem Gebräue, das selbst der zu Kurzwecken zugleich gereichte Honig nur schwer ertragen ließ. Und arbeiten hätte er trotz der ihm notwendig überflüssigen Verarzneiung müssen, wie in den Tagen blühendster Gesundheit. Der gefürchtete Antworthusten der Mutter blieb aus. Sie hatte nichts gehört, das beruhigte Jochem.

Es hätte die Bestimmtheit seines Vorsatzes und Handelns getrübt, wenn er hätte fürchten müssen, die Mutter könnte heut einen leichten Schlaf haben, was für sie zutraf, wenn sie einmal selbst nur für kurze Zeit daraus gestört war.

Nun gingen seine Gedanken wieder zu Käthe hin.

Ob sie vielleicht doch sich seiner erinnerte?

Daß sie von ihm träumen könnte, hätte er selbst dann nicht zu hoffen gewagt, wenn er ihr überhaupt zugetraut hätte zu träumen. So etwas machte sie nicht, die Käthe. Dazu war sie zu robust, wie der Kantor sich ausdrückte. Kantors Wilhelmine, die träumte. Das hatte sie selbst vielfach gesagt. Und, wenn Fried Andres dabei war, dann zog er noch schlauere Grimassen, als gewöhnlich. Daß er die Wilhelmine umgeworfen hatte, daran war ja wohl kein Zweifel mehr. Sollte er nun wirklich wagen, mit Käthe etwas ähnliches zu beginnen?

Der Teufel hole diesen Fried trotz seiner Stärke!

Eines blieb sicher. Käthe war eben zu robust.

Aber . . . gut war es doch, daß die Schwedenkiste gehoben werden konnte.

Der Schluß seiner Überlegungen hatte Jochem wieder zu ihren Anfängen zurückgeführt.

Hatten sie ihm auch sonst nichts Neues gebracht, so hatten sie ihm doch aufs neue gezeigt, daß nur die Tat ihn zu befreien imstande war.

Mit Sehnsucht erwartete er, daß die Turmuhr halb zwölf schlug.

Dann wollte er sich erheben und auf sein Abenteuer ausziehen, das um Mitternacht beginnen sollte.

Endlich hörte er das Brummen der zwei Schläge.

Sein Herz zitterte selbst wie eine angeschlagene Glocke, und die Töne erschütterten seinen Atem, der nach Luft rang. Jetzt hieß es, zur Schlacht gehen! Zum Kampfe gegen den Geist, der den Schatz bewachte! Zum Felde, von dem er seine Ehre, die Ehre seiner Mutter und die Ehre Käthes heimführen wollte.

Er erhob sich und reckte die Arme. Er betastete seine Augen, um sich zu vergewissern, ob sie an ihrem Platze saßen und zu sehen versprachen, wie sie sonst gesehen hatten. Sie faßten den Schwengel fest, so daß er sich nicht rühren konnte. Aber als Jochem zugriff und ihn drehte, gehorchte das Werkzeug, und das Seil fiel ins Leere. Einen Fuß vor dem Erdreich machte es Halt. Jochem hielt jetzt für besser, in Strümpfen hinabzuklettern. Deshalb band er die Ösen seiner Stiefel mit einer Strippe zusammen und hing sie sich über die Schultern. Dann bestieg er das Fensterbrett, setzte sich rittlings auf den Schwengel, rutschte ins Freie hinaus und kletterte hinab, genau wie er es sich vorgestellt hatte. Nachdem er den Zaun hinter sich hatte, zog er seine Stiefel an, die er beim Hinaufstiege wieder über die Schultern zu nehmen gedachte.

Sobald er konnte, suchte er das Feld auf.

Und wie Wilhelm Wenzel es gemacht hatte, um sich möglichst zu verbergen, so machte er es auch.

Er kroch über die kahle Fläche bis zum eigenen Felde, auf dem schon der Spaten zur Meldung angetreten war.

Jochem vergewisserte sich dennoch, ob er sich an der richtigen Stelle befand.

Wer wußte, ob ihn der Hüter des Schatzes nicht täuschen wollte?

Aber es war kein Zweifel. Er stand da, wo er sich das Erkennungszeichen gemacht hatte.

Er zitterte.

Es regte sich nichts.

Die Erde lag wie tot da, wie wenn ihr die Nacht den Lebensodem ausgesogen hatte.

Der Boden roch, wie wenn er moderte.

Niemals, auch damals nicht, als er sich auf Anstiften Fried Andres', der die Toten herausfordern wollte, zwischen den Gräbern auf dem Kirchhof schlafen gelegt hatte, war ihm die Angst so ans Herz gestiegen wie jetzt. Ja, wenn ihm jemand von der Möglichkeit solcher Angst erzählt hätte, wäre er ihm als Aufschneider erschienen. Und hätte Jochem nicht an Käthe Isaak so brünstig gedacht, wie zu denken ihr Bild vor seinem Auge ihn zwang, so wäre er umgekehrt, in seine Stube geklettert und hätte seinen Apparat so gründlich abmontiert, daß ihm niemals aufs neue der Gedanke gekommen wäre, sich seiner zu bedienen. Aber, es mußte sein!

Jochem nahm den Spaten und schob von der Stelle aus, an der das Signalholz steckte, das Erdreich nach rechts und links ab. Bald klirrte das Eisen auf. Er faßte zu.

Es fühlte sich wirklich wie Eisen an.

Jetzt kam eine Raserei über ihn.

Er schaufelte mit einer Kraft, Schnelligkeit und Geschicklichkeit zugleich, die er selbst sich niemals zugetraut hätte. Das Eisen streifte, je weiter er kam, desto mehr auf Eisen. Es wölbte sich etwas vor wie ein Sargdeckel. Der Mann, der den Schatz vergraben hatte, war offenbar darauf bedacht gewesen, daß die Kiste möglichst hohen Druck aushielt. Und er wäre darauf nicht bedacht gewesen, wenn er sie nicht zur

Aufnahme seltener, Neugier und Habsucht herausfordernder Dinge bestimmt gehabt hätte!

Jochem strich mit dem Spaten um das Ding herum und versuchte es zu lockern. Es lag aber wie festgerammt. Er riß daran mit solcher Gewalt, daß er das Blut in den Kopf geschleudert fühlte und unter dem Anpralle zu zittern begann.

Mit Gewalt kam er da nicht vorwärts.

Er mußte sich in Geduld fassen, das Erdreich Spaten für Spaten ablösen; jedenfalls an zwei entgegengesetzten Seiten der Kiste. Dann konnte er darauf rechnen, daß, wenn er sie auf der Quere unterminierte, den Spaten untersetzte und sich seiner als Hebel bediente, den Schatz vielleicht nicht sofort hob, aber sich doch wenigstens darüber Klarheit verschaffte, durch welche Hilfsmittel er ihn ganz locker zu machen imstande gewesen wäre.

Er tat seiner Überlegung gemäß, und bald bewegte sich das Ding.

Jochem fühlte, daß seine Kräfte zur Vollendung des Werkes auf einmal nicht ausreichen würden. Aber er hatte, ohne es sich recht eingestehen zu wollen, eine solche Angst, eine überirdische Macht könnte ihm das Gefühlte entführen, daß er beschloß, alle Eingriffe, von woher auch immer sie kommen könnten, auszuschließen.

Endlich vermittelte ihm das Zittern des Werkzeuges die Gewißheit, daß er sich dem Ende seiner Mühen näherte. Die Masse hob sich mehr und mehr, schüttelte die Erde von sich ab und entstieg schließlich ihrem Grabe.

Ja!

Wirklich!

Es schien da etwas seinem Grabe zu entsteigen!

Jochem sah, er hatte einen Menschen ausgegraben, einen Menschen von Eisen, dem zwar die Arme, Füße und der Kopf abgehackt waren, aber doch einen Menschen. Der Kopf des Menschen mußte hier in der Nähe liegen. Jochem überkam ein Grausen. Er mußte seine Augen von dem Stücke, das er langsam zu erkennen begann, abwenden. Langsam hatte er es erkannt. Das Stück war ein Panzer, wahrscheinlich eines Deutschherrn, der an dieser Stelle ermordet und verscharrt worden war. Jochem malte sich die Szenen aus. Waren es Bauern, die es getan hatten, oder war der Held Polen in die Hände gefallen? Jedenfalls hatten seine Feinde ihn hier umstellt. Dann hatten sie auf ihn zugeschlagen, bis er zu Tode gekommen war. Der Vergewaltigte schien seine Arme zu suchen, um sie zur Abwehr gegen die Störung seiner Grabesruhe zu erheben. Jochem fühlte, der Geist des Toten umwehte ihn. Des Abgeschiedenen lange verhaltener Atem klammerte sich an ihn an, und schien ihn nicht loslassen zu wollen.

Jochem taumelte einige Schritte zurück und schüttelte sich, um sich frei zu machen. Er wollte „alle guten Geister" rufen, aber die frisch aufsteigende Neugier riß ihm das Wort vom Munde ab. Er dachte wieder an Käthe und suchte zu erfinden, wodurch das entsetzliche Eisen, das da lag, in Beziehung mit ihr zu bringen war. Wäre das Ding eine Kiste gewesen, so hätte sich alles fest ineinandergefügt. Da es etwas ganz anderes war, fiel alles auseinander, war kein Punkt zu finden, von dem aus eine Zusammenfügung sich ermöglichte.

„Mut, Mut!" dachte sich Jochem. Irgendetwas ganz Geheimnisvolles huschte da herum, und nur durch Mut war es zu fassen. Gefaßt mußte es werden! Was hatte der tote Ritter mit Käthe zu tun? Jochem konnte keinen Zusammenhang finden.

Aber darum beschloß er nicht weniger nachzusehen, ob nicht doch der halbe tote Mann einen unter ihm liegenden Schatz bewachte. Jochem wurde klar, daß er alle seine Kraft zusammenzunehmen hatte, um das Eisen fortzuwälzen, das gewiß nicht das wahre Geheimnis war, sondern nur das wahre Geheimnis verdeckte.

Er spuckte in die Hände und ging aufs neue an die Arbeit.

Mit frischen Kräften hob er nochmals das Spatenende hoch. Es fehlte nur ein geringes, und er konnte das Eisen um es selbst werfen. Es drehte sich, rollte ab, und aus dem Halsloche rieselte kalte, feuchte Erde.

Jochem ging hinzu, um das Eisen anzuheben. Aber es war zu schwer. Es steckte voller Ballast. Der mußte entfernt werden. Mit dem Spaten in das Innere des Panzers zu kommen, war nicht möglich. Jochem versuchte, die darin steckende Erde mit Hilfe des Stiels zu lockern. Es ging. Er fand eine Forke, die eine Zinke verloren hatte. Die war das richtige Werkzeug. Mit ihrer Hilfe konnte er den Inhalt des Panzers so auseinanderbringen, daß es gelang, durch Einhängen der Gabel größere Stücke loszubekommen und herauszuwinden. Jochem hatte die mit Grausen gemischte Hoffnung, im herausgeholten Erdreich noch die Brustknochen des toten Ritters zu finden. Aber sie fanden sich nicht, er sah nichts als Erde mit krabbelndem Gewürm aller Art darin.

Endlich war der Panzer leer.

Jochem versuchte, ihn anzuheben. Er hatte sich vorgestellt, er würde es nicht fertig bekommen. Zu seiner Überraschung war es nicht allzu schwer.

Er ließ das Stück niederfallen.

Es polterte auf.

Alles war gut abgelaufen.

Nun hieß es, weiter nichts zu verderben!

Jochem brannte zwar vor Begierde, das Ding bei sich zu haben, doch war seine Überlegung nachhaltig genug, ihn vor einer Übereilung zurückzuhalten.

Er mußte am Tage Heu einkaufen.

Er würde es schon einzurichten wissen, den Panzer darin unterzubringen.

Dann wollte er sehen, was weiter zu tun war.

Einstweilen empfahl es sich, das Stück in die Grube, die es sich selbst gegraben zu haben schien, zurückzulegen und es leicht mit Erde zu bedecken. Jochem schien, daß die Luft nach Morgen zu riechen begann.

Er hielt es für ratsam heimzukehren.

Jetzt erst, da er mit der Arbeit fertig war und noch nicht einmal wußte, wozu er sie verrichtet hatte, denn die Hoffnung auf den großen Schatz war zerflossen — erst jetzt fiel ihm auf, daß er Käthe Isaak völlig vergessen hatte, solange er grub. Er konnte sich das nicht erklären, und es beunruhigte ihn. Nun er nicht mehr nötig hatte, alle Einzelheiten, die die Vorrichtung zu fördern imstande gewesen waren, zu bedenken, schlich sich seine Erinnerung, die ausgebrochen zu sein schien, wie ein Hund, der heimlich zu wildern versucht hatte, wieder ins Haus, kroch an das wärmende Feuer heran und streckte sich in beruhigter Selbstverständlichkeit davor aus.

Was bedeutete denn schließlich Geld?

Käthes Vater hatte ja selbst so viel, und seine Mutter immer noch genug, um in Ehren bestehen zu können.

Und bis zur Heirat war noch reichlich Zeit, mehr zu verdienen.

Hätte er den Schwedenschatz gehoben, hätte er morgen, sobald er Käthes ansichtig geworden wäre, ein Gespräch mit ihr angefangen, sie beredet, mit ihm ein bißchen beiseite zu gehen, und wenn er sie außer Sehweite der Menschen gehabt hätte, sie umarmt und geküßt, als seine Braut. Hätte sie dann gefragt, wie er eigentlich dazu käme, sich so unpassende Dinge herauszunehmen, so wäre seine Antwort gewesen: „Ja, liebe Käthe, du scheinst noch nicht zu wissen, daß ich der reichste junge Mann im Dorfe bin. Du wirst wohl selbst glauben, daß ich ohnedies es nicht

gewagt hätte, mich in dich zu verlieben und mich mit dir verloben zu wollen. Aber nun ist es einmal so, und dagegen läßt sich nichts machen!"

Dieser Gedanke war nicht dumm, wie ihm schien. Aber bald empfand Jochem: er war trotzdem weder seiner selbst noch gar Käthes würdig.

Daß er eine Heldentat vollbracht hatte, das war es, was ihm das Recht gab, Käthe zu umarmen, nicht nur sobald sich eine Gelegenheit böte. Er fühlte sich jetzt kräftig genug, eine Gelegenheit zu schaffen. Gerade weil er nicht gefunden hatte, was ihm in seinem Geiste erschienen war, gerade deshalb durfte er dem Glücke gegenübertreten, wie er eben dem Gespenst gegenübergetreten war. Und wie das Gespenst nicht gewagt hatte, sich vor ihm blicken zu lassen, so wird auch das Mißgeschick, das sich bisher mit hämischer Aufdringlichkeit an seine Fersen geheftet hatte, der Herausforderung seines durchdringenden Blickes nicht mehr standhalten, sondern beschämt davonschleichen.

Von ferne her meldete sich ein vorlauter Hahn.

Es war höchste Zeit, nach Hause zu gehen.

Zwar wachte die Mutter, trotz ihrer Frühgeschäftigkeit, nicht so frühzeitig auf, aber unbedingt zu trauen war ihr auch nicht.

Noch lag die Nacht auf der Welt und deckte sie vor dem Lichte zu.

Noch schliefen die Menschen und alles Vieh. Nur ein leises Wehen ging über die Wiesen, wie der Atem der Erde. Vom Himmel hingen dichte Wolken herunter.

Um die Morgenfrühe würde es regnen, dachte Jochem.

Er sah sich auf dem Felde um, eine unsägliche Wehmut überkam ihn plötzlich ob seiner Einsamkeit. Gar manchmal hatte er sich einsam gefühlt, zu Hause in der Stube, auf der Scheune, im Stalle im Gespräche mit der Mutter, beim Spiele mit den Kameraden, beim Spazieren mit Käthe. Aber niemals noch hatte er sich so bewußt in sein Alleinsein mit sich selbst vertieft.

Wie ging das eigentlich zu, daß er so verlassen war? Auch Wilhelm Wenzel meinte es nicht gut mit ihm, obwohl er so tat, als ob er sein Freund wäre. Was hatte er es nötig, ihm zu erzählen, daß Käthe ihm untreu wäre? Woher wußte er es denn so genau? Und selbst, wenn er es so genau gewußt hätte, war es unpassend, es ihm so hart zu sagen. Er, Jochem, hätte es nie fertig bekommen, einem anderen einen Schmerz zu bereiten wie den, welchen Wilhelm ihm bereitet hatte. Das kam, wie er meinte, wohl daher, daß er sich alle Dinge recht überlegte und besonders, ob etwas jemanden verletzen konnte, selbst wenn man es in der besten Absicht sagte, während die meisten Menschen ins Gelach hinein redeten und sogar manchmal mit Willen etwas Unangenehmes sagten.

Käthe hatte das gewißlich manchmal an sich.

Sie konnte zuweilen geradezu beleidigend grob werden.

War es möglich, daß ihr das Vergnügen machte?

Er mußte das beobachten, und falls sie wirklich sich daran freute, ihm Schmerzen zu verursachen, ihr zeigen, wie Unrecht sie daran tat!

Bisher hatte er auch nicht den dazu nötigen Mut aufgebracht. Aber er hatte sich auch noch nicht gefragt, weshalb eigentlich Käthe ihn so oft wie möglich ärgerte. Jetzt hatte er sich den Mut dazu geschafft, und er gedachte, ihn festzuhalten.

Dieser Vorsatz sicherte ihm den Tritt, der, wie Jochem fühlte, sonst etwas unsicher gewesen wäre.

Denn die drohende Gefahr war erst zur Hälfte beseitigt.

Das Aufsteigen in die Schlafkammer war nicht minder schwer und verantwortlich, als es der Abstieg gewesen war. Aber Jochem hatte das beseligende, brustschwellende Empfinden, daß die Kühnheit des Ritters, wie sein Panzer, sein Erbteil geworden war. Eigentlich verdankte er das alles doch Käthe! Ohne sie hätte

er sich das Abenteuer vielleicht doch noch ausgeredet. Aber, hatte sie ein Verdienst an seiner Heldentat, so hatte sie doch die Verpflichtung, freundlich gegen ihn zu sein. Sie war ja nicht immer geradezu unfreundlich, aber es hielt bei ihr nicht vor. Es fehlte ihm wohl das Geschick, Käthe in gleichmäßiger Stimmung zu erhalten. Es war Zeit, darauf zu sinnen, wie es möglich war, ihr wirklich, das heißt, für lange Zeit, ja für immer zu gefallen. Der noch übrige Teil der Nacht konnte zu nichts Besserem verwandt werden, als zur Auffindung des ersehnten Mittels. Denn zum Schlafe würde er doch nicht kommen. Selbst wenn er nicht an Käthe ausreichend zu denken gehabt hätte, wäre das Nachsinnen darüber, was mit dem Panzer geschehen sollte, genügend wichtig und drängend gewesen, um seine Augen offen zu halten.

Jochem fühlte, daß ihm plötzlich ein Jauchzen in den Hals stieg, aber er hatte nicht den Mut, es zu entlassen, aus Besorgnis, es könnte aufgefangen werden und ihn verraten. Seine ganze Unternehmung war offenbar nur deshalb so wunderbar geglückt, weil sie von tiefer Überlegung ins Werk gesetzt und mit kühler Ruhe ausgeführt worden war. Es galt jetzt, das so wunderlicherweise Gewonnene festzuhalten. Käthes Schicksal hing daran. Das durfte er niemals vergessen!

Geheimnisvoll, wie er gekommen war, suchte er auch nach Hause zu gelangen.

Er fand das Haus in tiefem Frieden.

Der Mechanismus hing ruhig, ohne das mindeste Zeichen von Ungeduld zu geben, zum Fenster hinaus und erwartete den Augenblick, aufs neue zu dienen und endlich eingezogen zu werden. Er bewährte sich glänzend. Das Hinaufklettern vollzog sich noch leiser, als das Hinabklettern.

Jochem zerlegte den Apparat, versteckte alles sorgfältig, streckte sich im Bette aus und verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß er weit nach der üblichen Stunde des Aufstehens noch nicht erwacht war.

Als ihn die Mutter rief und ein wenig hart anließ, wußte er nichts Besseres zu erfinden, als sich krank zu stellen und, Halsschmerzen wegen, nach dem Doktor zu verlangen. Die Mutter aber wollte davon nichts hören und erklärte, daß, wenn er schon im Bett bliebe, er sich mit Kamillentee und einem kalten Umschlage begnügen sollte. Sie schien an die Halsschmerzen nicht recht glauben zu wollen und begann ein ziemlich eingehendes Verhör, in dem Wilhelm Wenzel eine gewisse Rolle spielte. Die Mutter wollte gerne zwischen ihm und den Halsschmerzen eine Beziehung finden. Jochem aber, den die Scham über das Vergessen seiner ganzen Vornahme doppelt bedenklich machte, hatte die Schlauheit, anzudeuten, daß ihm sein Übel das Antworten sehr erschwerte. Er erreichte damit wenigstens, daß die Mutter ihn so lange allein ließ, wie nötig war, den Tee und den Umschlag vorzubereiten.

Jochem ärgerte sich sehr über sich selbst.

Sein Verschlafen hatte seinen ganzen Plan zerstört.

Daß die Mutter ihn vor die Türe ließ, außer zur Arbeit, durfte er nicht hoffen, und ging er zur Arbeit, so war so viel zu tun, daß er nimmer dazu gekommen wäre, Käthe nachzupürschen. Aber ging er auf die Straße, so war doch eine Möglichkeit, ihr zu begegnen.

Er entschied sich daher dafür, daß die Heilmittel der Mutter eine prompte Wirkung ausüben sollten. Nach füglicher Zeit wollte er eine solche Besserung verspüren, daß er zur Wiederaufnahme der Arbeit befähigt wäre. Dann mußte ihn das Glück begünstigen. Und er hatte, abgesehen vom Verschlafen, wohl verdient, daß es ihm ein wenig entgegenkam!

Die Mutter durfte alsbald behaupten, daß ihre Medikamente Wunder tun.

Jochem stand auf und begab sich aufs Feld. Unter einer Menge Gras verbarg er den Panzer auf dem Grunde des Wagens. Dann fuhr er das Heu ein, das die Mutter gekauft hatte, und, nachdem er es abgeladen hatte, steckte er den Panzer in eine Ecke der Scheune, unter ein Bündel.

Die Bitte um Erlaubnis, ein wenig auszugehen, wurde von der Mutter nur mit Widerstreben gewährt.

Was er da draußen eigentlich wollte? Luft wäre hier auf dem Hofe so viel wie auf dem Felde, wohin er doch morgen gewiß wieder kommen würde. Jochems mehrige Klage, er habe gar kein Vergnügen, und dabei arbeite er doch genug, bewirkte schließlich, daß die Mutter ihm die Mütze auf den Tisch warf mit den Worten: „Na, bis sechs! Aber keine Sekunde später!"

Er ärgerte sich über die Mutter. Er fand sie sehr ungerecht, ja grausam. Was konnte es ihr für Vergnügen machen, ihn hinausgehen zu lassen mit dem Bewußtsein, daß er wenigstens von fünf Uhr an nur noch daran denken mußte, ob er auch rechtzeitig um sechs Uhr zum Hause wie zum Gefängnisse zurückgekehrt sein würde?

Es ging ihm wahrlich seltsam! Er, der es schließlich mit allen gut meinte, selbst mit Fried Andres, soweit er nicht sich an Käthe heranmachte, er, Jochem, der jedem, vor allem der Mutter gerne einen Gefallen tat, er mußte sich jeden Gefallen erbetteln und, wenn er ihm gewährt wurde, erwies sich die Gabe wie von Verachtung angeschimmelt.

Er wollte sich aber nicht immerfort ärgern und gequält fühlen!

So hätte der Mann, der einstmals den Panzer getragen, wohl auch gedacht.

Der wäre mutig und kürzesten Wegs auf die Dinge zugegangen und hätte sie sich unterworfen, sofern nicht eine unüberwindliche Übermacht ihn gehindert hätte, wie er einer bei seinem letzten Waffengange wohl begegnet war.

Wie hätte sich denn der Tote verhalten, wenn er, wie er, Jochem, in die Käthe Isaak, in ein schönes Fräulein Kunihild, oder Kunigunde mit Namen, verliebt gewesen wäre?

Jochems Gemüt überschattete sich leicht bei dieser Frage.

Denn, falls der Ritter ein Deutschherr gewesen war, durfte er sich gar nicht um Frauen kümmern, sondern sie höchstens beschützen, sofern sie rein und unschuldig waren. Jochem wollte dem Beispiele des Ritters zunächst so weit folgen, daß er Käthe schützte und verteidigte, besonders vor Fried Andres. Den hätte der Deutschherr ohne weiteres angegriffen. Und wenn er, Jochem, wirklich so viel Mut hätte, wie er so oft sich einzubläuen versucht gewesen war, so hätte er Fried Andres nicht trotz, sondern gerade ob seines höheren Alters und seiner höheren Kräfte zur Rede gestellt. Das wollte er nun wirklich bei der ersten Gelegenheit, wenn möglich schon heute tun!

Sein erster Weg war zu Wilhelm Wenzel.

Jochem hatte zwar kein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Aber er war immer noch der einzige, der etwas wußte.

Wilhelm war nicht zu Hause. Er saß wahrscheinlich im Dorfkruge und trank Frauenburger Mumme, wo nicht gar Königsberger Bayrisches. Wilhelm hatte immer Geld. Woher er das nahm, wußte kein Mensch. Sein Vater gab ihm keins, und eine Mutter hatte er nicht mehr. Fragte man ihn, woher er das Geld hatte, so antwortete er entweder nicht, oder er sagte, er habe es gespart. Das war allen ein Rätsel. Fried Andres hatte auch immer Geld, aber der bekam es von seinem reichen Vater, der stolz auf seinen Sohn war, weil er das Polytechnikum besuchen und einjährig dienen sollte. Wilhelm und er, Jochem, mußten gewiß drei Jahre den Tornister tragen und hatten keine Aussicht, sich zur Offizierswahl zu stellen. Fried Andres ging schon immer so einher, wie wenn er das Leutnantspatent erhalten

hätte, Kopf hoch, Brust heraus, Bauch herein und Knie durchgedrückt. Am Ende hatte er gerade durch sein Auftreten so tiefen Eindruck auf Käthe gemacht! Wenn man sich ein Beispiel daran nähme? Eine Aussprache mit Wilhelm hätte ihn manches Wissenswerte lehren können. Aber der war immer weiter nicht aufzutreiben. Und ihn im „Kruge" zu suchen, das widerstand Jochem. Wilhelm hätte ihn gewiß aufgefordert, ein Standglas Mumme zu bestellen, aber er hatte doch kein Geld, und eine faule Ausrede hätte ihm nur die Schamröte ins Gesicht getrieben.

Jochem ging mit sich zu Rate.

Den Kopf nach rechts übergeschlagen, die Stirne in Furchen hochgezogen, die Augen in den Himmel gerichtet, stand er unter einer alten Linde und beschloß zu warten.

Einmal mußte Wilhelm kommen.

Aber er kam nicht.

Statt seiner erschien am Ende der Dorfstraße Käthe in Begleitung Fried Andres'. Sie hatte ihr schönes, dickes Haar hoch über dem Hinterkopf hochgebunden, das war deutlich zu sehen, wenn sie ihr Gesicht dem Fried zuwandte, was häufig genug geschah, und dies ließ darauf schließen, daß ihr Frieds Unterhaltung gefiel.

Die beiden schritten gerade auf Jochem zu.

Er wollte sich nicht das Opfer auferlegen, von ihnen gesehen zu werden. Deshalb zog er sich schnell in eine Nebenstraße zurück, die zu überblicken vorliegendes Gebüsch verhinderte, durch das hindurch man aber sehr wohl beobachten konnte, was auf der Hauptstraße geschah.

Käthe und Fried gingen vorüber, blickten einander lächelnd an, und ihr Lächeln, obwohl beredt genug, erzählte vielleicht noch weniger von ihrem Glücke, als ihr Vorsichhinblicken, währenddessen sich jedes von seinen Gedanken in entlegenste, nur vom äußersten Wagemut betretbare Gefilde entführen ließ. Ihre Hände, die am Körper einherzuschlenkern schienen, fanden oft genug die zur gegenseitigen Berührung leitende Richtung. Jochem konnte sich nicht verhehlen, daß die beiden glücklich waren, und daß Wilhelm Wenzel — aus welchem Antriebe, war gleichgültig — die Wahrheit gesagt hatte. Ein Verrat war an ihm begangen, weniger von Käthe, die ja noch nicht recht wissen konnte, worum es sich da eigentlich handelte, als von Fried. Mit ihm schnellstens ein Wörtchen zu sprechen, war die höchste Zeit und gebot die Ehre. Die Gelegenheit war da, sobald Fried sich von Käthe getrennt haben würde.

Jochem glaubte annehmen zu dürfen, es würde bald geschehen. Die Tageszeit war nicht diejenige, zu der Käthes Vater das Herumflanieren gestattet hätte. Käthe hatte sich, natürlich nach Vereinbarung, mit Fried getroffen, aber nur, um sich nach Hause begleiten zu lassen.

Sobald die beiden ein Stück vorwärts gegangen waren, trieb es Jochem auf die Hauptstraße zurück.

Er sah, halb gedeckt durch einen Baum, ihnen nach. Sie verlangsamten ihre Schritte, aus dem Gefühle heraus, so ihrem Zusammensein längere Dauer geben zu können.

Bald nahm Fried Abschied.

Obwohl er Käthes Hand nur kurz in der seinigen behielt, wußte Jochem doch, daß der Druck darauf eine Ewigkeit bedeutete.

Fried kehrte um und schritt in der Richtung, die er gekommen war, leichten Fußes, und das Gesicht von Genugtuung gepolstert, daher, als Jochem blaß und kaum des Wortes mächtig, ihm entgegentrat.

„Ich habe mit dir zu sprechen!" sagte Jochem hastig.

„„Ich aber nicht mit dir!"" gab Fried zurück.

„Du willst also nicht?"

„„Nein!""

„Du bist eben feige."

Frieds Blicke maßen Jochem mit beleidigendem Mitleide.

„Du brauchst mich nicht so anzusehen wie ein Wundertier."

„„Ja — was willst du denn von mir?""

„Das kann ich dir hier unter den Menschen nicht sagen, komm mit aufs Feld!"

„„Meinethalben!"" antwortete Fried nach kurzem Besinnen. „„Aber ich rate dir, benimm dich anders als eben!""

Fried lächelte herausfordernd vor sich hin und ging neben Jochem her, der seinen Schritt zu beschleunigen suchte.

Als sie auf dem Felde außer Hörweite waren, fragte Jochem kurzerhand: „Wie kannst du dir erlauben, mit meiner Braut zu gehen?"

Fried riß den Mund auf und legte dann seine Hand an Jochems Kopf, wie um abzufühlen, wie hoch das Fieber gestiegen war.

Jochem schlug Frieds Hand nieder.

„„Du bist ein ganz dummer Lümmel. Merke dir das!"" sagte Fried.

„Wie kommst du dazu, deine Hand an meinen Kopf zu legen? Das ist eine Frechheit."

„„Na — mein Jungchen!"" sagte Fried nach einer kurzen Weile, indem er die Zähne zusammenbiß; „„du weißt nicht recht, was du redst.""

„Das weiß ich wohl! Und ich sage dir, es ist eine niederträchtige Frechheit von dir, mit der Käthe übers Feld zu gehen."

„„Halt dein dummes Maul, mein Sohn! — Und jetzt mache, daß du wegkommst, sonst wirst du dich wundern.""

„Was willst du mir tun? — Du?" antwortete Jochem, sich an Fried heandrängend.

In diesem Augenblicke erhielt er von Fried zwei Ohrfeigen und einen solchen Stoß, daß er ein Stück wegflog und ins Gras fiel.

Er wollte aufspringen und den Schlag erwidern, aber ehe er sich erheben konnte, hatten sich seine Augen so gefüllt, daß er nicht sehen konnte. Ein Seufzer der Ohnmacht schob sich wie ein Riegel vor seiner Brust weg, und eine lange Reihe von Tränen begleiteter Seufzer ergoß sich durch das geöffnete Tor.

Jochem beschloß, liegen zu bleiben, und blickte Fried, der sich langsam entfernte, nicht nach.

Sobald er merkte, daß er, ohne beobachtet zu werden, sich entfernen konnte, stand er auf und zog finsteren Auges davon nach Hause, wo er zur Verwunderung der Mutter, lange vor der für die Rückkehr festgesetzten Stunde eintraf.

„Na siehste! Da draußen is auch nischt", meinte sie, ohne von ihrer Beschäftigung aufzusehen.

Sie schälte Kartoffeln zum Abendbrot.

Jochem antwortete nicht.

Als die Mutter fragte, ob das neu gekaufte Heu in Ordnung war, meinte er nach einem längeren Besinnen, er werde einmal nachsehen.

Bald eilte er mit gefälliger Geschäftigkeit davon.

Beim Heu sich wirklich zu beschäftigen, drängte es ihn wenig. Aber es hatte ihn plötzlich eine Sehnsucht nach dem Panzer erfaßt. Er wollte den Panzer sehen, den Panzer berühren, sich mit dem Panzer aussprechen.

Die Mutter hätte, wenn sie wirklich ihrem Sohne eine Empfindung entgegenbrachte, merken müssen, daß ihm etwas geschehen war, für das er Trost brauchte. Statt dessen hatte sie eine kalte Bemerkung gemacht, nicht einmal eine bösartige,

die wenigstens darauf hätte schließen lassen, daß sie etwas verstand. Die Mutter verstand wirklich gar nichts, außer daß er arbeiten mußte. Er wollte es auch weiter tun. Aber es durch seine Arbeit erreichen zu können, daß seine Mutter sich mit ihm aussprach, ihn fragte nach was? und wo? und wie?, das erhoffte er schon lange nicht mehr, und der Empfang, den sie ihm ahnungslos bereitet hatte, besiegelte ihm seine Aussichtslosigkeit so sachlich, so bestimmt, daß er fast eine Befriedigung darüber empfand aus dem Gefühle heraus, er müßte jetzt endgültig etwas Anderes, Neues suchen, woran er sich zu halten vermochte.

Der neue Freund war der tote Ritter, der ihm, Jochem Lamm, seinen Panzer zwar nicht erb- und eigentümlich verschrieben hatte, damit der Erbe des Erblassers Beispiel folgte, aber doch weit vorausschauend die Hinterlassenschaft in die richtige Hand geleitet hatte. Und diese richtige Hand war die seine, Jochems Lamms seine!

Jochem ging in die Scheune und holte den Panzer unter dem Heu hervor.

Es lüstete Jochem unwiderstehlich, den Panzer anzulegen.

Er wollte sehen, um wieviel kräftiger sein Erblasser gewesen war, als er selbst.

Das Ergebnis der Messung war betrübend.

Am Halse und im Bruststücke fehlte viel, damit es von seinem Halse und seiner Brust ausgefüllt wurde.

Aber Jochem fühlte schon, daß seine Brust sich zu weiten begann, und er war innerlichst von der Gewißheit durchdrungen, daß es ihm gelingen werde, das kostbare, tiefgeheimnisvolle Behältnis auszufüllen. Kraft mußte er bekommen und Fülle, Selbstvertrauen und Festigkeit, dann wird er es Fried Andres heimzahlen, und wenn erst Käthe davon erführe, wie man ihrem Anbeter mitgespielt hätte, dann würde sie ihm gewiß den Laufpaß geben und ihm sagen: „Jochem Lamm ist stärker als du! Ich liebe Jochem!“

Er stieg von dem Heuboden herunter mit dem Glücke im Herzen.

Er fühlte, der Schlag, den Fried ihm versetzt hatte, werde für ihn eine besondere entscheidende Bedeutung haben. Durch den Schlag hatte Fried ihn auf den Weg geworfen, den er zu beschreiten und nur mit Ausdauer zu verfolgen hatte, um zum Siege zu gelangen.

Sofort besprach Jochem mit der Mutter die Arbeit für morgen. Es schien ihm nicht genug, was sie verlangte. Er erbot sich, zu seinen Aufgaben noch eine weitere zu legen: die zur Pflasterung eines Kiesweges zum Stalle bestimmten Steine zu klopfen.

Schon am frühen Morgen trug er Holz herbei, schleppte das Schwerste, was er finden konnte, zusammen. Als die Mutter ihn verweisend fragte, wozu er denn diese gänzlich unnütze Arbeit verrichtet hatte, war er sehr zufrieden, einen Vorwand zu haben, die Lasten auseinanderzubringen.

Er keuchte dabei zuweilen, aber das gehörte dazu. Keuchen tat er auch bei der anderen, der Arbeit für den Hof, die ihm jetzt so unnütz, so bedeutungslos erschien, weil sie ihn zu gar nichts geführt hatte, als höchstens zur nicht wahrhaft kärglichen Anerkennung seitens der Mutter.

Daß er auch von ihr so viel Abweisung erfuhr, hatte jetzt für ihn ganz plötzlich einen tiefen Sinn.

Er hatte der Mutter nur Gehorsam gezeigt, aber keinen Widerstand, keine Energie, wie der Hauptlehrer sagte. Zur Energie würde ihm der Panzer verhelfen, wenn er ihm nicht schon dazu verholfen hatte!

Von Stund an beschloß er, an Käthe und Fried gleichermaßen wie an Gegner, die er zu überwinden hatte, zu denken, ihnen darum nicht gram zu sein, sondern eher dafür dankbar, daß sie ihn darauf gebracht hatten, sich Kräfte zu schaffen, auf deren Aneignung er ohne sie niemals gekommen wäre.

Wie oft er von jetzt ab hätte Gelegenheit finden können, Fried und Käthe zusammen zu sehen, auch ohne selbst gesehen zu werden: er vermied es, ihnen zu begegnen, und wurde die Begegnung unvermeidlich, so grüßte er, nicht um Käthe nicht merken zu lassen, daß er beleidigt sei, sondern weil es schicklich war. Das höhnische Lächeln, mit dem dann Fried seinen Hut zog, berührte Jochem wenig oder gar nicht. Er dachte sich dann: „Wartet nur, ihr beiden! Meine Zeit kommt noch."

Daß er sich überanstrengte, fühlte er deutlich. Die Brust, die Muskeln und die Knochen taten ihm dann zeitweilig weh. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, er sei noch Anfänger. Auch die Fußgänger, die auf die Berge steigen, und die neuen Reiter haben Schmerzen in den Beinen. Dann mußte man eben mit Opodeldok schmieren, und dann ging es vorüber. Beim dritten, vierten Male merkten die Leute nichts mehr, und auch er würde bald nichts merken. Und er nahm sich von dem Opodeldok, der noch vom Vater her übriggeblieben war, und rieb sich damit ein. Die Hantierung lehrte ihn, wie stark seine Muskeln geworden waren. Auch einem geübten Salbenschmierer wäre es schwer gefallen, das Heilmittel mit der Gewalt in die Haut einzureiben, wie er es schon vermochte. Es verschwand geradezu unter seinen Händen.

Wilhelm Wenzel suchte ihn von Zeit zu Zeit auf. Aber Jochem verschloß sich ihm, und wenn er früher sich über die Mutter geärgert hatte, daß sie den Verkehr mit dem etwas anrüchigen Altersgenossen zu unterbinden versuchte, so war Jochem ihr jetzt dafür dankbar, daß sie ihre Unfreundlichkeiten in vermehrter und verbesserter Fassung erscheinen ließ, so daß die Abhalfterung leichter und schneller vonstatten ging, als es durch Jochems Verhalten allein hätte erreicht werden können.

Obwohl Wilhelm es schon längst gesehen hatte, daß man ihn losein wollte, hatte er doch von Zeit zu Zeit versucht, mit Jochem zusammenzukommen. Da die Abweisung zu unzweideutig und stark geworden war, als daß selbst er sie übersehen durfte, sagte er zu Jochem:

„Mein Lieber, ich habe längst bemerkt, du willst nichts von mir wissen. Du bist eben dumm . . . Ich bin dein Freund."

„„Na ja!"" erwiderte Jochem, ohne aufzublicken.

„Wenn du dich von deiner Mutter gegen mich aufhetzen läßt, verstehst du eben nichts von Freundschaft."

„„Na ja!""

„Kannst wohl auch nichts weiter als dein dummes „Na ja!""

„„Wenn es dir nicht gefällt, so laß dir von wem anders was Besseres sagen.""

„. . . Na . . . meinethalben . . . Ich habe dich gewarnt! Das war meine Pflicht als Freund . . . Jetzt hast du die Bescherung . . . Fried und Käthe gehen miteinander . . . Ich habe sie wieder im Korne gesehen . . ."

„„Was du alles siehst! . . . Ich habe nicht so viel Zeit, nach anderen zu sehen!""

„Wenn du so dumm bist, dich immer abzuplacken . . ."

„„Na, wovon soll denn der Hof gehen?""

„. . . Wenn du dod bist, dann geht es ohne dich, das glaub du man! . . . Statt immer zu tun, was man dir aufpackt, wärst du besser der Käthe nachgegangen . . . Du hättest es ebensoweit bringen können, wie der Fried . . ."

„„Hältst du jetzt nich' das Maul von der Käthe, dann holt dich der Teufel!""

Mit diesen Worten war Jochem auf Wilhelm zugerückt. Seine neuen Kräfte meldeten sich zum Dienste. Es fehlte nur noch das Kommando zum Losgehen. Wilhelm, der an den Augen Jochems ablas, was ihm drohte, und um so leichter, als er fühlte, daß er es verdient hatte, wich zurück, hielt die Hände wie zum Abwinken in die Höhe und sagte:

„Begib dich man! Dir hätt' ich sie noch eher gegönnt, als dem Fried . . . Aber nun ist es vorbei! Atchee!"

Wilhelm war eilig fort. Jochem wäre auch jetzt gerne auf ihn losgesprungen. Aber plötzlich fühlte er, daß Wilhelm ihm eigentlich leid tun mußte.

Offenbar hatte auch Wilhelm die Käthe gerne und hatte dabei dasselbe Geschick gehabt wie er. Aber Wilhelm war doch ein miserabler Kerl, da er die Sache so auf sich nahm und Fried ungeschoren ließ. Da hatte er, Jochem, sich doch anders aufgeführt! Es war ihm zwar schlecht bekommen, aber: abwarten! Fried besaß keinen Panzer! Den aber besaß er, Jochem! Und das weitere wird sich schon ergeben!

Wie gerne Jochem an Wilhelm probiert hätte, ob er schon imstande war, an Fried heranzugehen, er freute sich jetzt doch, daß er sich im Zaume gehalten hatte. Überdies hätte das Verfahren, wäre es befolgt worden, nur Fried zum Vorteil gereicht, da ein Teil der gegen ihn brennenden Wut an Wilhelm gelöscht worden wäre, und Fried doch sein ganzes Teil bekommen sollte.

Aber Jochem konnte sich nicht verhehlen, daß hinter seinen Überlegungen, wie überzeugend sie schienen, sich ein gut Teil Spiegelfechterei verbarg.

Er hatte Wilhelm schließlich doch nur deshalb geschont, weil er nicht die nötige Energie zum Angriff aufzubringen imstande gewesen war. Und die richtige Antwort hatte er ihm nicht geben können, weil ihm die Schlagfertigkeit der Rede fehlte.

Auch bei Käthe mußte ihm seine Unfähigkeit zu einer fließenden Unterhaltung geschadet haben.

Energie, er wurde dieses Wort nicht los, und Beredsamkeit zu erwerben, war eben nicht minder wichtig, als sich die Körperkräfte anzuüben, die nötig waren, um Fried zu verprügeln.

Nach der Arbeit auf dem Felde, wenn er auf dem Heuboden den Panzer angelegt hatte, würde er auf Mittel und Wege sinnen, das als so dringend notwendig Erkannte sich zu verschaffen. Die Bücher, die er bisher gelesen hatte, waren offenbar unzulänglich. Er brauchte etwas anderes.

In der Zeitung, die die Mutter in Elbing abonniert hatte, standen jeden Sonntag Annoncen mit den Überschriften: „Wie werde ich energisch?" und „Werden Sie Redner! Lernen Sie über alle Gegenstände groß und frei sprechen."

Das war, was ihm fehlte.

Diese Werke mußte er sich verschaffen, obwohl der Lehrer vor solchem, in den Zeitungen angebotenen „Schunde", wie er es nannte, ernstlich gewarnt hatte.

Er, Jochem, war doch kein Kind mehr!

Er durfte ganz ohne Sorge die in der Zeitung angebotenen Bücher lesen!

„Vorrätig in allen Buchhandlungen" stand immer dabei.

Also auch in den Elbinger.

Am nächsten Wochenmarkte sagte er der Mutter, er wollte sie nach Elbing begleiten. Aber, woher Geld nehmen?

Jochem beschloß, es aus der Mutter Portemonnaie zu holen, sobald es ging. Es gelang ihm, zehn Mark zu stehlen.

Während Frau Lamm, was sie gerade hatte, Butter und Gemüse verkaufte und dann Einkäufe besorgte, schlich er sich unter dem Vorwande, ein paar Handschuhe für Sonntag besorgen zu wollen, davon, ging am alten Markt in eine Buchhandlung und erstand das Werk „Wie werde ich energisch?" sofort. Da das Werk „Werden Sie Redner!" in Lieferungen ausgegeben wurde, mußte er einen Schein ausfüllen, des Inhalts, daß der Endesunterzeichnete bei der Buchhandlung so und so das Werk „Werden Sie Redner!" bestellt, die ersten drei Lieferungen vorausbezahlt und sich verpflichtet, die anderen nach Erscheinen abzunehmen und sofort zu bezahlen. Er unterzeichnete: „Jochem Lamm, Bauergutsbesitzerssohn aus Trunz."

Nun waren seine Tage und teilweise sogar seine Nächte ausgefüllt.

Die Zeit, die das Lesen erforderte und die dem Anwesen verloren ging, suchte Jochem durch doppelten Eifer und Ausnutzung der zur Verfügung stehenden einzuholen. Die schnelle Erledigung brachte auch noch den Vorteil, die Muskeln weiter zu stärken und geschmeidig zu erhalten, bis diejenige begann, welche ganz eigentlich dazu dienen sollte, den Körper zur Ausfüllung des Panzers hinaufzuentwickeln.

Für diese Arbeit hatte Jochem sich einen besonderen Plan ausgedacht.

Obwohl es im wesentlichen darauf ankam, mit dem Dreschflegel zu hantieren, war es doch nicht gleichgültig, wie die Hantierung vor sich ging. Sie durfte nicht einseitig bleiben, sondern mußte entsprechend den auszubildenden Muskelgruppen vermannigfacht und abgestuft werden. Dadurch wurden die Energien gleicherweise hervorgerufen und wachgehalten. So drusch er in verschiedensten Richtungen. Bald schlug er mit dem Flegel nach vorn aus, bald schwang er ihn nach hinten, nach rechts und nach links und halbrechts und halblinks, mit Wendung des Oberkörpers nach links oder rechts oder mit Beugung nach vorne oder nach hinten.

Jedesmal nach getaner Arbeit legte er den Panzer an, um nachzusehen, wie weit der Körper den Wänden entgegengewachsen war.

Das Erreichte ließ das allerbeste erhoffen.

Zuckte es Jochem manchmal in der Hand, so daß er unbewußt mit dem Flegel auf Fried Andres einzuhauen glaubte, so unterbrach er sich und wies die Versuchung ab.

Nicht zu frühe!

Schon einmal hatte er sich übereilt. Wie es ihm bekommen war, hatte er nicht vergessen.

Neben den rein körperlichen Übungen gingen diejenigen im Rednerwerden einher.

Die Lieferungen kamen pünktlich, und jede vermittelte ihm Neues.

Jochem glaubte sich nicht zu überschätzen, wenn er von sich dachte, er könnte jetzt schon in einem Turnverein oder im Kegelklub sich achtungsvolles Gehör verschaffen. Seine Gedanken begannen sich von selbst zu ordnen, bald flogen sie auf ihn zu wie die Spatzen beim Säen, bald stellten sie sich ein, wie die Soldaten zum Appell. Es war eine wahre Freude. Jede erworbene Fertigkeit brachte ihn dem Ziele näher, das er, je mehr er es ersehnte, um so weiter hinausrückte, das Ziel, mit Käthe so zu reden, daß sie seine Überlegenheit sich nicht mehr ableugnen konnte.

Nach einem seiner mit besonderem Eifer ausgeführten körperlichen Exerzitien bemerkte Jochem etwas besonders Erfreuliches.

Seine Brust stieß schon beinahe an die Panzerwand an.

Jetzt kam bald der Augenblick, mit Käthe zu sprechen!

Ganz besonders beruhigte es Jochem, daß sein Verhältnis zur Mutter besser, mindestens beruhigter geworden war.

Stets beschäftigt, schien er ihr den Fleiß zu entwickeln, den sie von ihm zu fordern sich berechtigt glaubte. Seinen Gedanken zwar unablässig hingegeben, aber peinlich ordnungsliebend in allen die Wirtschaft betreffenden Angelegenheiten, stellte er selten Fragen und forderte so selten Einwände heraus. Auf wahres Lob rechnete er nicht mehr. Es genügte ihm völlig, wenn man ihm seine Gedankengespinste nicht durch Tadel verwirrte oder gar zerriß. Eigentlich hatte ihm auch bei der Mutter der Panzer geholfen!

Beruhigt und in sich gefestigt, besonders da die Brust nicht einsank, hielt Jochem den Augenblick für gekommen, mit Käthe zu sprechen.

Sie allein zu treffen war nicht leicht.

Aber Jochem war zu gläubig, daß auch bei der Lösung der neuen, allerschwierigsten Aufgabe der Panzer und der ihn umschwebende Geist des Helden zu Hilfe kommen würden.

Jochem begegnete Käthe auf der Landstraße, als sie auf das Feld ging.

Mit dem größten Freimute ging er auf sie zu, sagte ihr guten Tag und hatte die Genugtuung an ihrer sichtlichen Verblüffung.

„Was machst du, wie geht es dir?" fragte sie verlegen. „Du siehst sehr gut und wohl aus, du bist ja ordentlich in die Breite gegangen . . ."

„„Das bin ich auch"", erwiderte Jochem. „„Aber du hast mir noch nicht einmal die Hand gegeben, Käthe . . .!""

Sie reichte sie ihm. Errötend hielt er sie länger in der seinen, als er jemals zu wagen geglaubt hatte. Käthe entzog sie ihm endlich lächelnd.

„„Na, na!"" sagte Jochem, „„es wird dich doch nicht gleich brennen, wenn du mir deine Hand läßt . . . Es ist ja schon lange nicht dagewesen, daß wir uns begrüßt haben . . .""

„Das ist richtig . . . Aber du verstehst, lieber Jochem, es hat sich manches zugetragen . . ."

„„Doch nichts, daß wir uns nicht mehr ordentlich Guten Tag sagen dürfen . . . Übrigens . . . Man sieht dich selten allein . . .""

„Ja . . . das ist richtig . . ."

„„Und hat wohl auch seinen guten Grund . . .?""

„Ja! . . . gewiß . . .!"

„„Den möchte ich denn doch wissen . . .""

„Na . . . den kennst du doch auch wohl."

„„Willst wohl . . .?""

„Ja . . . lieber Jochem, das will ich . . .! Und jemand anders auch noch . . ."

„„Wirklich?""

„Ja, mein lieber Jochem . . . und . . . deshalb wirst du so gut sein, mich nicht mehr lange aufzuhalten . . .! Er ist sehr eifersüchtig . . . du weißt wohl . . .?"

„„Ja, ja . . . das weiß ich . . . Aber, warum ist er es denn?""

„Ach Gott . . . Aber, nicht wahr, du läßt mich jetzt . . . Ich habe sonst Unannehmlichkeiten . . ."

„„Na, das wollen wir doch mal sehen!""

„Jochem, du weißt nicht, was du sprichst."

„„Ich weiß das sehr gut! Du glaubst wohl, ich bin noch solch dummer Junge, wie damals . . . J . . .! Keine Spur . . . Ich weiß jetzt in der Liebe Bescheid.""

„So, so?"

„„Ja, ja!""

„Nun . . . dann weißt du auch, daß man anderer Leute Braut nicht in Verlegenheit bringen darf . . ."

„„Kaha! Also . . . Ich bringe dich in Verlegenheit!""

Jochem fühlte, wie sein Herz sich zu überpurzeln drohte. Er legte seine linke Hand unwillkürlich darauf.

„„Also!"" fuhr er fort. „„Käthe, ich sage dir, ich liebe dich! Ich verlasse dich nicht . . . Ich meine . . . ich gehe nicht von dir.""

„Nun ist es genug . . . Jochem . . . Gehe deiner Wege!"

„„Nein! . . . das tue ich nicht . . . Ich habe vor euch keine Angst . . . Auch nicht vor Fried . . . Mit dem rede ich noch ein Wörtchen . . .""

„Aber Jochem . . . Bist du wahnsinnig?"

„„Ach was . . . Ich bin, was ich bin, und kann, was ich kann.""

Käthe, die fühlte, daß, wenn sie Jochem nicht zu beruhigen vermochte, eine schwere Verwicklung drohte, sagte:

„Also gut . . .! Du liebst mich . . . Was willst du von mir?"

„„Du sollst zu mir auf die Scheune kommen . . .!""

„Bist du verrückt?"

„„Du kommst zu mir auf die Scheune, sonst gibt's ein Unglück . . .!""

„Gut, gut! Ich komme zu dir auf die Scheune!"

„„Du schwörst es?""

„Jawohl. Ich schwöre . . ."

„„Wann kommst du?""

„Um . . . sechs Uhr!"

„„Ist das gewiß?""

„Ich habe es geschworen!"

„„Also um sechs!"" keuchte Jochem.

„Ganz bestimmt!"

Er sah sie noch einmal zweifelnd an, dann sagte er: „„Gut . . .! Ich lasse dich jetzt frei . . . Aber . . . du kommst . . .?""

„Ich komme!"

„„Auf Wiedersehn!""

„Auf Wiedersehn!"

Er reichte ihr die Hand und ging davon, ohne sich umzuschauen.

Zu Hause angekommen, begab er sich in die Scheune und überlegte, von welcher Stelle aus er den besten Eindruck auf Käthe machen würde. Er räumte eine Menge Heu von der Stelle hinweg, auf die, wie er wußte, um sechs Uhr die Sonne fallen würde. Dort wollte er stehen, den Panzer auf der Brust, den Dreschflegel hoch in der Hand, wie ein Ritterschwert, das ihm leider fehlte!

Da er fühlte, er würde es den Nachmittag über im Hause nicht aushalten, schlug er der Mutter vor, eine Verrichtung auf dem Felde vorzunehmen. Die Mutter drehte voll Befriedigung ihre kalten Augen auf ihn zu und meinte: „Na ja!" Die Belobigung, die ihr auf der Zunge saß, verschluckte sie.

Kurz vor sechs Uhr erst kehrte er zurück. Er stellte die Pferde ein, wies die Vesper zurück, mit der unwahren Begründung, der Matthias, ein Nachbar, habe zuviel Schmalzbrot mitgebracht gehabt und ihm davon gegeben, um es nicht erst wieder nach Hause tragen zu müssen.

Wenige Minuten vor der verabredeten Zeit ging er in die Scheune, stellte sich auf, immer noch ohne Glauben, daß Käthe kommen würde.

Aber, zu seinem höchsten Erstaunen hörte er bald, wie sich die schwere Gangel um den Zapfen drehte.

War es etwa die Mutter?

„Wer ist da?" fragte er atemlos.

„„Ich"", antwortete es von unten. Und er hörte Käthes Stimme.

„Komm auf den Boden herauf!"

„„Ja! . . . Gleich . . .!"" antwortete Käthe.

Jetzt stellte er sich auf in seiner ganzen Pracht und Sonnenglorie.

Einen Augenblick später wurde Käthes Kopf in der Höhe der Diele sichtbar.

Sie stieg ein paar Stufen höher, so daß sie den Boden überschauen konnte.

Sie sah Jochem.

Überwältigt von seinem Anblicke, hielt sie eine Sekunde an. Dann brach sie in ein Lachen aus, daß sie zuerst nicht den Fuß nach abwärts setzen konnte. Plötzlich rannte sie die Leiter herunter und lief weg, ohne daß Jochem auch nur imstande gewesen wäre, sich von dem Geschehenen Rechenschaft abzulegen.

Der Dreschflegel entfiel seiner Hand.

Er setzte sich nieder und zog den Panzer ab, der ihn jetzt drückte.

Es dauerte lange, ehe er eines Gedankens fähig war.

Der Gedanke, der ihm endlich kam, war so wirr, daß er sich in ihm nicht ausfinden konnte.

Hätte er Käthe mit dem Dreschflegel erschlagen sollen?

Oder sollte er sie laufen lassen und sich nur an Fried halten?

Ja! Das war das richtige!

Von Fried schrieb sich ja eigentlich alles Unglück her.

Als Jochem wieder ins Haus gekommen war und die Mutter seiner ansichtig wurde, fragte sie: „Jochem, wie siehst du aus? Wer ist da mit dir in der Scheune gewesen?"

Er antwortete nicht, auch nicht, als die Mutter drängender werden wollte.

Er sagte, er wollte schlafen.

Die Mutter prüfte ihn weiter argwöhnischen Blicks. Aber er tat, als ob er nichts bemerkte, und ging trotzig in seine Stube.

Dort erst kam er wirklich zu sich.

Er legte sich auf das Bett, ohne die Stiefel auszuziehen, und starrte in die Luft. Der Mutter, die kam und ihm ob seiner Unachtsamkeit Vorhaltungen machte, antwortete er auch jetzt nicht. Sie redete sich in Wut und gab ihm eine Ohrfeige. Er rührte sich nicht. „Ich nehm den Kantschu und schlag dich windelweich!" setzte sie hinzu. Da er auch darauf stumm blieb, besann sie sich und ging mit einem „Du Lümmel!" zur Türe.

Jochem schloß hinter ihr ab.

In seinem Hirne spukte der Wunsch auf, sich zu erhängen.

Er wollte sich das überlegen.

Aber dann kamen seine Gedanken wieder auf den Panzer zurück.

Nein! Nicht sich hängen!

Weiterarbeiten, bis er den Panzer ausfüllte!

Dann endlich heran an den Fried!

Einen Schlag sollte er bekommen, einen einzigen, aber einen solchen, daß er sein Lebtag daran denken mußte!

Jochem sprang auf, ging auf den Heuboden und schlug mit dem Flegel um sich, wie wenn er tobsüchtig geworden wäre.

Aber, entgegen seiner Hoffnung tat es ihm nicht wohl.

Beim neuen Anlegen des Panzers fand er, daß seine linke Brustseite vom Panzer auffallend schwer gedrückt wurde. Er fühlte eine bedenkliche Beklemmung. Sein Atem ging plötzlich holprig. Jochem reichten die hinter ihm liegenden Aufregungen zur Erklärung seines Zustandes völlig aus. Er wollte es für diesen Tag genug sein lassen.

Er ging früher schlafen als sonst, ohne etwas zu essen und ohne der Mutter „Gute Nacht" zu sagen.

Als er schon im Bett lag, klopfte sie an die Türe. Er tat, als ob er es nicht hörte.

Ihr Klopfen wurde stärker, aber er war mit sich darüber einig geworden, keine Antwort zu geben.

Bald schien es, wie wenn die Mutter die Tür aufreißen wollte. Er kannte sie zur Genüge, um davon überzeugt zu sein, daß sie es tun, und sobald sie in der Stube war, auf ihn zuspringen und ihn schlagen würde. Er fühlte in sich einen Groll kochen, der ihn befürchten ließ, er würde sich zur Wehr setzen. Deshalb gab er sich

den Anschein, als ob er aus dem tiefsten Schlafe erwachte und fragte: „Bist du da, Mutter?“

„„Na, gewiß! Na, mach' mal auf, mein Jungche!““

Am Tone erkannte er, daß die Empfindungen, die diese Worte begleiteten, mit ihnen im vollsten Widerspruche standen.

Er öffnete und ging ins Bett zurück.

Bald stand die Mutter vor ihm und beschimpfte ihn als einen ungeratenen Sohn, als eine unsittliche Bestie, als einen Labbasch, der sich Geld stahl und sich Frauenzimmer auf die Scheune kommen ließ und Schweinereien trieb, bei seinem jugendlichen Alter! Ein wahrer Sturzbach von Beschimpfungen, Verwünschungen und Flüchen rollte über ihn her. Dann fragte die Mutter mit kreischender Stimme: „Wer war das Mensch?“

Jochem bewegte nicht einmal den Kopf, als die Mutter zum Schlage ausholte.

Im letzten Augenblicke ließ sie den Arm fallen und sagte: „Ich will mich nich' an dir beschmutzen! Wir sprechen uns morgen!“

Dann schlug hinter ihr die Tür zu.

Als ihr Schritt sich über die Treppe in ihre Stube verloren hatte, erhob Jochem sich vom Kissen.

Das Zimmer schien um ihn herum zu tanzen.

„Morgen!“ dachte er. „Morgen könnt ihr euch alle gratulieren! Morgen verhaue ich Fried Andres! Käthe wird schon merken, was sie angerichtet hat! Morgen bin ich auf der Brust so breit, wie der Panzer! Noch vor Tag stehe ich auf und übe zum letzten Male!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als am nächsten Vormittage Frau Lamm nach sieben Uhr morgens von Jochem nichts gesehen und gehört hatte, kam sie in sein Zimmer.

Es war leer.

Sie ging in den Stall, wo Jochem höchstwahrscheinlich sich versteckt halten wollte, bis er ihren Zorn für verraucht hielt.

Aber auch an der Stelle fand sie ihn nicht.

Alwine und Emil standen da. Alwine empfing sie mit einem Blicke, Emil mit Fauchen. Es fiel Frau Lamm auf, daß die Tiere nicht gestriegelt waren und kein Futter bekommen hatten. Sie rief jetzt mit verärgerter Stimme: „Jochem, wo best?“ Und murrte für sich durch die Zähne „so'n Labimmel!“

Sie erhielt keine Antwort.

Nur die Hühner gackerten in ihre Erwartung hinein.

Jetzt wurde sie ängstlich.

Sie lief zum Scheunentor und schrie Jochems Namen durch die Spalte.

Alles blieb still.

„Ich muß doch mal sehen, ob der Jung' sich nich' wieder auf dem Boden verkrochen hat!“ dachte sie.

Sie erstieg die Leiter und sah bald eine dunkle Masse im Heu liegen. Sie wurde blaß, sie verstand nicht, was das sein konnte. Es hatte, soweit es sich unterscheiden ließ, menschliche Gestalt.

War etwa jemand zu Nacht eingeschlichen? War es am Ende noch das Frauenzimmer, das hier geschlafen hatte?

Noch ängstlicher geworden, stieg sie hinab und rief um Hilfe.

Die Nachbarn kamen und kletterten, von ihr angeführt, vorsichtig hinauf.

Als sie gewagt hatten, an die Masse näher heranzutreten, sahen sie, daß es Jochem war. Er hatte ein Stück Eisenblech um die Brust, einen Dreschflegel in den Händen und lag auf der Nase.

Sie rüttelten ihn.

Er rührte ſich nicht.

„Er iſt ja dod!“ ſagte Johann Wiebe, der Kolonialwarenhändler.

Frau Lamm ſtand erſt regungslos da. Sie wagte nicht, ſich zu nähern.

Dann ſagte ſie:

„Ich hol' den Doktor, bleiben Sie man hier!“

Der Sanitätsrat Dr. Krauſe kam bald und bat, ihm beim Aufheben des Körpers zu helfen. Man tat nach ſeinen Worten. Der Panzer löſte ſich vom Leichnam und fiel mit dumpfem Klirren zu Boden. Der Arzt wollte den entſeelten Händen den Dreſchflegel entreißen, aber ſie hielten ihn ſtarr feſt.

„Der Tod“, ſagte Dr. Krauſe, „muß ſchon vor einigen Stunden eingetreten ſein. Wir wollen den Leichnam umdrehen!“

Der Arzt öffnete Jochems Jacke und Hemd, taſtete die Bruſt ab und ſagte: „Donnerwetter, dem armen Kerl iſt gewiß das Herz geplatzt.“

Drei Tage ſpäter wurde Jochem begraben.

Die Mutter folgte der Leiche unter reichlichen Tränen.

Einige Wochen nach dem Begängniſſe, an dem ſich faſt das ganze Dorf, auch Wilhelm Wenzel, Fried Andres und die Familie Iſaak, ſoweit man abkömmlich war, beteiligt hatte, verkaufte Frau Lamm Jochems Sachen unter der Hand.

Das Buch „Wie werde ich energiſch?“ erwarb Wilhelm, während die Anleitung zum Groß- und Freiſprechen über alle Gegenſtände in die Hände des zweiten Schullehrers, der von ihrem Vorhandenſein durch Hörenſagen unterrichtet war und ſich um ſo eifriger um ſie bewarb, als er auf der nächſten Verſammlung das Wort zu ergreifen beabſichtigte und mit dem Einſchlagen einer politiſchen Laufbahn liebäugelte.

Zehn Mark kamen bei den Verkäufen nicht heraus.

Den Panzer, der für Frau Lamm ein Gegenſtand des Grauens war, wagte ſie niemanden anzubieten.

Eines Tags kam ein Elbinger Trödler, und Frau Lamm war ſehr erſtaunt darüber, daß er für das Stück nicht nur überhaupt etwas, ſondern ſogar vielmehr bot, als die teuren Bücher gekoſtet hatten.

Die internationale Lage Hollands

Von

H. C. Dreſſelhuys*)

Als ich einmal kurz nach dem Verſailler Frieden meiner jüngſten Tochter — wie ſich dies für einen guten Vater geziemt — einen kleinen Vortrag über alle Kataſtrophen, die der Weltkrieg mit ſich gebracht hat, hielt, bemerkte ſie, daß ſie von allen dieſen Dingen am unangenehmſten die Tatſache fände, ihre geſamte Erdkunde von neuem lernen zu müſſen; ein Glück iſt nur, fügte ſie hinzu, daß ſich bei Holland nichts geändert hat. — Ob dies Letzte nun ganz richtig iſt, wäre noch zu beweiſen. Denn wenn auch ein Land nicht unmittelbar an der Neuordnung der Dinge beteiligt

*) Vortrag, gehalten auf den „Holländiſchen Tagen in Berlin“ am 24. Februar 1922 im Aulagebäude der Univerſität.

gewesen ist, muß sich doch seine Stellung im internationalen Leben den Folgen der neuen Verhältnisse anpassen. Die Bekanntschaft muß daher erneuert werden, und wenn man auch, so wie bei uns, die alte Karte noch gebrauchen kann, ist es doch angebracht, Besuche zu machen und sich aufs neue vorzustellen, will man mit seinen großen und mächtigen Nachbarn in Frieden und Freundschaft leben.

Das neue Völkerrecht hat uns gelehrt, daß wir bei internationalen Freundschaften nicht nur auf förmliche oder geheime Besuche von Diplomaten angewiesen sind, sondern daß auch Privatpersonen danach trachten dürfen und müssen, in öffentlicher Weise die Interessengemeinschaft zu stärken. So hatten wir im vergangenen Jahre in Hamburg das Vorrecht, die Bande unserer großen Handelsstädte enger zu knüpfen, in Frankfurt unsere gemeinschaftliche Rheinpolitik zu besprechen, und so möge jetzt im Herzen des politischen und ökonomischen Lebens Deutschlands ein kurzes Wort über den Platz, den Holland und seine Außenpolitik im Weltverkehr einnimmt, gestattet sein. Dies geschehe hauptsächlich in der Absicht, die falsche Meinung zu beseitigen, als ob in Holland sich der Wunsch nach einer westlichen Orientierung Bahn bräche und Holland sein historisches und natürliches Hinterland, das jetzt verarmte Deutschland, für neue überseeische Interessen preisgegeben hätte.

Beinahe gleichzeitig — im September 1921 — erschienen in zwei deutschen Blättern Artikel über die veränderte internationale Stellung der Niederlande. Der eine Artikel von Dr. K. Schwendemann im Haag in den „Preußischen Jahrbüchern" vom September hatte den Titel „Holland unter den Mächten", „Politische und wirtschaftliche Kriegsfolgen", der andere in den „Breslauer Neuesten Nachrichten" „Hollands auswärtige Politik". Beide Abhandlungen gehen von dem Gedanken aus, daß durch die Ausschaltung Deutschlands als Großmacht Holland vital am französisch-englischen Gegensatz interessiert sei: „Es ist bedroht so vom Süden aus und kann sich an die Macht jenseits des Ärmelkanals anlehnen", heißt es darin. Diese Artikel zeugen von viel Sachkenntnis, und hauptsächlich der erste beweist eine besondere Kenntnis von Personen und Verhältnissen. Doch leiden beide an demselben Fehler: sie geben das augenblickliche Verhältnis Hollands zu England nicht ganz richtig wieder, und zwar infolge des Umstandes, daß sie sich Hollands internationale Politik zu sehr analog derjenigen einer Großmacht denken.

Es hat in der niederländischen Geschichte eine kurze Zeitspanne gegeben, in der das damals so reiche und unverhältnismäßig mächtige Holland versuchte, eine leitende Rolle in den internationalen Geschehnissen zu spielen. Das war besonders zur Zeit des Statthalters Willem III., des späteren Königs von England, der übrigens bei seinem Eingreifen in die internationalen Verhältnisse mehr in England als in Holland weilte. —

Nach dieser Zeit hat Holland nur e i n e internationale Politik geführt, nämlich die, welche Abraham Lincoln das amerikanische Volk lehrte: „no entangling alliances", das ist das ängstliche Meiden von Bundesgenossenschaften, um nie in eine abhängige Stellung zu geraten, nie eine ausländische Einmengung in niederländische Angelegenheiten zuzulassen und mit allen Mächten auf möglichst gleichem freundschaftlichen Fuße zu stehen. Diese Politik war Holland durch seine politische und ökonomische Lage vorgeschrieben. Die Geschichte hat es im Besitz einer Kolonialmacht gelassen, die zu den besten der Welt gehört, an Bevölkerung Frankreich und England übertrifft und an einer ebenso empfindlichen Stelle im Osten liegt wie Holland in Westeuropa. Holland kann nicht verlangen, sein Grundgebiet oder seine ökonomischen Hilfsquellen auszubreiten; es hat bereits zu viel Sorgen, um Menschen und Kapital zu beschaffen, die es für seine vorhandenen Hilfsquellen nötig hat. Seine Politik muß daher sein, möglichst das zu bleiben, was es ist, und nach allen Seiten so viel Vertrauen zu erwecken, daß keine der Großmächte auf den Gedanken

kommt, aus Furcht vor Hollands Überlaufen nach irgendeiner Seite seine Selbständigkeit anzutasten.

Vollkommen in Übereinstimmung hiermit war Hollands Politik vor dem Kriege. In ganz demselben Sinne handelte es während des Weltkrieges und in den darauffolgenden Jahren.

Mehr als ein ausländischer Schriftsteller hat in der Zeit vor dem Kriege den gleichen Fehler gemacht, wie es jetzt der Schreiber in den „Preußischen Jahrbüchern" hinsichtlich Hollands Verhältnis zu England tut. Oft ist damals die Ansicht ausgesprochen worden, daß Holland engeren Anschluß an Deutschland suche. Die Wahrheit ist, daß nicht ein leitender holländischer Staatsmann jemals hieran gedacht hat. Durch seine Lage, durch den Besitz der Rheinmündung, durch Deutschlands ökonomische Entwicklung liefen Hollands ökonomische Interessen oft parallel mit denen Deutschlands. Aber niemand in Holland suchte diese Interessen enger zu gestalten, als es durch jenen Parallelismus selbst bedingt war. Jeder Gedanke, z. B. der einer Zollunion oder eines Zusammenschlusses in dem einen oder anderen ökonomischen Bund, ist in Holland stets energisch zurückgewiesen worden. Auch scheute es sich nicht, für seine Interessen einzutreten, wenn diese mit denen Deutschlands in Kollision gerieten. Man denke an die Frage der Rheinzölle, die Holland hartnäckig abgewiesen hat, wobei es vor den Drohungen einzelner deutscher ökonomischer Kreise nicht zurückschreckte.

Nicht anders ist jetzt das Verhältnis Hollands zu England. Man erinnere sich der Geschichte des Jahres 1920, der Unterhandlungen über die Revision der Verträge von 1839 betreffend Belgiens internationale Stellung. Von belgischer Seite wurde mit Nachdruck die Forderung an Holland gestellt, sich zu einem engeren Zusammenschluß mit Frankreich und Belgien, falls möglich, unter Hinzuziehung Englands, bereit zu finden. Stets hat Holland darauf geantwortet, daß es bereit wäre, Belgien so weit wie möglich auf ökonomischem Gebiet entgegenzukommen, daß es aber seine politische Freiheit und vollkommene Selbständigkeit auf dem Gebiet internationaler Politik wahren wolle und somit für keine politischen Bündnisse, mit wem es auch sei, zu finden wäre. Es liegt übrigens kein Anlaß vor, anzunehmen, daß England selbst jemals etwas anderes gewünscht haben sollte. — Ohne Zweifel irren die „Breslauer Neuesten Nachrichten", wenn sie einen Holländer behaupten lassen: „Infolge der Allianzbeziehungen Englands zu Japan ist unsere Kolonialpolitik auf eine intime Einigung mit den beiden Mächten gerichtet."

An einer ökonomischen Verständigung mit Amerika hat Holland gleichfalls, als eine Folge des Krieges, das größte Interesse. Auch den Verfassern der vorher genannten Artikel scheint es nicht unbekannt zu sein, daß der Handel zwischen Niederländisch-Indien und Amerika sich von Holland als Zwischenglied frei gemacht und sich weiter in bedeutendem Maße entwickelt hat. Schon aus ökonomischen Gründen hätte sich Holland somit nicht in ein derartig intimes Verhältnis zu dem englisch-japanischen Vertrag begeben dürfen, daß es in der Stillen Südsee einen Gegensatz zu Amerika ins Leben gerufen hätte.

In diesem Zusammenhang ist auch die Frage der Djambi-Petroleumfelder in falschem Licht gesehen. Man kann verschiedener Meinung sein über die Frage, ob die niederländische Regierung sie auf die beste Weise gelöst hat; felsenfest steht aber, daß die getroffene Lösung nichts mit dem Wunsche zu tun hat, England gefällig zu sein, um im Verein mit britischer imperialistischer Petroleumpolitik zu handeln. Die Bataafsche Petroleum-Gesellschaft ist eine holländische Gesellschaft, Holländer sind die leitenden Personen, und die Prioritätsaktien, die über die Zusammenstellung von Direktion und Aufsichtsrat entscheiden, sind in holländischen Händen. Es geschah somit zur Erhaltung des holländischen Einflusses, daß die Djambi-Konzessionen der Bataafschen Maatschappij gegeben wurden. Hätte diese Gesellschaft anstatt zur Shell-

gruppe zum Standardkonzern gehört, man hätte nicht anders gehandelt. Im Vordergrund stand wieder Hollands vollkommene Selbständigkeit. Nichts hat den Aussichten der Standard-Oil-Company, diese Konzessionen zu erhalten, mehr Abbruch getan, als die ziemlich drohenden Noten der amerikanischen Regierung. Selbst die Gegner des Djambi-Gesetzentwurfes konnten danach schwerlich mehr für die Standard plädieren. — Wenn man jetzt sagt, Holland suche Anschluß an England, so ist kein anderer Grund zu dieser Annahme vorhanden, als der große Parallelismus, welcher im Augenblick zwischen den englischen und niederländischen ökonomischen und hier und da auch politischen Interessen besteht. — Holland und England haben beide Interesse an einem unabhängigen, selbständigen und sich selbst behauptenden Belgien. Holland und England haben beide die gleichen Sorgen in bezug auf ihre Kolonialpolitik. Sie sind beide beteiligt an der Wiederherstellung von Welthandel und Schiffahrt, und wenn die wirtschaftlichen Abhandlungen des Engländers Keynes über den Zustand in Europa und die Notwendigkeit des Wiederaufbaues Zentraleuropas in Holland Widerhall finden, dann liegt hier die Ursache der gemeinsamen Interessen beider Länder. Wenn Hollands und Englands Politik jetzt in derselben Richtung gehen, dann gilt dies allein, so lange und so weit dieser Parallelismus besteht. Dies gilt hinsichtlich Englands, aber auch hinsichtlich jeder anderen Macht, und die beste Garantie für Weltfrieden und Weltzusammenarbeit liegt daher auch in dem Versuch, solche gleichlaufenden Interessen zu schaffen und zu stärken; dies gilt besonders hinsichtlich Deutschlands, mit dem Holland so viele große Interessengemeinschaften hat. Deutschland wird trotz allen Elends von heute nicht lange in seiner bedrückten Lage bleiben. Dazu besitzt es zu viel Lebenskraft, die man ebensowenig wie einen großen Strom eindämmen kann. Wie dieser Tage ein Amerikaner von Deutschland sagte: „You cannot kill efficiency“ und „disaster never means degeneration“. — Man braucht nicht weit in die Zukunft zu blicken, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß Deutschland wieder zu einer gewaltigen Kraft in der Maschinerie der Welt gelangen wird, und es ist daher im holländischen Interesse, hier die psychologische Einsicht in den holländischen Charakter und die Art seiner internationalen Politik nach Möglichkeit zu fördern. Mehr noch als dies, die Zeit des Parallelismus zwischen niederländischer und deutscher Weltpolitik scheint bereits gekommen zu sein, wenn man bedenkt, daß die Konferenz von Genua nahe bevorsteht, auf der der Wiederaufbau Europas den Hauptpunkt bildet.

Konnte ich soeben feststellen, daß die Niederlande immer bestrebt gewesen sind, eine selbständige Außenpolitik zu führen, so muß ich hinzufügen, daß auch eine selbständige und nationale Wirtschaftspolitik für sie Gebot war. Die leitenden Staatsmänner in Holland hatten immer einen klaren Blick für die Tatsache, daß Holland nur ein Glied in der Kette des internationalen Handelsverkehrs ist, und mußten deshalb bei der Bestimmung ihrer Politik stets die Verhältnisse in der Weltwirtschaft fest im Auge behalten, um sich derjenigen Politik zuwenden zu können, die auf Grund sachlicher Erwägungen für die Entwicklung des niederländischen Wirtschaftslebens am aussichtsreichsten erschien.

Darum hat das internationale Moment schon von alters her in der holländischen Politik eine bedeutend größere Rolle gespielt als in der Politik anderer Länder. Das Wirtschaftsleben vor dem Kriege hat gezeigt, daß die holländischen Staatsmänner die politische Frage, vom sachlichen kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet, in der besten Weise für ihr Land gelöst hatten. Der bekannte Professor Harms am Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft hat in seinem im Jahre 1912 erschienenen Buche „Die Weltwirtschaft“ verschiedene sehr interessante Zahlen über die Entwicklung des internationalen Handelsverkehrs gegeben. Ich gestatte mir, Ihnen einige dieser Zahlen vorzutragen. Herr Professor Harms hat für jedes Land

eine Außenhandelsziffer berechnet, indem er die gesamte Ein- und Ausfuhr zusammenzählte und dieses Ergebnis durch die Zahl der Bevölkerung teilte. Dabei ergab sich folgende Tabelle:

	1830	1910
Deutschland	24	257
Belgien	78	841
England	72	453
Frankreich	22	257
Niederlande	114	1657

Aus dieser Aufstellung geht bereits klar hervor, daß es kein Land gab, dessen Volkswohl in so hohem Maße abhängig war vom internationalen Handelsverkehr wie Holland. Gleichzeitig geht aber auch aus diesen Zahlen hervor, daß auch in keinem anderen Lande die wirtschaftliche Entwicklung einen so schnellen Fortgang genommen hat.

Jedoch wird man sagen: das internationale Moment hat sich wesentlich durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege geändert. — Wie steht es damit heutzutage? Es ist eine gute Gewohnheit, eine Politik nach den Resultaten zu beurteilen, die sie in der Praxis gezeitigt hat. Die Wirtschaftspolitik, nicht nur während des Krieges, sondern auch in den letzten Jahren, war meistens eine solche der Unfreiheit, eine Zwangspolitik auf egoistischer, rein nationaler Grundlage. Holland hat sich ihr bis jetzt noch nicht angeschlossen und sich dadurch vor großen Enttäuschungen bewahrt. Um ein einzelnes Beispiel herauszuheben, sei hier erwähnt, daß die Zahl der Arbeitslosen überall ganz erheblich gestiegen ist:

In	England	von	3,6	im	Jahre	1913	auf	12,8	in	1921
„	Belgien	„	2,7	„	„	„	„	13,6	„	„
„	Dänemark	„	7,5	„	„	„	„	18,3	„	„
„	Schweden	„	4,4	„	„	„	„	27,2	„	„
„	Holland	„	5,1	„	„	„	„	7,2	„	„

Im Vergleich zu den anderen Ländern haben sich somit die Verhältnisse in Holland zwar auch verschlechtert, aber nicht in so erheblichem Maße wie in den anderen Ländern. Deutschland ist das einzige Land, in dem die Verhältnisse sich in dieser Beziehung gebessert haben; die Zahl der Arbeitslosen ist von 2,9 im Jahre 1913 auf 1,2 im Jahre 1921 heruntergegangen. Ich brauche indessen in diesem Saale wohl nicht zu betonen, daß bei Deutschland auf Grund der Abnahme der Arbeitslosigkeit schwerlich auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage geschlossen werden darf.

Ich sage selbstverständlich dies alles nicht, um mich des holländischen Erfolges zu rühmen.

Wir werden in diesem Frühjahr mit Deutschland zusammen in Genua sein; wir werden alle das internationale Moment berücksichtigen müssen und das Leitmotiv dazu feststellen, das für sämtliche Länder von allergrößter Bedeutung sein wird. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die man in jedem Lande zu überwinden hatte, haben diesen Ländern Veranlassung gegeben, durch künstliche Mittel, wie Einfuhrbeschränkungen, Zollerhöhungen usw., zu versuchen, die Kriegserscheinungen in der Weltwirtschaft außerhalb ihrer Grenzen zu halten oder jedenfalls zu mindern. Eine derartige Politik ist eine Politik, die in schroffem Gegensatz steht zu derjenigen, die ich vorhin als die spezifisch holländische bezeichnet habe.

Als Gegenbeispiel zu Holland kann man die Schweiz anführen. Die wirtschaftliche Lage und die Verhältnisse der beiden Länder weichen erheblich voneinander ab. Während Holland die Politik des freien Handels weitergeführt hat — also eine gemeinnützige, auf das Gemeinwohl aller Staaten gerichtete Politik — hat die Schweiz versucht, eine mehr egoistische Politik zu treiben, und dies, wo die Schweiz von Anfang an sich bewußt war, daß diese Politik wenig Aussicht auf Erfolg haben würde.

Ich entnehme dies der Botschaft des Bundesrats bei der Einführung der getroffenen Maßnahmen im Anfang des Jahres 1921: „Der Bundesrat sei davon überzeugt, daß eine endgültige Besserung und eine dauernde Heilung der Krisis durch Einfuhrbeschränkungen nicht gebracht werden könnte. Es sei für ein industriell so hoch entwickeltes Land wie die Schweiz nicht möglich, sich dauernd gegenüber dem Auslande bis zu einem gewissen Grade abzuschließen. Besserung könne nur ein allgemeiner Ausgleichsprozeß in der gesamten Weltwirtschaft bringen."

Es ist nicht meine Aufgabe, hier in diesem Kreise auf eine Erläuterung der Schweizer Politik näher einzugehen. Es sei nur die Tatsache festgestellt, daß im November 1921 die Schweiz mehr als 80 000 Arbeitslose und 56 000 zeitweise Arbeitslose zählte. Im Verhältnis zu der Bevölkerungsziffer ist die Arbeitslosigkeit in der Schweiz dreieinhalbmal so groß wie in Holland.

Meiner Ansicht nach geht hieraus hervor, daß die Politik des freien Handels die einzige ist, die es den Völkern ermöglicht, auch in schwierigen Zeiten die nationalen Kräfte zu völliger wirtschaftlicher Entfaltung zu bringen.

Ich werde mir nun nicht anmaßen, hier darzulegen, welche Richtung die deutsche Politik einschlagen muß. Politische Erwägungen werden nun einmal nicht vom Gefühl, sondern vom Verstand diktiert, und eine Untersuchung, ob Holland in seiner Mehrheit deutschfreundlich ist oder nicht, kann nicht mehr bestimmend sein für einen politischen oder ökonomischen Anschluß. Dieser kann nur eine Folge von nackten Tatsachen sein. Daß diese Tatsachen zu dem praktischen Parallelismus zwischen beiden Ländern führen müssen, steht für mich fest, und daß Deutschland, welches den Begriff „Freiheit" nie mehr gewürdigt haben wird als in dieser Zeit, auch lernen wird, die Freiheit von Handel und Industrie als einen Faktor zum Wiederaufbau der Welt hochzuschätzen, daran zweifle ich nicht.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich als hoffnungsvolle Zukunft Deutschland und Holland, zwei Nachbarländer desselben Stammes, durch ständigen Parallelismus, durch gemeinschaftliche Interessen von Wohlfahrt und Kultur verbunden, durch wesentlich internationale Auffassungen für die ganze Welt ein für den größten Teil noch sehr nötiges Vorbild des höheren Völkerbundes werden, den die Menschheit sich geschaffen hat in bitteren Kämpfen und durch die weisen Lehren der Vorsehung, daß schließlich Altruismus und Zusammengehörigkeit größeren Nutzen bringen als Haß, Neid und nationaler Egoismus.

Und Oberschlesien — — —?

Von

Wilhelm Volz

Wir haben gekämpft und gehofft — für Oberschlesien. Die Abstimmung kam und ward ein deutscher Siegestag. Nur zu bald sahen wir es, der Preis sollte uns entrissen werden; trotzdem kämpften wir weiter, voll Sorge um die Zukunft. Grau war der Himmel — er schien sich zu lichten, als Lloyd George uns fair play versprach; dann war ja alles gut, wenn das gute Recht doch zu Ehren kommen sollte. Vergebens — die französische Rachgier gewann je länger je mehr die Oberhand; und als die Genfer Tagung begann, da ward es jedem Einsichtigen bald klar, daß mit Englands Niederlage all unsere Hoffnungen zu Grabe getragen werden mußten. Und

der Genfer Schandspruch kam: fast $^1/_3$ Oberschlesiens, fast die Hälfte seiner Bevölkerung ward uns abgesprochen, uralt deutsches Land mit uralt deutscher Bevölkerung.

„Am 2. Januar begibt sich der Vorsitzende der Völkerbundkommission, Calonder, nach Oberschlesien" — so steht es in der Zeitung. Der Anfang vom Ende. Ein blutigroter Schnitt wird durch Oberschlesien gezogen, durch 700 Jahre deutscher Geschichte!

Und dann — —?

Die Deutschen lassen sich in mehrere Gruppen teilen; ein Teil zerfleischt einander in blinder Verhetzung, in der Stunde bitterster Not. Ein anderer zieht die Zipfelmütze tief über die Ohren; sie haben sich am Biertisch brav aufgeregt und wohl auch mit der Faust auf den Tisch geschlagen ob der Genfer Ungeheuerlichkeit; jetzt haben sie sich abgefunden — es ist ja schon Wochen her — und Oberschlesien liegt ja so weit — und man denkt nicht gern an so unangenehme Sachen. Und so finden sie sich ab, von Mal zu Mal, bis — ja, bis —? Und die Besten, sie beißen die Zähne aufeinander — sie finden sich wohl auch ab, aber anders, ganz anders! „Allen Gewalten — zum Trutz sich erhalten!" und packen zu, um neu zu schaffen.

Wie steht's um Oberschlesien?

Ein niedliches und bezeichnendes Wort hörte ich da unten. Ein Engländer sprach mit einem Oberbergrat und sagte: „Ich begreife nicht, warum ihr Deutschen euch so aufregt; in zehn Jahren habt ihr Oberschlesien wieder." — „Schön," antwortete der Oberbergrat, „aber niemand borgt seinen Zylinderhut gern einem Schornsteinfeger!"

Oberschlesien bietet eine Menge der interessantesten Fragen; von ihnen wollen wir einige, gerade jetzt besonders dringende herausgreifen.

Vorab aber sei betont und wiederholt, daß der Genfer Spruch eine Ungeheuerlichkeit ist, daß der Völkerbund sich zum Diener Frankreichs herabgewürdigt hat, daß die Genfer Entscheidung dem klaren Rechte Hohn spricht.

Es handelte sich nicht darum bei der „Lösung" der oberschlesischen Frage, Polen zu geben, was Polens ist — Polens war gar nichts; das weiß in Oberschlesien jedes kleine Kind — sondern Deutschland der in der oberschlesischen Schwerindustrie gelegenen Machtmittel zu berauben. So wurde nicht nach Menschen geteilt, sondern nach Bodenschätzen und Industriewerken.

Die Oberschlesier sind keine Polen, waren nie Polen, seit 700 Jahren haben sie nie zu Polen gehört; sie sind ein deutsch-slawisches Mischvolk; Quaden nannte man sie einst, jetzt ist dieser Name im preußischen Anteil vergessen, und „Wasserpolen" heißen sie hier. Und die Industrie ist unbestritten rein deutsch.

Wie war doch der Gang der Kulturgeschichte? — Unendliche Urwälder bedeckten ganz Oberschlesien, und als Waldmenschen, ohne Kenntnis des Eisens lebten, an Zahl gering, slawische Stämme in diesen Wäldern und vom kargen Ertrag dieser Wälder, auf einer Kulturstufe, wie jetzt die Papuas auf Neu-Guinea. Da kamen im 12., 13. Jahrhundert die Deutschen; sie kamen im Gefolge der Kaufherren, die nach dem fernen Osten zogen, um die Waren des Orients einzutauschen gegen die Waren westlicher Kultur; sie kamen als Bauern mit eiserner Rodehacke und eisernem Pflug, mit der deutschen Dreifelderwirtschaft und eisernem, deutschem Fleiß — und rodeten den Urwald und machten das Land urbar und gründeten Städte und brachten den armen slawischen Sklaven Freiheit und Wohlstand. Und das Land blühte auf in deutscher Kultur und ward deutsch bis hin nach Czenstochau und Krakau und weiter; und deutsches Geistesleben erreichte hohen Glanz. Wir wollen ehrlich sein! Nicht das Deutschtum allein war es, sondern weil das Deutschtum die überreiche Gunst der geographischen Lage ausnutzte und wertete. Warum taten es die Slawen nicht?!

Lag doch Oberschlesien an der großen Landhandelsstraße nach Ost. Und damals herrschte der Lastwagen, die küstengebundene Schiffahrt versagte im Wettbewerb. — Um 1500 änderte sich die Weltlage. Die Türken versperrten den Osten, die Hochseeschiffahrt entwickelte sich im Zeitalter der großen Entdeckungen und überflügelte den Lastwagen. Da ging Schlesiens Handel zurück. Die Kraftquellen des Deutschtums versiegten, und mit dem Kaufmann verarmte der Bauer; viele Deutsche wanderten ab, die andern gerieten in Not; die Landherren verarmten und bedrückten das Volk, und es geriet allmählich wieder in die alte slawische Sklaverei. „Als ich Oberschlesien betreten hatte, kam es mir vor, als sei ich aus der Kulturwelt geschieden," schreibt ein Reisender im 17. Jahrhundert, und „vom Menschen haben die Oberschlesier nichts als die Gestalt!" ein anderer Ausgang des 18. Jahrhunderts. Da kam die Erfindung des Dampfkessels, des Dampfschiffes, der Eisenbahn. Und damit ward die bisher geringgeschätzte Kohle zum „schwarzen Diamanten". Die raumbesiegende Eisenbahn riß das kohlenreiche Oberschlesien aus seiner trostlosen Meerferne; und deutsche Tatkraft, deutscher Geist waren es, der diese Tat vollbrachte: Oberschlesien ward zum weltwichtigen Industriezentrum. Die Folgen für den Oberschlesier waren ungeheuer; der darbende Waldbauer, dessen Kinderschar in früher Jugend dahinsiechte, ward zum Kulturmenschen, dessen Kinder in Wohlstand gediehen. So vervielfältigte sich die Bevölkerung des Landes unter der Gunst der behaglicheren Lebensverhältnisse; und das Land, das vor 150 Jahren nicht mehr Menschen ernähren konnte als heute die Hochsteppen Anatoliens, gibt heute 2500 Menschen pro Quadratkilometer Brot und frohes Leben. So ward Oberschlesien wiederum reich und frei durch deutsche Tatkraft. Wieder war es die Ausbeutung geänderter geographischer Verhältnisse. Und wiederum erhebt sich die Frage: Warum hat es nicht polnische Tatkraft getan?! Zweimal hat Deutschtum dem unfruchtbaren Lande reiches Leben geschenkt — gibt es ein vornehmeres Recht und Anrecht? Nichts gab der Pole; er will ernten, wo er nicht gesät hat, mit dem Recht des Räubers.

Mit dem Schlächterbeil ist unser Oberschlesien zerhackt; jetzt soll ein Schweizer die zerschroteten Knochen „gerecht" verteilen! Was ahnt der Sohn der Berge von den rauchenden Schloten, von den Menschen und Menschenherzen, die der blutige Schnitt betroffen? Ist ihm Oberschlesien etwas anderes als uns Fergana oder das Zululand? Aber es ist das alte Lied, das wir (und alle Welt!) genugsam kennen sollten: brutale Gewalt soll mit einem fadenscheinigen Mäntelchen des Rechts verhängt werden.

Aber machen wir uns einmal klar, was uns entrissen worden ist *).

Durch das neue Diktat erhält Polen von unserm altdeutschen Oberschlesien rund 2800 Quadratkilometer, d. h. fast $^1/_3$ des Abstimmungsgebietes; nämlich den südöstlichen Teil des Kreises Lublinitz; den größten Teil des Kreises Tarnowitz; den größten Teil des Landkreises Beuthen; die ganzen Kreise Kattowitz und Königshütte; den Südosten des Kreises Hindenburg; den Kreis Pleß und fast ganz Rybnik; den Südosten des Kreises Ratibor. Auf diesem Drittel der Landoberfläche wohnen rund 880 000 der 2 075 000 Einwohner, d. h. über 43 Proz.! Also 30 Proz. des Landes und 43 Proz. der Bevölkerung.

Aber um das Schicksal Oberschlesiens ging es ja bereits früher einmal, bei der Abstimmung. Sie ist anscheinend unbefriedigend (für unsere Feinde!) ausgefallen; denn in dem jetzt an Polen fallenden Stück haben nur 54,9 Proz. für Polen gestimmt, und rund 400 000 Deutsche sind gewaltsam zu Polen geschlagen worden. Hier mußten augenscheinlich die berühmten „geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen der

*) Da die genaue Grenzführung noch nicht feststeht, bzw. noch nicht die Entscheidung vorliegt, sind es nur Annäherungswerte.

Gebiete" (nach Artikel 88, Anhang § 5 des Versailler Diktats) herhalten; wir glaubten ja, daß dabei der objektiven Wahrheit Rechnung getragen werden sollte; wir sind eines anderen belehrt worden: Kautschuk, um das Recht der Abstimmung beliebig zu beugen! Beweis: die an Polen verschobenen Stücke der Kreise Lublinitz, Beuthen, Königshütte, Kattowitz haben eine deutsche Majorität von 56 Proz.! Das ist aber über $^4/_5$ des polnischen Anteils am Industriebezirk.

Umgekehrt sind rund 200 000 polnischer Stimmen, d. h. rund 375 000 „Polen", bei Deutschland verblieben! Was liegt daran?! Nicht die „Nationalitäten", sondern Industrie- und Kohlenland war ja der Teilungsmaßstab.

So ward es möglich, unter sogenannter Zugrundelegung des Abstimmungsverhältnisses Deutschland den wesentlichen Teil des Industriebezirkes zu nehmen; „eine Lösung, die den Wünschen der Bevölkerung entspricht, wie sie bei der Volksabstimmung kundgegeben, wobei auch der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Örtlichkeiten Rechnung getragen wurde" — so nennt es Briand mit kecker Stirn!

Was ist das Resultat? Was ist Deutschland genommen worden?

$^9/_{10}$ des Kohlenvorrates,
$^4/_5$ der Kohlengruben,
$^4/_5$ der jährlichen Kohlenproduktion,
die gesamten Eisenerzvorräte und Eisenerzgruben,
über $^2/_3$ der Roheisenproduktion,
ca. $^2/_3$ der Eisenindustrie,
$^6/_7$ der Zinkförderung,
alle Zinkhütten,
der größte Teil der Zink- und Bleierzgruben.

An diesen wesentlichsten Bodenschätzen und ihren Verarbeitungsstätten aber hängen alle die zahllosen Nebenbetriebe, die die Umsetzungs- und Abfallprodukte, wie Schwefelsäure, Benzol, Teer und seine Derivate usw., verarbeiten. Nun erst verstehen wir den Sinn des § 5 vollständig: der geographischen und wirtschaftlichen Lage ist Rechnung getragen, indem man alles Wesentliche zu Polen schlägt.

Einiges Merkwürdige ist doch in den Zahlen; uns sind die gesamten Eisenerzvorräte genommen, trotzdem verbleibt uns fast $^1/_3$ der Roheisenproduktion? Weitaus der größte Teil der in Oberschlesien verhütteten Eisenerze ist nicht oberschlesischen Ursprungs; skandinavische, südliche und östliche Erze werden zugeführt. Das ist eine Zukunftsaussicht — zumal sie größtenteils mit niederschlesischem, gleichfalls zugeführtem Koks verhüttet werden: verhütten wir sie künftig nahe der Oder stromabwärts von Breslau, als Grundlage neuer Industrie-Entwicklung! Waldenburger Kohle, Waldenburger Koks, schwedische Eisenerze = ein neuer Schwerindustriebezirk. So schlagen wir dem Feindwillen ein Schnippchen, würdig deutscher ungebrochener Kraft.

Aber trotz allem, trotz aller neuschöpferischen Kraft bleibt der Verlust an Möglichkeiten ungeheuer, an Kräften riesengroß; ein Lungenflügel Deutschlands ist gelähmt.

Was bedeutet Oberschlesien für die deutsche Industrie? Oberschlesiens Kohlenvorräte betragen 24 Proz. der europäischen Vorräte, fast ebensoviel wie die gesamten englischen Vorräte (zehnmal soviel wie die Vorräte des Saargebietes!); mit 46 Millionen Tonnen produzierte Oberschlesien 1913 fast ¼ der deutschen Gesamtförderung. Über ¾ seiner Förderung verliert Oberschlesien. Damit geht die deutsche Gesamtförderung auf $^2/_3$ herab. Die Zinkproduktion Oberschlesiens machte 80 Proz. der deutschen und 17 Proz. der Weltproduktion aus; sie ist ebenso wie die Bleiproduktion (= 48 Proz. der deutschen Bleiproduktion) fast restlos verloren. An Eisen verhüttete Oberschlesien 13 Proz. oberschlesische Erze, 13 Proz. deutsche Erze, 32 Proz. nordische Erze, 25 Proz. russische Erze und 17 Proz. sonstige Erze; sein Eisen-

reichtum beträgt nur 1,8 Proz. der deutschen Vorräte. Mit Lothringen verlor Deutschland 64,5 Proz. seiner Erzreserven und 59 Proz. seiner Förderung. Während also der Verlust Lothringens Deutschland seiner wichtigsten Erzvorräte beraubt, liegt der Verlust Oberschlesiens nach anderer Richtung, im Verlust an Industrie; sind doch Oberschlesiens 32 Proz. der Schweißeisenwerke, 10 Proz. der Flußeisenwerke, 9 Proz. der Walzwerke und 3 Proz. der Gußeisenwerke Deutschlands.

So ist Oberschlesien ein mächtiger Faktor in der deutschen Förderung von Kohle, Zink und Blei, in der deutschen Eisenindustrie und in der Industrie der Nebenprodukte. Das dritte deutsche Industriegebiet geht verloren, Lothringen, das Saargebiet — jetzt Oberschlesien. Und streckt nicht der Franzose seine Hand nach dem Ruhrgebiet schon aus?

Im Verhältnis zu diesen oberschlesischen Verlusten sind die anderen Einbußen (z. B. ¼ der oberschlesischen Wälder) geringfügiger, so schmerzlich sie uns auch treffen.

Aber nicht auf unser Vaterland allein erstrecken sich die Folgen französischer Habgier — weltweit sind die Folgen: die gesamte europäische Wirtschaft erfährt eine Neuorientierung. Vor dem Kriege war Frankreich Erzausfuhrland und Kohleeinfuhrland: nur 8 Proz. der Kohlenschätze, dagegen 20 Proz. der Eisenerzschätze waren sein; jetzt hat es mit seinen Vasallen Polen und Belgien 36 Proz. der Kohlenschätze und 42 Proz. der Eisenvorräte Europas, nachdem es uns das Saargebiet und Lothringen entrissen hat, und ist damit das an Kohle und Eisenerz reichste Gebiet Europas geworden. England mit 25 Proz. der Kohlenschätze und 15 Proz. der Erzvorräte und Deutschland mit 33 Proz. Kohle und 7 Proz. Erz sind weit zurückgeblieben, sie beide sind Einfuhrgebiete gegenüber dem Ausfuhrland Frankreich. Zur militärischen Hegemonie in Europa gesellt sich die drohende wirtschaftliche Vorherrschaft. Hierin liegt der Kernpunkt des Interessengegensatzes innerhalb der Entente. Kann sich England diese Gefahr bieten lassen?

Vor dem Kriege war die Welthandelsbilanz die folgende:

England	26½	Milliarden Mark
Deutschland	21	„ „
Vereinigte Staaten	17	„ „
Frankreich	12	„ „

Die Bedrohung Englands durch den mächtig aufsteigenden Handel Deutschlands ist das Geheimnis der Beteiligung Englands am Weltkrieg. Deutschland liegt am Boden; soll nun Frankreich, an Kohle und Eisen mächtiger, als Deutschland je gewesen, England überflügeln? Soll sich das kontinentale Gleichgewicht Europas, dessen Wahrung Englands Politik seit drei Jahrhunderten gewesen ist, um dessentwillen England wieder und immer wieder mit Frankreich die Klingen gekreuzt, dessen drohende Störung durch Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung ein Hauptgrund zum Weltkrieg geworden, zu einer ungeheuren Stärkung Frankreichs verschieben? Das zähe Ringen, der mit höflichen Redensarten verschleierte bittere Kampf zwischen England und Frankreich von Konferenz zu Konferenz, wird uns verständlich. Die Frankreich stärkende „Lösung“ der oberschlesischen Frage ist eine bedeutungsvolle Niederlage Englands.

Für uns heißt es jetzt mehr denn je: toujours en vedette! Das gilt zunächst einmal für die durch das Genfer Diktat angeordnete „Wirtschaftsgemeinschaft“.

Wir begründeten unseren Anspruch auf das ganze, ungeteilte Industrierevier Oberschlesien damit, daß die Industrie deutsch ist, von deutschem Geist geschaffen, durch deutsche Tüchtigkeit ausgebaut und gehalten; daß deutsche Intelligenz die ungeheuren Schwierigkeiten aus der Verkehrsferne und Rohstofflage überwunden und damit den amerikanischen Aufstieg ermöglicht hat; das konnte nur geschehen in

inniger Harmonie mit dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben, durch eine Zusammenfassung des gesamten oberschlesischen Reviers zu einer unlöslichen Einheit: deutsch oder tot.

Die Richtigkeit unserer Beweisführung sieht und anerkennt die Entente und fand einen ungeheuerlichen Ausweg: Wirtschaftsgemeinschaft! Wir sollen die Industrie für Polen am Leben erhalten, wir sollen für unsere Feinde arbeiten, damit sie auch Freude und Gewinn am ungerechten Raube haben. Diese Gemeinschaft soll sich über Eisenbahnen, Wasser und Elektrizität, über Geld, Post, Gewerkschaften, Sozialeinrichtungen usw. erstrecken; alles Dinge, die deutscher Geist in heißer Arbeit erschaffen. Gibt es eine eindeutigere Anerkenntnis unseres guten Rechtes? Gibt es eine schmählichere Vergewaltigung des Rechtes?

Und doch liegt in dieser Wirtschaftsgemeinschaft unsere Zukunftshoffnung. Uns werden Ketten angelegt, aber das Band zwischen Ost- und Westoberschlesien wird nicht zerschnitten; 15 Jahre soll diese Wirtschaftsgemeinschaft dauern; 15 Jahre noch besteht sie als Eingeständnis und Anerkenntnis guten deutschen Rechtes auf ganz Oberschlesien. 15 Jahre schwerer Arbeit liegen vor uns, lassen wir sie nicht ungenützt verstreichen! In 15 Jahren kann sich viel ändern, bei uns, bei den anderen.

Der Spruch ist gesprochen; willenlos müssen wir uns dem Diktate beugen. Es hat keinen Zweck, um das Verlorene zu greinen; blicken wir fest und entschlossen in die Zukunft. Gerade jetzt wird in Genf über das Wirtschaftsabkommen verhandelt; mögen unsere Vertreter nicht kleinlich sein, sondern fest und unverrückbar das große Ziel im Auge haben, das deutsche Ziel, unser unteilbares Oberschlesien. Ganz Oberschlesien ist unser und muß wieder unser werden und wird wieder unser werden — es sei denn, daß wir selber es aufgeben. Der Gegner muß uns Konzessionen machen, denn er braucht uns; kommen auch wir ihm entgegen, wo es sich darum handelt, die Einheit Ganz-Oberschlesiens zu erhalten!

In Gefahr ist vor allem das Deutschtum in Ost-Oberschlesien; das gilt es zu erhalten. Was nützt uns einst ein polonisiertes, entdeutschtes Ost-Oberschlesien? Wir können aber das Deutschtum drüben nur erhalten, wenn wir dem Polentum hüben entgegenkommen. Also Zweisprachigkeit hüben und drüben.

Auch die Polnisch-Sprachigen hüben wie drüben sind gute Deutsche in ihrem Herzensgrunde; das hat die Abstimmung erwiesen. Der hochpolnische Nationalismus ist in Oberschlesien ein Kunstprodukt; es wird von selbst atrophieren, wenn wir eine gesunde Politik treiben; dann werden sich auch die Ost-Oberschlesier zu ihren deutschen Brüdern zurücksehnen. Eine verständige Politik können wir aber nicht treiben, wenn wir selbst das Band zerschneiden, indem wir die polnische Sprache in unserm Oberschlesien nicht als gleichberechtigt zulassen. Dann wird drüben die deutsche Sprache auch nicht anerkannt werden; die katastrophalen Folgen für das Deutschtum drüben sind leicht zu ermessen.

Es ist zweckmäßig, wenn wir uns einmal ein paar Zahlen vergegenwärtigen:

am 20. März 1921 haben deutsch gestimmt	408 000	Deutschsprachige
	300 000	Polnischsprachige
	708 000	Oberschlesier
polnisch gestimmt	474 000	Polnischsprachige
	5 000	Deutschsprachige
	479 000	Oberschlesier
es sind bei Deutschland geblieben . . .	334 000	deutschsprachige Deutsche
	143 000	polnischsprachige „
	477 000	Deutsche
	200 000	Polen

es sind zu Polen gekommen . . . . . 173 000 deutschsprachige Deutsche
58 000 polnischsprachige „
231 000 Deutsche
280 000 Polen

Dies sind die Zahlen der abstimmenden Personen; um die Bevölkerungsanteile zu erhalten, müssen wir aber diese Zahlen annähernd verdoppeln; also reichlich 400 000 Deutsche sind zu Polen gekommen, etwa 375 000 Polen bei Deutschland verblieben.

Deutsch-Oberschlesien umfaßt 70 Proz. Deutsche
30 „ Polen
Polnisch-Oberschlesien umfaßt 45 Proz. Deutsche
55 „ Polen

All diese Zahlen zeigen — auch wenn wir im Augenblick die Polenfreunde außer Betracht lassen wollen — welch ungeheure völkische Belange wir in Polnisch-Oberschlesien haben. Zumal wenn wir bedenken, daß der polnische Anteil am Industriebezirk eine deutsche Majorität hat. An uns aber tritt die gebieterische Forderung, unserer Brüder in der Irredenta nie zu vergessen.

Ein eigenartiger Weg scheint manchen Deutschen gangbar, um den großen Interessen Oberschlesiens zu dienen, die staatliche Autonomie Oberschlesiens.

Unsere Polenpolitik, auch in Oberschlesien, mag nicht immer gut gewesen sein; die mancherlei Wünsche der Oberschlesier mögen Berechtigung haben — das wollen wir hier nicht untersuchen. Man hat dem schon Rechnung getragen, indem man dem ehemaligen Regierungsbezirk Oppeln als „Provinz Oberschlesien" provinzielle Selbständigkeit im Rahmen Preußens gewährt hat. Aber die Parole, die man in manchen Kreisen Schlesiens hört: „Los von Berlin! Los von Preußen!" zeugt doch von einer Verblendung, die an mangelnde Sachkenntnis streift.

Ja, einstmals — vor der Abstimmung oder richtiger vor der interalliierten Besetzung — war die Frage diskutabel unter dem Gesichtspunkt, auf diese Weise ganz Oberschlesien zu retten; ein gewagtes Spiel, aber der erhoffte Gewinn war des hohen Einsatzes wert. Aber jetzt, nachdem 30 Proz. des Landes, 43 Proz. der Bevölkerung verloren sind?! Es hieße doch den kleinen Freistaat der feindlichen Propaganda ausliefern, in dem Lande, das sich nach jahrelangem Kampf nach Ruhe und gedeihlicher Entwicklung sehnt, den innerpolitischen Kampf entfachen — und zu welchem Ziel? Ist es denkbar, ein Freistaatgebilde zu schaffen, an den sich anzuschließen dem verlorenen Ost-Oberschlesien verlockend sein könnte? Dazu gehörte vor allem einmal, daß der neue Freistaat gesund und lebenskräftig wäre, mit Verhältnissen besser und entwicklungsfähiger und leichter, als sie jetzt die preußische Provinz hat. Ist das denkbar?

Abgesehen von dem deutschbleibenden Anteil des Abstimmungsgebietes kämen die Kreise Neustadt, Grottkau, Falkenberg und Neisse hinzu, so daß die Einwohnerzahl etwa 1 Million Deutscher (davon rund 300 000 Polnischsprachige) und 375 000 Polen ausmachen würde.

Jetzt besteht die einfache Form der Provinzialverwaltung; beim Freistaat müßte die Verwaltung durch Spitzen, Ministerien, Parlamente usw. stark ausgebaut werden; das notwendige Mehr an Ausgaben, das mit 100 Millionen Mark jährlich sicher nicht zu hoch angesetzt wird, müßte durch neue bzw. erhöhte Steuern aufgebracht werden: eine enorme Steuerbelastung des einzelnen wäre die sicher nicht verlockende Folge.

Weiter, wie wäre der wirtschaftliche Bau des neuen Freistaates? Die große Osthälfte, das Ostoderland einschließlich des Kreises Falkenberg, ist wenig fruchtbares Ackerland, reich an ungeheuren Wäldern, dünn besiedelt; das kleinere Westoderland

hat Mittelboden, nur der Kreis Leobschütz mit seinem Lößboden ist fruchtbar. Den Südosten nimmt der deutschbleibende Teil des Industriebezirks ein, in dem fast eine halbe Million Menschen (d. h. $^1/_3$ der Gesamtbevölkerung) wohnt, die in der Ernährung vollständig von der Zufuhr abhängig ist. So wäre der Westen und besonders der Kreis Leobschütz gehalten, den Industriebezirk zu ernähren; denn der große, weite, unfruchtbare Nordosten ist arm. Jetzt muß der Industriebezirk durch Zufuhr von 277 000 Tonnen Getreide usw. erhalten werden, von denen das westliche Oberschlesien 86 000 Tonnen liefert; bei Deutschland verbleibt die kleinere Hälfte des Industriebezirks; es ist vorauszusehen, daß sie in großem Maßstabe weiter entwickelt werden wird, werden doch jetzt schon gewaltige Anstrengungen in dieser Richtung gemacht. Schon diese kurze Überlegung zeigt, daß der Freistaat außerstande sein würde, sich selbst zu ernähren, sondern auf starke Einfuhr an Nahrungsmitteln angewiesen wäre, zunächst auf das benachbarte Mittel- und Niederschlesien.

Ebenso groß oder noch größer ist die Abhängigkeit im Verkehrswesen. Schon jetzt ist Oberschlesien ein Verkehrsproblem; sein Industriebezirk beansprucht ein Zehntel des gesamten deutschen Eisenbahnverkehrs für sich. Zu lösen ist die Transportfrage nur im großen Anschluß an Deutschland; der Freistaat wäre auf Gnade und Ungnade abhängig vom preußischen Nachbar. Bei der Schiffahrtsstraße der Oder steht es nicht besser. Eng zusammen mit der Transportfrage aber hängt die Frage des Absatzes der Industrieerzeugnisse und der Kohle. Oberschlesiens Entwicklung krankt ja an der ungünstigen Verkehrslage; nur durch großzügige Verkehrshilfe seitens Deutschlands ist der oberschlesische Industriebezirk lebensfähig. Zwischen den polnischen Konkurrenten auf der einen Seite, den Waldenburger und niederschlesischen Industriebezirk auf der anderen Seite eingekeilt, ginge ein freistaatlicher Industriebezirk einer Katastrophe mit Riesenschritten entgegen.

Und wäre aus völkischen Rücksichten ein Freistaat gerechtfertigt oder auch nur erwünscht? Nein! Dreiviertel der Bewohner sind deutsch; nur am Ostrande sitzt Polentum in stärkerem Verbande. Man komme den berechtigten Wünschen der Bevölkerung nach Wahrung ihrer Eigenart in weitgehendem Maße entgegen, das genügt. Man darf nie vergessen, daß Oberschlesien kein Minderheitenstaat ist, sondern daß die Bevölkerung Oberschlesiens ein einheitliches deutsch-slawisches Mischvolk ist, daß die Grenzen der politischen Gesinnung nicht mit den Sprachverhältnissen zusammenfallen, daß sie nicht zwischen den Familien, sondern durch die Familien hindurchgehen, wie es ja auch die innerpolitische Gesinnung tut. Ein oberschlesisches Volk wohnt in Oberschlesien.

Was uns aber not tut, nachdem mit blutigem Schnitt ein Stück altdeutschen Kulturlandes uns entrissen, ist ein starkes Deutschtum an der Schnittlinie. Und das ist die hohe Aufgabe der uns verbleibenden Oberschlesier, eine starke, treue Wacht im Osten zu sein, die verlorenen Brüder zu stützen und zu stärken, in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach und stark zu halten und in ihnen das Vertrauen aufrecht zu erhalten, daß sie unvergessen sind, und daß jeder Deutsche mit Sehnsucht den Tag der Erlösung, der Wiedervereinigung erwartet. Also keine Eigenbrötelei, keine Zersplitterung! Nur vereinigt sind die Schwachen mächtig.

Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben

Von

Karl Viëtor

Die hier zum erstenmal veröffentlichten Dokumente stammen aus dem Besitz von Hölderlins Halbbruder, Hofrat Karl von Gock. Seine Enkelin, Fräulein Frida Arnold (Heidelberg) übergab sie mir zur Veröffentlichung. Die Papiere fanden sich in einem Konvolut gesammelt, das von Gocks Hand bezeichnet ist: „Correspondenz, betr. die Herausgabe von Hölderlins Hyperion und Gedichten. D. J. 1821—1841. Nebst den Verlagskontrakten von 1841 & 1822." Ich drucke nur diejenigen Dokumente ab, die von wirklicher Wichtigkeit für die Hölderlinforschung sind. Alles, was nur eine zeitliche oder persönliche Bedeutung hat, blieb ungedruckt. Darunter: kurze Briefe von Cotta, unleserliche Konzepte Gocks, Quittungen, Briefe von Hölderlins gerichtlichen Pflegern, vom jungen Bräunlin, ein Verzeichnis der gesammelten Gedichte und der Verlagskontrakt. Ferner wurden einzelne unwichtige Stellen weggelassen.

I. Die Gedicht-Ausgabe von 1826

Hölderlin selbst hatte in gesunden und in kranken Zeiten sich öfter mit dem Gedanken getragen, seine Dichtungen zu sammeln und als Ganzes herauszugeben. Sein handschriftlicher Nachlaß zeigt mehrfache Ansätze zu einer Sammlung [1]), und wir wissen durch seinen ersten Biographen Christoph Schwab, daß er von Hauptwyl aus (Frühjahr 1801) mit dem Herausgeber der „Allgem. Zeitung", Ludwig Huber, wegen einer Ausgabe seiner Gedichte sich in Verbindung setzte [2]). Noch in der ersten Zeit des Irrsinns sprach er von einer Sammlung seiner Gedichte [3]).

Die Initiative für eine erste Ausgabe kam endlich 1820, nicht, wie man hätte erwarten sollen, aus Württemberg; sondern ein Berliner Gelehrter, Johannes Schulze, Mitherausgeber von Winckelmanns Schriften (Dresden 1808—20) und sein Verwandter, ein preußischer Leutnant von Diest, wandten sich am 29. Aug. 1820 an Cotta mit dem Vorschlag, den längst vergriffenen „Hyperion" neu aufzulegen und ihm eine Sammlung der Gedichte beizugeben. Sinclair — so erfährt man — habe sich schon mit diesem Plan getragen, und auf dessen Manuskript von Gedichten Hölderlins (6 Bogen) gehe die Sammlung der Berliner Verehrer des schwäbischen Dichters zurück [4]). Der folgende Brief des Leutnants teilt mit, daß Cotta dem Plan

[1]) Fr. Seebaß: Zur Entstehungsgeschichte der ersten Sammlung von Hölderlins Gedichten. — Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins. Marbach 1918/19, S. 13.

[2]) Ges. Werke. Stuttgart 1846, II, 307.

[3]) Conz an Mahlmann, 8. Sept. 1809. — C. Th. Litzmann in Seufferts Vierteljahrsschrift f. Litgesch. II, 437 f.

[4]) Joh. Schulze (gest. 1869) war mit Sinclair seit langem befreundet. Briefe Sinclairs an ihn befinden sich in der Meusebachschen Sammlung der Berliner Staatsbibliothek. In einem Brief vom 28. 12. 1813 ist auch Diest erwähnt, der damals in preußische Militärdienste eintrat. Schulze besaß Sinclairs Nachlaß, der durch einen unglücklichen Zufall vernichtet wurde. Vgl. darüber Käthe Hengsberger: Isaac von Sinclair. Diss. Frankfurt a. M. 1919; über Schulze das Werk von C. Varrentrapp, Leipzig 1889.

nicht abgeneigt ist[5]). Die Sammlung soll eifrig vervollständigt werden, und in der Prinzessin Wilhelm von Preußen, geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg[6]), ist eine Protektorin gefunden. Achim von Arnim wies Diest an Justinus Kerner, den er nun in einem Brief vom 10. März 1821 von seinem Vorhaben unterrichtet und um seine Mitarbeit bittet[7]). Daraufhin schrieb Kerner folgenden Brief an den Finanzrat Gock, Hölderlins Halbbruder, der in Stuttgart lebte:

Verehrungswürdigster Herr Finanzrath!

Aus beygelegtem Briefe werden Sie, verehrungswürdigster Herr Finanzrath! ersehen: daß der Herausgeber der Werke Winkelmanns, H. Regierungsrath Schulze in Berlin im Sinne hat, das zu thun, was wir Würtemberger schon längst hätten thun sollen, nämlich eine Sammlung der herrlichen Werke Hölderlins zu veranstalten, und zwar zu Gunsten des Verfassers und im Verlage Cottas. Es liegt dem Briefe ein Verzeichniß der Gedichte bey und die Unternehmer möchten wissen, ob es vollständig ist. Wer könnte hierüber wohl besser Auskunft geben als Sie? Gewiß werden Sie Sich einer Sache, die man dem Vaterlande und dem theuren Freunde schuldig ist, annehmen! Vielleicht ist noch Mehreres im Besitze der Frau Mutter? Vielleicht könnte Neuffer in Ulm Auskunft geben?

Dieses und überhaupt Ihre ganze Ansicht von der Sache wünschte ich bald zu erfahren, bitte Sie aber in jedem Falle um Zurücksendung jenes Briefes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hochachtungsvoll
dero wahrer Verehrer u. Freund
Weinsberg, 26. März 21. Dr. J. Kerner.

Im April wendet er sich an Ludwig Uhland, der ebenfalls weitere Gedichte aufspüren und so eine alte Schuld als schwäbischer Poet abtragen soll: „Ich schrieb dem Schwab schon oft, daß sie Hölderlins Dichtungen sammeln sollten — es tat es nie einer, ob sie gleich sonst — sammeln. Es ist eine Schande, daß nun Ausländer sich unseres unglücklichen Mitbürgers annehmen. Doch freue ich mich, daß es nun geschieht[8])!" Kerner mahnt Gock um Antwort, der das von Diest eingesandte Verzeichnis inzwischen an Uhland weitergegeben hatte, zugleich mit einem ihm gehörigen Manuskript der Jugendgedichte Hölderlins[9]).

Gocks Antwort (Seebaß, 7, teilweise schon in Kerners Briefwechsel I, 515) ist sehr entgegenkommend. Er übersendet Kerner das Manuskript der Jugendgedichte. Außerdem besitze die Familie nur Bruchstücke einzelner Gedichte. Dann bittet er im Auftrage der Mutter des kranken Dichters, diesem die gedruckte Ausgabe vorsichtig zu übermitteln. Inzwischen hatte sich Kerner auch an Conz gewandt, aus dessen Antwort vom 9. April der folgende Brief ein abgekürztes Zitat gibt (vollständig bei Seebaß, 22 f.):

[5]) Zum ersten Male veröffentlicht von Seebaß, l. c. S. 16 ff.

[6]) Tochter des Landgrafen Friedr. V. von Homburg, des Gönners von Sinclair und Hölderlin. Auch die andern Prinzessinnen interessierten sich lebhaft für den Dichter. Der Prinzessin Auguste, späteren Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, ist ein Gedicht (ed. Hellingrath Bd. IV, 7) und die Sophokles-Übersetzung gewidmet (vgl. auch Schwäb. Bund I, 592). Der Prinzessin Amalie scheint ebenfalls ein Gedicht zu gelten (Hellingrath IV, 9 u. 275). Prinzessin Amalie war allerdings, als H. 1798 nach Homburg kam, erst 13 Jahre alt; vgl. auch Wilh. Baur: Prinzessin Wilh. von Preußen. Hamburg 1886, S. 45.

[7]) Seebaß, 18 f.

[8]) Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart 1897. I, 514.

[9]) Wahrscheinlich das heute im Marbacher Schillermuseum befindliche Quartheft (vgl. ed. Hellingrath-Seebaß I, 344).

Verehrungswürdigster Freund!

Für Ihre gütige Antwort und Mittheilung bin ich Ihnen äußerst verbunden. Das Manuscript aus Hölderlins Jugendjahren, das hier mit innigstem Danke zurückfolgt, wäre für einen Biographen desselben merkwürdig, seinen späteren Schöpfungen stehen aber diese Gedichte allerdings zu weit nach, und sind somit für eine Sammlung seiner Gedichte nicht zu benutzen. Sehr ergrief mich das spätere Gedicht an die Großmutter [10]). Dieß möchte ich in einer Sammlung seiner Werke nicht entbehren. Es athmet ganz den ihm eigenthümlichen elegischen Geist, in dem er, meines Erachtens, alle andern Dichter übertrifft [11]).

Unvorbereitet dürfte man allerdings ihm eine Sammlung seiner Werke nicht übergeben. Ich schrieb deßwegen an Conz, um auch dessen Urtheil hierüber zu hören. Im übrigen äußerte er einst große Freude, als ich ihm im Seckendorfischen Almanache Lieder von ihm zeigte, die auch während seiner Geistesabwesenheit gedruckt worden waren. Das war aber vor 10 Jahren [12]). Wie jetzt seine Stimmung ist, — weiß ich nicht.

Conz schrieb mir unterm 9. April Nachstehendes:

„Wohl könnte die Sammlung der Poesien Hölderlins vermehrt werden, durch manche in den früheren Almanachen die Ständlin herausgab, einige wirkl. recht brave Gedichte. Es sind gewiß bessere darunter als seine spätern zum Theil sind. Mehrere sind in Frankfurter Almanachen gedrukt, aber schon als er anfieng im Geiste krank zu werden. Diese Almanache (schwäbische) hat alle Haug ordentl. gesammelt. Es ist eine delikate Sache diese Poesien zu sammeln. Ich selbst gieng einst damit um und sprach mit Cotta davon, der aber einschränkend darauf antwortete. Ich hatte aus den Papieren Hölderlins durch Mutter und Schwester mehreres, (darunter einige recht herzige Sachen,) erhalten. Einen Theil davon schickte ich an Mahlmann, für die elegante Zeitung und akkordierte ein Honorar für Hölderlin. Mahlmann aber kam von der Redaktion der eleg. Zeitung und ich erhielt nur mit Mühe die Manuscripte zurück. Ein Fragment einer Tragödie, Agis erhielt ich gar nicht mehr, Schade dafür [13]). — Heut ein Jahr fast hab' ich Hölderlin gar nicht mehr gesehen. Er kam sonst des Sommers je und je in meinen Garten. Er soll seit einiger Zeit ganz ruhig seyn, geht aber, wozu er ehemals Lust hatte, nicht mehr aus, außer in den Hof hinter seinem Erkerlogies. Ich werde ihn nun bald besuchen." —

Ich schrieb nun an die Berliner: daß sie wohl auf keine andere Art eine vollständige Sammlung der Werke Hölderlins zusammen bringen werden, als dadurch, daß sie nach Vollendung ihrer Arbeit des Manuscript durch Cotta an Sie, Haug, Conz, Neuffer und Magenau senden um durch diese das Fehlende ergänzen zu lassen. Auf diese Art sieht man alsdann doch auch die Arbeit noch vor dem Drucke und kann ihnen das Nöthige entgegen halten. Überhaupt gehören diese

[10]) Meiner verehrungswürdigen Großmutter zu ihrem 72. Geburtstag. ed. Böhm II, 186.

[11]) Just. Kerner war seit langem ein Verehrer von H.s Gedichten. Am 21. Jan. 1811 macht er Fouqué auf den Dichter aufmerksam (Briefe an Fouqué. Berlin 1848, 205) und zitiert ihm den Vierzeiler aus der Irrsinnszeit „Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen". Am 22. Dez. 1812 (S. 206) schickt er ihm wiederum Gedichte von H. Den Vierzeiler hatte ihm Karl Mayer, nach Varnhagens Mitteilung, am 16. Jan. 1811 übersandt. (Kerners Briefwechsel I, 175). Am 20. Dez. 1811 antwortet Fouqué (l. c. 262): „Wie geht es dem armen, wahnsinnigen Holder? Was Sie mir das letzte Mal von ihm und seinen Dichtungen schrieben, hat mich mit der teilnehmendsten Rührung erfüllt."

[12]) Seckendorf hatte in seinem Musenalm. auf d. J. 1807 „Die Herbstfeier" und „Brod und Wein" abgedruckt und dabei etwas redigiert. Hölderlin reklamierte sogar 1807 noch Honorar bei ihm für einige 1802 oder 1803 übersandte Beiträge zu der eingegangenen Zeitschrift „Aurora" (Kerners Briefwechsel I, 10 f.).

[13]) Siehe Anhang.

Gedichte Hölderlin und seiner Familie an, und Sie sollten sie nie, ohne vorherige Durchsicht des Manuscriptes in Druck gehen lassen. Zu einer solchen Durchsicht würde sich hauptsächlich Uhland eignen. Wollten Sie nicht inzwischen auch gelegentlich mit Cotta über diese Sache reden, da ja der Berliner schreibt: Cotta habe den Verlag bereits übernommen?

Vielleicht schreiben Sie mir gütigst bald wieder.

Mit der innigsten Verehrung
Ihr gehorsamer Diener u. Freund
Weinsberg 10. Mai 21. Dr. Kerner.

Ein weiterer Brief Conz'ens vom 10. Mai 21 gibt allerhand Materialien über noch fehlende Gedichte (Seebaß, 23 ff.). Unter dem 29. Mai schickt Kerner einen neuen Brief Diests vom 11. Mai (Seebaß, 26 ff.) an Gock:

Verehrungswürdigster Freund!

Ich bin so frey, Ihnen hier die weiteren Correspondenzen in Hinsicht der von den Berlinern projektierten Herausgabe der Gedichte des trefflichen Hölderlins mitzutheilen, unter der Bitte, mir doch die Briefe bald wieder zukommen zu lassen. Es freut mich an die Berliner, daß sie den Cotta in Hinsicht des Honorars für die Sammlung ganz an Sie verweisen wollen, weil sie dadurch ihr bloßes Interesse für die Sache ohne alle Nebenrükſichten kund thun. — Ich sende Ihnen nun eine Abschrift des Verzeichnisses derjenigen Gedichte Hölderlins die man biß jetzt zusammenbrachte [14]) und bitte Sie herzlich, in dieser Angelegenheit auch an Haug und Neuffer in Ulm zu gehen und das Verzeichniß von diesen vervollständigen zu lassen.

Haug soll die Frankfurther Almanache besitzen in welchen vieles von Hölderlin sich finde. Haben Sie doch die Güte, ihn dahinzubringen daß er es abschreiben läßt. Von Haug oder von Cotta, könnten auch die Gedichte in der Flora, in Amaliens Erholungs Stunden und in Matthissons Anthologie erhalten werden.

Sie werden mir gewiß bald antworten? Den — — Brief durch Mayer werden Sie erhalten haben.

Mit innigster Verehrung
Weinsberg, 29. Mai 1821. Just. Kerner.

Es ist insofern wieder gut, daß Berliner sich der Herausgabe annehmen, da dadurch das Werk in Nord- wie in Süddeutschland, gleich bekannt wird. Im übrigen werden Sie sehen, wie sehr das Werk Abgang finden wird. Ich weiß von Freunden, daß der Hyperion, der schon lange nicht mehr im Buchhandel zu haben ist, in vielen Gegenden Deutschlands abgeschrieben wird. Daher darf Cotta der Familie gar wohl ein ansehnliches Honorar bezahlen. In Schillers Horen suchte ich schon nach. Es finden sich in ihnen nur zwey Gedichte von H. „Der Wanderer" und „Die Eichbäume".

Gock hatte inzwischen, wie er Kerner unter dem 12. Juli mitteilt (Seebaß, 15 ff.), von Haug [15]) einige schon bekannte Gedichte Hölderlins aus Schubarts Nachlaß bekommen, vor allem aber fünf Gedichte aus der Spätzeit (Der Wanderer, 2. Fassung; Heimkehr; Wanderung; Dichterberuf; Stimme des Volks), die aber sämtlich nicht in die Ausgabe aufgenommen wurden. Mit Cotta hatte Gock noch keine direkten Unterhandlungen angeknüpft. Das schlechte Honorar, das Hölderlin für die erste

[14]) Es enthält 97 Gedichte.

[15]) Friedr. Haug (1761—1829), der bedeutende Epigrammatiker. Er war damals Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Hölderlin ist zu ihm in keine näheren Beziehungen getreten, doch besuchte Haug den kranken Dichter zuweilen. Vgl. Litzmann, Briefe, 660. In seinem Taschenbuch „Für Herz und Geist" 1801 erschien die Ode „Rückkehr in die Heimat".

Auflage des Hyperion erhalten hatte (33 Taler!), macht ihm keine große Lust zu neuen Unterhandlungen. Kerner übersendet einen neuen Brief Diests (vom 4. Juli; Seebaß, 19 ff.) und schreibt dazu:

Verehrungswürdigster Freund!

Den innigsten Dank für die mir so gütig mitgetheilte interessante Schrift! Möchte diese Saat nicht ganz auf dürren Boden fallen!

Es folgt hier wieder ein Brief aus Berlin den ich mir wieder gefälligst erbitte. Ihre Wünsche, daß ein vaterländischer Gelehrter das Unternehmen der Herausgabe der Werke H. leiten möchte, theile ich auch. Heute war Uhland bey mir und ich weiß bestimmt, daß er sich dieser Arbeit mit Vergnügen unterziehen würde, ebenso würde sich Schwab gewiß dazu bereit finden.

Den Berliner dürfte man aber allerdings dabey nicht gänzlich zurücksetzen, da er es nun einmal ist, der den Sporn zum Unternehmen gab. Man müßte das von ihm Gesammelte mit Dank anerkennen. Dieß könnten Sie als Haupt der Familie thun. Sie müßten ihn um seine Sammlung bitten, weil die Familie nun im Sinne habe, das noch Fehlende im Vaterlande durch Freunde die mit Hölderlin lebten ersetzen zu lassen. Auch in der Vorrede könnte man ja den Antheil den die Berliner an der Sache nahmen, mit Dank anerkennen. Das Ganze würden Sie dann dem Uhland zur Vervollständigung übergeben und zur Besorgung des öffentl. Erscheinens.

Von Haug lassen Sie gütigst folgende Gedichte abschreiben:

An die Muse, Hymne [16]).

Menons Klagen um Diotima, in Vermehrens Musenalmanach [17]).

Elegie } in Vermehrens
unter den Alpen gesungen } M. Almanach [18])

Hymne an die Menschheit
— — — — Schönheit
— — — — den Genius der Jugend } In Stäudlins Almanach
— — — — die Freundschaft
Canton Schweiz [19]) } vom J. 1793
Hymne an die Freyheit
Liebe [20])

die mit H. Handschrift gesandten sind nicht zu benutzen. —

Es stünden alsdann auf dem Verzeichnisse das aus denjenigen Gedichten besteht die der Berliner sammelte und die ich ihm auftrieb und sandte, die ich aber selbst jezt nicht mehr habe, 72 Gedichte [21]). Wollten Sie nicht den Neuffer fragen, ob das Gedicht „Die griechische Tonkunst" im Jahrgang der Thalia 93, von dem der Berliner schreibt, von H. ist? — — [22]).

[16]) Stand in Stäudlins Musenalmanach a. d. J. 1792, S. 1.

[17]) In Vermehrens Musenalm. 1802, S. 33—38; 1803, S. 93—100.

[18]) Die „Elegie" ist die erste Fassung von „Menons Klagen". Zuerst gedruckt von B. Litzmann, ges. Dichtungen. 1896. I, 206. Unter den Alpen gesungen in Vermehrens Musenalm. 1802.

[19]) Heißt richtig „Kanton Schwyz".

[20]) Lied der Liebe (1790), bei M. A. Ehrmann: Die Einsiedlerin aus d. Alpen 1794. II. Bd., Heft 5, 225. Vgl. ed. Hellingrath-Seebaß I. 357.

[21]) Die Ausgabe von 1826 enthielt schließlich 69 Gedichte.

[22]) Dieses Gedicht in der Neuen Thalia. 1793. III, 47 ist, wie Seebaß schon feststellt (20, Anm. 2), sicherlich nicht von Hölderlin. Der einzige Ausdruck „Volkslied" (S. 44) erweist, daß H. als Autor nicht in Betracht kommt. Wahrscheinlich kam man auf die Vermutung, es sei ein Hölderlinsches Gedicht, weil es mit „H." unterzeichnet ist.

Uhland sagte mir: daß in Matthissons Anthologie a l l e r dings Gedichte von Hölderlin seyen [23]). — Der Herr v. D. von dem der Berliner schreibt, ist mein Freund Varnhagen von Ense, ehemals Gesandter von Preußen in Carlsruh. Er schrieb mir auch mit vieler Theilnahme an dem projektierten Unternehmen.

Ich werde nun nicht mehr nach Berlin schreiben, biß ich Ihre gütige Entschließung weiß. Da der Hyperion an Cotta abgeschickt seyn soll, so möchte es doch Noth thun, daß Sie mit ihm über die Sache s o g l e i c h e r n s t l i c h sprächen.

Mit der innigsten Verehrung

Weinsberg 17. Juli 21. Just. Kerner.

Gock setzte sich aber nun mit Cotta in Verbindung, der ihm am 14. August schreibt:

Euer Hochwohlgebohren

haben wir die Ehre anzuzeigen, daß wir willens sind von Hölderlins Hyperion, durch die Vermittlung Herrn Lieutnant von Diest in Berlin, eine neue Auflage erscheinen zu lassen, und schreibt dieser Herr:

„Ich bitte Eure Hochw. sich rücksichtlich des Honorars mit dem Stiefbruder Hoelderlins, Herrn Hof- und Finanzrath Gock zu verständigen, wodurch wie uns deucht diese Angelegenheit am einfachsten und schiklichsten abgemacht wird."

Es würde uns nun sehr angenehm seyn, wenn Eure Wohlgebohren uns Ihre diß-falsige Erklärung gefälligst wollten zukommen lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung etc.

Stuttgart, 14. August 1821 J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gock entschied sich dahin, die Bestimmung des Honorars für die 2. Auflage des Hyperion dem Verlag zu überlassen (Brief vom 1. September 21; Seebaß, 30 ff.). Ein Teil des Honorars solle Herr v. Diest erhalten, ein weiterer Teil zur „Unterstützung für die Befreiung des unglücklichen Griechenlands" verwandt werden. Die von Diest zusammengestellte Sammlung der Gedichte sei aber bei weitem nicht vollständig. Er habe sie schon verdoppeln können. Die Sammlung müsse also vor dem Druck zur Vervollständigung an ihn, Gock, gehen. Im gleichen Sinn hat Gock offenbar an Diest geschrieben, der ihm folgendes antwortet:

Berlin 10. Oct. 1821.

Ew. Hochwohlgb. entschuldigen wenn ein bei meiner Rückkehr von den Herbst Manöwers hier vorgefundenes Schreiben der von Cottaischen Buchhandlung in welchem mir dieselbe das von Ew. Hochwohlgb. an sie, abschriftlich mittheilt, mich zu einer directen Erwiederung an Ew. Hochw. veranlaßt. Zuvörderst, obwohl Ew. Hochwohlgb. gütige Gesinnung in Anbietung des halben Honorars dankbar anerkennend, muß ich jedoch dasselbe ebenso ergeben, als bestimmt sowohl für mich als meinen Freund den Geheimen Ober Regierungs Rath Schulze und Mitherausgeber ablehnen, theils weil ein solcher Gewinn uns bei dem Unternehmen durchaus ferne lag und liegt u. die Annahme von uns also unverantwortlich wäre, theils auch weil wir dasselbe unter Mitwirkung Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen begonnen und dieselbe natürlich ihre Hand nur zu dem reinsten Zwecke Hölderlins persönliche Unterstützung bieten konnten, und aus eben diesem Grunde glaube ich auch Ew. Hochwohlgb. ergebenst bitten zu müssen das Honorar lediglich auf diese Weise zu verwenden, da überdem die griechischen Angelegenheiten eine Wendung genommen haben welche hoffentlich eine so kleine Mitwirkung unnötig machen und leider die Erfahrung lehrt daß ähnliche Unterstützungen zu graden schönen Zwecken, sich entweder noch ehe sie ihre Bestimmung erreichen unnütz zer-

[23]) Band 17, von Matthissons Anthologie enthält, verändert und gekürzt, die Elegie „Der Wanderer".

splittern oder angelangt, in der Regel den Unwürdigen oder Unbedürftigen zu Theil werden. — Das Einzige worum ich bitte und um welches ich auch bereits der von Cottaischen Buchhandlung geschrieben habe, ist, außer einigen Pracht Exemplaren für die Glieder der Fürstlich Homburgischen Familie, welche sich Hölderlin hoffentlich auch verzinsen werden, noch einige gewöhnliche für mich zur Austheilung an literärische Freunde, deren gütiger Mitwirkung ich theils Rath und Quellen, theils Beiträge verdanke. — Was nun die Herausgabe der Gedichte selbst wie Hyperions betrifft, so beehre ich mich, denselben anzuzeigen, daß ich selbst dabei kein anderes Verdienst als das der Korrespondenz habe und daß nächst Schulz, H. Dr. Kerner und mein Freund der Major von Fouqué den literärischen Theil der Arbeit übernommen haben, sobald ich demnach die Sammlung möglichst vervollständigt habe und nach der Zeitfolge ihres Erscheinens geordnet haben werde, wird Schulz dessen Name als philologischer wie aesthetischer Schriftsteller bereits rühmlich bekannt ist, eine Vorrede zu dem Ganzen schreiben, ich sende demnächst das Manuscript an Herrn Dr. Kerner zu nochmaliger genauer Revision und dieser wird die Güte haben, es dann sofort an H. v. Cotta ein zu händigen. Außer den ersten 43 Gedichten von welchen Ew. Hochwohlgb. bereits das Verzeichniß besitzen habe ich auf mancherlei Wegen bis jetzt noch zusammen gebracht 1) Die Nacht, 2) Seiner Großmutter, 3) Die Eichbäume, 4) Die scheinheiligen Dichter, 5) Die Launischen, 6) Der Zeitgeist, 7) Der Tod fürs Vaterland, 8) Emilie an ihrem Brauttag, 9) Der Wanderer, 10) Der Gott der Jugend, 11) An unsre Dichter, 12) Die griechische Tonkunst, 13) Das Schicksal, 14) Griechenland, 15) Der Genius der Kühnheit, 16) An eine Rose, 17) Freundeswunsch an Rosine St. u. 18) Lebensgenuß an Neuffer. So daß sich das Gesamtverzeichniß in diesem Augenblick auf 61 beläuft sobald ich nun die Thalia (in welcher sich noch einige mir unbekannte befinden sollen) hier werde aufgetrieben haben, werde ich an Herr Dr. Kerner schreiben, welcher mir ebenfalls noch mehrere Beiträge versprochen hat, und wollten dann auch Ew. Hochwohl. die Güte haben mir die Ihrigen bald möglichst zu übersenden, wobei dieselben jedoch die Gewogenheit haben würden, wenigstens die ohngefähre Periode ihres Erscheinens hinzu zu fügen, so würde ich die Sammlung als geschlossen ansehen, da ich durchaus keine Quelle mehr auffinden kann, deren Spur ich nicht so weit als irgend möglich verfolgt hätte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

v. Diest.

Am 22. Dezember 1821 bat Diest Kerner, selber als Herausgeber zu zeichnen. Der Verlag des Buches könne übrigens wohl unter besseren Bedingungen, als den von Cotta gebotenen, in Berlin geschehen. Der immer rührige Leutnant war bei den größten Buchhändlern der preußischen Hauptstadt gewesen und hatte deswegen angefragt.

Ein vor wenigen Tagen von Hr. Dr. Kerner erhaltenes Schreiben veranlaßt mich Ihnen verehrter Herr Hofrath wiederholt mit einem Schreiben beschwerlich zu fallen. Ich begreife nicht wie Cotta der wie ich höre sonst in dieser Hinsicht liberal ist, so schlechte Bedingungen machen kann, wem ich sie hier nur mitgetheilt ist darüber einverstanden daß sie völlig unannehmbar sind. Ich bin daher gestern und heute in den ersten Buchhandlungen hier gewesen und habe gehorcht ob man das Werckchen hier nicht vortheilhafter unterbringen könne, da es doch recht Schade wäre, wenn es getrennt würde, u. ich überdies zweifle daß jemanden die Gedichte allein verlegen wird. Bei dieser Recognoszierung nun habe ich von mehreren Seiten Bereitwilligkeit zur Annahme gefunden und namentlich bei Nicolai, Mittler u. Maurer, von denen besonders der jetzige Cheff der letzteren Buchhandlung mit Vorliebe auf meinen Vorschlag einging, ja mir auch vorläufig 80 bis 100 fl. (G)

für das Hyperion bot, das Manuscript der Gedichte aber, welches gerade in der Abschrift ist, wünschten sie erst noch zu sehen um auch hier ein Etwas Bestimmtes sagen zu können, eine Hauptbedingung bei Allen war jedoch daß Cotta sein Recht auf die zweite Auflage des Hyperion erst förmlich abtretten müsse. Wäre es Ihnen demnach möglich verehrter Herr Hofrath, Cotta hierzu zu disponieren so glaube ich daß wir dem guten armen H. hier auch bessere Bedingungen finden u. außerdem den Vortheil haben würden daß das Ganze zusammen bliebe u. vereint herauskäme. Das Manuscript endlich gedenke ich in spätestens 14 Tagen an H. Dr. Kerner zur nochmaligen Durchsicht u. Hinzufügung dessen was sich etwa noch in Ihren Händen befindet, abzusenden, und Sie hätten daher wohl die Güte ihm sofort die noch vorhandenen Materialien zu übersenden, zugleich füge ich in Schulzens wie meinem Namen an Herrn Dr. Kerner die Bitte hinzu, daß er als Landsmann u. Jugendfreund H., da er überdies ebenfalls als Schriftsteller bekannt ist, die Vorrede besorge und das Werkchen unter seinem Namen herausgebe, indem Schulzens zu überhäufte Berufsgeschäfte es ihm durchaus ohnmöglich machen, seiner anfängliche Absicht getreu, beides zu besorgen und es überdeß auch H. Dr. Kerner weit eher gelingen wird bei der persönlichen Bekanntschaft mit H. u. seinem früheren Leben und Wirken, hinsichtlich der Vorrede Etwas Genügendes zu liefern, als Schulzen welcher H. bloß aus seinen Werken kannte.

Ich darf verehrter Herr Hofrath, wohl nicht hinzufügen das Alles dieses nur meine unmaßgeblichen Vorschläge sind, und ich mich Ihrem Ermessen und Ihren Verfügungen in dieser Sache natürlich gänzlich unterwerfe. Im Entgegensehen einer geneigten recht baldigen Antwort, da ich so sehr wünschte daß das Werkchen nun endlich erscheine, habe ich die Ehre etc. v. Diest.

Berlin 21. Dez. 1821.

N. S. Falls Sie mit Cotta sich vereinigen könnten u. die Herausgabe hiesigen Orts annehmbar fänden, würde ich Sie bitten, mir das von Cotta gesendete Exemplar des Hyperion, sowie dessen Korrektur, sogleich wieder mit zurück zu senden, damit dessen Abdruck hier sofort beginnen könnte. Da ich selbst übrigens ein Laie in Buchhändler Geschäften bin, so würde Fouqué, den ich jeden Tag erwarte, die vorteilhafteste Abschließung mit Contracts für H. übernehmen, wodurch ich der gerechten Besorgnis vorbeuge, selber von den Herren in dieser Hinsicht etwa hinters Licht geführt zu werden. —

Kerner schreibt daraufhin an Gock:

Verehrungswürdigster Freund!

Nach beygelegtem Brief von v. Diest haben Sie von demselben zu gleicher Zeit auch ein Schreiben, wahrscheinl. gleichen Inhalts, erhalten. —

Dieser Brief freut mich sehr, insofern, als Sie nun mit den Gedichten Hölderlins beym Abtritt des H. Schulzes freye Hände haben. Ich kann, wie Diest meint, nicht der Herausgeber sein: denn dieses könnte den Gedichten eher schaden als nützen, allein den Uhland wollen wir nun dazu antreiben, und er wird es auch gewiß thun. Sollte er es aber nicht wollen, so hätte man ja im Ganzen auch keinen Herausgeber nöthig, man giebt sie eben unter dem Namen Gedichte von Hölderlin, der ja ohnediß noch lebt, damit wäre auch vermieden, daß es den Hölderlin afficieren könnte seine Gedichte von einem andern herausgegeben zu sehen. Ich bin versichert, daß die Gedichte eine zweyte Auflage erleben und dann ist vielleicht Hölderlin todt, oder wäre es überhaupt dann erst Zeit, daß man in einer Vorrede von dem Verfasser und s. Leben spräche. Im übrigen besprechen Sie die Sache mit Uhland. Es ist mir jetzt nur lieb, daß man die höchstachtungswürdigen Berliner ohne sie beleidigt zu haben, weg hat. — Dieser Diest freut mich ungemein: denn es ist doch

äußerst schön, wie sich dieser Mann mit so vieler Wärme und in der That auch mit Aufopferung! dieser Sache annahm. Nun sollen es auch Würtemberger thun. —

Den Hyperion betreffend, so glaube ich, daß es schwer seyn wird denselben von Cotta heraus zu erhalten und man müßte die Gedichte eben alsdann allein geben. Noch einmal aber sollten Sie dem Cotta den Antrag machen: das Ganze etwa unter dem Titel: „Sämtliche Dichtungen von F. Hölderlin“ (aber unter besseren Bedingungen als er Ihnen anbieten ließ) zu übernehmen.

Ich will nun das Manuscript der Gedichte erwarten und durchsehen, alsdann sollen Sie es sogleich für Uhland zu gleichem Zwecke erhalten. Wir müssen alsdann ein Verzeichnis der Gedichte machen und dasselbe an Neuffer und Magenau senden, damit diese noch das etwa Fehlende ergänzen.

Dem Uhland sandte ich kürzl. einen Brief von Denzel in Eslingen nach welchem in den rhein. Taschenbüchern von 97—1800 Gedichte von Hölderlin stehen sollen [24]). Hat diese nicht Haug oder sonst Einer in Stuttgardt? — — Finden Sie sie in Stuttgart nicht, so schreibe ich nach Darmstadt.

Ich bitte Sie in dieser Angelegenheit recht vorwärts zu arbeiten. Die erlauchte Frau Prinzessin Wilhelm (!!!), die gegenwärtig schwanger ist, verlangt ja so sehr nach dem Werke!! — Es fällt mir bey: daß Hölderlin, ni fallor, als auch von einer Prinzessin Wilhelm sprach. Lernte er sie nicht in Homburg kennen? vielleicht ist sie eine Prinzeß von Homburg. Wäre sie eine Bekannte von Hölderlin, sollte man ihr die Gedichte zueignen. Immer ist es recht brav, daß sie solche Sehnsucht darnach trägt. H. Helfer Gundert allhier versichert mich diese Prinzeß sey von Homburg. Damit man die Sammlung nicht für bloße Buchhändlerspeculation hält, sollte allerdings ein Herausgeber auf dem Titel stehen.

(Folgen 20 gleichgültige Zeilen über politische Dinge.)

Mit der innigsten Liebe

Weiblingen 29. XII. 21. J. Kerner.

Gock hatte inzwischen Cottas Angebot am 1. Dezember angenommen (Seebaß, 26 f.). Es lautete auf 100 Gulden für die 2. Auflage des Hyperion. Die Sammlung der Gedichte sollte erst noch vervollständigt werden.

Am 24. Januar 1822 übersandte Diest, was er von Gedichten zusammengebracht hatte (Seebaß, 37 f.). Daraufhin Kerner an Gock:

Verehrtester Freund!

Soeben erhielt ich Ihre Sendung und mit ihr zugleich (im gleichen Augenblick) das Manuscript von Berlin mit beyliegendem Schreiben Diests.

— — — Sie senden mir die Briefe Diests nur wieder zurück! Den letzten erhielt ich nicht mehr und bitte Sie sehr um ihn wie um diesen hier wieder. Die Sammlung werde ich Ihnen mit Allem recht bald übermachen. Alsdann betreiben Sie nur die Sache: denn wenn Cotta an diesen Gedichten so lange als an meiner Giftschrift drucken läßt, so sehen wir sie erst in der Ewigkeit. —

Diest Angst wegen des unverfängl. Gedichts „an Eduard“, das noch überdiß gedruckt ist, ist possierlich! Ach! wie sind diese Berliner abgeschreckt!! — Die geschriebenen Gedichte (außer des „Archipelagus“) habe ich selbst dem Diest gesandt, ich fand sie gedruckt, namentl. auch die poetisch. Episteln [25]). Sie kommen nun auch in dem Diestischen Manuscript das äußerst schön geschrieben ist.

[24]) Wie Seebaß (S. 35, Anm.) festgestellt hat, enthalten die betr. Jahrgänge nichts von Hölderlin.

[25]) Emilie vor ihrem Brauttag ed. Böhm II, 161.

Sonst kommen aber in Ihrem Verzeichnisse noch mehrere (vor) die Diests Manuscript nicht hat. Das ist nun alles leicht vollends zu ordnen.

Diest giebt Ihnen den Namen Gocke, was sonderbar lautet. Es ist aber ein herrlicher Mensch und werden wir wohl derley Lieutenants wenig aufzuweisen haben. —

Grüßen Sie alle Freunde, besonders Uhland von mir herzlich.

Mit der innigsten Liebe. Ihr Kerner.

Weinsberg 12. Febr. 22.

Um die Berliner, welche doch am Ende den Stein ins Rollen gebracht hatten, nicht ganz beiseite zu schieben, hatte Gock dem Leutnant angeboten, ihm das von den schwäbischen Dichtern bearbeitete Manuskript vor dem Drucke nochmals zur Durchsicht zu übersenden. Am 4. März 1822 antwortet Diest darauf. Der zweite, in dem mir vorliegenden Original fehlende Teil des Briefes ist bei Seebaß (S. 41 f.) veröffentlicht, während die erste Hälfte hier zum ersten Male folgt. Offenbar hat Gock das zweite Briefblatt an Kerner geschickt, der es ihm zurückzugeben vergaß, und so ist es mit den andern Briefen Diests an Kerner in das Marbacher Schillermuseum gewandert:

4. 3. 1822.

Ihr so wohlwollendes Schreiben, verehrter Herr Hofrath habe ich vor einigen Tagen erhalten, es hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt, das es wohl allerdings am besten wäre daß Cotta das Ganze übernahm, es ist einfacher und so auch besser, und obwohl ich so gerne mich auch noch den kleinen Mühen der Korrektur unterzogen hätte, so ist es doch gewiß daß sie jetzt in besten Händen ist, ich bin nur ein Laie und hätte daher doch, besonders bei dem oft so schweren Periodenbau in den Gedichten, zu Männern vom Fache meine Zuflucht nehmen müssen. Aus eben diesem Grunde danke ich Ihnen herzlich für das gütige Anerbieten mir das Manuscript noch einmal zu zusenden, ich würde daran nichts ändern können, da es wohl die eitelste aller eitelen Anmaßungen wäre, wenn ich noch die Hand an Etwas legen wollte was Männer wie Uhland, Kerner und Neufer für vollendet halten. Wegen Empedokles habe ich mit Prof. Hegel einem alten vieljährigen Freunde H. gesprochen, und er sagte mir, daß H. zwar mehrere Jahre lang oft mit ihm über den Plan dieses Trauerspiels gesprochen, daß er aber durchaus nichts Schriftliches darüber besitze und auch nicht aufzufinden wüßte, wegen der Übersetzung des Sophokles indessen, war sowohl er als Schulz (ich muß bitten verehrter H. Hofrath mich hier gänzlich als Organ zu betrachten, da ich selbst jene Übersetzung weder gesehen habe noch beurtheilen kann indem ich kein Wort Griechisch verstehe) der Meinung, daß es nicht gerathen sey sie nochmals abdrucken zu lassen, indem sie schon häufigen Spuren einer inneren Geisteszerrüttung an sich trügen. Wegen der Dedikation an Frau Prz. Wilhelm Kgl. Hoheit hat Kerner mir noch nichts geschrieben, doch zweifle ich nicht daß sie Ihre desfallsige Bitte gnädig aufnehmen würde, nur wünschte ich in diesem Fall daß Sie bester Herr Hofrath die Gelegenheit hätten, die gleiche Bitte an die erlauchte Schwester von Fr. Pr. W. die Fürstin von Rudolstadt zu richten, da namentlich sie die Genade gehabt hat mir eine eigenhändige Abschrift von 5 Gedichten zukommen zu lassen [26]), und es also wie mir scheint un-

[26]) Wie Diest am 24. Jan. 22 Kerner mitteilte, waren das: An Eduard, Das Ahnenbild, Der gefesselte Strom, Dichtermuth, Natur und Kunst, Der blinde Sänger. — Caroline, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt war die älteste Tochter des Landgrafen Friedrich. Seit 1791 mit dem damaligen Erbprinzen von Rudolstadt vermählt, kannte sie Hölderlin, wenn überhaupt, wohl nur aus Besuchen in Homburg. Nachforschungen, die ich nach Hölderlins Handschriften aus ihrem Besitz anstellte, blieben ergebnislos, da das Archiv des Rudolstädter Hofmarschallamts infolge der politischen Umwälzung gegenwärtig nicht zugänglich ist.

dankbar wäre, wenn wir diese Genade durch jenes Gesuch nicht gleichmäßig anerkennten, mit diesen beiden fürstlichen Personen habe ich selbst wegen des Werkchens in Verbindung gestanden, und ich stelle es daher Ihrem Gutdünken anheim sich in dieser Beziehung auf mich zu berufen. Noch sagte mir Schulz der mit den Gliedern des Homburgischen Hauses früher in naher Beziehung gestanden hat, daß besonders auch die Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg nun einigen Antheil an H. genommen [27]) ja ihm schon in seinem unglücklichen Zustande ein Klavier geschenkt habe; es wäre also die Frage ob sich die Dedikation nicht auch auf die oder vielleicht alle Glieder des Homburgischen Hauses erstrecken ließe in finanzieller Hinsicht würde es dem Armen gewiß sehr zu gute kommen, doch stelle ich dies natürlich gänzlich Ihrer besseren Einsicht anheim, und wiederhole nur verehrter Freund, die obige Bitte, daß Ihre Durchlcht. die Fr. Fürstin von Rudolstadt nicht übergangen werde, wenn Sie sich an Frau Prinz. Wilhelm Kgl. Hoheit mit der erwähnten Bitte wenden sollten. Endlich bester Herr Hofrath hat mich Ihr Dank auf das innigste gerührt, allein ich verdiene ihn nicht, weil ich bloß eine alte heilige Schuld abzutragen. In mein 14. Jahre kam mir zum erstenmal Hyperion zu Gesichte, er ergriff mich mit wunderbarer Gewalt, wie nie ein Buch außer der Bibel mich vor und nachher wieder ergriffen hat, und ich darf sagen, daß wenn ich einige wahrhaft innere Bildung besitze, ich sie lediglich ihm danke, einmal habe ich ihn ganz abgeschrieben und kann ihn fast wörtlich von Anfang (von hier ab bei Seebaß, 41) bis zu Ende auswendig, allein wenn auch jetzt in so manchen Augenblicken die Prosa des Lebens mich hart bedrängt, so ergreife ich meinen Talismann und suche und finde Ruhe und Trost in seinen wunderbaren Klängen, so daß also meine Dankbarkeit für diesen David nie zu groß sein kann. E. W. Diest.

Berlin, den 4. März 1822.

Nachschrift: Dürfte es nicht gerathen seyn, in einigen ästhetischen Flugschriften auf das Erscheinen des Werkes aufmerksam zu machen? Wenn es Ihr Wille ist und ich den Zeitpunkt des Herauskommens erst kenne, so würde ich Hegel oder sonst einige literärische Freunde bitten, diese kleine Mühe in einigen Journalen hiesiger Gegend zu übernehmen.

Inzwischen hatte Gock auch endlich an Hölderlins vertrautesten Freund Ludwig Neuffer geschrieben, der seit 1819 Stadtpfarrer am Ulmer Münster war.

Verehrter Freund! 27. Jänner 1822.

Nach Jahren langer Trennung — läßt mich nun das alte Interesse das Du — an meinem unglückl. Bruder Hölderlin in den besseren Tagen seiner u. unsrer Jugendzeit genommen hast hoffen, daß ich Dir jetzt nicht ganz als Fremdling erscheine, wenngleich sonderbarer Weise Zeit und Verhältnisse uns bißher eigenartig entfremdet haben.

Mein sehnlicher Wunsch Hölderlins Gedichte gesammelt und herausgegeben zu sehen, soll nun in Erfüllung gehen. Ein gewisser Lieutn. v. Diest in Berlin der aus reinem Eifer Hölderlins Geistesprodukte der Vergessenheit zu entreißen seit geraumer Zeit sich mit der Sammlung seiner — — poetischen Producte große Mühe gegeben hat wandte sich vor einigen Monathen an Kerner in Weinsberg um die von ihm angelegte Sammlung zu vervollständigen, und ich bin bereits mit Cotta, welcher auch H. Hyperion einst verlegt hat [?], wegen des Verlags in Unterhandlungen getreten. Herr v. Diest wünscht — —, daß die Herausgabe ganz zum besten des un-

[27]) Sie war die Prinzessin Auguste von Homburg, der die Sophokles-Übersetzung gewidmet ist. In ihrem Nachlaß fand sich eine Reinschrift eines Hölderlinschen Gedichtes, vgl. ed. Hellingrath IV, 274.

glückl. H. geschehen soll. Mit H. v. Cotta, welcher nach seiner Weise nirgend — — Bezahlung der Gedichte nicht mehr als einen Louisdor angeboten hat noch nicht im Reinen, aber davon kann die Herausgabe der Werke H. nicht abhängig gemacht werden, die ich — — — H. v. Diest welcher nun seine Sammlung an Kerner schickte, und dieser in Verbindung mit Uhland, welcher mir freundlich seine Mitwirkung zugesichert hat, — — damit so das Ganze unter Hölderlins Namen zur Herausgabe — — werde.

In der Hoffnung, daß ich Dir noch manches Interesse an H. zumuten [?] darf, bin ich so frei, Dir in der Beilage ein Verzeichnis der biß jetzt bekannten Gedichte v. Hölderlin, worin aber die von 1800 an nur im Manuscript zum Theil blos in Fragmenten sich biß jezt gefunden haben, mit der Bitte zu übersenden, mir so bald als es Deine Geschäfte erlauben, diejenigen, die Du selbst von H. (als) Manuscript oder in gedruckter — — zur Hand hast, gütigst mittheilst, oder auch mir diej. Almanache zu bezeichnen, worin noch weitere Gedichte als die bereits (bekannten) vorkommen, und woraus vielleicht die Fragmente verständlich eingeordnet werden können. Beides die Manusc. oder Drucksachen werde ich so wie ich Abschrift davon genommen habe Dir wieder zusenden, da ich vermuten darf, daß besonders erstere als Andenken an Deinen ungl. Freund heilig seyn werden.

Überzeugt, daß für Dich die Herausgabe der Gedichte Hölderlins eine ebenso erfreuliche Erscheinung als für mich seyn werde, glaube ich zum Voraus Dich meines aufr. Dankes für die freundschaftl. Unterstützung — — versichern zu dürfen; ohne die Theilnahme alter Freunde (würde) Höld. nicht im Stande dazu seyn, da leider die — — sich noch immer gleich sind.

Guten bey seinen — — Hausfreunden Schreinerm. Zimmer in Tüb. besucht. (Schluß unleserlich.)

Neuffers Antwort ist ebenfalls erhalten:

Ulm 10. März 1822.

Höchst angenehm hat mich Dein werthes Schreiben in Betreff einer Sammlung von Gedichten des unglücklichen Hölderlin überrascht, geschätztester und geliebtester Freund, und mir so manche Scene früherer und besserer Jahre, die nicht mehr sind, ins Gedächtnis zurückgerufen. Welchen Antheil ich an dem Schicksal Deines guten Bruders genommen und wie sehr ich sein unverdientes Unglück bedauert habe, das wirst Du mir wohl glauben, da Du weißt, wie sehr wir Freunde gewesen. Wahrlich an ihm hat Deutschland viel verloren! Indessen ist es der Mühe werth, auch die Trümmer seiner Geistesverlassenschaft zu sammeln. Sie sind zwar meistens Jugendprodukte, allein sie zeigen der Welt, was aus dem Mann geworden wäre, der schon als Jüngling so viel war. Ich selbst habe von Hölderlin noch einige Gedichte, allein sie stecken noch unter unausgepackten Papieren, welche zu sondern ich seit Empfang Deines Briefes noch keine Zeit hatte, da ich von vielseitigen Amtsgeschäften oft niedergedrückt bin, und seit 3 Wochen in der Furcht lebe, ein geliebtes Kind durch eine gefährliche Krankheit zu verlieren. Dieß wird auch die Verzögerung meiner Antwort entschuldigen. Ich habe auch noch merkwürdige Briefe von Hölderlin in Händen. Sollten auch ihrer etliche gedruckt werden wollen, so werde ich sie gerne mittheilen.

Daß es Dir, mein liebster Freund! recht wohl ergeht, freut mich herzlich. Gott gebe Deinem Glück Bestand, und erhalte Dir alles, was Deinem Herzen theuer ist. Deiner Fr. Gemahlin und Dir mich und die meinen gar angelegentlichst empfehlend.

Mit inniger Hochachtung und Freundschaft der

Deinige Neuffer.

(Schluß folgt.)

Hans Delbrücks Selbstporträt

Von

Richard Fester

„Die öffentliche Meinung hat immer ihre Lieblinge und Sündenböcke. Die Aufgabe der kritischen Geschichtsschreibung ist es, sich von Liebe und Haß frei zu halten und festzustellen, wie es wirklich gewesen ist."

H. Delbrück: Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn. Berlin 1920. S. 46.

Es war vorauszusehen, daß Ludendorffs Kriegführung und Politik den Historikern zu tun gibt, aber es war nicht vorauszusehen, daß der Biograph Gneisenaus das Buch des Generals wie einen Hammer schwingen würde, um ein nationales „Götzenbild" zu zerstören. Bilderstürmer haben zu allen Zeiten eine gewisse Familienähnlichkeit. Als Denifles „Luther" erschien, fühlte man sich in das grobianische Zeitalter der deutschen Literatur zurückversetzt. Der Leser Delbrücks wird fast auf jeder Seite seines Pamphlets daran erinnert, daß in dem parlamentaristischen Deutschland das Unparlamentarische parlamentarisch geworden ist. Die kritische Geschichtsschreibung weiß nichts von Bilderstürmerei: sie will durch die Ermittlung, wie es wirklich gewesen ist, einzig und allein der Wahrheit dienen. Die reine Wissenschaft ist durch ihre Herrschaft in der Welt der Ideen gegen die Versuchungen der Herrschsucht geschützt. Wer wie Delbrück „der wahren Religion der Vaterlandsliebe durch Zerstörung der Götzenbilder zur Herrschaft verhelfen" will, vertauscht den Historiker mit dem Religionsstifter oder Ketzerrichter, dem jeder andere Kult bildhaft in Fratzengestalt erscheint.

Die Öffentlichkeit hat jedoch bis jetzt nur den Publizisten und Geschichtsschreiber Hans Delbrück kennengelernt. Der Bilderstürmer soll dem Religionsstifter erst den Weg bereiten. Solange er uns sein Evangelium der Vaterlandsliebe noch nicht verkündet hat, wird also doch wohl der Historiker für „Ludendorffs Selbstporträt" [1]) haften müssen. Dem Religionsstifter würde man es allenfalls nachsehen, wenn er das Idol, gegen das er zum Schlage ausholt, mit eigenen Händen geformt hat. Der Historiker ist gerichtet, sobald sich herausstellt, daß er Heldenverehrung und Heroenkult verwechselt und ein heldisches Charakterbild in ein Kultbild seiner eigenen Phantasie verwandelt hat.

Helden lassen sich nicht so leicht aus dem Herzen ihrer Volksgenossen herausreißen. Idole sind um so leichter umzustürzen, wenn sie auf wackliger Basis stehen. Die Basis des Idoles Ludendorff heißt Kadettenhaus. Man weiß nicht, ob sich Delbrück auf seine alten Tage die Vorstellung seiner neuen politischen Freunde von der Kadettenerziehung angeeignet hat, oder ob er noch im Banne des alten Soldatenwitzes steht, daß der militärische Aufstieg in der Rangordnung der Abiturienten, der Begabten, der Kadetten und der Dummen erfolge. Ersichtlich ist nur, daß er in der

[1]) Hans Delbrück, „Ludendorffs Selbstporträt". Berlin 1922. Verlag für Politik und Wirtschaft. 72 Seiten.

„Luft des Kadettenkorps“ geistiges Wachstum für ausgeschlossen hält und in der Ausnahme der Genialität des dänischen Kadetten Moltke lediglich eine Bestätigung der Regel erblickt. Der typische Kadett Ludendorff ist nicht nur ungebildet, er besitzt auch nicht die Fähigkeit, Gedanken zu Ende zu denken, ist kritiklos bis zur Albernheit und unterliegt mit Leichtigkeit fremden Einflüssen. Ja, er widerlegt sogar das Märchen, daß in den Kadettenhäusern Männer herangezogen worden seien, wenn man ihn haltlos hin- und herschwanken sieht. Sein Aufstieg über Abiturienten und Begabte hinweg war daher Deutschlands Verhängnis. „Von einem wahnsinnig gewordenen Kadetten regiert“, haben wir es erleben müssen, daß dieser „politische Kindskopf das Deutsche Reich wie ein Spielzeug entzweigebrochen hat“.

Kein Wunder, daß auch der preußische Generalstab aus dem Soldatenschüler keinen Strategen bilden konnte. „Für die große strategische Kombination, wie sie in den unerhörtesten Maßstäben dieser Weltkrieg erforderte, reichte seine Denkkraft nicht hin.“ Für die „Verwässerung“ des Schlieffenschen Operationsplanes ist er mit verantwortlich. Tannenberg hat er zwar mit Hindenburg „herrlich durchgefochten“, aber die Idee war längst im Generalstab ausgearbeitet, und die Entscheidung hat Otto von Below gebracht. „Der wirklich geniale Rückzug aus Südpolen und die Versetzung der Armee nach Westpreußen in die Flanke der Russen“ im Herbst 1914 kommen auf Rechnung Hindenburgs. 1915 ist Ludendorff hinter den Erwartungen Falkenhayns zurückgeblieben. Nur der Rückzug in die Siegfried-Stellung und die Oberleitung des rumänischen Feldzuges werden als „strategische Leistungen hohen Ranges“ anerkannt werden müssen. Aber das hätte schließlich auch ein anderer machen können. Wäre Ludendorff 1917 an Bethmann Hollwegs Stelle entlassen worden, so hätte der Kaiser Generale genug gefunden, die ihn ersetzen konnten. In der Offensive von 1918 sollte sich offenbaren, was ihm fehlte. Der Zivilist Lloyd George hat „die militärischen Erfahrungen der vier ersten Kriegsjahre“ durch Verzicht auf fruchtlose Durchbruchsversuche „besser gewertet“. Ludendorff weiß auch da nicht, was er will. Er schwankt haltlos „zwischen entgegengesetzten Bestrebungen hin und her. Er will den großen Sieg und unterläßt es doch, alle Kräfte auf den entscheidenden Punkt zu konzentrieren. Er will bloße Teilschläge und sieht nicht, daß die größte, ja eine unfehlbare Chance für einen gewaltigen Teilerfolg nicht in Frankreich, sondern in Italien zu seinen Füßen liegt“. Unsere Niederlage ist daher sein Werk. „Die sozialistische Unterwühlung der Truppe mag dazu einiges beigetragen haben, aber der Beitrag war sehr unerheblich.“ In der Geschichte unseres Zusammenbruchs ist die Meuterei nur ein sekundäres Moment gewesen; „der erste Meuterer in diesem Kriege aber war der Feldherr, als er dem Kaiser wegen seiner Politik „den Dienst aufsagte““. Im Verein mit Tirpitz hat er das von Bismarck und Moltke aufgebaute Deutsche Reich wieder zerstört.

Karikaturen können bis zu einem gewissen Grade mit dem Urbild verglichen werden. Zu der Fratzengestalt des Delbrückschen Pamphlets muß ein Anderer Modell gestanden haben. Die Claque der Kommunisten und Entgleisten wird mit Jubel ihre Ähnlichkeit bezeugen. Von allen andern geistig normalen Gegnern Ludendorffs in Deutschland und im Auslande darf angenommen werden, daß ihnen die historische Wahrheit dieses Schlußkapitels der „Geschichte der Kriegskunst“ der ärztlichen Kontrolle bedürftig erscheint. Durch „Schimpfen“, „sinnloses Toben“ und ein Umspringen mit den Tatsachen, das „einfach als Unwahrheit gekennzeichnet werden muß“, pflegen Historiker sonst nicht zu beweisen, daß ihr Beobachtungsobjekt geschimpft, sinnlos getobt und die Unwahrheit gesagt hat. Es ist einfach unwahr, daß die Vorstellung von der Unterwühlung der Truppe „erst lange nach dem Kriege aufgetaucht“ sei. Im Dezember-Heft 1918 der „Deutschen Rundschau“ hätte Delbrück schon lesen können, wie die russische Revolution nach Deutsch-

land hinübergegriffen hat. Es ist unwahr, wenn von dem Buche des Generals von Wrisberg „Der Weg zur Revolution" gesagt wird, sein sachlicher Inhalt sei gering. Wie man sich auch zu Wrisbergs Verknüpfung der Tatsachen stellen mag, um das ungeheure Tatsachenmaterial der revolutionären Propaganda und um die erste aktenmäßige Darstellung der Meuterei der Hochseeflotte im Sommer 1917 kommt nur herum, wer die historische Wahrheit nicht sehen will. Von den „wahnwitzigen Vergrößerungsabsichten" der Obersten Heeresleitung kann doch nur reden, wer die gedruckten Dokumente über die Kriegsziele Bethmann Hollwegs und Burian-Czernins nicht kennt oder dem „auf Wahrheit gerichteten Geiste" des Reichskanzlers mehr Glauben schenkt, als der Sprache der Tatsachen. Die Protokolle der Konferenzen vom 15. und 26. März 1917 sind zwar erst nach Erscheinen der Delbrückschen Schrift veröffentlicht worden [2]), aber aus dem „Wiener Dokument" in Ludendorffs „Urkunden" hätte ein unparteiischer Historiker längst wissen müssen, daß der Weg, der nach Brest-Litowsk geführt hat, durch die leitenden Staatsmänner des Zweibundes bereits im März 1917 ohne Wissen der nichtsahnenden Heeresleitung eingeschlagen wurde. Die Verleumdung, daß Deutschland nach der Weltherrschaft strebe, begegnet uns nachweislich in Frankreich schon in der Bismarckzeit, wer sie, wie Delbrück, durch unsere „immer wieder verkündeten Kriegsziele" entstehen läßt, gibt dadurch zu verstehen, daß „mangelhafte historische Kenntnisse" die wissenschaftliche Voraussetzung der parteiamtlich orientierten Geschichtsschreibung sind. Der Respektlosigkeit vor unwiderleglichen Tatsachen entspricht die kritiklose Gläubigkeit [3]), wo die Dürftigkeit und Einseitigkeit unseres Wissens zu kritischer Vorsicht mahnen. Wenn Delbrück als bewiesen annimmt, daß wir im Herbst 1917 den Frieden mit England haben konnten, so steht das auf einer Linie mit seiner Behauptung, daß schon Bismarck geäußert habe, Polen m ü s s e im Falle eines Krieges mit Rußland wiederhergestellt werden [4]).

Will man für diesen Bankerott des Historikers Delbrück nach mildernden Umständen suchen, so könnte man sie höchstens darin sehen, daß er die „Fähigkeit, Gedanken zu Ende zu denken", offenbar verloren hat. Der Gedanke der italienischen Chance, die sich Ludendorff entgehen ließ, stammt von General Krauß [5]). Die militärische Chance mag der ausgezeichnete Generalstabschef des Erzherzogs Eugen richtig beurteilt haben, vom Historiker darf die politische Einsicht verlangt werden, daß ein Zusammenbruch Italiens 1917 für Kaiser Karl den Weg zum Sonderfrieden mit den Westmächten freigemacht hätte. Die Vernichtung Italiens war kein deutsches Interesse. Sie würde das letzte europäische Gegengewicht gegen die französische Hegemonie ausgeschaltet haben und ließe den deutschen Barbaren, der schon 1914 über Ypern und die nordfranzösischen Kathedralen getrauert hat, heute des eigenen Elends vergessend, die Kulturverwüstung des modernen Krieges in Venetien und der Lombardei beklagen. Widersprüche sind auch früher bei Delbrück nicht selten gewesen. Daß er in demselben Aufsatz häufig nicht mehr weiß, was er kurz vorher

[2]) „Münchner Neueste Nachrichten", 1922, Nr. 81, 83, 85, 89, 92, 94, 96 vom 23. bis 26. Februar, 1. bis 5. März. Die Konferenz vom 26. März 1917 fand nicht in Wien, sondern in Berlin statt. In einem Buche über die Politik Kaiser Karls werde ich diese Verhandlungen in dem Zusammenhange, in den sie gehören, behandeln.

[3]) Vgl. Seite 33 über den von C. Haußmann veröffentlichten französischen Geheimbericht Nr. 7. Delbrück behauptet gegen den Verdacht, daß es sich um eine Mystifikation handle, die Echtheit, unterläßt aber, zu fragen, ob nicht der Bericht von einer französischen Propagandastelle dem Auswärtigen Amt absichtlich in die Hände gespielt worden ist.

[4]) Vgl. jetzt Hans Wendt, „Bismarck und die polnische Frage". (Fester, „Historische Studien 9". Halle 1922, M. Niemeyer.)

[5]) Alfred Krauß, „Die Ursachen unserer Niederlage". Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. München 1921, J. F. Lehmann. 2. Auflage.

geschrieben hat, ist neu [6]). Nur in einem ist er sich treu geblieben. Mögen andere das Verhältnis von Politik und Kriegführung untersuchen, ihn interessiert nur ihr beiderseitiges Verhältnis zu seiner Person. Wer es noch nicht gewußt hat, möge es auf Seite 41 seiner Broschüre nachlesen, daß er der Sieger von Tannenberg ist. Von ihm hat Schlieffen das Beispiel der doppelten Umfassung auf beiden Flügeln in der Hannibal-Schlacht bei Cannae, und von Schlieffen ist danach dem Generalstab die Umfassungsschlacht einstudiert worden. Um so mehr wird man mit ihm bedauern müssen, daß die Heerführer ihn nicht mehr studiert haben. Foch bekäme, obwohl er auch so hoch über Ludendorff gestellt wird, eine bessere Note, wenn er eine Ahnung von Delbrücks Unterscheidung der friderizianischen und napoleonischen Strategie hätte. Den Begriff der Ermattungsstrategie scheint noch am ehesten Falkenhayn erfaßt zu haben. Daß das friderizianische Beispiel auf das belagerte Deutsche Reich nicht anwendbar gewesen ist, ficht einen Doktrinarismus nicht an, der aus der Tatsache, daß wir einen Verteidigungskrieg führten, mit Scheuklappen die Konsequenzen zieht.

Als Kurt Eisner und Kautsky für die deutsche Arbeiterschaft durch Anschwärzung der deutschen Regisseure von 1914 bessere Friedensbedingungen zu erlangen suchten, hat die Reichsregierung Delbrück beauftragt, als Kammerjäger das deutsche Haus wieder zu reinigen. In dem Gefühl, daß ihm das doch nicht so recht gelungen ist, kommt er jetzt auf die Tendenz jener öffentlichen Ankläger zurück und findet den Sündenbock, ohne den unsere Feinde sich nicht zufriedengeben wollen, in dem „Kriegsverlängerer" Ludendorff. Soweit eine Steigerung der Verachtung Deutschlands noch möglich ist, wird sie dadurch erreicht werden. Die Kenner Deutschlands aber werden sich hoffentlich erinnern, daß der Blocksberg einen breiten Gipfel hat. Es mag der Fortsetzung der „Verantwortlichkeiten" vorbehalten bleiben, von Feuer zu Feuer zu schreiten. Für heute begnügen wir uns, Hans Delbrück mit Eisner, Kautsky und Maximilian Harden „um verglimmende Kohlen" sitzend zu beobachten. Der deutsche Tag hat — das möge man im Auslande bedenken — noch immer solchen Spuk verweht.

„Wolkenzug und Nebelflor
erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
und alles ist zerstoben."

Die Deutsche Studentenschaft und Volksdeutschland

Von

Johann W. Mannhardt

Ein Rest deutscher akademischer Jugend war aus dem Felde heimgekehrt und hatte mit allen in ihm lebenden Kräften die Deutsche Studentenschaft gefordert. Alles wollte den Zusammenschluß, wollte im eigenen Hause die Ordnung an die Stelle des Chaos setzen. Daß man es aus verschiedenen Gründen wollte, darüber sich Rechenschaft abzulegen, fühlte niemand ein Bedürfnis. Die in Würzburg 1919 ge-

[6]) Seite 26: „Wir konnten für die Räumung Belgiens jede Forderung stellen." Seite 28: Kühlmanns „Vorstellung, Belgien als Kompensationsobjekt behandeln zu dürfen, verdarb alles. Darauf wollte und konnte England sich nicht einlassen". Seite 47 macht er außer Ludendorff auch die Ententeregierungen zu Kriegsverlängerern.

schaffene „Deutsche Studentenschaft" war auf seiten der meisten Teilnehmer eine aus inneren Antrieben gewordene Gemeinschaft mit aller Wärme ihres Lebens, aber auch mit aller in Deutschland damit verbundenen Problematik. Es war eine Tat- und Willensgemeinschaft, und man sah die Aufgabe, aus dem gewordenen Werke eine Institution der Hochschulpolitik für die Studenten zu machen. Indem man sich auf die Zwecke besann, gingen die Einzelnen den bei ihnen im Unterbewußtsein vorhandenen Gründen nach, und so schälten sich nacheinander die drei verschiedenen Aufgabengebiete der Deutschen Studentenschaft heraus: das völkische — Ziel: die großdeutsche Volksgemeinschaft — das hochschulpolitische — Ziel: Zusammenarbeit mit Staats-, Universitäts- und sonstigen Behörden, sowie mit anderen, insbesondere ausländischen Studentenschaften —, das wirtschaftliche — Ziel: Besserung der wirtschaftlichen Lage der Studenten.

In der ersten Zeit überwog das ideelle Interesse durchaus. Aber der Deutsche der Gegenwart hat es noch nicht gelernt, wie er hier nüchtern, anspruchslos und auf lange Sicht zu arbeiten hat. Im Rausch will er mit dem Kopfe durch die Wand: mit einer Beule am Schädel gibt er dann das Rennen auf. Auf den praktischen Gebieten, namentlich dem der Wirtschaft, war der mächlerische, kapitalistische Zeitgenosse besser beschlagen. Während dort die Kräfte langsam verpufften, wurde hier eine mit gutem Erfolge arbeitende Organisation geschaffen. Hier gelang es auch, nichtstudentische Kreise zur Hilfestellung heranzuziehen.

Schon im ersten Jahre ihres Bestehens wurde die Deutsche Studentenschaft vor die Frage gestellt, ob die Einzelstudentenschaften sich nach Art einer Zwangsinnung in den staatlichen Mechanismus eingliedern sollten. Ihre Freiheit, unter der nun einmal in Deutschland die ideellen Kräfte besser gedeihen, wurde dadurch eingeschränkt. Hochschulpolitisch und namentlich wirtschaftlich — die Einzelstudentenschaften durften dann Zwangsbeiträge von ihren Mitgliedern erheben — konn'en die deutschen Studenten nach Sachlage nur gewinnen. So tat man ohne erhebliche Bedenken und ohne Nötigung diesen Schritt. In Preußen zuerst; die meisten übrigen Länder des Reiches folgten. Die selbstverständliche Voraussetzung für die Anerkennung der Einzelstudentenschaften als quasi öffentlich-rechtliche Korporationen war die Annahme des Staatsbürgerprinzips für die Mitgliedschaft in den reichsdeutschen Studentenschaften.

Schon vor dem Kriege, namentlich aber im Kriege selbst, hatte reichsdeutsche Jugend die ewigen Werte des Volkstums unter der Kruste ihres Staates wiederentdeckt. Draußen hatte man das nicht nötig gehabt. Als nun im November 1918 der Bismarckstaat zusammenbrach, als sein formeller Nachfolger durch seine Funktionäre die Unterschriften unter den Vertrag von Versailles setzte, da erwachte in weiteren Kreisen das Bewußtsein eines Volksdeutschland, das unbesiegt und nicht entehrt, aber innerlich und äußerlich auf das härteste bedrängt, irgendwie in die Erscheinung treten mußte. Dieses Volksdeutschland war das heimliche Reich aller derer, die bewußt oder unbewußt aus den Tiefen des deutschen Volkstums ihre individuellen Kräfte zogen, wo auch immer auf der Erde sie wohnen mochten. Dies Bewußtsein und der Wille zur Bildung der geistig-seelischen Einheit Volk war am stärksten dort, wo die Gefahr des Verlustes die Menschen zum Kampfe um ihren ideellen Besitz geführt hatte, draußen an den Grenzen und in der Zerstreuung. Diese Kräfte müßten, wo sie noch schliefen, geweckt werden. Dann sollte aus ihnen der deutsche Staat der Zukunft gebaut werden, der das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet umfaßte, der keine fremden Volksglieder wider ihren Willen enthielt, der durch seine sittliche Macht sich in der Welt behauptete, und der den Auslanddeutschen, für die nun einmal nach der geschichtlichen Entwicklung Staat und Volk immer getrennte Wesenheiten sein müssen, half, ihr Schicksal mit innerer Sicherheit und

standhaft zu tragen. Vor hundert Jahren hatte man sich gefragt: Staatsnation oder Kulturnation? Jetzt sah man wieder eine Zweiheit, aber es konnte bei ihr kein Entweder-oder, sondern nur ein Sowohl-als-auch geben. Es war unter diesen Umständen selbstverständlich, daß ein Zusammenschluß der deutschen Studentenschaft zu einem Verbande auf volksdeutschem Grunde erfolgte. Es sollten alle Volksdeutschen auf volksdeutschen Hochschulen umfaßt werden. Da kamen ohne weiteres zunächst die deutschen Hochschulen des Reiches, Deutschösterreichs und der Sudetenländer in Betracht. Und neben die Reichsdeutschen, Deutschösterreicher und Sudetendeutschen traten selbstverständlich alle übrigen Grenz- und Auslanddeutschen. So wurde in Würzburg mit heißem Herzen die volksdeutsche Studentenschaft begründet. Deutsche Abstammung und Muttersprache waren die Voraussetzungen für die Zugehörigkeit zu ihr. Damit schien die geistig-seelische Einheit des deutschen Volkes einen guten Schritt vorangekommen zu sein.

Nach dem Wortlaut der Würzburger Verfassung mußte nun sofort die Frage auftauchen: Die Juden gehören also nicht zur Studentenschaft? Die Gesetzgeber schienen diese Schwierigkeiten gar nicht gesehen zu haben. Von der Beantwortung der Frage hing aber unendlich viel ab. Der Boden war im Reich und außerhalb desselben ganz verschieden vorbereitet. Hier gibt es nur Deutsche mit überall eingesprengten Juden, deren gegenseitiges Verhältnis durchaus labil ist. Draußen stehen die Deutschen überall im Kampfe der Völker, bei dem es allerdings auch Front und Etappe gibt, und unter den Fremdvölkern sind die Juden eines. Dieser Unterschied sollte in der Folgezeit ganz deutlich werden. Ausschlaggebend für eine staatsdeutsche Studentenschaft müssen natürlich die Verhältnisse im Reiche sein.

Das Volksdeutschland, wie Krieg und Revolution es im Reiche hatten wachsen lassen, ruhte nicht auf der Rassentheorie, sondern auf einem dem erwachenden Volkstum entquellenden Lebensgefühl, dessen Zusammenhänge mit biologischen Grundtatsachen wir wohl ahnen, aber nicht nachweisen können. Es wollte in Deutschland alle Glieder des Volkes umfassen, wollte nicht gegen das Judentum, sondern neben ihm stehen. Jeder, der sein eigenes Volkstum würdigt, ehrt auch das fremde. Es waren allerdings auch manche Mitläufer darunter, die beides nicht taten und so der großen Sache unendlichen Schaden zufügten. Volksdeutschland wußte auch, daß Juden zu ihm kommen konnten und zu ihm kamen. Aber es wollte nichts davon wissen, daß man gleichzeitig zur deutschen und zur jüdischen Gemeinschaft gehören, und daß die Zugehörigkeit zur deutschen Gemeinschaft unter die Idee des Nutzens gestellt werden könnte. Volksdeutschland konnte nicht die Juden aus dem gegenwärtigen Zweckverband Staat ausschließen wollen.

Führer dieses Volksdeutschland übten auf die Studentenschaft die ersten Jahre hindurch einen starken Einfluß aus. Die meisten von ihnen fanden einen Angelpunkt ihrer Wirksamkeit im Deutschen Hochschulring. Gewiß gab es da viel Außenseiter und noch viel mehr Mitläufer. Gewiß hatte man das Organisieren auf dem Papier noch nicht verlernt, aber im großen Ganzen hat der Deutsche Hochschulring namentlich durch einzelne Führer erfreulich zur Stärkung des volksdeutschen Gewissens beigetragen. Es entsprach der politischen Lage durchaus, daß auf dem Dresdener Studententag ein Zusatz zur Verfassung beschlossen wurde, daß zur Deutschen Studentenschaft selbstverständlich alle Studenten mit deutscher, vor Kriegsbeginn erworbener Staatsangehörigkeit gehören sollten.

In nächster Zeit wirkten hauptsächlich drei Erscheinungen auf die weitere Entwicklung der Dinge ein: Der Einfluß der in Deutschland lebenden Juden auf den deutschen Staat nahm immer mehr zu, dank eines sicheren und außerordentlich klugen Vorgehens. Zur Abwehr trat der Antisemitismus alten Stils mit seinen alten törichten Methoden wieder auf den Plan. Von den ersteren mußten wesent-

liche Gruppen, von ihrem Standpunkte durchaus mit Recht, Volksdeutschland bekämpfen. Aber auch die letzteren drangen im Reiche gegen Volksdeutschland vor, weil es sich ihnen nicht ergeben wollte. Schließlich wirkten auch die „vollendeten Tatsachen". Um der Ruhe willen fanden sich immer mehr mit dem aus der Revolution hervorgegangenen Staatsdeutschland ab. Man wurde wieder kleindeutsch, nicht nur in der Arbeit für den Tag — was man ja mußte — sondern auch in der Arbeit auf Sicht. Alle diese Tatsachen berührten auch die deutschen Studenten. Nebenher ging noch eine andere Veränderung bei ihnen vor. Der Kriegsteilnehmer, der starken, frühfertigen Männer wurden immer weniger. An ihre Stelle traten immer mehr jene Jünglinge, die im Kriege ohne die nötige Nahrung und Zucht aufgewachsen waren und nun vielfach, innerlich haltlos und schwankend, weniger nach festem Boden als nach festem Gehalt ausschauten.

Alles das gefährdete die innere Einheit der Deutschen Studentenschaft, wie sie in Würzburg Wirklichkeit gewesen war, auf das heftigste. Fruchtlose Verfassungskämpfe, die jede positive Arbeit dauernd in Frage stellten, waren die Folge. Der Studententag in Göttingen brachte eine neue Verfassung, die zwischen allen Strömungen das Gleichgewicht zu halten und die Ziele ungeschwächt bestehen zu lassen suchte. Die Deutsche Studentenschaft genoß nun gesichert öffentliche Rechte. Der Staatsbürgergrundsatz galt unanfechtbar im Reiche. Die Studentenschaft hatte auch volksdeutsche Bestandteile, weil die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen, auch wenn sie die deutsche Reichsangehörigkeit nicht hatten, Mitgliedsrecht besaßen. Aber bereits nach einem Jahre wurde die Göttinger Verfassung in Erlangen durch eine andere ersetzt.

Volksdeutschland ist ein Wesen, mit dem der Politiker und der Jurist nicht viel anfangen kann. Mit den Volksdeutschen wird sich allerdings der Politiker noch einmal auseinandersetzen müssen. Vor dem Kriege hatte man nur das Reich und den Staatsbürger als belangreich angesehen. Nun waren nach dem Kriege zwei neue Begriffe in den Gesichtskreis der Juristen und praktischen Politiker getreten: Großdeutschland und großdeutsch. Großdeutschland sollte das staatlich geeinte Gebiet aller in geschlossener mit dem Reiche zusammenhängender Siedlung lebender und den Zusammenschluß wollender Deutschen sein. Es war also nicht ein aus dem Sein, sondern aus dem Wollen geschöpfter Begriff. Die deutsche Studentenschaft der Göttinger Verfassung war großdeutsch. Sie umfaßte die deutschen Studentenschaften der Hochschulen des Reiches, Deutschösterreichs und der Sudetenländer, wobei allerdings die deutschen Studentenschaften der Grenzländer rechtlich und politisch etwas ganz anderes waren als die im Reiche. Die deutschen Hochschulen draußen werden zu einem großen Teile von Studenten fremder Völker besucht. Ein Zusammenschluß derselben mit den Deutschen zu einer Korporation des öffentlichen Rechts war unmöglich und wurde von niemandem gewünscht. Es wurde schon auf den dauernden Kampfzustand hingewiesen. Wohl hatten sich aber die meisten deutschen Studenten, Inkorporierte und Finken, zu besonderen deutschen Studentenschaften zusammengeschlossen. Rechtlich gesehen waren es lose Verbände. Innerlich aber waren es viel geschlossenere Einheiten, als die reichsdeutschen Studentenschaften. Sie waren volksdeutsch mit starker Kampfstellung gegen alle Fremdvölker, auch gegen die Juden. Letzteres ist aber ganz anders zu beurteilen als im Reiche. Wenn der sehr erwünschte Einfluß der Österreicher und Sudetendeutschen in der Deutschen Studentenschaft so gering gewesen ist, so lag das an ihrer durch die staatliche Trennung begründeten Unkenntnis der deutschen Verhältnisse und an dem Ungeschick mancher Führer.

Vom Standpunkt des Juristen und Unitariers, auch des großdeutschen, hatte die Verfassung einen Schönheitsfehler: den unterschiedlichen Charakter der Studenten-

schaften im Reiche und draußen. Es konnte gerade auf die Notwendigkeit der Rechtsangleichung im Reiche und in Deutschösterreich hingewiesen werden. Der Jurist als Kind seiner Zeit konnte nicht zugeben, daß das wirkliche Leben zu stark oder vielleicht nur zu ungebärdig sei, um sich einer juristischen Formel zu unterwerfen. Diesen Juristen traten die reichsdeutschen Juden zur Seite, die von ihrem Willen aus, nach langer Knechtschaft ein Herrenvolk zu werden, es als Zurücksetzung empfanden, daß sie den deutschen Studenten im Reiche, nicht aber denen in den Grenzländern angehören konnten. Die juristischen Positivisten und reichsangehörigen Juden errangen in Erlangen zunächst einen formalen Sieg. Man schuf eine reichsdeutsche Studentenschaft, die aus den Studenten des Reichs bestand, und eine deutsche Studentenschaft, die aus der reichsdeutschen Studentenschaft und den nun ihrerseits zum besonderen Zusammenschluß gedrängten Studentenschaften in Deutschösterreich und in den Sudetenländern bestehen sollte. So bekannte man sich auf bayrischem Boden zum Föderalismus. Dagegen ließ sich vom volksdeutschen Standpunkt aus nichts sagen. Es kam alles darauf an, was zur Zuständigkeit der reichsdeutschen und zu der der deutschen Studentenschaft gehörte. Man hat in Erlangen keine Zeit und Ruhe mehr gehabt, diese Frage zu erledigen. Daß diese Verfassung gegen den Willen der Führer der im Hochschulring vereinigten Mehrheit, der deutschen Vertreter aus Deutschösterreich und der Sudetenländer durchging, erweist die vorgeschrittene Auflösung der in Würzburg gewordenen Deutschen Studentenschaft.

Die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Die Erlanger Verfassung wurde von dem verfassungsmäßigen Spruchhofe aus formalen Gründen für unrichtig erklärt. Damit war die Göttinger Verfassung wiederhergestellt und eine schwierige Lage geschaffen. Wer wollte sie meistern? Einen neuen Studententag wollte vorläufig niemand. Es hatte sich schon in Erlangen herausgestellt, daß die politischen Köpfe, die wußten, was sie wollten, und ihren Willen durchzusetzen bestrebt waren, in den verschiedenen Lagern der Minderheit waren. Sie schlossen sich zusammen und schufen eine neue Verfassung, die der studentischen Lage einerseits, andererseits — und das ist eben das Kunststück in der Politik — aber auch ihren eigenen Wünschen entsprach. Sie verstanden es aber auch, diese Verfassung durchzusetzen. So entstand die neueste Verfassung der Deutschen Studentenschaft vom Januar 1922, die nun drei Jahre vorhalten soll. Sie wurde angenommen von dem Vorstand und dem Hauptausschuß der deutschen Studentenschaft und den Bevollmächtigten des Hochschulringes und der vereinigten Minderheit. Juristisch war diese Verfassung durchaus anfechtbar. Denn welcher Gesetzgeber hatte diesem Gremium die Befugnis verliehen, der Deutschen Studentenschaft eine Verfassung zu geben? Waren ferner die Kreisleiter bei diesem Beschluß im Rahmen ihrer Vollmacht geblieben? Wenn ja, dann hätte ein Löken wider den Stachel eine Verletzung nicht nur des Majoritäts-, sondern auch des Autoritäts-(Führer-)Prinzips bedeutet, dessen sich gerade im Hochschulring niemand schuldig machen durfte. Wenn nein, käme ein neuer Grund zur Anfechtung hinzu. Was wäre aber durch die Anfechtung erreicht? Der Hochschulring war nicht in der Lage, einen positiven und annehmbaren Vorschlag zu bringen. Dagegen war die Januarverfassung trotz allem auch für den Hochschulring in Ermangelung eines eigenen Tatwillens annehmbar. So wird sich zweifellos die Deutsche Studentenschaft mit dieser Verfassung abfinden, auch wenn ihr die Bitterkeit anhaftet, daß sie politisch einen großen Sieg der Minderheit bedeutet.

Die Deutsche Studentenschaft der Januarverfassung beschränkt sich auf das Reich, ist bewußt kleindeutsch und ruht allein auf dem positivistischen Staatsgedanken. Ihre Mitglieder sind grundsätzlich nur deutsche Staatsangehörige. Drei Gruppen können auf Antrag die Mitgliedschaft bei der Deutschen Studentenschaft erwerben. Auch dabei ist peinlich jeder nicht staatsdeutsche Gedanke vermieden. Es

handelt sich um die ehemaligen deutschen Staatsangehörigen aus den abgetretenen Gebieten, um die Angehörigen des deutschösterreichischen Staates und um die Auslanddeutschen. Mit diesen letzteren wäre ein volksdeutscher Gesichtspunkt in die Verfassung hineingekommen. Deshalb hat man einen Zusatz in Klammern beigefügt; die Bestimmung lautet (Stück II, Abs. 2, c): „Auf Antrag muß die Mitgliedschaft zuerkannt werden den auslanddeutschen Studierenden (Sudetendeutsche, Deutsch-Balten und Deutsche außerhalb eines geschlossenen deutschen Sprachgebietes ohne Unterschied der Rasse und des Bekenntnisses), sofern sie vom Rektorat (Direktorat) als solche anerkannt sind." Der Klammerinhalt ist unklar und sinnlos. Unklar, weil man nicht weiß, welche Auslanddeutschen gemeint sind, sinnlos, weil es keine Auslanddeutschen verschiedener Rasse und fast nur solche christlichen Bekenntnisses gibt. Gerade wer sich auf den Boden der Januarverfassung stellt, muß eine authentische Interpretation dieser Stelle verlangen, weil eine offenbare Undeutlichkeit in einem Gesetze unmoralisch ist. Das Wort Auslanddeutsche läßt sich durch keine anderen Worte verdeutlichen. Wer dazu gehört, kann nicht ein Gesetz, sondern nur das menschliche Urteil im Einzelfalle entscheiden. Dies wird sich nicht nur nach den Behauptungen des Betreffenden zu richten haben. Wer keine Nur-Volksdeutsche in die Deutsche Studentenschaft hineinhaben will, muß die Auslanddeutschen außen vorlassen. Wer das nicht will, muß aber nicht versuchen, durch ein Hinterpförtchen jedweden Fremdling in die Deutsche Studentenschaft hineinnehmen zu können.

Dieser Beschränkung beim Mitgliederkreis der Deutschen Studentenschaft entspricht auch in ehrlicher Durchführung des Grundgedankens eine Beschränkung ihrer Aufgaben. Man wagte in Weimar noch nicht, in die Verfassung hineinzunehmen, daß der deutsche Staat ein Zweckverband sei. Die Januarverfassung spricht unumwunden aus, daß der deutsche Studentenstaat ein Zweckverband ist, der sich nur mit wirtschaftlichen und hochschulbürgerlichen Fragen zu beschäftigen hat. Die kulturellen und völkischen Ziele sind aufgegeben.

Keine drei Jahre liegen zwischen der Würzburger und der Januarverfassung. In jener alles von der ungebrochenen seelischen Kraft getragen, mit der die deutschen Akademiker aus dem Felde heimkehrten. Hier kluge Politik, die die tatsächliche Lage bewußt mit beeinflußt, dann ihr entsprechend handelt und dabei ihren Willen durchsetzt. Dort Volksdeutschland als das selbstverständliche. Hier Staatsdeutschland als das einzig mögliche. Mußte das sein? Gewiß, das Volksdeutschland der Zukunft war nicht in sieben Tagen und auch nicht in sieben Jahren zu erbauen. Es stand und steht immer noch in der Ferne vor uns, die Einzelheiten nicht erkennen lassend. Aber es gab Möglichkeiten, noch mehr, es gab Notwendigkeiten, diesen Zielen handelnd näher zu kommen. Schritt für Schritt mußte der Weg gehen. Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Nichts davon wurde beachtet. Man griff wie das Kind nach dem Monde und begann dann nach dem fruchtlosen Bemühen, über das Ding zu reden und zu schreiben. Gewiß, das Erreichen des Zieles hatte erzieherische Voraussetzungen, das Näherkommen aber auch politische. Muß denn deutsche Politik immer schon beim B e s c h r e i t e n ihres Weges zu Volk und Staat Schiffbruch leiden? Hier hat sich der Fall im kleinen wiederholt. Die Verantwortung tragen diejenigen, die das Erbe der Würzburger Tagung antraten, aber nicht in die Tat umzusetzen begannen. Jetzt bleibt ihnen nichts anderes übrig, als aus der Niederlage zu lernen.

Wie steht es heute um Volksdeutschland in der Deutschen Studentenschaft? Im Zweckverband ist es deklassiert. Für die Volksdeutschen muß es aber trotzdem „mitarbeiten" heißen. Die Deutsche Studentenschaft ist heute etwas ganz anderes, als sie in Würzburg gedacht war. Aber sie hat dennoch ihren Wert. In den wirtschaft-

lichen und hochschulbürgerlichen Fragen werden die Studenten aller Richtungen, die nun doch einmal im Reiche zusammenwohnen müssen, gemeinsam auf neutralem Gebiet ihre Arbeit verrichten und dabei Gelegenheit haben, sich gegenseitig achten zu lernen, wo Achtung am Platze ist. Daß man das bei aller Schärfe der Gegensätze tun muß, daß das Voraussetzung für jede wirksame Politik ist, muß der Deutsche und auch der Volksdeutsche ebenfalls erst lernen. Bei der Erfüllung der der Deutschen Studentenschaft noch verbliebenen Aufgaben haben die deutschen Studenten noch reichlich genug Gelegenheit, nicht nur am Phantom Politik treiben zu lernen.

Nach wie vor bleibt aber Volksdeutschland als Ziel bestehen. Nur seine Verwirklichung ist dem Zweckverbande und damit der eigentlichen Hochschulpolitik entzogen. Volksdeutschland ist jetzt für den Ergriffenen reines Erziehungsziel geworden. Hoffentlich erkennt man das und hält den Weg frei von Politik und Organisiererei. Ob man in den drei Jahren, die die Januarverfassung vorläufig gelten soll, soweit vorankommt, daß man Volksdeutschland mit Sicherheit in die Studentenschaft hineinbringen und es durch eine neue Verfassung zum ausschlaggebenden Faktor der Studentenpolitik machen kann, erscheint noch fraglich. Man darf sich nicht durch Zahlen über die Menge der wirklich Volksdeutschen in der Gegenwart täuschen. Aber auch nicht durch die wahre Einsicht entmutigen lassen. Volksdeutschland braucht eine lange Vorbereitung, eine Läuterung auf einem Wege, der durch Dornen und Disteln führt, und auf dem man nicht immer Erfolge festzustellen in der Lage ist: Wir müssen noch alle verändert werden, bis der Tag der großen Posaune kommt. Der Hochschulring ist durch die Entwicklung wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt. Seinen Führern ist ein ungeheures Pfand anvertraut, das ihnen einfach weggenommen werden wird, wenn sie nicht damit wuchern. Aus den eigenen Reihen, vor allem aber von seiten der Minderheit, wird dem Hochschulring der Kampf angesagt; er wird ihn nur bestehen, wenn er den Weg zu Volksdeutschland einschlägt, unbekümmert um das Werben von „Reaktion“ und „Fortschritt“, wenn die Führer selbst das Wissen um den Weg in sich tragen. Die große Organisation darf nur die Außenseite sein, hinter der überall fleißige, dienende Kleinarbeit steckt. Verantwortliche Führer sollen immer Studenten sein, aber für Rat im großen und für die Stabilität der Kleinarbeit sollte man sich an nahestehende Altakademiker wenden, zu denen man Vertrauen hat, nicht honoris causa, sondern um der Gemeinschaft älterer und jüngerer Volksdeutschen willen. Ob der Hochschulring seiner Aufgabe gewachsen ist, darüber kann man nichts vermuten, das muß er einfach beweisen.

Für das Volksdeutschland war die Studentenschaft der Würzburger Verfassung ein Anfang, ist die Januarverfassung aber kein Ende.

Kolbenheyers Romane

Von

Gottfried Fittbogen

Wer mit einem Österreicher den Begriff der Leichtlebigkeit verbindet, sei es im guten Sinne der gesunden Lebensfrische, ohne Ankränkelung durch des Gedankens Bläße, sei es im weniger guten Sinne der Oberflächlichkeit und des bloßen Lebensgenusses, der wird bei Kolbenheyer nicht auf seine Rechnung kommen; seine Romane sind ausgesprochenermaßen Romane der Besinnlichkeit.

Erwin Guido Kolbenheyer kann auch nicht, wie vielleicht mancher Dichter in Böhmen, Tirol, Steiermark, als Sprachrohr seiner Landschaft aufgefaßt werden. Mit keiner ist er so eng verwachsen, mehrere Landschaften haben zu seiner Genesis beigesteuert. Die Familie seines Vaters [1]) stammt aus Österreichisch-Schlesien, sein Großvater kam nach Ungarn, er lebte als evangelischer Pfarrer in Ödenburg, sein Vater war in Budapest als Architekt tätig, dort wurde Kolbenheyer geboren (1878). Nach dem frühen Tode des Vaters ging die Mutter mit dem zweijährigen Knaben in ihre deutsch-böhmische Heimat zurück. Böhmen wurde auch seine Heimat. Dort verlebte er seine Jugendzeit. Zum Studium ging er nach Wien; dort erfolgte sein geistiges Erwachen, und dort begann er seine Tätigkeit als freier Schriftsteller. Im Jahre 1919 siedelte er nach Deutschland über. Dort waren, mit einer Ausnahme, alle seine Bücher gedruckt. So mochten die Werke den Autor nach sich ziehen.

Er ist also nicht bloßer Österreicher, sondern, unbeschadet seiner österreichischen Herkunft, Deutscher. Daß er sich als Glied des ganzen deutschen Volkes fühlt, nicht bloß als Glied des österreichischen oder jetzt gar des in der Tschechoslowakei eingesperrten Volksteils, hat er zudem durch seine Flugschrift „Wem bleibt der Sieg?", die er aus Anlaß des Friedens von Versailles erscheinen ließ [2]), bekundet.

Früh regte sich in ihm der Gestaltungstrieb. Dieser Trieb aber kann sich nicht ins Leere hinein betätigen. Ehe der Künstler eine Welt gestalten kann, muß er sie in sich tragen.

Was also ist der Stoff, an dem sich Kolbenheyer bildete?

Er studierte in Wien Philosophie, und zwar speziell Psychologie, Erkenntnistheorie und Zoologie; seine Doktordissertation „Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung" übergab er, obgleich in Österreich schon damals kein Publikationszwang für Dissertationen bestand, dem Druck und ließ sie als selbständige Schrift erscheinen [3]), damit bekundend, daß diese Arbeit nicht bloß zu Examenszwecken als bloße Talentprobe verfaßt sei, sondern daß sie auch sachlichen Wert besitze. Er wollte mit ihr „direkt und indirekt auf die Bedeutung der experimentellen Psychologie hingewiesen haben, desgleichen auf die der Physiologie im Dienst der Psychologie". Noch neuerdings hat er zwei philosophische Abhandlungen („Irrationales über das Wesen des schaffenden Menschen" und „Rationalismus und Gemeinschaftsleben") erscheinen lassen und mit einem Aufsatz gegen rationalisierende und nivellierende Zeittendenzen in die Debatte über die Grundlagen des Schulwesens eingegriffen („Parteirationalismus und Schulreform") [4]). Wir buchen als seinen Gewinn daraus für unsere Zwecke nur den bedeutenden Stoff, mit dem er sich beschäftigt, und die strenge Gedankenschulung, die er durchgemacht hat. Beides kann seinem dichterischen Schaffen nur zugute kommen.

Von der gedanklichen Durchbildung, die er genossen, zeugt auch seine „technische Analyse" des Dramas „Der Bogen des Odysseus" von Gerhart Hauptmann [5]).

* * *

[1]) Biographisches: in Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage, Bd. 23. Jahressupplement 1910/11, S. 470 (Leipzig-Wien 1912); in der Wochenschrift „Die Lese", 1913, Nr. 32, S. 510; im Bundeskalender (des Bundes der Deutschen in Böhmen) 1921, S. 113 fg. (bei Ed. Strache in Warnsdorf). — Am besten führen in Kolbenheyers Schaffen ein die Aufsätze von Hermann Ullmann, Eckart, Mai 1913, und von Werner Mahrholz, Das literarische Echo, 1. Mai 1918.

[2]) Tübingen, Verlag der Buchhandlung Kloeres, 1919.

[3]) Im Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1905.

[4]) In: „Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland". Stuttgart, Oktober und November 1920, Juli 1921.

[5]) In: „Eckart, Ein deutsches Literaturblatt". Berlin, April 1914.

Aus der Philosophie ist Kolbenheyer in die Dichtung gekommen. Daher sind seine beiden ersten Dichtungen zwei Philosophen geweiht: Giordano Bruno und Spinoza.

Der Erstling „Giordano Bruno. Die Tragödie der Renaissance", der noch vor der Doktordissertation erschien (Wien, W. Stern, 1903), steht der Zeit und der Form nach, als Drama, einigermaßen isoliert[6]). Mit dem zweiten Werk, dem Spinoza-Roman „Amor Dei" (1908), hat Kolbenheyer dann die ihm gemäße Form gefunden, es beginnt die Reihe seiner Romane. Sie sind sämtlich im Verlag Georg Müller in München erschienen.

Ein ganz sicheres Urteil über eine Dichtung haben wir erst, wenn wir ihre treibende Kraft kennen, den Keim, aus dem sie hervorgewachsen ist. Man wird kaum fehlgehen, wenn man vermutet: Spinoza lebte in ihm und strebte nach dichterischer Wiedergeburt. Nicht Kolbenheyer suchte den Stoff, sondern der Stoff suchte ihn, er drängte sich ihm auf und zwang ihn in seinen Dienst.

Spinoza poetisch neuzugestalten — es war eine im höchsten Sinne (und nur davon ist hier die Rede) unmögliche Aufgabe. Aber „den lieb' ich, der Unmögliches begehrt".

Um einen Genius adäquat darstellen zu können, müßte der Dichter ihm adäquat, lieber noch überlegen sein. Er kann nur ein Kind seines Geistes ins Leben setzen. Und es wird dann zwei Doppelgänger geben: den geschichtlichen Heros und das Geschöpf des Dichters. Letzteres aber wird, um seine Blöße zu decken, Anleihen bei dem ersten machen; es wird sich mit fremden Federn schmücken. Von dieser Täuschung, die sich im Schutz der Namensgleichheit zweier verschiedener Wesen immer und immer unversehens wiederholt, leben alle historischen Romane, die einen schaffenden Genius darstellen.

Bei dem philosophierenden Genius verstärkt sich die Schwierigkeit noch. Denn Philosophie als Wissenschaft läßt sich nicht dichterisch darstellen. Man kann vielleicht den Grundgedanken von Spinozas tractatus ethico-politicus oder seiner Ethik in möglichst anschaulichen Worten wiedergeben, man kann vielleicht auch versuchen, eine Vorstellung seines „mathematischen" Stils zu vermitteln, etwa in dieser Weise: „Er konnte kaum Genüge finden, seine Anschauungen in immer härtere und erschöpfendere Form zu pressen. Goldschmiedekunst wurde sein Denken, stets neu durchglüht, stets neu durchhämmert, geprägter, gewichtiger" (Seite 297) — aber tatsächlich kommt man damit doch über eine bloße, vielleicht in dichterische Sprache gekleidete Popularisierung nicht hinaus; es bleibt Räsonnement; eine dichterische Gestaltung, das heißt Umsetzung in Gestalten und Handlungen, wird nicht erreicht.

Bei Spinoza kommt nun noch hinzu, daß seine stille, aufs Denken konzentrierte, leidenschaftslose Art es erschweren muß, ihn zum Mittelpunkt einer Handlung zu machen; dieser Charakter hat wenig Eignung zum Romanhelden.

Was Kolbenheyer trotz alledem seinem Vorwurf abgerungen hat, ist nicht wenig.

Das alte Amsterdam wird vor uns lebendig, auf der Höhe seiner Macht, Frankreich und England ebenbürtig, mit seinen stolzen Kaufherren, die der Stadt wie dem Staat das Gepräge aufdrücken, mit seiner Judenschaft, die aus Portugal vertrieben unter der republikanischen Duldung aufatmen kann, aber selbst die Ketzer mit intolerantestem Fanatismus verfolgt, mit seinem größten Künstler Rembrandt, der am Prunk des Reichtums wie an den charakteristischen Judentypen das gleiche ästhetische Wohlgefallen hat. Das ist die Welt, in die Spinoza hineingeboren wird — und über die er schließlich in allen ihren Sonderwelten hinauswächst. Er beginnt

[6]) Besprechungen in der Beilage zur (Münchener) „Allgemeinen Zeitung" 1913, Nr. 41 von Stephan Zweig, in der „Deutschen Arbeit" (in Böhmen) 1903, S. 823 fg. von Paul Zincke.

im Schoß der jüdischen Gemeinschaft. Dem Vater, einem eifrigen Kaufmann und gesetzesstrengen Juden, steht er von vornherein fern, er ist ganz das Kind der Mutter, einer geistig hochstehenden, fein organisierten Frau; unter ihrem und — nach ihrem frühen Tode — unter dem Einfluß ihres stillen Freundes, des Rabbi Jehuda, wächst er heran. Wie er hier die ersten frühzeitigen Proben seiner intellektuellen Begabung und seines fühlenden Herzens ablegt, wie er später in der Gesetzesschule Kritik am Judentum übt und mit Schülern und Lehrern zu ringen beginnt, wie die Philosophie des Maimonides und selbst die Geheimlehre der Kabbala ihn unbefriedigt lassen und er schließlich sich sagen muß: ich bin kein Jude mehr, das alles ist anschaulich und farbenreich gezeichnet. In diesen Kapiteln herrscht Leben und Bewegung, und Spinoza bleibt im Mittelpunkt des Interesses.

Aber dann werden die Schwierigkeiten schier unüberwindlich. Gerade jetzt, wo Spinoza die jüdische Gemeinde verläßt und ein eignes Leben führt, wo er immer größer und imponierender hervortreten sollte, verblaßt seine Gestalt und wird immer schemenhafter. Denken ist der Inhalt seines Lebens; selbst die Neigung zu der schönen und jungen Clara Maria, die einst Berthold Auerbach als geschickter Schriftsteller und schlechter Historiker zum Angelpunkt seines Spinoza-Romans gemacht hatte, kräuselt kaum die Oberfläche seiner Seele. Die Konflikte in der Gesetzesschule ließen sich anschaulich machen, aber sein Hinauswachsen über Descartes, sein Einsam-Sein selbst den Freunden gegenüber, die sich um seine Philosophie zu sammeln beginnen, die Vollendung seiner Lebensarbeit in seiner „Ethik" — das sind gar zu abstrakte Stoffe. Es ist auch kein Ersatz dafür, daß in den letzten Partien der große Staatsmann Hollands, Jan de Witt, mehr und mehr das Interesse auf sich zieht.

Aber die Philosophie hat zwei Seiten. Sie ist nicht bloß Wissenschaft, strenge Wissenschaft; sie ist auch Lebensweisheit. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese zweite Seite den Dichter in noch höherem Maße fesselt. Die Erringung von Lebensweisheit aber ist nicht notwendig an Philosophie als Wissenschaft gebunden; sie kann auch durch Lebenserfahrung eines nachdenklichen Gemüts erworben werden.

Nicht das Denken Spinozas, sein Kopf, interessiert uns am meisten, sondern sein Fühlen, sein Herz. Daher trägt der Roman den Titel „Amor Dei". Hier haben wir das Spinoza-Motiv losgelöst von der Person Spinozas.

* * *

Der neue Roman „Meister Joachim Pausewang" (1910) bedeutet einen Fortschritt. Er ist ein Ich-Roman (der alte Schuhmachermeister schreibt am Abend seines Lebens seine Geschichte für seinen Sohn und sein „lieb gelahrt Urenkelein" auf, zu Nutz und Frommen seiner Nachfahren), und diese Kunstform hat jedenfalls den einen Vorzug: den Zwang zur straffen Konzentration. Der Erzähler, der sein eigenes Leben erzählt, steht notwendig im Mittelpunkt alles Geschehens; das Subjekt ist zugleich Objekt der Erzählung; und was jenseits seiner Welt liegt, liegt auch jenseits seiner Erzählung. Diese eigene Welt aber ist rein und reich zur Entfaltung gebracht. Von den historischen oder historisierenden Romanen Kolbenheyers ist dies der geschlossenste.

Deutlich gliedert er sich in zwei Hälften: die Jugend und die Zeit des Erwachsenen.

Die Jugendzeit ist beherrscht von der mächtigen Gestalt des Vaters. Dieser, ein ehemaliger Student, hat nicht die Erfüllung seiner Sehnsucht und seines Menschentums gefunden; unausgeglichen und voll Unrast treibt ihn der Überschuß seiner Kraft zu gewaltigem Zechen (doch hat ihm gegenüber — als einem Verwandten von

Hermann Hesses Peter Camenzind — der Wein seine körperlich und moralisch zermürbende Wirkung verloren), zu urwüchsigem Laienpredigertum und schließlich in den Krieg. Dem Sohne zeigt dieser Vater, der im Grunde seinen Gemütes ist, eine rauhe Außenseite. Der Sohn sehnt sich zum Vater, der Vater zum Sohn, und nur in seltenen Momenten können sie zueinander gelangen; aber gerade in und an diesem Verhältnis der Spannung wächst und erstarkt der Sohn.

Als er dann ohne den Schutz des Vaters ins Leben hinaustritt, ist zwar die Grundrichtung seines Wesens schon bestimmt; in sich gefestigt und rein wird er durch die verschiedensten Verhältnisse seinen Weg finden. Aber hier nun findet er erst den, der die Anlage seines Wesens zur vollen Reife bringt, Jakob Böhme, dessen Geist sein besinnliches Gemüt mehr und mehr beherrscht. Er wird Geselle, Bräutigam, Meister, Ehemann und so fort, das ist nichts Ungewöhnliches. Aber wie er seinen und zarten Herzens als ein echter Jünger Jakob Böhmes all diese Dinge durchlebt, wie er im Alter rückschauend sein Leben mit Böhmes Augen betrachtet und seine Erzählung mit Böhmeschen Reflexionen um- und durchspinnt, das ist nichts Alltägliches. Der „Joachim Pausewang" ist ein Roman der Innerlichkeit.

* * *

Mit dem dritten Roman „Montsalvasch. Ein Roman für Individualisten" (1912) stehen wir plötzlich in der unmittelbaren Gegenwart. Hier ist nichts Historisches mehr, Kolbenheyer führt uns in das Wien seiner und unserer Zeit.

Held des Romans ist ein Student der Philosophie. Wir haben also folgende Stufenleiter: philosophisches Genie (Spinoza), Jünger eines Philosophen (Pausewang), Anfänger (stud. phil. Ulrich Bihander) — zweifellos eine sehr gesunde Entwicklung. Hier konnte der Autor aus seinem eigenen Lebenskreis heraus gestalten.

Auch der Schritt vom siebzehnten ins zwanzigste Jahrhundert ist für Kolbenheyer kein Sprung. Denn schon vor diesem Roman waren ihm mehrere Novellen auf dem Boden der Gegenwart erwachsen, moderne Motive waren darin behandelt, unverhüllt durch den Schleier der Geschichte.

In diesen Novellen also haben wir zwar nicht des Künstlers eigenes Leben, aber doch Motive, denen er selbst begegnet ist.

Das Grundmotiv der drei Novellen[7]) ist der Durchbruch zum eigenen Leben. Der Mensch ist noch nicht Mensch, er muß es erst werden.

Je nachdem man nun den Blick lenkt auf einen dieser Menschen, die der zweiten Geburt zustreben, oder auf die vielen, die in ihrem bloß physischen Menschsein beharren, entsteht eine ernste oder eine humoristisch-satirische Erzählung. Bei Kolbenheyer sind beide Arten vorhanden.

„Die Wiedergeburt des alten Daringer" gehört zur ersten Klasse. Daringer, ein alter Mesner im Ruhestand, gerät in Gewissensnot durch den Selbstmord seiner Frau: soll er ihr Tag für Tag Fürbittgebete und Kerzenopfer weihen ihres sündhaften Todes wegen? Oder hat Gott selbst sie durch Geistesverwirrung getrieben, ihr Leiden abzukürzen? War ihre Tat vielleicht gar keine Sünde? Und ist dann nicht seine angeblich fromme Fürbitte vielmehr lästerlicher Zweifel an Gott, der es mit ihr längst zum Guten hinausgeführt hat? — Diese seelische Erschütterung wird für ihn der Anstoß zur Wiedergeburt: er überwindet das zwiespältige Wesen,

[7]) Alle drei 1913 unter dem Titel „Ahalibama. Drei Erzählungen" erschienen. Sie sind vorher einzeln veröffentlicht, und zwar „Die Wiedergeburt des alten Daringer" 1908, „Ahalibama" 1909, „Münchhausen" um die Jahreswende 1910/11, alle in der „Deutschen Arbeit, Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen".

mit dem er sich bisher beruhigt und beschwichtigt hat, faßt Mut zu sich selbst, schüttelt die Zudringlichkeiten seines (politischen) Pfarrers, der Unbilliges von ihm verlangt, ab und wird nach manchen Kämpfen und Schwankungen ein innerlich freier Mensch, der in sich selbst ruht. Ein Freund, den er noch spät gewinnt, ein Hofrat, wird ihm hilfreicher Vermittler des neuen Lebens. All diese Entwicklungen, die Seelenbedrängnisse und deren Überwindung, wie die Freundschaft der beiden alten Herren, sind mit überraschend zarter, doch sicherer Hand gezeichnet.

Die beiden andern Erzählungen gehören zur humoristisch-satirischen Gruppe.

Die Erzählung mit dem rätselhaften Titel „Ahalibama" hat zum Grundmotiv die Aufdeckung alles Übertriebenen in den menschlichen Lebensäußerungen und der in dieser Übertreibung enthaltenen Unwahrhaftigkeit.

Träger dieses Kampfes ist der Schuster Wenzel Tiegel, wieder ein Schuster mit einem philosophischen Einschlag. Von Haus aus ein schüchternes Menschenkind, zieht er sich bald ganz in sich zusammen und führt ein Leben für sich. Nicht was draußen in der Welt, was um ihn herum geschieht, nur was in ihm selbst vorgeht, ist das wirkliche Leben. Von diesem seinem sichern Beobachtungspunkt aus betrachtet er nun kritisch alles, was vorgeht, und er findet überall einen gemeinsamen Zug: die Übertreibung. In Reiseabenteuern wie in Gerichtsverhandlungen und häuslichen Szenen, überall Übertreibung und darum Unwahrhaftigkeit. Ein Symbol für alles Übertriebene findet er in dem Namen von Esaus Weib Ahalibama. „Ahalibama, welch ein Ungetüm an Übertreibung! Was für Orgie an Konsonanten und Vokalen! . . . . Was für ein Kerl mußte Esau gewesen sein, wenn er solch eine unerhörte Übertreibung ehelichen konnte, ohne daran zugrunde zu gehen!" Mit diesem Symbol hat er den Schlüssel zu allen Erscheinungen gefunden. Und wenn die Umwelt mit ihren Übertreibungen sich gegen ihn wendet, verleiht ihm dies Zauberwort eine allerdings nur innere Überlegenheit den Lebensgewalten gegenüber.

Auch in den Büchern und der Wissenschaft, denen er sich zunächst still für sich allein, dann, ohne aus seinem stillen Wesen herauszutreten, auf der Volkshochschule hingibt, spürt er nur noch Übertreibungen. Dies führt zur Katastrophe. Als er hier in einem Volkshochschulredner, der Vorlesungen über Beredsamkeit hielt, das verkörperte und in seinem Wirken erfolgreiche Ahalibama erblickt, wird er so erregt, daß seine innere Erregung zum Ausdruck drängt und er den Schönredner als Demagogen und Verführer entlarvt; des Redens ungewohnt, wird er schließlich ausgelacht; voller Scham eilt er nach Hause, um sich in sich zu verkriechen und die Bettdecke über die Ohren zu ziehen, da tritt er fehl, er stürzt — und die Stadtbahn trennt seinen Kopf vom Rumpf.

Der Autor steht auch diesem seinem Helden voll Humor gegenüber. Er läßt erkennen, daß er in seinem Kampf gegen Ahalibama in das entgegengesetzte Extrem verfällt und schließlich doch nur ein negatives Ahalibama darstellt. „Er begriff nicht, daß bei aller Bildungsfähigkeit der Stoff des menschlichen Gehirns die trägste Materie sei, ja, daß die Funktion des Großhirns geradezu darin besteht, den lebendigen Tanz der Sinne zu hemmen und zu lähmen — woraus dem Originalgenie die Not erwächst, seine Anschauungen den nächstliegenden Gehirnen in schreckhafter Übertreibung zu versetzen, um wenigstens eine leise Rührung zu erzielen." Unser Schuster wird darüber „ausdrucksblind".

In der dritten Erzählung „Münchhausen über uns", die fast ganz im studentischen Milieu spielt, wird das Motiv der ersten Novelle, aber in anderer Wendung, wieder aufgenommen. Ein älterer Student ist im Begriff, in angelernter Weisheit und tönendem Wortwesen stecken zu bleiben; da bringt ihn ein ironisch-überlegener Kollege und ein nachdenklich stimmendes Erlebnis zum Erwachen: er fängt sein Leben von vorn an. Noch im letzten Moment ist er gerettet. Wir ver-

lassen ihn mit der Hoffnung, daß er nun wirklich — aus einem Schauspieler — ein Mensch werden wird.

Diese Erzählungen waren also eine gute Vorbereitung auf einen Roman aus dem modernen Leben.

Auch in der Form verrät „Montsalvasch" noch eine gewisse Verwandtschaft mit ihnen. Er entrollt kein volles Bild der Zeit, auch nicht ein vollständiges Bild der Welt, in der der Held des Romans, der stud. phil. Ulrich Bihander, lebt, der studentischen Welt, in der die wissenschaftlichen, korporativen, nationalen, sozialen und menschlichen Interessen durcheinanderfluten und in die das Eindringen der weiblichen Studenten ein neues Element hineinbringt. Das Werk steht auf dem Übergang, es ist keine Novelle mehr, aber noch kein voll ausgewachsener Roman.

Zwei Erlebnisse sind es hauptsächlich, die Ulrich Bihander hat (denn das dritte, die Abwehr einer männererobernden Jugendfreundin, berührt ihn nicht tiefer): die Hingabe an das Studium der Philosophie und sein Verhältnis zu Martha Körs.

Als dieser Ulrich Bihander endlich die Schule und ein unfruchtbares Militärjahr hinter sich hat, und nunmehr die Universität bezieht, strebt er nicht ein Amt mit festem Gehalt und Pensionsberechtigung an, sondern er will Mensch, nichts als Mensch werden, und der Weg dazu ist ihm das Studium der Philosophie. Mögen all die braven Seelen bedenklich das Haupt schütteln, er geht unbekümmert seinen Weg. Wir erleben mit ihm die Wonne, die ihn erfüllt, als der krasse Fuchs zum ersten Male die Alma mater betritt; wir begleiten ihn in sein Studium, wie er zunächst viel über Philosophie und Philosophen hört und liest, wie er dann zu den Philosophen selbst vordringt und es schließlich in ihm selbst zu denken anfängt; die Nöte, die jedem tüchtigen, im Werden begriffenen Menschen zu schaffen machen, die Zweifel, ob auch seine Kraft für die erwählte Aufgabe ausreiche, ob er wirklich berufen sei, bleiben auch ihm nicht erspart. Der schon früher bei Spinoza berührte Umstand, daß sich philosophisch-wissenschaftliche Arbeit nicht gut darstellen läßt, macht hier weniger Schwierigkeit. Von einem Studenten, der erst anfängt zu studieren, erwartet man noch keine epochemachenden Gedanken und Leistungen. So verschlägt es nicht viel, wenn die Gespräche mit dem alten Finanzrat Klinz, seinem Hauswirt, einem profunden Philosophen auf eigene Faust, die als Ersatz dienen müssen, mehr „Lebensweisheit" als Philosophie enthalten und in Dilettantismus überzugehen drohen. Er selbst fühlt sich zur Philosophie berufen, und das können wir ihm auf sein ehrliches Gesicht hin schon glauben.

Nun wird aber seine Liebe zur Philosophie auf eine schwere Probe gestellt. Er lernt eine Studentin kennen, die Nichte seines alten Finanzrates, Martha Körs. Sie ist zwar Frauenrechtlerin und als solche antimaskulin gestimmt; aber die beiden Menschenkinder sind jung — und so kommt, was kommen muß: es entwickelt sich so etwas wie Liebe zwischen ihnen. Ganz klar ist sich nämlich unser Philosoph nicht über die Natur dieses Gefühls. Anziehung und Flucht wechseln. Die entschlossene Frauenrechtlerin will natürlich vom Mann nichts wissen, in großen Streitgesprächen kämpft sie mit Ulrich Bihander; aber in ihrer Jugend ist sie infolge unglücklicher Familienverhältnisse einsam gewesen, ihr jetziger Gegner ist der erste Mann, zu dem sie Vertrauen faßt — und so gehört ihm unversehens, was Herz an ihr ist, bald auch ihr Mund; sie ist es, die die Initiative zum Küssen ergreift: „sie war rascher gewesen als er." Da sie beide bei demselben Finanzrat wohnen, findet sie sich eines Nachts in seinem Bette, und der Philosoph hat nichts dagegen einzuwenden. Das hat nun seine Konsequenzen. Eine Frauenrechtlerin, die Vereine gründet, Kongresse besucht und Reden hält, mit einem vorzeitigen Kind — das geht doch nicht. Und Martha Körs beginnt, das kommende Kind als etwas Störendes zu empfinden. Ihre Neigung

zu Ulrich Bihander hat nicht ihr tiefstes Wesen ergriffen und sie umwandeln können, sie ist dieselbe Frauenrechtlerin geblieben, die sie war.

Anders steht Ulrich dem kommenden Kinde gegenüber. Ritterlich und brav ist er bereit, sämtliche Konsequenzen zu ziehen, dem Kinde ein Nest und einen bürgerlich einwandfreien Namen zu schaffen und seine Zukunft sicherzustellen. Er will sogleich heiraten, der Student die Studentin. Die Mittel seiner Mutter erlauben ihm das. Allerdings muß er, da sie doch für alle Anforderungen seines künftigen Haushaltes nicht ausreichen, seiner geliebten Philosophie Valet sagen und sich einen Beruf suchen, der ihm als Ernährer einer Familie auch etwas einträgt. Er will umsatteln und Jurist werden; da hat er bald Aussicht auf ein nährendes Amt. Zunächst gilt es, die Mutter für seinen Plan zu gewinnen. Das Geschehene widerspricht zwar ihren Anschauungen von Grund aus, aber schließlich siegt das Herz der prächtigen alten Dame, und sie entschließt sich, Martha als ihre Tochter anzuerkennen und den beiden jungen Leuten eine Existenz zu schaffen. Im Besitz der Hälfte des mütterlichen Vermögens kehrt Ulrich als angehender stud. jur., Staatsbeamter und Familienvater nach Wien zurück. Die Hochzeit kann stattfinden.

Aber siehe, es war alles umsonst. Die Zeit seiner Abwesenheit hat Martha Körs benutzt, um die unbequeme Folge jenes nächtlichen Besuches mit Hilfe einer befreundeten, Medizin studierenden Frauenrechtlerin aus dem Wege zu schaffen. Sie denkt nicht daran, Ulrichs Lebensgefährtin zu werden, das Erlebnis mit ihm war nur eine Episode ohne ernsthafte Bedeutung, sie hat weiter für die Rechte der Frau zu kämpfen. So braucht unser Student nicht Familienvater zu werden und sich unters Beamtenjoch zu beugen. Mit einem blauen Auge und dem halben Vermögen seiner Mutter kann er wieder zu seiner geliebten Philosophie zurückkehren. Wird er seinen Montsalvasch erreichen? Denn erreicht hat er ihn natürlich noch nicht. Aber er kann die Wanderung dahin wieder aufnehmen.

* * *

Im nächsten Roman lenkt Kolbenheyer zum historischen Roman zurück.

Doch ist diesem Werk gegenüber einstweilen Zurückhaltung geboten. Denn „Die Kindheit des Paracelsus“ (1917) und „Das Gestirn des Paracelsus“ (1922) sind Teile eines größeren Ganzen, einer Paracelsus-Trilogie. Ein sicheres Urteil wird daher erst möglich sein, wenn auch der dritte Band vorliegt.

Mit Bewußtsein ist in der „Kindheit des Paracelsus“ die Form des Romans gesprengt.

Am Schluß des Buches ist der „Held“ sieben oder acht Jahre alt. Seinen Kern macht also die Entwicklung eines Kindes aus. Schon zweimal in seinen Romanen hat Kolbenheyer dies Thema berührt: die Entwicklung des Knaben Baruch Spinoza und des Knaben Joachim Pausewang hat er liebevoll verfolgt, zudem in dem Essay[8]) „Klein-Rega“ eine eigene Kinderstudie (nicht Dichtung) nach einem lebenden Modell in der für Kolbenheyer charakteristischen Mischung von Darstellung und belehrender Reflexion gegeben. Aber dort war die Kindheitsentwicklung doch nur Teilmotiv, hier ist es Hauptmotiv, und ist dementsprechend mit fast systematischer Gründlichkeit dargestellt. Von der Geburt an begleiten wir jeden Schritt des kleinen Erdenbürgers: das erste Erwachen menschlichen Bewußtseins, Sprechenlernen und so fort, bis er, besonders durch den Verkehr mit seiner kranken Mutter, frühzeitig lernt, Menschen zu behandeln. Die Entfaltung der „schwebenden Keime des Menschentums“ — ein echt Kolbenheyersches Motiv.

[8]) „Deutsche Arbeit“, Oktober 1912; abgedruckt „Die Lese“, 9. und 16. August 1913.

Darum, nicht daraus.

Zu dem Motiv des Knaben von früher Gefühlsreife, der darum zum Arzt prädestiniert ist, trat noch etwas anderes hinzu. Der historische Paracelsus wurde 1493 geboren. Eine Gestalt nun, die sich seines Namens bedient, kann nicht gezeichnet werden ohne Berücksichtigung der Zeit, in der er lebte. Ist sie auch ein Geschöpf des Dichters und grundsätzlich und faktisch von dem historischen Träger des Namens verschieden, so will sie doch ein Verwandter sein; dazu ist auch äußere Ähnlichkeit notwendig. Es gilt also die Zeit, in der er lebte, zu erfassen.

Es regt sich nun ein zweiter Trieb: außer der seelischen Entwicklung des Knaben auch seine Zeit darzustellen, und zwar möglichst getreu, möglichst umfassend. Die Kräfte, die sich in den verschiedenen Lebenskreisen neben- und gegeneinander regen, wollen gestaltet werden: das Reisläufertum der Schweizer und ihre wilde Kampfeslust in Verteidigung der Heimat, die Brüder des Lebens als die Stillen im Lande, der wallfahrtfrohe Katholizismus und so fort. Kurz, der kulturhistorische Roman wird Ideal, das heißt: die Wiederbelebung einer versunkenen Kultur durch dichterische Mittel.

Was aber ist nun die Hauptsache im Buch: die innere Entwicklung des Knaben? oder die umfangreiche Zustandsschilderung? Beide Elemente, scheint es, sind nicht ausgeglichen. Auf weiten Strecken verlieren wir im Gedränge der Menschen den kleinen Paracelsus ganz aus den Augen. Der „Roman" löst sich in eine Reihe lebender Bilder auf. Notdürftig wird er nur dadurch zusammengehalten, daß die verschiedenen Personen derselben Familie angehören und in demselben Hause wohnen.

Als eine Folgerung aus dem Prinzip des Naturalismus ergibt sich nun auch, daß die Menschen die Sprache ihrer Zeit, auch im philologischen Sinne, sprechen müssen. Der Autor geht bei den Schriftstellern jener Zeit und — bei den Germanisten in die Schule.

Kolbenheyer tritt damit in das Gefolge des naturalistischen Dramatikers Gerhart Hauptmann, der als erster seinen „Florian Geyer" die Sprache des 16. Jahrhunderts sprechen ließ (1895). Zwar hat schon früher einmal Wilhelm Meinhold seiner „Bernsteinhexe" die altertümliche Sprache zeitgenössischer Chronik geliehen (1843); aber das blieb isoliert. Erst Hauptmann erhob die Sache zum Prinzip. In seiner Gefolgschaft nun wandte Kolbenheyer das Prinzip auf den historischen Roman an; zum ersten Male — schon vor dem „Paracelsus" — geschah es im Leben des „Meister Joachim Pausewang".

Tatsächlich sind ja der Anwendung des naturalistischen Prinzips auf die Sprache historischer Romane (oder romanähnlicher Bücher) enge Grenzen gezogen. Bei dem Jahr 1500 etwa muß sie Halt machen. Von da an wird die ältere deutsche Sprache doch zu fremdartig, und auch der Naturalist wird nicht verlangen, daß Scheffels Ekkehard von Rechts wegen hätte althochdeutsch stammeln sollen.

Am einwandfreisten, scheint mir nun, ist Kolbenheyer die Imitation der alten Sprache im „Pausewang" gelungen. Nicht um ihrer größeren naturalistischen Echtheit willen, sondern aus einem ganz anderen Grunde: das Buch ist sprachlich aus einem Guß. Von der ersten bis zur letzten Zeile spricht der alte Pausewang, der seine Lebenserinnerungen aufzeichnet. Und nun begibt sich etwas Eigentümliches: sein Herz ist erfüllt von innerer Zartheit und Feinheit, aber die Sprache, die ihm zu Gebote steht, ist steif und spröde; und von dieser Spannung geht tatsächlich ein starker Reiz aus.

In der „Kindheit des Paracelsus" dagegen ist der größte Teil des Buches, alle die Partien nämlich, wo der Erzähler selbst das Wort führt, in der Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben; nur, wo die auftretenden Personen selbst

sprechen, reden sie das ältere Deutsch, und zwar das Schweizerdeutsch. Das Nebeneinander zweier verschiedener Sprachen aber stört den einheitlichen Eindruck.

Im ganzen also, zeigt sich, unterliegt der Autor bei naturalistischer Arbeitsmethode der Gefahr, daß er auf Nebendinge zu viel Wert legt. Auf der anderen Seite aber ergibt sich ein klarer Gewinn. Bei naturalistisch geschulter Darstellung bleibt kein Platz für bloße Phantasien und vage Vorstellungen, kein Platz für bloß äußerliche Kostümierung. Alles ist konkrete und konkreteste Anschauung.

Ist aus seinem Buch infolge des Auseinanderklaffens in zwei verschiedene Hälften, in bloße Milieuschilderung und in seelische Entwicklung, auch kein wirklicher Roman geworden: all die vielen Gestalten, die darin auftreten, stehen als lebendige Menschen von Fleisch und Blut scharf umrissen und anschaulich vor uns. Gerade einem von Haus aus der Innenwelt zugewandten Autor kann die naturalistische Schulung in der Erfassung der Außenwelt als Durchgangsstadium sehr förderlich sein. In diesem Buch ist die Schilderung des Marienfestes, des Festes der „großen Göttin", mit seinen Wallfahrermassen und die des Schwabenkrieges mit seiner Kampfeswut besonders gut gelungen.

Trotz alledem bleibt ein Zweifel, ob der Stil der Darstellung wirklich rein naturalistisch ist. Nicht bloß, daß dem Buch ein symbolisches Kapitel, in dem Wodan und Christus sich begegnen, vorangeht; man könnte hier sagen, es stehe außerhalb des Romans. Auch sonst zeigen sich Züge, die über den Naturalismus hinausweisen. Die Gestalt des Helden im Schwabenkrieg, in dem sich die wilde Kampfeslust der Schweizer verkörpert, ist mit Hodlerschen Linien gezeichnet und ins Überlebensgroße gesteigert. Kann man das noch Naturalismus nennen?

* * *

Im zweiten Band, „Das Gestirn des Paracelsus", der die Mannesjahre darstellt, trägt nun die „naturalistische" Schulung tatsächlich ihre Früchte. Während im ersten Band das historische Drum und Dran vielfach Herr über den Autor, vielfach Selbstzweck wurde, ist hier der Autor Herr über das Historische.

Was aber ist das Motiv des Romans?

Was Kolbenheyer darstellt, ist das Werden eines genialen, eines „schöpferischen" Menschen — ein echt Kolbenheyersches Motiv.

Im ersten Band lernten wir ihn schon als den geborenen Arzt kennen, der dazu prädestiniert ist, vermöge seiner natürlichen Gabe, die Menschen zu behandeln, und seiner triebhaften Hilfsbereitschaft ein Helfer der leidenden Menschheit von bedeutendem Range zu werden. Jetzt tritt nun das Wichtigere hinzu: die wissenschaftliche Schöpferkraft. Erst sie gibt seinem ärztlichen Wirken den bedeutenden Hintergrund; sie befähigt ihn, die ganze bisherige ärztliche Wissenschaft, die auf bloß gelehrter Überlieferung beruht (Galen), aus den Angeln zu heben, neue Fundamente durch Naturbeobachtung zu legen und den Neubau bereits zu beginnen. Er wird, was die Gegner ihm zunächst höhnisch im Sinne der Ketzerei vorhalten, wirklich ein Lutherus medicorum.

In zwei Perioden entfalten sich seine Mannesjahre. In der ersten Periode wird Paracelsus auf Schule und Universität ein Meister seiner Kunst; auf einsamen Wegen wandelnd, faßt er die tiefe Einsicht in die Wissenschaft. In der zweiten Periode führt er seine neue Einsicht in die Praxis ein und sucht sie in der Welt durchzusetzen. Hierbei aber prallt er heftig mit der bestehenden Welt, die durch Herkommen und durch die Interessen der Ärzte und Apotheker geheiligt ist, zusammen. Da die Macht der Anhänger des Alten groß ist, seinem eigenen Wesen aber, da er doch bloß ein Mensch ist, bestimmte Schranken gesetzt sind, wird aus diesem Konflikt ein

ständiges Martyrium für ihn. Er ist zu bedeutend, um übersehen zu werden; aber er ist anders als die andern, darum muß er leiden. An ihm wiederholt sich das tragische Geschick der von den Göttern begnadeten Erdensöhne:

Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

Alles Sinnen und Trachten dieses Menschen ist so ganz in eine Richtung gedrängt, daß für anderes keine Zeit und keine Kraft mehr vorhanden ist. Die Frau spielt keine Rolle in seinem Leben. Selbst wo sich der Frau gegenüber, die sich an ihn schmiegt, heißeres Verlangen regen will, wird es durch andere Kräfte in den Hintergrund gedrängt und abgekühlt: durch die unwillkürlich geübte Fähigkeit, was im andern Menschen vorgeht, zu durchschauen. Die Fähigkeit der Diagnose schaltet die Leidenschaft aus. „So muß der Arzt fühlen, wenn er erkennen soll; alle Hilfe liegt im Erkennen."

Auch mit dem altertümlichen Deutsch der Dialog-Partien (nur lateinisch geführtes Gespräch wird im heutigen Deutsch wiedergegeben) kann man sich jetzt um Paracelsus' willen in höherem Maße aussöhnen. Paracelsus als der Begründer einer neuen Einsicht ist noch nicht imstande, sie in begrifflicher Klarheit und sprachlicher Prägnanz wiederzugeben; er hat mit der Sprache zu ringen. Sein Sprechen ist oft ein Stammeln; er schafft sich neue „Wortzeichen"; auch von seinen Schülern verstehen ihn nur wenige. Alle Personen und Schilderungen dieses Buches sind von äußerster Konkretheit. Aber was noch wichtiger ist: alles Historische ist doch nur Kleid für ein überhistorisches, ein zeitloses Motiv. Recht wie Schranken des historischen Naturalismus sind damit angedeutet.

Wenn Kolbenheyer uns im „Gestirn des Paracelsus" ein reifes Werk geschenkt hat, so liegt das auch an der Art seines Arbeitens: er hat ihm Zeit gelassen zum Reifen. Während andere Autoren jährlich ein bis zwei Bücher produzieren, liegen hier zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes fünf Jahre.

* * *

Kolbenheyer ist auch Lyriker. An verschiedenen Orten verstreut sind Gedichte von ihm erschienen [9]). Es überrascht nicht, ihm unter den Gedankenlyrikern zu begegnen. Diese Art der Dichtung, die das Abstrakte anschaulich machen will, hat zwar immer mit besonderen inneren und äußeren Schwierigkeiten zu ringen; aber sie entspricht seinem Wesen.

Erwähnen wir noch seine jüngst erschienene Legende „Die Rechtfertigung Gottes" [10]), so haben wir den Überblick über seine Produktion beendet.

* * *

Wie kommt der Dichter zu seinen Motiven? Oder wie kommen die Motive zu ihm?

Hier besteht eine merkwürdige Spannung. Goethe hat das Glück gehabt, elf Jahre seines Lebens, die erste Zeit in Weimar, an ein zeitraubendes Amt, unter dessen Last er zuletzt zu erliegen drohte, zu verlieren. Klopstock dagegen hat das Unglück gehabt, frühzeitig einen Ehrensold zu erhalten, der es ihm ermöglichte, nur als Dichter zu leben. Das ist das Dilemma: der Schriftsteller, der n u r Schriftsteller ist, steht nicht im Strom des Lebens, er ist nur Zuschauer; der Schriftsteller aber, der ein aktives Leben führt, droht der Schriftstellerei entzogen zu werden. Durch

[9]) Das letzte im Böhmerlandjahrbuch 1921, S. 120, unter der Überschrift „Werkgeheiligt".
[10]) Im Bundeskalender des Bundes der Deutschen in Böhmen 1921, S. 126 ff.

die Überwindung dieser Spannung, scheint es, geht der Weg zur wahren Schriftstellerei, der Schriftstellerei nämlich, die kein Literatur- und Bücherwesen ist, sondern Lebensgestaltung.

Vielleicht bedeuten die Kriegsjahre etwas Ähnliches für Kolbenheyer, Jahre der Selbstverlorenheit [11]), ein schlichtes Eintreten in die große Masse der Arbeiter, ein Unterordnen des eigenen Selbst unter den Dienst am Volk, eine Befreiung von Reflexion und Selbstreflexion, ein Untertauchen in den Strom des Lebens. Dann wird er einst diese „verlorenen" Jahre, die ihm den Arbeitsfrieden raubten, trotz allem segnen.

Es gibt ein Wort, das in allen Büchern Kolbenheyers auffallend häufig vorkommt: das Wort Sehnsucht.

Sehnsucht allein
Weist Wege dir und Brücken.

Sehnsucht ist die treibende Urkraft im Gemüt Spinozas wie in dem Joachim Pausewangs und Ulrich Bihanders und auch in dem des Kindes und Mannes Paracelsus.

Was aber ist Sehnsucht? Und woher eignet ihr so große Bedeutung?

Der greise Joachim Pausewang lehrt es uns, indem er es für seinen Sohn aufzeichnet (Seite 52 fg.): „Ich sag dir, mein Basil, die Sehnsucht öffnet uns die Augen ehender, als ein irgend geschrieben oder gesprochen Wort. Ja, alle Weisheit ist nur ein Schatten der Sehnsucht. Sie quillt aus des Wesens Tiefe, strömt vom Herzen und berieselt das Feld. In ihrer Fülle gleichest du Gott in seinem Urgrund, da alles in ihm erschwoll. Was wunder, daß dir die heimlichen Pforten springen. So bewahre dir deine Sehnsucht rein und du wirst ein staunend Kind bleiben, ob auch deine Schläfe graut. . . . Hätt unser Herr Jesus vom Berg aus nit zu einem Volk gesprochen, dem das ‚Kreuziget, kreuziget!' auf den Stirnen geschrieben stund, er hätt allein gesagt: „Selig sind, die Sehnsucht tragen ihr Leben lang!" Darumb so hüt sie und halt sie wach!"

„Selig sind, die Sehnsucht tragen ihr Leben lang!" — das ist es, und das ist der Unterton, die stille Begleitmelodie zu dem Besten, was Kolbenheyer geschaffen hat. — Ein Ton aus großer Tiefe, verwandt dem alten, nicht immer verstandenen Wort: „Selig sind, die da geistlich arm sind." Ich weiß nicht, ob Kolbenheyer sich dieses Zusammenklanges bewußt ist; aber vorhanden ist er.

In einer seiner Novellen (Ahalibama, S. 263) heißt es einmal: „Nur die Unfertigen kommen in den Himmel." Möchte Kolbenheyer damit begnadet werden, daß er nie zu den Fertigen gehört.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

„Die großdeutsche Frage"

Der Wunsch nach nationaler Einigung ist seit Jahrhunderten in vereinzelten Männern lebendig gewesen, in Deutschland bereits vor Zerschlagung des seit 200 Jahren sterbenden Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Aber erst die Erschütterungen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege ließen ihn überall auflodern und zum Allgemeingut der Völker Europas werden. Die

[11]) Vgl. sein Gedicht „Geduld" in dem Taschenbuch auf das Kriegsjahr 1914/15. Verlag Hugo Schmidt, München 1914, Seite 96.

Saat ging nicht gleich schnell auf. Mißtrauen oder Sympathie, je nachdem die erstrebte Einigung den politischen Interessen des Staates entsprach oder seinen Machthabern als Schwärmerei verdächtig erschien, bezeichnete seine Wege. Die Zeit von 1820 bis 1850 war in politischer Beziehung für Europa die Periode bürgerlicher Romantik.

Dem deutschen Volke wurde damals nicht die große Stunde nationaler Erfüllung beschert, wenn auch die Jahre der Befreiungskriege, die Jahre der Romantik, große Gefühle erzeugten, die das Volk für kurze Zeit über sich emporhoben und Separatismus und Kleinstaatideale vergessen ließen. Es mangelte aber ein fester Wille, der diese Gefühle zu klaren politischen Programmen gestaltet hätte. Studenten, Sänger und Turner waren im Vormärz die Träger des deutschen Einheitsgedankens gewesen. Das Jahr 1848 brachte den deutschen Staaten Konstitutionen, Parlamente und Parteien, eine moderne Presse und eine öffentliche Meinung. Die Form dieser neuen Gebilde für die Eingliederung des Volkswillens in den politischen Staatsgedanken sollte erst gefunden werden. Das erste deutsche Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt konnte, trotzdem es die besten deutschen Köpfe umfaßte, diese Aufgabe praktisch nicht lösen und erschöpfte sich in fruchtlosen Redeschlachten. Als man sich endlich — zu spät — entschloß, die deutsche Kaiserkrone König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen anzubieten, lehnte dieser ab. Dem Romantiker auf dem Königsthrone schien eine solche Krone ohne Macht doch allzu romantisch. Die historische Entwicklung hatte den deutschen Stämmen zu verschiedene Aufgaben zugeteilt; der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich stand drohend vor jedem Versuche, ein deutsches Kaiserreich zu schaffen.

Trotz dieser Mißerfolge ist die Tagung des Frankfurter Parlaments für den großdeutschen Gedanken schlechthin grundlegend geworden. Tiefbewegt von Gefühlen schicksalhafter Zusammengehörigkeit hatten alle deutschen Stämme Vertreter nach Frankfurt entsandt: Es war die erste Kundgebung des deutschen Selbstbestimmungsrechtes, die Grundlage, auf der wir fußen. Bis in die Zeiten unserer gegenwärtigen Not und der daraus neu erwachsenden Gemeinschaft finden wir keine ähnlich starke Willensäußerung des deutschen Volkes. Der großdeutsche Gedanke, alle Stämme einschließlich der Deutschösterreicher im Reiche zu vereinen, war damals lebendig gewesen. Da Österreich aber zu einem großen Teile von nichtdeutschen Stämmen bewohnt und die Möglichkeit der Zerschlagung Österreichs nach nationalen Bestandteilen nicht gegeben war, so suchten diese Großdeutschen ihren Weg im Föderalismus. Sie forderten ein Reich auf der Grundlage eines Staatenbundes, in dem auch die deutschen Alpen- und Sudetengebiete entsprechend ihrer geschichtlichen Entwicklung hätten vertreten sein können. Aus völlig anderen Gründen neigten auch manche deutsche Mittel- und Kleinstaaten zum föderalistischen Gedanken: die Furcht vor den preußischen Nachbarn trieb sie dazu. Preußen hatte in dieser Zeit durch weitblickende Zollvereinspolitik die Interessen der meisten deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs mehr und mehr an sich zu ketten gewußt und durch einen Wirtschaftsbund der engeren staatsrechtlichen Vereinigung vorgearbeitet, der die Einigung der deutschen Stämme aber mit Ausschluß Österreichs anstrebte. Das Jahr 1864 brachte — noch in äußerlichem Zusammengehen mit dem Donaustaat — die Befreiung der Schleswig-Holsteiner, ohne wesentlich den großdeutschen Gedanken zu stärken. Der kleindeutsche Weg war frei geworden, es fehlte an klaren Vorschlägen zur Lösung in großdeutschem Sinne. Die Utopie mußte den Bedürfnissen der Wirklichkeit weichen, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zerriß auch das letzte Band, das fast alle deutschen Stämme umfaßt hatte: der Deutsche Bund. In den widerstrebenden deutschen Mittelstaaten, die nun in Preußen einverleibt wurden, z. B. in Hannover, lebte die großdeutsche Tradition weiter. Aber ohne Taten. Die hessischen

und hannoverschen Rechtsparteien verstanden ihre Zeit nicht. Sie wollten das Rad der Geschichte zugunsten verwehrter Dynastien zurückdrehen: wenn sie „großdeutsch" sagten, so meinten sie eine Restauration im Schatten Habsburg-Lothringens und nicht eine Auflösung Österreich-Ungarns nach ethnographischen Grundsätzen. Immerhin gebührt ihnen das Verdienst, gewisse Verbindungen aufrecht erhalten, ja neue geknüpft, das Verdienst, manchen auf den großdeutschen Gedanken überhaupt erst wieder hingewiesen zu haben, der bei der allgemeinen Verknöcherung und Gefühlsverengung niemals auf die doch so selbstverständliche Einheit des Volkes aufmerksam geworden wäre.

Als in den Augusttagen des Jahres 1871 durch die deutschen Siege bei Weißenburg und Wörth die nationale Erregung stärkste Wellen schlug, forderte die öffentliche Meinung Deutschlands nicht nur die Einigung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde zu einem neuen Deutschen Reiche, nicht nur die Erneuerung der Kaiserkrone, sondern auch die Wiedervereinigung mit Elsaß und Deutsch-Lothringen. An diesem Aufschwunge teilzuhaben, versperrte den Deutschen Österreichs der Habsburgerstaat den Weg. Wie stand es aber im Elsaß? Als 200 Jahre vorher die Franzosen Straßburg geraubt hatten, hatte die Stadt feierlich protestiert. Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts hatten die deutschen Stände jederzeit sich gegen die Verwelschung des Elsaß gewehrt. Erst die Erlebnisse der Revolution, das Aufkommen des dritten Standes und der Notabeln, die Erinnerungen an die glorreichen Feldzüge Napoleons I., die keltische Legende usw. hatten es Frankreich möglich gemacht, von der Seele des Elsaß Besitz zu ergreifen. Die Bürgerschicht wandte sich zum großen Teile dem Westen zu, wo ihr politische Macht winkte. Aus Deutschland aber war kein politischer Gedanke von ähnlicher Werbekraft mehr über den Rhein gekommen. So hatten sich schon im Jahre 1813 die Elsässer dagegen gewehrt, als Deutsche im politischen Sinne in Anspruch genommen zu werden. Deutschlands Zerrissenheit blieb den Elsässern ein Spott und im Jahre 1848 entsandte man keine Abgeordneten nach Frankfurt, sondern man legte in Straßburg den Grundstein eines Denkmals zur Erinnerung an die 200jährige Vereinigung mit Frankreich, eines Denkmals, das freilich niemals enthüllt worden ist. Das in seinem Kern deutsche Volk des Elsaß und Deutsch-Lothringens fand sich dem politischen Gedanken der neuen deutschen Einheit fremd gegenüber. Die Einigung des Jahres 1871 kam zu plötzlich, als daß das neue Deutschland eine seelische Anziehungskraft auf die Elsässer, insbesondere auf ihre Jugend, hätte ausüben können. Man fühlte nur, daß man zu Deutschland gekommen war, ohne befragt worden zu sein. Das französisch gerichtete Großbürgertum konnte nicht zurückgewonnen werden, es fand im neuen Deutschland keinen Ersatz für die in einem französischen Elsaß innegehabte politische Macht, der Klerus, der im Grunde römischer dachte als völkisch, mißtraute dem neuen Kaisertum, dessen Geist seine Verfechter aus der Reformation und der Gewissensfreiheit herzuleiten suchten. So blieb Elsaß-Lothringen während der 47 Jahre kleindeutscher Einheit im neuen Reiche der politische Wetterwinkel. Dank der unglücklichen Konstruktion der „Reichslande" kam es niemals zur Ruhe, und die deutschen Behörden verstanden es so wenig, wie die eingewanderten Altdeutschen, den Stachel aus der elsässischen Seele zu nehmen. Man glaubte, sich auf das Großbürgertum in der Volksvertretung stützen zu müssen, und wollte nicht einsehen, daß nur die breiten bäuerlichen Massen dem Deutschtum uneingeschränkt erhalten waren. Erst 1911 kam ein Landtagswahlrecht zustande, das, demokratisch aufgebaut, den Spuk der Franzosenfreunde mit einem Schlage verwehen ließ. Mitten in eine aussichtsvolle Entwicklung kam der August 1914, die große Welle der nationalen Empfindungen, das gemeinsame Erlebnis, das Altdeutsche und Elsässer verschmolz. Aber der Krieg dauerte allzulange. Die Härte der Besatzungszeit, Ungeschicklichkeiten der Behörden,

Schikanen aller Art, Hunger und Not, endlich die rote Revolution, für die ein bürgerliches Land wie das Elsaß kein Verständnis hatte, wandten scheinbar im November 1918 die Seelen von Deutschland ab und Frankreich zu. Damals war es in weiten Kreisen der Bauern und Arbeiter nur die Freude, daß die Zeiten des Elends und der Not beendet seien, andere glaubten ehrlich an Versprechungen und Abmachungen mit den Franzosen, die Sprache, Volkstum und deutsche Kultur schützen sollten. Aber die Freudenäußerungen und Begrüßungen wurden in der Hand der französischen Presse in „Empfänge" umgewandelt, eine glänzende Propaganda hatte vorgearbeitet, Fahnen und in elsässische Trachten gekleidete Mädchen, die freilich aus Paris im Schnellzug heranbefördert worden waren, wurden der Welt als echte Stimme des befreiten Elsaß gezeigt. Heute glaubt niemand mehr diesen plumpen Betrug. Der Vertrag von Versailles hat den Elsaß-Lothringern das Recht der freien Selbstbestimmung versagt. In der Folge wurden 150 000 Menschen von den Franzosen vertrieben, meist eingewanderte, vielfach festgewurzelte Altdeutsche. Die Parlamentswahlen im Jahre 1920 standen unter stärkstem Zwang. Die wirkliche Entscheidung ist also in Elsaß-Lothringen nicht gefallen. Das Ringen um die Seele dieses im Kern rein deutschfühlenden Volkes geht weiter. Wir müssen abwarten, welche Wege der Volksgeist gehen will. Die Masse des deutschen Volkes, im Reich und in Deutschösterreich, wird gefühlsmäßig immer am Elsaß festhalten. Es ist ein Schicksalsland der deutschen Einheit. Klar müssen wir uns aber darüber sein, daß das deutsche Volk auf die Elsaß-Lothringer erst dann wieder Anziehungskraft auszuüben vermag, wenn die kleindeutschen Ideen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwunden sind.

Der großdeutsche Gedanke ist kein Eroberungsgedanke, sondern der Ausdruck des Willens der einzelnen Stämme, sich zu einem Gesamtreich zusammenzuschließen, und der Binnendeutschen, diese heranzuziehen. Er ist auch nicht der Wunsch nach Erstreckung des Reiches auf alle Teile, die irgend einmal zu Deutschland oder einem seiner Teilstaaten gehörten und heute vielleicht überwiegend fremdsprachlich sind. „Großdeutsch" heißt vielmehr, die Wiedervereinigung aller der Gebiete fordern, die selbst zum Reiche hinstreben, mag nun die Sprache des einzelnen Bewohners auch masurisch, kassubisch, wasserpolnisch, mährisch, wendisch, dänisch oder wallonisch sein. Hier trifft er sich teilweise wieder mit dem kleindeutschen Gedanken, und darum ist der Wunsch nach Wiedervereinigung mit den durch den Vertrag von Versailles abgerissenen Grenzlanden des Reiches lebendiger im Gefühlsleben des Binnendeutschtums verankert, als in seiner Spezialformulierung, im Anschluß Deutschösterreichs an das Reich.

Der Sieg des kleindeutschen Gedankens im Jahre 1871 war so gewaltig gewesen, daß er die alten natürlichen Gemeinschaftsgefühle völlig zurücktreten ließ. Man sah im Reiche nicht, daß die Deutschen in Österreich einen Kampf auf Leben und Tod auszufechten hatten. War ihnen 1866 die letzte Hoffnung genommen worden, im „Reiche" den Platz zu finden, für den sie nach 1848 in weiten Kreisen Verständnis gefunden hatten, so entfesselte der „Ausgleich" von 1867 mit Ungarn den Vernichtungskampf im eigenen Staate. „Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder", wie bezeichnenderweise der Titel der österreichischen Reichshälfte lautete, wurden auf Gedeih und Verderb mit dem Pseudo-Nationalstaat Ungarn verbunden. Die Deutschen wurden preisgegeben und, während die anderen Nationen Bresche um Bresche in das Staatsgebäude schlugen, glaubten es die Deutschen noch verteidigen zu müssen. Allerdings sahen einzelne von ihnen klarer. Gerade die wärmsten Anhänger Bismarcks lehnten das Bündnis mit dem Deutschen Reiche ab. Die Allgemeinheit, insbesondere im Reich, beruhigte sich aber bei dem Gedanken an das Bündnis, ohne daß man erkennen wollte, wie unheilbar die österreichische

Staatsidee durch die Nationalitäten unterhöhlt worden war. Auch der völkische Kampf um die Grenzgebiete fand wenig Widerhall und wenig Helfer. Manche Stadt und mancher Landstrich, die im Jahre 48 noch deutsch fühlten, ist seither im slawischen oder welschen Meere untergegangen. Es soll hier nicht im einzelnen von den Fortschritten der Tschechisierung, vom Verdrängen der Deutschen aus der Verwaltung der Sudetenländer gesprochen werden. Nur auf eine leicht mißzuverstehende Äußerung der Stadtbevölkerung von Triest soll hier hingewiesen sein. Im Jahre 1848 entsandte die Stadt noch in dem klaren Gefühle, der deutsche Hafen am Mittelmeer zu sein und durch eine Kette deutscher Stadtsiedlungen über slowenischen Boden hinweg den Anschluß an das festgefügte bäuerliche Deutschtum Kärntens und der Steiermark zu besitzen, Abgeordnete ins Frankfurter Parlament. Wenn heute die Urenkel der deutschen Achtundvierziger in Triest bisweilen bei Straßendemonstrationen „Evviva l'Austria" schreien, so hat das für uns Deutsche nicht die geringste politische Bedeutung mehr. Nichts wäre schädlicher, als Totes zum Leben erwecken zu wollen und berechtigte Forderungen durch Überspannung ins Unrecht zu setzen. Der Volksboden ist uns fremd. Die Gebiete, die Triest von Kärnten und der deutschen Steiermark trennen, sind bewußt national-slowenisch geworden. Ihre deutschen Minderheiten sind zum größten Teil mit Gewalt ausgerottet. Dieselben Triestiner aber, die früher nichts sehnlicher erstrebten, als die Erlösung ihrer Stadt durch Italien, wollen durch solche Rufe nur ihrer Enttäuschung Luft machen, die sie über das Absterben des Handels und die Verödung des Hafens seit seiner Einverleibung in das italienische Königreich empfinden. Sie sehen darin nur die mangelnde Fürsorge der italienischen Regierung und wollen nicht erkennen, daß es die unvermeidliche Folge der Abtrennung der Stadt von ihrem Hinterlande und des allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges ist, den Europa seit der Zerstückelung durch die Verträge in den Pariser Vororten erlitten hat.

Auch der Krieg, der das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn zu neuer Schicksalsgemeinschaft zusammenschloß, brachte der Mehrheit der Reichsdeutschen keine Klarheit über das Problem der Deutschen in Österreich. Es mangelte das Unterscheidungsvermögen. Man warf die Deutschen Österreichs mit den übrigen Völkern zusammen, und viele bittere Worte, die gefallen sind und noch fortleben, kamen aus den üblen Erfahrungen mit den Nichtdeutschen Österreichs. Der Blick der Männer, welche im November 18 als Volksbeauftragte in Berlin dem Deutschen Reiche neue Formen zu geben versuchten, war diesen Problemen fern. Andere Fragen beschäftigten sie. Der großdeutsche Gedanke lebte in ihnen nicht. Kein verbohrter preußischer Konservativer, sondern ein Unabhängiger wies die Bruderhand ab, die die Alpen- und Sudetendeutschen den Deutschen im Reiche entgegenstreckten. Es war die Zeit unseres furchtbarsten Tiefstandes, die Zeit, in der man uns im Westen und im Osten mit List und Gewalt Gebiete entriß und wir im Süden nicht zu nehmen verstanden, was sich uns freiwillig bot. Wie war das alles gekommen?

Im Deutschen Reiche war der großdeutsche Gedanke immer schwächer geworden. H. M. Richter gab 1881 noch im Vorwort seiner „Geschichte der deutschen Nation" die Anschauungen der Mehrheit des Volkes gegenüber der nationalen Frage (d. i. der Großdeutschen) Ausdruck: er pries sich glücklich, die Einigung der deutschen Nation darstellen zu dürfen. Frühere Geschichtsschreiber hätten dieser Fundamente entbehrt und über die Zukunft bange Zweifel äußern müssen. Heute sei es anders. „Mit Ruhe darf die Nation zurück, darf sie vorwärts und um sich blicken. Kämpfe natürlich sieht sie überall, aber sie hat das Bewußtsein ihrer Kraft wiedergewonnen, und wie sie die früheren überwunden, so wird sie auch die Zukunft überwinden. Daß aber keine volle Zufriedenheit herrscht, ist eben eine Bedingung der menschlichen Dinge. Ja, ist dieses Unbefriedigtsein jenen vielen Tausenden zu verdenken,

die sich vielleicht eine ganz andere nationale Einheit gedacht haben, als der Gang der Ereignisse sie geschaffen hat? Hat wohl jemals eine Nation einen gleich schmerzlichen Schnitt in ihr eigen Fleisch getan, wie wir im Jahre 1866, als wir jene südöstlichen Kolonialländer mit acht Millionen unserer Stammesgenossen von dem Körper der Nation lostrennten? . . . Doch es war ja die unumgängliche Bedingung unserer erstrebten Einigung, und die schmerzliche Amputation ist vollbracht worden. Seitdem sind wir nun wieder eine, allerdings gegen jene Seite geschmälerte, jedoch in uns geeinigte und gefestigte Nation."

Hier sehen wir bereits die kommenden Verfallserscheinungen vorgezeichnet.

Geblendet vom Schimmer des Reiches und seinem wirtschaftlichen Aufschwunge fanden sich die nationalen — sowohl die liberalen als auch die konservativen — Kreise mit den Verhältnissen ab. Nur wenige vergaßen der Deutschen österreich-Ungarns nicht. Die in den 80er Jahren angebahnte und durch das Bündnis mit der Doppelmonarchie geförderte Entwicklung war in nationaler Beziehung verhängnisvoll. Nur kleinere Kreise hielten die Verbindungen aufrecht. Neben dem Alldeutschen Verbande ist des 1881 gegründeten Vereins deutscher Studenten zu gedenken, der unter voller Bejahung des neuen Reiches den Zusammenhang mit den Deutschen jenseits der Grenzen pflegte. Aus seiner Werdezeit sind treffliche Männer emporgewachsen. Auch die Reste der alten „großdeutschen" Partikularisten fristeten noch ein schwaches Leben, freilich in unfruchtbarer Verneinung des Jahres 1866. Im Gefühl festen Besitzes wurde der Reichsdeutsche satt und zufrieden. Der nationale Gedanke war verschwunden zugunsten eines „Reichs"gedankens, der nichts anderes war, als ein „Staats"gedanke. Dieser Staatsgedanke ähnelte in vieler Beziehung dem der Vereinigten Staaten von Amerika, dessen Bürger auch nicht „völkisch" empfinden können: seine Wünsche — wenn sie sich kühn erhoben — wurden imperialistisch, bedacht auf Mehrung an Macht und Reichtum, aber nicht auf Heranziehung abgetrennter Volksgenossen. Innerpolitisch förderten sie den Riß zwischen rechts und links, zwischen „vaterländisch" und „international" Gesinnten. Die „Vaterländischen" waren keineswegs völkischer gesonnen, als etwa die Sozialdemokraten. In einem Gefühle traf sich die Mehrheit der Deutschen im Reiche — ohne es zu wissen: sie fühlten in volkspolitischer Beziehung nicht mehr deutsch, sondern nur noch „reichsangehörig". Im „Reichsdeutschen" sah man den „Deutschen" schlechtweg, dagegen in den Grenz- und Auslanddeutschen, bei denen die Prozentzahl der „bewußt" Deutschen weit höher war, Deutsche zweiter Klasse. An dieser verfehlten Einstellung, die im wesentlichen aus dem dynastischen Gegensatz der zwei großen politischen Kraftzentren innerhalb des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert entsprungen ist, kranken wir. Die Gefahr besteht, daß das deutsche Volk, wie vor hundert Jahren, als das große nationale Erwachen der europäischen Völker begann, seine Schicksalsstunde nicht erkennt. Das großdeutsche Problem berührt sich hier mit dem grenzdeutschen Problem: der Wille zur staatlichen Einheit ist maßgebend. Darum nehmen Elsaß und Deutsch-Lothringen keine Sonderstellung ein, wenn die Elsässer und Lothringer auch in ihren Gefühlen dem Reich gegenüber ganz anders stehen, als die Deutschösterreicher, die Sudetendeutschen und die übrigen Grenzdeutschen der Monarchie, wenn auch ihr Bekenntnis zum Reich nicht annähernd so klar ist, wie das der übrigen vom Deutschen Reiche abgesplitterten Gebiete. In den Deutschösterreichern aber lebt, trotzdem sie durch ihren alten Staat von der Vereinigung mit dem Muttervolke immer weiter weggeführt wurden, der klare Wille nach dem Zusammenschluß. An den Deutschen im Reiche ist es, diesen Glauben nicht noch einmal zuschanden zu machen. Sylvanus.

Berliner Theater

An den fälligen Bericht kann man mit freundlicherem Gefühl gehen, als das letzte Mal, denn im Spielplan waren mehrer neue Werke lebender deutscher Dichter und auch sonst einiges, was ein Verweilen lohnt.

Im „Staatstheater" wurde Ludwig Bergers vieraktiges Schauspiel „Genofeva" *) aufgeführt, vermochte aber im Gegensatz zu der Frankfurter Uraufführung weder beim Publikum noch bei der Kritik einen Erfolg zu erringen. Wenn ein Dichter den Rahmen und das Kostüm einer Sage oder Historie wählt, steigert er von vornherein die Ansprüche, die man an sein Werk stellt, um so mehr, wenn schon ein Dramatiker wie Hebbel, freilich durchaus nicht mit einem Meisterwerk, sich an dem Stoff versucht hat. Wer nicht mit unerhörter Kraft dem Stoff eine neue Form und neuen Inhalt zu geben versteht, der wird in den Verdacht geraten, aus mangelnder Fähigkeit zu dramatischem Gestalten, gegebene Vorlagen als bequemes Vehikel für das, was er sagen möchte, gewählt zu haben. Bei Berger nun scheint, wenigstens nach dieser einen Probe seines Schaffens, nicht nur die Fähigkeit zu dramatischem Gestalten, sondern selbst zu innerem dramatischen Erleben zu fehlen. Außer in ein paar starken Bildern im 2. Akt weht in dem ganzen Stück kein dramatischer Atem. Von der Sage benutzte er nur den Ablauf der Handlung und die gegebenen Personen. Aber mit einer etwas künstlichen Verschiebung. Golo ist nicht der schwarze Bösewicht und der Verleumder aus Rache für seine Abweisung, sondern Golo ist der bessere Teil des in zwei Seelen gespaltenen Herzogs Siegfried. Dieser nimmt das Kreuz, weil ihn die Reinheit der Genofeva bedrückt, die er nicht begreift, da sein Blut nach einer anderen Genofeva begehrt, während Golo gerade die Reinheit liebt und in tiefem Verständnis für deren Wesen Genofeva nicht begehrt, trotzdem sie ihm ihre Dankbarkeit für sein Verstehen nicht verhehlt. Wollte Berger hier den ewigen Kampf des Mannes in zwei Männern darstellen: das heiße Begehren des Bluts und die tiefe Sehnsucht nach der hoheitsvollen Unberührbarkeit der Frau, deren Erfüllung dem Mann doch nur Qual schaffen müßte? Das wäre ein Vorwurf, der seinen Versuch erklärte. Gelungen ist er nicht. Denn die reine Genofeva, die Siegfried verläßt, weil sie seinem Blut die Erlösung nicht schenkte, fühlt sich ihm im Blut so leibhaft verbunden, daß sie während seiner Abwesenheit in innigstem Verkehr mit dem geliebten Mann sich empfindet — ganz abgesehen davon, daß sie unmittelbar nach seinem Ausritt die Gewißheit erhält, daß sie durch ihn Mutter ist. Herzog Siegfried verweilt, nachdem er seinem Vetter Golo sein Land und seine Gattin anvertraut hat, noch einige Tage in Mainz beim Bischof Bonifaz. Hier trifft ihn die Nachricht, übermittelt durch den Übereifer kleinsichtiger Diener: „Golo liebt Genofeva." Wie alle dummen Männer folgert er: daher ihre Scheu vor mir, nicht Reinheit ist's, sondern Liebe zu einem andern. Heimlich kehrt er zurück, und durch künstliche Mißverständnisse wird er in seinem Verdacht bestätigt. Golo ist entflohen, das denkbar ungeeignetste Mittel wählend, um die geliebte Frau vor ihrer unwürdigen Auseinandersetzungen zu bewahren. Siegfried gibt den Mordbefehl, aber anstatt ins heilige

*) Buchausgabe bei Kurt Wolff, Verlag, München.

Land zu ziehen, führt er in Mainz ein unterirdisches Lotterleben. Wie in der Sage, wird der Mordbefehl nicht vollstreckt, Genofeva muß schwören, mit ihrem Kinde den Wald nicht zu verlassen. Bischof Bonifaz aber verhaftet den Herzog als Mörder, als er von dem Blutspruch hört. Sie finden dann Genofeva im Walde, Golo, der sie zurückführen will, und dem sie ihres Eides wegen nicht folgt, stürzt sich aus Verzweiflung über die Jämmerlichkeit aller menschlichen Einrichtungen in den Abgrund, Siegfried, der auf eine unverständliche Mahnung des Bischofs hin, sein weiches Herz zu verhärten, schnell die Hirschkuh, die seinen Sohn gesäugt, erlegt, kommt zu Genofeva, sie verzeiht ihm — es bleibt unklar, ob sie eigentlich weiß, was er geplant — aber sie stirbt, als sie hört, daß er den „Gott in der Hirschkuh" getötet hat. Schon diese mühsame Wiedergabe des Inhalts zeigt, wohin das Drama führt: ins Gerede, das immer dunkler wird, je mehr der Fortgang eine gestaltete Lösung verlangt. Immer wieder tauchen musikalische Schönheiten aus dem Wirrwarr auf, gute und tiefe Worte. Aber diese Einfälle verführen den Dichter, ihnen nachzujagen, und um ihnen gerecht zu werden, fügt er seinen Personen immer neue Züge an, die mit ihrem Wesen nicht zusammenpassen, so daß sie verwirrend viele Gesichter erhalten. Er meißelt nicht, sondern schminkt an. Die menschliche Ebene, auf der alles spielt, berührt sympathisch, nichts Rohes und Häßliches wird laut, aber immer stärker wird die Ablehnung, weil hier ein lebens- und menschenfernes Gefühl, dessen innerstes Wesen die Unkraft ist, nur noch Worte bildet. — Auch der Regisseur Berger, nach dessen farbigem und phantasiebeschwingtem Können man um so stärker Sehnsucht empfindet, je mehr die innere Kahlheit Jeßners hervortritt, vermochte das eigene Stück nicht zu retten, trotz tadellos funktionierendem Apparat, trotz interessanten, nur hie und da dem Kitsch etwas nahen, expressionistischen Bühnenbildern von Cesar Klein, und obwohl Lina Lossen eine Genofeva von so vielen Gnaden als Frau und Mutter spielte, die alles das *war*, was der Dichter seiner Heldin gestaltend nicht verleihen konnte.

Aus ganz anderen Gründen blieb *Georg Kaisers* Tragikomödie in 3 Akten „*Kanzlist Krehler*" (Kammerspiele) auch nur Literatur, trotzdem sie zwei Motive anschlägt, die alle angehen: ungelebtes Leben und mißbrauchte Kraft. Aber auch hier wieder hat Kaiser, der das, was man Zeitgeist nennt, mit den Nerven ergreift und, selten zwar, auch im Blut empfindet, nur mit dem Verstand gestaltet, bei ausgekuppeltem Gefühl und Herz. Und so bleibt das Ganze eine Konstruktion, deren Voraussetzungen schon selbst Konstruktionen, und zwar teilweise unrichtige, sind. — Das erste Motiv hat er schon in „Von morgens bis Mitternacht" behandelt, und sein Kassier wird auch hier als warnendes Beispiel beschworen. Der Kanzlist Krehler, der in 40 Jahren nie einen Tag Urlaub hatte (erste Konstruktion!), erhält am Tage nach der Hochzeit seiner Tochter von seinem Chef einen freien Tag geschenkt. Und nun bricht das Leben in das Scheindasein seiner grauen Alltäglichkeit und subalternen Pflichterfüllung, der die Wände seines Bureaus die Welt bedeuteten, mit solcher Wucht ein, daß ihm, der am Leben vorbeigelebt hat, betrogen um das einzige, was das Leben zu geben hat: Wärme, Glanz, Leidenschaft, schwindelt, so daß er nicht einmal sein eigenes Haus wiedererkennt. Ihm sind es unerhörte Begebnisse, daß der Bäcker, nachdem die Morgensemmeln verkauft sind, sitzt und die Zeitung liest, daß es Menschen gibt, die den Vormittag benutzen, um sich rasieren zu lassen. Aus einem fortfliegenden Fahrschein der elektrischen Bahn enthüllen sich ihm schicksalverknotete ungeheure Begebnisse. Die Alltäglichkeit mit allen ihren Dingen ist dämonisiert. Er trifft mit seiner Tochter zusammen, der durch die Weibwerdung gleichfalls das Leben in seiner strahlenden Schönheit und Weite aufging. Er beschließt, der neuen Erkenntnis zu folgen und sich dem Leben in die lockend geöffneten Arme zu werfen. Er will in Pension gehen, schreibt sein Abschiedsgesuch und trägt

es selbst aufs Bureau. Seine Frau lehnt sich dagegen auf, ruft den Herrn Rat, seinen Vorgesetzten, zu Hilfe, und beide machen ihm klar, daß es für ihn zu spät sei, daß er dem Leben, das er übrigens überschätze, gar nicht gewachsen sei. Er aber bleibt fest, denn nun setzt das zweite Motiv ein. Er fragt, wer denn der nächste dazu gewesen sei, ihn zu warnen, daß er nicht so unerhört betrogen wurde. Und ein tückischer, weil im Grunde kraftloser Haß gegen seine Frau, für die er sich abgerackert jahraus, jahrein, für die er blutleer und lendenlahm geworden ist, setzt ein. Er schleudert ihr furchtbare Anklagen ins Gesicht, er will das Geld von ihr zurück, er will sie vor seinen Augen als Befriedigung seiner Rache verhungern sehen. Die Frau duckt sich in verständnisloses Grauen. Aber sie bekommt wieder Oberwasser. Der Schwiegersohn, dem es seine Mittel erlauben, will die beiden Alten miternähren. Vergebens beschwört Krehler seine dicke Ehehälfte, das Opfer abzulehnen. Sie beharrt brutal bei ihrer Weigerung. Da stößt er seinen Schwiegersohn, der die Markise auf dem Balkon in Ordnung bringen will, von der Leiter in den Hof hinunter und tut selber den Todessprung ihm nach. Das Stück ist bühnenmäßig glänzend gearbeitet, besonders die beiden ersten Akte, aber selbst der rohe Schluß läßt sich aus der Besessenheit Krehlers heraus halten. Aber es ist eben alles Konstruktion, die Verbindung mit dem wahren Leben und seinem menschlichen Gehalt ist nicht einmal versucht. Und hier waren große Möglichkeiten. Lauern nicht die Sendboten des dritten Reiches hinter aller und jeder Verrichtung des täglichen Lebens, um den, der den Panzer der Alltäglichkeit ablegt, der für Menschen wie Krehler zugleich das Rückgrat seines Daseins ist, zu packen und in Wirrnis und Grausen zu stürzen? Sind nicht wir alle, die wir für das Leben anderer in täglicher Arbeit unseren Träumen und unserer Seele die Schwingen beschneiden, die wir unsere schönsten Provinzen in der Fron des Berufs immer mehr in Ödland verwandeln, Kanzlisten Krehlers? Aber Kaiser knüpft nicht die Fäden von seinem Krehler zur Zwiespältigkeit jedes männlichen Daseins. Ich könnte mir denken, daß Krehler Fallhöhe bekäme, wenn Kaiser ihm auch nur eine Marotte, meinetwegen einen Kanarienvogel oder eine Kakteensammlung gegeben hätte. So aber verdient dieser Mann sein Schicksal, und nichts verbindet ihn mit dem allgemein Menschlichen. Alles ist nur gedacht, nichts empfunden. Und doch entlassen uns die angeschlagenen Themen nicht so leicht aus ihrem erregenden Bann.

Eine sehr viel lustigere Bekehrung zum Leben versucht Hans J. Rehfisch mit seiner Komödie „Die Erziehung durch „Kolibri"" (Kammerspiele). Hier wird einem Kreise von Menschen ganz gründlich ihr Gerät verstellt, der sich zusammensetzt aus einem höchst korrekten — und nichts weiter als das — höheren Beamten, der nach Zertrümmerung seiner alten Welt ein völlig abgeschlossenes Dasein in äußerer und geistiger Enge führt, seiner Frau, die geduldig, liebend und blaß, selbst in allen Vorurteilen befangen, dies farblose Leben teilt, ihrer lebenshungrigen Schwester und deren nicht besonders charaktervollem Bräutigam. Wie eine Bombe schlägt die Nachricht in dies unbehagliche Idyll, daß der Onkel der beiden Schwestern durch seinen Tod sie in den Besitz einer mehr als auskömmlichen Rente setzt. Alles ist eitel Freude und Wonne. Aber der Brief des Onkels vernichtet die Fröhlichkeit. Denn diese Rente ist an die Fortführung des Unternehmens „Kolibri" geknüpft, in dem jeder nach den im Testament gewählten Worten nur ein gutgehendes Bordell vermuten kann. Erledigt gehen alle auseinander. Als sie es aber beschlafen haben, ist die Scheidung der Geister eingetreten. Fest hält an der unbedingten Ablehnung nur der korrekte Herr Hagedorn, durch Max Gülstorff mit hinreißendem Tempo gespielt, während sowohl Schwägerin wie Bräutigam sich zur Annahme entschlossen haben — ebenso wie Hagedorns Frau. Zwischen den Schwestern kommt es zu lieblichen Auseinandersetzungen des Neides. Endlich aber

pilgern die drei zu einem Frühstück, und Hagedorn in tiefer Bestürzung und Erregung über das Niederbrechen der Mauern, die er für nicht berennbar hielt, bleibt allein, empfängt eine Abgesandte des Instituts „Kolibri" und läßt sich schließlich durch einen verkommenen Sportredakteur überreden, doch das Erbe wenigstens einmal anzusehen. Soweit ist alles sehr geschickt und flott. Nun aber greift das Schicksal ein, das anscheinend bei einer Komödie wohl zwei gute Akte zuläßt, dann aber nur einen schwachen Abschluß gestattet. Denn „Kolibri", in dem alle Beteiligten sich wiederfinden, ist natürlich — ein Modehaus im modernsten Stil mit Damen als Probiermamsells, höchst anständig und sehr schick. Und der Onkel ist auch nicht tot, sondern hat durch diesen anmutigen Scherz nur seinen Neffen von seiner Enge und Torheit befreien und zum Verständnis fürs wahre Leben erziehen wollen. Es ist wirklich schade, daß die Laune nicht vorhielt, sondern diese billige Lösung, die ja auch nur literarisch ist, gewählt wurde. Sonst hätten wir hier ein deutsches Lustspiel voll Schmiß, Witz und Laune begrüßen können.

Lachen konnte man auch in dem Schwank „Der keusche Lebemann" von Franz Arnold und Ernst Bach (Kleines Schauspielhaus), in dem im Gegensatz zum früheren Rezept ein Mann nicht von seiner wirklichen Vergangenheit in Verlobung und Ehe hinein verfolgt wird, sondern in die schwersten Nöte gerät, weil er sich ein interessantes Vorleben, ein Verhältnis mit einer Filmdiva, angedichtet hat, da seine Zukünftige es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, nur Männer mit Vergangenheit lieben zu können. Natürlich ist sie zum Schluß heilsfroh, daß alles nur Schwindel war, als die Diva und ihr Verlobter ihren interessanten Bräutigam in die böseste Bedrängnis bringen. Aber seien wir ehrlich: fröhlich war man doch nur, weil Guido Thielscher, der Unverwüstliche, den recht lockeren Schwiegervater und Victor Schwannecke den Wüstling wider Willen spielten.

Mit Harry Kahns Komödie „Der Ring" (Kleines Schauspielhaus) schließt die Reihe der Aufführungen von neuen Werken deutscher Dichter, d. h. dieses geschickt gemachte Stück gehört richtiger in die Abteilung „nach französischem Muster", ein waschechtes Ehebruchstück, dessen unappetitliche Moral, ein Ehebruch sei nicht gewesen, wenn man ihn nicht sehen wolle, im Kaffeehaus, aber nicht auf der Bühne Figur macht.

* * *

Eigentlich müßte man die Aufführung von Gerhart Hauptmanns Berliner Tragikomödie „Die Ratten" (Volksbühne) gleichfalls zu den neuen Werken rechnen, denn seit der ersten Aufführung, die ein glatter Durchfall war, trotzdem Otto Brahm ihr liebevoll sein ganzes reifes Können lieh und Else Lehmann die Frau John spielte, ist eine Zahl von Jahren vergangen, die uns veränderte Augen gaben und Gerhart Hauptmann wie im „Florian Geyer" gegen das Urteil von damals in seinem Wollen bestätigen. Im Vollbringen jedoch nicht. Denn in diesem Stück, dessen Titel und Untertitel man bei der Beurteilung nie vergessen darf, ist ihm zwar wie keinem andern Dichter ein Lebendigmachen dieses Berliner Mietshauses geglückt von der Requisitenkammer des Theaterdirektors Hassenreuter, die er in seiner Notzeit als Maskenverleihgeschäft, aber auch als Schlupfwinkel für seine galanten Abenteuer benutzt, bis zu der muffigen Wohnung der Frau John, in der sie ihren Verzweiflungskampf um das Kind des polnischen Dienstmädchens kämpft, das sie mit dem Recht der Liebe und der Sorge als ihr eigenes ansieht. Einen Kampf, der sie in schwerste Schuld verstrickt, als ihr verkommener Bruder das Dienstmädchen umbringt und ihr Mann sich von ihr wendet, so daß ihr nur der Selbstmord als Ausweg bleibt. Mit einer unerhörten Kraft hat Hauptmann die Geister des Grauens in diesem über alle Vorstellung furchtbaren Zusammengepferchtsein von

menschlichen Existenzen gebannt und Einzelfiguren geschaffen, die man nicht vergessen kann. Aber es ist eine Rechnerei in dem Haushalt dieser Kaserne: hie schwerstes Wirklichkeitsleid, da ein Scheindasein, gespieltes, theatralisches Leben, hie Biederkeit und Schlichtheit, da Verworfenheit und Verbrechen. Und tragisch und komisch sind auch mit einer solch regelmäßigen Abwechslung gemischt, daß man die Hand des Apothekers spürt. Aber den Wahnsinn und die Ungeheuerlichkeit dargestellt zu haben, daß es überhaupt eine Möglichkeit für Menschen gibt, unter solchen Bedingungen zu leben und Kinder heranzuziehen, wird Gerhart Hauptmann unter dem Vielen, was es seinem 60jährigen Leben schuldet, grade unser Geschlecht danken. — Helene Fehdmer als Frau John war eine Leistung von einer Einheitlichkeit und Kraft mit ergreifenden Tönen von Güte, Verstörtheit, Trotz und tiefstem Herzensleid, die man ebensowenig wie Else Lehmanns Darstellung vergessen wird. Jürgen Fehling, der an seinen Aufgaben immer stärker wächst, hatte die Regie und konnte wieder einen vollen Erfolg buchen.

* * *

Von Aufführungen der Klassiker sind besonders hervorzuheben Goethes „Faust“ (Lessingtheater) und Hebbels „Judith“ (Deutsches Theater). Denn über Jeßners Inszenierung von Schillers „Don Carlos“ läßt sich nur sagen, daß sie völlig mißglückt ist. Nicht nur, daß eine Fehlbesetzung mit der andern wetteiferte, nicht nur, daß eine ärmliche, kahle Phantasie dem Ganzen einen grotesk wirkenden Rahmen gab, war auch das Werk, das der Aufführung große Schwierigkeiten entgegensetzt, einer Bearbeitung unterzogen worden, die rücksichtslos und roh wesentliche Stücke herausschnitt. Fehler wie der, daß der Großinquisitor in seiner Unterredung mit dem König seine Begleiter als Zeugen bei sich behält, dürften nicht einmal einem Anfänger passieren. Übrigens endet diese Unterredung das Stück unter Weglassung der Szene im Schlafgemach der Königin! Die Freundschaft des Infanten mit Marquis Posa scheint dem Regisseur wichtiger gewesen zu sein als die Liebe zu seiner Stiefmutter. — Unbeschwert durch Bedenken literarischer Bildung hat Barnowsky in seiner Aufführung von Faust 1. Teil, rein bühnenmäßig gesehen, eine höchst beachtenswerte Leistung vollbracht. Der Faust, freilich nur so weit wie er Barnowsky zugänglich ist, kam als Bühnenwerk zu voller Wirkung, trotzdem kein Faust und ein sehr einseitiger Mephisto und auch kein Gretchen auf den Brettern standen. Aber was Käthe Dorsch als Gretchen gab, war so reich und dabei von so schlichter Innigkeit, daß man hingerissen wurde. In ihr erfüllte sich das Schicksal eines einfachen, kindlichen Mädchens aus dem Volke, nicht das aller verlassenen Frauen. Man glaubte nach ihren ersten Szenen nicht, daß dieses Mädchen je wahnsinnig werden könnte, und sie wurde es auch nicht in der Art, wie Gretchen es werden muß, sondern auf ihre eigene Weise. Aber so blieb ihre bewundernswürdige Leistung bis zum Schluß ganz einheitlich und geschlossen. Und ein anderes Gretchen hätte die Aufführung des Lessingtheaters wohl auch kaum ertragen. — Im andern Sinn von den Darstellern zu reden, erfordert die Neueinstudierung von Hebbels „Judith“ mit Agnes Straub in der Titelrolle und Heinrich George als Holofernes. Was Agnes Straub als Judith gab, ist schauspielerisch vielleicht das Stärkste, was der Theaterwinter brachte. Einheitlich, geschlossen vom ersten bis zum letzten Wort, das sie sprach, stand eine Judith auf der Szene, die Jungfrau, Weib, Prophetin, Richterin in jedem Zuge des stolzen Gesichts, in jeder Linie des gestrafften Körpers war. Die Wandlung der Judith durch Holofernes' Kraft und ihre Besinnung auf ihre Berufung wurden selten in so adliger Kunst lebendiges Erlebnis. Der Holofernes Georges war ihr zum mindesten im Anfang ebenbürtig, und es ist

erfreulich, daß durch diese Aufführung ein neuer starker Schauspieler gewonnen wurde. Dem Werk Hebbels stand man ferner denn je gegenüber. Wenn man die übersteigerte Judith noch erträgt bei einer Künstlerin wie Agnes Straub, so ist Holofernes, der immer als Posaune dessen, was andere von ihm sagen müßten, vor sich herläuft, als übersteigerte Brutalität einer verborgenen Unkraft kaum mehr genießbar. Es ist wahrscheinlich, daß die Hebbel-Dämmerung bald auch literarische Gestalt gewinnt. Es braucht ja nicht grade Emil Ludwig zu sein, der das aktuelle Buch „Ich und Hebbel" schreibt.

Grillparzers Ehrung in seinem Jubiläumsjahr versuchte als einzige der Berliner Bühnen das junge Schloßpark-Theater in Steglitz durch eine Aufführung seines Trauerspiels „Des Meeres und der Liebe Wellen", das freilich mehr ein Volkslied als ein Drama wurde und seinen Schöpfer nie befriedigte. Die eigene Luft, das Musikalische der Grillparzerschen Werke fühlbar zu machen, blieb der fleißigen Regie noch versagt, wenn auch innerlich Gefühltes durch unvollkommenes Kleid sichtbar wurde.

* * *

Zum Molière-Jubiläum bescherte uns das Deutsche Theater eine Aufführung des „Tartüff", die mit Eugen Klöpfer in der Hauptrolle und Max Gülstorff als Orgon Perzelle den ganzen blutigen Hohn dieses großen Verächters und seine beschwingte Grazie so zeitlos glaubhaft machten in einem hinreißenden Tempo, daß man fast die Geschmacklosigkeit der Regie vergaß, einer Augenblicksmode folgend, Molière im Kostüm unserer Zeit zu geben.

Auch Edmond Rostands einst so geliebte romantische Komödie „Cyrano von Bergerac" (Deutsches Theater) errang trotz einer lahmen Inszenierung einen vollen Erfolg — weil Werner Krauß den Gascogner spielte, spielte mit der ganzen gebändigten Kraft und der durchdachten Überlegenheit seiner Natur, die — trotz des unvergessenen Joseph Kainz — hinriß, vielleicht weil dieser Cyrano nicht so sehr aus der formfreudigen und form-, also scheinberauschten Welt Rostand-Fuldas, sondern aus der kräftigeren, rauheren von Dumas' „Drei Musketieren" herkam. — Das dritte französische Werk, das vom „Deutschen Theater" herausgebracht wurde, war Romain Rollands Drama „Die Wölfe". Der in Frankreich ganz einflußlose, in Deutschland leider einem Menschen wie Wilhelm Herzog verbundene Dichter, deklamiert auch hier wieder seine edlen Gedanken, ohne irgendeine Fähigkeit der Gestaltung. Das um die Jahrhundertwende entstandene Stück, in dem trotz einem Gefecht und einer Hinrichtung nichts geschieht, aber um so mehr geredet wird, bringt, nach dem Satze „Homo homini lupus" geschrieben, ein Wort, das wir anmerken wollen: „Ein Frankreich, das unterdrückt — ich zerbräche es lieber wie dies hier" (er zerbricht ein Lineal) und für uns Deutsche: „Schande auf meinen Namen, aber das Land ist gerettet!" Armer Romain Rolland, welch Gesicht zeigt dir dein Frankreich von heute?!

* * *

Zwei Versuche sahen wir neben anderem. Leoncavallos „Bajazzo" wurde als Pantomime mit dem sehr lustigen Nachspiel „Das Abenteuer" (Deutsches Theater) gespielt. Trotz Werner Krauß als Bajazzo kann man dieser Kreuzung zwischen Oper und Pantomime kein gutes Horoskop stellen; was an Straffung gegenüber dem Gesang gewonnen wird, zerdehnt die Pflicht zum Tanzen.

Eine Riesenreklame hatte „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" (Theater in der Königgrätzer Straße) als den

Beginn einer neuen Ära für das Theater angekündigt. Man sah eine raffinierte Technik am Werke, die unter Teilung der Drehbühne in vertikaler und horizontaler Richtung die Benutzung von sechs Ausschnitten oder Ausschnittchen fast gleichzeitig ermöglichte. Kino und Bühne: keins ganz und in keiner organischen Verbindung. Dieser Weg führt nicht ins Freie und zu neuen Möglichkeiten. Man könnte denken, daß die Technik sich dämonisieren ließe, aber hier wurde die Dämonie ins Joch einer gedankenlosen Technik gespannt. Mit E. T. A. Hoffmanns uns heiligem Kreisler hatte diese Bearbeitung durch Meinhard und Bernauer nichts zu tun, selbst „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach wirken, ihr verglichen, fast klassisch, trotzdem einige angenehme und gruselige Nervenspannungen erreicht wurden.

* * *

Außer französischen gibt es neuerdings auch amerikanische, rumänische und argentinische Einfuhrartikel. Albert Bassermann quälte sich mit der Rolle des „großen Bariton" („The great Lover") von Ditrichstein und Halton (Theater am Kurfürstendamm) ab und verhalf diesem traurigen Heldenlied von dem Don Juan ohne Stimme zu einem Erfolg trotz oder wegen seiner abgründigen, amerikanischen Plattheit und Verlogenheit eines schiefen Gefühls. — Einen lustigen Abend aber bereitete das Spiel eines Argentiniers „Scampolo" (Theater am Zoo), das nach gutem französischem Rezept gearbeitet, durch Else Eckersberg, die die oder das Scampolo, „Stoffresterchen", nicht mehr Kind und noch nicht Weib, und so unglaublich edel und gut im Kern und Herzen, trotz allen schlechten Manieren, so bezaubernd und glaubhaft spielte und von Heinz Salfner als italienischem Ingenieur, Hans von der leeren Tasche und Genie, prachtvollst unterstützt wurde, daß man all den schiefen Unsinn glaubte und sich des ausgezeichneten Zusammenspiels von Herzen freute.

* * *

Durch die traurige Entwicklung des Theaterbetriebes gezwungen, hatten wir mählich die Hoffnung und den Anspruch aufgegeben, die Bühne, immer spärlicher werdende Einzelversuche abgerechnet, noch als ein hohes und großes Mittel anzusehen, unser Volk sich auf ihr seelisch selbst erleben und sich innerlich erneuern zu lassen. Wer die Berliner Bühnen beobachtet hat, weiß, daß nur zwei Möglichkeiten noch bleiben: die eine die Verrotterung der Theater, die auf ihre Abendkasse angewiesen sind, die andere, wenigstens noch zum Teil ihre hohe Sendung zu erfüllen, nur für die Bühnen, die entweder mit staatlicher Unterstützung arbeiten oder von einer großen Gemeinschaft getragen werden, wie die Volksbühne. Darum begrüßen wir um so freudiger einen Plan, der nun feste Gestalt gewonnen hat, die Gründung der „Deutschen Bühne". Die ruhigen und ernsten Worte ihres Programms bedürfen keiner weiteren Empfehlung *).

„Nach den bitteren Enttäuschungen dieses Krieges regt sich in immer weiteren Kreisen täglich stärker die Sehnsucht nach seelischer Erneuerung. Zu den Kräften sittlicher Erhebung in dieser schweren Zeit zählt mit an erster Stelle die Schaubühne. Sie ist eine geistige Macht, die die Menschen zur Verinnerlichung führen kann, wenn sie im Sinne der großen schaffenden Genien unseres Volkes geleitet wird. Mit Ausnahme der Volksbühnen und einiger künstlerisch geleiteter Theater wird der

*) Nähere Auskunft erteilt die „Deutsche Bühne", Berlin C 19, Oberwasserstr. 12. Die Mitgliedschaft erwirbt man durch einmalige Einzahlung von 10 M. Die Stammsitze kosten einschließlich Programm und Garderobe 12 M., 15 M., 20 M., 25 M., 30 M., 35 M., gegenüber von Preisen von 100 M. aufwärts in den anderen Berliner Theatern.

heutige allgemeine Theaterbetrieb dieser hohen und schweren Aufgabe nicht gerecht. Das kassenmachende Serienstück mit der Amerikanisierung des Theaterbetriebes triumphiert nur zu oft über den künstlerischen Spielplan und wirkt auf weite Volksschichten als Anreizung niedriger Instinkte. Aber auch die edler gearteten Darbietungen sind wegen der sprunghaft steigenden Preise weiten Kreisen vielfach nicht zugänglich.

Nach jahrelangen Vorarbeiten ist es einem an dem geistigen Wiederaufbau der Heimat mitschaffenden literarischen Kreise gelungen, trotz der Ungunst der Verhältnisse in Berlin eine deutsche Bühne zu gründen, die einem aus dem Druck der Gegenwart sich emporringenden Verlangen nach Verinnerlichung und Vertiefung entgegenkommt. Diese Bühne, die sich nach dem größten deutschen Dichter nennt, ist sich dessen bewußt, daß sie mit dem Namen Goethe die Verpflichtung übernimmt, in seinem Sinne zu einer Gemeinschaft „reiner Menschlichkeit" beizutragen und erzieherisch zu wirken. Es gibt auch heute künstlerische Kräfte — vielleicht noch unentdeckte und unausgenützte — die fähig wären, aus persönlicher Ergriffenheit heraus darstellend von reiner Kunst zu zeugen. Und es gibt auch allerorten eine Zuschauerschaft, die darauf wartet, daß das Theater eine Stätte weihevollen Erlebens sei."

In ihren Spielplan, der im September dieses Jahres beginnt, sind Goethes „Die natürliche Tochter" und „Elpenor", Kleists „Robert Guiskard", Schillers „Die Braut von Messina", Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt", ein Christus-Weihespiel, Werke von Hans Sachs und Calderon, Lessings „Philotas" und ein russisches Stück aufgenommen. Wenn die Leitung der „Deutschen Bühne", ohne zu literarisch zu werden, ihrem Programm getreu bleibt, wird und muß hier eine Gemeinde und eine Gemeinschaft entstehen, durch welche die Bühne wieder in ihren hohen Rang gerückt und ihrer ursprünglichen Aufgabe zurückgegeben wird: dem deutschen Volk den Sinn des eigenen Seins zu deuten. R. P.

Literarische Rundschau

Die weißen Götter

Dreierlei Arten von Lesern gibt es: solche, die sich unterhalten wollen — sie nennen es: genießen, meinen: amüsieren, denn sie wissen nicht, daß der Genuß aller Arbeit schwerste ist —; sodann jene, die nach Kenntnis und Belehrung streben; endlich die Minderheit derer, die lesen können. Es ist ein Beweis für die ausgleichende Gerechtigkeit der Natur, daß sie im gleichen Verhältnis zur Stärke dieser bedürfenden Gruppen entsprechend Dichter erschuf.

Nun liegt, nachdem vor Jahren der erste Band erschienen war, vollendet ein Werk vor, das allen Lesern gleicherweise entgegenkommt: „Die weißen Götter" von Eduard Stucken (Berlin, Erich Reiß), vierbändig, wiewohl es eigentlich nur drei Bände sind.

Es handelt von dem Zug des Cortez und dem Ende Mexikos. Eine Fülle von Gestalten taucht auf; Spanier und Mexikaner, Konquistadoren, Prinzen, Hidalgos, Priester, Pfaffen, Zauberer, Feldherren, Kaziken, namenlose Existenzen. Sie tauchen auf mit ihren hundertfältigen Schicksalen, die zurückreichen über den Anfang, hinübergreifen über das Ende des Buches, die sich verknoten, stoßen, scheiden, enden.

Zartestes, kaum zu Ahnendes steht neben brutalster Gemeinheit, der Krach der Feldschlangen weicht der Idylle, Natur und Überzüchtung gehen dicht zusammen. Atemlos folgen wir dem mannigfachen Geschehen, der rasenden Folge von Gipfel und Abgrund, staunend, wie die meisterliche Hand des Dichters die verwirrten Fäden der unzähligen, großen und kleinen, Geschehnisse zu einem farbigen Gobelin webt, staunend, wie eines Dichters Phantasie selbst Abenteuer adelt, wie sie in diesem Hexensabbath wohl am Platze, die aber zu vernehmen wir nur in bösen Stunden unserm Lesehunger zuliebe gewohnt waren. Es glückte mir der Versuch, den dritten Band zu lesen, ohne vorher die beiden anderen noch einmal zu durchblättern, und obwohl ein Jahr verstrichen war, seitdem ich zuletzt das Werk in der Hand gehabt hatte: ich war im Augenblick wieder heimisch, und kein noch so verschmitzter Name des Aztekenreiches ließ mich nachsinnen.

Stuckens zwingende Kraft macht uns heimisch in Mexiko. Ein verschollenes Reich taucht auf, üppig, herrlich, giftig wie nur eine schönste Orchidee. Welch eine Arbeit dazu gehören mochte, diese Welt aufs neue erstehen zu lassen, vermag ich nicht zu ermessen. Jahrzehntelange Studien müssen der Schöpfung vorangegangen sein, jahrelange Arbeit, um den letzten Hauch archäologischer Bemühung in den Weihrauch reiner Dichtung aufgehen zu lassen. Bauten, Kulthandlungen, Trachten, Art, Landschaft, ja die Laute der verklungenen Sprache werden uns vertraut. Ein überlegener Herrscherwille fügt Steinchen um Steinchen zum glitzernden, flirrenden, funkelnden Mosaik einer schier märchenhaften Zeit.

Von Heine bis Hauptmann, von der Lyrik bis zum Drama hat Mexiko die Dichter angezogen. Gelungen scheint der Wurf nur Stucken. Er singt ein Heldenlied, er dichtet ein Epos, das wie die größten Heldenlieder, nach Richard M. Meyers klugem Wort, immer fortwähren könnte; vorwärts und rückwärts stößt es weiter in die Unendlichkeit, ein Meteor, dessen Flugbahn nur aufleuchtet, solange er durch unsere Atmosphäre zuckt.

Was aber geschieht in diesem Buch, das sich immer höher und höher türmt, wie die Stufenpyramide des Huitzilopochtli? Ist es ein Sang auf den kühnsten aller Eroberer? Nein, denn des Dichters Herz schlägt in beiden Lagern mit gleich leidenschaftlicher Liebe und gleich leidenschaftlichem Haß. Ward es geschrieben, um des funkenden Schauspiels willen, den der Zusammenprall zweier Welten bieten mochte? Auch nicht: gestaltet ist einmalig die ewige Wiederholung von Ende und Anfang, vom trostlosen Kreislauf dieser Welt. Menschenopfern unerhört mit dem Kreuz ein Ende zu machen, fühlt sich Cortez als einen Nachfahren Gottfrieds von Bouillon. Aber sein Banner mit dem heiligen Zeichen muß er — so will es das Schicksal — auf einen Haufen Leichen pflanzen, so groß und hoch, daß der sterbende, blutlechzende Gott Mexikos eine letzte große Freude hat. Was aber groß und schön war, Raub wird es den schmutzigen Händen wüster Abenteurer, die von der alten Welt ausgespien wurden. Und seine Höhe ist auch Cortez' Fall. Leid und Schönheit gehören zusammen, das ist des Dichters traurige Melodie. Wir lauschen ihr erschüttert, klingt sie unsern Ohren doch allzubekannt, nur daß wir sie nicht vernahmen, weil die Hufe der apokalyptischen Reiter sie wie so vieles überdonnerten. Wir ständen trostlos; allein da taucht eine der reichsten Szenen dieses reichen Buches auf: drunten tanzen nackte Dirnen zum Gaudium der spanischen Landstörzer um die Lagerfeuer. Auf nächtlicher Höhe steht mit einem mexikanischen Mädchen ein spanischer Soldat, von dessen Namen und Herkunft niemand weiß. Der Narr macht sich an ihn und fragt nach wütend mißvergnügtem Geschwätz, ob jener wohl etwas wisse, darum zu leben es sich verlohne. Und zum ersten Male, überflammt von der Feuerlohe des ausbrechenden Popokatepetl, tropfen zwei Silben nieder auf die neue Welt: Plato, sagt der Namenlose.

Wolfgang Goetz.

Politische Rundschau

Die politische Welt Europas steht nach wie vor im Zeichen der Genueser Konferenz. Wenn wir uns aber im vorigen Monat darüber Rechenschaft geben mußten, daß sich die Welt auf Genua vorbereitete, so läßt sich diesmal kaum noch mehr behaupten, als daß sie sich in der Erwartung Genuas befindet. Der Zusammentritt und die Bedeutung der Konferenz sind mittlerweile so zweifelhaft geworden, daß man überall in einen Zustand der Inaktivität zurückgefallen zu sein scheint. Selbst auf die gegenwärtige deutsche Regierung dürfte dieses Urteil nach den letzten Reden des Ministers Rathenau zutreffen. Nach einem langweilig langen Ratespiel, ob die Konferenz verschoben werde oder nicht, ist endlich der 10. April als Tag der Eröffnung kundgegeben worden. Einige Tage lang wurde versichert, daß der Entschluß endgültig sei. Dann wurde der Tag wieder in Frage gestellt, und dann sagten die Vereinigten Staaten durch ein Schreiben an die italienische Regierung ihre Teilnahme ein für allemal ab. Poincaré ließ die Öffentlichkeit wissen, daß Millerand um den 10. April herum nach Marokko reisen werde und der Ministerpräsident unterdessen in Paris unabkömmlich sei. Darauf verlautete, daß wohl auch mit dem 10. April nicht mehr gerechnet werden dürfte.

Die deutschen Politiker und Wirtschaftler haben von Anfang an alle ihre Hoffnungen auf die Konferenz selbst gesetzt. Die anderen haben schon das Vorspiel zur Konferenz, den Kampf darum, ob und unter welchen Bedingungen sie zustande kommen werde, für die politischen Zwecke ihrer Völker und Staaten benutzt. Neben den Russen und Franzosen trat dabei immer mehr die Tschechoslowakei hervor. Wir dürfen annehmen, daß sich Herr Benesch vor allem im Dienst und zugunsten Frankreichs bemühte. Es war für Herrn Poincaré von erheblichem Vorteil, daß er sich bei der Spannung, die zwischen London und Paris besteht, gerade in der Frage der Konferenz zurückhalten konnte und der tschechische leitende Minister für ihn einsprang. England wurde dadurch regelrecht flankiert und Frankreichs Stellung so sehr verbessert, daß sein schließlicher Erfolg gutenteils aus der Hilfe Beneschs erklärt werden darf. Indessen wird Herr Benesch auch für sich und für den kleinen Verband gearbeitet haben. Es scheint ihm geglückt zu sein, über der Vorbereitung auf Genua die Beziehungen zwischen den zum kleinen Verband gehörigen Regierungen um manche Masche weiterhin zu verengern und außerdem Polen, das der Tschechoslowakei selbst schon seit dem Oktober vertragsmäßig verbunden ist, nun auch mit den übrigen Staaten des kleinen Verbandes in Verbindung zu bringen. In Preßburg verhandelten der tschechische und der jugoslawische Minister, in Bukarest die jugoslawische und die rumänische Regierung. In Belgrad wird eine wirtschaftlich-politische Zusammenkunft aller genannten Regierungen, einschließlich Polens, voraussichtlich stattgefunden haben, ehe dieser Bericht in die Hände seiner Leser gelangt. Zum Entgelt der von Herrn Benesch Frankreich geleisteten Dienste haben sich die beiden Westmächte endlich entschlossen, Österreich größere Darlehen zu gewähren, und dadurch die Aussichten für die Tschechoslowakei vermehrt, daß die wirtschaftlichen und politischen Ergebnisse, die sie sich von dem Vertrage in Lana versprach, von ihr eingeheimst werden können. Es läßt sich immer weniger verkennen, wie bedeut-

sam für die Entwicklung des kleinen Verbandes die Mitwirkung Österreichs ist. Bestes Zeugnis der Erfolge Beneschs in der allgemein europäischen wie in der südosteuropäischen Politik ist der sich immer mehr hebende Stand der tschechischen Krone. Die deutsche Börsenspekulation hat sich in den letzten Wochen redlich angestrengt, diesen Stand zu befestigen und der Menschheit den letzten Zweifel am Aufstiege der Tschechoslowakei zu nehmen.

Weniger auffällig als die Ergebnisse der Staatskunst Beneschs sind in den letzten Wochen die Ergebnisse der bolschewistischen Ausnutzung des allgemeinen Sicheinstellens auf Genua gewesen. Der von den Bolschewisten schon im vorigen Monat erzielte Eindruck, daß ein Einverständnis zwischen Moskau und Paris möglich geworden sei, ließ sich nicht gut mehr überbieten. Wir müssen uns im Gegenteil darauf gefaßt machen, daß die bolschewistische Regierung durch die Verschiebung der Konferenz wieder um einen Bruchteil der Früchte ihrer geschickten Propaganda betrogen werden wird. Die Wasser der europäischen öffentlichen Meinung wie der europäischen Kabinettpolitik, die beide durch die Nachricht von den französisch-russischen Abmachungen aufs äußerste aufgerührt wurden, konnten sich mittlerweile schon wieder ein wenig beruhigen. Tschitscherin hat zuletzt versucht, dadurch einen neuen Eindruck zu erzielen, daß er Poincaré mit dem Zorne und dem Widerstande Rußlands drohte, für den Fall, daß die Westmächte und der kleine Verband im voraus feste Verabredungen für Genua träfen.

Am wirksamsten hat dank der bolschewistischen Taktik, das Vorfeld der Genueser Konferenz so sehr als irgend angängig zu vernebeln, und dank der Hilfsbereitschaft Beneschs auch im vergangenen Monat wieder Frankreich abgeschnitten. Der sichtbare Ausdruck dieser Tatsache war die Zusammenkunft Poincarés und Lloyd Georges in Boulogne. Die Engländer machten in ihren Blättern nur einen schwachen Versuch, darüber hinwegzutäuschen, daß ihr leitender Staatsmann in Boulogne vor den Franzosen kapituliert hatte. Indem Lloyd George in Boulogne zusagte, daß weder die Friedensverträge noch die Reparationsfragen in Genua erörtert werden würden, und indem er andererseits doch Frankreich das englische Bündnis gegen die Deutschen zusicherte, wurde unzweifelhaft kund, daß England die Konferenz, soweit ihr eine ernsthafte, sachliche Aufgabe zugedacht gewesen war, preisgegeben hat. Fast gleichzeitig mit Boulogne gab man bekannt, daß England in seinem seit Monaten vorbereiteten militärischen Abkommen mit Belgien eine Bedrohung Belgiens durch Frankreich als Bündnisfall ausdrücklich ausgenommen hat. Der Rückzug auch an dieser Stelle konnte schwerlich deutlicher gemacht werden. Umgekehrt ist der neue Erfolg Frankreichs noch dadurch unterstrichen worden, daß es den franzosenfreundlichen liberalen Politikern Spaniens, vermutlich in unmittelbarer Nachwirkung der Boulogner Zusammenkunft, glückte, in ihrem Lande Maura zu stürzen. Zwar ist die Regierung Spaniens nicht unmittelbar in die Hände der Liberalen übergegangen, aber es ist zu befürchten, daß das gemäßigt konservative Kabinett Sanches Guerra nur den Übergang zu einem liberalen Kabinett darstellt. Wie Frankreich in Spanien die Hände mit im Spiele hat, so umschmeichelt es auch Latein-Amerika. Es hat vorgeschlagen, die südamerikanischen Staaten mit nach Genua einzuladen. Es wünscht auch die Beteiligung des Völkerbundes, um seinen Anhang zu vermehren. Der Völkerbund tritt Ende des Monats zusammen, um darüber zu beschließen, wie er im Einvernehmen mit Frankreich seinen Einfluß auf die Genueser Beschlüsse geltend machen kann. Man begreift danach schon, daß die neutralen Staaten untereinander Fühlung genommen haben, ob nicht auch sie geschlossen in Genua auftreten sollen, um dem von Frankreich entwickelten Druck auf die Konferenz besseren Widerstand leisten zu können.

Im Lichte von Boulogne und Genua muß von uns der Fortgang der Dinge im vorderen Orient, im Bereich des Islam, gewürdigt werden. Die Außenminister Englands, Frankreichs, Italiens sind noch immer nicht zusammengewesen. Allerdings wird ihre Zusammenkunft nunmehr für Ende März angekündigt. Es ist aber noch immer zweifelhaft, ob sie sich treffen werden, und wenn sie sich treffen, was aus ihren Beratungen entsprießen wird. Mit dem Nahen des Frühlings ist die Wiederaufnahme der Kämpfe zwischen Türken und Griechen möglich geworden. Damit ist der Augenblick gekommen, wo die Schwäche, der Griechenland verfallen ist, auf keine Art und Weise mehr verhüllt werden kann. Der Druck des türkischen Übergewichts wirkt sich voll aus und lastet auf England nicht weniger als auf Griechenland. Nachrichten liegen vor, daß die Türken Streitkräfte gegen Bagdad angesetzt haben, und wenn sie dort die Araberherrschaft bedrohen, so bedrohen sie in Wahrheit England. Es liegt nur in der Linie dieses Angriffs, wenn nunmehr auch die indischen Mohammedaner offen für die Türken gegen die englische Regierung eingetreten sind. Während die Türken in Angora mit der Gebärde des Siegers ihre Forderungen auf Wiederherstellung des türkischen Reiches und der türkischen Macht als Bedingung des Friedens mit Griechenland formulierten, drahtete die indische Regierung unter dem Drucke ihrer Mohammedaner nach London, daß London für die Forderungen Angoras eintreten müsse. Der Staatssekretär für Indien übergab das Telegramm der Öffentlichkeit. Unmittelbar hinterher mußte er seine Entlassung nehmen. Lloyd George erklärte unverhohlen, daß die Lage der französischen Politik England gegenüber im vorderen Orient durch die Bekanntgabe der Drahtung wesentlich verbessert wurde.

Treiben die Kemalisten mit Frankreich ein ähnliches Spiel, wie die Bolschewisten? Wieweit nutzen sie Frankreich gegen England nur aus, und wieweit tragen sie der wachsenden Stärke des französischen Imperialismus Rechnung? Wieweit kann also dieser sie umgekehrt als Stein auf seinem Brett verwerten? Die Kemalisten haben sich sogar in Vertragsverhandlungen mit Polen eingelassen. Deren Ziel muß sein, den Ausbau der französischen Hilfsstellung, die schon heute vom Adriatischen und Ägäischen Meere bis zum nördlichen Eismeere reicht und ihre Hauptfront gegen Deutschland kehrt, Rußland gegenüber so zu entwickeln, daß Rußland umfaßt werden kann. Der Vertrag soll zunächst der Absprengung der Ukraine von Sowjetrußland dienen. In denselben Tagen aber, da von diesem Vertrage gesprochen wurde, stellten die Kemalisten fest, daß ihre Beziehungen zu Moskau unverändert gut seien. In der Tat ist schwer abzusehen, wie sich die Kemalisten von ihrem siegreichen Kampf gegen Griechenland ein dauerndes Ergebnis versprechen sollten, wenn nicht mehr, wie es jetzt der Fall ist, eine von stärkster Aktivität erfüllte, halbasiatische russische Macht hinter dem mit England ringenden Islam aufrecht bliebe. Oder spielt Frankreich mit dem Gedanken, daß es nach genügender Festigung seiner abendländischen Stellung gegen uns im Wettbewerbe um die Macht Rußland und den Islam zugleich gegen England mit in die Wagschale werfen kann?

Polen kämpft zurzeit darum, ob es nach Danzig Oberschlesien und Wilna endgültig als Beute einheimsen wird. Da sich England der einfachen Angliederung Wilnas an Polen noch widersetzt, ist es zu einer theatralischen Ministerkrisis in Polen gekommen. Nach einigen Tagen wurde das zurückgetretene Ministerium wieder berufen. In Genf wurden die verschiedenen Ausschüsse der polnischen und deutschen Beauftragten mit ihren Beratungen fertig. Es blieb der deutschen Regierung vorbehalten, selbst bei dieser Gelegenheit rühmend ihrem Volke kundzutun, daß man in allen Ausschüssen, außer zweien, zu löblichem Einverständnis gelangt sei. Die zwei Ausschüsse, die die Lösung ihrer Aufgabe dem Schiedsspruche Herrn Calonders anheimstellten, sind der Ausschuß, der sich mit dem Minderheitenrecht,

und der Ausschuß, der sich mit den Liquidationen beschäftigt. In den beiden entscheidenden Fragen haben die Polen also kein Entgegenkommen bewiesen. Herr Calonder wird uns als Schiedsrichter noch vor dem Schlusse des Monats zu beweisen haben, ob seine Eindrücke in Oberschlesien so tief waren, daß er dem Geiste entgegen, den sein Auftraggeber, der Völkerbund, bei der Beschlußfassung über Oberschlesien an den Tag legte, dem Recht der Deutschen seine Achtung bezeugt. Wir hoffen es, ohne daß wir bisher ein Anzeichen dafür haben, auf das sich unsere Hoffnung gründen darf.

In einer geschichtlichen Bewegung wie der, die wir seit Jahren durchmessen, ist es Schicksal, daß der sich stark Gebärdende lange Zeit immer stärker wird und der Schwache Schritt um Schritt zurückweichen muß. Die Erfahrung trifft derzeit ebenso auf England wie auf uns zu. Die Nachgiebigkeit Lloyd Georges in Boulogne, die Drahtung der Inder zugunsten der Kemalisten beweisen es gleich deutlich, wie das zuversichtliche Wiederhervortreten des unbeugsamen Sinnfeinertums in Irland. De Valera und Collins haben sich verständigt, die Führung geht einstweilen merklich wieder an de Valera über. Den Meldungen der englischen Regierung, daß die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der Rückbildung begriffen seien und der Markt wieder ein freundlicheres Gesicht annehme, darf vorläufig mit ernstem Zweifel begegnet werden. Um so mehr Beachtung verdienen die Nachrichten über den Verlauf der parteipolitischen Auseinandersetzungen, von deren Ergebnis zugleich das Verbleiben Lloyd Georges im Amte bedingt ist. Lloyd George arbeitet mit allen Mitteln parlamentarischer Demagogie an seiner Behauptung. Immer aufs neue versucht er, sich den Vorsprung vor seinen Gegnern zu sichern. Es ist aber nicht zu verkennen, daß ihm die vor der Zeit in Fluß geratene Wahlbewegung bedrohlich und bedrohlicher wird. Er kam 1916 an die Spitze, weil er sich des Willens der englischen Nation zur Macht in den schweren Zeiten des Krieges zu bemächtigen und zum stärksten Künder dieses Willens zu machen vermochte. In dem Maße, wie es seinen Volksgenossen aufdämmert, daß er den Krieg nur mit einem Scheinerfolge beendigte, muß seine Stellung im englischen Staatsleben wieder sich mindern.

Damit wir jedoch ein möglichst zutreffendes Bild von dem mutmaßlichen Fortgang der innerpolitischen Krisis Englands erhalten, und uns auch ihrer Tendenz zur Verschleppung bewußt werden, ist es wohl unerläßlich, daß wir uns darüber Rechenschaft geben, wie sehr es sich schon nicht mehr um eine örtliche, sondern eine allgemeine abendländische Krisis handelt. Je ungewisser es wird, was Genua Europa zu bringen vermag, desto mehr sehen wir die Mehrzahl der europäischen Staaten in Unruhe und Verwirrung geraten. Italien hat vier Wochen gebraucht, um das gestürzte Kabinett Bonomi durch das Kabinett Facta zu ersetzen. Das Ministerium hat auch in Spanien, Rumänien und Griechenland gewechselt. Es konnte sich nur mit äußerster Mühe und, ohne daß es wirklich eine Mehrheit hinter sich hat, in Berlin behaupten. Genau so liegen die Dinge in Wien und in London, um von Portugal gar nicht erst zu reden. Keine dieser Krisen führte zu einer wirklichen Lösung. Die Ministerien in London und in Berlin halten sich am Ruder, weil noch alle Parteien wohl oder übel auf Genua warten müssen, und weil einstweilen auch die Opposition zaudert, wen und was sie an die Stelle der abgewirtschafteten Ministerien setzen soll. Im selben Geiste ist die Neubildung des Ministeriums in Italien erfolgt. Facta ist ebenso der Mann einer Gruppierung von Mittelparteien, wie Wirth in Deutschland und Lloyd George in England. Der Zustand Europas kann im Hinblicke auf diese fast allgemeine Krisis des innerpolitischen Lebens, auf das Hangen und Bangen, worunter es leidet, gar nicht bedenklich genug von uns beurteilt werden. Der Gedanke an Genua hält die Entwicklung nur noch hin. Sobald der Schleier von Genua weggezogen sein wird, spricht alle Vermutung dafür, daß einerseits die Rech's-

strömungen wieder stark anschwellen und anderseits die Arbeiterparteien zu größerer Macht gelangen werden. Die Bevölkerungen können sich kaum noch lange über den Bankerott der vom Geiste des zeitgenössischen Kapitalismus beherrschten Wirtschaft täuschen.

Dem gegenüber nehmen die Vereinigten Staaten, um auf Europa stärkeren Eindruck zu machen, seit dem Abschluß der Konferenz in Washington die Stellung einer fest auftretenden und ihrer selbst sicheren Macht ein. Sie rühmen, wie gut sich ihr wirtschaftliches Leben entwickelt und wie unabhängig sie von der europäischen Wirtschaft geworden sind. Noch 5 Prozent ihres Handels mache der europäische Anteil aus. Allem Anscheine nach begünstigen sie die Gelüste, die sich in Südchina wieder regen, gegen Nordchina vorzugehen, und dadurch auch Japan zu treffen. Australien hat sich ihnen in den letzten Wochen erheblich genähert. Der Druck, den sie auf Mexiko ausüben, wird von diesem schärfer als vorher empfunden. Die Aussicht auf eine Union der mittelamerikanischen Staaten scheint wesentlich herabgemindert. Die Washingtoner Regierung betreibt die Zahlung der Zinsen ihrer europäischen Schuldner mit wirklichem Ernste. In Südafrika, dessen leitende Staatsmänner schon auf der Londoner Reichskonferenz mit Kanada zusammen für ein weites Entgegenkommen gegen die Wünsche der Vereinigten Staaten waren, ist die Regierung der Aufstandsgefahr, die seit Monaten von der Bergarbeiterbevölkerung drohte, unter Anwendung militärischer Gewalt, vor allem auch durch das Abwerfen von Bomben aus Flugzeugen Herr geworden. Die Stärke der Vereinigten Staaten beruht freilich doch wohl an erster Stelle noch immer auf der Zerrissenheit und den Gegensätzen Europas. ·Pertinacior.

Julius Rodenberg. Sein Leben und seine Werke. Von Heinrich Spiero. Berlin 1922, Gebr. Paetel.

Vor allen andern werden die Leser der „Deutschen Rundschau" begreifen, weshalb das Leben des Schöpfers, des Herausgebers geschrieben werden mußte. Zu ihren Jugenderinnerungen gehören diese wohlbekannten Hefte, sie haben ihnen weite Tore geöffnet, sie führten sie durch fruchtbare Gefilde, dankerfüllt gedenken sie dieser Stunden.

Aber auch die jüngere Generation wird gern Rodenbergs Leben an sich vorüberziehen lassen, denn Spiero schildert anschaulich, mit warmem, feinfühligem Eingehen.... Dichterjugend, mit den als Erlebnissen empfundenen Eindrücken der Umwelt; sagendurchtränktes Hessenland, andeutungsreiche Stätten, die wenig bekannte, wohltuende Schönheit der Wesergebiete. Eine tiefeingreifende Jugendliebe, ein schmerzvoll bewegendes innerliches Loslösen vom Glauben der Väter, lyrisches Sprossen, Dichterträume. Für den Kaufmannsstand bestimmt, erkämpfte er sich das Recht, von seiner Feder zu leben; damals wäre ihm das Los eines Herausgebers farblos, nüchtern erschienen. Wer an der Hand des Buches sein Leben überschaut, erkennt, wie merkwürdig seine Wesensart, seine Erfahrungen, seine Gaben auf den idealen Herausgeber hinwiesen. Er kannte das Ausland gut, anpassungsfähig, aufnahmefreudig war er viel gereist, um doch zu seiner späteren Heimat, Berlin, das allernächste, herzenswärmste Verhältnis auszubilden. Für die Gegenwart besaß er hellhöriges Verständnis, ahnte oft intuitiv die Zukunftsmächte, ebenfalls vermochte er auf der Grundlage breiter Bildung, gründlicher Kenntnisse die Vergangenheit zu überschauen.

Rodenbergs Kultur war ungewöhnlich, und es ist anregend, in diesem Lebensbild die Wurzeln zu entdecken. Seine berühmt schöne Mutter übertrug auf den Knaben die Liebe zur Literatur und zur Musik, mit heißer Verehrung hingen im Gymnasium er und andere Mitschüler an dem Lehrer Blackert, „der einem Holzschnitt aus Luthers Zeit glich". Die Schüler brachten dem Scheidenden eine Nachtmusik, „er dankte für ihre Begeisterung und pries deren Ziele: das große deutsche Vaterland, deutsche Freiheit, erwärmendes Gottvertrauen".

Rodenberg machte sich einen geachteten Schriftstellernamen, er zählte. Es begann seine überaus glückliche Ehe; alle Freunde des Hauses werden die knappe, vielbedeutende Schilderung der Frau Justina unterschreiben.... Sanft, fest und bescheiden, aber ein stählerner Charakter, unbeirrbar in einmal gefaßten Entschlüssen, ein Charakter, der nicht

gedrängt werden will. Tief musikalisch und voll aufnahmefähig für Poesie und jede Kunst, erschien sie dem gereiften Mann als die einzig denkbare Ergänzung seines Wesens. Ein halbes Jahrhundert später schrieb er unter einem Bild von ihm und ihr das Gedicht mit dem Anfang:

„Sieh die beiden Alten, glücklich stets zu zwein
Die hier Zwiesprach halten, bei der Lampe Schein."

Den eigentlichen inneren Steigerungspunkt seines Daseins erreichte er im 43. Lebensjahre, im Geburtsjahre der „Deutschen Rundschau". Schon der Titel hatte drangvolle Spannungen und Bedenken erweckt; das Wort Rundschau gab es gar nicht, würde man diese Neubildung verstehen? Der Erfolg stellte sich ein, die Gründung glückte. Heutzutage wissen wenige von ihrer damaligen Neuartigkeit und Kühnheit. Daß Gelehrte, hohe Militärs, Staatsmänner sich den großen Kreisen gegenüber äußerten, daß alle Gebiete der Wissenschaft von berufenster Seite in gemeinverständlicher Weise erörtert werden könnten und sollten — das war im Deutschland jener Tage umstürzlerisch gewagt.

Mit unendlicher Sorgfalt und vorbildlichem Fleiß hat er an jenen gelblich-rötlichen Heften gearbeitet, 480 hat er herausgegeben, sie gestalteten sich zu dem Mittelpunkt seines Daseins. Diese Tätigkeit brachte alle seine Kräfte und Interessen zur Entwicklung, sein eigentliches Wesen fand hier den vollen Ausdruck. Behutsamer Takt, verbunden mit festem Rückgrat und einer persönlichen Anschauung, würdigende Achtung für fremdes Können, selbstlose Bescheidenheit, dabei die fest zugreifende Hand. Diplomatische Behandlung schwieriger, nervöser Persönlichkeiten, geduldige Beharrlichkeit in immer neuen Wendungen zu ermuntern, zu drängen. Virtuosität im schonenden Neinsagen, ein instinktmäßiges Gefühl für die Wünsche und Neigungen des Leserkreises und doch auch sanftleitende Beeinflussung dieser mannigfaltigen, buntscheckigen Masse.

Dank der Vereinigung dieser Eigenschaften in dem einen Mann hat seit fast einem halben Jahrhundert, in Stockholm wie in Batavia, in Palermo wie in Moskau und Boston diese Rundschau Zeugnis eingelegt für deutsche Kultur.

Der dieses schuf, gehört nicht nur zur Literaturgeschichte, sondern ebenfalls zur Geschichte unserer Kultur, und den Kommenden mußte sein Bild überliefert werden.

Maria von Bunsen.

The Positive Background of Hindu Sociology. By Benoy Kumar Sarkar, Book II, Part 1. Political. Allahabad 1921. 126 S. (The Sacred Books of the Hindus. Vol. 25.)

Das Buch bildet einen Teil eines größeren Werkes. In dem 1914 erschienenen ersten Teil hat der Verfasser die nicht politische Seite der indischen Soziologie eingehend dargelegt, und im letzten wird die politisch-militärische Seite des Problems ihre Behandlung finden. Der jetzt erschienene Band befaßt sich mit den allgemeinen staatlichen und ökonomischen Grundlagen. Es erscheint zweckmäßig, erst dann eine umfassende Besprechung zu geben, wenn das Werk vollständig vorliegen wird. Nur ein paar Worte möchte ich zur allgemeinen Orientierung sagen.

Als Ganzes genommen ist Sarkars Werk eine Einleitung zu seiner im Jahre 1914 gedruckten Übersetzung der Sukraniti, eines berühmten, in Sanskrit geschriebenen Lehrbuches der Politik. Die Zeit des Verfassers Sukra läßt sich nicht genau ermitteln, doch scheint er dem indischen Mittelalter anzugehören. Bekannter noch als dieses Lehrbuch, jedenfalls aber viel älter, ist ein anderes umfangreiches Werk über Politik und alles, was damit zusammenhängt, das Arthasastra des Kautilya, der etwa um das Jahr 320 v. Chr. am Hofe des berühmten und mächtigen Königs Candragupta Maurya, des Großvaters des Königs Asoka, lebte.

Die Darstellungen Benoy Kumar Sarkars dürfen unser besonderes Interesse darum beanspruchen, weil der Verfasser nicht nur die alten und modernen staatlichen Verhältnisse in seinem Mutterlande gründlich studiert hat, sondern weil er darüber hinaus auch eine tiefe Kenntnis der Staatsorganisationen der abendländischen Völker besitzt. Dieses sein vielseitiges Wissen befähigt ihn, die indischen Verhältnisse von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten, und die theoretischen und praktischen Lehren der großen Politiker aller der Länder zum Vergleiche heranzuziehen, die eine führende Rolle im Staatsleben gespielt haben und spielen. Wer sich eine Vorstellung von der Darstellungsweise Sarkars machen will, der sei auf seinen Aufsatz „Die Lebensauffassungen des Inders" verwiesen, der im Januarheft der „Deutschen Rundschau" erschienen ist.

Wenn das vorliegende Werk abgeschlossen ist, wird sich bei einer Besprechung vielleicht auch Gelegenheit bieten, einen kurzen Überblick über die anderen Schriften Sarkars zu geben, soweit sie auch für uns von Interesse sind. Sarkar, der im modernen indischen

Geistesleben eine führende Rolle spielt, ist von Geburt Bengale und so ein Landsmann Rabindranath Tagores. Eine große Anzahl seiner Schriften hat Sarkar in seiner Muttersprache, dem Bengali, geschrieben. Darunter befinden sich auch Übersetzungen aus abendländischen Werken, so von dem historischen Teil von Friedrich Liszts Nationalökonomie.

Joh. Nobel.

Amerikakunde. Eine zeitgemäße Forderung von Dr. Friedrich Schönemann. Bremen, Angelsachsen-Verlag.

Dr. Friedrich Schönemann, jetzt an der Universität Münster i. W., war während des Krieges und schon einige Jahre vorher in Amerika, und sieht jetzt seine Aufgabe darin, für die Verbreitung der Amerikakunde in Deutschland zu arbeiten. Er weist nach, warum wir eine wissenschaftliche Amerikakunde brauchen. Wenn er im „Nichtverstehen der Amerikaner" eine verhängnisvolle Fehlerursache unserer Politik sieht, so hat er unbestreitbar recht. Wer dies nur undeutlich empfunden hat und die Gründe klar auseinandergesetzt haben will, wird hier auf seine Kosten kommen. Ein Aufsatz über das Amerikanertum in der Literatur wird dem großen Publikum in Deutschland nur Neues sagen.

Mich hat am meisten ein kurzes Schlußkapitel über die deutsche Kultur im Lichte des Auslandes gefesselt. Schönemann verwertet natürlich seine Amerikaerfahrungen. Er stellt fest, daß die Schwäche des Deutschtums in seiner Kultur läge, und prägt das böse Wort „deutsche Kulturschwäche". Wenn das vielleicht auch etwas zu übertrieben im Ausdruck ist, in der Sache hat Schönemann recht. Er sieht zwei Ursachen der Kulturschwäche. Die erste ist die miserable Erziehung auf unseren Schulen und Hochschulen. „Über dem Unterricht vernachlässigen wir unsere Erziehung. Wir haben Kenntnis mehr als genug, aber an innerem Gehalt, an Charakter fehlt es uns heute." Das „heute" hätte auch wegbleiben können, es schwächt ab. Die andere Ursache sieht Schönemann in der Unfähigkeit, die deutsche Kultur den anderen Völkern mundgerecht zu machen. Das belegt er gut mit Beispielen. Dabei kommt er, wenn er deutsche Mißerfolge und französische Fortschritte schildert, wieder auf sein Thema: „Was bedeuten drüben die paar französischen Kulturbeziehungen gegenüber dem ungeheuren Reichtum der deutschen und amerikanischen Berührungen und Beeinflussungen etwa von 1820—80, von den bloßen Einwanderungszahlen ganz zu schweigen. Aber die Franzosen haben eins getan: die Vereinigten Staaten für ihre französischen Zwecke ernst genommen, während wir noch heute zwischen würdeloser Überschätzung und kindischer Mißachtung alles Amerikanischen hin- und herpendeln, beides auf Grund mangelhaften Amerikastudiums. Sobald wir in Deutschland durchschnittlich besser mit dem Ausland Bescheid wissen, werden wir auch besser damit umgehen, zu unserm eigensten Nutzen. Hier wird das Mitwirken der Auslanddeutschen wieder unumgänglich notwendig, denn allein vom amtlichen Berlin aus läßt sich das große Problem der deutschen Kultur im Ausland praktisch ganz einfach nicht lösen."

Schönemann schließt sein Büchlein mit den Worten: „In aller Nüchternheit sollten wir auch eines noch einsehen, daß wir in einer feindlichen Welt gar nicht damit durchkommen, wenn wir sie mit unserer gesamten deutschen Kultur begnaden wollen, also die Haltung der Kulturmission um jeden Preis annehmen. Wir tun auch wirkliche deutsche Kulturarbeit im Ausland, wenn wir das Ausland richtig aufnehmen, studieren, uns an den andern geistig bereichern. Überhaupt und immer wirken wir mehr durch unser eigenes Vorbild, unser praktisches Beispiel, als durch Überredung. Unsere Kulturpropaganda darf um alles nicht den Eindruck machen, als wollten wir auch nur überreden. Wir haben es nicht nötig, zu unsachlichen Mitteln zu greifen oder gar den commis voyageur, der in Kultur macht, zu spielen; wir wollen immer ohne Eitelkeit oder persönliche Wichtigtuerei, aber auch ohne falsche Demut, ganz schlicht, unserer sachlichen Natur folgen und die bestmögliche Propaganda der Sache treiben." v. L.

Die weltpolitische Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. Gallus Thomann. (Politische Zeitfragen 1921, Heft 8/9). München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., Verlagsges. m. b. H.

Wer sich rasch über die Vereinigten Staaten von Amerika und ihre staatlichen Grundlagen unterrichten will, wird in Thomanns Büchlein das Gewünschte finden, wenn er Frische und eine gewisse Plastik dem gelehrten Apparat vorzieht. Besonders gelungen ist der Anhang. Er enthält eine ganz knappe Darstellung der Geschichte und der Gliederung der Vereinigten Staaten in Tabellenform. Bei einer Neuauflage sollten die zum Teil etwas dilettantischen Exkurse in weltpolitische Tagesfragen lieber fortbleiben. Der Inhalt wäre auf die weltpolitischen Grundlagen der Vereinigten Staaten zu beschränken. v. L.

Der Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918. Von Hugo Kerchnawe, Generalmajor d. R. Dargestellt nach den Akten des Armeeoberkommandos und anderen amtlichen Quellen. Mit zwei Kartenskizzen. München 1921, J. F. Lehmann. Geh. 20 M., geb. 26 M.

Es ist ein erschütterndes Bild, das der im österreichischen Generalstabsdienst und als Schriftsteller bewährte Herausgeber uns an der Hand von Befehlen, Meldungen von der Front, Presseauslassungen und Parlamentsreden der letzten Kriegszeit entrollt, indem er die einzelnen Bekundungen mit einem kurzen verbindenden Text versieht. Das Bild läßt sich als das eines von allen Seiten im Stich gelassenen, von der Heimat verratenen und geflissentlich zerrissenen Heeres zusammenfassen. Die Gründe des Zusammenbruchs der habsburgischen Monarchie und ihrer festesten Stütze, der Wehrmacht, sind so klar noch nicht entwickelt worden. Wir aber wollen das Heldentum, das deutsche Truppen des k. u. k. Heeres noch ganz zuletzt an der Alpengrenze inmitten allgemeiner Auflösung bekundeten, nicht vergessen. Das von ihnen vergossene Blut soll die Saat bilden für ein dereinstiges Großdeutschland. Frhr. v. F.-L.

Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Von Wolfgang Foerster, Oberstleutnant a. D., im Kriege zuletzt Chef des Generalstabes des Generalkommandos z. b. V. Nr. 66. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn. 3 Teile.

Oberstleutnant Foerster behandelt in diesem Werk in außerordentlich geschickter Weise die deutsche Westoffensive 1914 bis zur Marneschlacht, die Offensive 1915 in Galizien und Rußland, die Heerführung des Generals v. Falkenhayn, Verdun 1916, den Feldherrn Ludendorff, die große Schlacht in Frankreich vom 31. März bis 4. April 1918. Das Gewagte des Versuchs, die Lehren Schlieffens über die Feldzugseröffnung im Westen 1914 hinaus den weiteren Lagen, die der Krieg zeitigte, anzupassen, hat der Verfasser selbst gefühlt und es im Vorwort zum zweiten Teil zum Ausdruck gebracht. Es liest sich fast wie ein „Hier stock' ich schon". Man möchte in der Tat, im Faust fortfahrend, von so manchem Generalstabsoffizier, der in jungen Jahren doch nur mittelbar die Einwirkung Schlieffens erfahren hat, frei nach Goethe sagen: „Was ihr den Geist des Schlieffen heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist." So gewiß die hohen Leistungen der deutschen Führung und insbesondere des Generalstabes im Weltkriege auf Schlieffen zurückgehen, so gewiß der Marnefeldzug gescheitert ist, weil man von seinen Grundsätzen abwich, so heißt es doch den Dingen Gewalt antun, wenn man auf alle Verhältnisse des Weltkrieges in dessen weiterem Verlauf, wie sie Schlieffen niemals voraussehen konnte, Urteile verwendet, die er einst auf Grund andersartiger Fälle abgegeben hat. Man wird der Vielgestaltigkeit dieses Krieges doch nicht gerecht, wenn man alles auf den Spruch zurückführt: Schlieffen ist groß und Ludendorff ist sein Prophet.

Sieht man von dieser Neigung ab, von der sich Foerster gleich vielen anderen nicht ganz freizuhalten weiß, so ist anzuerkennen, daß er sich immerhin bestrebt, zu einem objektiven Urteil zu gelangen. Das gilt auch hinsichtlich unserer Gegner, insbesondere des Marschalls Foch. Die Ausführungen des Verfassers sind außerordentlich klar und zeugen von Verstandesschärfe, wenn schon eine gewisse theoretisierende Neigung sich in ihnen nicht verkennen läßt. Foerster bringt sehr viel Neues zur Klarstellung der Ereignisse, so u. a. über Verdun und über die große Märzoffensive 1918. Diese ist in Anbetracht der Schwierigkeit des Stoffes, den es zu bewältigen galt und der Fülle der Einzelheiten, die berücksichtigt werden mußten, geradezu meisterhaft dargestellt. Alles in allem wird uns hier ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte des Krieges geboten. Die Beigabe zahlreicher guter Skizzen erleichtert das Studium des Werks. Frhr. v. F.-L.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Professor Benoy Kumar Sarkar, zurzeit Berlin. — Dr. Julius Levin, Berlin. — Dr. H. C. Dresselhuys, Abgeordneter der Zweiten Kammer, s'Gravenhage. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. Wilhelm Dolz, Direktor des geographischen Instituts der Universität Breslau, Breslau. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. Richard Fester, Halle (Saale). — Dr. Johann W. Mannhardt, Marburg (Lahn). — Dr. Gottfried Fittbogen, Berlin.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Lüdke. — Der kaufmännische Schriftverkehr mit dem Auslande. Von Hermann Lüdke. 92 S. Leipzig 1922, G. A. Gloeckner. (12 M.).

Lukas. — Spekulation und Wirklichkeit im ökonomischen Marxismus. Eine Untersuchung zum Dogma der kapitalistischen Ausbeutung. Von Dr. Eduard Lukas. 100 S. Essen 1922, G. D. Baedeker. (20 M.)

Maartens. — Die Komödie eines Verbrechens. Drei Novellen von Maarten Maartens. 76 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. (Univ.-Bibl. Nr. 6280).

Martell. — Opfer! Aus dem besetzten Gebiet dem Leben nacherzählt von Max Martell. 177 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta Nachf. (14 M., Papp 23 M.)

Meisels. — Deutsche Klassiker im Ghetto. Eine Aufsatzreihe von Samuel Meisels. 32 S. Wien 1922, Verlag Die Neuzeit.

Michelsen. — Das Urteil im Leipziger U-Boots-Prozeß ein Fehlspruch? Juristische und militärische Gutachten. Herausgegeben von Vize-Admiral a. D. Michelsen (im Kriege Befehlshaber der U-Boote). 62 S. Berlin 1922, Staatspolitischer Verlag.

Mombert. — Der himmlische Zecher. Ausgewählte Gedichte von Alfred Mombert. Neue erweiterte Ausgabe. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Moreck. — Triumph der Liebe. Ein Venusspiegel. Die schönsten Liebesnovellen der Weltliteratur. Gesammelt und eingeleitet von Curt Moreck. 362 S. mit 32 Abb. nach Gemälden berühmter Meister. Berlin-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Munk. — Sankt Gertrauden Minne. Von Georg Munk. 133 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Okakura. — Die Ideale des Ostens. Von Kakuso Okakura. Aus dem englischen Original übertragen von Marg. Steindorff. 212 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Pourtalès. — Am Scheidewege zwischen Krieg und Frieden. Meine letzten Verhandlungen in Petersburg Ende Juli 1914. Von Graf Pourtalès. 94 S. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Rahl. — Briefe von Carl Rahl. Mit einem Vorwort von Arthur Roeßler. 35 S. Wien 1922, Leopold Heidrich.

Republik Österreich. — Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914. Ergänzungen und Nachträge zum Österreichisch-ungarischen Rotbuch. III Teile (139 + 185 + 170 S.).

Schnerich. — Joseph Haydn und seine Sendung. Von Alfred Schnerich. 266 S. mit 58 Illustr., Notenbeispielen, den Verzeichnissen der Werke Haydns und der einschlägigen Literatur. Wien-Zürich 1922, Amalthea-Verlag. (65 M., gbd. 80 M.)

Schuch. — Carl Schuchs Briefe. Mit einem Vorwort von Arthur Roeßler. 43 S. Wien 1922, Leopold Heidrich.

Schuld am Kriege? 60 Selbstzeugnisse der Entente. Was jedermann von der Schuldfrage wissen muß. 32 S. Berlin 1922, Verlag des Arbeitsausschusses deutscher Verbände.

Schulze. — Einfache und doppelte Buchführung für den Selbstunterricht. Von Oberstudienrat Dr. Fr. Schulze. Teil I: einfache; Teil II: doppelte Buchführung. 76 + 81 S. Leipzig, G. A. Gloeckner. (Je 12 M.)

Schwarz. — Der Elendsesel und andere sonderliche Geschichten. Von Rudolf Schwarz. 242 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta Nachf. (18 M., Hleinen 30 M.)

Shakespeare. — Cymbelin. (Shakespeare in Einzelausgaben.) 190 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag. — Verlorene Liebesmüh'. (Shakespeare in Einzelausgaben.) 160 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Steinen. — Das Kaisertum Friedrichs des Zweiten. Nach den Anschauungen seiner Staatsbriefe von Wolfram von den Steinen. 111 S. Berlin 1922, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. (25 M.)

Stifter. — Witiko. Von Adalbert Stifter. 930 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Stranik. — Sturm. Ein Akt von Erwin Stranik. 13 S. Wien, Neuer Akademischer Verlag. (3 M.)

Strutz. — Handausgabe des Einkommensteuergesetzes. Nachtrag: Gesetz vom 20. 12. 1921 zur Änderung des Einkommensteuergesetzes. Von Dr. Georg Strutz. 86 S. Berlin 1922, Otto Liebmann. (14 M.)

Tagore. — Gétanjali and Fruct-Gathering by Rabindranath Tagore. 254 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4568). (20 M., Papp 32 M., Leinen 35 M.)

Thedinga. — Einstein und wir Laien. Wege zu einer neuen Licht-Theorie. Von Eddo Thedinga. 56 S. Leipzig 1922, Otto Hillmann. (15 M.)

Vampir. — Evers. Ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen. Von Hanns Heinz Vampir. 83 S. Hannover 1922, Paul Steegemann.

Völkner. — Gloeckners Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. Zum Gebrauche in Handelsschulen, Kontoren und beim Selbstunterricht. 9. Aufl. Umgearbeitet von Dr. W. Völkner. 258 S. Leipzig, G. A. Gloeckner. Gbd. 30 M.)

Voß. — Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. 350 S. 5.—7. Aufl. Stuttgart 1922, Adolf Bonz & Co.

Wallace. — The Book of All-Power by Edgar Wallace. 288 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edition Vol. 4567.) (20 M., Papp 32 M., Leinen 35 M.)

Wasserzieher. — Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher. 5. vermehrte Aufl. 245 S. Berlin 1922, Ferd. Dümmler. (Gbd. 28 M.)

Wilser. — Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen und Bedeutung. Von Dr. Ludwig Wilser. 16 S. Leipzig 1922, Theod. Fritsch, Hammer-Verlag.

Wolf. — Skizzen um Weimar. Ein naturfrohes Buch von Hermann Wolf. Mit Zeichnungen von Hans Bauer. 3. Aufl. 39 S. u. 8 ganzseitigen Abbildungen. Weimar 1922, Wolf von Kornatzki. (8 M., gbd. 10 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Zusammenbruch der Ententelegende über die russische allgemeine Mobilmachung

Von

Graf Max Montgelas

I. Der Entschluß des Zaren und der Erlaß des Mobilmachungsbefehls

Mühsam, aber unaufhaltsam hat sich die Wahrheit über die russische Mobilmachung Bahn gebrochen. Von keiner Seite hat man gewagt, die mit den Angaben des Oxforder Professors Oman in seinem Buch „The Outbreak of the War 1914—1918" und mit den Enthüllungen des französischen Botschafters Paléologue in der „Revue des deux Mondes" (15. Januar 1921, Seite 260) übereinstimmende Feststellung des deutschen Parlamentarischen Untersuchungsausschusses zu bestreiten, daß der Zar den mündlichen Befehl zur allgemeinen Mobilmachung am 30. Juli, nachmittags etwa um 4^{00} (= 3^{00} deutsche Zeit) erteilt hat. Ebensowenig konnte bestritten werden, daß der telegraphische Befehl zur allgemeinen Mobilmachung, wie aus den während des Krieges erbeuteten russischen Militärakten hervorgeht, an demselben Tage gegen 7^{00} abends (= 6^{00} deutsche Zeit) von Petersburg abgesendet worden ist [1]).

Inzwischen hat General Sergei Dobrorolski, im Sommer 1914 Oberst und Chef der Mobilmachungsabteilung des russischen Generalstabes, in einer in Belgrad veröffentlichten Schrift mitgeteilt, der russische Außenminister Sasonow habe am 30. Juli schon gegen 1^{00} mittags (= 12^{00} deutsche Zeit) den Generalstabschef Januschkewitsch ans Telephon gerufen und ihm erklärt, der Zar habe es für richtig befunden, „auf Grund der letzten Nachrichten aus Berlin die allgemeine Mobilmachung der gesamten Armee und Flotte zu verkünden". Sasonow habe hinzugefügt: „Also fertigen Sie Ihre Befehle aus, Herr General, und dann . . . lassen Sie sich den ganzen Tag nicht mehr blicken [2])". Dazu hat Dobrorolski auf eine an ihn gerichtete Anfrage erneut und kategorisch bestätigt, daß, wie es auch in seiner Schrift gedruckt stehe, „die Frage der allgemeinen Mobilmachung vom Kaiser endgültig in Alexandria entschieden wurde (der Kaiser war während dieser Tage nicht in Petersburg) am 17./30. Juli nicht später als 2^{00} nachmittags" (= 1^{00} deutsche Zeit).

[1]) „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges", 2. Heft des 1. Unterausschusses des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses, Seite 12 (14; die Seitenzahlen sind in den verschiedenen Auflagen verschieden numeriert), und Anlage 38, Seite 79 (81) ff.

[2]) S. Dobrorolski, „Die Mobilmachung der russischen Armee 1914", deutsche Ausgabe, mit ergänzendem Kommentar (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte), Seite 28. Der auffällige Zusatz sollte offenbar verhindern, daß Januschkewitsch nicht etwa im letzten Augenblick wieder Gegenbefehl erhielt, wie das am 29. Juli geschehen war. Vgl. dazu Dobrorolski, S. 24 und 26.

Über die Absendung des telegraphischen Befehls vom Haupttelegraphenamt Petersburg gleichzeitig auf einigen Dutzend Apparaten und unter Sperrung des ganzen übrigen Telegrammverkehrs macht Dobrorolski folgende Angaben:

5^{00} (= 4^{00} deutsche Zeit) Verbringen des Telegramms auf das Haupttelegraphenamt,

wenige Minuten nach 6^{00} (= 5^{00} deutsche Zeit) Beginn des Telegraphierens auf sämtlichen Apparaten,

gegen 7^{00} (= 6^{00} deutsche Zeit) Beginn des Eintreffens der Antworten aus den direkt mit Petersburg verbundenen Orten [3]).

Der Chef der Mobilmachungsabteilung des russischen Generalstabes ist nun wohl die berufenste Quelle für diese Zeiten. Er hat selbst den Befehl auf das Telegraphenamt verbracht, dort den Befehl diktiert und persönlich das Abtelegraphieren überwacht. Seine Angaben verdienen am meisten Glauben, obwohl ihm Akten ebensowenig zur Verfügung stehen wie den anderen Erzählern. Trotzdem soll für die nachfolgende Untersuchung darauf verzichtet werden, seine Daten als die allein in Betracht kommenden anzusehen. Es soll vielmehr davon ausgegangen werden, daß der endgültige Entschluß des Zaren erst zwischen 2^{00} und 5^{00} (= 1^{00} und 4^{00} deutsche Zeit) gefaßt, der Mobilmachungsbefehl erst um 6^{00} oder 7^{00} (= 5^{00} oder 6^{00} deutsche Zeit) abtelegraphiert worden ist.

II. Der Rückzug auf das Extrablatt des „Lokal-Anzeigers"

Die vorstehenden, mit größter Vorsicht formulierten Daten werden, wie gesagt, von keiner Seite mehr angefochten. Ebensowenig kann die auf den Akten des Wiener Kriegsministeriums beruhende Feststellung des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses angefochten werden, daß in Österreich-Ungarn die allgemeine Mobilmachung erst 18 Stunden später als in Petersburg, nämlich am 31. Juli um die Mittagsstunde angeordnet worden ist [4]).

Damit stürzt das ganze Anklagegerüst zusammen, das die Entente in der Frage der Reihenfolge der Mobilmachungen gegen Deutschland und seinen Verbündeten errichtet hatte. Unhaltbar wird die Behauptung des französischen Gelbbuches Nr. 127 Abs. 8:

„Österreich ist zuerst zu einer allgemeinen Mobilmachung geschritten."

Unhaltbar werden die gleichen Behauptungen in Nr. 77 und 78 des russischen Orangebuches.

In der Erkenntnis nun, daß diese während sieben Jahren wider besseres Wissen festgehaltene These der Priorität der allgemeinen Mobilmachung in Österreich-Ungarn nicht mehr verteidigt werden kann, hat denn auch im Sommer 1921, bald nach Veröffentlichung der Feststellungen des deutschen Untersuchungsausschusses, ein Rückzug der Entente begonnen. In dem Suchen nach einer neuen Entschuldigung für das Vorgehen des Zarismus hat der russische Journalist Semenow eine längst tot geglaubte Legende neu zu beleben versucht. Nach dieser Fabel soll die russische Mobilmachung durch Extrablätter des „Lokal-Anzeigers" mit der unrichtigen Meldung über die deutsche Mobilmachung hervorgerufen worden sein. Der russische Botschafter in Berlin habe zwar die falsche Nachricht nach erhaltener Aufklärung sofort widerrufen, die deutsche Regierung habe jedoch das Widerruftelegramm zurückgehalten und nur mit großer Verzögerung abgehen lassen, um Rußland durch die falsche Nachricht zur Mobilmachung zu zwingen und dadurch den Krieg unvermeidlich zu machen.

[3]) Dobrorolski, S. 29. Bereitstellung der Apparate, s. S. 26.
[4]) Untersuchungsausschuß, S. 21 (23), und Anlage 43—46, S. 84 (86) ff.

III. Die unhaltbare Rückzugsposition

Die Legende ist so absurd, daß man sich wundern muß, wie sie Glauben finden konnte. Wenn man in Berlin die verbrecherische Absicht gehabt hätte, den Krieg dadurch zu provozieren, daß man eine deutsche Mobilmachung vortäuschte, so würde man diese Täuschung nicht nur in Petersburg, sondern auch in Paris, und zwar dort erst recht herbeigeführt haben. Der Krieg war doch viel sicherer, wenn außer Rußland auch Frankreich die vorgetäuschte deutsche Mobilmachung mit einer wirklichen beantwortete, wenn Deutschland sofort von zwei Seiten gleichzeitig bedroht war. Der doppelt verbrecherischen Absicht, den Krieg durch Lüge zu provozieren, würde bei dem bekanntlich auf raschesten Beginn der Operationen im Westen gegründeten deutschen Operationsplan gerade die französische Mobilmachung in erster Linie willkommen gewesen sein. Je größer hingegen der russische Vorsprung vor den französischen Maßnahmen wurde, desto unerwünschter war das gerade vom deutschen militärischen Standpunkt. Aber nicht nur die russischen und französischen Widerruftelegramme, auch die aller anderen ausländischen Vertreter hätten aufgehalten werden müssen. Denn sowohl das Wiener wie das Londoner oder auch irgendein anderes Kabinett konnte doch den ihm zugehenden Widerruf umgehend an die russische und französische Regierung übermitteln, um der Sache des Friedens zu dienen und den drohenden Weltbrand zu beschwören. Es hätte somit der gesamte telegraphische Verkehr aller in Berlin befindlichen auswärtigen Vertreter unterbunden werden müssen.

Doch die Torheit einer Fabel schützt nicht davor, daß sie geglaubt wird. Es soll daher in Erweiterung zweier im „Berliner Tageblatt" vom 7. und 15. Juli 1921 veröffentlichten Artikel, die in gedrängter Kürze nur die notwendigsten Angaben machten, der eingehende Nachweis erbracht werden:

1. daß die Widerruftelegramme des russischen Botschafters ohne rechtswidrige Verzögerung nach Petersburg weitergegeben worden sind;

2. daß das Telegramm des russischen Botschafters mit der Falschmeldung zu spät in Petersburg eingetroffen ist, um noch irgendeinen Einfluß auf die verhängnisvolle Entscheidung auszuüben.

Der Nachweis erfolgt auf Grund von peinlich genauen Nachforschungen, die das Auswärtige Amt schon im Dezember 1914 beim Haupttelegraphenamt Berlin und bei dem in Betracht kommenden Postamt 64 (damals Unter den Linden 15) hat anstellen lassen [5]).

IV. Die Widerruftelegramme des russischen Botschafters

Der russische Botschafter Swerbejew hat die Falschmeldung über die deutsche Mobilmachung in zwei Telegrammen widerrufen, einem offenen in französischer Sprache und einem Zifferntelegramm. Das im russischen Orangebuch unterschlagene offene Telegramm hatte den folgenden Wortlaut:

„Extérieur Ministre Pétersbourg. Prie considérér télégramme no. 142 comme non avenu. Explication suit. Sverbéjev."

(Außenminister Petersburg. Bitte Telegramm Nr. 142 als nichtig betrachten. Aufklärung folgt. Swerbejew.)

Dieses Telegramm wurde 4^{30} nachmittags beim Postamt 64 eingeliefert, von dort mit der alle zehn Minuten verkehrenden Rohrpost an das Berliner Haupttelegraphenamt weitergeleitet, wo es 4^{48} eintraf. Dort wurde es wegen Störung der direkten Leitung nach Petersburg um 5^{15} an die Leitung Warschau gelegt. Wir

[5]) Im Artikel vom 7. Juli 1921 ist versehentlich von Feststellungen 1916 statt 1914 die Rede.

wissen aus der Erzählung Dobrorolskis, warum gegen 5^{00} (= 6^{00} russische Zeit) die Leitung nach Petersburg gestört war, denn dort standen ja alle Apparate zum Abtelegraphieren des Mobilmachungsbefehls bereit, und der ganze Telegrammverkehr zur russischen Hauptstadt war gesperrt. Auf der Leitung nach Warschau wurde das Telegramm um 5^{27} als letztes einer Reihe von zehn Telegrammen befördert. Die erste Empfangsquittung von Warschau lautete unrichtig auf die Nummer des vorletzten Telegramms, statt auf die des letzten Telegramms dieser Reihe. Da aber die Stückzahl 10 von Warschau richtig quittiert wurde, und da nach dem im Dezember 1914 zu den Akten des Auswärtigen Amts eingelieferten Mitleseſtreifen ein Teil des Textes des letzten Telegramms auf Aufforderung von Warschau wiederholt wurde, kann kein Zweifel bestehen, daß dieses offene französische Telegramm in Warschau richtig abgenommen worden ist.

Dem offenen Widerruf folgte wie angekündigt ein zweiter in Ziffern, der nach der im russischen Orangebuch unter Nr. 62 gegebenen französischen Übersetzung lautete:

„Le ministre des affaires étrangères vient de me téléphoner pour me communiquer que la nouvelle lancée tout à l'heure de la mobilisation de l'armée et de la flotte allemandes est fausse, que les feuillets des journaux étaient imprimés d'avance en prévision de toutes éventualités et mis en vente à l'heure (wörtlich aus dem russischen statt à 1 heure) de l'après-midi, mais que maintenant ils sont confisqués." (Der Außenminister hat mir soeben telephoniert, um mir mitzuteilen, daß die soeben verbreitete Nachricht von der Mobilmachung der deutschen Armee und Flotte falsch ist, daß die Extrablätter der Zeitungen im voraus für alle Fälle gedruckt waren und 1^{00} nachmittags zum Verkauf ausgegeben wurden, daß sie aber jetzt beschlagnahmt sind.)

Dieses Telegramm ist so rasch hinter dem offenen auf Postamt 64 eingetroffen, daß es noch mit derselben Rohrpostsendung 4^{48} beim Haupttelegraphenamt eingegangen ist. Es wurde gleichfalls zuerst an den direkten Draht nach Petersburg gelegt, dann aber wegen Störung dieser Leitung (infolge der von Dobrorolski geschilderten russischen Mobilmachungsvorbereitungen) nach Warschau umgeleitet und 5^{37} als zweites einer Reihe von 10 Telegrammen befördert. Nachdem mehrere Fehler bei der Übermittlung durch Rückfragen berichtigt worden waren, quittierte Warschau in richtiger Form.

Für die Übermittlung selbst einschließlich Rückfragen nebst Empfangsbestätigung sind etwa 10 Minuten anzusetzen. Das offene Telegramm war also 49, das Zifferntelegramm 59 Minuten nach Einlieferung beim Haupttelegraphenamt richtig von Warschau abgenommen. Das ist außerordentlich rasch. Zum Vergleich sei nach den Akten der deutschen Botschaft in Petersburg angeführt, daß am 30. Juli dort eingetroffen sind:

um 1^{00} nachm. (= 12^{00} Berliner Zeit) die drei Telegramme von 2^{40}, 2^{55} und 3^{05} vorm., aufgeliefert um 4^{10} und 4^{40} (Deutsche Dok. 391, 392 und 397); die Telegramme von 5^{30} und 9^{50} nachm. (Deutsche Dok. 420 Anm. 2 und 433 Anm. 2) sind sogar erst am 31. Juli um 7^{30} und 10^{30} vorm. zur Botschaft gelangt [6]).

Wenn bei der Weitergabe der Widerrufe Swerbejews von Warschau nach Petersburg Verzögerungen eingetreten sind, so ist die deutsche Regierung dafür

[6]) Diese Angaben zeigen, wie vorsichtig man mit Konjekturen über das Eintreffen von Telegrammen sein muß. Nur die Kenntnis der wirklichen Zeiten berechtigt zu Schlüssen. Auch ist es ein Irrtum, zu glauben, daß sehr kurze Telegramme stets rascher befördert werden als mittellange. Kurze Telegramme werden nämlich in der Regel in Serien von zehn zusammengefaßt.

nicht verantwortlich. Herr Semenow hat im „Eclair" behauptet, die Telegramme seien erst am 31. Juli in Petersburg angekommen. Dem widerspricht das russische Orangebuch, indem es in der Übersicht über den 30. Juli feststellt:

„Das Gerücht der deutschen Mobilmachung wird als falsch erkannt [7])."

Die Frage der Ankunft der Widerruftelegramme in Petersburg ist übrigens heute ohne Belang. Schon bei ihrem Eintreffen bei Postamt 64 um 4^{30} (= 5^{30} russische Zeit) war die Entscheidung des Zaren gefallen. Es hat sich hier nur darum gehandelt, zunächst den Nachweis zu erbringen, daß eine Verzögerung in der Weitergabe der Widerrufsmeldungen des russischen Botschafters nicht stattgefunden hat, daß die Behauptung eines deutschen Eingriffs in den dienstlichen Verkehr eines fremden Vertreters eine häßliche Verleumdung ist, die jeder Grundlage entbehrt und weder dem Charakter noch der Einsicht des Erfinders zur Ehre gereicht.

Eine Bemerkung drängt sich auf über die späte Absendung des offenen Widerrufs vom Hause der Botschaft. Das Zifferntelegramm ist dem offenen Widerruf unmittelbar gefolgt. Wenn man nun die Länge des Zifferntelegramms in Betracht zieht — es ist noch länger als das im Orangebuch 62 abgedruckte [8]) — so kommt man auf die Vermutung, daß der Gedanke, ausnahmsweise ein offenes Telegramm abzusenden, nicht sofort gefaßt worden ist, sondern erst entstand, nachdem das Zifferntelegramm schon nahezu vollständig in Geheimschrift übertragen war, wofür je nach dem angewendeten Verfahren und der Gewandtheit des Chiffreurs eine halbe Stunde oder noch mehr anzusetzen ist. Aber auch wenn diese Hypothese zutrifft, geht der Widerruf reichlich spät ab, da nach Gelbbuch 105 der deutsche Staatssekretär schon 2^{00} nachm. die fremden Botschafter aufgeklärt hat. Es handelt sich hier um ein von deutscher Seite nicht zu ergründendes Geheimnis des Kanzleidienstes der russischen Botschaft.

V. Das Telegramm des russischen Botschafters mit der falschen Nachricht

Außerordentlich wichtig für die geschichtliche Forschung ist nunmehr die Frage, wann das erste Telegramm des russischen Botschafters, das mit der falschen Nachricht über die angebliche deutsche Mobilmachung, abgesendet worden, in Peterhof (oder Alexandria) beim Zaren angekommen ist. Dazu ist es notwendig, genau festzustellen:

a) die Identität des Telegramms,
b) die Zeit seiner Einlieferung beim Haupttelegraphenamt Berlin,
c) die Zeit der Abbeförderung von dort nach Rußland.

a) Die Identität des Telegramms

Die Identität des Telegramms war bei der Nachforschung im Dezember 1914 leicht zu ermitteln. Der offene Widerruf erklärte das Telegramm 142 für nichtig. Nun enthalten oder enthielten wenigstens die russischen Zifferntelegramme am Schlusse nach der Unterschrift die Nummer in Klarschrift. Das Haupttelegraphenamt konnte daher sehr leicht ein Telegramm der russischen Botschaft ausfindig machen, das offen beginnt:

„Extérieur Pétersbourg Cito Très urgent"

und nach der Ziffernreihe wieder offen endigt:

„Copie Vienne 17 (30) juillet Jeudi Sverbéjev 142."

[7]) Französische Ausgabe, S. 80.

[8]) Anläßlich der Nachforschungen im Dezember 1914 dem Auswärtigen Amt eingeliefert und später entziffert.

Man wird wohl nicht bezweifeln können, daß dieses Telegramm, das seit dem Dezember 1914 in beglaubigter Abschrift bei den Akten des Auswärtigen Amts liegt, das gesuchte war.

Doch es kann ein noch stärkerer Beweis beigebracht werden. Ebenso wie es dem französischen und amerikanischen Nachrichtendienst gelungen ist, deutsche Geheimtelegramme zu entziffern, ebenso gelang es, insbesondere nach Veröffentlichung des russischen Orangebuches, das trotz seiner Fälschungen wertvolle Anhaltspunkte bot, in Berlin russische Telegramme zu lesen. Der wirkliche Text des mit 142 endigenden Telegramms lautet nun in deutscher Übersetzung:

„Erfahre durch den Vertreter unserer Agentur, daß soeben der Befehl zur Mobilisierung der deutschen Armee und Flotte ausgegeben worden ist. Auf meine gestrigen aufklärenden Mitteilungen über unsere teilweise Mobilmachung habe ich vom Staatssekretär keine Antwort erhalten."

Dieses Telegramm ist offenbar identisch mit der Nummer 61 des russischen Orangebuches:

„J'apprends que le décret de mobilisation de l'armée et de la flotte allemandes vient d'être promulgué."

(Erfahre, daß soeben der Befehl zur Mobilisierung der deutschen Armee und Flotte ausgegeben ist.)

Das Telegramm ist also im Orangebuch, wie bei dieser merkwürdigen Dokumentensammlung nicht zu verwundern ist, in dreifacher Beziehung gefälscht:

1. Die Quelle der Nachricht wird verschwiegen.
2. Es wird der Eindruck erweckt, daß es ein nach Empfang der Nachricht in größter Eile abgesandtes, sehr kurzes Telegramm von 16 Worten sei, während es tatsächlich mehr als doppelt so lang ist und außer der angeblichen deutschen Mobilmachung auch noch einen anderen Gegenstand berührt.
3. Die Absendung einer Abschrift nach Wien wird unterschlagen.

Auch der leiseste Zweifel an der Identität des Telegramms ist aber selbst für den Ungläubigsten ausgeschlossen.

b) Die Zeit der Einlieferung beim Haupttelegraphenamt Berlin

Dieses Telegramm 142 ist am 30. Juli 3^{20} nachm. beim Postamt 64 eingeliefert worden und 3^{28} beim Haupttelegraphenamt eingetroffen.

Wenn die Meldung durch den um 1^{00} begonnenen Verkauf von Extrablättern veranlaßt worden wäre, so wäre die späte Auflieferung sehr auffällig. Offensichtlich hat jedoch der Botschafter von diesen Extrablättern nicht sofort Kenntnis erhalten. Sie wurden, wie schon am 1. August 1914 durch polizeiliche Untersuchung festgestellt wurde, an der Ecke der Jerusalemer und Zimmerstraße ausgegeben, etwa zwei Kilometer von der russischen Botschaft entfernt; nachdem eine geringe Anzahl abgesetzt war, wurde der Rest beschlagnahmt. Swerbejew meldet daher auch nicht auf Grund der Extrablätter, sondern auf Grund einer Nachricht, die ihm der Vertreter der russischen Telegraphenagentur zugesendet hat. Wann das geschehen ist, hat sich natürlich im Dezember 1914 nicht feststellen lassen und wird auch jetzt nicht mehr mit hinreichender Genauigkeit zu ermitteln sein. Jedenfalls war es ein schwerer Fehler, auf so unsicherer Grundlage eine so wichtige Nachricht zu melden, ohne sich von deren Richtigkeit zu vergewissern.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Nachricht von den Extrablättern nur mit großer Verspätung zur russischen Botschaft gedrungen ist, wird dadurch verstärkt, daß auch auf der französischen Botschaft, die von der russischen nur wenige hundert

Schritt entfernt ist, nichts davon bekannt war. Poincaré erzählt in seinem sechsten Vortrag über den Kriegsursprung, daß Jules Cambon am 30. Juli 2^{30} nachm. das nachstehende, vom französischen Gelbbuch unterschlagene Telegramm abgesandt hat:

„Es geht das Gerücht, daß die Mobilmachung heute vormittag im Conseil beschlossen worden ist und wahrscheinlich morgen angeordnet werden wird. Den Berichterstattern der Zeitungen hat man in der Wilhelmstraße erklärt, daß man die Gerüchte von heute vormittag weder in Abrede stellen noch bestätigen könne, aber daß ernste Entscheidungen gefaßt worden seien. Es herrscht große Aufregung [9])."

Man beachte:

1^{00} werden Extrablätter verkauft, die die Mobilmachung als eine am 30. Juli vollzogene Tatsache hinstellen.

2^{30}, anderthalb Stunden später, wird von der französischen Botschaft ein Telegramm aufgeliefert, das die Mobilmachung erst für den nächsten Tag, den 31. Juli, und auch für diesen Tag nur als wahrscheinlich, bezeichnet.

Diese Meldung ist nun freilich vielleicht schon eine Stunde vor Abgang entworfen worden, aber der französische Botschafter schickte auch nach 1^{00} keine Berichtigung nach. Poincaré erzählt nämlich, daß „natürlich die vom „Lokal-Anzeiger" gebrachte Nachricht sofort von Berlin nach Petersburg und Wien weitergegeben worden sei", ohne für das „sofort" den mindesten Beweis beizubringen. Er bestätigt damit, ohne es zu wollen, daß die Nachricht nach Paris nicht weitergegeben worden ist. Der französische Botschafter hätte nun aber, wenn er etwas davon gewußt hätte, ebenso dringenden Anlaß gehabt, seine Regierung zu verständigen wie sein russischer Kollege. Eine deutsche Mobilmachung bedrohte ja Frankreich weit mehr als Rußland, denn der deutsche Operationsplan war doch ein öffentliches Geheimnis, besonders für die französische Botschaft. Die einzige Erklärung dafür, daß Cambon eine Meldung über die Extrablätter unterließ, ist die, daß er nichts davon wußte. Erst nachdem der deutsche Staatssekretär 2^{00} nachm. die Nachricht des „Lokalanzeigers" dementierte, wird die Nummer 105 des französischen Gelbbuchs entworfen, die gleichzeitig Nachricht und Widerruf enthält.

Wenn nun der französische Botschafter bis 2^{00} nachm. nichts von den Extrablättern erfahren hat, so wäre es nicht auffällig, wenn auch der russische Botschafter erst kurz vor 2^{00} die Nachricht der russischen Agentur erhalten hätte. Immerhin muß die Meldung vor der Aufklärung durch den deutschen Staatssekretär — also vor 2^{00} nachm. (Gelbbuch 105) — entworfen sein, und man gewinnt den Eindruck, daß das in die Kanzlei gegebene Telegramm nach erhaltener Aufklärung nicht sofort aufgehalten, sondern in bureaukratischer Weise weiterbehandelt wurde.

Wie dem nun auch sein mag, die Tatsache steht unzweifelhaft fest, daß das einwandfrei identifizierte Telegramm 142 erst 3^{20} beim Postamt 64 und 3^{28} (= 4^{28} russische Zeit) beim Haupttelegraphenamt Berlin eingegangen ist. Auch bei größter Beschleunigung konnte es nicht wohl vor anderthalb Stunden über das Haupttelegraphenamt Petersburg zum russischen Ministerium des Auswärtigen und von dort nach Dechiffrierung telephonisch zum Zaren in Peterhof oder Alexandria gelangen, also nicht vor 6 Uhr russischer Zeit, das ist zu einer Stunde, da der Entschluß des Zaren nach der übereinstimmenden Darstellung aller glaubwürdigen Zeugen unwiderruflich feststand.

[9]) „Revue de la Semaine", 18. März 1921, S. 263. Die angegebene Zeit kann doch wohl nur die der Auflieferung beim Haupttelegraphenamt Berlin sein.

c) Die Abbeförderung vom Haupttelegraphenamt

Ein so spät eintreffendes Telegramm konnte unmöglich den Entschluß des Zaren hervorrufen, es hätte höchstens die negative Wirkung haben können, im letzten Augenblick einen allfallsigen Wunsch auf Abänderung des Entschlusses ungünstig zu beeinflussen. Das wäre immerhin etwas wesentlich anderes als das Hervorrufen des Entschlusses. Aber auch diese allerletzte Rückzugsposition der Anhänger der törichten Legende ist unhaltbar. Selbstverständlich weiß das Berliner Telegraphenamt nicht nur, wann es Telegramme empfängt, sondern auch, wann es sie absendet. Im „Berliner Tageblatt" vom 15. Juli hatte ich nach Feststellung der Einlieferungszeit des Telegramms es wahrlich nicht für nötig gehalten, auch noch die Abgangszeit ausdrücklich bekanntzugeben. Um jedoch auch den absurdesten Auslegungen jeden Boden zu entziehen, soll hiermit die Geschichte des Telegramms nach den Darstellungen des Haupttelegraphenamts ausführlich mitgeteilt werden. Dabei sind von mir nur einige Bemerkungen in Klammern hinzugefügt:

3^{20} nachm. Ankunft beim Postamt 64,

3^{28} nachm. Ankunft beim Haupttelegraphenamt,

4^{02} nachm. zur Beförderung mit Siemens auf direktem Draht nach Petersburg unter Tagesnummer 03131 gestanzt (d. i. zur Beförderung mit Schnellapparat vorbereitet).

Wegen Massenauflieferung von deutschen Staatstelegrammen und zeitweiliger Störungen der Leitung nach Petersburg (russische Telegrammsperre!) erst

6^{00} nachm. nach Petersburg gesandt. Nach der Abtelegraphierung neue Leitungsstörungen (russische Telegrammsperre wegen der Rückmeldungen des Mobilmachungsbefehls!). Die Quittung von Petersburg blieb aus. Daher wurde das Telegramm

7^{40} nachm. nochmals gesandt. Trotzdem war weder vor 10^{00} abends (gewöhnliche Zeit der täglichen Glattmeldung), noch nach 10^{00} eine Empfangsbestätigung zu erlangen. Die Leitung blieb bis gegen 11^{20} gestört.

11^{20} abends forderte Petersburg die Wiederholung eines Teiles des Textes. Die Wiederholung wurde gegeben, aber eine Glattmeldung Petersburgs war wiederum nicht zu erlangen. Das Telegramm wurde daher mit dem Zusatz „Verbesserte Wiederholung" zur Weitergabe nach Warschau umgeleitet. Da aber auch auf diesem Wege die Abbeförderung wegen Leitungsstörungen nicht möglich war, wurde das Telegramm wieder an die Leitung Petersburg zurückgegeben.

Am 31. Juli wurde das Telegramm sodann

1^{39} vorm. nochmals zur Beförderung unter neuer Tagesnummer 03001 gestanzt und

2^{30} vorm. nach Petersburg gesandt.

Aus den späteren Glattmeldungen aus Petersburg ging dann hervor, daß das Telegramm sowohl am 30. wie am 31. Juli in Petersburg eingegangen war.

Soweit die Darstellung des Haupttelegraphenamts vom Dezember 1914. Das Amt hat wahrlich sein Möglichstes getan, um das Unglückstelegramm nach Rußland zu befördern. Der Eingang in Petersburg am 30. Juli kann wohl nur der von 11^{20} abends sein, als von dort die Wiederholung eines Teiles des Telegramms verlangt wurde. Die Sendungen von 6^{00} und 7^{40} müssen als mißlungen betrachtet werden, da sonst die Forderung der Wiederholung eines Teiles sinnlos wäre. Aber auch wenn man die äußerst unwahrscheinliche Annahme machen wollte, die früheste Sendung um 6^{00} (= 7^{00} russische Zeit) wäre soweit gelungen, daß das Haupttelegraphenamt Petersburg die erhaltenen Textteile an das russische Auswärtige Amt weitergegeben und dort ein geschickter Dechiffreur eine Rekonstruktion vor-

genommen hätte, so müßte man doch als allerfrüheste Zeit für Beendigung einer solchen Manipulation 7^{00} (= 8^{00} russische Zeit) annehmen.

Wie sehr sich die Anhänger der merkwürdigen Legende auch winden und drehen mögen, das Telegramm kam zu spät, um auf einen allerspätestens 7^{00} russische Zeit schon abtelegraphierten Mobilmachungsbefehl noch irgendeine Wirkung ausüben zu können. Die allergrößte Wahrscheinlichkeit spricht sogar dafür, daß die beiden vor 6^{00} in Warschau abgenommenen Widerruftelegramme früher in Petersburg eintrafen, als die Falschmeldung, so daß das Telegramm 142 bei seinem Eintreffen sofort als non avenu (nichtig) zu den Akten gelegt werden konnte.

VI. Die Widerruftelegramme des französischen und englischen Botschafters

Der französische Botschafter hat, wie schon erwähnt, bis 2^{00} nachm. nichts über die Extrablätter gemeldet. Er bringt die Nachricht erst gleichzeitig mit dem Widerruf in der sehr langen Nummer 105 des französischen Gelbbuches. Nach Poincaré ist dieses Telegramm „15^{30}“ beim Berliner Haupttelegraphenamt aufgeliefert worden[10]). 15^{30} ist französische Zeitbestimmung. Wenn wirklich Pariser Zeit gemeint ist = 4^{30} deutscher Zeit, so wäre das genau dieselbe Stunde, zu der das Widerruftelegramm des russischen Botschafters bei Postamt 64 eingeliefert wurde. Bei der großen Länge der französischen Depesche ist die späte Auflieferungszeit sehr begreiflich. Auffällig ist hingegen, daß Poincaré bei diesem Telegramm die Zeit der Ankunft in Paris den Lesern mitteilt, während er sie sonst vorenthält. Diese Zeit ist außerordentlich spät, nämlich 22^{00} = 11^{00} abends deutsche Zeit. Soll mit dieser Angabe vielleicht insinuiert werden, daß das Telegramm ungebührlich zurückgehalten worden ist? Demgegenüber kann auf die späten Eintreffzeiten der Telegramme des Auswärtigen Amts bei der deutschen Botschaft in Petersburg hingewiesen werden (Teil IV). Auch würde bei absichtlichem Zurückhalten wohl die Auflieferungszeit unterdrückt worden sein. Endlich hat Poincaré selbst ein anderes Telegramm Jules Cambons von 2^{30} erwähnt, worunter doch wohl gleichfalls die Zeit der Auflieferung beim Haupttelegraphenamt verstanden werden muß. Dieses Telegramm wäre doch in erster Linie aufgehalten worden, wenn nach der um 2^{00} erfolgten Aufklärung des deutschen Staatssekretärs ein solcher Aufhaltebefehl ergangen wäre.

Das englische Blaubuch bringt weder eine Meldung des britischen Botschafters über die Falschmeldung noch einen Widerruf. Die Akten des Auswärtigen Amts enthalten jedoch einen Beweis, daß ein solcher Widerruf ergangen, und daß er nicht mit auffälliger Verspätung angekommen ist[11]).

VII. Die unbegründete deutsche Vermutung vom 31. Juli 1914

Als am Vormittag des 31. Juli 11^{40} die Meldung des deutschen Botschafters in Petersburg über die allgemeine russische Mobilmachung im Auswärtigen Amt eintraf (D. Dok. 473), konnte man noch nicht wissen, daß der Entschluß des Zaren schon am 30. nachmittags gefaßt, schon in den ersten Abendstunden des 30. der Befehl ausgegeben worden war. Ebensowenig wußte man damals, wann die ver-

[10]) „Revue de la Semaine“, 18. 3. 21, S. 263.

[11]) Siehe die Telegramme Benckendorffs (Teil IX), wonach Grey nur hinsichtlich des offenen Telegramms Swerbejews zuerst eine völlige Unterschlagung, dann eine Verspätung erfahren zu können hofft. Beides vergeblich.

schiedenen Telegramme des russischen Botschafters abgesandt worden waren. So erklärt es sich, daß in der ersten Bestürzung der Reichskanzler in Telegrammen an die Botschafter in London und Petersburg es „nicht für ausgeschlossen" erklärte, daß der verhängnisvolle russische Schritt durch die in Berlin am 30. Juli umlaufenden Gerüchte veranlaßt worden sei, und daß der bayrische Gesandte ähnlich nach München berichtete (D. Dok. 488, 490 und Anhang IV, Nr. 26). Wie unbegründet diese Vermutung war, ist nunmehr erwiesen einerseits durch die richtigen Daten über den Entschluß des Zaren und über die Ausgabe des russischen Mobilmachungsbefehls, andererseits durch die Abgangs- und Ankunftszeiten der drei Telegramme des russischen Botschafters.

VIII. Die Entstehung der Legende

Bis lange nach Kriegsausbruch ist von Seite der Entente niemals die Behauptung aufgestellt worden, daß die russische Mobilmachung durch eine Falschmeldung über die deutsche Mobilmachung hervorgerufen worden sei.

Zar Nikolaus II. erwähnt eine solche Falschmeldung weder in seinem Telegramm an Kaiser Wilhelm II. vom 31. Juli nachmittags, noch in der Audienz des deutschen Botschafters an demselben Tage (D. Dok. 487 und 535), noch in dem Rechtfertigungstelegramm an König Georg auf dessen erstaunte Anfrage über die Ursache der russischen Mobilmachung. Der Zar telegraphierte damals nach London zurück: „Ich war schließlich dazu (zur allgemeinen Mobilmachung) gezwungen wegen der allgemeinen Mobilmachung in Österreich" [12]).

Der russische Außenminister Sasonow berührt die Nachricht mit keiner Silbe in den drei Unterredungen, die er mit dem deutschen Botschafter am Abend des 30. Juli, also unmittelbar nach Ausgabe des Befehls zur allgemeinen Mobilmachung, dann um Mitternacht des 31. Juli/1. August und am Abend des 1. August hatte, ebensowenig in einem vierten telephonischen Gespräch am frühen Morgen des 2. August (D. Dok. 449, 536, 588 und 666).

Das russische Kommuniqué und das russische Zirkulartelegramm vom 2. August 1914 über die Entstehung und den Verlauf der Krise kennen die Legende nicht (Orangebuch, Nr. 77 und 78).

Die Übersicht des russischen Generalstabs über die im Laufe des 30. und am Morgen des 31. Juli empfangenen Nachrichten schweigt gleichfalls darüber [13]).

Diese zehn amtlichen Kundgebungen am Mobilmachungstage selbst und an den drei folgenden Tagen wissen also nichts von der Legende.

Die Versuche, die russische Maßnahme zu rechtfertigen, über deren furchtbare Tragweite man sich in Petersburg offenbar vollkommen klar war, beschränken sich auf unwahre Angaben über eine vorhergehende allgemeine Mobilmachung in Österreich, auf die Nachricht über ein angebliches Bombardement von Belgrad und auf Klagen über österreichische Unnachgiebigkeit gegen Serbien. Das ist der deutliche Beweis, daß die Legende ein Kriegskind ist, geboren im Laufe des Krieges während der Diskussion über die Kriegsursachen.

Die Anschuldigung, die deutsche Regierung habe das Widerruftelegramm des russischen Botschafters angehalten in der verbrecherischen Absicht, dadurch Rußland zur Mobilmachung zu zwingen und so den Krieg unvermeidlich zu machen, ist öffentlich zum ersten Male von Sir Edward Grey am 23. Oktober 1916 in einer Rede an die ausländischen Journalisten vorgebracht worden. In England war etwas durch-

[12]) „Times", 5. 8. 1914.
[13]) Untersuchungsausschuß, S. 73 (75), Anlage 28.

gesickert, daß die russische allgemeine Mobilmachung nicht, wie man der öffentlichen Meinung vorgetäuscht hatte, nach der österreichischen, sondern spätestens gleichzeitig mit dieser, ja wahrscheinlich sogar vor ihr stattgefunden habe. Die Schuld konnte also nicht mehr auf Österreich abgewälzt werden, man brauchte einen anderen Sündenbock und bediente sich dazu des denkbar untauglichsten Mittels, der Extrablätter des „Lokalanzeigers".

Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat in seiner Reichstagsrede vom 9. November 1916 diese Anschuldigung des widerrechtlichen Aufhaltens russischer Staatstelegramme zurückgewiesen und dabei im wesentlichen dieselben Ausführungen gemacht, wie sie im vorstehenden Abschnitt IV enthalten sind. Ein Anlaß, die Zeiten des Telegramms mit der Falschmeldung bekanntzugeben, bestand im November 1916 nicht. Man wußte zwar damals in Deutschland schon genau, daß die russische Mobilmachung vor der österreichischen angeordnet worden war. Man glaubte aber noch, mit einer Anordnung in der Nacht vom 30. zum 31. Juli rechnen zu müssen. Man konnte im November 1916 noch nicht mit derselben Bestimmtheit wie heute behaupten, daß das Telegramm mit der Falschmeldung zu spät eintraf, um irgendein Unheil anzurichten. Es war daher durchaus erklärlich, daß der Reichskanzler sich darauf beschränkte, die Anschuldigung zurückzuweisen, daß die Widerruftelegramme widerrechtlich aufgehalten worden seien.

Der Ursprung der Greyschen Insinuation aber liegt weiter zurück als Oktober 1916. Am 2. Dezember 1914 wurde ein Telegramm des russischen Botschafters in London, Graf Benckendorff, aufgefangen, in dem es hieß:

> „Gegenüber der immer heftiger werdenden deutschen Anklage über den aggressiven Charakter der Politik Englands und seiner Verbündeten sieht Grey voraus, daß er noch einmal öffentlich wird sprechen müssen. Er wünscht Aufklärung über Punkt . . . . .[14]), erste Nachricht über deutsche Mobilmachung sei in Berlin im „Lokalanzeiger" erschienen. Diese Nachricht wurde von den Botschaftern der Entente nach Petersburg, Paris und London telegraphiert. Da die Nachricht sich als unzutreffend herausstellte, berichtigten die Botschafter sofort ihre ersten Meldungen. Grey sagte mir, er habe aus guter Quelle gehört, Swerbejew habe, um seinen guten Willen deutlich zu beweisen, das zweite Telegramm offen geschickt. Nach derselben Quelle wäre dieses zweite Telegramm in Deutschland abgefangen worden und sei niemals angekommen. Grey wünscht zu wissen, ob das richtig ist, und ersucht mich, deshalb bei Ihnen anzufragen."

Die Auskunft aus Petersburg hat offenbar dahin gelautet, daß das offene Telegramm angekommen ist. Denn in einer gleichfalls abgefangenen Depesche vom 8. Dezember 1914 berichtet Benckendorff:

> „Ich hatte . . . . . [14]) heute von Grey, er wisse, daß das Telegramm eingegangen sei, aber er wünsche zu wissen, ob Verspätung stattgefunden habe und wie viel."

Die Antwort aus Petersburg hat augenscheinlich abermals nicht der Erwartung Greys entsprochen. Denn er machte damals von dem Märchen keinen Gebrauch. Das russische Orangebuch stellte Ende 1914, wie erwähnt, noch ausdrücklich fest, daß schon am 30. Juli das Gerücht von der deutschen Mobilmachung als falsch erkannt wurde. Trotzdem ist Grey am 23. Oktober 1916 auf die von der russischen Regierung abgelehnte Fabel zurückgekommen. Wer die gute Quelle (bonne source) war, die ihm diese Intrige eingeblasen hat, ist nicht festzustellen, nach den Vorträgen Poincarés jedoch zu vermuten.

[14]) Nichtentzifferte Lücke.

Das Auffangen der Telegramme Benckendorffs im Dezember 1914 aber bot den Vorteil, daß schon zu einer Zeit, da noch alle Aufzeichnungen des Haupttelegraphenamts unversehrt erhalten waren, die genauesten Nachforschungen vorgenommen werden konnten.

IX. Schlußfolgerungen

1. Das Telegramm mit der Falschmeldung über die deutsche Mobilmachung ist in Petersburg erst eingetroffen, nachdem nicht nur der Entschluß des Zaren gefaßt, sondern auch der russische Mobilmachungsbefehl schon abtelegraphiert war.
2. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die beiden Widerrufe sogar früher eingetroffen als die Falschmeldung.
3. Die Legende ist nicht russischen Ursprungs. Auf russischer Seite tritt sie im Gegensatz zu zahlreichen früheren amtlichen Kundgebungen erstmals in dem amtlichen Kommuniqué vom 15. September 1917 auf, nachdem der Suchomlinowprozeß die bisherige Entschuldigung mit der angeblich früheren österreichischen Mobilmachung für Rußland unmöglich gemacht hatte.
4. Da diese Entschuldigung nunmehr auch in den übrigen Ententeländern unhaltbar wird, greift man dort allgemein auf das lächerliche Märchen zurück, der Krieg sei durch Ausgabe einiger hundert Extrablätter mit einer falschen Nachricht entstanden.

Entwicklungslinien des schwedischen Parlamentarismus

Von

Rudolf Kjellén

Durch die Welt geht ein Verwandlungsprozeß, der mit einer mehr oder weniger gewaltsamen Umwertung beinahe aller alten Werte droht; ohne Zweifel ist es von Gewicht, daß man in dem einen Staat den Gang des Prozesses in dem andern verfolgt, besonders wenn die Staaten und Völker „wahlverwandt" sind.

Die alte Geschichte Schwedens ist, nach Geyers bekanntem Wort, die seiner Könige. Nur ein anderes Volk, das preußische, kann mit demselben Recht dasselbe behaupten. Dieser Ausspruch gilt für Schweden besonders während der zwei Jahrhunderte von 1519 bis 1719, der Zeit des langsamen Aufstiegs und schnellen Sturzes der Großmachtstellung, der glänzenden Epoche Gustaf Wasas, Gustaf Adolfs und Karls des Zwölften. Der Kampf des letzteren für die Aufrechterhaltung der Stellung gegen eine ihn einkreisende Entente von feindlichen Nachbarn bezeichnet den Höhepunkt königlicher inländischer Alleinherrschaft. Deshalb folgte die Königsmacht im Jahre 1719 der Großmacht im Sturze. Zwar wird der Name „König" beibehalten, aber die eigentliche Macht fällt dem Reichstag zu. Mitten in der allgemeinen Epoche des Absolutismus erhält Schweden ein rein parlamentarisches Regime, mit monarchistischem Schild und ausgeprägtem Parteidualismus, sonst aber zunächst vom heutigen französischen Typus.

Dies ist die sogenannte Freiheitszeit 1719 bis 1772. Während der jetzigen Renaissance desselben Geistes ist eine deutliche Tendenz offenbar, deren Gedächtnis

zu rehabilitieren. Niemand will ihre Verdienste um Kultur und Kunst, die damals eine Blütezeit erreichten, bestreiten. Aber anderseits können ihr depravierender Einfluß auf die öffentliche Moral und ihre Degradierung des Reichsgesichtspunktes unter Parteigesichtspunkten auch nicht verneint werden. Das erste Gebot der Politik, die inneren Interessenfragen der Selbsterhaltung des Reiches nach außen unterzuordnen, wurde ganz außer Acht gelassen bei diesem Kampf um Macht und egoistische Vorteile. Somit rettete der Staatsstreich Gustafs des Dritten nicht nur die königliche Macht, sondern auch den Staat, der durch die neuen Spekulationen der Nachbarn in äußerste Gefahr geraten war. Aber der Umschwung war diesmal nicht vollständig; die Verfassung vom Jahre 1772 war keine Antithese der vorhergegangenen, sondern die Synthese der ganzen Entwicklung. Und diese Synthese wurde im Jahre 1809, und zwar auf noch festerer Basis wiederhergestellt, nachdem aus dem Jahre 1772 neue absolutistische Tendenzen mit neuen, für die Integrität des Reiches drohenden Konsequenzen sich entwickelt hatten.

Die Gesetzschreiber vom Jahre 1809 prunkten mit Montesquieus Phraseologie, aber ihr Werk ist nichts anderes als die angewandte Erfahrung einer langen Geschichte, die von schlimmen Ausschweifungen nach beiden Seiten auf die Mittellinie zurückkehrt. Diese Mittellinie ist schon bei dem ersten legalen Start unseres Regiments angegeben, nämlich im mittelalterlichen Reichsgesetz vom 14. Jahrhundert; sie zeigt sich auf dem Höhepunkt unserer Geschichte wieder, in der Verfassung Gustaf Adolfs. Zum drittenmal also sehen wir sie jetzt wieder durch Zusammenwirken von König und Volk für die Zwecke des Staates charakterisiert, unter Leitung des Königs, aber mit klar formulierten Rechten für das Volk. Dieses Gleichgewicht bei der Gewaltentrennung ist ja der Kern der konstitutionellen Staatsverfassung. Schwedens auf dem Papier noch bestehende Verfassung von 1809 ist deshalb die vielleicht reinste Offenbarung des Konstitutionalismus, reiner als die französische Charte von 1830 oder die preußische von 1850.

Die nach Schaffung der Verfassung verflossene Zeit ist aber nicht idyllisch gewesen. Wir sehen einen einzigen, mehr oder weniger akuten, mehr oder weniger bösartigen Kampf, wo der legale Konstitutionalismus sich gegen die unaufhörlichen Angriffe des Parlamentarismus hat verteidigen müssen.

Es sind einige Hauptgesichtspunkte dieses Kampfes, die hier in aller Kürze beleuchtet werden sollen, mit besonderer Rücksicht auf die dramatische Entwicklung der allerletzten Jahre.

Es fällt hier zuerst auf, daß der Kampf im Laufe der Zeiten seine Walstatt gewechselt hat. Im Anfang fand er meist auf dem finanziellen Gebiet statt. Die erste Opposition hatte zum Hauptzweck, dem Reichstag die Führung hinsichtlich der Regelung und der Kontrolle der Staatsausgaben zu erobern. Dieser Kampf dauerte während fast der ganzen Regierung des herrschsüchtigen Königs Carl Johann, des ersten Bernadotte, und man kann sagen, daß er im Jahre 1840 zugunsten des Reichstages entschieden war. Zugleich wurde dann eine „Departementsreform" durchgeführt, die den Staatsrat aus einem vielköpfigen Staatsamte in einen Kranz von Ministerien umwandelte. Dadurch wurde das königliche Prärogativ auf rein konstitutionelles Gleis zurückgeführt, und ein wirkliches Gleichgewicht trat ein, das während des ganzen Jahrhunderts andauerte. Die Opposition kehrte sich jetzt von der Regierungs- zur Repräsentationsfrage — Kammer-Reichstag anstatt Stände — und sie setzte sich zur Ruhe, als sie 1866 hier den Sieg gewonnen hatte.

Unter den Königen Oskar dem Ersten, Karl dem Fünfzehnten und Oskar dem Zweiten bis 1905 kann also von einem parlamentarischen Regierungswesen in Schweden nicht die Rede sein. Die Macht des Reichstags ist im Wachsen, er wirkt aber auf die Wahl der Ratgeber des Königs nicht ein; hier gilt immer noch das Ge-

bot der Konstitution, daß der König „beruft und ernennt". Für den Einfluß des Reichstags hat die Konstitution ein bestimmtes Verfahren vorgeschrieben: zuerst Anmerkung eines Reichstags-Ausschusses nach Lesen der Staatsratsprotokolle und nachher eine förmliche Meldung von dem Mißtrauen der Kammern, woran der König natürlich nicht gebunden ist. Solche Ausschußanmerkungen werden ziemlich oft gemacht, aber sie haben nie eine unmittelbare Folge gehabt. Andere Wege zur Einwirkung werden in dieser Zeit im großen und ganzen nicht versucht; die Interpellationseinrichtung ist begrenzt, sowohl im Gesetz, als auch in der Praxis, und Niederlagen in den Kammern erschüttern an und für sich die Stellung des Staatsrates nicht. Hier ist übrigens zu bemerken, daß die Staatsverfassung beiden Kammern ausdrücklich Gleichberechtigung zuerkannt hat. Es gibt gar keinen legalen Vorzug der Zweiten Kammer. Irgendein spezifischer Unterhausparlamentarismus kann also hier auf jeden Fall nicht in Frage kommen. Diese ganze Verfassung ist zugeschnitten worden nach Mustern, die nicht nur von denen des Parlamentarismus verschieden sind, sondern ihnen sogar entgegengesetzt; ganz natürlich, da die Gründer der Verfassung den Parlamentarismus als die eine jener schlimmen Möglichkeiten betrachteten, mit denen das Volk schon unmittelbare Erfahrung gemacht hatte in der „Freiheitszeit", und vor deren Wiederkehr es also geschützt werden sollte.

Wenn aber die Grundlagen der Verfassung in diesem Fall bis zu Ende des Jahrhunderts unerschüttert feststanden, so entgingen sie doch nicht der zersetzenden Einwirkung des allgemeinen Zeitgeistes. Die Technik des Parlamentarismus ist ja indirekt: eine Macht des Reichstages über den König und Staat auf dem Umwege über die Minister. Dies sind zwei Glieder in einer und derselben Kette; einerseits die Macht der Minister über den König, anderseits die Macht der Kammern über die Minister. Von dem späteren Glied finden wir im 19. Jahrhundert wenig oder nichts; statt dessen konzentriert sich die Entwicklung auf das erstere, d. h. das Ausscheiden des Königs aus dem praktischen Verfassungsleben.

Zwei Präzedenzen sind hier besonders zu beobachten. Die erste ist Louis de Geer in den sechziger Jahren. Es war dasjenige Ministerium — noch ohne den Namen — das 1866 sehr gegen den Wunsch Karls des Fünfzehnten die Repräsentationsreform durchführte; durch unbezwingliches inneres Zusammenhalten brach es sowohl in dieser als auch in anderen Fragen den Widerstand des Königs. Als 1876, zur Zeit Oskars des Zweiten, ein förmliches Staatsministerium eingeführt wurde, wurde Louis de Geer der Erste Staatsminister auch dem Namen nach, und er erhielt dabei vom König die Ermächtigung, selbst seine Kollegen auszusuchen. Die zweite Präzedenz ist Boström in den neunziger Jahren. Während seiner ersten, fast zehnjährigen Amtszeit bildete dieser Ministerpräsident in seinem Umgang mit dem Reichstag ein ganzes System politischer Kleinkunst aus, wobei der König immer mehr in den Hintergrund kam. Die wichtige Voraussetzung für ein parlamentarisches Regierungswesen, die in einem solidarischen Kabinett unter einem führenden Premierminister liegt, kann also als durchgeführt angesehen werden, bevor unser Jahrhundert anfängt.

Was noch fehlte, war das Bestimmungsrecht des Reichstages über die Entlassung und Erneuerung der Ministerien, sowie ihre innere Politisierung. Wohl hatte de Geer 1880 infolge einer Kabinettsfrage in der Zweiten Kammer demissioniert, und sein Nachfolger wurde der Führer der Oppositionspartei, Posse, der später seinerseits infolge der abweisenden Haltung des Reichstags zurücktreten mußte; aber diese Präjudikate stehen noch vereinzelt da und beruhten nicht auf politischem Zwang. Und die verschiedenen Spezialminister wurden immer noch vorwiegend unter den Fachmännern ausgelesen; die Reichstagsverdienste öffneten nicht die Türen zu den Departements auf Kosten der Beamtenverdienste. Nur der Premierminister selbst

war eine politische Persönlichkeit, seine Ernennung aber vollzog der König immer noch mit großer Freiheit, und wenn der Ministerpräsident die Auswahl seiner Mitarbeiter bestimmte, so ließ er sich dabei von bureaukratischen Gesichtspunkten bestimmen.

Wir können die Abweichungen dieser Regierungsart von dem Parlamentarismus in eine einzige These zusammenfassen: der Parteigeist war noch nicht in sie hineingekommen. Louis de Geer hatte zielbewußt den Kurs über den Parteien gehalten, und nach geringen Abweichungen nach links war Boström zu der Mitte des Stromes zurückgekehrt. „Reichspolitik" anstatt Parteipolitik war noch das Losungswort der schwedischen Regierungsweise. Und es konnte auch nicht anders sein, denn die Parteibildung selbst befand sich noch in einem tastenden Stadium, wo nur das alt-agrarische Interesse für längere Zeit eine festere Form gefunden hatte.

Aber gerade im Säkularjahr 1900 wurde eine parlamentarische Linke unter dem Namen „die liberale Sammlungspartei" organisiert, zunächst für die Lösung der Stimmrechtsfrage in demokratischer Richtung. Dies sollte das Signal werden zu einem neuen Hauptkampf auf dem Gebiet der Verfassung, und jetzt zielt die Opposition deutlich auf den Kern des Parlamentarismus: Macht über die Regierungsbildung selbst.

Die direkte Anregung kam hier, wie in Englands Geschichte 123 Jahre früher, von außen. Die Unionskrise 1905 macht Epoche in der inneren Entwicklung Schwedens, ebenso wie der nordamerikanische Separatismus in derjenigen Englands. Da die Regierung (das Ministerium Ramstedt) Norwegen gegenüber sich gar zu nachgiebig zeigte, übernahm der Reichstag durch einen besonderen Ausschuß ganz und gar die Führung, und im August bildete der Vorsitzende dieses Ausschusses, das Mitglied der Rechten Lundeberg, aus den verschiedenen Parteien eine neue Regierung, mit einem vorwiegend aus dem Reichstag selbst genommenen Kontingent (8 gegen 3). Dies ist der erste vollständige Regierungswechsel, die erste Koalitionsregierung und das erste politische Ministerium unserer Geschichte; es ist dies auch das erstemal, daß die königliche Macht bei der Regierungsbildung auf die Seite geschoben wird. Das Ministerium Lundeberg blieb nur über die Unionskrise, bis Ende November, und beim neuen Wechsel nahm der König gewissermaßen sein Bestimmungsrecht zurück; aber da er zum Nachfolger den Führer des linken Flügels der Koalition, den Advokaten Staaff, ernannte, und eine allgemeine Richtung nach links unter den Fachministern entgegennahm, schuf er das noch fehlende Präjudikat in der Richtung gegen den englischen Parlamentarismus: eine Parteiregierung.

So kam die oppositionelle Linke dazu, ihr Verfassungsideal zu verwirklichen. Es war diesmal mehr durch äußere Unfälle als auf Grund eigener politischer Stärke. Das zeigte sich schon beim ersten schweren Konflikt mit der Krone. Im Frühjahr 1906 verwarf die Erste Kammer ihren Stimmrechtsvorschlag, und als Staaff sich auf das Prärogativ des Königs, die Zweite Kammer aufzulösen, berufen wollte, um durch Druck von unten den Widerstand zu brechen, antwortete der König, daß er es „weder logisch noch parlamentarisch fände, eine Kammer aufzulösen, die einer Proposition des Königs beigestimmt hätte". Die Regierung war auch zuletzt nicht ganz solidarisch. Das neue Ministerium Lindman bezeichnet also einen reinen Rückschlag. Sein leitender Mann war noch nicht Parteichef, kaum Parteimann. Er hatte keine Majorität in der Zweiten Kammer, wohl aber im ganzen Reichstag, der in Schweden mit den von beiden Kammern zusammengezählten Stimmen über das Budget entscheidet (sogenannte „gemeinsame Votierung"). Er konnte also fünf ganze Jahre das Staatsschiff in der Mitte des Stromes steuern und nach dem teilweisen Ministerwechsel 1909, trotz des Widerstandes der Zweiten Kammer, sogar ein wenig nach rechts abfallen. Wir sehen eine Rückkehr von der Parteipolitik und

Politisierung zu der alten Reichspolitik. Die Präzedenz von 1905 schien zu einer bedeutungslosen Episode zurückgeführt.

Aber die Reichstagswahlen 1911 entzogen diesem Regierungswesen sogar die Grundpfeiler: die zusammenwirkende Linke erhielt durch die Fortschritte des Sozialismus ein solches Übergewicht in der Zweiten Kammer, daß sie jetzt auch die gemeinsame Abstimmung beherrschte. Lindman selbst schuf in letzter Stunde ein kräftiges parlamentarisches Präjudikat dadurch, daß er mit allen seinen Kollegen vor der Eröffnung des Reichstages demissionierte. Diese erste Präzedenz der Entscheidungskraft der Wahlmänner bei der Regierungsbildung wurde die zweite vom totalen Ministerwechsel und parteipolitischem Durchbruch: Staaff kam mit einem rein liberalen Kabinett zurück — jetzt aber weit mehr radikal und politisiert als 1905 — nachdem die Sozialisten es verschmäht hatten, diese Siegesfrucht zu teilen.

Diesmal dauerte die Abweichung nach links 2½ Jahre, und außerordentliche Kräfte waren erforderlich, um die Entwicklung zurückzudrehen. Durch seine Allianz mit den Sozialdemokraten gebunden, arbeitete Staaff an einer Herabsetzung oder jedenfalls einer unzulänglichen Reform der Reichsverteidigungskosten, in derselben Zeit, als der Weltkrieg seinen Schatten vor sich herwarf. Dadurch forderte er die reichspolitische Meinung heraus, so daß diese auf auffallende, außerparlamentarische Art zum Ausdruck kam: zuerst 1912 eine Nationalsammlung von 20 Millionen Kronen für die Verteidigung zur See, dann 1914 ein Zug von 30 000 Bauern nach der Hauptstadt mit patriotischen Deklarationen. Da der König bei dieser Gelegenheit sich offen auf diese Seite stellte, demissionierte die gesamte Regierung, und an deren Stelle trat das bureaukratisch gefärbte Ministerium Hammarskjöld, eine reichspolitische Regierung über den Parteien von dem Typus de Geer oder Boström. Das Eingreifen des Königs gab dem antiparlamentarischen Zug dieses Präjudikats einen besonders kritischen Anstrich, und die der Regierung mangelnde parlamentarische Unterlage charakterisierte sie als eine Kampfregierung. Durch die Auflösung der Zweiten Kammer erkannte sie freilich das Prinzip der Demokratie an, aber obschon die Wahlen ihr keine Majorität gaben, nicht einmal im ganzen Reichstag, verblieb sie drei Jahre lang auf ihrem Posten. Wir sehen hier einen zweiten Rückschlag der parlamentarischen Entwicklung, ein neues Sich-Wahren des Konstitutionalismus, ganz gemäß den Gründen der alten Verfassung.

Es ist indessen klar, daß diese neue Reaktion weniger aus der Verfassung als aus der Zeitlage ihre Stärke holte; der Weltkrieg setzte einen Dämpfer auf die parlamentarischen Machtmittel („Burgfrieden"). Länger als bis zum März 1917 konnte die Opposition sich auch nicht Zwang antun. Hammarskjöld demissionierte in regelrechter parlamentarischer Ordnung wegen einer Niederlage in der Zweiten Kammer. Die Linke nahm zwar nicht sogleich die Macht, sie duldete als Nachfolger ein Ministerium Swartz-Lindman, das im Grunde genommen einen Schritt nach rechts bedeutete. Aber das beruhte nur darauf, daß sie nicht selbst als Regierung bei der Wahlagitation im Herbst dem Feuer ausgesetzt sein wollte — in Schweden legt die politische Sitte der im Amt befindlichen Regierung eine gewisse Zurückhaltung bei politischen Wahlen auf, weshalb irgendeine Leitung bei diesen nicht in Frage kommt. Als also die Wahlen noch einmal Ausschlag nach links zeigten, trat die Regierung (gemäß dem Präjudikat von 1911) unmittelbar zurück, und durch neuen völligen Wechsel kam im Oktober 1917 die Linke zum drittenmal zur Macht. Diesmal wurde der Sozialismus als regierungsfähig angesehen; der Durchbruch brachte eine liberal-sozialistische Regierung hervor, deren Führer der liberale Professor Edén wurde. Zugleich wurde die Politisierung der Regierung so weit getrieben, daß nur zwei von deren elf Mitgliedern außerhalb der Reichstagsparteien

gewählt wurden. Das parlamentarische System schien seinen endgültigen Sieg erreicht zu haben.

Dieser Typus wurde nicht verändert bei der Ablösung Edéns durch den Sozialisten-Häuptling Branting und die sozialistische Reinkultur in den Regierungsressorts im März 1920; aber der Charakter einer Minderheitsregierung fiel jetzt stark auf, da die sozialistische Partei keineswegs, nicht einmal in der Zweiten Kammer, die Mehrheit hatte. Als dann die Wahlen im Herbst 1920 eine nicht unbedeutende Richtung nach rechts (100 Plätze anstatt 70 von den 230 Plätzen der Zweiten Kammer) zeigten, gab die Linke freiwillig ihre Regierungsansprüche auf; da auch die Rechte nicht geneigt war, sich ins Geschirr zu legen, ernannte der König zum drittenmal eine reichspolitische Regierung, die jüngere de Geers — diesmal so durchgehend unpolitisch, daß nur eines der 12 Mitglieder der Regierung ein Reichstagsabgeordneter war. Und der letzte Personenwechsel de Geer-von Sydow im März 1921 hat daran ebensowenig etwas geändert wie der Wechsel Edén-Branting ein Jahr früher: jetzt eine etwas stärkere Rechtsfärbung, wie damals eine etwas stärkere Linksfärbung. Im gegenwärtigen Augenblick[1]) hat Schweden also noch einmal eine altertümliche, bureaukratische Regierung, ohne Halt an den politischen Parteien, sogar ohne persönliche Gemeinschaft mit dem Reichstag, und sie regiert weiter ohne Rücksicht darauf, daß auch hochwichtige Vorschläge vom Reichstag verworfen werden. Dies aber geschieht nach stillschweigendem Übereinkommen mit den Parteien. Der Charakter einer Kampfregierung ist also jetzt ganz verschwunden. Sogar die Linke erscheint mit dieser vollständigen Karikatur ihres eigenen parlamentarischen Ideals versöhnt zu sein.

Vor einem perspektivischen Überblick ordnet sich diese Entwicklung in eine starke Rhythmik von drei Akten. Auf den schwachen Schlag Staaff 1905/06 folgte der schwache Rückschlag Lindman 1906/11; auf den stärkeren Schlag Staaff 1911/14 der stärkere Rückschlag Hammarskjöld-Swartz 1914/17; auf den extremen Schlag Edén-Branting 1917/20 schließlich der extreme Rückschlag de Geer-von Sydow 1920/21. Und gegenwärtig scheint der Parlamentarismus ganz entartet zu sein, erschöpft von seinen drei Siegen und Niederlagen. Es liegt auf der Hand, diesen ganzen Prozeß von 1905 ab als parlamentarisch aufzufassen. Die klassische parlamentarische Regierungsweise ist ja ein sukzessives Voranschreiten mit linkem und rechtem Fuß oder ein Kreuzen nach links und rechts in ständigem Wechsel. Sind dann die angegebenen Rückschläge nicht als regelrechte Schläge nach rechts in dieser typischen „Rotation" anzusehen? Die liberale Linke bei uns ist selbst in diesem Irrtum befangen. Schon aus der vorhergehenden kurzen Darstellung der Tatsachen geht aber deutlich hervor, daß das Geheimnis in diesem Zusammenhang tiefer liegt. Der Rückschlag überschreitet nur momentan (Lindman nach 1909, Swartz-von Sydow) in irgendeinem auffallenden Grade die Mittellinie; es ist prinzipiell ein Rückfall zur Reichspolitik, zur gesetzmäßigen Verfassung, zum konstitutionellen Prinzip hin. Nicht Linke und Rechte innerhalb des parlamentarischen Regimes, sondern parlamentarisches und konstitutionelles Regime selbst — anglofranzösische und altgermanische Staatsverfassung — sind die Kämpfer in der Arena in der jüngsten politischen Entwicklung Schwedens.

Es muß uns auffallen, welch zähen Widerstand unsere konstitutionelle germanische Verfassung dem Druck der modernen Ideen gegenüber geleistet hat und noch leistet. Dreimal unterlag sie, aber jedesmal hat sie sich wieder erhoben und die Herrschaft zurückerobert.

Wird es in der Zukunft auch immer so gehen? Haben wir eine wirkliche

[1]) Im Herbst 1921.

Garantie dafür, daß die jetzige Passivität der Angreifer auf endgültig erschöpften Kräften beruht? Einige Andeutungen einer Antwort gibt schon unsere Betrachtung. Sie zeigt den Angriff jedesmal stärker, den Sieg andauernder, von einem halben Jahre nach 1905 bis zu 2½ Jahren nach 1911 und 3 Jahren nach 1917. Das deutet historisch nicht auf Erschöpfung. Die reservierte Haltung in unseren Tagen hat auch ihre natürliche Erklärung in den unsicheren Parteiverhältnissen, die ein fortwährendes Zusammenwirken des Liberalismus und des Sozialismus und dadurch eine Mehrheitsbildung nach links erschweren; dazu scheint eine positive Reaktion zur Rechten auf dem Wege zu sein, obschon ihrerseits durch das Hervortreten einer neuen agrarischen Interessenpartei getrübt.

Eine Schlußfolgerung ist klar: die Demokratie ist in das Regierungswesen Schwedens eingedrungen und hat dort festen Fuß gefaßt. Das folgt schon aus den radikalen Repräsentationsreformen von 1909 und 1919, die diese Periode mitgeführt hat. In dieser Hinsicht sind die Durchbrüche der Linken in den Jahren 1905, 1911 und 1917 gewiß keine Episoden, über die die Geschichte wieder zur Tagesordnung übergehen kann, als ob nichts geschehen wäre. Sie sind eher zu vergleichen mit den Revolutionen in Frankreich im 19. Jahrhundert, nach Seignobos Analyse: Sturmangriffe, nach denen ein Stück der Mauer nach dem anderen herausfiel, bis zuletzt nichts übrig blieb. Die Rückschläge haben also nicht alle Wirkungen vertilgt, nicht ganz und gar den status quo wiederhergestellt; jedesmal war das Ergebnis eine Orientierung weiter hinaus auf demokratischem Boden. In diesem Punkt kann kaum ein Zweifel herrschen.

Ungewiß ist dagegen, ob unsere Demokratie die spezifisch parlamentarische Form annehmen wird. Das ist zunächst eine terminologische Frage. Es verbergen sich verschiedene Wirklichkeiten unter dem gemeinsamen Schild Parlamentarismus. Um größere Klarheit darin zu gewinnen, unterscheide ich begriffsmäßig drei Arten von Demokratie: die primäre, mit dem Schwerpunkt bei den Wahlmännern selbst, Typus Schweiz — die sekundäre, mit dem Schwerpunkt im gewählten Reichstag, Typus Frankreich — die tertiäre, bei welcher der Schwerpunkt vom Reichstag auf das Kabinett übergegangen ist, Typus England. Der geschichtliche Vorsprung und die großartige Entwicklung des letztgenannten Typus haben innerhalb des wissenschaftlichen Sprachgebrauches seinen einheimischen Namen („parlamentary government") an die Staatsform geheftet, so daß die englische Form von Parlamentarismus als die echte und „wahre" (Redslob) aufgefaßt worden ist. Dies ist auch das bewußte und programmäßige Ideal des schwedischen Liberalismus (Staaff). Aber in diesem Falle scheint unsere Untersuchung gezeigt zu haben, daß Schweden gegen den Parlamentarismus immun ist; die Ansätze zur parlamentarischen Führerschaft unter Staaff und Lindman sind wieder gewichen. Dagegen gehen wir offenbar mit großen Schritten dem französischen Typus entgegen, der als „unecht" bezeichnet worden ist, der aber vielleicht am besten dem Terminus selbst entspricht, derselbe, der in Amerika „Congressionalism" (Wilson, Burgeß) und in Frankreich „Conventism" (Duguit) genannt wird. Die gegenwärtige Regierungsart Schwedens ist eher das regierende Parlament als das regierende Kabinett, um von dem regierenden König nicht mehr zu sprechen. Schwedens Geschichte ist nunmehr weder die seiner Könige, noch die seiner Premierminister; sie ist die seiner Reichstage geworden.

Dies ist das Ideal der Sozialdemokratie, wenigstens bis auf weiteres — das neue Verfassungsevangelium vom Osten fehlt bei uns nicht, scheint aber wenig Resonanz zu finden. Der Reichstagsparlamentarismus oder die sekundäre Demokratie hat jetzt Wind in den Segeln. Sie hat auch — wie wir schon wissen — nationale Ahnen, nämlich die sogenannte „Freiheitszeit" des 18. Jahrhunderts; der französische Schein bedeutet ebensowenig wie 1809 eine wirkliche Einwirkung. Jetzt

wie früher hat sie einen steigenden Kurs der materiellen und geistigen Zivilisation, einen sinkenden der nationalen und moralischen Werte mitgeführt. Der Reichsgesichtspunkt sieht wieder in der Blüte des Parteilebens dahin. Es ist nur zu hoffen, daß dieses faktische System, von dem legalen so wesentlich verschieden, diesmal das Reich nicht in solche Gefahr bringen wird wie damals, als die Rettung nur von einer überbetonten Königsmacht kommen konnte.

Armer Jonas

Eine Erzählung

von

Erich Kramer

1.

Jetzt, wo im nebelfeuchten Garten das schwarze Laub der Birnbäume und die großen, gelben Ahornblätter den Rasen wie mit einem verwaschenen Lumpenteppich einhüllen, wo stets ein leiser Zugwind das ganze Haus durchdringt, daß sich die Vorhänge an den Türen phantastisch blähn, als wollte jemand ins Zimmer kommen, der nicht hineingehört — jetzt muß ich so oft an die seltsame Geschichte denken, die mir der arme Jonas Stiesel im vergangenen Herbst erzählte, drei Wochen ehe er starb.

Am Tage macht es mir nichts aus. Da laufe ich über Brachfelder, durch roten Lehm und struppiges Gras, an morschen Zäunen vorbei, hinter denen Baumskelette im Regen schwanken, höre dem Keifen und Gackern des Krähengesindels zu und bin auf meine Art recht lustig. Doch abends, wenn ich bei der Lampe sitze, vor mir das dunkle Fensterviereck in der getünchten Wand, und meine Blicke schwer und müde über die krummen Zeilen eines alten Schmökers gehn, dann fällt es mir immer wieder ein.

Da knackt plötzlich irgendwo ein Schrank — tick, tick — als pochte wer behutsam mit dem Finger an, da hängt auf einmal die Balkendecke so niedrig über meinem Kopf, der gelbe Lichtkreis der Lampe schrumpft auf dem weißen Tischtuch, und ich fühle, wie draußen die Nacht riesengroß über dem Hause kauert und es mit ihren molkigen Fäusten zusammenpreßt.

Ich schrecke empor. Gingen dort nicht leise Tritte hinter mir, aus einem Winkel, immer näher und näher auf meinen Rücken zu? Ich sehe es deutlich, ich brauche mich nicht umzudrehn: ein großer Kerl mit einer roten Mütze — er schleicht geduckt, seine plumpen Hände tasten suchend vorwärts, sein Mund klafft wie ein schwarzes Loch — unter der höckrigen Stirn schräg nach oben gerichtet irren die fahlen Säuferaugen.

Er hat den armen Jonas erdrosselt, und nun kommt er zu mir.

Ich wende mich — nein, es ist nichts da. Ein Schauder streicht mir über den Nacken, in meinen Ohren klingt und siedet die Stille.

Und ich lege mich schnell ins Bett, rolle mich wie ein Wurm zusammen und stecke den Kopf unter das Kissen. Da bin ich geborgen. Das Grauen löst sich von mir und huscht in seine Winkel zurück, und während ich langsam eindämmere, sehe ich nur noch ganz fern das betrübte Kindergesicht des armen Jonas wie einen hellen Fleck auf dunklem Wasser.

2.

Stiefel war sein rechter Vatersname, Jonas aber hatte ich ihn getauft; denn ich bildete mir ein, daß der Prophet dieses Namens ein ebenso kluger, stiller und zierlicher Mann gewesen sein müßte, weil er es fertiggebracht, drei Tage lang in dem engen Walfischbauch zu stecken und schließlich doch wieder gesund und heil herauszukommen.

Jonas studierte Philologie; nicht aus Bedürftigkeit, sondern aus Neigung. Die traditionelle Schlotterhose, den schwarz umränderten Zwicker, das Stachelkinn und den alten, nach Bier und Tabak duftenden Rock suchte man umsonst bei ihm.

Er war immer nach der neusten Mode gekleidet und gab sich mit einer etwas geschraubten linkischen Anmut; er redete selten, doch stets klug und die Worte bedächtig wählend; seine Stimme zitterte leise metallen wie Vogelgesang, und wenn er einen besonders hübschen, runden Satz herausgebracht hatte, nickte er mit dem Kopf und lächelte halb bescheiden, halb vergnügt.

Übrigens stammte er aus guter Familie und besaß große Geldmittel. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, der eine Vorliebe für alte Bücher und Stiche gehabt hatte, war lange tot. Die Mutter lebte noch irgendwo in Norddeutschland in einem weißen, freundlichen Hause hinter Schlehen- und Jasminhecken.

Der kleine Stiefel verbrachte seine Tage in ruhigem Gleichmaß. Er stand spät auf, hörte ein paar Kollegs und arbeitete dann bis Morgengraun.

Ich besuchte ihn öfters, um in seinen Büchern zu kramen.

Er saß mit steifem Rücken an dem schweren Tisch und ließ die Feder geschäftig im Licht der grünen Lampenglocke über das Papier eilen. Das Zimmer war hoch wie ein Schacht und oben ganz von Dunkelheit erfüllt. Jonas bewegte sich nicht und blieb völlig stumm, nur die schreibende Hand ging hin und her oder die Blätter knisterten leise.

Das war mir fast unheimlich. Die schattenbedeckten Bücherregale glichen seltsamen Maschinerien, und der kleine Jonas saß mittendrin, wie eine zierliche Maus in der Falle sitzt und ahnungslos mit den Pfötchen spielt.

Aber dann und wann kam er auch an unsern Tisch in die Weinstube, trank den hellroten Spezial in langsamen Schlucken und hörte den Gesprächen zu.

Wir andern waren jung und toll, ohne Maß in der Freude wie im Schmerz. Wir hatten üppige Schwelgereien der Begeisterung, bei denen wir uns mit großen Worten bis obenhin vollaßen, und hatten bittre Räusche der Melancholie, in die wir haltlos versanken; und wenn der Wein die Köpfe etwas umnebelte, begaben wir uns immer in die dunkle Region jenseits der Wirklichkeit.

Da erzählte der eine von einem sonderbaren Leiden, das er in sich verspüre, und an dem er sicher einmal sterben müßte, einer verborgenen, unheimlichen Krankheit, die man nirgends in den medizinischen Lehrbüchern finden könnte. Und er berichtete gräßliche Details, die uns die Haut schaudern machten und uns zugleich mit Bewunderung für den Besitzer einer solchen Merkwürdigkeit erfüllten. Ein anderer sprach von quälenden Träumen, die jede Nacht in genau derselben Form wiederkehrten, die er abends im Wachen schon neben sich fühlte, ihn mit Raubtierschritten enger und enger umkreisend und auf sein Einschlafen lauernd, um dann jählings mit plumpen Angstfratzen über ihn herzufallen. Und der dritte hatte sogar eine Vision gehabt, als er einmal spät nach Hause kam: ein langes, weißes Gespenst, das, vom Flackerschein des angerissenen Zündholzes beleuchtet, neben seiner Stubentüre Wache hielt. Und allen diesen Dingen wurde nichts von ihrem schreckenvollen Charakter genommen, wenn sich auch die quälenden Träume und die sonderbare Krankheit auf einen verdorbenen Magen zurückführen ließen, das weiße Gespenst aber nichts anderes als ein Leinenunterrock der Wirtsfrau gewesen war, der im Flur an einem Nagel hing.

Jonas hörte zu und lächelte.

Solche Bedrängnisse waren ihm sicher fremd. Er hauste still zwischen den Bücherregalen und schrieb eifrig seine Noten, während er altfranzösische und altenglische Texte las: Singfabeln und Legenden, die prächtig wie Tapeten in Karmin, Gold und Himmelblau gewirkt waren, Balladen und Romanzen, aus deren scharfem Rhythmus Hörnerklang und Schwerthiebe dröhnten. Nein, er hatte gewiß keine Zeit für Gespenster.

Aber ich täuschte mich.

Der arme Jonas, der sich so zierlich pedantenhaft unter uns großen Seelen ausnahm, der jedes Wort, das er redete, jede Handbewegung, die er machte, sorgfältig vorher erwog — dieser arme Jonas schlug sich jahrelang im geheimen mit tausend Ängsten herum, bis er selbst darüber zu Grunde ging.

3.

Einmal in den letzten Tagen des Oktober saß ich noch spät bei der Lampe, um einen Brief zu schreiben.

Es sollte ein recht freundlicher Brief in die Heimat werden, denn ich brauchte dringend Geld. Aber umsonst stocherte ich in dem schwarz bekrusteten Tintenkrüglein, umsonst reihte ich bleierne Gedankenketten aneinander, mir fiel kein treffendes Wort ein, und der Bogen lag weiß und leer vor meinem verschlafenen Blick.

Draußen klatschte der Regen auf die Pflastersteine, und die Kälte und die Feuchtigkeit drangen durch die Wände ins Zimmer, daß ich meinen Atem wie silbernen Rauch um die Lampenglocke qualmen sah. Am Ofen stand wohl eine Kiste mit Holzscheiten, aber ich war zu müde, um noch Feuer zu machen. Ich wollte schlafen gehn, aber ich hatte nicht die Kraft, mich vom Stuhl zu erheben. Ich saß frierend und in mich geduckt wie ein mausernder Vogel und starrte in die gelbe Flammenkrone, die sich zackig auf dem Docht erhob. Und eine tiefe Schwermut, eine dumpfe Gleichgültigkeit überkamen mich und erfüllten meine Ohren mit verworrenem Getön.

Da läutete auf einmal die Flurglocke.

Mitternacht war vorüber, meine Wirtin und alle Hausbewohner schliefen längst.

Ich dachte: nun mußt du nachsehen, wer es ist. Und ich stellte mir vor, wie ich aufstünde, den Stuhl mit dem Bein zurückschiebend, wie ich draußen den Gang hinunterschritte und die Tür öffnete. Aber in Wirklichkeit regte ich keinen Finger, ich blieb stumpfsinnig am Tisch sitzen.

Doch da läutete es schon zum zweiten Male, gellend, atemlos, wie ein Hilferuf.

Jetzt erschrak ich, wurde sofort munter, nahm die Lampe und ging in den Flur. Hinter der gerippten Scheibe der Entreetür flackerte ein Zündholz und erlosch wieder.

Ich sperrte auf.

Draußen stand der kleine Jonas, das Gesicht fahl wie Kalk und die Augen groß und starr geöffnet. Von seinem Hutrande troff das Wasser. Er drängte sich an mir vorbei in den Flur und ließ die Türe hinter sich zuschlagen.

„Ist der Unhold weg?“ lallte er, „ganz und gar ausgesperrt?“

Seine Stimme klang, als ob ein Blatt Papier zerrisse.

„Wen meinst du?“ fragte ich.

Jonas antwortete nicht, griff sich an den Kopf und stöhnte wie aus einem Traum erwachend:

„Entschuldige,“ sagte er dann, „das Haus war offen — darf ich zu dir?“

„Aber bitte, Jonas!“

Ich leuchtete ihm ins Zimmer und nahm ihm Hut und Mantel ab. Er konnte sich vor Schwäche kaum rühren. Ich gab ihm einen Stuhl und wollte gerade fragen,

was denn geschehen sei, als sich plötzlich sein Gesicht in maßloser Angst verzerrte. Er blickte auf meine Fenster, die mit offenen Gardinen schwarz und leer ins Zimmer sahn.

„Bitte, willst du nicht die Vorhänge schließen?"

„Aber gern, Jonas."

Ich stand auf. Sofort rutschte auch er vom Stuhl herunter und trippelte mir nach. Die Gardinen wurden zugezogen. Dann setzten wir uns wieder.

„Danke", sagte er.

„Soll ich einheizen, Jonas? Es ist etwas kühl in meinem Stall."

„Ja, bitte."

Ich erhob mich, und schon stand auch er und folgte mir zum Ofen nach. Es brannte schlecht, ich mußte den ganzen Papierkorb leeren, ehe das nasse Holz Feuer fing. Jonas wich keinen Augenblick von meiner Seite. Endlich gelangten wir auf unsern Stühlen zur Ruhe.

Ich wartete, aber er schwieg.

„Bist du hungrig, Jonas, soll ich dir was zu essen holen? Meine Wirtin hat Brot und Fleisch in der Küche stehn."

„Nein," sagte er und hielt mich am Ärmel fest, „nein, geh' nicht fort."

Mir kam das alles halb drollig, halb spukhaft vor, ich wollte lachen, und zugleich lief es mir wie Spinnenfüße über den Rücken. Was war nur mit dem armen Jonas geschehn! Eben tat ich den Mund zu einer neuen Frage auf, da fing er von allein zu reden an.

Doch dies war nicht der alte, zierliche, bedachtsame Jonas, der nun sprach, dies war ein Mensch, der sich selbst verloren hatte, der ganz aus sich herausgeraten war.

Er schnappte noch einige Male nach Luft und erzählte dann hastig wie gegen Windstöße kämpfend.

„Du — also jetzt entschuldige, daß ich dich mitten in der Nacht überfalle, ich kann nichts dafür — nein, wirklich, es war nicht im geringsten meine Absicht, dich zu besuchen, obgleich — doch ich erkläre dir das später. Und nun sei so freundlich und mach' nicht solche erstaunten Augen — warte ein bißchen, ich sage dir schon alles, wenn du nur Geduld mit mir hast. Siehst du, ich bin doch erst zu drei Vierteln verrückt, das ist nicht so schlimm — aber nach Hause geh' ich heut nicht — auf keinen Fall geh' ich dorthin. Nein, du mußt mich schon bei dir übernachten lassen, hörst du? Ich geh' nicht von hier fort.

„Also du — ich bin heut bei einem Arzt gewesen, bei einem großen berühmten Medizinmann, einer Autorität in seinem Fach. Aber was für ein dummer Kerl! — Na, ich habe ihm genau geschildert, wie es mit mir ist, ganz genau — und er war auch anscheinend voller Interesse und fragte mich nach allem Möglichen. Und dann hat er mich lange beschnüffelt, beklopft und behorcht, um sich endlich den verfärbten Ziegenbart mit dem Brillenfutteral zu tätscheln und mild ironisch unter der schwammigen Nasenknolle zu grinsen. Ja, es sei durchaus nichts von Belang, eine kleine Überreizung der Nerven — wirklich eine ganz unbedeutende Sache, die in ein paar Monaten von selbst verschwinden würde. Gute, kräftige Kost — ein bißchen faulenzen, spazierengehn — — und vor allem nicht daran denken. — Welch ein Idiot! — — Nicht daran denken, wenn einem die blanke Messerspitze auf der Kehle tanzt, wenn das schwarze Wasser, in dem man ertrinken soll, schon über den Mund flutet, wenn der letzte Schein von Willenskraft erlischt, das innere Räderwerk zerbrochen durcheinanderhaspelt und jedes Atom im Gehirn auf eigene Faust Komödie spielt. — — Nicht daran denken, wenn alle Ruhe vergiftet ist — wenn man in der Nacht aus dem Schlafe schreckt und fühlt das Dunkel und die Stille so leer und endlos weit um sich — niemand ist da, der einem helfen möchte — keine Menschenseele. — Und

dann plötzlich — ohne daß man sie rief — kommen die Erinnerungen, grausam deutlich und schnell nacheinander wie die Bilder einer magischen Laterne auf dem weißen Tuch. — Und man sieht, wie karg das Beste war von allem, was man erlebt hat — und daß es ständig so fortgehen wird — ständig dasselbe — nirgends ein Ausweg — nirgends eine Hoffnung. — — Und dann soll man nicht daran denken, wenn sich der Mund ganz von allein verzieht — wenn man merkt, daß es brennend durch die Augenlider dringt — — und man kann nicht anders, man muß heulen, immerzu heulen. — — Wenn dann die Todesängste einen fassen wie würgende Krakenarme — wenn schließlich das leibhafte Entsetzen in den grausigsten Vermummungen hervortritt und einen mit bleiernem Knüppel niederschlägt — — — Hehe, man denke doch einfach nicht daran, man vergesse es! Welch ein alberner Mensch!"

Jonas hatte sehr rasch gesprochen.

Ich schwieg vor Verblüffung.

Seine Stimme klang mir noch hart in den Ohren wie das Gebell eines kleinen Hundes, der sich durch ein Zaungatter drängt und den Wagen auf der Dorfstraße nachspringt.

Ein paar Sekunden war es ganz still im Zimmer.

„Ist das schon lange so mit dir, armer Jonas?" fragte ich endlich.

„Ja, lange, sehr lange. — Ich will dir die Geschichte von Beginn an erzählen, vielleicht beruhigt mich das.

„Siehst du, mein Vater war ein halber Greis, als ich geboren wurde, meine Mutter zart und kränkelnd. Schlechtes Material, zu viel Nerven und zu wenig Blut. — — Ich glaube, ich habe eine dünnere Haut als andere Menschen, meine Knochen sind feiner und spröder, mein Herz schlägt langsamer und schwächer. — Ich sah und empfand die Welt anders, als sie war: die toten Dinge erfüllte ein unheimliches Leben, und das wirklich Lebende glitt fremd vor mir zurück. Und überall waren Träume und Ängste. Ich wuchs unter ihrem Schatten auf, das Grauen besuchte mich als mein Spielkamerad, und der Schrecken vertrieb mir die Zeit. Ich fürchtete mich mein Leben lang, doch niemand wußte es, ich schwieg all die Jahre. Aber jetzt kann ich nicht mehr — jetzt muß ich reden, daß ich nicht schreie.

„Siehst du, ich habe immer nur mit dem Kopf gelebt, auch schon als Kind. Ich wußte nicht, wozu ich Hände und Füße hatte; ich bin nie auf Bäume geklettert, habe nie unreifes Obst gestohlen oder mit den Gassenjungen gerauft. Ich saß als Fünfjähriger ernsthaft und gesammelt auf einem Schemelchen unter der Haustür und träumte von der engen Welt um mich, die mir so riesengroß erschien, von Himmel und Wolken und vom goldenen Mond. Und ich dachte mir die seltsamsten Erklärungen aus, warum das alles so war, lange Geschichten, in denen die Winde mit Menschenstimmen sangen, Sterne von den Bäumen fielen, und Erde und Wasser, Feuer und Luft in einem bunten Reigen durcheinandertanzten. Meines Vaters Haus war der Mittelpunkt der Welt. Von ihm gingen alle Straßen ins Unbekannte: zu den Chinesen, Tartaren und Eskimos; ja, wenn man recht ausdauernd marschierte, kam man womöglich noch in vergangne Zeiten hinein: in das alte Rittertum, zu Odysseus und dem Kyklopen, zu Nebukadnezar und dem schrecklichen Elias, der an einem Tage die vierhundertundfünfzig Baalspfaffen abschlachtete. Und ganz am Ende war dann die Hölle auf einer großen brennenden Wiese. So träumte ich, als ich noch kaum die Nase über den Zaun unseres Gartens hinausgesteckt hatte.

„Mit acht Jahren geriet ich über die Bücher, und vom zwölften an bin ich kein einziges Mal vor Mitternacht zu Bett gegangen.

„Schon in der frühsten Kindheit hatte ich sonderbare Angstzustände, denen ich mich willenlos halb in Furcht, halb in Neugier hingab.

„Ich sah in einer dunklen Stube den Mondschein am Boden liegen, ich trat behutsam über die fahlen Streifen, als wären es Abgründe, preßte meine Stirn an das kühle Fensterglas und blickte in die wunderlich fremde Nachtwelt, auf die tote, schwarze Erde, in das düster verworrene Laub, das im Wind zuckte und flatterte, und in die blasse Mondeshelligkeit, die wie große Laken über die Wände der Nachbarhäuser ausgebreitet war. Ich fühlte hinter mir den leeren Raum mit einem Schwindeln im Kopf und in allen Gliedern und dachte plötzlich: nun kommt einer leise durchs Zimmer gegangen, ein Mann mit schwarzem Bart und silberner Rüstung — seine gelben Hornaugen zwinkern tückisch vergnügt, und statt der Nase wächst ihm ein breiter Entenschnabel aus dem Gesicht — und jetzt stößt er mir ein Messer in den Hals und schlürft gluckselnd mein Blut. — Aber ich drehte mich nicht um, ich hielt mich ganz still und wartete.

„Ich fuhr in der Nacht aus Träumen empor und sah im matten Schein der Öllampe geschwollene Köpfe wie von Ertränkten aus einem Winkel mich anstieren. Sie schaukelten, von einer glashellen Woge getragen, auf und ab, und ihre Haare flossen wie dünne Tangfäden über die Gesichter.

„Ich ging am frühen Sommermorgen in unsern Garten. Die Welt war noch so still und leer. Ich meinte, daß mich überall lautlose Schritte umkreisten, daß es jetzt aus einem Busch hervorbrechen und auf mich zuspringen müßte: ein ekles Knäuel, halb Tier, halb Maschine, mit eisernen Rädern, mit nacktem Fleisch und wilden Haarzotteln. Und in der kühlen Morgenstunde faßte mich so sehr die Angst, daß ich ins Haus zurücklief und mich noch einmal schlafen legte.

„Oder ich ging an einem Spätherbsttag mit dem Bücherranzen zur Schule — wir wohnten damals weit draußen — und kam im Hafenviertel an eine Straßenecke, die sich steil und schwarz mit bretterverschlagenen Fensterlöchern vom milchigen Frühnebel abhob, und dachte: gleich müßte dahinter ein Kerl auftauchen, verwildert und in Lumpen, die roten Hände und das Gesicht mit Geschwüren bedeckt; und der ginge auf mich zu, umfaßte und liebkoste mich, während mir die Angst wie ein Pfropfen im Halse säße, daß ich nicht schreien könnte, und nähme mich dann auf seine Arme und trüge mich irgendwohin fort — in ein schwammiges, verrottetes Haus über grünem Morast, wo blutende Tierfelle von den Dachbalken hingen.

„Solche Geschichten flogen mir ständig durch den Kopf, und ich sah alles so deutlich, glaubte so fest, die Schreckbilder müßten im nächsten Augenblick vor mir stehn, daß ich plötzlich fühlte, wie mein Gesicht erblaßte und kalt wurde, daß meine Knie zu zittern begannen und der Herzschlag ein paar Sekunden lang aussetzte und dann wie toll an die Rippen hämmerte.

„Doch das waren nur schöne Phantasien, bunte Abenteuerreisen ins Mystische, bei denen die Lust am Seltsamen den Schrecken aufwog. Denn in der Kindheit erfüllt einen das Grauen trotz der Angst mit Neugier; man geht ihm heimlich nach, man sucht es in dunklen Winkeln, auf Bodenkammern und Treppenfluren, und wenn man es findet, ist es beinahe sanft und gutmütig. Es würgt einen noch nicht am Halse, es schlägt noch nicht mit plumpen Fäusten auf einen los, es kitzelt nur ganz sacht mit dem Knochenfinger, und man spürt den Schauder als etwas halb Gruseliges, halb Angenehmes.

„Dann gab es eine Zeit, wo der Schrecken von mir abfiel, wo ich nüchtern durch farblose Werktage ging. Die Kammern des Grauens waren verschlossen; ich erblickte um mich nur leere Wände und platte Gesichter. Und in dieser häßlichen Alltäglichkeit erschien ich mir selbst wie eingerostet und verstaubt. Ich saß über den Büchern und lernte. Trotz meinem guten Gedächtnis mußte ich wie ein Verzweifelter arbeiten, denn ich hatte zu viele Jahre mit Träumen verschwendet. In meinem Kopf rasselte es von Geschichtszahlen, Logarithmen und Versen aus der Antigone, und

wenn ich spät nach Mitternacht schlafen ging, war es mir oft, als ob mein Schädel sich langsam ausdehne, immer größer und größer würde, bis er endlich an die Decke stieße. Mein Körper, meine Arme und Beine lagen so empfindungslos, so weit ab, als gehörten sie nicht zu mir. Ich hatte die Vorstellung, daß die große Zehe tausend Meter vom Kopf entfernt sein müßte."

„Ja," sagte ich, als er nun ein Weilchen schwieg, „das ist schlimm, Jonas, ich kenne das auch. Man ist dann wie zerhackt und in lauter kleinen Stückchen über eine unendliche Fläche ausgestreut. Und doch spürt man jedes Knöchelchen, das einem im Leibe sitzt, spürt es deutlich, aber wie etwas Totes, das im nächsten Augenblick abfallen müßte. Das Blut zuckt in den Pulsen, die Nervenfädchen sind äußerst gespannt und schwingen wie Klaviersaiten, wenn das Hämmerchen dranklopft. Man liegt still auf dem Rücken und rührt sich nicht; zugleich aber hat man die Einbildung, man schaukle durch die Luft, einmal nach rechts, einmal nach links, und doch rührt man sich nicht. Ein häßlicher, verwickelter Zustand. O, ich kenne das."

„Ja," meinte er sichtbar beruhigt und eifrig mit dem Kopfe nickend, „genau so ist es. Aber das Schlimmste kommt noch."

„Die öde Schulzeit ging unter Mühen und Sorgen zu Ende, wie eine lange, holpernde Kutschenfahrt auf grundlosen Straßen. Ich konnte kaum den Schluß erwarten und freute mich, als das Ziel immer näher kam. Nur vor der Prüfung bangte mir. Doch auch sie ging leidlich hin.

„Dann starb mein Vater ganz plötzlich.

„Er hatte damals schon lange die Geschäfte aufgegeben und verbrachte seine Tage als ein guter, stiller und etwas wunderlicher Mann, der sich um nichts als um seine Liebhabereien kümmerte.

„Einmal in den Oktoberferien ging er in Schlafrock und Pantoffeln in unsern Garten, um draußen in der milden Herbstsonne zu promenieren. Er blieb viele Stunden fort, aber weder meine Mutter noch ich vermißten ihn. Wir packten die Koffer für meine Reise zur Hochschule, die ich demnächst antreten sollte, und in unserer geschäftigen Hast, zwischen Stößen von Wäsche und Kleidern vergraben, dachten wir keinen Augenblick an den geduldigen Alten, der oft ganze Tage allein in seinem Zimmer war und seine vielen merkwürdigen Sachen umständlich bald nach diesem, bald nach jenem System ordnete. Erst bei Einbruch der Dämmerung, als der Himmel sich trübe bewölkte und ein leiser Regen zu fallen begann, wurden wir unruhig, suchten ihn im Hause und fanden ihn nirgends.

„Da erinnerten wir uns, daß er kurz nach dem Essen spazieren gegangen war. Wir riefen seinen Namen von der Gartenterrasse in den plötzlich losbrechenden Wind, der uns mit Staub und Astsplittern entgegenjagte. Keine Antwort kam; wir meinten nur von fern ein schwaches Gestöhn zu hören, doch uns täuschte der Wind und das Pfeifen und Sausen in den Birkenwipfeln.

„Dann gingen wir angstvoll auf die Suche und fanden ihn schließlich im Park auf dem bunten Herbstrasen ausgestreckt und die Kleider mit Erde und dürren Blättern überschüttet. Er war schon lange kalt. Seine Augen standen noch offen und glitzerten zwischen den Lidern tief eingesunken wie Scherben. Er mußte wohl versucht haben, sich nach dem Sturze emporzurichten, zerpflückte Grasbüschel lagen neben ihm, und der eine Arm stemmte sich gekrümmt in den Boden.

„Wir waren im ersten Augenblick völlig fassungslos und wußten nicht, was wir tun sollten. Der Regen rauschte immer stärker, und die kalten Tropfen schlugen unbarmherzig in das welke Greisengesicht und das dünne silberne Haar.

„Schließlich wurden Leute gerufen und Laternen angezündet — denn die Dunkelheit fiel nun plötzlich schwarz wie Tinte mit dem Regen herab — und man hob den Verstorbenen vorsichtig auf eine hölzerne Trage. Dabei aber glitt sein Kopf

nach rückwärts, und der verblaßte Mund tat sich in dem schwankenden gelben Schein wie zu einem Lächeln auf, das gleichsam um Verzeihung für all die Mühe und Umständlichkeit bat, die uns der Tote verursachte — zu einem freundlich duldenden Ausdruck, den wir oft an dem Lebenden gesehn hatten. Meine Mutter, der nach Art nervöser Menschen nichts entging, die bisweilen auf ihrem Rücken ein paar Augen zu haben schien, und die in diesem Moment dasselbe fühlte wie ich — sie hat es mir später erzählt — jammerte wie unter einem körperlichen Schmerze und wandte sich fort. Ich aber blieb trotz meinem Schaudern ruhig und sah fast mit Neugier dem Aufheben und Wegtragen der Leiche zu.

„Der seltsame Tod meines Vaters überraschte mich nicht. Ich nahm ihn wie etwas Erwartetes hin, das so hatte kommen müssen. Und ich empfand auch keine Trauer über den Verlust, obschon ich den alten Mann aufrichtig gerne gehabt. Nur manchmal nachts vor dem Einschlafen bangte mir, ich könnte davon träumen, häßlicher und spukhafter als die Wirklichkeit. Doch das geschah nie.

„Bald danach verkaufte meine Mutter das Gartenhaus vor der Stadt, das ihr jetzt zu groß und zu leer geworden, und mietete sich in ihrer Heimat eine kleine Villa. Ich selbst aber ging auf die Universität."

4.

Jonas schwieg wieder einen Augenblick.

Er hatte sich etwas beruhigt, und das Erzählen machte ihm anscheinend Freude, soweit das in seiner Verfassung möglich war.

„Es sind jetzt fünf Jahre her, daß mein Vater starb", fuhr er dann fort. „Und nun kommt der zweite schrecklichere Teil meines langen, bösen Traumes. So muß ich es wohl nennen, was bei andern das Leben ist, denn ich selbst habe nie gelebt.

„Zuerst fühlte ich mich glücklich in der Einsamkeit der großen Stadt. Ich war frei von dem sanften und doch oft so quälenden Zwange des Elternhauses, ich hatte mehr Geld, als ich jemals benötigte, brauchte mein Studium nicht als Vorbereitung zum Erwerbe zu betrachten und durfte mir schließlich alle Bücher kaufen, die hinter den Scheiben der Händler standen.

„Ich sah die zukünftigen Jahre wie eine ernste, großflächige, von mildem Licht überströmte Landschaft vor mir, die ich bis zum Himmelsrande durchwandern mußte, der sich mit blauen Hügelketten und bernsteinfarbenen Wolkenterrassen aus goldnem Nebeldunst erhob. Und ich rüstete mich in besonnener Freude für den langen Weg.

„Doch schon zu Beginn kamen Angst und Verwirrung über mich. Denn jetzt, nachdem der bunte Rausch des Neuen, das mir in der großen Stadt begegnete, verflogen war und eine tiefe Stille um mich zurückgelassen hatte, kehrten wie durch ein Magierwort beschworen die bänglichen Träume und Phantasien meiner Kindheit wieder, vor denen mir graute, und die ich doch über alles liebte, so daß ich nicht ohne sie hätte sein mögen.

„Sie kamen wunderlich verändert in steifem, düsterem Pompe wie ein Maskenzug aus einem gespenstischen Karneval. Aber zwischen ihnen tanzten freche Bilder, halb süß, halb verworfen, zartgliederig und anmutvoll und doch so entstellt, mit Gebärden des Hasses und in dumpfer Traurigkeit verzaubert. Ich stand von Lust und Bangen gequält wie in dem Parterre eines überirdischen Theaters und sah sie gehn und kommen, hörte ihr Lachen und ihr Geschrei, ihre feierlichen Gesänge und ihre schamlosen Possen.

„Und immer waren sie mir nahe, unsichtbar und gewärtig, im Augenblick hervorzutreten. Eine Stelle aus einem Buch, der geheimnisvolle Zusammenklang von ein paar Silben, der mich erschauern machte, ein Lufthauch, der raschelnd die dürren

Blätter über das Pflaster der Straße trieb, der rote Abendschein, der am Kristall meines Tintenfasses glomm, ein besonderes Menschengesicht, das ich irgendwo im Schwarme der andern hingleiten sah, ein Wort, das von Vorübergehenden gesprochen an mein Ohr schlug — solche flüchtigen Dinge genügten, um die magische Szene vor mir aufzubauen. Dann blieb ich wie von einem Krampf befallen am Fleck stehen, wo ich gerade war, im Straßengedränge, im Trubel eines Festes oder auf meinem einsamen Zimmer, sah mit erloschnem Auge vor mich hin, ohne das mindeste zu erblicken, und verirrte mich ganz und gar in ein uferloses Träumen, aus dem ich nach einer Zeit, die mir unendlich schien, mit leerem Kopf, ermatteten Gliedern und bittrem, sehnsüchtigem Gram im Herzen erwachte. Ich glaube fast, ich war damals ein Dichter, wenn ich auch nie einen Vers geschrieben habe. Denn eine Sprache, in der man so etwas schildern könnte, gibt es nicht; und was ich dir jetzt erzähle, ist kaum ein Schatten von jenen Träumen, die in einem tieferen Licht glühten, die schmerzhafter entzückten und süßer quälten als alle erdenkbare Wirklichkeit.

„Aber langsam von Woche zu Woche, von Monat zu Monat änderte sich die Szene meines Traumtheaters. Die bunten Farben welkten, die holden Gesichte erfroren, der phantastische Pomp fiel ab, und das leere Grauen und die nackte Angst blieben zurück.

„Weißt du, was Angst ist, nicht Furcht, sondern Angst? Furcht, das ist nur eine verzeihliche Menschenschwäche, die zum Leben gehört wie Essen und Trinken. Man fürchtet sich vor Gott, vor dem Schicksal oder vor dem Tod; das ist doch keine Schande. Aber Angst — Angst, das ist etwas Hoffnungsloses, Niedriges, etwas, das im Dunklen heranschleicht und wie eine unförmige Masse auf dich fällt, das die Seele knechtet und mit Füßen tritt. Schon wie das Wort klingt: Angst, Angst — hörst du's — es ist ein Pfeifen und Röcheln drin, als ob dir eine gewaltige Hand die Gurgel zupreßte.

„Nun blieb ich nicht länger der stille Betrachter eines mystischen Schauspiels, nun wurde ich selbst zum Akteur und ging im Schwarm der Phantome mit, als ihr Opfer, von ihnen gequält und gemartert. Sie kamen nachts durch verschlossene Türen, durch die Wände zu mir herein, gestaltlos und häßlich, sie erfüllten den ganzen Raum, sie vergifteten die Dinge um mich, die Luft, die ich atmete, die Geräusche, die mein Ohr trafen, mit Angst und verwandelten mich selber zu einem Spukbild in der fratzenhaften Pantomime.

„Ich weiß nicht, ob du es schon einmal bemerkt hast, wie gespenstisch das Gewöhnliche ist, das uns Tag für Tag umgibt, und wie uns manchmal ein kleines Nichts in Abgründe des Schreckens stürzen kann.

„Ich will dir einen Fall erzählen, der mir passiert ist.

„Es war im Winter, eine schwarze, lautlose Nacht, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre. Draußen rieselte unendlicher Schnee herab; ich meinte, mit den durch die Einsamkeit geschärften Sinnen das Knistern der Flocken zu hören, wenn sie im taumelnden Fluge aneinanderstießen. Ich saß und grübelte über ein altes Dichtwerk nach, das mir in die Hände geraten war. Keiner weiß heute noch etwas von ihm, es ist ganz tot und verschollen und führt nur in unseren Literaturgeschichten ein Mumiendasein; selbst den Dichter, der es schrieb, hat man nie gekannt. Und mich erfaßte beim Lesen ein bittrer Gram, eine ätzende Verzweiflung über das Vergebliche alles menschlichen Tuns. Doch während ich mit hellem Verstande die Gedankenräume, die sich mir öffneten, durchmaß, hatte ich in einem zweiten verschwommenen Bewußtsein das vage Gefühl, daß sich das Buch vor mir zu einer ungeheuren Fläche, einer öden Riesenwildnis dehne, in der ich zwergenhaft klein seit langer Zeit fortschritt. Ich war tausend Jahre und hunderttausend Meilen aus der Welt.

„Da entstand plötzlich ein Geräusch hinter mir, das mich wie ein Schlag mit einem Knüppel traf. Ich merkte es schon, ehe es noch laut wurde, ich fühlte es während einer Sekunde die Stille unheimlich bedrohen. Dann brach die Spannung, es sauste polternd über hölzerne Stufen herab und ertrank in einem beklemmenden Schweigen. Das Blut gefror mir, der Herzschlag erlosch. Ich saß ohne Regung und wagte nicht, mich umzuschaun.

„Endlich stand ich auf und hob die Lampe.

„Ein dicker Quartband war von einem der Gestelle aufgeblättert mitten ins Zimmer gefallen. Ich brachte ihn an seinen Platz. Und noch ganz aus der Fassung und an allen Gliedern schlotternd, setze ich mich und fange von neuem zu lesen an. Doch kaum bin ich etwas beruhigt, so tönt abermals das klatschende Geräusch hinter mir, und das selbe Buch liegt auf dem Teppich. Ich stellte es weg, und es fiel zum dritten Mal herunter. Da getraute ich mich nicht mehr, es anzufassen, da ließ ich es bis zum nächsten Morgen liegen.

„Und nun höre, wie der Spuk gekommen war. Hinter dem Schmöker hatte sich ein anderer eingeklemmt, der den ersten immer aus der Reihe preßte. Ein lächerlicher Zufall. Doch in jener Nacht meinte ich, vor Grauen irrsinnig zu werden. Ich hatte das Gefühl, daß mein Geist aus dem Körper hinausgetreten sei und, von den Furien der Angst gehetzt, ringsum durch das Zimmer jage, während ich selbst hilflos und wie im Starrkrampfe als Zuschauer dabeisäße.

„Ähnliche Dinge sind mir oft passiert — ich weiß mich noch an alle Einzelheiten zu erinnern — seltsame drohende Schreckgesichte, die mich in der Dämmerung oder des Nachts, manchmal auch am hellen Tage wie Meuchelmörder überfielen, wenn ich mich dessen am wenigsten versah.

„So ging die Zeit hin. Ich gab den alten Wohnsitz auf, verbrachte ein Jahr mit Reisen und kam endlich, des Herumirrens müde, in diese schöne, freundliche Stadt, um hier die unterbrochenen Studien zu vollenden. Aber das Grauen ließ mich nirgends mehr los. Es saß wie ein Krankheitsstoff in meinen Kleidern eingenistet, es steckte zwischen meinen Büchern und Papieren, in den hundert nötigen und unnützen Dingen, die ich bei mir trug. Und wenn ich ans Ende der Welt gefahren wäre, ich hätte die schauerliche Fracht überallhin mitgeschleppt, hätte sie immer von neuem aus meinen Koffern auspacken müssen.

„Du glaubst nun vielleicht, daß ich mich nicht dagegen gewehrt habe. O doch! Ich biß die Zähne zusammen, ich rang mit den Gespenstern Brust an Brust, von dem eisigen Wind ihres Atems durchkältet. Nur wenn sie mir zu mächtig wurden, wenn ich es nicht länger mehr ertragen konnte, schloß ich die Augen und duckte mich feige unter ihre plumpen Tritte. Ach, es war schlimm, sehr schlimm. Oft bin ich nahe daran gewesen, heulend wie ein Toller auf die Straße hinauszurennen und dem ersten besten, den ich träfe, all meinen Jammer ins Gesicht zu schrein. Doch ein letztes schamhaftes Bedenken hielt mich zurück, und so duldete ich stumm von Tag zu Tag, von Monat zu Monat. Ja, ich zwang mich sogar, stets heiter und gelassen zu scheinen, wenn ich mit anderen zusammenkam, und ich bin sicher, daß niemand von euch, weder du noch einer der Freunde, je gemerkt hat, wie traurig es mit mir stand. Ihr hieltet mich für etwas sonderbar und verschroben, doch einen Gespensterseher habt ihr wohl kaum in mir vermutet."

„Nein, Jonas," unterbrach ich ihn, „das taten wir nicht, da hast du recht, das konnten wir wirklich nicht ahnen. Aber rede jetzt nur, du erzählst so gut, mir ist beinah, als ob ich das alles träumte."

Und Jonas fuhr fort.

„Kennst du das Märchen vom „Palast der Schrecken", jene Geschichte von einem, den falsche Gnome verlockten, in ein verwunschenes Haus zu gehn, und der dann

tagelang durch riesenhafte öde Gemächer schritt und niemals den Weg zurückfand? Er sah und hörte dort eigentlich nichts Besonderes, die kahlen Mauern blieben stumm, und aus den Winkeln huschten keine Gespensterlarven auf ihn zu, aber seine Angst wuchs mit jeder neuen Tür, die er öffnete, mit jedem neuen Saal, durch den er ging; und so wurden Monate aus den Tagen und Jahre aus den Monaten, und immer noch dehnte sich die Flucht der Gemächer nach allen Seiten hin. Von außen betrachtet war aber der Palast nichts als eine kleine, armselige Hütte, die am Rande einer großen Stadt lag, und die Menschen, die auf der verschmutzten, engen Gasse vorübereilten, die Kinder, die auf den sonnigen Treppen ihre Murmelsteine rollten, hörten drinnen den Verirrten jammern und glaubten, es sei ein Betrunkener, und achteten nicht darauf.

„Diese Geschichte las ich als Kind in einem Märchenband, von dem ich nicht weiß, wie er in unser Haus gekommen, und der, als ich ihn später suchte, um ihn noch einmal zu lesen, nirgends zu finden war, obschon ich alle Bodenschränke und Gerümpelecken nach ihm durchkramte. Die Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf mich. Der Gedanke, daß eine Hütte von außen klein und begrenzt und inwendig so riesengroß sein könnte, daß man Jahre brauchte, um hindurchzugehn, fuhr mir wie ein eisiger Schwindel vom Kopf ins Herz hinab. Ich beargwöhnte plötzlich die Realität der Dinge, die mich umgaben, vermutete hinter den Wänden unserer Zimmer verborgene Kammern, in die ich einmal hineingeraten müßte, um dort eines elenden Todes zu sterben. Das wollte mir lange nicht aus dem Sinn, und ich hatte des Nachts die ängstlichsten Träume. Und nun ist das dumme Märchen an mir zur Wahrheit geworden, nun bin ich selber der arme Verirrte und tappe hoffnungslos durch die öden Gemächer des Schreckens und finde niemals den Weg zurück.

„Doch lassen wir das jetzt, ich muß mich beeilen, daß ich mit meiner Geschichte vorwärtskomme, denn ich habe dir noch vieles zu sagen, und es ist schon spät."

„Darum kümmere dich nicht, Jonas," antwortete ich, „rede nur, solange du willst, ich höre dir zu, und wenn es drei Nächte dauern sollte."

Ich hatte vor Staunen allen Schlaf und alle Müdigkeit vergessen. Die Erzählung meines armen Freundes erschien mir wie ein fabelhafter Wundergarten, der sich plötzlich meinem Blick geöffnet, nachdem ich lange durch graue Alltagsstraßen geschritten war. Und ich horchte gespannt auf jedes Wort.

5.

Der Kleine nickte ein paarmal mit dem Kopfe und erzählte dann weiter.

„So habe ich jahrelang in Angst und Schrecken gelebt und wurde darüber fast selber zu einem Gespenst und habe doch nirgends Trost und Hilfe suchen wollen.

„Und dann, eines Tages — dies ist nur wenige Monate her und hat mich um den letzten Rest von Fassung gebracht — dann fing die Stille und die Einsamkeit um mich zu reden an. Ich war des Nachts in meine Bücher vertieft, und plötzlich erklang mein Name, laut und dringend gerufen, oder ich hörte auf einmal die Sätze, die ich gerade las, von einer wilden, schnatternden Stimme und mit falscher Betonung gesprochen und dazwischen Geraun und Gebrumm, spitze Bemerkungen über mich, Schimpfworte und widerliches Lachen. Das klang so deutlich, daß mir davon die Ohren gellten. Ich schreckte auf, blickte um mich und lauschte. Es war totenstill in dem dämmrigen Zimmer, nichts bewegte sich. Aber die Angst war da und wuchs riesengroß über meinem Kopf empor wie schwarze Schattenwände. Ich getraute mich nicht, in der Lektüre fortzufahren, ich saß nur und horchte, ob die Stimmen noch einmal sprechen würden. Und dann merkte ich plötzlich, daß sich alles um mich verändert hatte; die Möbel, die im Dunklen standen, die Tische und Regale zeigten ein so drohendes Aus-

sehn. Sie glichen einer höllischen Maschinerie, die sich im nächsten Moment in Bewegung setzen und auf mich zurollen müßte.

„Auch später, wenn ich im Bett lag und schon einzuschlummern begann, riefen und ängstigten mich die fremden Stimmen. Doch nein, sie waren mir nicht fremd, sie verstellten sich nur, ich erkannte sie. Höre! (Jonas bückte sich an mein Ohr und tuschelte.) Es waren die Stimmen von allerlei Leuten, gleichgültigen Menschen, die ich flüchtig gesehn und gesprochen, von Handwerkern, welchen ich einmal einen Auftrag erteilt, von Bediensteten, die mich morgens auf der Treppe grüßten, von Bettlern und Straßenkehrern. Niemals hatte ich mir über diese Leute Gedanken gemacht, ich sah sie kaum als Menschen an, ich verachtete sie, und ein Zusammentreffen mit ihnen war mir unangenehm. Zu Hause bei meinen Eltern wurde ich wie ein Prinz gehalten, und auch sonst ist es mir immer gut gegangen, und die bittre Armut, die traurige Bedrängnis, in der zahllose Menschen verwelken, hatte ich nicht einmal dem Ansehn nach kennen gelernt. Ich war ein hochmütiger Bursche, ich sorgte mich nur um meinen verschollenen Dichterkram und glaubte wunder was zu tun, wenn ich mit schwerem Kopfzerbrechen ein paar neue Noten, ein paar neue Bemerkungen zu irgendeinem alten Text zusammenbrachte. Und nun rächte sich die große Menge, die vielköpfig und unbekannt im Dunklen lebte, nun schickte sie ihren wilden Haß nach mir aus, um mich zu quälen und zu martern."

So tuschelte der Arme, als fürchtete er, ein Dritter, Unbefugter, könnte ihn am Ende hören. Sein Gesicht war ganz klein und weiß vor Angst wie eine Flamme, die der Wind zu verlöschen droht.

Dann setzte er sich zurecht, verschnaufte ein bißchen und fuhr in der Geschichte fort.

„Nun wurde auch mein Schlaf von Alpträumen heimgesucht. Ich verirrte mich nachts in die Bodenkammern unseres ehemaligen Gartenhauses, die sich sonderbar verwandelt hatten und mir viel größer und zahlreicher erschienen als in der Wirklichkeit. Durch die Luken dämmerte ein bleifarbenes Licht und erhellte ungewiß die öden Räume. Grüner, fetter Schimmel saß in Trauben, in Korallenschnüren und Blasen an der Wand, und vom vermorschten Gebälk schaukelten große Klumpen aus altem Spinngewebe herab, die schmutzigen Hängeleuchtern gleichsahen. Dicke Staubflocken wirbelten vor meinen Schritten auf. — Das war der Triumph des Verfalls, das Paradies der Verrottung, und ich selber war darin eingeschlossen — das wußte ich in meinem Traum mit schrecklicher Deutlichkeit — war für tausend und aber tausend Jahre in diese Grabkammern gesperrt. — Aus den Winkeln und hinter den Türen hervor drang ein Klagen und Gestöhn, halb wie Todesröcheln, halb wie irres Lachen. Ich ging schaudernd den Stimmen nach, die mir sonderbar bekannt und doch wieder fremd erschienen, um zu sehen, wer dort so herzzerreißend jammere, ging und suchte überall und fand nirgends etwas. Die Klänge schwebten gestaltlos vor mir in der modrigen Luft und schluchzten und kicherten, bald von dieser, bald von jener Seite. — Und dann erwachte ich plötzlich im Dunklen so matt und elend, so an allen Gliedern zerschlagen, als käme ich wirklich aus jahrtausendlanger Kerkerhaft. Meine Brust schwoll von gallenbittrer Traurigkeit, wie ein Gewässer im Herbstregen schwillt; ich konnte mich nicht fassen vor unendlichem Bangen, ich glaubte, in Schwäche und Gram zu vergehn, und weinte, das Gesicht in die Kissen gepreßt.

„Dieser fürchterliche Traum wiederholte sich ein paar Nächte hintereinander, so daß ich schließlich allen Ernstes dachte, er kündige mir etwas Böses an, das meiner Mutter zugestoßen sei. Ich schrieb ihr einen verrückten Brief, wartete tagelang mit Ungeduld auf Nachricht und bekam endlich den trockenen Bescheid, daß sie sich ganz wohl befände, und daß sie mich dringend ersuche, ich möchte sie ein anderes Mal nicht so nutzlos erschrecken. Nun wollte ich hier alles stehn und liegen lassen und gleich zu ihr fahren. Aber ein unerklärliches Grauen hielt mich davon ab. Ich bildete mir

ein, daß sie trotz ihrem beruhigenden Briefe ebensosehr litte wie ich, und daß wir zu Haus wie ein paar Gespenster beieinandersitzen und uns gegenseitig quälen würden. Lange schwankte ich mit meinen Entschlüssen hin und her und reiste doch nicht. Ach, hätte ich es nur getan, ich wäre jetzt geborgen.

„So aber geriet ich, immer hoffnungsloser, in Schwäche und Not. Ich getraute mich selbst am Tage nicht, meine Wohnung zu verlassen, aus Angst vor einem unbestimmten Schrecknis, das mich bei der Heimkehr dort überfallen könnte. Und dies ist auch der Grund, weshalb wir uns seit bald vier Wochen nicht gesehn haben.

„Zum ersten Mal in all den Jahren vernachlässigte ich das Studium, hörte mit der Arbeit fast gänzlich auf; nur während der Mittagsstunde kramte ich ein bißchen in meinen Papieren, ruhte die übrige Zeit im Halbschlaf auf dem Sofa und durchwachte dann am Schreibtisch die lange, öde Nacht, ohne mich im geringsten mit irgend etwas zu beschäftigen, denn selbst die Lektüre eines unterhaltenden Buches, und wenn es auch noch so fade und nichtig war, erschütterte mich bis zu Tränen. All meine Sinne waren aufs äußerste überreizt. Ich hatte die Führung im Kopfe verloren, das Gehirn arbeitete von selber und wickelte wie von einer Spule unendliche, marternde Gedankenfolgen ab. Wenn ich spät zu Bett gegangen war und mit zerschelltem Leibe, trunken vor Gram und Müdigkeit, in den Kissen lag, bedurfte es nur eines Wortes, das mir plötzlich einfiel, um meinen Ohren und Augen die absonderlichsten Wahngebilde vorzutäuschen. „Glocken," dachte ich zufällig, und schon brauste ein schwerer Erzton durch die Nacht, mit seinem Prall die Luft zerreißend; neue Glockenschläge, helle und dumpfe, antworteten ihm, ein eherner Sturm erhob sich über mir und rollte die Last seiner Klänge auf meine Brust herab. — „Eis," ging es mir flüchtig durch den Sinn, und winterliche Schauer durchdrangen mich bis ins Mark; ich sah kristallne Gletscher vor mir erstehn, sah zackige Riesenschollen sich auseinanderspalten und in schwarzen Wasserstrudeln versinken. — Dazwischen aber lockten Stimmen und Bilder aus der Kindheit: eine altmodisch zierliche Tanzweise, die gleichsam mit kurzen Schrittchen vorwärtstrippelte, sich mit gläsern hellem Gekicher in die Runde drehte und dann seufzend erstarb; ein paar mahnende Worte meines Vaters, die er einmal zu mir gesprochen, und die mir jetzt schmerzlich in der Seele brannten; die Erinnerung an eine Herbstnacht, in der ich mich weit draußen auf den Feldern verirrt hatte, an die späte, von niemand bemerkte Heimkehr und an das rote Kaminfeuer von Tannenzapfen, vor dem ich noch lange grüblerisch gesessen, während der Wind die verdorrten Blätter raschelnd an die Scheiben jagte. — Und diese Erinnerungen folgten sich unaufhörlich und stürzten mich in ein Chaos dunkler, verzweifelter Traurigkeit. Ich zitterte, ich rang die Hände und weinte Bäche von Tränen, die mir salzig in den Mund flossen und mein Kissen überschwemmten. — Dann ereilte mich der Mörder Schlaf und streckte mich mit einem Hieb seiner bleiernen Faust nieder; ich sank in grenzenlose Nacht, Jahre verrannen. Und plötzlich scholl irgendwo ein Glockenzeichen wie auf dem Theater, ehe sich der Vorhang hebt, Entsetzen schnürte meine Kehle zu: der Traum von den Bodenkammern öffnete mir seine Pforten.

„Doch schließlich konnte ich das alles nicht länger ertragen, und da bin ich zu einem Arzt gegangen. Das war heut — oder, nein, gestern, denn wir sind ja schon viel über Mitternacht hinaus und haben inzwischen einen anderen Tag begonnen — und ich erzählte dir auch, was jener dumme Kerl zusammenfaselte. Aber kann man denn überhaupt so etwas einem Arzt sagen? Nein, nein, unmöglich!

„An diesem Gang in das jodoformstinkende Zimmer des Herrn Geheimrats wirst du ermessen, wie böse es mit mir in Wahrheit steht, wie sehr ich alle Fassung und allen Halt verloren habe.

„Und nun kommt der letzte Akt der schauerlichen Pantomime."

6.

„Die Konsultation war beendet, ich stand draußen auf der Gasse, fühlte noch den scharfen, bittren Geruch des Sprechzimmers in meiner Lunge sitzen und wiederholte mir mechanisch in Gedanken die Vorschriften des Arztes.

Ein kalter, windiger Tag, ein grauer, nüchterner Himmel, unter dem zwischen regenverwaschenen Häusern der klappernde Lärm von ein paar Droschken fortrollte.

Was nun?

O, ein bißchen spazierengehn, ein bißchen gar nichts machen, gut essen und trinken und vor allem nicht daran denken. Dieser Strohkopf, dieser geheime medizinalrätliche Affe!

Nein, ich wußte nicht, was jetzt mit mir werden sollte. Nach Hause? Auf keinen Fall! Irgendeine Zerstreuung suchen? Dazu war ich leider zu dumm. Und konnten mir wohl alle Vergnügungstempel der Erde Überraschungen bieten, die seltsamer und prächtiger waren als die schrecklichen, ewig neuen Wunder, die ich in meiner Traumhölle sah?

O Gott, wohin nur?

Ich war zu Tode erschöpft, stumpf und gleichgültig; ich hätte mich am liebsten auf den Asphalt des Straßendammes gebettet und mich vom herbstlich kühlen Wehen mit Schmutz und abgefallenem Laub zudecken lassen.

Einen Augenblick stand ich noch unentschlossen vor dem Hause des Arztes. — Es war eine gräßliche Villa aus rotem Sandstein mit Türmchen und Erkern, mit spitzen Zinkdächern und vergoldeten Fähnchen oben drauf. — Dann begann ich planlos, bald rasch, bald langsam, vorwärts zu schlendern. Ich achtete nicht auf den Weg, merkte kaum noch, wo ich war, ich ließ mich nur vom Zufall treiben wie ein dürres Blatt oder ein Stück Papier, das der Wind durch die Gassen jagt. Manchmal hob ich den Kopf und betrachtete die Menschen, die auf den Bürgersteigen gingen. Wie häßlich sie alle waren, wie öde die Straßenfront aussah, an der sie hintrippelten. Und auf einmal schien mir das Ganze ein altmodisches Spielzeug mit verfärbten Wänden und rostiger Mechanik zu sein. Die Kurbel drehte sich ächzend, und die auf das lange, graue Band geklebten Holzpüppchen tänzelten vorüber — immer die gleichen Gesichter, die gleichen Gebärden und Bewegungen.

Ein schrulliger Humor erfaßte mich; ich hatte eine bittre Freude daran, das Äußere der vorbeieilenden Menschen auf die Wurzel tierhafter Komik zurückzuführen. Dort stampfte ein derber Mastochse in Pelz und Zylinderhut, dort schlich im Jägerwams mit Hirschhornknöpfen ein fettes Schwein an der Mauer entlang, und dort wiederum ging ein schöner Pavian auf ganz kurzen Beinchen, die keine Gelenke zu haben schienen, und die immerfort unter ihm dahinrollten wie die Speichen eines Rades.

So bummelte ich in den Straßen auf und ab. Mein ganzes Wesen war plötzlich verändert und entstellt, ich fühlte wohl noch die Angst, die mich all die Jahre beherrscht hatte, aber ich trieb jetzt mit ihr Possen, ich malte sie fratzenhaft auf die Gesichter der Menschen und vergiftete und schändete mit ihr die Welt.

Stunden waren vergangen. Der Abend kam, der Himmel wurde düster von Wolken, die wie schwarzes Geröll auf bleierner Flut hintrieben, die Laternen verstreuten ihr mattes Licht, und da und dort klapperten schon die Jalousien an den Ladenfenstern herunter.

Ich hatte mir einen aufs Korn genommen, der an einer Straßenecke auf einem Schemelchen saß. Ein außerordentlich dicker Geselle. Er hatte eine rote Wachstuchmütze mit einem gelben Messingschild auf dem Kopf und ein braunes Mäntelchen um die Schultern, das ihm kaum bis an die Hüfte reichte. Also ein Gepäckträger, ein Dienstmann. Solche gibt es viele, man weiß garnicht, wo sie alle herkommen, und

anscheinend haben sie fast nie etwas zu tun. Sie stehn zu zweien und dreien vor den Zigarrenläden herum, schnupfen Tabak, spucken aufs Pflaster oder qualmen bleistiftdünne Virginias.

Aber dieser war ein ganz rarer Bursche, ein besonderer Typus, der alle Merkmale der Gattung in verstärkter Form zeigte. Ich kehrte immer wieder bei meinem planlosen Umherschweifen zu ihm zurück und betrachtete staunend sein plumpes Gesicht, das einer Rübe glich, an der noch die Wurzeln hängen, und das fett und zugleich verwelkt und mit langen Bartstoppeln bedeckt war. Der Kerl saß so schwer und ohne Bewegung wie ein granitener Koloß auf seinem Schemelchen und ließ sich seelenruhig von den vorbeieilenden Passanten stoßen.

Endlich aber, als der letzte schwache Tagesschein unter dem finsteren Gewölk erloschen war, erhob er sich, legte das Stühlchen über die Schulter und begann auf seinen krummen Beinen mit den nach innen gedrehten Füßen wie ein Mammut die Straße hinabzuwandern. Und ich folgte ihm von einer seltsamen Neugierde angestachelt. Ich sah seinen Rücken im Laternenlicht auftauchen und wieder in der Dunkelheit verschwinden, hörte seine Schuhe auf dem Pflaster klappern und folgte ihm. Er ging mit langsamen Schritten, die Füße kaum vom Boden aufnehmend; all seine Bewegungen waren unendlich träge und schwerfällig, und doch glitt er so rasch durch das abendliche Gewühl der Menschen, Droschken und Pferde, durch die erleuchteten Straßen, über Brücken und Plätze, daß ich oft Mühe hatte, nachzukommen, und ihn mehr als einmal aus den Augen verlor.

Warum diese tolle Jagd, wozu sollte das führen? Ich wußte es nicht, gab mir keinerlei Rechenschaft über mein Tun. Aber schon dämmerte in mir die Erkenntnis, daß dies nur der letzte Schritt auf dem Wege des Grauens sei, daß ich bald in eine Wolfsfalle, in ein Grab des Schreckens stürzen müßte, das man bereits für mich geschaufelt. Und ich fühlte von neuem das Würgen der Angst an meiner Kehle, fühlte es wie einen unsichtbaren Strick, der mich in den Hinterhalt zerrte.

Doch ich ging weiter, immer weiter.

7.

Die Umgebung hatte sich völlig verändert.

Wir kamen jetzt durch stille Quartiere mit hohen, düsteren Häusern. Ihre Fassaden waren ganz von Stuckornamenten überwuchert, doch all der reiche Pomp hatte etwas Kümmerliches, Verlottertes. Schmutz saß in den Vertiefungen der Blattgewinde, Anstrich und Mörtel waren zum Teil abgefallen, und rötliche Flecke zogen sich wie ein Aussatz über die Mauern. Die kleinen Fenster der niedrigen, aber zahlreichen Stockwerke glotzten blind und schwarz herab; die Laternen standen weit auseinander, und ihr Licht schien nur die Finsternis zu verdoppeln.

Kein Mensch war auf der Straße, außer mir und dem Gepäckträger, den ich schattenhaft vorauswanken sah. Doch ich hörte überall im Dunklen Tritte gehn, hörte Stimmen flüstern und lachen, die heiser vom Branntwein waren, hörte bald da, bald dort schrille Pfiffe und sah aus tiefen Kellerlöchern blakiges Licht wie entzündete Augen schwelen.

Dieses Stadtviertel kam mir bekannt vor. Ich hatte es schon einmal bei Tage durchschritten und seine Häßlichkeit in praller Sonnenglut gesehn. Damals dröhnte es vom Lärm eiserner Wagen, die mit Mauerschutt befrachtet über das bucklige Pflaster rollten, und das Geschrei spielender Kinder gellte durch die staubige Luft. — Es war aber nur ein mäßiger Straßenkomplex, den man in geringer Zeit durchwandern konnte, eine öde Insel, die inmitten der großen, neuen Viertel an der Stadtgrenze lag und durch Zufall vom Abbruch verschont geblieben war. — Doch jetzt bei

Nacht dehnte sich diese Herberge des Schmutzes und der Armut ins Unermeßliche aus, als sei sie wie ein Schwammpilz am Boden fortgewachsen; wir schritten bald eine Stunde lang durch sie hindurch, und immer tauchten neue Straßenzugänge auf, die steil und finster wie Gruben waren und unter die Erde hinabzuführen schienen.

Ich hatte jede Richtung verloren, ging wie im Traume und wußte nicht, ob dies noch die Stadt, in der ich bis jetzt gelebt, oder ein ganz fremder Ort war. Ich schwankte vor Erschöpfung, und die Knie drohten mir zu brechen.

Nun wäre ich gern nach Hause gegangen; aber wie den Weg zurückfinden?

Ich blieb stehn und sah mich um. Der Gepäckträger war verschwunden.

Doch nein, dort stand er ja unter der Laterne, als erwarte er einen Auftrag, hielt mir das Gesicht zugekehrt und blickte mich an. Wie kam er denn plötzlich hinter mich, war er das überhaupt noch, oder täuschte ich mich nur in der Richtung? Der Kerl dort trug das gleiche braune Mäntelchen, das ihm kaum bis an die Hüften langte, und die gleiche rote Mütze mit dem gelben Messingschild; aber er sah wie ein Schattenkoloß, wie ein gespenstisches Phantom aus. Das machte wohl die trübe Beleuchtung.

Doch wer es auch war, ich mußte jetzt zu ihm hingehn und ihn bitten, mir die Richtung zu zeigen, die aus diesem Straßenirrsal führte.

Und ich ging nun tatsächlich auf ihn los, indem ich ihn scharf anblickte. Furcht hatte ich in diesem Moment nicht. Was konnte mir auch geschehn, außer daß der Kerl vielleicht grob wurde.

So kam ich langsam näher, sah die rote Mütze, das Blänkern des Schildes und den geflickten Stoff des Mäntelchens deutlicher und glaubte einen Geruch von Schweiß und billigem Tabak zu spüren. Jetzt noch ein Schritt, und nun stand ich vor der Laterne und wollte gerade zu sprechen anfangen, da war auf einmal die Stelle unter ihr leer und der Gepäckträger spurlos verschwunden. Der grünliche Schein des Gaslichtes lag rings im Kreise auf den schmutzigen, ausgehöhlten Trottoirplatten.

Während einer Sekunde stand ich maßlos verblüfft und versuchte, mir in aller Schnelligkeit den seltsamen Vorgang zu deuten. Dann überflog mich das Grauen. Ich machte kehrt — oder nein: es wirbelte mich herum, ein jäher Schlag fuhr mir ins Genick, daß ich nach vorn taumelte. Und ich lief und lief atemlos und halb irrsinnig vor Schrecken.

Hinter mir klangen polternde Tritte und ein hastiges Gekeuche, als renne mir einer nach; und ich lief schneller, bog in Seitenstraßen, duckte mich unter niedrige Tore, huschte über enge, stinkende Höfe zwischen Karren und Mistgruben hindurch. War dann in eine Sackgasse gejagt und hörte die Schritte immer näher kommen; fand im letzten Augenblick — ich weiß nicht wie — ein Schlupfloch und flog über vermorschte Stufen und wacklige Galerien ins Freie.

Nun konnte ich keinen Schritt mehr vorwärts, der Kopf sauste mir hohl wie eine Tonne, über die der Wind streicht, und der Schlag meines Herzens zuckte dröhnend durch den Körper. So blieb ich denn stehn und lauschte, noch flatternd vor Angst, hinter mich.

Alles totenstill.

Ich war ihm entwischt.

8.

Jetzt durfte ich in Ruhe Umschau halten.

Meine Blicke gewöhnten sich an die Finsternis — denn Laternen gab es hier nicht — und ich sah nun eine traurige, verkommene Landschaft vor mir.

Die Straße, die sich mächtig verbreitert hatte, war ungepflastert, von Räderspuren durchwühlt und mit Müllhaufen bedeckt. Niedrige Katen, Bretterschuppen und Zaunplanken erhoben sich zu beiden Seiten unter dem Nachthimmel, der wie ein

schwarzes Grottengewölbe über der Einöde lag. Ganz unten an seinem Rande, wo sich die Wolken schon heller färbten, dämmerte ein schmaler, rötlicher Streif. Ich wußte nicht, ob es der letzte Abendschein oder der erste Glanz des jungen Tages sei. Neben mir hinter einer grünfleckigen Mauer scholl das Rauschen eines Wassers.

Und plötzlich zog eine verblichene Erinnerung durch meinen Kopf. Diese Gegend hatte ich schon einmal gesehn — wann nur, wann — vielleicht in einem anderen Dasein vor hundert Jahren. Diese Gegend war das Land ohne Hoffnung, die kalte Hölle der Traurigkeit, in der alle Wünsche sterben und alle Sinne verwelken.

Ich dachte nach, wo ich die öde Straße und den Grottenhimmel schon einmal erblickt hatte. Vergebens. Es sank wie schwarze Flöre vor meinen Augen herab. Ein leiser Regen begann zu fallen, der Wind schwoll stärker an, und ich schritt wie im Traum, ohne zu wissen, was ich tat, in das dunkle Land hinaus.

Alle Angst war von mir genommen, süßes Vergessen bezauberte mein Blut, und das Herz pochte in stillen, fast unhörbaren Schlägen. Ich merkte kaum, daß ich ging, ich fühlte nur ein sanftes Vorwärtsgleiten, der Boden schien unter mir zu rollen und mich wie auf einer Welle dahinzutragen.

So verfloß eine lange Zeit, deren Dauer ich nicht ermessen kann.

Plötzlich aber durchzuckte mich ein harter Stoß, die Schleier zerrissen, ich wußte, daß im nächsten Augenblick etwas Furchtbares geschehen würde.

Und mit einem Male tönte in der Dunkelheit eine Stimme, die ich schon aus den nächtlichen Halluzinationen kannte, eine schmatzende Stimme, die die Worte förmlich zerkaute und sie dann träge fallen ließ.

„Weshalb rennen Sie so, junger Herr? Warten Sie doch — ich habe eine Bestellung an Sie! Warten Sie, junger Herr — gleich bin ich da."

Eine plumpe Masse kam auf mich zu. Ich sah noch mit irrem Blick das gelbe Schild leuchten und den braunen Mantel flattern, dann stürzte ich wieder in einen unendlichen Zeitraum des Schreckens und der Todesangst.

„Hehe, warten Sie, warten Sie — ein Auftrag — eine Bestellung an Sie — warten Sie doch!"

Er rannte hinter mir. Seine Schritte patschten gluckend durch den Straßenkot.

Da fiel ein breiter Lichtschein quer in meinen Weg; eine Tür hatte sich an einem der Häuser geöffnet. Ich sprang ohne Besinnen über die Schwelle, hörte neben mir eine Stimme aufkreischen und sah, mich zur Seite drehend, beim Blaken der Flurlaterne ein merkwürdig geputztes Fräulein mit dem Rücken an der Wand stehn. Sie war klein und mager, hatte große, erstaunte Augen in dem weißen Gesicht und trug einen schwarzen Atlasrock, eine gelbe Bluse und um den Kopf einen Spitzenschal. Der nasse, halb aufgespannte Regenschirm war ihr aus den Händen gefallen und lag am Boden.

O Gott — ein Mensch, ein Mensch! Du kannst dir nicht vorstellen, was ich in diesem Augenblick empfand. Ich hätte beinahe laut geweint vor Freude. Und tatsächlich hingen auch schon die Tropfen an meinen Wimpern, so daß ich alles undeutlich und verschwommen wie durch einen Nebel sah.

Und nun begann sie zu sprechen. Der Klang ihrer Stimme war traurig und leise, und den Blick hielt sie immerfort demütig niedergeschlagen.

Sie habe hinausgehn wollen, sagte sie, hinaus auf die Straße, und da wäre ich plötzlich wie der Teufel an ihr vorbeigesprungen, und sie habe sich so darüber erschreckt.

„Möchte der Herr vielleicht in die Gastwirtschaft? Dort links ist die Türe."

Und sie hob die Hand und zeigte mir, wohin ich gehn sollte. Dabei bemerkte ich, daß ihre Bluse unter dem Ärmel zerrissen und der Spitzenschal vergilbt und abgenutzt

war. An dem schwarzen Rock, der vor Feuchtigkeit troff, klebte eine dicke Erdborte. Die arme Person mußte schon lange im Regen herumgelaufen sein, war dann wohl für einen Augenblick in den Flur getreten, und vielleicht hatte man sie von dort weggejagt.

Und nun schlug sie die dunkel beschatteten Lider auf und sah mich an. Ein scheues Lächeln huschte um ihren Mund. Dann aber kicherte sie seltsam geziert und maß mich mit flinken, listigen Blicken, indem sie den Kopf hin- und herdrehte und auf den Fußspitzen auf- und abwippte. Doch bald danach wurde sie wieder traurig, seufzte ein paarmal, rutschte längs der Wand zum Ausgang hin und streckte mir die kleinen, mageren Hände bittend entgegen.

Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte. Ich war noch von der überstandenen Angst und der schnellen Flucht verwirrt und benommen, und weil mir nichts Besseres einfiel, kehrte ich mich schließlich halb verlegen um, ging auf die bezeichnete Tür los und faßte den eisernen Drücker. Da kam mir der Gedanke, daß das arme, seltsame Fräulein vielleicht hungrig wäre und keinen Pfennig in der Tasche hätte, und daß ich ihr wohl etwas schenken könnte, damit sie sich satt äße.

Ich wandte mich, hörte im gleichen Augenblick die Tür zuschlagen und sah, daß die Laterne von dem Stoß an ihrem Ringe schaukelte und fast verlöschte. Und mich packte die Angst, ich könnte auf einmal im Dunklen stehn; ja, ich glaube sogar, ich habe geschrien, wie man nachts in einem Alptraum schreit. Doch die Laterne erlosch nicht, das rote Flämmchen sprühte knisternd in die Höhe und blakte weiter. Der Hausflur aber war leer und das Mädchen verschwunden. Und nun ergriff mich eine Bekümmernis, daß ich die Arme so hatte weggehn lassen. Ich wollte ihr nach und sie zurückrufen; da dachte ich an das Phantom dort draußen, erschrak heftig, klinkte rasch die Tür zu der Gaststube auf und trat hinein.

9.

Es war ein großer, niedriger Raum mit dunkler Balkendecke, gelbgetünchten Wänden und kleinen Fenstern, die von Kattungardinen eingefaßt wurden. Eine bauchige Kupferlampe mit rotem Papierschirm hing in der Mitte herab und warf ihr Licht auf die gescheuerten Tische und Bänke. Aber nirgends saß ein Gast; das Zimmer war leer und still. Nur der Docht der Lampe brodelte, und unter meinen Schuhen knirschte der weiße, auf den Backsteinestrich geschüttete Sand.

Ich hatte ein Gefühl, als sei ich nach manchem Irregehn unvermutet in die Heimat gekommen, obschon dieser Raum nicht im mindesten den Zimmern meines Elternhauses ähnlich war. Er sah vielmehr mit seinen kleinen Fenstern und der niedrigen Decke wie eine Schiffskabine aus, und der Regen, der jetzt immer lauter herabplätscherte, und das klagende Pfeifen des Windes verstärkten noch den Eindruck.

Ich setzte mich nahe an den braunglasierten Ofen und gab mich völlig der sonderbaren Stimmung hin.

Da schnappte eine Tür auf. An der gegenüberliegenden Wand wurde ein Vorhang zur Seite gerafft, und ein dicker Mann in Hemdärmeln, grüner Schürze und ein samtenes Käppchen auf dem feisten Schädel trat herein. Er hob bedächtig seine Hand an die Stirn und lupfte das Mützchen um einen Zoll von der Glatze, indem er mit knarrendem Baß nach meinen Wünschen fragte.

Ich verlangte Tee, ein paar Semmeln, etwas Schinken und Butter.

Das habe er leider nicht; nur Schwarzbrot, Speck und Schnaps. Es sei ein einfaches Gasthaus für arme Leute.

Ja, dann möchte er mir bringen, was er da habe.

Er verschwand hinter dem Vorhang und kam nach einer Weile mit einem Zinntablett zurück, auf dem eine braune Karaffe, ein Fußgläschen und ein irdener Teller mit schwarzem Brot und gelblichem Speck standen, und setzte es vor mich nieder.

Ich bin an diese Kost nicht gewöhnt, aber du darfst mir glauben, daß ich noch keine Mahlzeit mit so gutem Appetit zu mir genommen. Ich aß langsam und behaglich alles, was auf dem Teller war, und ließ nicht einen Brocken übrig. Und dazu kippte ich den Schnaps Gläschen auf Gläschen hinunter. Es war ein recht dünnes, laues Gesöff, das nach bittren Mandeln und Gewürznelken schmeckte. Doch es ging mir wie Feuer durch die Adern und machte mich sogar etwas trunken.

Einen Augenblick schwankte ich, ob ich mir noch eine Karaffe Schnaps bestellen sollte, aber der aus Faulheit, Behagen und verworrenen Träumereien gemischte Zustand, der mich gefangen hielt, ließ keine klare Willensmeinung in mir aufkommen. So schob ich das Zinntablett mit der leeren Flasche von mir und drückte mich noch tiefer in den Ofenwinkel hinein.

Nun spürte ich erst, wie matt und abgehetzt ich war. Mein Kopf, in dem ein Brausen wie ferne Orchestermusik tönte, sank mir schwer auf die Schulter. Ich dachte flüchtig an die Ereignisse des vergangenen Tages zurück und erstaunte halb und halb, daß aller Schrecken schon so weit hinter mir lag; erinnerte mich dann des Mädchens, das ich im Flur getroffen, und wünschte, daß sie jetzt neben mir säße und mit mir plauderte. Doch bald vergaß ich sie, neue Gedanken kamen und machten, kaum fertig gedacht, anderen Platz; es war, als ob zerschnittene Bilder vor meinen Augen durcheinandergeschüttelt würden. Ich dachte, wie schön es sein müßte, nachdem ich hier noch ein paar Minuten fortgeträumt, mit schweren Knien eine Bodenleiter hinaufzusteigen und in einer Kammer unter der niedrigen Decke, in der der Holzwurm endlos tickt, die stürmische Regennacht zu verschlafen. Dann sah ich eine verdorrte Sommerlandschaft vor mir, eine braune, von Hufen zerstampfte Weide, einen flachen Tümpel mit Erlensträuchern umkränzt, deren Blätter silbrig im Licht schimmerten, ein paar alte, gelbe Strohdächer und hoch und fern den tiefblauen Himmel, der unten am Rande in ein wasserklares Grün überging. Und plötzlich erfaßte mich Sehnsucht nach einem zigeunerhaften, barfüßigen Herumschweifen draußen auf der Landstraße, in Mittagsglut und sterniger Nacht, in Herbstkälte und Frühlingsschauern. Immer absonderlicher wirrten sich meine Gedanken durcheinander, bis endlich alle Bilder in ein glitzerndes Chaos zerflossen und die Stube sich langsam um mich zu drehen schien.

Jetzt war auch die Frau des Alten hereingekommen, eine kleine, trockne Person mit lustigem Wieselgesicht, blanken Augen und schwarzem Haar, das sich über dem glatten Scheitel in dünngeflochtenen Zöpfchen zu einer Turmfrisur erhob. Ich sah noch die beiden, während sich mir die Lider schlossen, undeutlich als helle Schatten zusammensitzen und hörte ihr Geplauder, das eintönig wie der Fall des Regens an mein Ohr schlug.

10.

Da erwachte ich aus meiner Versunkenheit mit einem Frösteln, wie man es manchmal abends im Bett fühlt, wenn man schon halb entschlummert ist und allerlei Wunderdinge: grüne Farrenbüschel, goldene Käfer und rote Papageien vor seinen Augen hin- und hergaukeln sieht und doch noch zu wachen meint, bis man endlich an dem jähen Emporschrecken merkt, daß man bereits geträumt hat.

Was war das?

Eine Ruhelosigkeit quälte mich, ein hastiges Prickeln ging mir durch Adern und Nerv, ich schauderte vor Kälte und Unlust, und an meinem Herzen spürte ich ein Zucken und Flattern wie von großen Vogelschwingen, die sich in einem Netz verstrickt

haben. Doch meine Gedanken waren noch so verwirrt, daß ich mir über meinen Zustand keine Rechenschaft geben konnte.

Dann wurde ich mit einem Schlage munter. Und nun fühlte ich, daß sich mir etwas Bedrohliches nahte. Ich saß wie gebannt ohne Regung da, nur meine Augen gingen hin und her und durchsuchten ängstlich das Zimmer. Nein, hier war es nicht; die Lampe prasselte gemach und strahlte ihren blassen Schein auf die weißen Tische und die Krugleute, die gähnend ihr Geschwätz fortführten. Die Zeit verrann. Und nach und nach überschlich mich die alte Mattigkeit.

Da glaubte ich plötzlich von draußen, fern, unendlich fern, Schritte zu hören, die glucksend im Straßenkot versanken. Ich lauschte. Nein, es war nichts. Nur der Regen schlug klatschend auf die durchweichte Erde oder fuhr zischend an das Fensterglas. Aber sobald mein scharfes Hinhorchen etwas nachließ und ich in das träumerische Dämmern zurückfiel, wurden die Schritte wieder in meinem Ohre laut, und jedes Mal tönten sie näher und deutlicher.

So vergingen ein paar bange Minuten zwischen frostigem Todesschrecken und dumpfer Schlafsucht, die mich wie an Spinnweben über einem Abgrund gefesselt hielten.

Und dann wußte ich es auf einmal: nun stand er draußen und suchte mich. Seine Finger tasteten kratzend an den Wänden hin; sein schwerer Atem drang durch die Spalten der Fenster und preßte auf mein Herz, daß ich zu ersticken meinte. Er war da und suchte mich mit der Zähigkeit eines erbosten Tieres, das nicht vom Platze weicht, bis es sein Opfer im Versteck gefunden und erdrosselt hat.

Nun wurde das Haustor aufgerissen. Ich klammerte mich an der Bank fest und würgte einen Schrei hinunter.

Und abermals vergingen Minuten. Dann tönten polternde Schritte auf dem Flur, ein entsetzlicher Lärm, unter dem ich bis ins Mark zusammenzuckte. Dann wieder Schweigen. Ich rang nach Luft, als müßte ich ertrinken. Meine Blicke irrten flehend zu den Alten hinüber, die gleichgültig ihr Geschwätz forthaspelten. Und die Zeit des Wartens nahm kein Ende; sie reckte sich wie ein gespannter Faden aus, der immer dünner, immer länger wird.

Da traf mich ein kalter Hauch; ich drehte schaudernd das Gesicht zur Türe. Sie stand nach dem Flur offen, der jetzt ganz dunkel war. Und mit einem Mal erschien in dem leeren, schwarzen Raum eine Gestalt, plump und groß wie ein Berg und undeutlich wie ein Schatten.

Er war es.

Das Genick trug er so tief nach vorn geneigt, daß sein Gesicht durch die Mütze völlig verdeckt wurde, und auf der Schulter ruhte, von dem einen Arm umklammert, eine breite Last, die in einen zerschlissenen Sack gehüllt war.

Trotz meinem Schaudern mußte ich mir gestehen, daß sich das Ganze ein wenig theaterhaft ausnahm. Und plötzlich flog mir die sonderbare Einbildung durch den Kopf: dies ist überhaupt nicht wirklich, ist nur erdacht, ein altes Puppenspiel, das du in einer Jahrmarktbude siehst. Gleich geht es zu Ende, der Vorhang fällt, und die Leute klatschen.

11.

Der Gast trat ins Zimmer und schritt, ohne mich im geringsten zu beachten, unter der Lampe hinweg, die ihr Licht voll auf ihn herabstrahlte.

Aber, mein Gott, was hatte ich nur für einen Grund gehabt, so sehr zu erschrecken. Dieser Mensch war nichts weniger als ein Schatten, sondern durchaus von Fleisch und Bein. Im Vorübergehn hielt er mir die Schulter zugekehrt, auf der er die Last trug, so daß ich auch jetzt sein Gesicht nicht sehen konnte.

Er nahm auf der anderen Seite des Zimmers an einem Tische Platz, hob die Bürde von der Schulter und stellte sie neben sich. Der Krugwirt verschwand hinter dem Vorhang, kam mit einer Flasche zurück und setzte sie stumm dem neuen Gast hin. Der schenkte sich eine tintige Flüssigkeit ein und kippte nacheinander ein paar Gläschen, indem er die Hand mit der Mütze vorhielt.

„Nun," dachte ich, „es ist wohl das klügste, wenn ich mich jetzt davonstehle. Vielleicht ist hier eine Droschke aufzutreiben. Dann fahre ich in die Stadt und nehme mir ein Zimmer in einem Hotel. Und morgen reise ich zu meiner Mutter."

Ich wollte den Alten heranwinken, zahlen und gehn. Doch kaum hatte ich nur eine schwache Bewegung gemacht, so ließ der drüben seine Mütze fallen, hob das Gesicht und blickte mich lauernd an. Und ich bemerkte voller Schrecken, daß es dasselbe Gesicht war, das ich heute so oft mit komischer Neugier betrachtet hatte, ein plumpes Gesicht, das wie eine Rübe aussah, an der noch die Wurzeln hängen, und das fett und zugleich verwelkt und mit langen Bartstoppeln bedeckt war.

Aber wie grausig hatte es sich verändert. Es machte mir den Eindruck, als ob es in der Erde gelegen und von Moder und Feuchtigkeit gedunsen sei. Die Wülste der Stirn und die Backenknochen waren gelb und hornig, als säße kein Fleisch daran, und das übrige Gesicht ähnelte einer verrotteten Masse. Der Unterkiefer hing auf die Brust herab, und der Mund klaffte wie ein schwarzes Loch. Dabei blickten mich die fahlen Säuferaugen ständig an.

Und mit einem Mal erhob ich mich — gegen meinen Willen — mußte mich erheben und auf den Gräßlichen zuschreiten — wie Tiere bei einem Brand ins helle Feuer laufen, wie ein Mondsüchtiger an der Rinne eines Daches fünf Stockwerke über der Erde geht. Ich war halb tot vor Angst, aber ich mußte zu ihm. Er blickte mich unausgesetzt an; seine glasigen Augen schienen mich wie an Fäden hinüberzuziehn.

Und nun stand ich vor seinem Tisch. Ein schwacher Rest von Selbstbewußtsein empörte sich in mir, und mit leiser, wankender Stimme fragte ich ihn, indes mich kalte Schauer durchrüttelten:

„Was wollen Sie von mir, weshalb glotzen Sie mich so an, Sie unverschämter Mensch?"

Ein fatales Grinsen huschte über sein Gesicht. Das Scheusal lachte. Aber es war kein eigentliches Lachen, kein Verzerren der Lippen und Wangen, es war vielmehr wie ein Schatten der Verwesung, der über das erstarrte Gesicht lief: als bräche plötzlich die Haut in tausend kleinen Rissen auf und färbe sich dunkel von einer hervorsickernden schwarzen Flüssigkeit.

Und dann antwortete er. Seine Stimme kam brummend aus dem offenen Mund, ohne daß er die Lippen rührte.

„Hören Sie, junger Herr," sagte er, „ich habe eine Bestellung an Sie."

Und er schlug mit der Faust auf den Gegenstand, der neben ihm auf der Bank lag. Ein hohler Ton dröhnte unter der Decke, dem ein schwaches Gewinsel folgte. Mein Blut gerann zu Eis, und in meinem Kopf, in meinen Ohren hämmerte es schrill — immerzu, rasch nacheinander: Erbarmen, Erbarmen — wach auf aus diesem gräßlichen Traum!

„Sehen Sie, junger Herr. Das ist für Sie."

Er hob den schäbigen Sack. Eine schwarzpolierte Ecke mit blanken Metallzieraten kam zum Vorschein. Er nahm die Hülle ganz fort, und nun bemerkte ich eine lange Kiste mit bauchigen Wänden und kugelrunden Füßen. Oben in dem Deckel war eine Glasscheibe angebracht, und unter ihr lag etwas Helles — ein Gesicht, ein schmales, wächsernes Gesicht mit geschlossenen Lidern.

„Sehen Sie, junger Herr, sehen Sie genauer hin!"

Er klopfte behutsam auf die Scheibe, und wieder hörte ich inwendig das polternde Gedröhn und das schwache Winseln. Das Gesicht unter dem Glase schien qualvoll zu zucken. Und in meinen Ohren gellte es noch lauter: Erbarmen, Erbarmen — mach ein Ende — wach auf aus diesem fürchterlichen Traum.

„Sehen Sie, junger Herr!"

Ja, ich sah nun, was ich schon längst wußte. Das Gesicht unter der Scheibe glich dem meinen Zug um Zug; ich erkannte jede Linie, als blickte ich in einen Spiegel.

„Und nun passen Sie auf!"

Er hob den Deckel ein wenig. Da begann der drinnen sich zu rühren, streckte bleiche, zappelnde Finger hinaus, krampfte sich am Kistenrande fest und versuchte sich emporzurichten. Aber der andere ließ blitzschnell und mit wieherndem Gelächter den Deckel herunterschlagen. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer gräßlichen Clownslarve. Der Mund spaltete sich schwarz bis an die Ohren, das Kinn wackelte, und aus dem Rachen drang ein Fauchen und Heulen. Er schüttelte sich, er zerbarst förmlich vor Lustigkeit. Die Geschichte machte ihm einen diebischen Spaß.

Und dann ging plötzlich eine Veränderung mit ihm vor. Ein Wirbel schien ihn zu erfassen, Erdstücke kollerten aus seinen Kleidern, der Stoff seines Mantels verrottete und zerfiel zusehends, grüne Schimmelflecke breiteten sich über Stirn und Wangen aus, die ganze Gestalt schrumpfte und versank in sich, war jetzt nur noch ein Haufen fetter, modernder Brocken, dann eine Aschenwolke, ein Spinngewebe, das sich auflöste und zerflatterte. Und schließlich war nichts mehr da als die Bank mit der Gitterlehne und der kahle Tisch, auf dem sich mein Schatten dunkel abhob.

Da wich die Starrheit von mir, und ich fing wie ein Irrsinniger zu schreien an. Ich hatte den Kopf nach hinten gelegt, den Mund weit geöffnet und brüllte immerfort einen langgezogenen Ton, der wie das Heulen einer Sirene klang. Das war der Angstschrei, den ich all die Jahre hinuntergeschluckt hatte; nun ließ er sich nicht mehr zurückdrängen. Er brach klirrend und rasselnd aus meinem Halse, füllte mir die Ohren mit einer Flut von Lärm, stieg dann jäh aufwärts, wurde spitzer und schriller und endete in ein mattes Gewinsel. Der Boden schwankte unter mir, ich taumelte, glitt aus und stürzte mit rasender Schnelligkeit in eine unermeßliche Tiefe. Mein Bewußtsein erlosch. Plötzlich aber durchzuckte mich ein harter Schlag. Ich öffnete die Augen: vor meinem Blick quirlte flimmernder Nebel, aus dem zuerst verschwommen, dann deutlicher das rote Gesicht des Kneipenbesitzers und der magre Wieselkopf seiner Frau auftauchten.

Die beiden Alten standen mitten in der Stube und sahen mich erschrocken an.

„Ist der Herr unwohl?" riefen sie wie aus einem Munde.

Ich schüttelte den Kopf und zeigte nur stumm auf die Bank und den Tisch. Endlich konnte ich sprechen.

„Wer war hier," sagte ich, nach Luft ringend, „wer hat hier eben gesessen?"

Der Alte machte ein verdutztes Gesicht.

„Niemand war hier," antwortete er, „bloß Sie, ich und meine Frau."

„Aber, mein Gott, es kam doch einer herein, die Tür ging auf, der kalte Wind strömte aus dem Flur. Und dann schritt der Mensch quer durch das Zimmer im vollen Lampenlicht und setzte sich an diesen Tisch. Das müssen Sie doch bemerkt haben. Und außerdem brachten Sie ihm ja eine Flasche Schnaps."

Nun wurde der Alte böse.

„Der Herr möchte sich wohl einen Ulk mit mir erlauben. Ich sage, es war niemand hier, und ich habe auch keinem Schnaps gebracht als Ihnen allein. Der Herr ist nur plötzlich aufgestanden und durch die Stube gegangen und hat immerzu den Tisch dort angeglotzt. Ich wunderte mich schon sehr, was das bedeuten sollte. Und dann fingen Sie auf einmal wie ein Verrückter zu schreien an, und ich und meine

Alte dachten gleich, Sie sind krank geworden. Und nun möchte ich den Herrn bitten wegzugehn. Meine Konzession läuft um elf Uhr nachts ab, und wir haben bald eine Viertelstunde drüber."

Mein Gott, ich sollte jetzt hinaus in die Dunkelheit.

„Um Himmels willen," bat ich den Alten, „könnten Sie mir nicht eine Stube zum Übernachten geben?"

Der sah mich erstaunt und mißtrauisch an.

„Nein," erwiderte er dann grob, „Zimmer sind hier nicht zu vermieten; dies ist eine einfache Kneipe für arme Leute. Gehn Sie nur jetzt nach Haus! Aber bezahlen Sie mir erst, was Sie bestellt haben. Macht achtzig Pfennig; das Viertelchen Schnaps dreißig, das Brot zehn und der Speck vierzig."

Er schritt auf mich zu, als meinte er, ich könnte ihm mit der Zeche durchgehn. Auch die Alte bekam plötzlich ein paar böse, harte Augen. Ihr lustiges Wieselgesicht wurde ganz spitz.

Ach Gott, sie jagten mich in die Dunkelheit hinaus. Ich war nahe daran, vor ihnen auf die Knie zu fallen und unter Tränen um Schonung zu betteln.

„Achtzig Pfennig," murrte der Alte noch einmal, „das Brot zehn, der Schnaps dreißig und der Speck vierzig."

Ich zahlte mit flatternden Händen; da klärten sich ihre Mienen auf.

„Aber nun, mein Herr, müssen Sie gehn; es ist Zeit, daß ich die Wirtschaft schließe. Gutnacht, kommen Sie gesund nach Haus!"

Er öffnete mir die Türe zum Flur, der jetzt wieder von der blakenden Laterne erleuchtet war. Ich schritt zögernd über die Schwelle. Geh' nicht, raunte angstvoll eine Stimme in mir, klammre dich irgendwo fest. Aber ich ging doch weiter. Der Alte schlürfte mir nach und sperrte langsam das Tor auf.

Draußen war es völlig schwarz, und der Regen goß wie aus Mulden herab. Im Umkreis der Tür blitzten die Wasserfäden im Schein der Flurlampe wie gläserne Stricke. Der Alte nahm aus einem Winkel ein paar Eisengitter und begann sie vor den Fenstern anzuschließen. Ich blieb immer dicht neben ihm.

„Wir wohnen etwas einsam, hier," sagte er, „da ist es schon nötig, daß man sich in acht nimmt. So, nun bin ich damit fertig. Kommen Sie gut nach Haus!"

Er trat in den Flur und zog die Türe hinter sich zu. Ich hörte drinnen das Schloß knarren und die Schritte des Alten sich entfernen. Aber noch leuchtete das schmale Fenster über der Tür. Dann erlosch es auch. Ich war ganz im Dunklen. Der Regen rauschte, und die zerweichte Erde trank das niederströmende Wasser mit einem saugenden Ton, der wie ein Schluchzen klang.

Die Hände vorgestreckt, suchte ich wie ein Blinder die Tür, fand sie endlich und setzte mich auf die Schwelle. Hier wollte ich warten bis zum Morgen. Und wenn der Gräßliche noch einmal zurückkehrte, wollte ich laut schreiend mit den Fäusten an das Tor pochen, bis die von drinnen mir zu Hilfe kämen.

12.

So saß ich lange: stumpf, gleichgültig und müde.

Da war plötzlich jemand in meiner Nähe, ohne daß ich mich fürchtete. Kurze Schritte und das Rascheln eines Kleides tönten längs der Wand. Dann wurde es für einen Augenblick wieder still, und schließlich sagte eine heisere, kichernde Stimme:

„Na, alter Papa, hast du den Jammer? Zuviel Schnaps getrunken, was? Denkst nun vielleicht, du bist schon zu Haus und legst dich auf offener Straße mitten in den Schmutz und Regen hin."

Es war die Stimme der kleinen Person, die ich an der Tür der Gastwirtschaft getroffen hatte. Ein freudiger Schrecken, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die

arme Vogelscheuche ließen mein Herz erzittern. Tränen schossen mir in die Augen und rollten über mein Gesicht.

„O nein," sagte ich, „nein, ich bin nicht betrunken. Ich war nur so müde, daß ich mich auf ein Weilchen setzen mußte."

Sie beugte sich ganz nahe zu mir herab.

„Ach Gott," rief sie, „das ist ja der Herr, den ich vorhin in der Wirtschaft sah. Was fehlt Ihnen, sind Sie krank? Mein Gott, hier draußen im Regen zu sitzen! So ein feiner Herr. Warten Sie, ich helfe Ihnen."

Sie ergriff meinen Arm und zog mich von der Schwelle empor.

„Können Sie gehn, ist es schon besser?"

Ja, ich konnte gehn, ich fühlte mich leidlich wohl. Aber aus Angst, sie möchte mich verlassen, stellte ich mich noch schwach und hilfebedürftig. Ich nannte ihr mein Stadtviertel und bat sie, mir den Weg dorthin zu zeigen, da ich mich verlaufen hätte.

„O, das ist weit, Herr," sagte sie, „fast eine Stunde zu rennen. Und ich bin so müde und hungrig und friere so. Keinen Groschen verdient den ganzen Tag. Ich wollte eben nach Haus, als ich Sie hier sitzen sah."

Nun lud ich sie ein, mit mir in eine Speisewirtschaft in der Stadt zu gehn, die sie sich nach ihrem Gefallen aussuchen dürfte. Da lachte sie kindisch glücklich und hakte sich sogleich an meinem Arme fest.

Und dann schritten wir eng zusammengeschmiegt in der regnerischen, tintenschwarzen Nacht vorwärts. Ihr Kopf lag auf meiner Schulter, und ich fühlte beim Gehn ihr schmales Körperchen unter dem nassen Kleid in Frostschauern beben. Dabei plapperte sie immerzu, sprach von ihren Abenteuern, von den feinen Herren, die sie gekannt, und wie der und der ausgesehn und sich benommen hätte. Bald sagte sie du zu mir und bat mich, ich möchte sie küssen. Dann weinte sie ohne jeden Grund, schluchzte ein paarmal hastig auf, lachte von neuem und fing endlich mit gedämpfter Stimme ein freches Zotenlied vor sich hinzuzwitschern an, so sanft und einfältig, als sei es ein Kinderreim. Ach, die Ärmste war schon ein bißchen verwirrt und zerfahren in ihrem kleinen Kopf, ja, sie war offensichtlich nicht ganz bei Verstande. Aber ihr Geplauder rührte tief und seltsam an mein Herz; ich schritt wie in einem halb wehen, halb süßen Traum dahin.

Wir gingen jetzt eine andere Straße als die, welche ich gekommen war, quer durch das dunkle Feld, auf schmalen Steigen an Lattenzäunen entlang und über alte, glitschige Brücken, unter denen das Wasser hohl fortrauschte. Dann erkletterten wir eine Böschung und betraten den Damm einer Chaussee, die schnurgerade zwischen mächtigen Pappeln auf einen Lichtschein zuführte. Dort war die Stadt. Der Regen hatte nachgelassen, der Himmel, über den krause Wolkenbänder flogen, wurde schon heller. Zu beiden Seiten der Straße aber lag alles Land wie eine schwarze unendliche Flut; nur hier und da schimmerte ein Giebel gespensterhaft im Dunklen, oder ein paar Wassergräben leuchteten fahl wie Blei. In kurzen Pausen tönte aus der Ferne das Anschlagen eines Hundes. — Wir gingen rüstig zu. Der Schein vor uns wuchs über die Spitzen der Pappeln hinauf, weiße Lichter blinzelten zwischen den Ästen, verworrener Lärm rollte heran, und schließlich hatten wir die ersten Häuser der südlichen Villenstadt erreicht.

Ich nannte dem Mädchen ein paar Lokale, die an unserem Wege lagen und die ganze Nacht offenblieben; denn ich war fest entschlossen, erst bei Tagesanbruch nach Hause zu gehn. Aber sie wollte jetzt noch nicht einkehren. Drinnen in der Stadt in einem noblen Restaurant wollte sie essen. Mir war es egal, und so schritten wir weiter.

Die blassen Kugeln der elektrischen Lampen spiegelten sich auf dem schwarzen Asphalt. Ein paar Droschken standen vor Nässe glänzend am Rinnstein, die Pferde

schauderten unter ihren Wolldecken und ließen die zottigen Köpfe hängen. Aus einem Nachtcafé im ersten Stock lärmte ungarische Musik; wir hörten schon von fern das rasende Schwirren des Zimbals, das Gebrumm des Kontrabasses und das süßliche, langgezogene Winseln der Geigen. Ich fragte meine Begleiterin, die im Tanzschritt neben mir hüpfte, ob sie da hineinwollte. Aber sie schüttelte den Kopf. Dann bogen wir in stillere Gassen ein.

Und jetzt mußte mich der Teufel plagen, der Irrsinnigen mein Erlebnis von heute nacht zu erzählen. Sie horchte verwundert und unterbrach mich nur ab und zu mit einem seltsamen Gekicher. Doch bald wurden ihre Augen groß und starr, sie atmete gepreßt und drückte krampfhaft meinen Arm. Und ich bildete mir noch was Rechtes auf meine Erzählungskunst ein. Aber als ich an die Stelle von dem Sarge kam, in dem ich mich selbst hatte liegen sehn, schrie sie: „Hör' auf, sei still, ich mag das nicht!" — Doch ich erzählte weiter, von einem verruchten Eifer angestachelt, und schilderte genau, wie es in dem Kasten gedröhnt und gewinselt hatte, als der Kerl mit dem Finger auf die Scheibe pochte. Da riß sie sich von mir los und schrie noch einmal: „Sei still, ich mag das nicht hören!" — Und jetzt reute mich das Gesagte bitter, denn schon fühlte ich, daß die Angst, die ich vorwitzig heraufbeschworen, mir von neuem die Gurgel zupreßte. Aber ich konnte nicht mehr haltmachen, ich mußte ihr alles sagen, die Worte sprangen mir gegen meinen Willen über die Lippen. Und so schwatzte ich denn hastig und sinnlos fort und erzählte ihr nun, wie der dicke Kerl auf einmal in Schimmel und Moder zerfallen war. Da kreischte sie laut, stieß mich, der ich sie am Arme festhielt, mit Gewalt von sich, rannte über die Straße, huschte jenseits wie ein Schatten an den Häusern entlang, bog um eine Ecke und war verschwunden.

Ach Gott, was hatte ich getan! Einen Augenblick stand ich gelähmt vor Entsetzen, dann raffte ich mich zusammen und begann keuchend hinter der Flüchtigen dreinzulaufen, indem ich voller Angst beschwörende Bettelworte in den Wind schrie. Aber nirgends war eine Spur von ihr zu sehn.

Und nun kam das Strafgericht für meine Vermessenheit, die letzten Foltergrade, durch die ich geschleift wurde, ehe ich deine Tür fand, ehe du mit der Lampe erschienst und mich aus dem Todesstrudel retteteſt. Mir ist keine deutliche Erinnerung von all dem geblieben, und wenn ich daran zurückdenke und versuche, mir das Ganze vorzustellen, zuckt es wie Eisnadeln durch mein Gehirn, und ich fühle die kalte traurige Verworrenheit des Irrsinns im Sturm auf mich zukommen und mich erfassen.

Einmal als Kind lag ich in schwerer Fieberkrankheit, und nachts umringten prunkvolle und schreckliche Visionen mein Bett. Ich führte ein absonderliches Traumleben, schritt durch hundert Verwandlungen, durchflog unermeßliche Räume und Zeiten. Aber immer gab es irgendwo einen fernen Punkt, eine kleine Tür zu noch merkwürdigeren Dingen. Und dieser Tür näherte ich mich behutsam durch eine Stufenfolge von Traumerscheinungen und konnte sie doch nie erreichen, denn sobald ich dicht vor ihr angelangt war, packte mich ein solches Entsetzen, daß ich schnell die Traumkette rückwärtsfloh bis zum Erwachen in meiner Krankenstube unter den Schattengirlanden, die von der Decke in das blasse Geflimmer des Öllämpchens hinabhingen. Aber während noch mein Herz vor Erregung klopfte, verlor ich mich schon von neuem in die gleißenden Irrgänge des Fiebers, strebte ich mit lüsterner Angst zu jener Tür hin, stahl mich durch wechselnde Traummasken an sie heran und erschrak von neuem und floh zurück, bis ich erwachte, meine Blicke matt über die Tapete des Krankenzimmers gehen ließ und dann abermals die Fieberreise antrat. — Jene Tür, nach der es mich so mächtig zog, war die Pforte zu den Einöden des Wahnsinns, zum Erlöschen der Vernunft. Die Bilder aber, in denen sich der Traumvorgang aufrollte, vergaß ich stets, wenn ich von der Tür zurückkam; nur das Gefühl von allem ist mir

geblieben. Und ebenso fühle ich auch in diesem Moment, wenn ich an die letzten Schrecken der heutigen Nacht denke. Hier aber war es schon ein Übertreten der Schwelle, ein Jenseits der Vernunft. Daß ich noch einmal von dort zurückgekommen bin, ist mir sonderbar unverständlich, und ich habe fast ein Grauen vor mir, als wäre ich bereits tot und in der Erde verscharrt gewesen.

Ich kann dir dies Letzte nicht schildern, denn ich erinnere mich an nichts mehr deutlich, ich kann es nur umschreiben. Es war so ohne Form und Grenzen, daß es keine Worte dafür gibt. Ein Sturm der Vernichtung hatte mich erfaßt, ein schwarzer, heulender Strudel, in dem ich machtlos dahintrieb. Und überall war Er, der grausame Jäger, von allen Seiten tönten seine raschen Schritte und sein lärmender Hetzruf. Er erfüllte das ganze Chaos. Mein Geist verwirrte und verdunkelte sich, ich hatte meinen Namen vergessen, ich hatte vergessen, wer ich war. Nur das Gefühl der Angst lebte noch in mir. Mein Bewußtsein zerteilte sich in hundert Stücke, und in jedem Stück war die Angst, die hundertfache Angst. Manchmal glitten fremde Menschengesichter durch den Strudel an mir vorüber; ich wollte sie um Hilfe anbetteln, doch mein Mund war tot, meine Kraft zerbrochen. Und die Zeit dehnte sich zu Ewigkeiten hin.

Dann strandete ich an einer schwarzen Klippe, auf der zwei Flammen brannten. Das war dein Haus mit deinen erleuchteten Fenstern. Ich weiß nicht, wie ich dort hingeraten bin, ich weiß nicht, durch welchen Zufall ich den Griff der Tür unter die Finger bekam und mich daran anklammerte. Der Strudel drohte mich immer wieder zu erfassen und hinabzuziehn. Endlich aber gab die Tür meinem schwachen Drucke nach, ich wankte in den Flur, ich kroch wie ein Hund auf allen Vieren die Treppe empor. Dann bin ich irgendwie auf meine Beine zu stehn gekommen und habe mechanisch ein Zündholz angesteckt. Ich sah deinen Namen auf einer Tür, ich las ihn, reihte die Buchstaben mühsam zu einem fremden unverständlichen Wort aneinander. Eine verblichene Erinnerung huschte mir traumhaft durch den Kopf. Ich grübelte vergebens, was das Wort bedeuten möchte. Das Zündholz sengte mir die Fingerspitzen und erlosch. Da wußte ich plötzlich, wer du warst, stürzte auf den Glockenzug und schellte. Aber du kamst nicht, du kamst nicht. Der schwarze Strudel drohte mich von neuem zu erfassen. Ich schellte ein zweites Mal wie ein Verrückter und strich noch ein Zündholz an. Da endlich: behutsame Tritte, die Scheibe in der Entreetür glomm dunkelrot, du kamst und erlöstest mich aus dem furchtbaren Traum.

Jetzt habe ich dir alles gesagt."

13.

Jonas schwieg erschöpft, warf den Kopf zurück und schloß die Augen. Doch gleich fuhr er wieder empor, klammerte sich an meinen Arm und stöhnte:

„Du — er ist noch immer hier, er hat sich nur versteckt und wartet auf mich. Als ich die Augen zumachte, sah ich ihn leibhaftig. Ich sah durch deine Tür wie durch Glas, und er stand dort im Finstern, hob seine plumpe Tatze und winkte mir. Noch eine Sekunde länger, und ich hätte zu ihm hinmüssen, ich wäre ihm von neuem verfallen gewesen."

Er blickte mich verzweifelt an, und ich selber fühlte ein so starkes Grauen, daß ich auf die Tür losstürzte und den Schlüssel herumdrehte.

Dann ging ich wieder gemessen und ein wenig beschämt an meinen Platz, nahm seine zuckenden Hände und begann mit unsicherer Stimme zu schwadronieren.

„Nun paß auf, alter Kerl, was ich dir sagen will. Das sind ja tolle Geschichten, die du anstellst. Wahrhaftig, mir ist allein vom Zuhören der Atem vergangen, und alle Weilchen lief es mir wie kalte Spinnenfüße den Rücken hinunter. Man hat dich ja ganz infam, ganz teufelsmäßig infam gequält. Donnerwetter, Jonas, daß du das

nur aushalten konntest! Ich an deiner Stelle, ich hätte das überhaupt nicht mitgemacht, ich hätte mich einfach davor gedrückt — das heißt, ich wäre schon zu Beginn der Spukerei aus Angst gestorben."

Jonas lächelte müde.

„Nein," sagte er, „man stirbt nicht so rasch davon, o nein. Das erlauben „sie" gar nicht, daß man stirbt, denn sie wollen ihr Opfer doch recht lange quälen."

Ach, Jonas, armer Jonas!

Ich faßte ihn an der Schulter und rüttelte ihn ein bißchen.

„Hör' mal, das ist mir nun wirklich zu toll, ich danke ergebenst. Du bringst mich mit deinen Geschichten so ins Gruseln, daß ich jetzt um keinen Preis hier allein sitzen möchte. — Aber sprechen wir von etwas anderem. Du kannst natürlich diese Nacht gerne auf meinem Sofa schlafen, und morgen besteigst du die Eisenbahn und fährst zu deiner Mutter."

„Ja," sagte er, „morgen fahre ich. Und ich danke dir auch, daß ich hier bleiben darf. Jetzt bin ich schon viel ruhiger geworden."

„Siehst du, alter Kerl, das ist verständig. Nun vergiß aber den ganzen Hokuspokus; pfeife drauf! Du hast diesen Gespensterunfug gründlich mitgemacht, und jetzt weißt du genau, was dahinter steckt. Und das nächste Mal wirst du dich auf nichts mehr einlassen, wirst der Sache hübsch aus dem Wege gehn. Das ist meine Meinung."

Er schüttelte bedächtig den Kopf.

„Ich glaube," antwortete er, „du stellst es dir doch viel zu einfach vor."

Das tat ich nun allerdings nicht, ich schämte mich sogar meiner lahmen Trostgründe. Aber was sollte ich ihm sagen! Seine Erzählung hatte mich betäubt und geblendet. Halb war ich über meine derbe Gesundheit froh, die mich vor jedem Spuk beschützte, halb beneidete ich den Kleinen, der diese raren und gräßlichen Geschichten erleben durfte. Was sollte ich ihm nur sagen.

„Da hast du wohl recht," erwiderte ich schließlich, „das ist sicher nicht so einfach. — Aber, Jonas, jetzt wird es Zeit, daß wir uns für die Nacht fertig machen. Du kannst mir dabei etwas behilflich sein, damit du auf andere Gedanken kommst."

„Ja," sagte er, „ich helfe dir."

Nun zog ich das Schubfach meines Kleiderschrankes, nahm aus einer Ecke ein paar Lichtstümpfchen, rote, gelbe und grüne, die ich dort in schrullenhafter Laune von heimatlichen Geburtstagsfesten her aufbewahrte, und begann mit ihnen das Zimmer zu illuminieren, denn ich fühlte mich selber gar nicht behaglich in dem öden, halbdunklen Loch. Jonas freute sich wie ein Kind, als die kleinen Flämmchen ringsum auf dem Waschtisch, der Spiegeletagere, der Kommode und dem Bücherregal glänzten. Seine Augen wurden blank vor Andacht, und er meinte, das sei fast ebenso hübsch wie am heiligen Abend zu Hause. Dann rückten wir das Kanapee näher an den Ofen und bereiteten aus der Hälfte meiner Kissen und Decken ein Lager.

„Da wirst du gut schlafen, Jonas. Die Polsterung ist so angenehm weich und nachgiebig und so vollendet ausgehöhlt, daß du wie in einer Mulde drinliegst. Doch zuerst sollst du jetzt eine Tasse Tee trinken, die ich dir sofort aufbrühen will, und dann besteige dein Schiff und lichte die Anker."

Jonas gehorchte.

„Aber bitte," sagte er, als er schon auf dem Kanapee ausgestreckt lag und ich selbst mich gerade anschickte, in meine Traumchaise zu klettern, „bitte, lösch doch nicht die Lampe aus."

„Nein, Jonas, ich lasse sie brennen und werde auch munter bleiben, bis ich dich schnarchen höre. Mach' dir deshalb keine Sorgen. Aber schlafe jetzt, schlafe; es ist bald drei Uhr."

„Ja, ich werde schlafen; ich bin sehr müde."

Eine kurze Zeit war es still im Zimmer, dann fing Jonas von neuem zu reden an.

„Du, wer ist das eigentlich?“ fragte er und wies auf ein kleines Bild, das in einem schwarzen Holzrahmen über dem Sofa hing.

Es war eine nachgedunkelte Photographie auf Blech und stellte einen altväterischen Leibrock mit geraden Schultern dar und oben drüber ein langes, eckiges, in Stumpfsinn und Biederkeit versteinertes Gesicht.

„Ich glaube, das ist der tote Mann von meiner Wirtsfrau,“ sagte ich gähnend, „irgend ein alter verdienstvoller Kuchenbäcker.“

„So,“ meinte er, „ein toter Bäcker? Er sieht eigentlich recht gespenstisch aus, auf eine besondere, komische Art gespenstisch. Überhaupt haben doch alle diese Bürger, wenn sie sich photographieren lassen und nachher in einem Album eingesargt sind oder an der Wand hängen, etwas Unheimliches, Spukhaftes. Findest du das nicht auch?“

„Mag sein, Jonas; ihre starre Leibrockwürde hat etwas Gespenstisches. Aber schlafe jetzt, schlafe!“

„Ja, ich werde schlafen.“

Ein paar Minuten hielt er sich ganz still, indes ich, den Kopf auf den Arm gestützt, vom Bett aus in die roten Kerzenflammen blinzelte, die nach und nach erloschen. Dann drehte er sich plötzlich auf dem Sofa zu mir herum und begann abermals zu schwatzen.

„Du, weißt du auch, was ich gern möchte, und woran ich immerfort denken muß?“

„Nein, Jonas, das weiß ich nicht, aber du kannst es mir sagen.“

„Ja,“ stotterte er verlegen, „ich möchte gerne noch einmal die arme Verrückte wiederfinden, mit der ich heut nacht in der Dunkelheit umhergeirrt bin. Sie war so gut und freundlich, und ich habe sie durch meine alberne Prahlerei von mir gejagt. Ich sehe noch ihre erschrockenen Augen in dem weißen Gesicht. Das läßt mir keine Ruhe; es ist, als müßte ich gleich aus dem Bett und sie überall suchen gehn.“

„Na, höre, Jonas, was willst du denn mit diesem kleinen Scheusal anfangen?“

„Ja, was ich mit ihr will, das kann ich nicht sagen. Aber ich wäre glücklich, wenn ich sie irgendwo fände.“

„Das Finden, lieber Jonas, dürfte schwierig sein bei der Masse von solchen Fräuleins, die in unserer Stadt herumlaufen. Wie willst du die richtige treffen, da du sie nur in dämmriger Beleuchtung gesehen hast. Schwarze Atlasröcke, gelbe Blusen und heisere Stimmen gibt es überall. Und selbst wenn es dir gelingen könnte, Jonas — Gott bewahre dich davor! Das arme Mädchen wird am hellen Tag noch viel weniger appetitlich sein als in der Nacht. Jetzt aber kusch dich und schlafe.“

„Ja, ich werde schlafen,“ murmelte er, streckte sich mit leisem Ächzen auf dem Sofa aus und fuhr nach einer Weile schon halb im Traum lallend fort:

„Wie der Regen schüttet und der Wind brausend über die Dächer läuft — hörst du es — — starke, dunkle, ewig anschwellende Töne — ein machtvoller Orgelgesang, der die Himmelskuppel erfüllt — eine große Wiege, die mich schaukelt — — du, hörst du — — ach, er ist fortgegangen, ich bin allein — — und jetzt kommt der Sturm und packt mich — — —“

Sein Gewisper erlosch in tiefen Atemzügen. Er war entschlummert.

Eine kurze Zeit lag ich noch wach in dem stillen Raume und quälte mich mit dem Lesen eines Buches. Doch die dünne Schrift tanzte so verwirrend im gelben Licht, die Augendeckel wurden mir schwer wie bleierne Schalen und sanken herab, meine Hände öffneten sich, das Buch entglitt ihnen und fiel klatschend auf die Pantoffeln vor dem Bett. Das ermunterte mich wieder. Ich hörte Jonas leise schluchzen und

mit den Fingern ängstlich suchend bald da, bald dort herumtasten. Dann wurde sein Schlaf stiller.

Ich erhob mich noch einmal und ging zum Kanapee, um nachzusehn, ob er ordentlich bedeckt wäre. Er lag auf dem Rücken mit einem kindlich ergebenen Ausdruck im Gesicht, die Haare fielen ihm über die blasse Stirn, und in den Mundwinkeln zuckte ein schwacher Krampf. Aber sein Schlummer war tief und fest.

Dann löschte ich die Lampe aus, rollte mich ins Bett und hatte fast im selben Augenblick das Bewußtsein verloren.

(Schluß folgt.)

Novalis und Friedrich Schlegel

(Zur 150. Wiederkehr ihrer Geburtstage.)

Von

Paul Kluckhohn

Am 10. März waren 150 Jahre seit der Geburt Friedrich Schlegels vergangen; am 2. Mai ist der 150. Geburtstag seines Freundes Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Anläßlich dieser Tage sei hier das Verhältnis der beiden Führer der Romantik zueinander kurz erörtert und durch bisher unbekannte Notizen des Novalis neu beleuchtet.

Es ist nützlich, sich durch diese Gedenktage daran erinnern zu lassen, daß Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg im gleichen Jahre 1772 geboren, kaum zwei Monate im Alter auseinander waren. Man stellt sich sonst leicht Schlegel als den um Jahre Älteren vor. In der Tat war er der bei weitem Reifere, als beide sich zuerst begegneten, 1792 in Leipzig. „Das Verhältnis mit einem j ü n g e r n als ich gewährt mir eine neue Wollust, der ich mich überlassen", schreibt Schlegel über diese Begegnung seinem Bruder. Hardenberg ist ihm „ein junger Mann", den das Schicksal in seine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. Bildungsfähig, vertrauend offenherzig, jugendlich empfänglich, unbedingt optimistisch, durch das Studium der Philosophie von Platon und Hemsterhuis beschwingt, nicht beschwert, so tritt der Jüngere ihm entgegen. „Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Keuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit." Und schon wittert Schlegels außergewöhnliches literarisches Urteilsvermögen, das ja beispielsweise aus dem „Wilhelm Meister" noch die ursprüngliche Tendenz der „Theatralischen Sendung" herauszulesen vermochte, in den unreifen Jugendgedichten Hardenbergs, „was den guten, vielleicht den großen lyrischen Dichter machen kann". Man muß diese erste Charakteristik des Freundes durch Schlegel ganz lesen und die Selbstcharakteristik in der „Lucinde" daneben halten, dies Bild des ruhelos suchenden, umgetriebenen und zerrissenen, allzu erfahrenen und doch sehnsuchterfüllten, sich selbst zersetzenden und verschwendenden Julius vor der Begegnung mit Caroline, um das damalige Verhältnis der beiden Freunde deutlich vor Augen zu sehen. Und dann den Brief, den Novalis nach seinem Fortgang von Leipzig dem Freunde schrieb mit so tiefem Verständnis seines Wesens. „Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen", heißt es darin. „Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch Dich von dem Baum des

Erkenntnisses gekostet." Und später schrieb er: „Du weißt, welchen Anteil Du einst an meiner Erziehung hattest. Jeder Gedanke an meine historische Bildung war mit Deiner Erinnerung verbunden." Schlegel hatte den in der Entwicklung jüngeren Freund in die Zerrissenheiten und in die Tiefen des Lebens blicken lassen, ohne ihm aber dadurch das sichere Glaubensgefühl inneren Geborgenseins, die Zuversicht in sich selbst und ins Leben, dies vertrauensvolle nach eigenem Gesetz Reifen, nehmen zu können. Er hat ihm geistig die Welt der Geschichte eröffnet, auf die schon Schiller den Jenaer Studenten verwiesen hatte, im besonderen die Welt der Griechen, der Schlegels Studien der nächsten Jahre gehörten, die Novalis freilich nie das Gleiche bedeuten konnte, und hatte weiterhin mannigfache Anregungen brieflich gegeben oder durch Überlassen seiner Notizenhefte, die in Hardenbergs Innerem „gewaltig spukten". Aber bald schon wurde dieser sich auch der Grenzen des Freundes bewußt, weswegen sich Schlegel über seine Undankbarkeit und Eitelkeit beklagte — Trübungen der Freundschaft, die doch nicht von Dauer waren, wie auch Schlegels Erschrecken vor Hardenbergs „Herrenhuterei" und „Schwärmerei" bei einem späteren Wiedersehen sie nicht auseinanderbrachte —. Novalis erkannte klar und sprach es dem Freunde gegenüber aus, daß dessen Schriften viel mehr reizten als befriedigten, Anregungen, Versprechungen gaben, ohne Bleibendes zu hinterlassen, „Augen und keimende Stellen" hatten, aber kein Ganzes waren. Und mußte doch von Schlegels Fragmenten sagen: „Manche haben mir bis ins Mark gefallen [1])." Schlegel war für ihn eine verführende Macht, gegen die er sich wehren mußte, ein Gegenstand seines Nachdenkens, mit dem er sich immer wieder beschäftigte, wie seine Fragmentenbücher zeigen [2]).

Im weiteren Verlauf ihrer Freundschaft, die trotz mancher Rückschläge oder durch diese nur um so fester wurde, in immer erneutem Austauschen ihrer Gedanken und ihrer Hefte scheint die Rolle des Gebenden mehr und mehr auf Novalis übergegangen zu sein. Schon in dem Verhältnis beider zu Fichte. „Ich rücke immer mehr in Deinen Gesichtspunkt seiner Wissenschaftslehre hinein", schrieb Novalis 1797 dem Freunde, mit dessen Heften beschäftigt, und hatte offenbar die Parteinahme im Auge, die Schlegel in seiner Besprechung der „Wissenschaftslehre" in diesem Jahre aussprach. Doch spätere Auseinandersetzungen Schlegels mit Fichte in Fragmenten, die über diesen Denker hinausstreben, scheinen mit Gedanken des Novalis nahe zusammenzugehen, worauf Haym schon hinwies, und was näherer Untersuchung wert wäre.

Deutlicher ist die Bedeutung Hardenbergs für Schlegel auf dem Gebiete religiösen Denkens. Sie ergänzt hier die Wirkung Schleiermachers. Schlegel selbst hat das bekannt: „Überhaupt fühle ich mich durch zwei Dinge nun unauflöslich an Dich gekettet — das ist die Religion und die Ehe", und ein ander Mal: „Ich fange eigentlich erst an, Dich zu verstehen. Ich habe in der letzten Zeit manche Offenbarung gehabt, und ich würde Dich nun besser verstehen, da ich die Religion verstehe [3])." Von der Stellung der Freunde zur Religion wird unten noch die Rede sein. Wie zentral für Schlegel auch die Probleme der Liebe waren, die Ehe als solche hoch zu werten, das lag ihm nach seinen Erlebnissen zunächst fern; da mag des Freundes hohe Auffassung auch

[1]) Vgl. Raich, Novalis Briefwechsel 1880, S. 15 f., 38 f., 32 f., 47 f.; 68.

[2]) „Hüte dich im Umgang mit Schlegeln", Novalis Schriften, hg. Minor II 97; vgl. II 95, 141, III 293, 172. Ein Brief an Schlegel als ästhetischer Essay wird geplant, ebd. III 272, 353, 321, 366; Schlegel wird wiederholt zitiert; seine Papiere beschäftigen ihn. Mit seinem Begriff der Ironie setzt er sich auseinander (II 118), mit der Lucinde (III 193, Raich 125 f.); gegen seine Behandlung des Wilhelm Meister und gegen seine Shakespeare-Auffassung macht er scharfsinnige und zutreffende Einwände (II 249, II 245).

[3]) Raich, S. 130, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Bd. 42, S. 105. Dieser Brief von 1798 widerruft gleichsam frühere Äußerungen über die „Herrenhuterei" Hardenbergs (Caroline, hg. Erich Schmidt, I S. 393, 396, 713). Dem Bruder schrieb Schlegel: „Hat Hardenberg mehr Religion, so habe ich vielleicht mehr Philosophie der Religion."

von der Form der Ehe auf ihn Eindruck gemacht haben, wie er auch den Preis der Nacht in der „Lucinde“ und in Gedichten wohl von Novalis übernommen hat, dessen tiefstes und schwerstes Erlebnis mit Notwendigkeit dazu geführt hatte[4]). Mit der Wertung der Ehe aber hing die des Staates organisch zusammen. Die romantische Staatsauffassung ist ohne die tiefe und neue Auffassung der Ehe nicht zu denken. Politische Probleme haben Schlegel schon frühzeitig nahegelegen. Er plante 1794 mehrere Werke zur Politik, für die auch Novalis starkes Interesse zeigte. Nur der etwas matte „Versuch über den Republikanismus“ ist ausgeführt worden. Schlegel war damals Republikaner im Sinne Kants und der französischen Revolution. Die Wendung zur organischen Staatsauffassung wird kaum ohne Novalis sich vollzogen haben, der diese Auffassung schon in seiner Fragmentenreihe „Glauben und Liebe oder der König und die Königin“ vertrat, 1798, zu einer Zeit, da Schlegel politische Gedanken ganz fernstanden. So konnte Novalis etwa früher empfangene Anregungen hier reich zurückgeben. Gerade in der Auseinandersetzung mit den drei Mächten, die Schlegel im ersten Bande des „Athenäum“ als die größten Tendenzen des Zeitalters gefeiert hatte, der französischen Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes „Wilhelm Meister“, mag Novalis dem Freunde wesentlich beigestanden haben. War er doch auch der erste, der die Einwände des romantischen Standpunkts gegen „Wilhelm Meister“ formulierte.

Auch die so außerordentlich fruchtbaren orientalischen Studien Schlegels scheinen der Vorliebe des Novalis für Indien, die durch mystische und pietistische Literatur angeregt sein mag und sich sowohl im „Ofterdingen“ wie in den „Lehrlingen zu Sais“, sowohl in den „Hymnen an die Nacht“ wie in Fragmenten ausspricht, mehr zu verdanken zu haben als früheren Hinweisen Herders. Und Hardenbergs Auffassung des Mittelalters wirkt in späteren Schriften Schlegels nach.

Daß Schlegel den Freund außerordentlich hoch schätzte, ja zärtlich liebte, ist durch Briefe an ihn und mehr noch an andere bezeugt. Immer wieder fragt er Bruder und Schwägerin und Freunde nach Nachrichten über Hardenberg, und er freut sich, daß auch die Freunde ihn liebgewonnen. Sein Eintreten für seinen Nachlaß zeigt besseres Verständnis als Tiecks vorschnelle Ergänzungsversuche zum „Ofterdingen“. Am höchsten wohl hat Helmina von Chézy die Bedeutung des Novalis für Schlegel eingeschätzt. In ihren Erinnerungen schreibt sie: „Novalis würde sein Schutzengel gewesen sein, wenn ihn nicht der Tod zu früh entrissen. Was Novalis war, das sagte niemand so schön und einleuchtend wie die Thränen, die Friedrich Schlegel um ihn vergoß. Dies Andenken hielt ihn empor. Die Welt würde ihn in Trümmer zerschlagen haben, trotz Dorotheas gewaltiger, großartiger und reiner Liebe, wenn nicht dieser schöne Schmerz noch lange mächtig in seiner Brust gewaltet hätte.“ Man wird von den leicht allzu hoch greifenden Worten Helminas manches abziehen wollen, und doch bleibt genug, um Rückschlüsse darauf zu tun, wie Schlegel ihr gegenüber in Paris über den verstorbenen Freund sprach. „Mein ander Ich“ hatte er in einem Sonett den Toten angesprochen.

Die wechselseitige Beziehung von Schlegel und Novalis gibt der Romantikforschung noch manche Probleme auf. Ich konnte hier nur Hinweise geben. Der Anteil der einzelnen an der Entwicklung der romantischen Gedanken ist oft sehr schwer, fast unmöglich zu sondern. Formulierungen des einen kehren beim anderen wieder, ohne daß sie dem zugeschrieben werden müßten, bei dem sie zuerst auftreten, da das Gespräch in der Ideen-Entwicklung der Romantiker von so großer Bedeutung war. Oder es scheint etwa ein Fragment Schlegels das Ergebnis eines Werkes von Novalis,

[4]) Vgl. darüber mein soeben erschienenes Buch „Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik“, Halle 1922, Max Niemeyer, S. 377, 507 u. a.

so das Fragment Ideen Nr. 103 „Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen", das mit den „Lehrlingen zu Sais" zusammengeht.

Hier sei zur Ehrung der Erinnerungstage noch ein bisher unbeachtetes Zeugnis des Symphilosophierens beider Freunde dargeboten.

* * *

Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar besitzt eine Handschrift von Schlegels dritter Fragmentenveröffentlichung, den „Ideen" von 1799, die nach freundlicher Mitteilung des Direktors, Professor Wahle, durch Kauf in den Besitz des Archivs kam und eine Abschrift von der Hand Dorotheens darstellt. Novalis hat dazu Bemerkungen an den Rand geschrieben [5]).

Diese Bemerkungen sind kleine Ergänzungen und Einwände, die doch blitzartig die Gegensätze ihrer geistigen Persönlichkeiten erhellen.

Als Schlegel die „Ideen" schrieb, stand er wie auch Novalis unter dem Eindruck der „Reden über die Religion" und die Religion im Zentrum seiner Gedankengänge oder -läufe und -sprünge. Mit Schleiermachers Religionsbegriff setzt er sich wie auch in der Besprechung der „Reden" auseinander. Er hat dabei aber nicht, wie er selbst wohl und wie Haym meinte, Novalis auf seiner Seite, der vielmehr Schleiermacher näher steht, wie die Randbemerkungen zeigen (vgl. besonders zu 13, 14, 22). Diese Bemerkungen gelten in erster Linie den Fragmenten zur Religion, denen Novalis ein besonderes Interesse entgegenbrachte, oder mit denen er sich am nötigsten auseinanderzusetzen hatte. Schlegel vertrat einen ganz allgemeinen Begriff der Religion, der Shaftesburys Enthusiasmusbegriff und auch dem romantischen Bildungsbegriff verwandt war. Ihm war Religion „die allbelebende Weltseele der Bildung", das „Centrum" aller Bildung, „das schlechthin Ursprüngliche", weder von Poesie und Philosophie, noch von Moral zu trennen, während Schleiermacher ihre besondere Sphäre sicherzustellen strebte. Dem Freunde Novalis hatte Schlegel schon früher seine Gedanken über Religion und Bibel und das Heraufkommen einer neuen Religion auseinandergesetzt; aber der gar zum Christus dieser Religion ausersehene Hardenberg, der an Schlegel „seinen wackeren Paulus" finden sollte, hatte das meiste dieser Gedanken „cimmerisch dunkel" genannt [6]). Wohl spielte auch er mit der Idee, daß eine „Bildungsloge echter Religion" gestiftet werden müsse, und dachte sich mit Tieck und Schlegel und Schleiermacher zur Schaffung eines „Evangeliums der Zukunft" zu vereinigen [7]), hatte aber doch ein viel tieferes und ursprünglicheres Verhältnis zum Christentum als Schlegel in jener Zeit. Es genügt, dafür an seine geistlichen Lieder zu erinnern. Das gerade erscheint ihm merkwürdig an der christlichen Religion, daß sie nichts mit

[5]) Der Direktion des Goethe-Schiller-Archivs sei auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank für die Genehmigung einer Veröffentlichung gesagt. Daß die Handschrift von Dorothea herrührt, entnehme ich einer Bleistiftnotiz im Manuskript. Hier ist auch angegeben, daß die Randbemerkungen von Novalis stammen, was mir ein Vergleich mit der Handschrift des „Heinrich von Ofterdingen" bestätigt hat. — Die Abweichungen dieser Handschrift von dem Athenäumdruck der Ideen wären in einer neuen Schlegel-Ausgabe, die uns hoffentlich bald beschert wird, zu verwerten. Ich stelle sie dann zur Verfügung. Hier seien nur die wichtigsten angeführt: Nr. 107 lautet: „Wer nur die Harmonie denkt, und redet in reinem Lichte ewig schöner Menschheit, wie Hülsen, dessen einsame Muse wird fast keiner vernehmen. Hätten sie schon gebildeten Sinn für Religion und Moral, so würden sie auch Sinn haben können für das, was beydes zugleich ist auf der Gränze von Philosophie zur Poesie." — Nr. 108 schließt hieran besser an. — Nach Nr. 129 steht: „Verstehen sollt ihr mich eben nicht, aber daß ihr mich vernehmen möget wünsch ich gar sehr." — In Nr. 6 heißen die letzten Worte statt „das einzige unendlich Volle": „das einzige unendliche Wollen", was doch wohl sicher die echte Fassung darstellt.

[6]) Raich, S. 83—87, 95, 106, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Bd. 42, S. 105.

[7]) Schriften II 292, III 283.

Bildung und Ausbildung zu tun habe, zu Wissenschaft und Kunst eher in Opposition stehe und nur den guten Willen des Menschen in Anspruch nehme, das Herz, das ihm das religiöse Organ ist [8]). Von da aus muß er gegen Schlegel opponieren, der die Religion nicht „einfach" genug faßt; und auch Schleiermachers Religionsauffassung zu sehr noch als eine „Kunstreligion", nur „Eine Art von Religion" ansehen [9]). Sein eigenes religiöses Empfinden ist bedingt durch die Herrenhuthische Atmosphäre des Elternhauses, durch sein neues Verhältnis zur Natur und am stärksten durch das Erleben seines Lebens, die Liebe zu Sophie von Kühn, die der Tod ihm entriß, um ihn eine Vereinigung im Jenseits ersehnen zu lassen, und geht in die Richtung eines „monotheistischen Pantheismus", dem der Mittlerbegriff wesentlich ist, aber auch alles Mittler werden kann [10]). So erkennt er keinen Unterschied zwischen dem Natürlichen und dem Göttlichen, fühlt die Menschheit den Naturreichen nahe verwandt, weswegen sein Heinrich von Ofterdingen am Schluß auch durch Tier-, Pflanzen- und Gesteinreich hindurchgehen soll.

Diese Hinweise werden die folgenden Bemerkungen besser verstehen lassen. Sie noch weiter auszudehnen, verbietet der Raum. Es wäre sonst noch lohnend, auf Schlegels und Hardenbergs Vorstellung von der Sünde einzugehen, auf die Bibelprojekte, in denen sie sich begegnen, aber nicht übereinstimmen — köstlich ist, wie Novalis hier (Nr. 95) seinen früheren Plan, eine Bibel zu schreiben, beurteilt —, auf den Begriff der „tätigen Untätigkeit", des „echten Quietismus", von dem Novalis zu einer Zeit spricht, da er der Mahnung des Freundes zur Abkehr von der politischen Welt folgen will — nur ein vorübergehendes Stadium der Romantik —. Seinen politischen Sinn zeigt die Bemerkung über Revolutionen (Nr. 50). Von Schlegels Fragmenten, die Fragen der Kunst betreffen, fordert nur eines eine Bemerkung des Novalis heraus, freilich eine ganz ausgezeichnete, die einen tiefen Unterschied der beiden erhellt und Schlegels dichterisches Schaffen indirekt vernichtend kritisiert (Nr. 20). Novalis arbeitet hier wie auch sonst einer Verschwommenheit in Schlegels Begriffen entgegen. Die Zufügung eines Namens zu Nr. 126 bedeutet eine der feinsten Huldigungen der Romantiker für Caroline Schlegel. Da Novalis in Briefen von April und Juli 1800 sich wenig günstig über diese Frau äußert [11]), müssen wir schließen, daß diese Randbemerkungen wohl noch aus dem Jahre 1799 stammen. Wahrscheinlich ging Novalis die Abschrift der „Ideen" vor der Veröffentlichung im III. Bande des „Athenäum" zu.

Ich lasse nun die Bemerkungen des Novalis folgen und zugleich in der linken Spalte die Ideen, zu denen sie notiert wurden, in der Fassung Dorotheens, indem ich die Numerierung Minors hinzufüge:

8. Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiß nur vom Universum; die Fantasie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

Nicht das Herz? [12])

9. Der wahre Geistliche fühlt immer etwas Höheres als Mitgefühl.

Ja, er überschaut die ganze Composition, in der dieses Mitgefühl nur die Note Einer Stimme ist.

[8]) Ebd. II 296, III 293, 27.
[9]) Ebd. II 42.
[10]) Vgl. Schriften II 128 u. a. und S. 481 ff. meines oben zitierten Buches. Die Religionsauffassung des Novalis würde noch eine besondere Untersuchung erfordern und lohnen. Auch Schlegel nähert sich dem pantheistischen Mittlerbegriff des Novalis in einigen Fragmenten, so Nr. 234, 327 (Jugendschriften II 241, 259).
[11]) Raich, S. 138, 141.
[12]) Vgl. Haym, Die romantische Schule, 4. Aufl., S. 550.

10. Ideen sind unendliche, selbstständige, immer in sich bewegliche, Gottähnliche Gedanken.

Sie sind Naturgedanken, nothwendige Gedanken, Idole ungeborner Welten.

12. Gibt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heißen, wenn man ein Prinzip im Geist des Menschen, wie das Licht in unserm Weltsystem ist, zwar nicht durch Kunst hervorbrächte, aber doch mit Willkür in freie Tätigkeit setzen könnte.

Das Aufklären gehört zur Sinnzuchtslehre.

13. Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

Der Künstler ist durchaus irreligiös — daher kann er in Religion wie in Bronze arbeiten. Er gehört zu Schleyerm. Kirche.

14. Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überhaupt das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Mir scheint sie mehr durchaus und wesentlich ein hors d'Oeuvre zu seyn.

15. Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Von Gott will ich nichts — von Göttern will ich reden und da ist der Satz bei jedem Religiösen wahr.

16. Der Geistliche bloß als solcher ist es nur in der unsichtbaren Welt. Wie kann er erscheinen unter den Menschen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und so muß er, mag auch sein Geschäft Namen haben wie es will, ein Künstler seyn und bleiben.

Bilden kann der Geistliche durchaus nicht — wenn Bilden ein Thätigsein ist. Unthätig bis zur Leidenschaft ist der geistlich gesinnte Mensch.

18. Der Geist des sittlichen Menschen muß Religion überall umfließen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus [13]).

Allerdings ist die Religion ein umgebendes Meer, worin jede Bewegung statt einer Welle, eine Vision hervorbringt.

19. Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund mußte auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldne Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

Jetzt bin ich überzeugt, daß Genie, wenn es nicht mit Geist verwechselt wird, nichts als Specifiker Geist, und daher eine widernatürliche Beschränkung, eine Leidenschaft des Geistes ist [14]).

20. Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist seinen Sinn zu bilden.

Sollte dies nicht der Dilettant seyn? Mit seinem Sinne zu bilden, dann ist es der Künstler.

[13]) Statt „Der Geist" ist wohl „Den Geist" zu lesen, statt „umschließen" steht im Athenäum „umfließen", wozu die Bemerkung des Novalis dem Wortlaut nach besser paßt. Doch sind daraus keine sicheren Schlüsse für die Entstehung der Handschrift zu ziehen.

[14]) Vgl. Novalis II 134: „Beinah alles Genie war bisher einseitig, Resultat einer krankhaften Konstitution" usw. sowie II 114, 140, 174, 197, III 81; F. Schlegels philosophische Vorlesungen, hg. Windischmann II 58 f. u. a.

22. Was thun die wenigen Mystiker die es noch gibt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandnen Religion. Aber nur einzeln im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und laßt uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

29. Frey ist der Mensch, wenn er Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich.

30. Die Religion ist schlechthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

46. Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedene Sphären, verschiedene Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

50. Ihr staunt über das Zeitalter, über die gärende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wißt nicht, welche neue Geburten ihr erwarten sollt. Versteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menschheit geschehen könne, was nicht seinen Grund in ihr selbst habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ist klar, und also deutet auch die Erscheinung auf eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt.

51. Wir wissen nicht, was ein Mensch sey, bis wir aus dem Wesen der Menschheit begreifen, warum es Menschen gibt, die Sinn und Geist haben, andere denen sie fehlen.

Wenn du von Religion sprichst, so scheinst du mir den Enthusiasmus überhaupt zu meynen, von dem Religion nur Eine Anwendung ist.

Das Grab ist recht eigentlich ein religiöser Begriff. — Nur die Religion und ihre Bekenner liegen in Gräbern. Der Scheiterhaufen gehört zum Ritus der Bekenner des Universums.

anschaut

Aber auch einfach bis zur Vernichtung aller Qualität und Quantität.

Die Moral fehlt, als das dritte vermittelnde Substrat.

Die Ursachen der Revolution und ihr eigentliches Wesen muß, wenn sie wirklich historisch ächt ist, jeder Zeitgenosse in sich selbst finden können.

Ich weiß nicht warum man immer von einer abgesonderten Menschheit spricht. Gehören Thiere, Pflanzen und Steine, Gestirne und Lüfte nicht auch zur Menschheit und ist sie nicht ein bloßer Nervenknoten, in dem unendlich verschieden laufende Fäden sich kreuzen? Läßt sie sich ohne die Natur begreifen und ist sie denn so sehr anders als die übrigen Naturgeschlechter?

63. Die eigentliche Centralanschauung des Christentums ist die Sünde.

Sollte nicht die Sünde nur das Nichtich des Christentums — oder vielleicht gar nur anihilando durch das Christentum gesetzt werden.

67. Religion und Moral sind sich systematisch entgegengesetzt wie Poesie und Philosophie.

Indeß doch nur verschiedene Modificationen.

91. Alles Leben ist seinem ersten Ursprunge nach nicht natürlich, sondern göttlich und menschlich; denn es muß aus der Liebe entspringen, wie es keinen Verstand geben kann ohne Geist.

Wie du meynst hast du recht, sonst ist freylich kein Unterschied zwischen dem Natürlichen und dem Göttlichen und Menschlichen.

95. Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Übrigens ist das kein willkürlicher Sprachgebrauch! Oder gibt es ein anderes Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zweck, oder selbstständiges Werk, Individuum, personificierte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist keine Idee isoliert, sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beyspiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommnen Literatur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbahrt werden.

Bibel ist ein Gattungsbegriff unter dem Büchergeschlecht. Er subsumiert nach Arten und Individuen. Die Bibeln sind die Menschen und Götter unter den Büchern. Sie haben gewissermaßen selbst einen Antheil an ihrer Entstehung — und ihr Ursprung ist schlechthin unerklärlich. Originale müssen sie daher nothwendig seyn. Man liebt und haßt, vergöttert und verachtet sie wie eigne Wesen. Eine Bibel schreiben zu wollen — ist ein Hang zur Tollheit, wie ihn jeder tüchtige Mensch haben muß, um vollständig zu seyn [15]).

96. Alle Philosophie ist Idealismus, und es gibt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige

Thätige Unthätigkeit, echter Quietismus ist der kritische Idealism. Du

[15]) Über das Bibelprojekt vergleiche Zeitschr. f. österr. Gymnasien, Bd. 42, S. 105, Raich, S. 75, 82 ff., 94 f., Caroline I 481, Novalis Schriften III 323, II 136, 310 u. a.

sind schlechthin Idealisten, andere entschieden Realisten, so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es gibt noch keine durchaus gebildete Menschen, es gibt noch keine Religion.

106. Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.

126. Nur um eine liebende Frau her kann sich eine Familie bilden.

131. Der geheime Sinn des Opfers ist Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist. Um zu zeigen, daß es nur darum geschieht, muß das Edelste und Schönste gewählt werden; vor allen aber der Mensch, die Blüthe der Erde. Menschenopfer sind die natürlichsten Opfer. Aber der Mensch ist mehr als die Blüthe der Erde; er ist vernünftig, und alle Vernunft ist frey, und selbst nichts anders als ein ewiges Selbstbesinnen ins Unendliche. Also kann der Mensch nur sich selbst opfern, und so thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthume von dem der Pöbel nichts sieht. Alle Künstler sind Decier, und ein Künstler werden heißt nichts anders als sich den unterirdischen Gottheiten weihen. In der Begeisterung des Vernichtens offenbart sich zuerst der Sinn göttlicher Schöpfung. Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blitz des ewigen Lebens.

An Novalis.

Nicht auf der Gränze schwebst du, sondern in deinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bey diesen Bildern wirst leicht einsehen, wie sehr Fichtens Werk nichts als Schema des innern Künstlerwesens ist. Realism ist Asthenie — Gefühl — Idealism Schein, Vision oder Fiction.

Ich folge diesem Worte, teurer Freund.

(Caroline Schlegel.)

Dem wahren Gott sollten wir alle geopfert werden, aber ist es nicht schrecklich, daß noch täglich die Blüthe der Welt falschen Götzen geopfert oder ihnen zu Ehren verstümmelt wird.

An Julius.

Wenn irgend jemand zum Apostel in unsrer Zeit sich schickt und geboren ist, so bist du es. Du wirst der Paulus der neuen Religion seyn, die überall anbricht — einer des Erstlinge des neuen Zeitalters — des Religiösen. Mit dieser Religion fängt sich eine neue Weltgeschichte an. Du verstehst die Geheimnisse der Zeit. — Auf dich hat die Revolution gewirkt, was sie wirken sollte, oder du bist vielmehr ein unsichtbares Glied der heiligen Revolution, die, ein Messias im Pluralis, auf Erden erschienen ist. Ein herrliches Gefühl belebt

der unbegriffnen Wahrheit. Was du gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst du denken, oder hast es schon gedacht. Es giebt Mißverständnisse, die das höchste Einverständniß nur bestätigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich statt der andern. mich in dem Gedanken, daß du mein Freund bist und an mich diese innersten Worte gerichtet hast. Ich weiß, daß wir in vielem Eins sind und glaube, daß wir es durchaus sind, weil Eine Hoffnung, Eine Sehnsucht unser Leben und unser Tod ist.

* * *

Daß Schlegels Apotheose an Novalis nun nicht mehr allein steht, wir die Antwort des Freundes vernehmen, die begeisterter noch und hingebender klingt, wie das ihren Naturen entspricht, das mag der schönste Gewinn dieses Fundes sein. Wir blicken in einen Überschwang, der überheblich wirkt, für den man heute aber wohl mehr Verständnis hat als vor einem Jahrzehnt noch, und wir fühlen doch trotz aller Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden die Wahrheit des Wortes: „Es gibt Mißverständnisse, die das höchste Einverständnis nur bestätigen."

Ein Elsässer

Von

Wilhelm Kapp

Eine der eigenartigsten, charaktervollsten Persönlichkeiten, die das deutsche Elsässertum in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege gestellt, war Hans Spieser. Er ist vor kurzem von hinnen geschieden. Unter schwerem Krankheitsschicksal war er schon seit Jahren ein stiller Mann geworden. Aber einstmals stand er als Vorkämpfer gegen das andringende Franzosentum und die zunehmende Welschelei im Elsaß in vorderster Reihe. Seine Worte zum Sprachenkampf klangen alarmierend in die Öffentlichkeit wie herausfordernde Trompetenstöße, aber auch wie dringende Rufe zum Sammeln. Vielen war seine Rede zu hart; sein Radikalismus, seine Einseitigkeit schreckten manchen, der sonst gern mitgegangen wäre, ab. Aber er wollte nie zu den Halben, sondern nur zu den Ganzen reden, und aufs Ganze ging auch sein Angriff, auf die immer ungenierter auftretenden Herrschaftsansprüche der französischen Sprache in dem deutschen Elsaß.

Heute unter der wirklichen Franzosenherrschaft ist solche Abwehr gegen derartige Ansprüche in der öffentlichen Meinung Elsaß-Lothringens sehr populär. Damals hat man Parlament, Regierung, Presse gegen diejenigen aufgeboten, die sich unterfingen, etwas wider das elsässische „Nationalheiligtum der französischen Sprache" zu sagen. So ändern sich die Zeiten. Aber trotzdem bleibt Spieser für die heutigen Verteidiger der deutschen Muttersprache, die heutigen Vorkämpfer gegen die Verwelschung des Elsaß der „alldeutsche", „pangermanistisch" verirrte Elsässer, von dessen Tod Notiz zu nehmen, es sich nicht verlohnt. Um so mehr erwächst dem Elsaß diesseits des Rheines die Pflicht, dem tapferen, ehrlichen Streiter von damals ein Wort ehrenden Gedächtnisses zu widmen und seiner Heimat in Erinnerung zu bringen, daß sie in Spieser einen ihrer Söhne verloren hat, der dem elsässischen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus Ehre gemacht hat.

Spieser war ein Sohn des Münstertales im Oberelsaß, und was er in sich hatte, war ihm zum besten Teil von diesem seinem Heimattale mitgegeben, war ein Stück dieses an den Hängen und Bergen des Tales lagernden geistigen Vätererbes. Wie hing er sein Leben lang an seinem Münstertal, und wie rührend anhänglich blieb er seinem Münstertäler Dialekt! Nicht leicht konnte jemand die Sprache des Tales so beherrschen wie er. Wenn er die derb-urwüchsigen Schnurren vom „Brüewimärtel" so echt münstertälisch zum Besten gab, so war das ein festlicher Schmaus für jeden, der für echten Volkshumor einen Sinn hatte. Dem alten Münstertäler Bauern-Melkergeschlecht, dem Spieser entstammte, war von jeher ein starkes Gefühl des Geschiedenseins von den Welschen jenseits der nahen, über die Berge sich ziehenden französischen Grenze eigen. Diese antiwelschen, deutschen Instinkte, die durch väterliche Tradition auf ihn übergingen, waren in ganz eigentümlicher Stärke bei ihm ausgebildet. Und darum lehnte er sich mit dieser Naturkraft auch auf gegen die welschen Einflüsse, die von der entgegengesetzten Seite, von der elsässischen Ebene, vom Eingang des Tales her durch die Fabrikanten, die Bourgeoisie, in das kernhaft-urdeutsche Münstertäler Bauernvolk getragen wurden. In der Schwäche und Nachgiebigkeit gegen den in dem gehobenen Mittelstand gepflegten Kultus des Französischen sah er nichts als verächtliche Feigheit und würdeloses Kriechen vor den Vornehmen, die eitle Sucht, mit ein paar armseligen Sprachenflittern der Welt etwas vortäuschen zu wollen, was man nicht ist: gebildet. So wurde ihm die Französelei, das Liebäugeln mit welscher Sprache und Kultur zum „Bildungsschwindel", und dieser „Bildungsschwindel" ist für ihn eine Ausgeburt der Eitelkeit, der Streberei, der Charakterlosigkeit und Feigheit. Diesen Spiegel hat Spieser in der ihm allein eigenen rücksichtslosen, beißend ironischen Weise den Elsässern vorgehalten. Die ganze Sprachenfrage war für ihn letztlich eine sittliche Frage. Ein „Bildungsschwindler" machte sich nach Spiesers heißem, leidenschaftlichem Empfinden für die heimatliche Muttererde und Muttersprache der Sünde wider den heiligen Geist der Natur schuldig; um vergänglicher Vorteile, eitlen Flitters willen gibt er das angestammte Erbe der Sprache, des Volkstums hin. Daher sein fanatischer Haß gegen die „Welschlinge"; sie waren in seinen Augen Abtrünnige, Verräter am Volkstum, entartete Söhne der Heimat.

Wenn gar noch die Altdeutschen, die Eingewanderten, im Bestreben, sich den Einheimischen anzugleichen, dieses Welschen mitmachten, wenn sie um die Wette ihre Verbeugungen vor dem „Bildungsschwindel" machten, dann setzte es besonders wuchtige Hiebe nach dieser Seite. Die vielen Erfahrungen von Rückgratlosigkeit und Waschlappigkeit, die er an eingewanderten Deutschen machte, die, um ihr Französisch-Können zu beweisen, mit Elsässern französisch redeten, machten ihn oft mutlos und ließen ihn zeitweise verzweifeln, daß diese Leute mit ihrem so schwach entwickelten Gefühl für die nationale Sprache und Würde die Elsässer entwelschen könnten. Anderseits geißelte er auch wieder mit schärfsten Worten das herrische, rücksichtslose Auftreten vieler Beamten, ihre „Großmauligkeit und Grobschnauzigkeit im Kasernenhofstil", die notwendig aufreizend in der Bevölkerung wirken mußte. Die vollen Laugen des Spottes goß er aber aus über die Regierungsleute, die die verwelschten Vornehmen umschmeichelten und systematisch „regierungsfromme Bildungsschwindler" großzogen. Wie recht er mit dieser Kritik hatte, bewiesen diese Herrschaften durch ihr Verhalten seit dem November 1918, da sie zum Ekel aller, die wirklich echte Franzosenfreunde im Elsaß vor 1914 waren, jetzt ebenso in Beteuerungen ihres französischen Patriotismus sich nicht genug tun können und sich gebärden, als ob sie nie die intimste Gemeinschaft mit Regierungsleuten gepflegt und nie den loyalsten, aller Orden würdigen Deutschen herausgekehrt hätten. Die Verachtung, die Spieser von Haus aus gegen elsässische Bourgeoisie hegte, wird angesichts solcher Charakterlosigkeit in diesen Schichten freilich verständlich, aber auch die Gering-

schätzung, die er so manchen Vertretern des deutschen Beamtentums zuteil werden ließ, die sich von diesen Herren „Notabeln" oft nur zu sehr düpieren ließen.

Aus solchen Stimmungen ist seine gallige Schrift: „Über die Unfähigkeit der Deutschen, das Elsaß zu entwelschen" entstanden.

Gewiß, vieles war bei Spieser zu kurz, zu eng gesehen; die Kultur- und Sprachenfrage im Elsaß ließ sich nicht auf so einfache Formeln bringen, wie er sie prägte. Aber Wesenhaftes hat er doch mit seinem scharfen Wirklichkeitssinn gesehen, und was das Wichtigste war, dahinter stand ein Mann, ein Charakter, unbeugsam trotzig, der gegen eine ganze Welt seine Überzeugungen zu verteidigen gewillt war. Da war keine literatenhafte Beschäftigung mit dem elsässischen Kultur- und Sprachenproblem, wie es in jener Zeit im Schwange war; alles, was nach Literatur schmeckte, blieb außerhalb seines Wesens. Es war alles mehr schicksalhafte, aus reiner Natur und elementarer Empfindungskraft geborene leidenschaftliche Feindschaft gegen die an dem Heimatgute elsässischen Volkstums sich versündigenden Nachbeter fremden Wesens. Mit kindlicher, unpolitischer Gläubigkeit umfaßte er die angestammte alemannische Art und Sprache seiner Väter, und wenn die oberen Schichten den Wert ihrer Landsleute nach dem Grade der Beherrschung des Französischen bemaßen, wenn sie es zum Maßstabe aller Bildung machten, so wollte er lieber auf den Anspruch, unter die Gebildeten gezählt zu werden, verzichten, als diesen „Bildungsschwindel" mitmachen. Es empörte sein natürliches demokratisches Empfinden, obwohl ihm politische Überlegung fernlag, daß sich wie im Elsaß die Oberschicht mittels der Sprache von der Unterschicht abgrenzte. Der französische Sprachenkultus in dem deutschsprachigen Lande war für ihn ein Verrat an dem elsässischen Volksgemeinschaftsgedanken. Das Unsoziale dieses Tuns ergrimmte ihn am meisten. Drum wollte er lieber deutschelsässischer Proletarier als französisch geformter Kulturelsässer sein.

So etwas Eckiges, Ungefüges, Ungeformtes und Trotziges paßte schlecht in den elsässischen Stil, wie ihn die herrschende Bourgeoisie dem Volk auferlegt hatte. Mit Entsetzen und Schaudern wandte sich die „Gesellschaft", die einheimische, sofern ihr so etwas zu Ohren kam, von einem Menschen ab, der die Pflege des einem elsässischen Herzen so Heiligen, „Bildungsschwindel" nannte. Er war ihnen geradezu schrecklich, um so mehr, als er sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, das Ungereimte, Unwahrhaftige, Lächerliche, Überhebliche, das in diesem ganzen Sprachengetue steckte, überall ans Licht zu ziehen und mit Ironie zu geißeln. Wenn jemand es versteht, mit überlegenem Humor etwas, was er bekämpfen will, ins Lächerliche zu ziehen, so hat er ganz besonders im Elsaß Erfolg. So hat ein Buch, das allerdings unter dem irreführenden Titel „Elsaß-Lothringen als Bundesstaat" erschien, wegen der grellen Schlaglichter, die es auf gewisse Erscheinungen des kulturell-sprachlichen Lebens im Elsaß warf, ein starkes Echo gefunden. Was mancher sich im stillen auch schon gesagt, hier war es mit brutaler Offenheit bloßgelegt. Und vielen, die über diese Dinge nie nachgedacht, diese ganze im Elsaß üblich gewordene Welschelei als etwas Selbstverständliches hingenommen hatten, stutzten. Jedenfalls war ein recht bedeutender Anfang zur Scheidung der Geister gemacht.

Aber Spiesers Bedeutung reichte noch weiter. Nicht bloß, daß er im Widerstand gegen entgegengesetzte Strömungen im Lande der Sprache der Väter so mit Leidenschaft ergeben war; er hat auch seinen außerordentlich ausgeprägten wissenschaftlichen Sinn in den Dienst der Erforschung der heimischen Sprache gestellt. Für Erkenntnis sprachlicher Dinge war er überhaupt in seltener Weise ausgerüstet. Eine phänomenale Sprachbegabung war ihm von Natur eigen. Von der Beschäftigung mit orientalischen Sprachen auf der Universität herkommend, hat er dann vorzugsweise den modernen, lebenden Sprachen sein wissenschaftliches Interesse zugewandt.

Er hat so außer Französisch und Englisch ein Halbdutzend europäischer Sprachen gemeistert. Besaß er von einer Sprache nur das Neue Testament, so war er auch bald der Sprache mächtig. Als er in der Gemeinde, in der er als Pfarrer wirkte, italienische Arbeiter hatte, erlernte er sofort auf diesem Wege, um mit ihnen verkehren zu können, Italienisch. Als er dann einem beim Bahnbau verunglückten Italiener die italienische Grabrede hielt, wie hat das auf diese einfachen Leute gewirkt. Ich sehe heute noch, nachdem aus der Arbeiterschar am Schlusse Evviva-Rufe ertönten, wie die Arbeiter mit Tränen in den Augen an ihn herantraten, um ihm zu danken. Daß es mit der Konfession nicht ganz stimmte, war ihnen gleichgültig; die Hauptsache war, daß in diesem hinterwäldlerischen Dorfe so unvermutet die Laute ihrer nationalen Sprache ihnen ins Ohr klangen.

Für die elsässische Dialektforschung war er wie kein Zweiter berufen. Die Feinheit seines Gehörs, mit der er die dem gewöhnlichen Menschen unhörbaren Eigentümlichkeiten und Gesetzlichkeiten eines Lautes auffassen konnte, grenzte ans Wunderbare. Ein hervorragender deutscher Germanist urteilte über diese seine Gabe, daß ihm so etwas noch nie vorgekommen sei. Bei dieser Feinfühligkeit und Fähigkeit schärfsten Erfassens aller Differenzierungen im heimischen Dialekt konnte er alles das, was in Poesie und Prosa sich in allgemeinem elsässischen oder lothringischen Dialekt gab, nicht leiden. Für ihn gab es keinen elsässischen Dialekt, sondern nur eine Unzahl von Dialekten mit deutlichster gegenseitiger Abgrenzung, und diese Dialekte in ihrem Lautcharakter bis ins kleinste und einzelnste festzustellen, schriftlich zu fixieren in Lautschrift, das war für ihn eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachwissenschaft auf dem Gebiet der Heimatkunde. An einzelnen Beispielen, wie dem Münstertäler, dem Wiebersweiler, dem Waldhambacher Dialekt, hat er gezeigt, worauf es ankommt; er wagte freilich die lauttreue Darstellung nur da, wo ihm die lebendigen Träger des Wortes zur Verfügung standen und er stets nachzuprüfen in der Lage war.

So war er längst vor mehr als dreißig Jahren ein Vertreter der phonetischen Forschungsweise, als die Wissenschaft der Phonetik auf den Universitäten und gar in der Schule noch in den Kinderschuhen steckte. Dieses eindringende Interesse für die Lautwissenschaft und ihre feinsten Probleme hat ihn auch mit all den europäischen Sprachgelehrten, die hier ein neues Feld wissenschaftlicher Erkenntnis, das die Alten nicht kannten, gefunden hatten, zusammengeführt. Die engste Freundschaft verband ihn dauernd mit dem bekannten französischen Phonetiker und Pazifisten Passy, dessen „maître phonétique“ in Spieser einen der bedeutendsten Mitarbeiter hatte. Die rege Korrespondenz, der stete wissenschaftliche Austausch mit Gelehrten fremden Sprachtums in Frankreich, England, Italien, Holland, Skandinavien, Schweiz, Tschechien, Nordamerika usw., das war für ihn eine Quelle reichsten geistigen Lebens. Das stille Walddorf im „krummen Elsaß“, in das Briefe aus aller Herren Länder kamen, war ein Ort von europäischer Bedeutung durch Spieser geworden.

Aber das rein Theoretische befriedigte Spieser nie ganz; immer dachte er sofort an die Umsetzung ins Praktische, und wenn er damit dem Hergebrachten, der gewohnheitsmäßigen Übung, dem Gesetz der Trägheit den Krieg erklären konnte, je mehr, desto besser. Das Kämpfen lag ihm im Blute. Das Radikale, das Revolutionäre schreckte ihn nicht, sondern zog ihn an. So beschäftigte ihn unablässig die Frage, wie durch Verwertung der Ergebnisse der phonetischen Wissenschaft den Kleinen die Mühsal und Qual der ersten Einführung in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens erleichtert werden könnte, und zwar so, daß sie sofort selbst in die höchste Aktivität versetzt würden und die Freude des Selbstfindens und Selbstschaffens verspürten. Man muß ihn gesehen und gehört haben, wie er mit einem

pädagogischen Geschick ohnegleichen diesen Kleinsten die schwierigsten Dinge der Lautlehre spielend nahebrachte, daß ihnen die Augen leuchteten ob ihres Könnens. So hat er schließlich seinen phonetischen Schreibleseversuch vor die Öffentlichkeit gebracht und damit der deutschen pädagogischen Welt wertvollste und fruchtbarste Anregungen gegeben. Das Elend der deutschen Rechtschreibung mußte natürlich einen Mann wie ihn erst recht herausfordern. Für sich, seinen privaten Gebrauch ließ er in seiner radikalen Weise auch jede Rücksicht auf das in Geltung Befindliche, Gewohnte beiseite und wandte nur die lauttreue Schreibung an; für viele naive Gemüter aus den gebildeten Ständen seiner Heimat, für die phonetische Einsichten böhmische Dörfer waren, war diese Spieserische Orthographie natürlich Beweis genug, daß er einen Sparren hatte und nicht ernst zu nehmen war. Spieser aber, so radikal er für sich persönlich war, konnte doch auch im Interesse der Sache, um überhaupt, wenn auch nur in langsamem Fortschritt, etwas zu bessern, auch den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen. Das führte ihn an die Seite des „Vereins für vereinfachte Rechtschreibung", dessen Seele er bald wurde, als Obmann und Schriftleiter seines Organs. Das bedeutete für ihn eine Fülle von Arbeit, die neben den pfarramtlichen Pflichten, unter denen besonders die sonntägliche Predigt ihm nicht leicht fiel, oft schwer auf ihm lastete. Aber durch dieses Organ hatte er Gelegenheit, auf große Kreise der Lehrerwelt in ganz Deutschland zu wirken.

So war unser Spieser, der in seiner Heimat vielen nur als komische Figur galt, wenn nicht als hassenswerter Verräter am elsässischen „Nationalheiligtum", der französischen Sprache, ein Säemann, der von seinem Waldhambacher Pfarrhause aus eigentlich in die halbe Welt geistige Samenkörner ausstreute und unzähligen Menschen wertvollste geistige Anregung und Befruchtung bot, und all das im Nebenamt, gleichsam als Dilettant.

Wenn so aber das Schwergewicht seines Lebens und Wirkens nach der Seite des Sprachentums sich neigte, so war er auch wieder zu sehr der geborene Feind aller Unwahrhaftigkeit, Lüge, Unredlichkeit und Unsauberkeit, als daß er nicht auch als Gemeindeseelsorger stets im Kampfe wider diese Mächte gelegen hätte. Dieses Kämpfen, das ihn immer wieder stachelte, im kleinen und weiteren Kreise, in Gemeinde, im engeren Vaterlande, das hat dann auch im Verein mit der intensiven philologischen Betätigung vor der Zeit seine Nerven zermürbt und aufgerieben, und wie er zur Vollhöhe und Vollkraft seines Lebens schreiten sollte, da versagte der sonst so zähe Körper, und Dämmerung senkte sich auf diese Kämpferseele herab. Noch sah er die Umwälzung; ein wohltätiger Schleier verhüllte ihm die ganze Furchtbarkeit des Geschehens, das ja allem entgegen war, was er ein halbes Jahrhundert mit leidenschaftlicher Seele umfaßt hatte. Und doch, hätte er die weitere Entwicklung noch mit wachem Geist verfolgen können, so hätte er schließlich mit Genugtuung feststellen dürfen, daß wieder unter dem fremden Zwang und Druck, der um jeden Preis das Land in Kürze entdeutschen will, die öffentliche Meinung, die überwältigende Masse des elsaß-lothringischen Volkes, sich auf die deutsche Muttersprache und das angestammte Volkstum in einer Weise besinnen, wie nie zuvor, und entschlossen sind, es niemals um des Welschen willen herzugeben.

In dieser neuen Lage hätte er mit seinen Landsleuten nicht mehr so gerechtet wegen der ihm verhaßten Idee der Doppelsprachigkeit, die jetzt erneut ausgegeben wird; denn er hätte gesehen, daß diese Doppelsprachigkeit jetzt die notwendige Folge dieser inneren Energie ist, allen inneren und äußeren welschen Feinden zum Trotz sich die angestammte Sprache der Väter zu bewahren.

Und vielleicht hätte er jetzt eine Schrift geschrieben: „Über die Fähigkeit der Franzosen, das Elsaß zu entwelschen."

Christlicher Interidealismus

Ein Gespräch

von

Konrad Weiß

„Daß man sich mit der Verfassung von Weimar, mit dem Notprodukt der Revolution, zwischen zwei Stühle auf den platten Boden des Staates gesetzt hat, das z. B. meine ich mit dem Wort Interidealismus."

„Was aber meinen Sie mit den zwei Stühlen? Und kann nicht auch die Idee aus der Not des Augenblicks geboren werden? Und daß diese Not den doch noch jungen deutschen Staatskörper nicht auseinander gefällt hat, wäre das nichts wert? Hat sich nicht gerade darin eine neue deutsche Idee gezeigt, die schon nicht mehr bloß Keim ist. Auch Bismarck müßte darin noch eine Rechtfertigung seines staatsbildenden Willens trotz allem sehen."

„Von den zwei Stühlen ist der eine der Thron des Königs; der andere, das ist meinetwegen der Thron des Volkes, seiner organischen, geschichtlich würdigen Existenz. Demokratisch meine ich also neben der Idee der Monarchie die Idee des Volkes. Dazwischen hat man sich auf den platten Staat hingesetzt. Gewiß ist das deutsche Volk beisammen geblieben. Ist das aber diesem neuen Staatsprodukt zuliebe geschehen? Und nicht viel mehr infolge der radikalen Interessen eines gemeinsam erfolgreicher zu verteidigenden materiellen Daseins und ebenso infolge des konservativen Glaubens, daß das deutsche Wesen wieder in einen organischen Körper hineinwachsen will? Die beiden Extreme haben vielleicht das Meiste von dem bestimmt, was die Mitte ausgeführt hat. Die alte abendländische Aufgabe ist nicht vom deutschen Volke weggenommen. Ich nenne sie nicht Pangermanismus; aber das Herz Europas muß leben."

„Aber wir haben ja nun im neuen Deutschland Körper und Herz des Volkes bewahrt. Warum aus unfruchtbaren Reaktionen heraus von Interidealismus sprechen; warum nicht aus der Not eine Tugend machen? Sehen Sie, wie sich die politische Vertretung des deutschen Katholizismus, die sich ebensogern zur Vertretung des evangelischen Christentums bereit erklärt, mit der Sachlage abfindet. Sie hat die Revolution nicht gemacht und nicht gebilligt. Aber mit dem Schlag der Revolution fing sie an, konsequent an einem neuen, sittlich inspirierten Staatsfundament zu arbeiten. Man sagt wenig genug, wenn man betont, wieviel möglicherweise Schlimmeres dadurch aufgefangen und eingeebnet wurde. Sie hat die Staatsnotwendigkeit, den staatspolitischen Gedanken vor allem anderen zur Richtschnur genommen. Der christliche Staatskern ging verloren. Aber die praktische Freiheit, die man gewann, hat sie mit christlicher Idealität für das gemeinsame Beste umkleidet."

„Eben das meine ich. Und ich frage, ob das Christentum so anwendbar ist, wie irgendeine sittliche Allgemeinheit. Da geschieht etwas, eine Revolution, ein geschichtliches Ereignis, ein Unglück; dann kommt das Christentum, so ähnlich wie

ein sittliches, geistliches Sanitäterwesen und macht die Sache wieder gut. Wo bleiben die Werte, die zerstört wurden? Oder ist das Christentum kein geschichtliches Gebilde, das bei solchen Wechseln mitbetroffen wird? Ist es nur ein medizinisches Element, gebrauchsfertig zur praktischen Anwendung auf nackte Tatsachen, auf den neutralen Staat?"

„Sie wissen, daß man dem Christentum sein geschichtliches Verhaftetsein mit gesellschaftlichen und öffentlichen Kräften und Einrichtungen schon häufig genug vorgeworfen hat. War es da nicht gut, entschlossen von dem christlichen Grundsatz auszugehen, daß z. B. Monarchie oder Republik gleich gut und berechtigt seien. Wurden damit nicht ärgere Kämpfe vermieden?"

„Gewiß mochte für viele Herzen ein kräftiger Entschluß dazu gehören, diesen Grundsatz in Geltung zu bringen. Möchten es recht viele gewesen sein, die dies mehr aus Opportunität im zwingenden Augenblick als aus grundsätzlicher Gedankenhaltung von lange her vermocht haben. Macchiavellistisch werden Sie diesen Wunsch nennen. Aber ich kann mir nicht helfen; lieber ein Macchiavellismus aus natürlichem Empfinden heraus, als eine reinliche Bereitschaft für alle Fälle. An das natürliche Empfinden appelliere ich. Ich kann mir nicht denken, daß (wiewohl theoretisch zeitlos) in einem geschichtlich gegebenen Augenblick die Frage Monarchie oder Republik für das Christentum in gleicher Wage stehe. Ich kann ebensowenig mit gleicher Wärme von einer Schicksalverbundenheit mit dem Staate wie von einer Schicksalverbundenheit mit dem Volke sprechen. Der monarchische Gedanke hebt den starren Staatsbegriff wohltätig auf. Ist der König gefallen, so steht das Volk da, nicht der Staat. Ich kann den Staat nicht vor das Volk stellen. Das Volk aber besteht einzeln und körperschaftlich aus Personen, nicht aus Begriffen. Aber das eben ist der christliche Interidealismus, daß man aus einer staatlichen Zweckmäßigkeit eine neue Idee macht, daß man die mechanische staatspolitische Notwendigkeit auf gleich hohe Stufe stellt wie geschichtliche und organische Kräfte."

„Das ist ein Angriff, der sich schließlich gegen den immer stark betonten verfassungsmäßigen Charakter der christlichen und katholischen Partei richten muß. Aber denken Sie daran, wie wichtig für die Katholiken bis zu ihrer heutigen Stellung es war, daß gerade sie die verfassungsmäßigen Rechte in Gebrauch nahmen. Der Katholik mußte auf die Wohltat des Gesetzes bedacht sein, auf die Sicherheit, wenn Sie wollen, eines legalen Durchschnitts. Das war schon die Bestimmung der ersten Christen. Das Gesetz wurde die praktische Form des Geduldetseins. Wenn also heute die Katholiken in der verfassungsmäßigen Praxis ihre Stärke finden, so ist das eine Folge engerer geschichtlicher Verhältnisse, und es liegt darin auch eine gewisse Nemesis für Ihren geschichtlich organischen Staat, der damit heute einen Ausfall büßen muß, den er früher nicht schätzte. Aber kurz: Sie meinen mit christlichem Interidealismus ein Zurückstellen der geschichtlichen und natürlichen, der organischen Kräfte und das Hervorkehren einer reinlichen geistigen Bereitschaft für alle Fälle?"

„Das ist es. Und nun denken Sie an die lebendige Ritterlichkeit des germanischen Christensinns. Wie kann man das natürliche Empfinden ertöten bis zur Devotion gegen die auf quantitativem Wege, durch Schiebung von Summen gefundene zentralistische Spitze des Staates, der man untertan sein wolle, ob sie passe oder nicht. Es handelt sich durchaus nicht darum, diese christliche Gehorsamsidee zu beseitigen. Aber es handelt sich darum, ihr einen fruchtbaren Sinn zu geben. Wie kommt es, daß die sozialen und wirtschaftlichen Kräfte jetzt im neuen Reiche mehr Spielraum und Bestimmungsrecht verlangen, daß der politische Gedanke von ihnen zurückgedrängt werden will? Ist das nur krasse Ausbeutung stofflicher Machtverhältnisse? Ist es nicht vielmehr, wenn der demokratische Gedanke einen Sinn

hat, dieser, daß die wirtschaftlich schaffenden Kräfte, die sozialen Körperschaften auch wesentlich sind für die Entscheidung politischer Dinge und des politischen Geistes? Die Selbstbestimmungsrechte wollen aus der Spitze in die Glieder wandeln. Man fürchtet daraus einen Krieg aller gegen alle. Kann man aber daraus nicht ebenso den gegenseitigen Respekt eines gesunden wirtschaftlichen und sozialen Föderalismus erwarten?"

„Ich komme wieder auf die reine Stellung zwischen den Ideen oder Kräften zurück, auf die reine Vermittlung, zu der man den christlichen Geist nach der Summe seiner Wähler bestimmt hat. Verkennen Sie doch nicht, daß die Möglichkeit zu solcher Bereitschaft wie eine ewige Kraft ist; in solcher Unverbundenheit ist etwas Unüberwindliches. Die Kämpfe sind nicht zu Ende. An das pazifistische Ideal kann kein wirklich Denkender glauben. Aber man wird auch künftig dafür dankbar sein müssen, daß noch eine genügende Zahl Unverbundener vorhanden ist, die für Ausgleich sorgt und eine beschwerte Ebnung ergibt. Geradeso wie eine sinnvolle Internationale ermöglicht sie auch ein ausdauerndes Element im Wechsel der engeren Ideen eines Landes."

„Nicht darum handelt es sich, diese Idee zwischen den Idealen zu verkennen. Aber wird nicht eine Idee nur durch Verkörperung sichtbar, ebenso wie der Staat durch das Volk? Ihre Idee wächst nicht; aber die Ideale des Volkes wachsen und setzen sich um. Wirkliche Zusammenarbeit ist nur von bestimmten verkörperten Idealen her möglich. Ihre Idee kann nicht Voraussetzung, sondern muß ein produzierendes Produkt sein. Also schließlich, sie muß in der Wirklichkeit immer neu errungen werden; anders ist sie nicht vorhanden. Man beobachtet das Paradox der Arbeitsgemeinschaft weltanschaulich entgegengesetzter Parteien; wird diese Arbeitsgemeinschaft nicht dadurch ermöglicht, daß man auf beiden Seiten die Idee möglichst „rein", das heißt unwirksam behält? Die tatsächliche Resultante besorgt sich dann durch die gesunde Lebensnotwendigkeit."

„Man müßte also vor allem dieser gesunden Lebensnotwendigkeit das Wort reden? Statt der Freiheit im Handeln, die man sich unter einer höchsten ausgleichenden Idee oder reinen Bereitschaft sichert, müßte ein immer relativiertes Tun oder Gewähren der stärkeren oder schwächeren Geistes- und Massenkräfte Tag und Stunde bestimmen. Es soll hier nicht ein Bekenntnis zu der augenblicklichen billigen Geistanbetung abgelegt sein; aber ein solches Tun wäre ein Verenden im Ungeist."

„Auch davon ist nicht die Rede. Aber darum handelt es sich, daß durch die interideale Haltung und ihre abstrakte Größe die engeren Ideale um ihre Ordnung und ihren Wert kommen. Man macht das wertvolle Besondere durch das Allgemeine unfruchtbar. Die reine Bereitschaft gibt allenfalls Ausgleich im sozialen Leben. Das ist gewiß nicht wenig. Sie wirkt vermittelnd unter den Hunger- und Rechtsgefühlen der einzelnen. Ihr Bereich hört aber auf in der Kultursphäre; überall da, wo sich gesellschaftlich wertvolle Konkretion bilden soll. Die Kultursphäre braucht Substanzen, Verkörperungen zwischen dem Ideellen und Lebendigen. Sie kommt nicht vom Staat, sondern vom Volk und von der Bewußtheit der einzelnen, die niemals bei der reinen Bereitschaft stehen bleiben und einen Begriff gleich verehrenswert wie den anderen halten können. Die Kultur kommt nicht aus der geistigen und ethischen Vermittlung, sondern aus einem kräftigen Glauben an den Sinn der Dinge, an den Wert einer gesellschaftlichen Richtung und an die höhere Berufung eines Volkes. Das Allgemeine muß durch bestimmte Ziele zum Charakter umgeboren werden. Es müssen geistige Instinkte ins Volk kommen."

„Man nimmt also die Freiheit weg und bildet dafür Instinkte aus. Man gibt eine stetige Sicherheit daran und sucht dafür Ideale einzutauschen, die nur eine be-

grenzte Geltung haben. Man will mit dem Volk verfahren wie mit einem Kunstwerk, das immer erst noch zu schaffen ist, und dessen Wert und letztes Aussehen man nicht vorausbestimmen kann."

„Das Leben eines Volkes ist noch mehr ein Wagnis, als das eines einzelnen Menschen. Auch sind die Ideen nie wirklicher und größer, als in der engsten zeitlichen und dem Wagnis des Zufalls und der Geschichte überlassenen Verkörperung. Ein kleiner verwirklichter Teil, ein frei begonnenes Schicksal ist freier als jede Idee und gibt die Ahnung der geistigen Weltspanne. Auch darin ist Ewigkeit. Das Ganze kann überwunden werden, aber die Teile bleiben unüberwindlich. — Kurz, es sei die entgegengesetzte Art, zwischen den Idealen zu stehen, nämlich im Leben des Volkes."

Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben

Von

Karl Diëtor

(Schluß)

Der famose Leutnant war mit all seiner Uneigennützigkeit durch ein Mißverständnis in eine Situation geraten, aus der sein überzartes Ehrgefühl nur mit Mühe herausfinden konnte. Justinus Kerner mußte erst den Vermittler spielen:

Lange mein verehrter Freund haben mir Briefe nicht solche Freude gemacht als der Ihrige und der von H. Gock welche beide seit einigen Tagen in meinen Händen sind. Endlich nahen sich denn meine Wünsche ihrer Erfüllung und ich habe die Hoffnung meinen lieben lieben H. recht bald wieder zu besitzen, ach wenn nur recht bald! und daß nicht neue Hindernisse die Vollendung verzögern, ich habe darum auch gleich H. Gock über Alles was er von mir noch wünscht umgehend geantwortet, es würde mich unaussprechlich freuen wenn ich die Herausgabe noch hier erlebte (im July od. August verlasse ich Berlin auf immer um nach meiner Garnison dem Städtchen Soldin in der Neumark zurück zu kehren) weil ich dann die Hoffnung hätte bei meiner persönlichen Übergabe eines Exemplars an Ihr. Kgl. Hoheit Fr. Prz. Wilhelm, gewiß durch ihre Fürsprache noch mehr als ein Pracht Exemplar an die übrigen Glieder unsres Kgl. Hauses abzusetzen und diese würden sich gewiß für den Armen so gut interessieren. Ich komme nun leider auf eine Bitte an Sie mein bester Herr Doctor die mir schwer eingeht und mit der ich mich gleichwohl an Sie wenden muß im festen Vertrauen daß, obgleich persönlich Ihnen unbekannt, ich doch nicht von Ihnen mißverstanden, oder besser mißkannt zu werden fürchten darf. H. Gock schreibt mir nehmlich unter mehreren zu gütigen und unverdienten Lobsprüchen u. Danksagungen —

„Der Himmel, der alles Gute auch im Stillen lohnt, segne Sie und die hohen Gönner, der Sie in Ihrem Schreiben gedachten, für dies edle Werk, *da Sie mir nicht gestattet haben, Ihnen meinen Dank für Ihre Bemühungen wenigstens auch nur im Verhältniß mit Ihren Auslagen werkthätig bezeigen zu dürfen.*"

Nun haben zwar natürlich sowohl Schulz als ich jenes Anerbieten H. G. wegen einem Theil des Honorars ausschlagen müssen, da ich in meinem Leben außer von meinem Allergnädigsten König, noch von Niemandem Geld oder Lohn weder er-

halten noch genommen habe, wie ich mir denn auch ein solches Verhältniß in Bezug auf meine Persönlichkeit geradezu nicht denken kann, die Auslagen aber habe ich dabei nicht erwähnt, oder ich müßte mich im höchsten Grade ungeschickt ausgedrückt haben, denn ich selbst habe sie nicht gemacht da ich sie leider nicht machen konnte, indem wie bei den alten Templern außer dem Silber an meinem Degen und meiner Schärpe selten Etwas dergleichen in meinem Vermögen ist, Schulz hat also das Geld für Porto u. Copialien in diesen beiden Jahren vorschießen müssen und seine Rechnung beläuft sich auf 16 G. 12 gr. Preuß. Court. mein Verhältniß zu ihm erlaubt mir aber nicht ihm dieses Mißverständniß mitzuteilen, da er der Meinung war und auch ich so dachte, diese Auslagen von dem Verleger zu entnehmen, ich stehe also wie Sie sehen mein würdiger Freund um des Elendesten willen was es in der Welt geben kann, um Geld, in der aller peinlichsten Lage zu Ihnen. An H. Cock selbst über diese so unendlich zarte Sache zu schreiben ist mir durchaus unmöglich u. ich würde es zehnmal eher bei Juden u. Christen für S. zusammenborgen als mit einem von beiden sowohl H. G. als S. auch nur ein Wort darüber wechseln, ich wende mich also an Sie als Mittelsperson, ist es Ihnen möglich mit der größten Zartheit und Schonung meines Caracters mir jene Auslagen zu verschaffen so würde ich Ihnen dafür recht sehr dankbar seyn, hat es aber auch nur die geringste Schwierigkeit oder könnte H. Cock (dessen Persönlichkeit nicht ich, wohl aber Sie mein würdiger Freund kennen) auch nur entfernt mich deshalb mißkennen, so bitte ich Sie auf das dringendste u. erwarte es von Ihrer gütigen Gesinnung für mich, daß Sie diese Zeilen als nicht geschrieben ansehen, ich werde dann am Ende auch noch Mittel finden das verwünschte Geld zusammen zu schaffen. Wegen den mir von H. Cock angebotenen Freiexemplaren habe ich selbst an ihn geschrieben, ich muß mir davon 6 auf gewöhnlichem Papier erbitten, und zwar 1 für Fouqué wegen seiner Mühe die er bei der Correctur des Hyperions gehabt, 1 für Schulz, 1 für den Eigenthümer des Exemplars was ich mit der Correctur an Cotta geschickt u. einem Justiz Kommisar hier abgenommen habe mit dem Versprechen des Ersatzes, weil Hyperion bekanntlich lange schon im Buchhandel nicht mehr zu haben war, 2 für noch zwei literarische Freunde deren Bemühungen ich Beiträge verdanke und endlich 1 für mich selbst, was ich dan aber von H. Cock u. meines guten H. Familie zum Andenken annehmen werde, ich kann zwar nicht läugnen daß ich mir lieber eins kaufte, fühle aber sehr wohl wie undankbar u. beleidigend es gegen H. Cockens gütigen Gesinnungen für mich wäre, wenn ich hochmüthiger Weise ein so wohlgemeintes freundliches Geschenk zurückwiese.

Nun aber mein edler Freund bin ich Ihnen noch einen sehr großen Dank schuldig wegen der Erwähnung jener Todenfeyer, sie ist die meines edlen früh verstorbenen Vaters [28]).

[28]) Näheres über diese Totenfeier in einem Briefe Cocks an Kerner bei Seebaß, S. 41. Die Frankfurter Stadt-Bibl. besitzt ein Exemplar. Das beschädigte Titelblatt zeigt unter einer Vignette die Verfasserangabe „An die Urne N... vom Br[uder]. Chr. Ehrmann". Hölderlin ist also nicht der Verfasser dieser Publikation der Frankfurter „Loge zur Einigkeit". Die „Klagen des Simonides um den Iphikrates", wie der Titel lautet, ist keine echte Lamentatio des berühmten Lyrikers. Wie mir Herr Prof. Hans v. Arnim freundlichst ermittelte, handelt es sich um eine offenbar ad hoc verfertigte Mystifikation des durch dergleichen Scherze berüchtigten Arztes Dr. Ehrmann [vgl. über ihn K. Jügel: Das Puppenhaus. Frankfurt a. M. 1857, 233; Goethes Briefwechsel mit Mar. v. Willemer, ed. Hecker, Leipzig 1915, S. 26, 47, 70, 76; Blätter f. literar. Unterhaltung, 25. Dez. 1852, Verfasser: Fr. Voigt]. Griechischer wie deutscher Text sind zweifellos von Ehrmann.

(Folgt eine Erzählung der Verdienste des Herrn v. Dieſt, eines in Frankfurt lebenden Kaufmanns aus weſtfäliſchem Adelsgeſchlecht, der bei der Pflege der aus der Champagne zurückſtrömenden preußiſchen Truppen, unter denen eine Epidemie ausgebrochen war, den Samaritertod fand.)

Wie innig bitte ich Sie mein verehrter Freund deshalb um jene Todenfeyer, mein Bruder und ich werden Ihnen ewig dankbar dafür ſeyn, und wenn Sie oder H. Cock ſie ihres dichteriſchen Werthes halber würdig halten mit aufgenommen zu werden in die Zahl von unſres guten H. Gedichte ſo macht dies öffentliche Lob meines lieben ſeeligen Vaters mich ſtolzer, als wenn ich zugeben hätte können, daß Sie meiner geringen Bemühungen bei der Herausgabe gedacht hätten. In der Hoffnung uſw. v. Dieſt.

Ihre Grüße an Fouqué u. Varenhagen werde ich ausrichten, den erſteren erwarte ich täglich. —

Berlin, 27. Febr. 1822.

Kerner ſchickte den Brief an Cock weiter.

Weinsberg, d. 22. März 22.

Verehrungswürdigſter Freund!

Ihre gütigen Sendungen erhielt ich.

Inzwiſchen kam von Dieſt beygelegter Brief an. Ganz natürlich muß man auf die in dieſem Brief geäußerten beſcheidenen Wünſche Rückſicht nehmen. Ich will ihm darüber nicht antworten, ſondern die Antwort Ihnen, Herzlieber! überlaſſen. Es iſt offenbar ein recht lieber Menſch, und wollte Gott, wir hätten derley Lieutenants viele unter unſerer Armata!! Senden Sie ihm doch auch die Todenfeyer von der Hölderlin offenbar nicht nur die Ueberſetzung, ſondern auch beſtimmt den griechiſchen Text, verfaßte. Die Journale die Sie bezeichnen, hab ich nicht. Vermehrens Almanach hat Conz. Dem Dieſt ſandte ich, aus Almanachen und Journalen herausgeſchnitten, ſehr viele Gedichte. Sie werden doch, wohl zu korrigierende Druckfehler abgerechnet, gut kopiert ſeyn! Ich habe ſie nun nicht mehr. — Neuffer ſoll mir ſenden was er hat, hat er auch weniger.

Die Zuneigung [29]) war nur ſo ein Gedanke und unterbleibt füglich, beſonders, wenn man noch darum anhalten ſoll!!!! — Das taugt nicht mehr in die Zeit!! — Neuffers Brief iſt etwas zu wenig theilnehmend, auch ſoll er bedenken, daß die Sammlung der Hölderliniſchen Gedichte etwas ganz anderes iſt, als ſeine Gedichtſammlung, ſo brav ſie auch immer ſeyn mag!!

(Folgen perſönliche Nachrichten.)

Endlich kam auch über beide Ausgaben, die 2. Auflage des Hyperions ſowohl wie die Gedichte, ein Kontrakt mit Cotta zuſtande: 100 Gulden für den Roman, 3 Dukaten für jeden Bogen der Gedichte. Die Sammlung der Gedichte war aber immer noch nicht vollſtändig. Cock hatte einen Bekannten, den Theologieſtudenten Karl Ziller in Tübingen, beauftragt, ſich nach Handſchriften von Gedichten umzutun, vor allem auch unter des kranken Dichters Papieren. Ziller teilt ſeine Ergebniſſe in zwei Briefen mit:

Euer Wohlgeboren!

Habe ich die Ehre ein von Hölderlin wiedergefundenes Gedicht zu überſenden. Daſſelbe war urſprünglich beſtimmt in eine Sammlung von Gedichten eingerückt zu

[29]) An die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen.

werden, u. wurde deshalb von Hölderlin selbst an Herrn Mäken in Reutlingen überschikt (wahrscheinlich als er noch in Tübingen studierte). Wegen unleserlicher Handschrift aber unterblieb es, wie mir H. Mäken treuherzig offerirte.

Auf meiner Reise nach Steinheim am Albuch kam ich über Reutlingen, u. dort wurde es mir von Md. Mäken eingehändigt. Md. Mäken sagte mir alle ihre subjektive Meinung sie halte es für ein würdiges Seitenstück zu Schillers Götter Griechenlands. Ich schreibe es hier ab damit sie einer Mühe überhoben sein mögen, besonders da es, im nicht ganz reinlichen Pulte der Mad. Mäken sehr übel mit gelehrten Zeichen übertüncht ist. (Es folgt eine Abschrift der gereimten Hymne „Griechenland" mit einigen belanglosen Varianten. Eine Handschrift des Gedichts war bisher nicht bekannt.)

(Höflichkeitsformeln.)

Steinheim am Albuch, den 18 Apr. 1822. Karl Ziller, cand. Theol.

Euer Wohlgeboren!

Erhalten hier alles was ich von dichterischen Producten unter den Schriften Hölderlins gefunden habe. Manches zum Theil sehr schöne; wohl würdig unter die Sammlung der Gedichte aufgenommen zu werden.

Manche Gedichte sind doppelt vorhanden, und mit Fleis habe ich sie auch beigelegt; da oft das eine brouillon u. das andere schon vollendetere Abschrift, jedoch ziemlich unleserlich ist; u. so kann das eine dem anderen zur Verständlichkeit helfen, wie es namentlich mir dünkte (?). Sehr bedauert habe ich es auch, daß gar zu viele Bruchstücke von Gedichten vorhanden waren. Vielleicht haben Sie die andern schon u. dann läßt sich ergänzen!!

Ich möchte wissen ob Domers Landgut [30]), wovon hier auch ein Bruchstück folgt, unter seinen übrigen Papieren ist. Ein sehr interessantes Werk mußte dieß an und für sich liefern; in dem Bruchstück fand ich ganz den der Idylle eigenthümlichen Ton, und die glücklichste Nachahmung des griechischen Epos, beides mit hohem dichterischen Schwung dennoch ausgeführt.

Leid thut mir es daß ich nicht mehr leisten kann, können Sie mich sonst noch bei der Herausgabe oder zur Samlung von Gedichten brauchen, so rechne ich mirs zur hohen Ehre etwas beitragen zu können zu dem Ruhm, des von mir hochgeschäzten Hölderlins.

Auf meiner Durchreise durch Reutlingen, als ich in Nürtingen war, gieng ich auch in die Mäkensche Buchhandlung, und sprach mit Mäken über die Herausgabe von Hölderlins Werken. Ich sondirte bei ihm ob er sich nicht besser behandeln ließe als Cotta, von dem ich aus Ihrem Briefe ersah, daß er ein Bagatell zahlen will. Kann ich in Reutlingen etwas richten oder überhaupt sonst etwas thun, so wünschte ich nicht daß Sie mich übersehen würden.

Schon das Format würde allem Anschein nach in Reutlingen zierlicher u. Cottas arge Habsucht doch gestraft. —

Heute schrieb mir Bräunlin [31]) daß ich ihm die ausgelesenen Schriften nach Neuenbürg schiken solle. Es sind meistens Übersezungen aus Sophocles u. Bruchstücke nachgeschriebner Collegien. Auch einige Briefe von Siegfried Schmid, Will-

[30]) Ein unbekanntes Gedicht Hölderlins?

[31]) Der Sohn von Hölderlins Schwester Henriette, welche die Witwe eines Professors Bräunlin war. Der junge Bräunlin hielt sich damals in Stuttgart auf.

manz, v. Kalb usw. [32]). Wollten Sie dieselbe noch selbst durch gehen so müßten Sie sich an Ihre Familie wenden.

(Höflichkeitsformel.)

Tübingen, d. 18. Juni 1822. Karl Ziller stud. Theol.

Damit ist die Korrespondenz Gocks wegen der Gedichtausgabe beendet. Dieß fiel einige Zeit darauf im Zweikampf (vgl. Seebaß, 14 f.; und Kerners Briefwechsel II, 239), und das von Gock noch einmal sorgfältig verglichene Manuskript der Sammlung war im März 1822 an Uhland abgegangen, der die Herausgabe mit Gustav Schwab zusammen übernommen hatte (Seebaß, 43). Mit Rücksicht auf den kranken Dichter sollte eine Widmung sowohl als die Nennung der beiden Herausgeber unterbleiben. Aus demselben Grunde sah man auch von der Beifügung eines Lebensabrisses ab.

Die Arbeit der beiden schwäbischen Dichter ging sehr langsam vonstatten. Kerner mahnt noch einmal (27. Juli 1822, Briefwechsel I, 534 f.), aber auch ein Brief Gustav Schwabs aus dem folgenden Jahr weiß nichts von der Redaktionstätigkeit zu berichten.

Wohlgeborener Herr Hofdomänen Rath,
Verehrtester Herr und Freund!

Indem ich mir vorbehalte, Ihnen meinen gefühltesten Dank für das schöne Exemplar Hyperions, mit dem Ihre Freundschaft mich beehrt, persönlich zu sagen, erlaube ich mir, Sie dringendst zu bitten, Alles Uebrige, womit Ihre Güte mich beschämen will, zurücknehmen zu wollen; indem ich diese Zurücknahme allein als das Zeichen ansehen kann, daß Sie mir die weitere angenehme Mitwirkung zu der Herausgabe der herrlichen Gedichte Ihres Herrn Bruders nicht verweigern, und eine Beschäftigung, die für sich selbst Freude und Lohn ist, nicht als einen Dienst betrachten.

Indem ich mich Ihrer ferneren freundschaftlichen Gewogenheit aufs angelegentlichste mit meiner Frau empfehle, die sich mit mir auch Ihrer verehrtesten Frau Gemahlin bestens empfiehlt, verharre ich voll dankbarer Hochachtung und Freundschaft

Ew. Wohlgeboren
v. H. ganz ergebenster
8. Febr. 23. G. Schwab.

Im Herbst 1826 erschien endlich der kleine Band, dessen Titel schlechthin „Gedichte von Friedrich Hölderlin" lautete. Gock übernahm es, das Buch dem kranken Dichter zu übersenden. Das Konzept seines Begleitbriefes ist erhalten und schließt die Korrespondenz über die Ausgabe ab.

Theuerster Bruder!

Ich halte es für meine brüderliche Pflicht, Dir ein Exemplar Deiner im Verlage Cottas kürzlich herausgekommenen vortrefflichen Gedichte zu übersenden. Ich hoffte von einem Tage zum andern, Dir sie selbst übergeben zu können, aber leider

[32]) Siegfried Schmid (aus Friedberg), ein Frankfurter Freund Hölderlins und Dichter. Vier Gedichte von ihm in Schillers Musenalm. 1798. Ihm ist die Elegie „Stutgard" (Herbstfeier) gewidmet. Ein Brief von ihm an den damals in Hauptwyl weilenden Hölderlin bei Litzmann, Briefe 579. Über seine Lebensschicksale vgl. Chr. Schwab: „Beitr. z. Biogr. Hölderlins", Westermanns Jahrbuch 30, 660 ff., 1871; vgl. auch Litzmann, Briefe 307 und Käthe Hengsberger: Isaac v. Sinclair. Diss. Frankfurt a. M. 1920, S. 47 f. Friedr. Wilmanns ist der Frankfurter (früher Bremer) Verleger, bei dem 1804 H.s Sophokles-Übersetzung erschien. Vier Briefe H.s an ihn aus den Jahren 1803/04 sind erhalten (s. ed. Hellingrath V, 325—330); dagegen kennt man keine Briefe Wilmanns' an H.

Ein Brief Charlotte v. Kalbs an H. bei Litzmann l. c. 544.

hielten mich einige dringende Berufs Geschäfte bis jetzt ab, und ich bedaure, daß . . . Innig soll es mich freuen, wenn es Dir angenehm ist daß diese Sammlung in Deinem Nahmen durch die Mitwirkung Deiner Verehrer u. Freunde, mit sorgsamer Auswahl endlich zu Stande gekommen ist.

Ein achtungswerter preußischer Offizier Herr v. Diest in Berlin, dessen Vater in Frankfurt lebte und wahrscheinlich ein Freund von Dir war, gab die erste Veranlassung dazu, auch glaubte ich es Dir, mein lieber Bruder schuldig zu seyn, die Dichter Kerner, Schwab und Uhland um ihre Unterstützung bei der Herausgabe zu bitten, die sich wieder des schönen Werks mit Liebe annahmen.

So sind die feinsten Deiner Dichtungen der Welt erhalten und Dein Angedenken wird in diesem wie jedem . . . gebildeten Menschen stets verehrt werden.

Was ich dazu beitragen konnte, ist wenig und kaum des Dankes werth, der ich Dir für die brüderliche Liebe die Du mir in früheren Tagen erwiesen [?], schuldig bin.

Das Honorar, das Cotta für die Gedichte u. die 2. Auflage Deines Hyperions bezahlt, ist als Dein Eigenthum der l. Mutter in Nürtingen zugestellt worden, woselbst solches ganz nach Deiner Disposition verwandt wird. Schon einigemal habe ich Dich, lieber Bruder, bei dem lieben Hausherrn, Herrn Zimmer besucht, Du wirst Dich aber vielleicht nicht mehr genau erinnern.

Ich hoffe Dich diesen Sommer noch . . . zu besuchen. Vielleicht ist es möglich daß auch m. l. Gattin, und meine beiden Kinder Carl und Ida, die schon lange ihren l. Onkel zu sehen wünschen, mich begleiten können.

Indeß bitte ich Dich die Versicherung meiner unverg. Liebe u. Achtung zu gestatten, mit der ich stets bin

Stuttgart 28. Juli 1826 Dein treuer Bruder Carl.

Von den 107 Gedichten, welche die Herausgeber zusammengebracht hatten, enthielt die Ausgabe 59. Wie Uhland an Cotta schreibt (13. Mai 1825[33]), wurden die gereimten Hymnen aus der Studentenzeit fortgelassen, weil sie allzu schillerisch erschienen; die spätesten Oden, Elegien und Hymnen in freien Strophen aber, weil sie den Herausgebern zu wenig ausgeglichen waren. Die Veröffentlichung von „Brod und Wein", „Heimkunft" usw. müsse einer späteren Auflage vorbehalten bleiben, die sicher auch durch weitere Funde ergänzt werden könne. So war ein bescheidener, aber würdiger Anfang mit der Herausgabe Hölderlinscher Werke gemacht. Die Gedichte und die Bruchstücke des Empedokles waren neben dem neu aufgelegten Hyperion nun zugänglich. Was ein preußischer Offizier und Gelehrter begonnen hatte, führten schwäbische Dichter zu Ende[34]). Und der getreue Bruder des kranken Dichters half mit Eifer und Geduld sammeln und verhandeln.

* * *

II. Die zweite Ausgabe der Gedichte

Im Jahre 1841 entschloß sich Cotta, die Gedichte Hölderlins neu aufzulegen. Die erste Ausgabe scheint damals ziemlich vergriffen gewesen zu sein. Außerdem plante der Verlag, allen bei ihm erschienenen Gedichtbänden ein gemeinsames Taschenformat zu geben. Ein Lebensabriß sollte, trotzdem Hölderlin noch lebte,

[33]) Uhlands Briefwechsel 1912. II, 232 f. Abgedruckt bei Seebaß, 46.

[34]) Reichhaltiges Material über die Beziehungen der schwäb. Dichter zu Höld. und seinem Werk veröffentlichte Friedr. Seebaß: Höld. u. die schwäb. Dichter seiner Zeit. Schwäb. Chronik, 20. März 1920. Wichtig ist vor allem Uhlands vortreffliches Urteil über Hölderlins dichterische Eigenart, welches sein Biograph Friedr. Notter mitteilt (Ludwig Uhland, Stuttgart 1863, S. 238).

diesmal beigegeben werden. Cotta fragt bei Gock am 23. Jan. 1841 an, ob er nicht irgendeinem Freund „des Verstorbenen" (!) die Unterlagen für die Biographie geben wolle. Kerner habe schon abgelehnt und auf Gustav Schwab oder Hermann Kurz verwiesen. Gock sagte zu, die für eine Biographie notwendigen Angaben zu liefern. Über die Bedingungen, unter denen die neue Auflage zustande kam, gibt ein Brief Gocks an den gerichtlichen Pfleger Hölderlins, einen Herrn Burk in Nürtingen, Auskunft. Cotta will auch diesmal wieder 198 fl. zahlen [35]). Am 10. April teilt der Verlag mit, daß Gustav Schwab die Biographie schreiben wolle. Immerhin kam für diese Ausgabe von vornherein nur ein kurzer Abriß in Betracht, und Schwab dachte daher schon jetzt an eine größere Ausarbeitung für einen späteren Zweck.

Gustav Schwab an Gock.

Hochzuverehrender Herr Hofdomänen Rath!

Indem ich Euer Hochwohlgeboren die reichliche Sendung von kostbarem Material zu Hölderlins Biographie aufs wärmste verdanke, eile ich Ihnen zu melden, daß glücklicher Weise meine Reise sich höchstwahrscheinlich bis zum 10ten oder 12ten Mai verzögert, und ich also an diese mir erwünschte Arbeit, welche eine Dichterherzensangelegenheit für mich ist, mich mit etwas mehr Muße, als ich anfangs geglaubt hatte, werde gehen können. Daher mir denn auch Alles, was ich von Nürtingen aus ev. noch erhalten kann, äußerst erwünscht seyn wird.

Wenn auch der Lebensabriß für die neue Auflage nur ganz gedrängt werden darf; so erlauben Sie mir vielleicht nach meiner Rückkehr eine ausführlichere Arbeit über den großen Dichter aus Ihren gütigst mitgetheilten Daten und Briefen anlegen zu dürfen, die vielleicht meinem Freunde, Herrn Baron v. Cotta, dem ich in den nächsten Tagen auch noch schreiben will, nicht unwillkommen ist.

Ihnen Beiden hoffe ich bei meiner Durchreise durch Stuttgart den kurzen Lebensabriß fertig vorlegen zu können.

Was Sie mir von Ihrem Verluste schreiben, kann ich, wenigstens annähernd, nun aus eigener Erfahrung tief nachempfinden, und bedaure daher doppelt, daß ich die Ehre und das Vergnügen Ihres Besuches entbehren muß.

Voll Dankbarkeit und Verehrung
Euer Hochwohlgeb. ganz ergebenster
G. Schwab.

Gomaringen bei Tübingen
den 25. Apr. 1841.

Die Taschenausgabe erschien 1843 mit der kurzen Biographie, an der auch schon Christoph Schwab mitarbeitete [36]). Hier sind zum erstenmal alle Tatsachen des Dichterlebens, sind seine persönlichen Beziehungen vollständig und historisch zuverlässig dargestellt. Das war um so notwendiger, als Waiblingers Aufsatz mit seinen zahlreichen Unrichtigkeiten bisher neben den ebenfalls unzuverlässigen Mitteilungen von Rosenkranz (Prutz: Literarhist. Taschenbuch I, 89) die einzige Darstellung von Hölderlins Leben gewesen war. Die Gedichtauswahl ist gegen die erste Ausgabe nicht verändert. Die Vorrede vertröstet dafür, wie für eine Veröffentlichung der Briefe Hölderlins und eine ausführlichere Biographie, auf eine zukünftige Gesamtausgabe. Daran konnte erst nach Hölderlins Tod gedacht werden.

Christoph Schwab berichtet später (Sämtl. Werke, Stuttg. 1846, II, 329), daß diese zweite Auflage der Gedichte dem kranken Dichter von Cotta, natürlich ohne den Lebensabriß, übersandt worden sei. Er habe sie „mit großem Wohlgefallen"

[35]) Seit 1806 bekam Hölderlin übrigens vom württemberg. Staat eine jährliche Unterstützung von 150 Gulden, vgl. Schwäb. Chronik, 11. 2. 1914. Mittagsbl.
[36]) Vgl. Kerners Briefwechsel II, 181.

aufgenommen. Dagegen erzählt ein anderer Zeitgenosse, Schwab habe das Buch dem Dichter selber überreicht, der dabei Gleichgültigkeit und verwirrten Sinn gezeigt habe (J. G. Fischer: Aus Fr. Hölderlins dunklen Tagen. „Deutsche Revue" 1889. 3. Band, S. 88).

* * *

III. Die erste Gesamtausgabe.

Der Wunsch nach einer Gesamtausgabe von Hölderlins Werken bekam durch des Dichters Tod (1843) einen neuen Ansporn. Um so mehr, als nunmehr auch Briefe beigegeben werden konnten, ohne daß man fürchten mußte, den kranken Dichter dadurch irgendwie zu erregen. Gustav Schwabs Sohn Christoph war jetzt die eigentliche Triebkraft. Cotta kündigte schon 1844 eine Neuausgabe der Werke Hölderlins öffentlich an. Gock beschwert sich in einem Brief vom 19. März 1844 (nur das Konzept liegt vor), daß diese Ausgabe ohne sein Wissen vorbereitet werde. Er weist auf seine alleinigen Rechte auf die Veröffentlichung der Briefe des Dichters hin, und verlangt Einsicht in den Verlagskontrakt. Cotta antwortete ihm darauf am gleichen Tage:

Ew. Hochwohlgeboren

verehrtes Schreiben vom 19. ds. säumen wir nicht alsbald zu beantworten in so weit es uns gilt.

Es ist dieß aber einzig die Frage bezüglich auf den von Ihnen supponirten Verlags Vertrag.

Hierauf haben wir die Ehre zu erwidern, daß ein solcher noch nicht entworfen, und noch weniger unterschrieben worden ist.

Die Unternehmung von der es sich handelt selbst angehend, so ist damit eine buchhändlerische Speculation nicht beabsichtigt, denn von Hyperion und von der letzten Auflage der Gedichte ist noch ansehnlicher Vorrat vorhanden.

Nein die Absicht war einzig die das Gedächtnis Hölderlins frisch zu erhalten, und seinen Schriften durch ein vollständiges Sammeln derselben die Ehre widerfahren zu lassen die ihnen gebührt, in einer Zeit wo wenige Jahre auch die besten Schriften zur Antiquität werden lassen.

Auf Seiten des Herrn Dr. Schwab, dem die Familie Hölderlins die letzte Ausgabe der Gedichte verdankt, für deren Redaction er so viel wir wissen gar kein Honorar erhielt, und der mit eben so viel Pietät und Geschick als aufopfernder Liebe an der Gedichtesammlung gearbeitet hat, wie einst sein Herr Vater und Uhland an den ersten Ausgaben, war, als er uns den Antrag machte Hölderlins Schriften zu publiciren, gewiß keine andere Absicht vorherrschend als dies nach vorheriger Zustimmung der Familie zu bewirken.

Hat er sich dabey Ihrer Zustimmung nicht zu erfreuen, nun so unterbleibt eben das ganze Unternehmen.

Übrigens können wir uns kaum denken, daß Euer Hochwohlgeboren gemeynt seyn könnten ein Unternehmen zu hindern, das keinen anderen Zweck hat als den Namen und die Schriften Ihres Herrn Bruders bey der deutschen Nation in lebendigem Andenken zu erhalten.

(Höflichkeitsformel.)

Stuttg. 19. III. 44. Cotta'sche Buchhandlung.

Kurz darauf wendet sich Christoph Schwab selber an Gock:

Ew. Hochwohlgeboren

haben der J. G. Cottaschen Buchhandlung erklärt, daß Sie unter gewissen Bedingungen bereit wären, Ihre Zustimmung zum Erscheinen von Hölderlins Schriften

zu geben, Herr v. Cotta hat es nun mir überlassen, die Sache zum Abschluß zu bringen und sich bereit gezeigt, wenn ich die Verträge mit den verschiedenen Betheiligten ins Reine gebracht hätte, das Werk unter denjenigen Bedingungen und in der Form, wie Euer Hochwohlgeb. es wünschen, in Verlag zu nehmen. Mit Vergnügen unterwerfe ich mich der Bedingung, hochzuverehrender Herr Hofdomainenrath, Ihnen den zweiten Theil des Werkes vor dem Druck zur Durchsicht vorzulegen, nur in Beziehung auf die Nachträge zu den Gedichten und zum Empedokles [37]), welche ich dem ersten Band einverleiben wollte und welche Sie in den zweiten verweisen, erlauben Sie mir zu bemerken, daß nicht nur mein Vater und ich, sondern insbesondere Herr Prof. Uhland, der davon vorgestern Einsicht genommen hat, der Meinung sind, daß diejenigen Dichtungen, welche aus Hölderlins bester Zeit herrühren, in die gesammelten Gedichte aufgenommen werden sollten. Bestehen Euer Hochw. übrigens auf dieser Bedingung, so muß ich mich gegen meinen Willen darein fügen; die Buchhandlung aber wird die Anzeige in jedem Fall nach Ihren Wünschen modificiren. Was die Gedichte aus der Zeit von Hölderlins getrübter Geistesstimmung betrifft, so möchte ich davon nur kleinere Proben, dergleichen auch sonst schon veröffentlicht worden sind, in der Biographie mittheilen und würde die Aufnahme derselben gerne Ihrem, Uhlands und meines Vaters Urtheile unterwerfen.

Was aber die Voraussetzung, an deren Erfüllung Euer Hochw. Ihre Zustimmung knüpfen, betrifft, nämlich eine Verständigung mit Frau Professor Bräunlin über das nachgelieferte Honorar der Ausgabe von 1843, so befragte ich hierüber Herrn Cassier Bräunlin, weil ich glaubte, daß hierin schon etwas geschehen sey, versicherte mich aber in seiner Mutter Namen, daß diese gern die Hälfte jener Summe Ihnen überlassen werde, nur wünschte sie, daß der Grabstein dann nicht als ein solcher angesehen und bezeichnet werde, an dessen Errichtung sie gar keinen Antheil hätte [38]). Zu Erbauung dieses Grabsteines würde Ihnen nach Ihrem Wunsche die Cotta'sche Buchhandlung die Summe von 100 fl. einhändigen.

Das Honorar, das mir für die Gesamtredaktion von der J. G. Cottaschen Buchhandlung zugesagt, bliebe über Abzug einiger Ausgaben 330 fl, wovon ich übrigens noch einige briefliche Beiträge dritter Personen zu bestreiten haben dürfte.

Ich hoffe nun, daß Euer Hochwohlgeboren mich in dieser Sache einer baldigen Antwort würdigen, welcher ich mit um so größerem Verlangen entgegensehe, als es davon abhängt, ob ich auch fernerhin Zeit und Mühe einer Arbeit widmen darf, die leider eine Unterbrechung erlitten hat, welche von meiner Seite gewiß nicht durch die Absicht, Sie zu beleidigen oder zu hintergehen herbeigeführt wurde.

(Höflichkeitsformel)

Stuttgart, 10. Apr. 1844. cand. theol. Chr. Th. Schwab.

Aus den Notizen, die Gock zu dem ihm vorgelegten Entwurf Schwabs zu der Biographie machte, folgen hier die wichtigsten Stellen:

Könnten nicht die mit Bleistift bezeichneten und einige andere Stellen, worin nur wiederholte Äußerungen oder Erscheinungen der bekannten Geistesverwirrung des unglücklichen Hölderlins sind, unbeschadet der übrigen gelungenen Darstellung ganz wegbleiben oder wenigstens abgekürzt werden, besonders da

[37]) Gemeint sind die Jugendgedichte, die Gedichte aus der Irrsinnszeit und der „Grund zum Empedokles". Sie kamen, Gocks Wunsch entsprechend, in den 2. Band. Unter den Jugendgedichten steht auch Patmos (aber richtig 1803 datiert).

[38]) Briefe Frau Bräunlins und ihres Sohnes an Gock, die sich auf diese Meinungsverschiedenheit über die Inschrift des Grabsteins beziehen, liegen mir vor.

früher schon Waiblinger[39]) diesen traurigen Gegenstand vielleicht nur zu . . . und nicht überall mit der dem Unglücklichen schuldigen Delikatesse abgehandelt hat?

Bei der Stelle, wo von der Sammlung der Gedichte H. die Rede ist, dürfte vielleicht auch ein Preuße namens Diest jedenfalls aber Just. Kerner eine Erwähnung verdienen. Ich schicke zu dem Ende einen Theil der frühern Correspondenz zur gefl. Einsicht mit der Bitte bei, mir solche mit den früher übersandten Originalbriefen Hölderlins an mich, welche für mich von hohem Werthe sind, wieder gefl. zurückzusenden.

Es wird richtig seyn, die Nachricht von der Entdeckung der Briefe von Diotima wegzulassen, da solche leicht zu unangenehmen Nachforschungen von irgendeiner Seite[40]) den Anlaß geben dürfte, welchem doch nicht wohl entsprochen werden könnte!

Einige spätere Versuche aus den Jahren 1811—1837, außer der Frühling und der Sommer, welche aus H. letztem Lebensjahr sein sollen, schließe ich zur gefl. Einsicht bei, im Falle daß eine oder andere, wie z. B. das Erste vom Jahre 1811, noch geeignet sein sollte, aufgenommen zu werden. Die Abschrift des Gedichts „Der Kirchhof" ist von der Hand meiner selg. Mutter, ich wünsche daher solche wieder zurückzuerhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ausgabe erschien 1846 in zwei Bänden. Der erste Band bringt neben dem „Empedokles" und „Hyperion" jetzt 83 Gedichte, also 14 mehr als die frühern Ausgaben, darunter: „Der Sonnengott", die Erweiterung von „Stimme des Volks", „Gesang der Deutschen", „Der Frieden". Im 2. Band werden endlich die Jugendgedichte abgedruckt, ein großer Teil des Briefwechsels, das „Thalia-Fragment" des „Hyperion", der Grund zum „Empedokles", Gedichte aus der Irrsinnszeit und die nun von Christoph Schwab allein verfaßte, ausführliche Biographie[41]). Sie enthält vor allem zum erstenmal nähere Nachrichten über Diotima und gibt einige Stellen aus ihren Briefen wieder. Rücksichten auf die Wünsche der Familie des Dichters zwangen aber den Biographen zu größter Zurückhaltung in der Schilderung dieser Liebe. Er hat sie auch späterhin in seiner letzten Ausgabe (Auswahl, Stuttgart 1874) nicht aufgegeben.

So waren des Dichters Werke endlich in einer größeren Ausgabe gesammelt, freilich — wie die Entdeckungen der heutigen Forscher zeigen — immer noch nicht vollständig. Der Ruhm, dem lebenden Dichter feind, neigte sich auch dem toten nur langsam zu. Erst unsere Generation hat dem halbvergessenen Dichter den ihm gebührenden Platz zugewiesen: neben den größten deutschen Lyrikern, die er an visionärer Kraft alle übertrifft.

Anhang

Die Tragödie „König Agis".

Die erste Nachricht über diese nur dem Namen nach bekannte Tragödie Hölderlins steht in dem ersten biographischen Abriß, welchen Gustav und Christoph Schwab der 2. Ausgabe der Gedichte Hölderlins voranstellten (Stuttgart 1843, S. XII).

[39]) Friedr. Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. — Zeitgenossen. 3. Reihe, Band 3, Nr. 23 f. Leipzig 1831.

[40]) Gemeint ist wohl die Familie Gontard. Vgl. dazu Carl Litzmann: Die Diotima-Briefe. Seufferts Vierteljahrsschrift f. Litgesch. II, 428 ff. 1889.

[41]) Varnhagen schreibt am 5. Nov. 1846 an J. Kerner (Kerners Briefwechsel II, 289): „Die neue Ausgabe der Schriften ist ganz stattlich, die Biographie aber hätte ich markiger und durchgreifender gewünscht."

Fast gleichlautend heißt es in dem nur wenig später erschienenen Nekrolog, den Gustav Schwab kurz nach Hölderlins Tod in der Zeitung „Schwaben“ [42]) veröffentlichte (S. 626, mittl. Spalte): „Im September 1798 verließ er seine Stelle und Frankfurt ohne Abschied. Er ging zuerst nach Homburg, und von dort im November mit seinem Freunde Sinklair nach Rastatt, wo er im Kreise wißenschaftlich gebildeter Männer Erheiterung fand. Wieder in Homburg angelangt, vollendete er ein, leider verloren gegangenes, Drama: Agis . . .“ Diese Angaben hat Schwabs Sohn Christoph Theodor in die erste Hölderlin-Biographie (2. Band der „Sämtl. Werke“, Stuttgart 1846) übernommen. Er verlegt die ersten Arbeiten an der Tragödie, welche „die letzten Todeszuckungen alter Spartanertugend schildern und den König Agis zum Helden haben sollte“ (S. 294), schon in die zweite Hälfte des Frankfurter Aufenthaltes (etwa 1797) und berichtigt (297) den „Nekrolog“ dahin, daß dies Trauerspiel nie ganz vollendet worden sei. Das Manuskript habe aber noch zu Anfang des Jahrhunderts bestanden und sich seit 1810 bei der Registratur der „Zeitung für die elegante Welt“ befunden, an die es Conz eingesandt hätte. Dort sei es verloren gegangen [43]).

Diese sehr bestimmt vorgetragenen Einzelheiten bestreitet C. Th. Litzmann in einem kleinen Aufsatz über die Tragödie [44]). In keinem Brief Hölderlins sei die Rede von ihr, und sie fehle auch in dem Verzeichnis der noch ungedruckten Werke, welche Hölderlin seinem Freund Neuffer am 4. Juni 1799 als für die zu begründende poetische Monatsschrift verfügbar aufzählt (Litzmann, Briefe, S. 488). H. nenne dort von dramatischen Werken nur den „Tod des Empedokles“. Weiter führt Litzmann ein psychologisches Gegenargument an: „Es erschien mir ferner nicht glaublich, daß Hölderlin, dem es schon im gewöhnlichen Leben schwer fiel, seine Gedanken von einem Gegenstande auf einen andern zu richten, zwei solche Stoffe, wie den „Empedokles“ und den „Agis“, gleichzeitig in Angriff genommen haben sollte“ (S. 437). Außerdem müsse, bei Hölderlins Gewohnheit wiederholter Bearbeitung seiner Entwürfe, sich irgendein kleines Bruchstück der Vorstufen in seinem Nachlaß gefunden haben. Eine Nachforschung nach der von Schwab erwähnten Handschrift selbst in der Registratur der „Zeitung für die elegante Welt“ sei erfolglos geblieben. Als Kronstück seiner Beweisführung druckt Litzmann endlich einen bis dahin unbekannten Brief von Conz an A. Mahlmann, den Herausgeber der genannten Zeitschrift, ab (8. September 1809), in welchem Conz anfragt, ob er aus den ihm von den Angehörigen Hölderlins anvertrauten Handschriften etwas abdrucken wolle. An dramatischen Dichtungen nennt auch er nur den „Empedokles auf dem Aetna“. Ob Mahlmann die Manuskripte daraufhin einforderte, konnte Litzmann nicht feststellen. Gedruckt wurde in der „Zeitung für die elegante Welt“ nichts von Hölderlin. So wird für Litzmann durch diesen Brief die Vermutung zur Gewißheit, daß Hölderlin eine Tragödie „König Agis“ nie geschrieben habe.

Nun besagt das Fehlen des Trauerspiels in der Aufzählung von Hölderlins beabsichtigten Beiträgen für seine Zeitschrift nichts gegen dessen Existenz überhaupt. Es ist dort wesentlich die Rede von Materialien „eigener Hand“, die für die ersten Stücke „fertig liegen“ (LB 488). Allerdings aber wird es dadurch unwahrscheinlich, daß vom „Agis“ in dieser Zeit viel mehr als die ersten Vorstufen vorlagen. Hölderlin würde es sich sonst kaum versagt haben, auch diese Tragödie zu erwähnen, um dem Freunde das neue Unternehmen recht verheißungsvoll erscheinen zu lassen. Die Verlegung dieses Werkes in die erste Homburger oder gar Frankfurter Zeit, durch die Schwabs, beruht zweifellos wesentlich auf den bio-

[42]) Nr. 165, 166, 167. 20.—22. Juni 1843. — Nicht bei Goedeke.
[43]) Vgl. auch die von Chr. Schwab herausgegebene Auswahl, Stuttgart 1872, 29.
[44]) Vierteljahrsschr. f. Litgesch. II, 436 ff.

graphischen Angaben, die Gock ihnen machte. Da der Dichter in seinen Briefen nichts vom „Agis" erwähnt, kannte aber der Bruder die Entstehungsgeschichte vermutlich nicht genau, und kombinierte sich nur irgendwelche Anhaltspunkte zu der bestimmten Datierung auf die letzte Frankfurter Zeit, welche der jüngere Schwab gibt. Die stets auf den „Empedokles" bezogenen Briefstellen (August 1797 und Januar 1799, LB 415 u. 425), wo H. über sein „Trauerspiel" schreibt, könnten an sich ja auch dem angeblich damals entstandenen „Agis" gelten. Ebenso die beiden Stellen, die von der Vollendung seines Buches reden (Januar und April 1799, LB 477 u. 483), und der Satz aus einem Brief an Neuffer vom Juli 1799 (LB 514): „Da ich die Arbeit, die ich gegenwärtig unter den Händen habe, nicht wohl auf lange unterbrechen kann, so gab ich Dir eben, was ich liegen hatte (= Gedichte)." Das gleiche gilt von der Stelle im dritten Brief an Diotima (Böhm, Briefe, 283). Aber mit diesen Stellen ist ebensowenig etwas *für* wie *gegen* eine damalige Arbeit am „Agis" zu beweisen. Das psychologische Gegenargument Litzmanns ist zunächst nicht unbestritten und ferner oberflächlich verwendet. Es ist ja durchaus möglich, daß H. in einer der längeren Pausen bei der „Empedokles"-Arbeit (1797—1800) die teilweise und vielleicht rasch ausgeführte Fassung eines zweiten Dramas, des „Agis", niedergeschrieben hätte, die dann später nicht mehr überarbeitet worden wäre. Vielleicht wäre eine solche zweite Arbeit als Entspannung aus dem Ringen um den „Empedokles"-Stoff sogar psychologisch mehr wahrscheinlich, als unwahrscheinlich. Eine sehr eindringliche Bemühung um den „Agis"-Stoff ist freilich — darin hat Litzmann recht — kaum anzunehmen. Irgendein Bruchstück eines Entwurfs, einer Bearbeitung würde sich sonst erhalten haben.

Nun schreibt Conz am 9. April 1821 an Just. Kerner über die ihm vor langen Jahren von der Familie des Dichters anvertrauten Handschriften. Kerner zitiert in dem oben abgedruckten Brief an Gock die darauf bezüglichen Sätze [45]). Conz beschwert sich über Mahlmanns Nachlässigkeit, durch die das „Fragment einer Tragödie Agis" verlorengegangen und er so bei der Familie Hölderlins bloßgestellt worden sei. Diese überraschende Mitteilung gibt Kerner an den Leutnant von Diest nach Berlin weiter, der damals sich grade um die Vervollständigung seiner Sammlung Hölderlinscher Gedichte für die erste Ausgabe bemühte. Am 11. Mai schon schreibt Diest zurück: „Auch mit Mahlmann will ich wegen des Agis einen Versuch machen . . . ." (Seebaß, 15); und zwei Monate später: „Wegen dem Agis habe ich noch keinen Paukenton bei Mahlmann gefunden" (S. 21). Das soll wohl heißen: über den Verbleib der Tragödie war von Mahlmann nichts zu erfahren. Das Manuskript blieb verloren. Varnhagen spricht in einem Brief an Uhland (26. Dezember 1826, Uhlands Briefwechsel II, 255) noch einmal davon: „Ein anderes dramatisches Gedicht, Agis, ist vor Jahren an die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt eingeschickt und trauriger Weise kein Duplikat zurückbehalten worden. Gedruckt erschien es nicht, vielleicht weil es nicht elegant genug war, und alle Nachfragen bei der jetzigen Redaktion waren vergeblich. Möglich, daß es sich doch wieder vorfindet, wenn die Aufmerksamkeit von neuem auf Hölderlin gerichtet wird." Varnhagens Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt. Das verlorene Trauerspiel wird im günstigsten Falle im Winkel irgendeiner Registratur verborgen liegen, bis eine glückliche Fügung es ans Licht bringt.

Aus den Briefstellen geht aber mit völliger Gewißheit hervor, daß Hölderlin eine Tragödie „König Agis" verfaßt hat. Vermutlich ist sie Fragment geblieben. Die Feststellung seiner Entstehungszeit ist schwierig, doch bieten sich einige Anhaltspunkte dafür. Der „Agis"-Stoff war bekannt, ja berühmt, und ist

[45]) Der Originalbrief bei Seebaß, S. 23.

oft dramatisch behandelt worden. Am ersten kannte man die Dichtung des Gottsched[46]) oder Alfieri. Fr. H. Jacobi erzählte auch im 2. Band seines „Woldemar" ausführlich die berühmte Geschichte. Aber Hölderlin hat, das kann man fast mit Sicherheit behaupten, sich zu einer bestimmten Zeit mit diesem Stoff, der ihm — wie alle antiken Mythen — natürlich wohlbekannt war, auseinandersetzen müssen. Wie Litzmann schon mitteilt, gibt es ein Drama „König Agis" vom Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg[47]), dem Landesherrn Sinclairs und Gönner Hölderlins. Und mehr: es ist das einzige dramatische Werk des Fürsten, eine Jugendarbeit, die ihm teuer war. Was ist wahrscheinlicher, als daß in den Unterhaltungen mit Hölderlin der Fürst von seinem Drama gesprochen, seine Auffassung begründet und des Dichters Meinung erfragt hat? Sicherlich ist dem Dichter auf diesem Wege der „Agis"-Stoff nahegebracht worden, und es mag ihn gereizt haben, sich selber an ihm zu versuchen. Diese Vermutung wird zur Gewißheit durch eine „Hyperion"-Stelle, die Litzmann entgangen ist. Es heißt dort im 2. Band (Ausgabe Zinkernagel II, 131): „. . . bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und gesagt, sie wären Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksal von Sparta sei heroischer als irgendeiner in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sei das Abendroth des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aure desselben." Der 2. Band des „Hyperion" erschien Ostern 1799; er war im vorhergehenden Sommer und Herbst beendet worden. Man muß, ohne Zwang, diese Stelle so ausdeuten: daß H. seit langem den „Agis"-Stoff besonders schätzt, den Helden im 2. Band seines Romans ausdrücklich hervorhebt, und in Homburg durch die Unterhaltungen mit dem Landgrafen Friedrich wohl veranlaßt worden ist, selber das Schicksal des spartanischen Helden dramatisch zu behandeln. Man darf somit die Abfassung des Fragments „König Agis" in die erste Homburger Zeit setzen (etwa 1798/99).

Und ist der Stoff selbst derart, daß er Hölderlin, den Hölderlin dieser Zeit zur dramatischen Behandlung reizen konnte? Plutarch erzählt von Agis IV., König von Sparta (243—235 v. Chr.), daß er durch radikale Reformation der Besitzverhältnisse die alte Einfachheit des spartanischen Volkstums wiederherstellen wollte. Im Kampf mit den Grundbesitzern ließ er sich zu Kompromissen verführen, die in seiner Abwesenheit gegen ihn ausgenutzt wurden. Das aufgewiegelte Volk half seinen persönlichen Gegnern, ihn öffentlich hinzurichten. So fiel er als ein tragisches Opfer der Treulosigkeit des Volkes, zu dessen Wohl er alle Anstrengungen gemacht hatte. — Man sieht auf den ersten Blick, welche Verwandtschaft dieser Stoff mit dem des „Empedokles" hat. Hier wie dort ein Reformator, der bei seiner Mission an irgendeinem Punkte versagt und daraufhin von seinen Feinden mit Hilfe des Volkes, das ihn vorher vergöttert hatte, gestürzt wird. Die Einzelheiten und einmaligen Umstände sind natürlich bei beiden Vorwürfen verschieden; das Gerippe des tragischen Verlaufs hat sehr große Ähnlichkeit. H., der mehr und mehr erfüllt war von Begeisterung für Heroen, der die tragischen Neuerer über alles liebte (Christus, Kolumbus), er mußte sich hingezogen fühlen zu der Gestalt des unglücklichen Spartanerhelden, der wie Empedokles ein gescheiterter Volksfreund ist. Auch von der dichterischen Psyche aus gesehen spricht nichts gegen, aber alles für die durch andere Zeugnisse belegte Tatsache, daß Hölderlin in den Jahren 1798/99, während seines ersten Homburger Aufenthaltes, ein Trauerspiel „König Agis" entworfen und teilweise ausgeführt hat.

[46]) Deutsche Schaubühne, 6. Teil. Leipzig 1745, 205.
[47]) Abgedruckt bei Karl Schwartz: Landgr. Friedr. V. von Hessen-Homburg. Rudolstadt 1878. II, 226—50.

Der weiße Flieder

Von

Catina Eulambio

„Wen er von uns allen am liebsten hat?“ sagte die blasse Malmaison.

„Unser Herr, dem wir gehören“, fügte leise das Veilchen hinzu.

„Ich sage euch, daß er keines liebt, sonst würde er uns nicht so mitleidslos pflücken, gerade dann, wenn wir uns unseres Lebens freuen“, fiel eine selbstbewußte feuerrote Rose ein.

„Unsinn!“ lachte eine weiße, frischaufgeblühte Rose. „Er pflückt uns eben, weil er uns liebt.“

„Uns liebt er, was du da sagst,“ erwiderte die stolze rote Rose, „uns! Uns will er doch nur, um seine Liebe zu schmücken, weiter nichts.“

„Das ist es eben, was uns beweist, wie sehr er uns liebt“, sprach die weiße, frischaufgeblühte Rose.

„Ich stimme mit euch überein“, sagte zögernd der weiße Flieder, der bisher stumm gewesen. „Er muß uns lieben, sonst würde er uns nicht seiner Liebe wegen opfern.“

„Opfern? Das ist nicht das rechte Wort“, fügte leise und schüchtern das bescheidene Veilchen hinzu. „Ich bin stolz darauf, seine Liebe schmücken zu dürfen, ich fühle nicht, daß ich geopfert werde. Gerne sterbe ich in den Händen des anmutigen Mädchens, das er liebt, und ich bin glücklich, wenn ich ihr mit meinem Dufte wohltun kann. Ich liebe sie selber zu sehr, als daß ich es als ein Opfer betrachte, wenn ich ihr mein Bestes ermattend spende.“

„Ich liebe sie auch“, sprach der weiße Flieder und erbebte.

„Wir lieben sie alle“, sprachen sie im Chor, die blaßrosa Malmaison, die weiße und die feuerrote Rose.

„Aber die Frage ist, wen von uns allen er liebt“, setzte die erste hinzu.

„Mich muß er lieben, denn ich schmücke stets ihren Gürtel, und sie riecht so gerne meinen süßen Geruch“, begann die weiße Rose.

„Und ich, wie schön ich mich ausmache zwischen den bronzenen Flechten. Er liebt ihr reiches Haar, und so steckt sie mich immer darein,“ fuhr die zartrosa Rose fort, „mich muß er gewiß lieben.“

„Auch mich,“ fiel leise das Veilchen ein, „denn sie hält mich jedesmal zwischen den Händen, sie kann sich nicht von mir trennen.“

„Wenn es darauf ankommt, so liebt er doch mich am meisten“, sagte die selbstbewußte feuerrote Rose. „Denn ich — ich habe meine Dornen in ihr Blut getaucht. Vor ein paar Tagen war es gerade, sie wollte eine meiner schönsten Rosen pflücken. Das weiße Händchen gefiel mir zu gut, und es tat mir förmlich wohl, meine Dornen hineinzugraben. Heiße Blutstropfen fielen da auf mich nieder und befleckten meine Blätter und Blüten. Seitdem weiß ich, daß er mich besonders liebt: er bleibt immer lange bei mir stehen und sucht nach den Spuren ihres Blutes. Ich bin überzeugt,

daß ihm meine Blüten jetzt röter vorkommen, seitdem ich das Blut getrunken seiner Liebsten. Er fährt jetzt liebkosend mit der Hand über mich, und meine feuerroten Rosen trägt sie auf der Brust, ganz nahe dem Herzen."

„Wie häßlich," stöhnte das Veilchen, „ihr so wehzutun!"

„Und mich — mich küßt er, wenn er vorbeigeht", sagte zögernd nach einer Weile der weiße Flieder.

„Er küßt dich?" frugen sie alle im Chor.

„Ja, sag' uns doch, wie das geschieht?" setzte eilig, voll Neugierde, die feuerrote Rose hinzu.

„Eines Abends," begann der Flieder, „da standen sie beide bei mir. Er sagte ihr harte Worte und tat ihr bitter unrecht, denn sie weinte, sie weinte ununterbrochen. Heiße Tränen fielen auf meine weißen Blüten, und ich spendete ihr den ganzen Reichtum meines Duftes, um sie zu trösten.

Sie aber, sie stand sprachlos da, gedankenlos an meinen Blüten herumzupfend, und fuhr fort zu weinen.

Er sah die Tränen nicht, denn er war gebückt und pflückte Rosen. Er sah sie auch nicht mit den Augen der Seele. Denn dort drinnen hatte der Sturm des Zornes ihm das Licht verfinstert.

Wie unrecht muß er ihr getan haben, denn es waren so reine, unschuldige, heiße Tränen, die auf mich herabfielen.

Da ging der Vollmond auf. Sein fahles Licht fiel auf ihr blasses Gesichtchen.

Zufällig blickte er auf.

Hatte er die Tränen funkeln gesehen, die ihr von den Wangen herabrollten?

Er ließ plötzlich die Rosen fallen und auch die Schere, die er in der Hand hielt, eilte zu ihr hin und blickte ihr tief in die Augen.

„Ich hab' dir wehgetan", sprach er und streifte da zufällig mit der Hand meine tränennassen Zweige.

„Wie, du hast geweint?" Darauf schloß er meine Blüten in seine Arme und küßte ihre Tränen davon herunter.

Dann gingen sie.

„Seitdem küßt er mich immer, so oft er bei mir vorbeigeht," schloß der weiße Flieder, „und dann pflückt er einige meiner Blüten und trägt sie verborgen auf dem Herzen."

„Wie glücklich du bist," stöhnte schwärmerisch das Veilchen, „um die reinen, unschuldigen Tränen könnte ich dich beneiden!"

„Nein, nicht um die Tränen, um die Küsse, um seine Küsse", sagte bebend voll Neid die selbstbewußte, feuerrote Rose.

Berliner Musikleben

Die Krisis im musikalischen Schaffen unserer Tage scheint manchem in ein unentwirrbares Chaos überzugehen. Wessen Ohren indessen noch hinter die Töne zu hören gewohnt sind, wo die Urgestalten aller Werke sich klingend formen, weiß, daß in diesem scheinbaren Chaos Kräfte wirksam sind, die neue, echte Bindungen anstreben. Wenn man sich in dieses Neue versenkt, so wird es einem klar, daß es — negativ ausgedrückt — eine Abkehr bedeutet: eine Abkehr vom Geiste Beethovens und des größten Teils der nach ihm geschaffenen Musik bis zu Wagner, Strauß und Debussy.

Eine solche Abkehr beruht darauf, daß das Leben der Kunst sich in Zyklen abspielt, die im engsten Wechselverhältnis mit dem gesamten kulturellen Leben stehen. Immer wieder geraten große und herrliche Werke, die lange Zeitläufte hindurch als seelische Leitvorbilder magische Kräfte ins Leben des Volkes ausgestrahlt, langsam in Vergessenheit und finden nur noch einen schwachen und vereinzelten Widerhall, um den aus anders gearteten Kunstwerken aufsteigenden Leitvorbildern Platz zu machen — bis die Welt sich so gewandelt hat, daß eine neue Zeit mit neuen Nöten und Zielen diese Vergessenen oder nicht mehr lebendig auf das Gesamtleben Einwirkenden neu beschwört, weil sie gerade ihrer gestaltenden und bildenden Kräfte in diesem Augenblick bedarf. Denn nichts ist verloren. Während das Gegenwärtig-Wirkende am Lichte des Tages sich tätig kundtat, lebt das andere schlafend im Dunkel fort und harrt seiner Stunde.

Was also auf der einen Seite wie eine Abkehr vom aufgelösten, kosmisch-heroischen, ins Endlose verströmenden Geiste Beethovens oder von der sich schon ins Bürgerliche verflüchtigenden romantischen Schwärmerei Schumanns, von der resignierenden „Melancholie der Ohnmacht" Brahmsens, von der barock-theatralischen Rauschwelt Wagners aussieht, bedeutet auf der andern Seite eine Wiedergeburt: die Wiedergeburt des Bachschen und Mozartschen Geistes.

Eine derartige Wiedergeburt im Geiste heißt natürlich nicht ein Zurück zur untergegangenen Formenwelt dieser Meister, wie sie im Leben ihrer Zeitgenossen sich auswirkte (in geistigen Dingen gibt es kein Zurück), sondern die Wiederverkörperung der in ihrem Schaffen offenbar gewordenen geistigen Mächte in neuen Kunstformen, die allerdings zu den vergangenen Formen in einem mystischen Verhältnis stehen. Dieser Vorgang, daß nämlich Werke geschaffen werden, aus deren Gestaltung der verwandelte Geist bestimmter Meister der Vergangenheit spricht, daß sich also am Seelenhimmel der Menschen ein neuer Sternenreigen zu schlingen beginnt, ein neues Leitvorbild aufleuchtet, dessen Strahlen dem Lichte lange schon untergegangener Leitvorbilder wesensverwandt scheinen — dieser wundersame und geheimnisvolle Vorgang wird dann auch immer von einem neuerwachten Interesse des Volkes für die Werke dieser alten Meister selbst begleitet, die aber für uns nun nicht mehr im Lichte einer vergangenen Zeit, sondern im Lichte des Heute dastehen und so, wie wir sie auffassen, von den Menschen der damaligen Zeit nicht aufgefaßt worden sein dürften.

Das charakteristischste und reifste Werk, das wir von den Jüngsten in diesem Jahre zu hören bekamen, ist die einsätzige Symphonie des Wieners Ernst Krenek. In diesem Werk ist nichts mehr von aufrührerischer Romantik, von sehnsüchtigem Schwelgen, von Rauschsucht und spielerischer Zerfaserung, von schwärmerischer Einsamkeitssentimentalität und ohnmächtigem Raffinement der jüngstvergangenen Kunst zu spüren: hart und wild ist es gefügt, in einer neuen strengen Kontrapunktik, voller Kraft, Übermut und Kühnheit. Es würde einem unheimlich zumute werden vor der Reife dieses erst Zweiundzwanzigjährigen, wenn nicht einige allzu draufgängerische Unbesonnenheiten und herzhafte Brutalitäten von der unverbrauchten Jugend des Komponisten Zeugnis ablegen würden. Hier haben aufbauende Leidenschaft, schöpferisches Gesetz, Strenge und Freiheit ein neues Wunderwerk erschaffen, das bis ins feinste Geäder von junger Inbrunst und ekstatischer Sachlichkeit durchpulst ist. Die den Zuhörer zunächst fremdartig anmutende Harmonik entstammt nicht einem fast ängstlichen Ausweichen vor den gewöhnlichen Harmonien (das ein Kennzeichen der meisten Pseudomodernen ist), sondern ergibt sich aus dem freien Über- und Untereinanderherströmen der gleichzeitig erklingenden und sich ineinander verschränkenden melodischen Linien. In Kreneks Symphonie ist strömend-überströmende Musik; eine ursprüngliche Quelle

sprudelt ungehemmt und stark; die Form ist nicht mehr äußere Form, sondern von innen gewachsene Gestalt; und allem liegt eine vielfach noch nicht demonstrierbare, aber deutlich erfühlbare eherne Gesetzmäßigkeit zugrunde, aus der sich alles Einzelne, alles Individuelle frei ergibt.

In einem solchen Werk ist mehr von Bachschem Geiste lebendig als in hundert andern epigonenhaften Kompositionen, deren äußere Formung auf das Bach'sche Vorbild zurückgeht, die aber seines Wesens keinen Hauch verspüren lassen. Natürlich ist Kreneks Symphonie ohne die Schönbergschen Versuche nicht denkbar. Aber was bei Schönberg abstrakter, gespannter Wille, kaltes Experiment ist — hier hat ein echter Musiker es sich zunutze gemacht und ein Werk gebildet, das zum ersten Male vom neuen Willen in der Musik der Jüngsten eine überzeugende Kunde gibt. Man wird den Namen Ernst Krenek nicht mehr vergessen; er bedeutet für seinen Träger eine Verpflichtung.

Arnold Schönberg ... Er wird allgemein für einen musikalischen Revolutionär gehalten. Auf ihn wird die Auflösung aller bisher gültigen Harmonik zurückgeführt. Ist er in Wahrheit revolutionär? Hat er auch nur ein einziges aufwühlendes Werk geschaffen, das als Wahrzeichen dastände, als ein Zeugnis echter Kraft und großen Wollens? Je mehr man sich in seine Musik vertieft, einen desto zwitterhafteren Eindruck erhält man von ihr. Schönbergs Seele ist gespalten. Der eine Schönberg ist ein fanatischer und aszetischer Doktrinär; ein Experimentator, kein Musiker von Geblüt; er will die Musik letzten Endes zu tönender Mathematik machen, will sie entleiblichen, will vom sinnlichen Klang abstrahieren. Der andere Schönberg ist ein schwelgerischer Lyriker, ein verfeinerter Tristanepigone, blaß, dünn, von ausschweifender, spielerischer Gefühlsseligkeit und einer versteckten Brutalität im Untergrunde der Seele, die sich mit einer schwülen Sentimentalität überraschend gut verträgt: es ist die Seele eines vereinsamten Hysterikers. Der Doktrinär Schönberg hat kein bedeutsames Werk geschaffen, aber sozusagen Illustrationen zu seinen Theorien gegeben; er hat wertvolle Pfadfinderarbeit in noch unentdecktem Lande geleistet und den nach ihm Kommenden den Weg freigemacht. Der Hysteriker Schönberg hat abwegige Musik komponiert, glitzernd, klirrend, „schmächtig-prunkend", dumpf berauscht und überwach zugleich, wie die „Gurrelieder" oder das Fis-Moll-Quartett, das in diesem Winter vom Cambinonquartett zu Gehör gebracht wurde. Von diesem Schönberg aus (dem eigentlichen und ursprünglichen Schönberg, während der erste nur die Ausstrahlung seines bewußten Willens ist) führt kein Weg ins Weite. Er ist ein Ende, kein Anfang.

Einen Anfang dagegen bedeuten die Namen Paul Hindemith, Felix Petyrek und Alois Haba. Von Paul Hindemith bekamen wir eine Solosonate für Bratsche und acht Lieder zu hören. Die Sonate ist eigenwillig und spröde, arm an Erfindungen, reich an geistvollen Wendungen, letzten Endes unsinnlich und von jener fanatischen Neigung zu einer überhitzten Aszetik, die auch einen Teil der Schönbergschen Kompositionen charakterisiert. Farbiger und reicher sind die bizarren, zackigwirkenden Lieder.

Bizarr sind auch die Kompositionen Felix Petyreks, aber leichter, freier, frischer; etwas kühl freilich und hin und wieder von allzu dünner Substanz, aber doch voller Übermut, skurriler Grazie, grotesken Humors. Überhaupt zeichnen sich viele Arbeiten der jungen Generation durch eine Neigung zur Groteske aus: gleichsam als Reaktion gegen den allzudüsteren Ernst, die allzuwuchtige Pathetik, die allzuvergrübelte Schwerblütigkeit der Älteren.

Von ungleich reicherer Fülle, als bei Hindemith und Petyrek sich kundtat, zeugt die Musik des jungen Böhmen Alois Haba. Haba ist (um ein Dürer-Wort zu variieren) inwendig voller Melodie: er ist Musikant im schönen alten Sinne des

Wortes, verträumt, in sich versunken, melodienselig, von zartester Bestimmtheit der Linienführung und einer helldunklen Buntheit der Farbengebung, neugierig nach immer neuen Mischungen und Verschlingungen, die aber nie aus einer abstrakten Experimentierlust oder aus einer Sucht nach übertriebener artistischer Verfeinerung erwachsen, sondern aus unmittelbarem Gefühl. Es läßt sich kein größerer Gegensatz denken, als zwischen ihm und Ernst Krenek, bei dem alles wilde Urkraft, Dehemenz, Kampf und Gewitter ist, als wenn junge Titanen Felsblöcke gegeneinander schleuderten. Krenek kennt nur Linie, er verschmäht die Farbigkeiten, Tönungen, Halbschatten, ohne die Habas Musik nicht denkbar ist.

Abseits von diesen Stürmern und Drängern, und doch irgendwo mit ihnen verwandt, erscheint uns Walther Braunfels mit seinen „phantastischen Erscheinungen eines Themas von Berlioz", die Furtwängler in einem Symphoniekonzert der Kapelle der Staatsoper aufführte. Es ist das Spukhafte, Groteske, Bizarre, Sprunghafte, das ihn mit den vorhin Genannten verbindet, wenngleich seine Sprache eine vollkommen andere ist. Er steht zum Teil noch im Banne älterer Ausdrucksmittel, nur offenbart sich in ihnen ein anderer Geist. Er ist ein echter Phantast. Das zeigt ganz besonders der pompöse, ironisch-theaterhafte Schluß, der das barocke Werk mit einem höhnischen Triumphbogen krönt.

Wie fern ist das alles von Beethovens romantischer Welt! Wie fern auch von der Rauschwelt Wagners und Straußens! Wie sehr drängt es einerseits zu einem Überpersönlichen, Verbundenen, zu einer neuen, freieren, innerhalb dieser Freiheit aber um so festeren Gesetzmäßigkeit, andererseits zu einer schwebenden, tänzerischen Leichtigkeit, zu einer Lösung des Schweren in ein helles, geistiges Spiel — nicht mehr zu einer Auflösung in chaotische Uferlosigkeit.

Ich habe hier nur einen kleinen Teil der Künstler nennen können, aus deren Schaffen sich die eingangs aufgestellten Behauptungen verdeutlichen ließen. Es ist unmöglich, hier alle zu besprechen. Es kam mir darauf an, auf diejenigen hinzuweisen, deren Werk eine repräsentative Bedeutung hat. Sie alle sind noch keine Meister, sie stehen am Anfang ihrer Wirksamkeit. Aber was sie bisher geleistet, macht uns hoffen, daß wir einer neuen Epoche der Musik entgegengehen.

Diese Hoffnung gründet sich vor allem darauf, daß die neue Musik, wie keine andere Kunst, berufen scheint, im Tiefsten Wirkungen auszuüben, in jenen Regionen der Seele, zu denen sie allein den Zugang hat. Dort kann sie heilen, ordnen, befreien, läutern. Gelingt es nicht, diese untersten und verborgensten Seelenregionen zu erschüttern und ihnen junges Leben zuzuführen, so ist all unser Arbeiten, all unser Sorgen um eine bessere und freiere Gestaltung des Lebens ohne Widerhall. Ebenso wie wir bestrebt sind, im sozialen und politischen Leben neue, gültige Ordnungen herzustellen, ebenso müssen wir uns auch um jenes letzte Seelische schaffend bemühen.

Die Kunst — und für bestimmte Seelengebiete vorzüglich die Musik — richtet Leitvorbilder auf. Nicht in irgendeinem tendenziösen oder moralisierenden Sinne, sondern im wortwörtlichsten Sinne bildend und aufbauend. Heute hilft uns keine heroische, kosmisch-romantische Ekstase, wie sie uns beim Anhören Beethovenscher Musik gewaltig ergreift, um uns das Leben des Tages noch unerträglicher erscheinen zu lassen; heute hilft uns keine berauschte Gefühlsausschweifung, wie sie uns beim Anhören Wagnerscher oder Straußischer Werke mit sich fortreißt, um uns ausgeleert und hilflos ins Chaos zurückzuschleudern: heute hilft uns nur das neue, geistgeborene Gesetz und, rein aus ihm erblühend, die Klarheit, die Durchsichtigkeit, die aus tiefstem Schmerz erwachsende Heiterkeit und die das Schwerste überwunden habende Leichtigkeit freier Seelen und Herzen.

Aus diesem Gesichtswinkel fällt ein helles Licht auf das, was ich die Wieder-

geburt Bachs und Mozarts genannt habe. Es ist eine Wiedergeburt im Geiste, wie diese Meister selber ja auch nur Wiedergeborene waren. Es handelt sich nicht um ihre Formenwelt, sondern um ihr Unvergängliches. Ein Zeugnis dafür scheint mir der Wille zu sein, der, wenn auch vielfach noch verworren, widerspruchsvoll und unvollkommen, aus der neuen Musik spricht.

Und hier muß ich einen Mann erwähnen, der, älter als alle vorhin Genannten und doch immer wieder jünger als sie, auf diese Entwicklung unserer Musik von bestimmendem Einfluß gewesen ist: Ferruccio Busoni. Busoni ist Italiener. Er hat aber mit der zeitgenössischen italienischen Musik nichts gemeinsam. Seit Jahrzehnten lebt er in unserer Mitte und ist aus der Geschichte der deutschen Musik nicht mehr wegzudenken.

Er ist als Erster, vor Schönberg und Debussy, die neuen Wege gegangen, ist in fremdesten und fernsten Klangwelten zu Hause, hat in seinem Schaffen alle früheren Gesetze aufgelöst, um dann, in langsamem Reifen, stets sich erneuernd, erweiternd, vertiefend, sein Gesetz, seine Form zu finden.

Seine Mutter war eine Deutsche. Als Pianistin war sie seine erste Lehrmeisterin. Diese Mischung deutschen und italienischen Blutes hat einen Künstler hervorgebracht, der die Eigenschaften beider Völker in sich vereint und, was das Wichtigste ist, zum Ausgleich gebracht hat, so daß der Italiener in ihm mit dem Deutschen sich nicht in einem tragischen Zwiespalt befindet. Der Formensinn des Italieners hat ihn stets davor bewahrt, sich im Chaotischen, in der Auflösung zu verlieren. Das deutsche Blut in ihm hat ihn wiederum von aller bloßen Formalistik, von allem Ästhetizismus freigehalten. Busonis Form ist immer wesentlich, ist nie Spielerei oder Experiment.

Es ist sinnbildlich für sein Wesen, daß er in seiner Jugend und seinem Mannesalter die monumentale Ausgabe der Bachschen Klavierwerke ins Leben gerufen, in der letzten Zeit aber seine leidenschaftliche Liebe der Musik Mozarts zugewandt hat. Es ist sinnbildlich auch für sein eigenes Schaffen, das sich gerade in diesen Jahren immer stärker und kühner entfaltet, immer freier und persönlicher wird — auf dem Untergrunde einer schwer errungenen überpersönlichen Gebundenheit.

Wir hörten im vergangenen Jahre neben seinen Opern „Turandot" und „Arlecchino" eine Reihe neuer Albumblätter, eine Tokkata und ein Konzertstück für Klavier, die Neubearbeitung der „Fantasia contrappuntistica" und die Studien zum „Doktor Faust".

Die „Albumblätter" sind das entrückte Selbstgespräch einer tief in sich versunkenen Seele, der das Grauen des Lebens sich in reines Licht gelöst hat. Aus der „Tokkata" weht uns schon die mystische Luft des „Doktor Faust" an, deren verklärte Melancholie und unheimliches Geistern in den Fauststudien noch deutlicher zu uns spricht. Die „Fantasia contrappuntistica" hat in der neuen Fassung für zwei Klaviere ihre endgültige Gestalt gewonnen, in der wir die vielgliedrige Struktur dieses gewaltigen gotischen Baues klarer und übersichtlicher als bisher zu erfassen vermögen. Und das Konzertstück (das neuerdings von Frieda Kwast-Hodapp meisterlich gespielt wurde) erregt insofern unser ganz besonderes Interesse, als sein erster Teil aus Busonis Jünglingszeit, sein zweiter aber aus dem letzten Jahre stammt; das Wuchtige, Pathetische, Düstere des ersten Teils ist im zweiten zu einem gelösten, seligen, heiter-beglückenden Reigen geworden, der funkensprühend an uns vorüberhuscht und gleichsam in die Unendlichkeit verklingt, so daß man das Gefühl hat, als sei das Stück noch nicht zu Ende, als werde es irgendwo im Weltenraume noch weitergespielt.

„Dem Herzen nach, im Hirne wach" — dieses Schlußwort des „Arlecchino", könnte man über Busonis ganzes Werk setzen. Arlecchino . . . Damit kommen

wir zum Kerne seines Schaffens. Denn, abgesehen von dem, was er als reiner Musiker vollbracht, ist seine folgenschwerste Tat die Vollendung der Kunstform der Oper.

Der Kernpunkt des Opernproblems ist, daß die Musik gleichsam die unsichtbare ätherische Seele des Dramas sein muß und der geheime, unaussprechliche Unterstrom unter den Worten, so daß das Drama seinerseits nichts als der sichtbare Leib der Musik sein darf, die Erscheinungsform ihres göttlichen Feuers. Mit andern Worten: die Dichtung darf keinerlei Elemente enthalten, die nicht diesem Verhältnis entsprechen. Es scheiden also für die Operndichtung alle naturalistischen, rationalen, psychologischen, politischen Themen aus. Was übrig bleibt ist der Mythos, das Mysterium, die Zauberoper und das Maskenspiel: also das Unwirkliche, Überwirkliche, Phantastische, das Gestalt annimmt.

Nur so kann die Musik, wenn sie der Dichtung sich vereinen will, frei bleiben. Denn ihr Wesen ist das „Wunderbare". In jedem andern Falle muß sie entweder, unbekümmert um die Dichtung, ja vielfach im Widerspruch zu ihr, ihre eigenen Wege gehen, oder, sich ihrer Freiheit entäußernd, die dramatischen Vorgänge illustrieren, wodurch sie sich selbst aufhebt.

Stehen Musik und Dichtung in einem richtigen Verhältnis, so ist ihre Einheit nicht dadurch gegeben, daß nun jeder einzelne Teil der Dichtung äußerlich der Ausdruck eines entsprechenden Teiles der Musik ist (was beide in ihrer Eigengesetzlichkeit hemmen würde), sondern dadurch, daß sie einer einheitlichen Urvision entspringen, die sich in beiden gleichzeitig offenbart.

Dieses Verhältnis in Opernwerken manifestiert zu haben, aus denen sich nun mühelos eine Ästhetik der Opernform ableiten ließe, ist das große Verdienst Busonis.

„Die Brautwahl", seine erste Oper, ist hier, trotzdem sie in Berlin in der Biedermeierzeit spielt, für die Berliner also ein doppeltes Interesse hätte, noch immer nicht aufgeführt worden. Man bemüht sich bei uns lieber um den süßlichen und parfümierten Brei der Puccinischen Rührstücke. Sie ist in ihrer Phantastik, ihrem wilden Witz, ihrem diabolischen Humor und ihrem reinen Feuer eine der besten komischen Opern, die wir besitzen, wenngleich sie noch nicht in allen Teilen dem hohen Ideal der vollendeten Opernform entspricht, das Busoni später selbst aufgestellt hat.

Vollendet ist aber das zarte und schillernde Märchengespinst der „Turandot" und vor allem der tolle Karneval des „Arlecchino", deren Aufführung, unter der Leitung Leo Blechs, eine der schönsten Leistungen unserer Staatsoper war. Im „Arlecchino" wirbelt der bunte Maskenzug des Lebens, von aller Schwere befreit, an uns vorbei: dem Grausigen und Furchtbaren ist ein Stück Helligkeit abgerungen; immer spürt man seine drohende Nähe, aber lachender Menschengeist triumphiert über das Dunkle und Fragwürdige und macht es leicht und licht.

Noch ist Busonis „Doktor Faust" nicht vollendet. Aber die Dichtung ist inzwischen (bei Kiepenheuer in Potsdam) erschienen. Und aus den Bruchstücken, die hin und wieder in Konzerten aufgeführt werden (zuletzt unter Furtwängler von der Kapelle der Staatsoper), spricht eine Vergeistigung des musikalischen Ausdrucks, der in uns die Vorstellung erweckt, es handle sich hier um Busonis Lebenswerk, um die Quintessenz seines Menschen- und Künstlertums.

Mit ein paar Worten will ich auch der beiden Mozartabende gedenken, die Busoni in der Philharmonie gab: er spielte sechs Klavierkonzerte des Meisters, von denen die meisten dem großen Publikum so gut wie unbekannt waren. Wie er sie gestaltete, ist ein neuer Beleg dafür, daß die Werke der Meister früherer Zeiten, wenn sie von einem Heutigen für uns Heutige verlebendigt werden, uns ein neues Gesicht zeigen. Das ist nicht dahin zu verstehen, daß willkürlich neue

„Nuancen" hineingetragen werden, sondern dahin, daß derjenige, der sie heute aus seinem Herzen heraus mit der innigsten sachlichen Hingabe gestaltet, gar nicht anders kann, als sie so zu spielen, wie er sie als heutiger Mensch empfindet, es sei denn, er versuchte sie der Auffassung irgendeiner historischen Epoche anzupassen, die dann aber doch nur die Auffassung anderer Menschen von Mozart wäre und nicht, wie oft behauptet wird, Mozarts Auffassung selbst. Der schöpferische Mensch ist, als Reproduzierender, ein Zeichendeuter. Er deutet aber mit der ihm innewohnenden Divinationsgabe. Das Werk an sich ist uns unzugänglich. Sobald es erklingt, schaffen der Künstler und seine Zuhörer mit an seiner Geistgestalt, die sich folglich immer wieder wandelt und erneuert und nur so ein dauerndes Leben behält.

Wenn wir Busoni Mozart spielen hören, so vergessen wir, was wir sonst von Mozart wissen. Es ist nicht mehr der lieblich-tändelnde, ewig-lächelnde Rokoko-Mozart, wie er als Klischee in den Köpfen der meisten ein dürftiges Dasein führt, sondern ein feuriger, zarter und strenger Geist, dessen Klarheit und Heiterkeit einem nächtigen Boden entspringen und mitunter von blitzender Dämonie durchzuckt, von versunkener Schwermut beschattet werden: der unterirdische Mozart wird für uns lebendig — nicht so, daß er den Lichtgenius verdunkelte, sondern so, daß er sich mit ihm vermählt und wir nun einen neuen Mozart hören, der reicher und stärker ist als der, den wir bisher gekannt. Busonis Spiel holt aus seinen Werken das Verborgene heraus, das von den Früheren nicht beachtet worden ist, und das einem Interpreten unserer Tage zum Leben zu erwecken gelingt, weil unsere Geister und Herzen dieses neuen Mozarts bedürfen.

Ich bin so lange bei diesem außerordentlichen Mann verweilt, weil er zu jenen ganz seltenen Menschen gehört, die einen immer wieder vor eine Entscheidung stellen. Hier gibt es kein Ausweichen mehr. Und ein „neutrales" Verhalten ist nur noch in Nebendingen zulässig, nicht in der Hauptsache. Denn es geht hier nicht um beiläufige Meinungen, sondern um ein Ja oder Nein in bezug auf die höchsten Probleme der Musik. Es ist gut, daß es solche Persönlichkeiten gibt: sie machen ein unentschiedenes Irrlichtelieren unmöglich und zwingen zu einem klaren Herausarbeiten der Gegensätze. Sie sind fruchtbar auch da, wo sie sich Gegner schaffen. Denn auch das Nein kann fruchtbar sein, ebensogut wie das Ja. Vom Übel ist nur das ohnmächtige Darüberstehenwollen, die angemaßte Objektivität der untätigen Genießer.

In schroffstem Gegensatz zur Kunst Busonis und ihren Zielen steht die Kunst Hans Pfitzners. Pfitzner hat ja auch einen publizistischen Feldzug gegen Busoni geführt. Die Einwände, die er gegen ihn erhebt, sind allerdings hinfällig. Denn es bleibt unerfindlich, wie er angesichts der Musik Busonis, der Zeit seines Lebens inbrünstig um die Form gerungen, von „futuristischer" Formlosigkeit reden konnte, vollends wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß Pfitzners eigene Musik in ihrem Herzen viel ungebundener und formloser ist als die Busonis, denn die Form ist ihr nicht Lebenselement, und er verteidigt sie (ohne daß Busoni sie angegriffen hätte) nur deshalb so fanatisch, weil er sie unbewußt haßt, weil er sie als den irdischen Teil der Musik auffaßt, als die notwendige Bedingung ihres Erklingens und nicht als ihr metaphysisch zugehörig.

Doch die Einwände Pfitzners als solche sind nebensächlich. Nicht auf sie selbst kommt es an, sondern auf das, was ihnen zugrunde liegt, auf den prinzipiellen Gegensatz der Naturen Pfitzners und Busonis. Dieser Gegensatz ist ein schicksalhafter und unbedingter. Wer den Zwiespalt in der heutigen Musik verstehen will, darf an ihm nicht vorübergehen. Denn die Musik bedeutet für beide etwas toto genere Verschiedenes.

Vielleicht ließe sich das Problem so formulieren, daß bei beiden das Verhältnis des Jenseitigen zum Diesseitigen ein grundsätzlich anderes ist. Busoni zwingt das Jenseitige ins Diesseits, es ist für ihn nur insoweit vorhanden, als es das Diesseitige durchleuchtet, verklärt, vergeistigt und umgestaltet — an sich ist es ihm gleichgültig. Daher die Leichtigkeit, Freiheit, Beschwingtheit und Gelöstheit seiner Kunst. Pfitzner dagegen ist ganz auf das Jenseitige eingestellt, das für ihn vom Diesseits durch eine Kluft geschieden ist; er empfindet alles Diesseitige als Hemmung und Fessel, ja er empfindet seine eigene Persönlichkeit als Hemmung und Fessel; als dieser durch das Irdische gehemmte und gefesselte Mensch schaut er in unerreichbarer Ferne ein Jenseitiges, das sich dem Irdischen nicht eint. Das Irdische wird ihm nie zum Tanz, zum Spiel, zur Götterkomödie, sondern erscheint ihm erschreckend, lastend, drohend, das Leben wird ihm zu einer Aufgabe, einer Pflicht, nie zu einem sich verschwendenden, in sich seligen Dasein. Daher das Vergrämte, Vergrübelte, Lastende, Erlösungssüchtige seiner Kunst. Die Musik ist für ihn nicht wie für Busoni die freilodernde Wunderflamme, die alles Schwere leicht macht, sondern eine glimmende Glut, der Ausdruck einer in unserer Sehnsucht nach dem Unendlichen sich kundtuenden jenseitigen Welt, zu der wir nur durch Überwindung des Irdischen gelangen können.

Ich kann natürlich nicht wissen, ob sich diese hier dargelegten Gedankengänge mit den theoretischen Anschauungen Pfitzners decken. Sie scheinen mir aber deutlich und unmißverständlich aus seiner Musik zu sprechen. Man vernehme doch nur mit hörenden Ohren, wie die Seele bei ihm plötzlich inmitten des Kampfes und Krampfes magisch aufleuchtet, streng und feierlich dröhnt, müde zusammenbricht, sehnsüchtig sich dehnt, für einen Augenblick glücklich träumt, in visionärer Ekstase sich aufrafft, sich aufpeitscht zu neuem Tun und immer von Tod und Verwesung umwittert ist, unter deren Anhauch sie zuweilen verzückt ins Unerreichbare aufstarrt. Sie vermag nicht zu schweben . . .

Pfitzners Werk weist geniale Züge auf. Die Kraft, die dahinter steht, ist aber zu sehr in sich verkrampft, um alle seine Intuitionen zu verwirklichen. Der besessene Wille allein ist nicht dazu imstande. Auch nicht die Tiefe und Innigkeit der Empfindung. Nur ganz selten gelingt ihm ein großer Wurf, wie der „Tod als Postillion" aus seiner Kantate „von deutscher Seele". Dieses Orchesterzwischenspiel ist ein ungeheuerlicher fratzenhafter Totentanz — der einzige „Tanz", der Pfitzner je gelungen ist. Wenn Pfitzner Liebliches oder Erhaben-Feierliches geben will, versagt sein Genius, und er wirkt banal oder laut prunkend. Stark und eigen ist er im Ausdruck letzter Müdigkeit, zehrender Einsamkeit, würgender Ohnmacht, scheuen, bitteren Glücks, tränenloser Klage.

Kein Werk Pfitzners ist so charakteristisch für ihn, wie sein letztes und reifstes, die schon erwähnte Kantate. Nur ist ihr Titel unglücklich gewählt. Soll das deutsch sein, diese Trübsal, dieser schaurige, humorlose Ernst, dieses Schwelgen in Grau und Grau, dieses Ächzen unter Bergeslast, dieser trompetende, freudlose Jubel? Gewiß, all das ist auch in der deutschen Seele zu Hause. Aber sie enthält noch mehr, diese deutsche Seele. Sie ist des edelsten Tanzes fähig, der vergeistigtsten Heiterkeit, der zartesten Anmut, des raschesten Feuers; sie trägt noch ihr Teil Heidentum in sich, Wildheit, Überschwang und blutvolle Leidenschaft. Sie ist noch nicht „reif" zur Weltentsagung der bedrückten Herzen.

Mit Eichendorffs Dichtungen, die er seiner Kantate als Text zugrunde gelegt hat, verbindet den Komponisten seine Neigung zur musikalischen Darstellung plötzlicher Schauer, geheimnisvoll dämmernder Ahnungen, verwehenden Truggewebes der Einbildungskraft. Was er sonst mit Eichendorff gemein hat, bleibt unverständlich: für die fröhliche Unrast des Dichters ist er zu schwerfällig, für seine Daseins-

trunkenheit und durchseelte Sinnlichkeit zu ästetisch, für seine südwärts gerichtete Wandersehnsucht zu nordisch und für seine kindliche Frömmigkeit zu unnaiv.

Daß Pfitzner sein Handwerk bewundernswert meistert — was verschlägt's? Das Meistern des Handwerklichen ist die sich von selbstverstehende technische Voraussetzung jeden Kunstschaffens. Der menschliche und kulturelle Wert eines Kunstwerkes wird aber nicht vom Handwerklichen aus bestimmt, sondern vom Grade und der Art der magischen Kräfte, die von ihm ausgehen. Das Ja oder Nein fällt um so entschiedener aus, je bedeutender, je mächtiger ein Werk ist, in je tiefere Schichten der Seele es hinabreicht.

Je nachdem, ob der Einzelne für sich, beziehungsweise für die Gemeinschaft, in der er lebt, bereit ist, die Urvision eines solchen Kunstwerkes als Leitvorbild anzunehmen oder nicht, entscheidet er sich für eine Ablehnung oder Anerkennung. Diese Entscheidung ist nicht weiter zu begründen, da sie vom Instinkt gefällt wird. Man kann sie sich nur verdeutlichen und in ihren Folgen bewußt machen.

Wir verdanken die von Kapellmeister Meyrowitz umsichtig geleitete Uraufführung der Kantate dem „Anbruch", der im Verein mit der Staatsoper eine ganze Pfitznerwoche veranstaltete, so daß wir ein wenn auch nicht lückenloses, so doch recht übersichtliches Bild vom Schaffen Pfitzners erhielten. In der Staatsoper wurden das „Christelflein" und „Palestrina" gespielt. Es fehlten bedauerlicherweise die „Rose vom Liebesgarten" und der „arme Heinrich".

Über den „Palestrina", der uns ja nicht mehr neu ist, nur ein paar Worte. In seiner musikalischen Struktur ist er die bekannte Leitmotivoper — das Musikdrama, wie wir es seit Wagner gewohnt sind: bald illustriert die Musik, bald geht sie ihre eigenen Wege; bald untermalt sie das Wort, bald überdeckt sie es. Immer aber befindet sie sich, bis auf wenige lyrische und ekstatische Stellen in einem Mißverhältnis zum Text. Wie will man z. B. eine politische Versammlung der europäischen Kirchenfürsten komponieren? Oder soll sie symbolisch den Lärm und das Gezänk der Welt im Gegensatz zur stillen Zelle des Künstlers darstellen und insofern komponierbar sein? Sie nimmt den ganzen zweiten Akt ein, der fast zwei Stunden lang dauert. Zwei Stunden symbolischer Weltlärm als Musik? Nein symbolisch ist diese Musik ja auch gar nicht: sie malt liebevoll alle naturalistischen Details aus. Ist das indessen die Aufgabe der Musik? Nein, Pfitzner ist kein Dramatiker. Er versucht, sozusagen aus Pflichtgefühl gegenüber den Anforderungen der Bühne, dramatisch zu werden — wird aber an diesen Stellen nur äußerlich theatralisch. Die Musik zum 2. Akt der „Palestrina" ist unter seinem eigenen Niveau, ist im schlechten Sinne unpfitznerisch. Wo er ganz Pfitzner ist, in Teilen des 1. Aktes und im 3. Akt, fehlt wiederum jeder dramatische Zug.

Etwas anderes ist es im „Christelflein", das fast eine wirkliche Oper geworden ist, denn das märchenhafte Element wirkt schon an sich musikalisch. Nur ist das „Christelflein" leider kein eigentliches Märchen, sondern eine halb kindliche, halb tiefsinnig-mystische, undramatisch empfundene Allegorie — für Kinder zu philosophisch, für Erwachsene zu kindlich. Die Musik ist gelöster und frischer, als sonst bei Pfitzner, dafür aber auch unbedeutender und leerer. Pfitzner ist die Anmut versagt.

Brauche ich noch zu sagen, wohin sein Weg geht? Er ist, so paradox das klingen mag, ein nachwagnerischer Schumann: von romantischer, aber ursprünglich dünner und idyllischer Veranlagung, bedient er sich, ohne berauscht zu sein, der Ausdrucksmittel des großen Rauschkünstlers und ringt sich mit seinem fanatischen Willen fast „die Wirkungen der Größe" ab, um einen Ausdruck Thomas Manns zu gebrauchen. Kurz: er ist ein protestantischer Romantiker.

An Uraufführungen brachte die Staatsoper noch Walther Braunfels'

„Vögel" und das Charlottenburger Deutsche Opernhaus Paul Scheinpflugs „Hofkonzert" heraus.

In seinen „Vögeln" ist Braunfels nicht auf der Höhe seiner glänzenden phantastischen Berliozvariationen. Er hat des alten Aristophanes drastische und anmutige Tierkomödie ins Lyrische übertragen und ihr den eigentlichen dramatischen Impuls genommen. Beispielsweise ist der endlose nächtliche Zwiegesang zwischen der Nachtigall und dem Künstler zwar eine echte dichterische und musikalische Vision, im dramatischen Zusammenhange aber hält er die ohnehin dünne Handlung unerträglich lange auf: er ist reine Lyrik.

Die Idee des Ganzen ist eine vorzügliche Opernidee. Von Anfang an webt alles in einer Atmosphäre des Wunderbaren. Aber die Einzelheiten sind zu sehr ausgesponnen, es ist zu viel Tiefsinn hineingeheimnist worden, es wird zu viel mit „Bildungs"-Elementen, wie dem Erscheinen des Prometheus, gearbeitet, das luftige Gefüge wird zu sehr mit pathetischem Ballast beschwert. Es fehlt die straffe Zügelung, die Behendigkeit und Raschheit, die der Stoff verlangt. Überdies ist der sprachliche Ausdruck des von Braunfels selbst gedichteten Textes ungenügend und lässig, ja hin und wieder unfreiwillig lächerlich, gar nicht zu reden von der Stilwidrigkeit, unvermittelt Eichendorffsche Verse einzuschmuggeln.

Dem entspricht denn auch die Musik. Sie ist voller glücklicher Einfälle, von einem üppigen Reichtum an Melodien und charakteristischen Themen. Aber das Wagnerische Orchester zieht ihre Seele schwer zur Erde und dehnt all das huschende, zierliche, zärtliche Gesinge pseudobedeutsam aus: gerade die gewollte „Tiefe" beraubt diese Musik ihrer wahrhaften und ursprünglichen Tiefe.

Die Aufführung, unter Fritz Stiedrys Leitung musikalisch makellos, ließ im Szenischen manches zu wünschen übrig. Das Bühnenbild war im Aufbau stilisiert-naturalistisch, und dazu wollten die expressionistischen Farben und Lichter nicht passen. Der zu dunkle Himmel erregte im ersten Bilde nicht die Vorstellung eines in flimmernder Sonnenglut erstarrten südlichen Mittags. Die bunte Beleuchtung, die auf das gefiederte Volk fiel, erweckte Erinnerungen an Varietéabende. Und die Erscheinung des Prometheus wirkte allzu wotanmäßig.

Über Scheinpflugs „Hofkonzert" sind nicht viele Worte zu verlieren; ein Operettenthema mit den Ausdrucksmitteln der „Meistersinger" dargestellt. In dieser Musik toben Ungewitter, dröhnen die Hörner des jüngsten Gerichts, entfalten sich schwüle Seligkeiten — und auf der Bühne wird geliebelt, mediisiert, intrigiert und wieder geliebelt. Wenn die Musik wenigstens originell wäre! Aber sie ist nur (im „musikdramatischen" Sinne) gut gearbeitet: anständige Epigonenkunst, ohne eigene Physiognomie, wenn auch nicht ohne einigen gelegentlich aufblitzenden drastischen Humor. Die verhältnismäßig ganz passable Aufführung im Deutschen Opernhause war, trotz mancher guter Einzelleistungen, nicht imstande, dem Werk einen freieren Schwung zu verleihen; sie hatte zu wenig inneres Tempo und unterstrich noch das Dickflüssige der Partitur.

Das „Hofkonzert" ist die einzige Uraufführung, die das Deutsche Opernhaus herausgebracht hat. Es wäre an der Zeit, daß es sich auf die vielen noch unaufgeführten Opern der lebenden Komponisten besänne. Mit der Pflege des üblichen Opernrepertoirs ist es nicht getan.

Auch die Staatsoper ist nur in bedingter Weise dieser vornehmsten Aufgabe eines Kunstinstituts von ihrem Range nachgekommen. Wann bekommen wir Paul Hindemiths Opern zu hören, die Frankfurt schon jetzt herausbringt? Wann den grandiosen „Boris Godunoff" des größten russischen Meisters Mussorskij? Wann Busonis „Brautwahl"?

Immerhin, außer den schon erwähnten Uraufführungen bot sie uns eine szenisch

leider nicht ganz gelungene Neueinstudierung des Weberschen „Freischütz“ und eine leider ebenfalls nicht einwandfreie Inszenierung der Mozartschen „Zauberflöte“. Meine Einwände richten sich nicht gegen die musikalische Gestaltung, die von einer bewunderungswürdigen Feinheit, Präzision und rhythmischen Belebtheit war, sondern gegen das Szenische. Im „Freischütz“ hat der Andeutungsstil nichts zu suchen. Eine Wolfsschlucht, deren Phantastik nur „geahnt“ werden soll, ist nicht die gruselige Märchenschlucht, in der der wilde Jäger haust, wütende Eber aus dem Gestrüpp brechen, feurige Räder vorbeijagen, Eulen und Käuzchen schreien und unter Beihilfe des leibhaftigen Gottseibeiuns Freikugeln gegossen werden. Die Schleier und Vorhänge, die uns das alles vortäuschen sollen, sind hier fehl am Ort und wirken wie eine Modenarretei ästhetisierender Dekorationstheoretiker.

Indessen — wie jung, wie beglückend ist die Musik dieses deutschesten aller deutschen Musiker. In dieser Musik, nicht in der Pfitzners, rauscht der deutsche Wald und singt die deutsche Seele. Es lebt ein zauberisches Funkeln in ihr, ein dahinstürmendes Feuer, eine süße Beklommenheit, eine trunkene Jünglingssehnsucht, die Unrast und Wanderlust in uns wachruft. Sie macht uns abenteuerlustig und wagemutig, daß wir noch tagelang wie berauscht umhergehen, „zu jeder neuen Fahrt bereit“.

Die Inszenierung der „Zauberflöte“ krankte am selben Mißverständnis wie die des „Freischütz“: sie versuchte es mit einem dem Wesen des Werkes widersprechenden Dekorationsstil. Wozu diese schwüle Urwaldüppigkeit, die in Kundrys Zaubergarten gehört? Warum andererseits nur karge und knappe Andeutung, wo feierliche und großartige Vielfalt erfordert ist? Warum diese Unbekümmertheit um die bildhafte Vision, die der Dichtung zugrunde liegt? Was berechtigt zu dieser Eigenmächtigkeit, die nicht etwa einem neuen Schauen entstammt, sondern einer Gefühllosigkeit für den Geist des Werkes? Es handelt sich hier doch um Mozarts köstlichstes und reifstes Werk, dessen mystische Transparenz und traumhafte Klarheit musikalisch in einer heute (wo die Mozartsänger dank der Wagnerei so gut wie ausgestorben sind) schwer zu überbietenden Weise verlebendigt wurde. Schade, daß das Auge zerstreut und abgelenkt wurde, anstatt sich fraglos dem Bühnenbilde hingeben zu können, das wie die sichtbar gewordene Musik wirken muß.

Uneingeschränkte Anerkennung dagegen gebührt der Wiedererweckung des „Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius. Dieses launige und feingliedrige Werk voll lustiger Grazie, bunter Verwirrungen und tragikomischer Empfindsamkeit ist dadurch in seiner ursprünglichen Gestalt der deutschen Bühne zurückerobert worden. Die gutgemeinte Verwagnerung der Partitur durch Felix Mottl ist zum alten Eisen geworfen. Die viel feinere und herbere Originalfassung macht auf uns einen ungleich stärkeren Eindruck, als das nach Bayreuther Prinzipien ins Pathetische entstellte Zwitterwerk, das wir bisher kannten. Die Liebe und Sorgfalt, die die Staatsoper dem „Barbier“ hat angedeihen lassen, brachte eine restlos gelungene Aufführung zustande, die alle Schönheiten ins rechte Licht setzte und vom Publikum begeistert aufgenommen wurde.

Zu erwähnen ist noch die ansprechende Darstellung des schnellfüßigen Singspiels „Die Abreise“ von Eugen d'Albert, das aus der guten Zeit des Komponisten stammt, als er noch nicht ins „Tiefland“ abgestiegen war, um, nach dem bekannten geflügelten Wort, die „Toten Augen“ für taube Ohren zu komponieren. Man hört sich das artige Nichts nachdenklich lächelnd an — da ist es auch schon vorüber, ist zerplatzt, wie eine bunte Seifenblase. Und man ist dankbar für eine kurze Stunde unterhaltsamer Vergnügtheit.

* * *

Das heutige Konzertleben ist, wie sattsam bekannt, im großen und ganzen ein anarchischer Massenbetrieb von einer, trotz aller äußeren Buntheit, recht eintönigen Beschaffenheit. Wie sollte es auch anders sein? Die großen Konzertagenturen sind die Herren der Situation. Als geschäftliche Unternehmungen müssen sie einzig auf ihren Gewinn bedacht sein. Wie sollten sie da künstlerischen Zielen dienen können? Es ist ja auch nicht ihre Aufgabe.

Wenn man, ungeachtet dieser Zustände, hie und da auf Anfänge einer andern Gestaltung des öffentlichen Musiklebens stößt, so hängt das einerseits damit zusammen, daß sich musikalische Vereinigungen gebildet haben, die, auf der Erkenntnis der gewaltigen Wirkungsmöglichkeiten der Musik fußend, bestrebt sind, von allgemeinen, rein künstlerischen Gesichtspunkten aus das Publikum zu erziehen und der Entwicklung der Musikpflege einheitliche, aus dem kulturellen Gesamtleben des Volkes sich ergebende geistige Richtungen zu weisen — und andererseits damit, daß die wenigen ihrer Sendung bewußten Künstler als Einzelne von jeher ähnliche Ziele verfolgt haben. Es ist erfreulich, zu sehen, wie ihre Schar wächst, und wie jetzt auch Virtuosen, die nicht zu den ersten Größen gehören, aber über ein solides Können und einen sicheren Geschmack verfügen, durch die geistigen und erzieherischen Aufgaben, die sie sich stellen, ihrem Wirken eine schöne Bedeutsamkeit verleihen und es so vor einem Versanden im ungeistigen Schlendrian des Konzertmarktbetriebes bewahren.

Nur von denjenigen, die im Dienste einer derartigen Aufgabe stehen, soll hier die Rede sein, nicht von den viel zu vielen, die ohne eine Ahnung vom Zusammenhang der Musik mit den schöpferischen Grundtrieben des Volkes, ohne ein Gefühl für die das seelische Leben bestimmenden und umgestaltenden Auswirkungen der Kunst, mit gutem oder schlechtem Gelingen immer wieder von neuem daran gehen, das Altbewährte, weil es eben altbewährt ist (und nicht, weil sie mit seiner Darbietung ein so oder so gerichtetes Ziel verfolgen), noch einmal den unzähligen Vorgängern nachzugestalten. Es handelt sich ihnen ja doch nur um Programmnummern; sie stellen sich ein erfolgsicheres Repertoire zusammen und mißbrauchen die herrlichsten Schöpfungen, um ihr „Können" zu zeigen. Können? Wenn das Können nicht aus einem inneren Müssen kommt, ist es unfruchtbar. Es bleibt (falls man vom Äußerlichsten dabei absieht) unvollendet und stümperhaft, wenn es unabhängig von großen, geistigen Idealen angestrebt wird. Kommt es denn überhaupt auf das Musizieren an und nicht vielmehr auf die Musik?

Wem der Sinn dieser Fragestellung noch nicht aufgegangen ist, wer nicht mit seinem Tun, zum mindesten unbewußt und instinktiv, in den großen Kulturzusammenhängen steht, dessen Musizieren geht uns nichts an, denn ihm wohnt keine Notwendigkeit inne.

Wenn Konrad Ansorge in seiner weltabgewandten, visionär-dichterischen, feierlich-beschwörenden Art Beethoven und Schubert erklingen läßt, so bewegt ihn der Gott in seiner Brust, innerlichst Vernommenes laut zu künden. Wenn Eugen d'Albert mit barbarischer Wildheit und brutaler Inbrunst donnert und blitzt, so ist es ein erschreckender und hinreißender Ausbruch der gewaltigen, geschlechtlichen Urkraft, die in der Musik, die er vorträgt, zu tiefst verborgen liegt, und die in seinem Spiel, alles andere überflutend und hinwegschwemmend, zutage tritt. Wenn unter Busonis Händen Bachs tausendgliedriger göttlicher Dom sich himmelwärts türmt oder Mozarts Sphärenhimmel aufleuchtet, mit dem Nachtgrund des Menschenherzens heilige Kräfte tauschend, so wird die Welt durchsichtig und strahlt in geistigem Licht.

Von den musikalischen Vereinigungen, die sich der hohen Verantwortung, die sie auf sich genommen, bewußt sind, gehören vor allen andern der „Melos" und der

„Anbruch“. Der „Melos“ bietet den jüngsten Komponisten, denen die großen Konzertsäle vielfach noch verschlossen sind, die Möglichkeit, mit ihrer Kammermusik vor die Öffentlichkeit zu treten. Der „Anbruch“ bezieht auch die Musik der schon anerkannten lebenden Tondichter und die Werke der einer weiteren Öffentlichkeit weniger vertrauten Meister der jüngsten Vergangenheit in seinen Wirkungskreis ein (die Busoniwoche, Pfitznerwoche, Brucknerwoche, Mahlerwoche usw.). Nicht vergessen werden dürfen in diesem Zusammenhange die großen Chorvereinigungen, wie der Domchor, der Kittelsche und Ochssche Chor, denen wir vorzüglich zu verdanken haben, daß wir von Zeit zu Zeit die Chorwerke Bachs zu hören bekommen; ihnen sei der Wunsch ausgesprochen, daß sie auch die Lebenden gebührend berücksichtigen mögen — schon lange warten wir beispielsweise auf eine Aufführung des erschütternden Christusoratoriums von Gerhardt von Keußler.

Eine Ausnahmestellung könnten ebenfalls die Konzerte der Staatsopernkapelle und die Abonnementskonzerte der Philharmonie einnehmen, wenn nicht gerade sie seit langen Jahren schon fast ausschließlich dem Altbewährten verfallen gewesen wären. Die Dirigenten schmeichelten allzusehr dem Geschmack eines geistig-schläfrigen Publikums, anstatt ihn zu bilden und dem Neuen und Ungewohnten zu öffnen. Von der nächsten Saison an wird Furtwängler die Abonnementskonzerte leiten. Hoffen wir, daß ein neuer Geist in sie einzieht und sie aus einem retardierenden zu einem vorwärtstreibenden Element in unserm Musikleben macht.

Von den Kapellmeistern, die wertvolle Pionierarbeit geleistet, ist an erster Stelle Hermann Scherchen zu nennen: ihm verdanken wir die denkwürdige Aufführung der Krenekschen Symphonie, von der ich schon gesprochen. Dem neuen Geiste halfen zum Durchbruch, neben manchen andern: die Pianisten Egon Petri, Eduard Erdmann, Walther Gieseking, Hans von Schulmann und die Geiger Alma Moodie und Albert Jároşy.

Egon Petri ist zu einem Meister herangereift, der mit einem untrüglichen Instinkt für das Wesentliche eine solche Differiertheit des Anschlags, eine solche Vielfarbigkeit der Abschattungen, eine solche unerhörte Technik verbindet, daß er unter den lebenden Pianisten nur noch Busoni zum Rivalen hat. Eduard Erdmanns Spiel ist von einer prachtvollen, jungen Dehemenz. Sein unbeirrbarer, zielsicherer Idealismus, sein heftiger, leidenschaftlicher Wille und sein rücksichtsloser Mut haben ihm rasch eine Führerstellung erworben. Feinnerviger und farbenfroher als Erdmann, aber seelisch weniger umfangreich und einen nicht so starken Sinn für das Architektonische bekundend, ist Walther Gieseking. Alma Moodie zeigt großzügig und klar, zugleich mit subtiler Empfindung für das versteckteste und dünnste Geäst einer Tondichtung, das sie mit sicherer Hand in das Gefüge des Ganzen liebevoll eingliedert. Albert Jároşy (der u. a. eine mystisch-glühende Sonate des Deutschrussen Nicolaus Medtner aufführte), ist ein hingebungsvoller Ausdeuter der Kunst. Sein warm beseeltes, geistig durchleuchtetes Spiel ist ein überquellendes Sichverschenken an die Werke, die er uns vermittelt.

Diese dienenden Künstler und alle die hier Ungenannten, die, aus der gleichen Einstellung heraus, für die Musik wirken und nicht für das Konzertieren, diese beherzten und echten Verkünder der Kunst sind es, die, ungeachtet der Ungunst der Zeit, unserm Musikleben eine eigene Physiognomie verleihen und so dem anarchischen Zerfall der Geister Trotz bieten. Sie und die ihnen Verwandten sind die Hüter der Flamme.

Bruno Goetz.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum . . . . und Genf

Die Grenz- und Auslanddeutschen haben keinen Anlaß, besonderes Vertrauen in den Völkerbund zu setzen. Hängt doch seine Entstehungsgeschichte untrennbar mit den Friedensverträgen zusammen, welche die „großen Vier" in den Jahren 1919 und 1920 zum Unheil der Welt schufen. Nicht nur sein Ursprung ist daher verdächtig: in viel höherem Maße bewiesen seine Taten bisher dem Grenz- und Auslanddeutschtum, daß er zu einem Werkzeug des Willens seiner Schöpfer erniedrigt ist. Wie ließe es sich sonst erklären, daß er jene schmachvollen Vorgänge in Eupen und Malmedy gutheißen konnte, durch welche die belgische Regierung den Artikel 34 des Friedensvertrages verhöhnte. Kein Protest half gegen diese offensichtliche Verletzung jener Bestimmungen, die der Bevölkerung von Eupen und Malmedy das Recht, ihre Meinung zu äußern, vorenthielt. Die Mitwirkung des Völkerbundes bei der oberschlesischen Grenzziehung ist noch in frischer Erinnerung. Sie war nur eine Einschaltung scheinbar neuer Verantwortlichkeiten, im Grunde aber nichts als frivoles Spiel, um Institutionen, die mit der Phrase der Versöhnung geschaffen wurden, als Mittel der Haßpolitik zu mißbrauchen. Auch die Herrschaft des Völkerbundes über das unglückliche Saargebiet ist kein Ruhmesblatt für ihn. Daß er der Bevölkerung gegenüber den zahllosen Übergriffen der Saarregierung und ihren französisierenden Tendenzen keinen Schutz gewährt, ist nur ein neuerlicher Beweis, daß der Genfer Völkerbund in seiner heutigen Form nicht frei handeln kann. Er ist zusammengesetzt aus Regierungsorganen seiner Mitgliedstaaten. Diese sind also abhängig. Somit ist auch der Völkerbund den Zielen der großen Machtstaaten Europas unterworfen und entbehrt jeder selbständigen Handlungsmöglichkeit, die zur Gesundung führen könnte. Politische Entscheidungen des Genfer Völkerbundes werden so lange Fehlsprüche sein, wie die Regierungen in ihrer heutigen Politik verharren.

Wenn wir trotzdem von der Bedeutung des Völkerbundes für die Grenz- und Auslanddeutschen sprechen, so liegt sie auf einem andern Gebiete. Mit den Verträgen von 1919 und 1920, die Europa „Frieden bringen" sollten, wurden Bestimmungen verbunden, die den Schutz der Minderheiten anbahnen. Ihr Inhalt ist allerdings dürftig und überläßt die gesamte Ausführung der Zukunft. Er besagt nur, daß der betreffende Staat sich einverstanden erklärt, in einen mit den alliierten und assoziierten Hauptmächten abzuschließenden Vertrag die Bestimmungen aufzunehmen, welche die Mächte zum Schutze der Interessen der nationalen, sprachlichen und religiösen Minderheiten für notwendig erachten.

Der Vertrag von Versailles enthält gleichlautende Abmachungen für die Tschechoslowakei, Polen, Südslawien usw. Viel eingehender sind die einschlägigen Abschnitte der Verträge von St. Germain, Grand Trianon und Neuilly. Auch die Ergänzungsverträge zu den oben erwähnten Artikeln mit den Nachfolge- und Randstaaten gaben den Minderheiten, wenigstens dem Wortlaute der Bestimmungen nach, alle erforderlichen Rechte. Allerdings ist es bezeichnend, daß ein Teil der vertragschließenden Staaten keinen Wert darauf legte, den Inhalt bekanntzugeben. So ließ Belgrad z. B. mehr als ein Jahr lang die Veröffentlichung des den südslawischen Staat betreffenden Minderheitenrechtsvertrags im eigenen Lande nicht

zu! Solche kleinen Züge ergänzen das Bild der „Rechtssicherheit" der neuen Staaten. Die jungen zur Macht gelangten Nationen empfinden diese Verträge, soweit sie ihnen Verpflichtungen auferlegen, als unbequeme Last. Ein Teil von ihnen zeigt bisher keine Neigung, ihre Bestimmungen zu erfüllen. Der Kampf gegen das Deutschtum wird von ihnen rücksichtslos weitergeführt: je nach Veranlagung ihrer Regierungsmänner verheimlichen sie Verträge, um nicht Rede stehen zu müssen oder glauben sich stark genug, sie als einen „Fetzen Papier" durch ihre Taten offen verhöhnen zu können.

Diese Erscheinungen sind aber doch nur Übergänge. Wir glauben nicht an die „Versöhnung der Völker", wie sie von weltfernen Ideologen und von Scharlatanen gepredigt wird. Andere, bessere Gründe berechtigen zu einer solchen scheinbar optimistischen Auffassung, die allerdings nichts mit Optimismus zu tun hat. Die Tatsache, daß jedes der mittel-, ost- und südosteuropäischen Völker nach der Umgestaltung der politischen Landkarte durch die „großen Vier" nur einen Teil seiner Volksangehörigen im eigenen Staate erfassen konnte und mehr oder weniger beträchtliche Volksteile Fremdstaaten zu überlassen gezwungen war, muß zwangsläufig zu einer Verständigung von Staat zu Staat über die Behandlung dieser Minderheiten führen. Für Staatsvölker freilich, die niemals die Leiden und die Nöte ihrer abgetrennten Volksgenossen kennen gelernt haben, sind die vorzüglichsten Minderheitenrechtsverträge nichts als ein Ärgernis. Sie werden dafür sorgen, daß diese Verträge tote Buchstaben bleiben. Auf keinem Gebiet jedoch weckt andererseits die eigene Not in gleicher Weise den Wunsch nach Gegenseitigkeit in der Behandlung der Minderheiten. Das hervorragende ungarische Minoritätenschutzgesetz vom Jahre 1868 ist Papier geblieben, weil es damals keine Auslandmagyaren gab und diesem starken, nur von machtpolitischem Ehrgeiz getriebenen Volke jede Teilung seiner Rechte „im eigenen Hause" als eine Beschränkung erschien.

Der Vertrag von Trianon gab von den 10 Millionen Magyaren, d. h. solchen, die als Magyaren von der Statistik gezählt wurden, 3 Millionen unter die Herrschaft der Tschechei, Rumäniens und Südslawiens. Das magyarische Volk wird den Zwang fühlen und langsam umlernen; es wird Verständnis für die Rechte der fremden Minderheiten in Restungarn bekommen und sie auch gewähren müssen, um für seine Volksgenossen außerhalb des zerstückten Ungarns Rechte zu erhalten. Der Vorstoß des ungarischen Ministerpräsidenten, Graf Bethlen, auf der Konferenz zu Genua ist ein erfreuliches Zeichen dieser Entwicklung.

Der Wert des Genfer Völkerbundgedankens aber liegt nicht nur darin, daß er die Anerkennung der bis jetzt geschaffenen Verträge anstrebt, sondern daß er auch ihre Durchführung überwachen will. Freilich, das Verfahren zur Abstellung von Verletzungen des Minderheitenrechts ist äußerst schwerfällig. Nach der sogenannten Völkerbundakte muß ein Mitglied des Völkerbundrates als „Patron der Minderheit" auftreten. Erst daraufhin ist der Völkerbundrat „verpflichtet", das „Weitere zu veranlassen". Welches Mitglied des Völkerbundrates würde zum Beispiel in der Lage sein, diesen Klageweg gegen England oder Frankreich zu beschreiten? Welche Regierung würde ihren Vertreter beim Völkerbund einen solchen Schritt unternehmen lassen können? Fehlt aber der Kläger, so gibt es keinen Richter. Die Schwierigkeiten sind aber damit noch nicht beendet. Die polnische und tschechoslowakische Regierung hatten beim Völkerbundsekretariat angeregt, daß die von „privater" Seite — also nicht durch einen „Patron der Minderheiten" — vorgebrachten Klagen (wie z. B. die der Deutschen in Polen) dem Staate, gegen den sich die Eingabe richtet, bekanntgegeben werden, bevor die Mitglieder des Völkerbundrates sie vorgelegt erhalten. Der betreffende Staat hat dann innerhalb dreier Wochen mitzuteilen, ob er sich zu äußern wünscht. Dann ist ihm eine weitere Frist von zwei

(drei?) Monaten hierzu eingeräumt: diesem Vorschlage traten die deutschösterreichische, die ungarische und rumänische Regierung bei. Das ist charakteristisch genug. Jedes Verfahren verzögert sich damit um mindestens drei Monate.

Trotzdem muß gesagt werden, daß gerade die Teile des sonst fast leerlaufenden Völkerbundbureaus in Genf, denen die Behandlung der Minderheitenrechte und des Minderheitenschutzes obliegt, von sachlichem Ernste erfüllt sind. Die Männer, die es leiten, wollen ehrliche Arbeit leisten und bekämpfen aufrichtig die Schwierigkeiten, die durch den Mangel an Verständnis bei den Westvölkern für die außerordentlichen Verwicklungen der Nationalitätenfragen entstehen. Wenn diesen Männern aus Gründen der verfehlten Anlage des Völkerbundes auch große, nach außen sichtbare Erfolge versagt sein werden, so können sie von dieser wichtigen Stelle aus wirkungsvoller als irgend jemand für die Erkenntnis dieser Fragen bei den Westvölkern arbeiten. Auch ohne ausdrücklich zu wollen, werden sie in den jungen Kolonialstaaten jenseits des Ozeans, die nicht nach völkisch-historischen Gesichtspunkten aufgebaut sind, für die unendlichen Schwierigkeiten des mittel- und osteuropäischen Völkerwirrwarrs Verständnis wecken. Es wird aufgeklärt werden müssen, warum die Abkömmlinge jener Nationen, welche sich im kleinen Europa bekämpfen, in Amerika friedlich beieinander wohnen. Es ist der Kampf um den Boden, der Amerika noch fehlt oder — wenn man an das Zurückdrängen der Rothäute denkt — als eine Kulturtat angesehen, aber nicht als völkischer Kampf empfunden wird.

Den Männern in Genf verleiht der Nimbus, der für Gläubige noch immer den Gedanken des „Völkerbundes" verklärt, Ansehen; es wird die Lehre vom Gedanken des Minderheitenrechtes langsam, aber sicher in die Öffentlichkeit der ganzen Welt und damit in das rechtliche Bewußtsein der Menschheit ebenso einpflanzen, wie die Gedanken der „Menschenrechte", die vor 130 Jahren in Paris proklamiert wurden. Gerade den westlichen Völkern, bei denen sich die Begriffe Volk und Staat vielfach decken, wird durch das Minoritätenrecht klar gemacht werden, daß Völker Individuen sind, die zwischen dem Einzelmenschen und der Menschheit einen berechtigten Platz einnehmen, und daß die fehlende Übereinstimmung zwischen Volksgrenzen und Staatsgrenzen ebenso menschheitswidrig ist, wie die verbrecherische Versklavung ganzer Völker. Hier wird der Genfer Völkerbund nützlich sein.

Noch einen zweiten Vorteil bringt uns Genf. Es wird den Minderheiten Europas zeigen, wie stark sie sind, wenn sie sich zusammenschließen. Bei den Wahlen in Groß-Rumänien gingen die Deutschen ein Wahlabkommen mit der liberalen Regierungspartei Bratianus ein, statt mit den übrigen Minderheiten zusammenzugehen. Die liberalen Rumänen haben dieses Wahlabkommen nirgends, außer höchstens in Siebenbürgen, gehalten. Die Folge war eine entsprechende Verminderung der deutschen Mandate, während die liberale Partei, die bis dahin durch acht Mann im Bukarester Parlament vertreten war, nun eine Dreiviertelmehrheit — etwa 270 Abgeordnete — erlangte. Es mag für den Augenblick klug geschienen haben, mit einer Partei zu gehen, die über den Regierungsapparat verfügte und ihn schonungslos verwendete. Ist das aber eine Klugheit im höheren Sinne? Es gibt nicht nur 750 000 Deutsche in Rumänien, die jetzt 13 Abgeordnete haben, sondern auch noch zwei Millionen Magyaren, und diese zwei Millionen Magyaren haben nur einen einzigen Abgeordneten in der neuen Kammer erhalten. Treten hier nicht ungeheure Mängel zutage? Gewiß werden die politischen Ziele der Magyaren und der Deutschen in Siebenbürgen sich niemals decken. Niemand kann es den Magyaren verdenken, wenn sie eine Wiederanschlußpolitik Siebenbürgens an die Stephanskrone betreiben, dagegen kommt eine solche für die Deutschen natürlich nicht in Betracht, die als isolierte Volksteile sich mit dem Staate, der über ihre

Wohnsitze die Herrschgewalt ausübt, loyal stellen müssen. Solange der Staat sie in ihren Lebensnotwendigkeiten nicht bedroht, haben sie keinerlei Grund zu einer revolutionären Politik. Trotz dieser grundlegenden Verschiedenheit ihrer Einstellung gibt es zwischen den Deutschen und den Magyaren Siebenbürgens in der Politik unendlich viel Berührungspunkte, solange der magyarische Volksteil nicht in reiner Negation verharrt. Denn alle Minderheitsvölker eines Staates haben gewisse gemeinsame Interessen gegenüber dem Staatsvolke, und alle Minderheitsvölker Europas finden sich in gewissen gemeinsamen Interessen gegenüber allen Staatsvölkern, mögen auch Angehörige einzelner Staatsvölker Minderheiten in Nachbarstaaten sein. Die Solidarität aller dieser Minoritäten ist bisher keineswegs genügend zum Ausdruck gelangt.

Ganz besondere Ausprägung erfährt die Minoritätenfrage und die Verbindung volksfremder Minderheiten im Staate untereinander und dieser Gruppen mit denen aus Nachbarstaaten durch die jüngst erfolgte Aufforderung des Völkerbundsekretariats an die baltischen Staaten: Estland, Litauen, Lettland, eine gemeinsame Deklaration über die gesetzliche Regelung der Minoritätenfragen vorzulegen. Es ist eine Frist von sechs Monaten bis zur Ratifizierung der entsprechenden Schutzgesetze gegeben. Wichtig für die zu erwartende Entwicklung ist das Verhalten der drei Vertreter der baltischen Staaten zu dieser Frage bei einer Sitzung im Völkerbundrat in Genf. Der Vertreter Litauens schwieg, der Lettlands gab bekannt, daß die Interessen der Minoritäten in Lettland auf gesetzgeberischem Wege geschützt werden würden, doch könne er keinerlei Verpflichtungen übernehmen, welche das lettländische Parlament binden würden. Dagegen erklärte der estnische Delegierte, daß die Interessen der Minoritäten in Esti durch die Verfassung, Landtagsbeschlüsse und Regierungsverfügungen vollkommen geschützt seien.

Die Entscheidung über die endgültige Gestalt der Minoritätenschutzgesetze der baltischen Staaten steht dem Völkerbundrate zu, in Praxis aber wird die Meinung des Sekretariats und des Vertreters Brasiliens, da Cunha, die mit der Bearbeitung der Frage beauftragt erscheinen, ausschlaggebend sein. Diese befristete Aufforderung des Völkerbundes an eine Staatengruppe ist aber weit über den Einzelfall hinaus von Bedeutung. Es ist selbstverständlich, daß der Weg, der hier beschritten wird, auch weiterhin richtunggebend für das Verhalten des Völkerbundes den Minderheiten gegenüber sein wird. Billigt der Völkerbund die Wünsche und Vorschläge der Minderheiten, so wird das Zugebilligte die Grundlage der Forderungen aller übrigen, den Minoritäten je zu gewährenden Rechte sein. Damit würde der Völkerbund erst ein wirklicher Beschützer der Minderheiten werden. Es ergibt sich aber auch, daß diese grundsätzlichen Bestimmungen alle bisherigen Einzelabmachungen aus den Verfassungen und Verträgen an Bedeutung weit überragen, weil hier dauernde Rechtsgrundlagen auch für kommende Generationen frei von den Schwankungen politischer Ereignisse geschaffen werden.

Dieser ungeheuren Bedeutung müssen sich die Schöpfer dieses Minoritätenschutzvertrages bewußt sein. Sie werden aber auch dafür Sorge tragen müssen, daß die Unterlagen für ihre Arbeit nicht nur aus der Hand der die Interessen der staatsführenden Völker vertretenden Regierungen kommen, sondern daß den Minderheiten selbst reichlich Gelegenheit gegeben wird, Vorschläge zu äußern, ohne politischen Druck befürchten zu müssen. Dazu gehört vor allem Bewegungsfreiheit, gehört ein enger Zusammenschluß der über die drei Staaten verbreiteten Minderheitsvölker zum Zwecke der Festlegung ihrer Bedürfnisse und gemeinsame Vorbesprechungen innerhalb der gleichen völkischen und in Gemeinsamkeit mit den übrigen fremdsprachlichen Minderheiten aller drei Staaten. Erst dann, wenn es den Minderheiten in keiner Weise gelingen sollte, über die Grundprinzipien der

Deklaration mit den Regierungen und den Parlamenten eine Verständigung zu erzielen, dürfte ein unmittelbares Vorgehen von Genf aus erfolgen. Es ist aber von besonderem Werte, daß es den Minderheiten möglich ist, sich auch außer der von den offiziellen Vertretern der Regierungen zu überreichenden Deklaration an das Völkerbundssekretariat zu wenden.

Bei den sehr minderheitsfeindlichen Erklärungen der Regierungsvertreter in Genf ist aus dem bisherigen Verhalten der Regierungen die Möglichkeit zwischenstaatlicher Konferenzen der Minderheitenvertreter nicht ohne weiteres gewährleistet. Für solche periodischen Tagungen und engen Verbindungen müssen erst Garantien geschaffen werden, denn es war z. B. den deutschen Kreisen in Kowno nicht möglich, sich über die Lage des Deutschtums in Estland und Lettland zu orientieren. Seit der Gründung der baltischen Staaten, also seit einem Zeitraume von über drei Jahren, hat das Baltentum Lettlands und das Estlands weder kulturell noch wirtschaftlich Beziehungen pflegen können, und die voneinander sehr verschiedenen Verhältnisse der beiden Staaten bringen die Gefahr isolierter Entwicklung für diese, gleichem Stamme angehörenden, bisher homogenen Minderheiten mit sich.

Es zeigt sich also, daß hier trotz der engsten Stammesbeziehungen und jahrhundertelanger gleicher Entwicklung durch die Einwirkung neuer Staatsbildung in kurzer Zeit Gefahren von Entfremdung eintreten können, die in weiterer Entwicklung zur völligen Isolierung zu führen vermögen. Mehr denn je bedarf es daher der Schaffung eines Bandes zwischen den Minderheiten eines Volkes als Vermittler der kulturellen und wirtschaftlichen Ansprüche. Es muß schließlich gelingen, ein „Parlament der Minderheiten" zu schaffen, das im Weiterbau des richtigen, echten Völkerbundgedankens die notwendige Ergänzung zum Genfer Völkerbund wird.

Anfänge müssen da und dort gemacht werden. Wie die praktisch zu lösende Aufgabe die Minderheiten der baltischen Staaten zusammenschließt, wie Völker, denen bisher jedes Gefühl für Minderheitenrechte fehlte, durch Not und politisches Unglück für sie Verständnis erlangen werden, so ist es ganz allmählich gelungen, eine Verbindung der Führer der deutschen Minderheiten in den einzelnen Ländern Europas untereinander herzustellen. Die gemeinsame Arbeit gilt dem Ausbau des Minderheitenrechtes, wogegen auch die feindlichen Staatsvölker keine Einwendungen machen können. Seit zwei Jahren vereinigt in Berlin unter dem Vorsitz von Dr. Szagunn und Ministerialrat Tiedje der Ausschuß für Minderheitenrecht diese Bestrebungen und hat durch eigene Kongresse und Vertretung bei fremden Kongressen, ferner durch Denkschriften und eine Reihe von sehr bedeutenden Veröffentlichungen *) die Fragen des Minderheitenrechtes zu klären versucht. Der Ausschuß für Minderheitenrecht hat sich somit keineswegs rein auf deutsche Fragen beschränkt, sondern das Minoritätenrecht von vornherein als ein internationales, ja als ein Menschheitsrecht aufgefaßt. Trotzdem bestehen auch hier wie bei der Verbindung der Minderheiten zum praktischen Minderheitenschutz große reale Schwierigkeiten, eine internationale Kooperation für die Fragen des Minder-

*) Bisher sind im Verlage von Hans Robert Engelmann, Berlin, erschienen:
„Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten." Von Kurt Wolzendorff.
„Staatsgrenzen und Kirchengrenzen." Von Otto Dibelius.
„Danzig, sein Verhältnis zu Polen und seine Verfassung." Von Dr. Otto Loening.
„Das positive Recht der nationalen Minderheiten." Von Dr. jur. Franz Bordihn.
„Die Rechtsbeziehungen der Auslanddeutschen zum Reich." Von Dr. W. Schätzel.
„Der nationale Minderheitenschutz als internationales Problem." Von Dr. Leo Epstein.
Vorgänger dieser Reihe sind folgende, vom Deutschen Schutzbund herausgegebene und bei Karl Heymann, Berlin, erschienene Schriften:
„Wie können nationale Minderheiten geschützt werden?" Von Edmund Schmid.
„Entwurf eines internationalen Vertrages über den Schutz nationaler Minderheiten." Von Dr. Rudolf Laun.

heitenrechtes herbeizuführen. Die Versuche, welche die Völkerbundligen auf diesem Gebiete gemacht haben, müssen wohl als gescheitert angesehen werden. Der Grund ist folgender: Die Völkerbundligen verfügen nicht über die nötigen Sachverständigen auf dem Gebiete des Minderheitenrechtes, weil die Minderheiten und ihre Vertreter instinktiv den Völkerbundligen mißtrauen. Sie sehen in den Verfechtern des Völkerbundgedankens Leute, die irgendwie auch innerlich den Vertretern des heutigen Völkerbundes nahe stehen, Leute, denen letzten Endes das Organ für so besonders verwickelte Fragen, wie die der Minoritätenvertretung, fehlt. Endlich mangelt es auch den durchweg vom Staatsvolke ausgesogenen Minderheiten an Mitteln, ein großzügiges Bureau zu unterhalten und vielleicht auch von der Schweiz aus für diese Fragen Propaganda zu machen. So kommt es denn, daß die Minoritätensektion des Genfer Völkerbundes, der ja in Geld, resp. in Schulden schwimmt, den Mittelpunkt, und zwar einen legitimen, unanfechtbaren, für die Minderheiten der verschiedenen Völker bildet. Gewiß keinen selbstgewählten.

Trotzdem werden sich die Völker über Genf zusammenfinden, über Genf vielleicht in den Besitz von Geldmitteln für die Bearbeitung dieser Probleme kommen und allmählich sich selbst zum Träger der Arbeit für die gemeinsamen Interessen machen. — Aus diesem Grunde empfehlen wir den Grenz- und Auslanddeutschen, die unter fremdem Schutze schmachten, ihre berechtigte Abneigung gegen den Völkerbund möglichst hintanzusetzen. In der Verfechtung der Minderheitenrechte anderer Völker liegt eine der großen Aufgaben, die weniger vom Binnendeutschen im Reiche gelöst werden kann, als von den deutschen Volksteilen außerhalb der Grenze. Sie sind schwach und zerrissen, aber zahlenmäßig die stärksten Minderheiten in Europa. Dazu sind sie weit weniger belastet mit dem Odium, das eine verbrecherische Propaganda dem deutschen Volke angehängt hat.

Noch hoffen die Ukrainer und Ostgalizier vom Völkerbund durch Anerkennung eines selbständigen Staates auf ihre Befreiung vom polnischen Joch, noch zittert die Seele des magyarischen Volkes voller Empörung über die Ungerechtigkeiten des Friedens von Trianon und wagt es trotzdem, weder in den Nachfolgestaaten noch in Ungarn eine zielbewußte Minoritätenpolitik zu betreiben. Die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit ist in allen Teilen des deutschen Volkes weit fortgeschritten, wenn man auch in der Gesetzgebung des Reiches vielleicht nicht die entscheidenden Schritte getan hat. Die werden in Kürze folgen müssen. Das deutsche Volk im Reich und vor allem draußen wird auf dem Arbeitsgebiet des Minderheitenrechtes die Möglichkeiten, die der Genfer Völkerbund bietet, ausschöpfen müssen, ohne Illusionen, aber auch ohne sich durch berechtigte Gefühle des Mißtrauens und der Erbitterung von der Ausnutzung gegebener Möglichkeiten abhalten zu lassen.

Sylvanus.

Literarische Rundschau

Franz von Bayros' Dante-Phantasie

So muß man diese große Jubiläums-Ausgabe *) des Amalthea-Verlages schon nennen, denn die 60 Bilder, in denen Bayros den großen Florentiner nachzudichten strebt, bilden die bestimmende Note, welche diese Ausgabe von allen anderen unterscheidet.

*) Die Göttliche Komödie. Italienisch und deutsch (Gildemeister). Herausgegeben von Karl Toth. Mit 60 farbigen Lichtdrucktafeln nach Originalaquarellen von Franz von Bayros. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag.

Das dreibändige Werk ist eine Meisterleistung der Buchkunst, auf die stolz zu sein wir alle Ursache haben. In den starken, in Halbpergament gebundenen Bänden — es erschien auch eine Vorzugsausgabe in Ganzpergament — steht der deutsche Text dem italienischen gegenüber. Mit Fug ist die deutsche Übertragung der „Göttlichen Komödie" von Otto Gildemeister gewählt. Durch das schöne Format (22 × 26) wird ebenso wie durch die Wahl eines ausgezeichneten Friedenspapiers auf Japanart die erlesene Vornehmheit der großen Ausgabe gewahrt.

Die Herausgabe besorgte Karl Toth, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Fremder mehr ist. Seine glänzend geschriebene Einleitung gehört zum Besten, was in deutscher Sprache über Dante je gesagt ist. Mit einer Kraft der Einfühlung, die er schon früher bewährte anderm Stoff gegenüber, umreißt er Dantes Werk, seine Bedeutung für unsere Tage, seine Größe und seine Tragik. Seine Darlegungen sind auch da, wo seine Klarheit kühlen Abstand auch von dem Größten nimmt, von einer leidenschaftlichen Wärme getragen.

Und Franz von Bayros? Es sei nicht verhehlt, daß man mit einiger Verwunderung vernahm, daß er der Illustrator gerade Dantes sein sollte. Denn wir kennen doch hauptsächlich den „galanten" Bayros, bei dem freilich gerade einige der bekanntesten Blätter ein leidvolles Wissen um alle Schrecken und Qualen des Inferno zu künden schienen. Aber man dachte an Botticelli, an die Einzelgestalten aus Dante bei Michelangelo und Raffael, an Genelli, Delacroix und Doré. Und zweifelte an Bayros' Berufung. Aber was diese 60 Aquarelle, die in farbigen Lichtdrucktafeln ausgezeichnet wiedergegeben sind, bringen, überzeugt, daß die innere Berufung zu dem großen Werk die äußere bestätigt. Dazu verhalf ihm seine Blutmischung, denn von Mutterseite her eignet dem Nachkommen alten spanischen Geschlechts, das in Italien und Österreich ansässig wurde, auch rein deutsches Wesen. Es sei daher auch als unser Urteil das hierher gesetzt, was Karl Toth von diesen Blättern kündet, über denen ein feiner Schleier liegt, als ob allem Profanen der Zugang zu den Gesichten von unerhörter Kraft und Größe verwehrt werden sollte:

„Was den Künstler Bayros dem Künstler Dante in die verwandteste Nähe rückt, ist vornehmlich die dichterische Bewältigung und Weiterbildung der Allegorie. Das unter den Symbolen der „Commedia" glimmende Leben pflanzt sich in den sechzig Blättern dieser Paraphrase selbständig fort und schlägt bisweilen zu neuer schöner Flamme empor . . . .

Während etwa Doré Struktur und poetischen Gehalt des ganzen Gedichtes wahllos mit eiligem Griffel beschwatzt, schafft der nachfühlende Gestalter Bayros vorzüglich im Purgatorio und im Paradiso aus unbedeutendster Episode das Symbol eines ganzen Gesanges, ja die Grundstimmung des Gesamtwerkes, und das tausendfältige, oft verhüllt vorüberhuschende Geschehen innerhalb der Struktur des unerschöpflichen Gedichtes wird ihm zum Anlaß, dem Weltall und kleinstem Menschenschicksal nachzuträumen . . . .

Das also beschriebene freie Gestalten von innen heraus dürfen wir als letztlich germanisch an dieser Dante-Nachschöpfung in Anspruch nehmen. Der Künstler findet hier abseits vom Illustrieren des „unillustrierbarsten" der Gedichte instinktmäßig den gleichen Weg, den Rethel mit jenem einsamen Blatt von Manfreds Totenfeier in flüchtiger Eingebung erahnt hatte. Und wir stehen nicht an, zu behaupten, daß einzig dieser Art künstlerischen Erschauens der „Commedia" die Zukunft gehört.

Freilich muß dieses Erschauen von so müheloser Meisterschaft der Versinnlichung getragen sein, wie sie Bayros eignet, einer Begabung, die aus allen Quellen lateinischer Wesensart ihre Säfte zieht. Romanisch ist an dem Künstler seine gestaltenschwangere Phantasie, das getreueste Werkzeug jenes Erschauens, daraus über die sechzig Blätter seiner Dante-Nachdichtung ein wahrhaft unerhörter Reichtum von

Formen und Farbenabschattungen sich ergossen hat, all das unter einen weichen, grauen Schleier gebreitet, als trauere hier ein sonnentrunkenes Auge des Südens in den Nebeln nordischer Verbannung. Romanisch ist an dem Künstler Bayros die unfehlbar zielsichere Zeichnung, nur selten und wie spielerisch in bizarre Eigenwilligkeiten hinübergleitend, ist die unnachahmlich ausgewogene, bald rauschende, bald singende Komposition, darin die machtvollsten Gegensätze wie die zartesten Glanzlichter ihre allbedeutende Stelle haben und auch die nicht ganz erfüllten unter diesen bildnerischen Visionen in einen Akkord zusammenhält. Auf der Trias von Zeichnung, Farbe und Komposition aber baut sich ein nur diesem Künstler eigener Stil auf, bald dem Gemälde verwandt, das ein herrischer Rahmen vom Alltag scheidet, bald als Zeichnung vertraulich fabulierend, gleich einem begnadeten Kinde; ein Stil, darin episches, lyrisches, dramatisches Leben sich vermählen, wie in Dantes ewiger Dichtung."

Dieses große Werk bedeutet einen Gipfelpunkt in dem Schaffen des vornehm, feinsinnig und zielbewußt geleiteten Amalthea-Verlages, auf dessen Arbeiten hier schon häufig hingewiesen wurde. P.

Die Tragödie der Architektur

Die Betrachtung von Dingen der Kunst nicht von der Kunst, sondern von der Menschheit aus, hat ihre Gefahren, zumal in unserem Durcheinander, wo jeder Wicht die Kunstfeder schwingt, und selten wird solcher Gesichtspunkt vom Fachmann aufgebracht. Wenn ein Gebiet diese Betrachtung herausfordert, ist es die Architektur, weil sie zu Ende geht, bereits zu Ende gegangen ist. Natürlich steht nicht die Tatsache in Frage, daß überall gebaut wird und werden wird, solange Menschen für ihre Notdurft Behausungen nötig haben; vielmehr das Bestreben der Völker, sich im Bau eine Schale ihrer Seele und Gesittung, einen Ausdruck für den Grad des Zusammenhalts ihrer Gemeinschaft zu schaffen. Der Niedergang dieser Baukunst ist eine menschliche Angelegenheit größten Gewichts und hängt nicht mit dem Baumaterial, mit Backstein und Zement, mit Säulen und Gewölbearten zusammen, sondern mit der Zersetzung unserer seelischen Kräfte; eine der großen Tragödien unserer Menschheit. Paul Fechter hat sie geschrieben *). Mit der umfassenden Eindringlichkeit, die das große Thema erfordert, in einem der Würde des Objekts angemessenen Stil. Sein Outsidertum erweist dabei nur Vorteile, den freien Blick für das Problem, die Fähigkeit, Epochen zu begreifen, und bringt eine in unseren Tagen seltene Gabe mit: Der Grad der Tiefe des Erlebens bestimmt den Grad objektiver Gelehrsamkeit. Sein nicht gewöhnlicher Wissensschatz ist kein abstrakter Besitz, der von sich aus in die Darstellung eingreift, sondern nur Stütze der Diktion. Es kommt nicht auf die Vollständigkeit der Dokumente, sondern auf die des Gedankens an. Gegenstand ist selbstverständlich die Baukunst Europas. Der Beginn wird in Ägypten gefunden, und von den Ägyptern an wird die Entwicklung bei Griechen, Römern, in der Gotik, im Barock gesucht und immer in der Wandlung des Stils die Wandlung der seelischen Dichtigkeit der Menschheit nachgewiesen. Das Drama kommt in der Gotik auf die Höhe und empfängt hier die Elemente, die langsam die Katastrophe vorbereiten. Mit wohltuender Enthaltsamkeit wird das Ende des Stücks dem Leser überlassen und die Tragik unserer Gegenwart nur angedeutet. Vielleicht hätten die sehr naheliegenden Konsequenzen in diesem Zeitraum, der uns am meisten angeht, ein wenig schärfer formuliert werden müssen, denn wenn uns

*) Die Tragödie der Architektur. Von Paul Fechter. 128 S. mit zahlreichen Bildtafeln. Jena, Erich Lichtenstein.

etwas helfen kann, ist es sicher keine optimistische Übermalung der Tatsachen. Zu dieser läßt sich Fechter übrigens nicht herbei, und der Verzicht auf die endgültige Schlußfolgerung entstammt vielleicht nur der Noblesse der Darstellung, die das ganze Buch ziert.

Einen Einwand fordert der Verzicht auf die Abwandlung des Problems in der französischen Kultur. Das wird besonders auffallend in der Gotik, die nur von Deutschland aus behandelt wird. Nur die sparsam beigegebenen Bilder ergänzen. Hier ergeben sich Lücken nicht der Materie, sondern des Gedankens. Gerade die französische Gotik hat mit Erfolg gegen die protestantische Ernüchterung gekämpft und wesentliche Beziehungen zu der Antike behalten. Daraus hätte eine Differenzierung des Problems gewonnen werden können, ganz abgesehen von der Historie. Auch beim Empire wird Frankreich so gut wie vernachlässigt. Mag die Urbanität, die man in Paris zu retten verstand, mangelhafter Ersatz für die riesigen Verluste Europas sein, sie durfte in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden. Auch wäre vielleicht ein Hinweis auf die Art des Ersatzes, die von anderen Künsten versucht wurde, notwendig gewesen.

Wenn aber der Europäer nicht ganz befriedigt das Buch aus der Hand legt, der Deutsche hat Fechter um so wärmer zu danken. Wieder ergibt sich auch in diesem Fall die Bedeutung des Gegenstands für die Entwicklung der Fähigkeiten eines Autors. Fechter hat nicht immer so ernsthafte und so dringend notwendige Probleme behandelt. Taugt einer nichts, wird freilich die größere Aufgabe erst recht seine Kleinheit erweisen. Der Tüchtige wächst mit seinem Motiv. Fechter hat mit diesem Buch ein großes Versprechen gegeben. Wir kannten ihn längst als unerschrockenen Idealisten. Mit dem Buch hat er sich der Idee verschrieben. Dazu sei ihm herzlich Glück gewünscht. J. Meier-Graefe.

Geschichten

Es ist heutzutage Mode, Geschichten durch große Typen und kleinen Satzspiegel, durch reichliche Verwendung von Absätzen und einer erklecklichen Anzahl von Kapiteln auf eine gute Anzahl Druckseiten zu bringen. Ist das erreicht, so setzt man unter den Titel die Bezeichnung: Roman. Das ist meist eine Unwahrheit. Selbst wenn der Verfasser darunter schreiben würde: Novelle, so dürfte er sich in vielen Fällen einer nicht geringen Selbsttäuschung hingeben. Der Mut zur Novelle, zur Geschichte, zur Erzählung, zur Anekdote gar ist uns verlorengegangen. Nicht durch die Schuld der Schreibersleute: Herr Publicus wünscht das vollgewichtige Wort Roman, und liest er es nur gedruckt, so glaubt er es, wie selbstverständlich, und fühlt sich im Vollbesitz seiner Bildung.

Man freut sich, vier Bände zu sehen, die nicht mit falschem Adel prunken. Wenn Guido K. Brand seine Geschichten mit dem Titel „Das Fremde" (Berlin 1921, Egon Fleischel & Co.) Novellen nennt, so hat er ein Recht dazu, denn die Erzählungen bieten Neuartiges, Überraschendes. Nur ist es bedauerlich, daß der Verfasser sich dem modischen Stil unterwirft, denn er wäre wohl Manns genug, sein eigenes Wesen zu treiben. Das Zugeständnis an den heutigen Geschmack, der Atemlosigkeit und Lärmendes wünscht, verdirbt ihm den Aufstieg seiner „Falken", den treffenden Heyseschen Ausdruck zu gebrauchen. Die Monotonie der Ekstase erzeugt gleichförmige Ebene, wo wir eine Pyramide erwarten. Daß Brand nicht aus Eigenem den Weg zum Expressionismus fand, zeigen deutlich schier rührende Entgleisungen, Formeln wie: „die unnachahmliche Geste alter Geschlechter", oder Ausdrücke, die kraß sein sollen und in ihrer Einfachheit drollig wirken: „Ich möchte diese Nacht zerreißen . . . wie ein Sadist." Infolgedessen verzettelt er die Entladung seiner

inneren Spannung in kleine anhaltende Explosionen; das aber wirkt, wie jene Feuerüberfälle, nach kurzer Zeit ermüdend. Er suche seinen eigenen Weg und klammere sich nicht an Rockschöße; er hat es nicht nötig, am wenigsten, wenn, wie wir hoffen, die „Afrikanische Nacht" auch zeitlich die letzte dieser Novellen ist.

Sehr viel sparsamer, vielleicht zu sparsam, sehr viel schulgerechter, und die guten Einfälle lassen ein: vielleicht zu schulgerecht nicht aufkommen, geht Otto Anthes vor (Lübische Geschichten, Tübingen, Alexander Fischer, Verlag). Er erzählt kleine Anekdoten, und seine Falken, die gewiß nicht zu so hohen Sphären schießen wollen, wie die Brands, scheinen unserem Auge doch beträchtlich höher zu steigen, wenn sie in Wirklichkeit vielleicht auch nur halb so hoch flattern. Mit Stolz erzählt er von seiner Vaterstadt und mit jener leichten Koketterie, die wir den verdienten magistris patriae so gern verzeihen. Am glücklichsten scheinen jene Anekdoten vom alten Geibel und dem prachtvoll verrückten Theatergrafen Hahn-Neuhaus, die fest in lübischer Erde wurzeln und darum größeren Schatten werfen, als die anderen, die schließlich überall geschehen können.

Ganz fest auf dem fränkischen Heimatboden steht ein Mann, dessen Namen ich bisher nicht vernahm, Georg Bünau („Der Mut des Egidi Duldmann und andere Geschichten und Novellen", Dresden 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung). Man denkt an Riehl, an Kurz, manchmal an Raabe, denn Bünau sieht tiefere Gründe, als die beiden Kulturhistoriker von der Dichterzunft. Bünau streift durch die Jahrhunderte und sucht sich seine Schicksale mit scharfem Auge und festem Griff. Ihrem Ablauf, sei er heiter oder furchtbar, sieht der Verfasser kühl zu, mitunter scheinbar teilnahmlos. Bisweilen fesselt ihn die Architektur der sorgsam und fein gemalten Kulissen mehr, als die tragierenden Menschen, was ungeduldig macht, so erfreulich es ist, einen Dichter zu sehen, der mehr versteht, als nur schreiben. Der verschnörkelte Stil ist sogar bei Würzburger Meistern des Barock in die Schule gegangen. Gleichviel, in der „Bastion Buchenschwend", in den „Gelehrten Leuten", in „Anno 1523" sind Keime zu einer starken Erzählerkunst. Mögen diese Geschichten auch altmodisch sein, es ist doch einer da, dem etwas einfällt, und der was zu sagen hat. Man wünschte sehr, daß solche Bücher zur Unterhaltungslektüre würden. Und seufzt, denn Herr Publicus will seine Romane, worinnen sie sich kriegen nach greulichen Fährlichkeiten oder auch nicht, denn Herr Publicus fängt an, auf Schwermut zu halten.

Um besagten Publicus kümmert sich Hans Franck (Das Glockenbuch, München, Delphin-Verlag) durchaus nicht. Man hat bei diesem Dichter, der nicht einmal angibt, was er einem vorsetzt, das Gefühl, als belausche man jemanden, der für sich hin allerlei summt. Man kommt sich als Eindringling vor.

Dies Glockenbuch ist das stärkste der vier vorliegenden Bände. Die erste Geschichte erzählt vom Franz, der die Sprache der Glocken versteht; ganz ausgezeichnet ist die Mutter gestaltet und ihr Kampf, den sie vergeblich kämpft gegen diesen Fluch-Segen auf ihrem Sohn, da sie weiß, wie es denen draußen geht, die der Glocken Sprache verstehen. Aber da die Geschichte anheben sollte, dort, wo Franz in die Welt zieht, bricht sie ab, jäh, ein sinnloser Tod fällt den armen Wanderburschen. Wiewohl hier ganz deutlich die Dichtung zerspringt, wagt man als Merker nicht den Schnitzer anzukreiden; der schrille Riß erschüttert, er scheint zu bluten. Da man das überschlagene Vorwort liest und erfährt, daß die Geschichte einem frühverstorbenen Kindchen gewidmet ist, ersieht man den Hergang und weiß aufs neue, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Nicht so stark, da sie das Motiv der ersten variiert, ist die Geschichte vom dreiäugigen Machtnix. In der Mitte aber steht die beste Erzählung: „Hans Huwelmann". Herr Publicus wird außer sich sein, wenn er von dieser Geschichte erfährt, in der nichts geschieht, als daß ein braver Tischler-

meister sich erhängt und begraben wird. Es ist meisterhaft, wie Hans Franck aus diesem Nichts eine große Tragödie schafft, wie er mit behäbigsten Worten und trotz ruhigstem Fluß der Erzählung den Leser fiebern macht. Es werden jetzt soviel Bücher von der Tragödie, oder besser: den Tragödien unsres Volkes geschrieben; erschütternder als an dem Schicksal des Tischlermeisters Friedrich Friedrich sind sie mir noch nirgends aufgewiesen worden. Wer eine deutsche Geschichte lesen will, der lese Hans Huwelmann. Das gleiche soll tun, wer seine Vaterlandsliebe auf ihre Echtheit prüfen will. Wer diese Geschichte nicht versteht, fällt durch. Man lasse seine Freunde dieses Examen, das der Dichter Hans Franck anstellt, machen; er sei jedoch gefaßt, 75 Prozent zu verlieren. Wolfgang Goetz.

Neue Propyläen-Bücher

Von der hier schon gewürdigten großen Ausgabe von Gottfried Kellers sämtlichen Werken liegen zwei neue Bände vor: „Der grüne Heinrich" in der ursprünglichen Fassung und „Gedichte". Die von Harry Mayne veranstaltete Ausgabe soll die „Gesammelten Werke", die „Nachgelassenen Schriften", die erste Fassung des „Grünen Heinrich" und eine Nachlese zu den Gedichten enthalten. Sorgfältige Textvergleichung hat an manchen Stellen Säuberung ergeben. Das Lebensbild und die Würdigung des Dichters durch den Herausgeber, die dem Band „Gedichte" vorangestellt ist, ist beste literarhistorische Arbeit. Die Ausgabe wird beim vollständigen Vorliegen in den stattlichen, von Hugo Steiner (Prag) mit Einband und Buchschmuck versehenen Halbleinenbänden den ersten Rang unter den vielen Neuausgaben beanspruchen dürfen.

Sehr zu begrüßen ist auch der schöne Pappband, in dem Wilhelm Heinses „Ardinghello und die glückseligen Inseln" erscheint, besonders wegen der beigegebenen 30 Bildtafeln. Dieses leidenschaftliche, eigenwillige Bekenntnisbuch wird seinen Weg zu immer breiteren Kreisen finden.

Die nach einem großen, umfassenden Plan zielbewußt und feinsinnig geleitete Arbeit des Verlages bringt als besonders willkommene Gabe auch Edgar Allan Poes Werke, von denen bisher drei Bände vorliegen. Die Übersetzungen sind von Gisela Etzel, Wolf Durian, Emmy Keller, Karl Lerbs und Theodor Etzel, der eine ausgezeichnete Einleitung schrieb. Die Bücher umfassen in chronologischer Reihenfolge, von Etzel zusammengestellt, die Gedichte, Geschichten von Schönheit, Liebe und Wiederkunft und Verbrecher-Geschichten. Die deutsche Wiedergabe ist auch in den oft große Schwierigkeiten bietenden Gedichten durchweg flüssig und gut.

Von der geplanten Ausgabe von Molières sämtlichen Werken in 6 Bänden, in der Übersetzung von M. Beutler, H. Conrad, J. Kafka, F. Kaibel, R. Koester, E. Neresheimer, P. Wiegler erschien der erste sehr gut ausgestattete Halblederband, der die klare Einleitung von W. Friedmann und „Der eifersüchtige Barbouillé", „Der Arzt als Doppelgänger", „Der Tölpel", „Liebesnöte", die lächerlichen „Preziösen" und „Sgagnarell" enthält. Diese Ausgabe verspricht ein glänzendes, würdiges Jubiläumsgeschenk zu werden. Der Band ist in Didotschriften von Männicke und Jahn in Rudolstadt gedruckt. D. R.

Politische Rundschau

In dem Augenblick, da der Berichterstatter seinen Bericht für das Maiheft abschloß, traf die Nachricht von dem deutsch-russischen Vertrage ein und wurde auch der erste Widerhall der Kunde schon hörbar. Die Tragweite des Vertrages läßt sich noch nicht übersehen, die Lage in Genua aber ist durch ihn grell überleuchtet worden.

In Genua ringen die russischen Bolschewisten und die Angelsachsen ihren schweren Kampf miteinander. Jene müssen die russische Wirtschaft wieder aufbauen, diese wollen die Not Rußlands benutzen, um es in ihre Gewalt zu bekommen und seinen außerordentlichen, natürlichen Reichtum ausbeuterisch für die Zwecke ihres Kapitalismus zu heben. Die Vereinigten Staaten sind amtlich nicht in Genua vertreten. Hinter den Kulissen wirken ihre Wirtschaftler offenbar um so unbedenklicher und rühriger mit.

Zwischen den beiden streitenden Teilen liegen Frankreich und Deutschland. So vollkommen Deutschlands politische Ohnmacht ist, in diesem Streite kommt ihm, — kam ihm dennoch ein Gewicht zu. Ohne seine Industrie läßt sich die russische Wirtschaft nicht wieder aufbauen. Dessen sind sich die Russen ebenso wie die Angelsachsen bewußt. Frankreichs militärische Stellung im festländischen Abendlande ist zu stark, als daß nicht auch ihm Beachtung zuteil werden müßte. Die Spannung, die zwischen ihm und England besteht, hat das Interesse an ihm noch erhöht.

Für die Zeit der Vorbereitung der Konferenz war bezeichnend, daß die deutsche Regierung, ohne jedes deutliche Gefühl für das Gewicht, über das sie verfügte, und immer nur in Sorge um die Lasten, welche die Westmächte auf uns häufen, selbst jetzt noch in der Bewegungslosigkeit verharrte, der sie seit zwei Jahren verfallen ist. Russen, Engländer und Franzosen dagegen betätigten sich aufs stärkste. Da sie es sämtlich für richtig fanden, das Vorfeld der Konferenz zu vernebeln, ließen sich über ihre Absichten nur Vermutungen äußern. Die Vorhand hatten sich von vornherein doch wohl die Russen gesichert. Sie sind „keine Politiker der Mitte", wie Lloyd George, sondern Kämpfer, Männer, für die es um das Ganze geht.

War der Handel der Russen mit Frankreich von November bis zum Februar nur ein glücklich durchgeführter Täuschungsversuch? Wollten sie mit ihm lediglich die Aufmerksamkeit der Angelsachsen auf die unrichtige Stelle lenken? Heute scheint es so. Aber es ist nicht leicht zu glauben. Denn wenn sich Poincaré nicht zurückgezogen hätte, was hätte Tschitscherin dann getan? Poincaré zog sich zurück, nachdem er in Boulogne Lloyd George wiederum zur Nachgiebigkeit gegen die französische Vergeltungspolitik an uns Deutschen bewogen hatte. Frankreichs Unfähigkeit von jeher, weltpolitisch zu denken, seine Gebundenheit an das festländische Abendland, die Begrenzung seines Blickes auf die kleine Welt zwischen den Pyrenäen und dem Njemen, ließ es nicht erst ernstlich zu einer Wahl zwischen den Angelsachsen und den Russen kommen. Mit den Angelsachsen kann es Kontinentalpolitik, mit den Russen müßte es Weltpolitik treiben. Aber schwerlich haben sich die Russen von vornherein gesagt, daß die Franzosen zuletzt doch nicht mit ihnen gehen würden und sie also die Freiheit der Bewegung behielten.

Auf jeden Fall übersahen die Russen über der Möglichkeit, die Engländer durch die Verhandlungen mit Frankreich zu beunruhigen, nicht ihre andere, aussichtsreichere Aufgabe, sich mit den Randstaaten, mit den Westslawen und mit Deutschland noch vor Genua zu verständigen und die besondere wirtschaftliche Interessengemeinschaft, die alle diese Gebiete untereinander und mit Rußland verbindet und in dem angelsächsischen Kapitalismus ihren Todfeind hat, herauszuarbeiten. Frankreich war von je ein unnatürlicher Bundesgenosse für Rußland. Die Völker Mitteleuropas, dies Wort im weitesten Sinne genommen, sind seine natürlichen Bundesgenossen, das deutsche Volk voran. Versuchte es sie in Genua mit ins Treffen zu führen, so bedeutete das etwas. Späterhin im März ist Tschitscherin entsprechend verfahren. In Riga begründete er ein Einvernehmen mit den Randstaaten. In Genua ist nun das Abkommen mit Deutschland erfolgt. Abreden mit der Tschechoslowakei und Polen sollen nahezu abschlußfertig sein. Das alles hat Sinn und ist als gute, folgerichtige Politik zu bezeichnen. Es stellt Zusammenhänge wieder her, die durch eine törichte,

aus den westlerischen Ideen von 1789 geflossene Ideologie, namentlich durch einen der Wirklichkeit Mittel- und Osteuropas völlig entgegengesetzten Nationalismus zerrissen worden waren. Die Ideologie feierte ihren größten Triumph in den Friedensverträgen von 1919, als Frankreich — wie es in der kürzlich veröffentlichten Antwort Clemenceaus auf die Denkschrift Lloyd Georges vom März 1919 heißt — „die jungen Völker" des östlichen Mittel- und Südosteuropas „entschlossen und freigebig unterstützte". Was die Russen jetzt leisten, ist die erste sachlich wertvolle Überwindungsarbeit, die an dem Werk der Versailler Machthaber geleistet wird.

Soweit wäre alles gut und auch der Entschluß der Reichsregierung zur Unterschrift unter den Vertrag nur dankbar zu begrüßen, wenn er ebenfalls sicherem politischen Gefühle entsprungen wäre und die Bürgschaft festen Beharrens in sich trüge. Davon kann leider nicht die Rede sein.

Die deutsche Reichsregierung ist mit der Einstellung auf die Westmächte und im besonderen auf England nach Genua gegangen. Ihre von den Engländern genährte Hoffnung war, daß sie sich durch ein bescheidenes Wohlverhalten in Genua Anerkennung erwerben und zur Behebung der verdrießlichen Stimmung aller pazifistisch gesinnten Elemente in der Welt gegen uns beitragen werde. In Genua werde sich allmählich eine Atmosphäre bilden, die es unmöglich mache, das Boulogner Abkommen über die Nichterörterung der Reparationsfrage auszuführen. Frankreich selbst werde schließlich aus dem Bedürfnisse nach einer europäischen Anleihe für Deutschland seinen Widerstand aufgeben. Diese Vorstellung lag durchaus in der Linie der Wirthschen Erfüllungspolitik. Für sie gab es auf dem Erdenrunde nur die siegreichen Westmächte gegenüber dem im Kerker schmachtenden deutschen Volke. All ihr Überlegen spielte darauf ab, die Westmächte gnädiger zu stimmen. Ganz richtig fühlte sie im Januar nach Cannes, daß Genua eine Möglichkeit für sie werden könnte — wenn nämlich in Genua unsere wirtschaftliche Not und die Not der deutschen und die Not der englischen Arbeiter den Gegenstand der Beratungen bildeten und nicht der Kampf zwischen russischem und dem angelsächsischen Kapitalismus um die Wiederaufrichtung oder die wirtschaftliche Versklavung Osteuropas mitsamt Sibirien und Mittelasien.

Schwer begreiflich bestärkte auch ein großer Teil der deutschen Schwerindustrie die Regierung in ihrer logischen, aber unwirklichen Hoffnung. Er sah das Problem der Konferenz nicht unbefangen. Auch er täuschte sich vor, daß die Reparationsfragen dort in unserem Sinne gefördert werden würden. Aber er sah auch, daß es um Rußland ging. Dabei jedoch warf sich mit all der widerpolitischen Veranlagung der deutschen Industrie auf die angelsächsische Seite. Er erwartete, daß er zum Mitverdienen zugelassen würde. In der Korrespondenz, von der sich die deutsche Industrie und Bankwelt mit Vorliebe mit politischen Ansichten bedienen läßt, und deren Beziehungen zu einflußreichen Stellen der Deutschen Volks- wie der Deutschnationalen Partei unverkennbar sind, feierte die Genugtuung darüber, daß die Angelsachsen nach dem ersten Eindrucke in Genua die Konferenz beherrschten und dem Ziele der Versklavung nicht nur Ost-, sondern auch Mittel- und Südosteuropas ganz nahe zu sein schienen, geradezu Orgien. Wie einen Peitschenhieb müssen alle halbwegs besinnlichen Leser jener Korrespondenz die Kunde von dem russisch-deutschen Vertrag gespürt haben. Denn er zerstreute mit einem Ruck alle Selbsttäuschungen, die der Industrie wie die der Regierung.

Nachdem der Schwall der inhaltlosen, schlagwortreichen Eröffnungsreden vorüber war, mußten sich unsere Vertreter sofort überzeugen, daß an die Erörterung der Reparationen noch lange nicht gedacht werden durfte, daß dagegen die Gefahr eines angelsächsisch-russischen Abkommens zu Lasten der Russen und nicht nur ohne Beteiligung, sondern ganz wesentlich auf Kosten Deutschlands um so näher

drohte. Die Russen drückten auf uns mit härtester Willenskraft, daß wir uns gegen die Gefahr im letzten Augenblick aufbäumen und ihnen die Hand reichen müßten. Wie es in einer überhaupt nicht mit politischem Instinkt und politischer Einsicht begnadeten Regierung immer der Fall zu sein pflegt, gewann plötzlich ein Beamter zweiter Ordnung, der Referent für die osteuropäischen Angelegenheiten im Auswärtigen Ministerium, den bestimmenden Einfluß auf die anderen Mitglieder der Regierung. Er hat immer für unsere Wiederorientierung nach Rußland hin gekämpft. Es war sein gutes Recht, wenn er bisher gleichsam nur Rußland sah. Vermutlich ist er auch damit im Recht, daß wir, vor die Wahl gestellt, zu Rußland gegen die Westmächte halten müssen. Aber nach allem Voraufgegangenen und in Würdigung des Zeitpunktes, in dem die Entscheidung erfolgte, ist damit zu rechnen, daß die bombengleiche erste Wirkung des Vertragsabschlusses von unmäßiger Gewalt ist und es nicht erst zum Reifen wirklicher Früchte aus dem Vertrage kommen lassen wird. Die Westmächte haben sich sofort gegen uns und nur gegen uns, nicht auch gegen die Russen gewandt. Sie achten in den Russen die politische Macht und den politischen Willen, sie stoßen zu gegen die politische Ratlosigkeit, die sich just vor einem Jahre den Vereinigten Staaten auf Gnade und Ungnade preisgab, die im Herbst mit den Franzosen techtelmechtelte, im Januar sich den Engländern in den Arm zu hängen versuchte und heute der russischen Knute gehorcht. Die Wendung der Westmächte gegen uns aber hat die Russen schon wieder von der Bindung befreit, die der Abschluß des Vertrages zunächst auch für sie bedeutete. Wenn sie uns gleich zur Unterschrift zwangen, so brauchten sie uns doch. Heute brauchen sie uns schon nicht mehr, erbärmlich wie uns die Westmächte behandeln, feindselig wie sich die Meinung fast der ganzen Welt sofort wieder gegen uns stellte, übel wie wir uns auszureden versuchen. Die Sonderverhandlungen der Westmächte mit Rußland, versichert Herr Rathenau, hätten uns gezwungen, unser eigenes Interesse wahrzunehmen. Ja, ist nicht bis zur Stunde der ganze Sinn, die einzige Rechtfertigung der Wirth-Rathenauschen Erfüllungspolitik gewesen, daß wir nicht mehr in der Lage sind, unsere Interessen selbst wahrzunehmen? Ihre Interessen wahrnehmen kann eine Nation nur, wenn sie noch über Macht verfügt. Dazu bedarf es eines Heeres oder mindestens der Fähigkeit, feindlicher Gewalt seelischen Widerstand entgegenzusetzen. Unser ist im Zeichen der Erfüllungspolitik weder mehr das Heer noch die Fähigkeit zum Widerstande.

So ist denn fürs erste auch Genua wieder nur ein Schritt weiter in unser politisches Verderben hinein geworden und rascher und jäher noch, als es zu erwarten war. Die Konferenz selbst wird schwerlich über dem Vertrage auseinandergehen. Für ihre Hauptbeteiligten bedeutet er nur einen Abschnitt in ihrem Ringen miteinander. Die Russen haben einen starken Schlag geführt, die Angelsachsen sind dabei, die Einbruchstelle abzuriegeln. Frankreichs Bewegungsfreiheit am Rhein und vielleicht auch an der Weichsel ist wieder gewachsen und damit auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Reparationsfrage zu neuen gewaltsamen Eingriffen der Franzosen führt, zur politischen Neutralisierung der Rheinlande unter französischem Schutz, wie die neueste Formel für die Auslieferung des linken Rheinufers an Frankreich lautet, zur Besetzung des Ruhrgebietes, zu Sanktionen im Bereiche Ostpreußens. Die Kampflage in Genua nötigte die Franzosen bisher zur Zurückhaltung. Vielleicht erscheint sie ihnen nicht mehr ebenso geboten. Bis zum Erscheinen dieses Berichts mögen wir darüber schon einigen Aufschluß haben.

An sich dürfte es jetzt nur noch eins geben — uns unbedingt zu den Russen zu halten, wenn die Russen selbst den Gedanken der ostmitteleuropäischen Gemeinschaft dem angelsächsischen Kapitalismus gegenüber nicht aufgeben. So zerrüttet wie

Englands Stellung schon ist, hat die russische Abwehr, wenn sie von einem wahrhaft politisch großen Gedanken getragen wird, Aussicht. Er würde auch im Südosten Europas werbende Kraft aufzubieten vermögen. Sehr beachtenswert erscheint dafür, daß der Träger der französisch inspirierten Politik im Südosten, der Tschesche Benesch, neuestens Bedenken bekommen hat, ob seine Tätigkeit nicht einem Bunde der österreichischen Nachfolgestaaten den Weg bahnt. Kürzlich erklärte er einem Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse", von einem solchen nichts wissen zu wollen. Der Bund werde nur den Deutschen zur Wiederauferstehung verhelfen. Er wandte sich im selben Atemzuge gegen die Bestrebungen Jugoslawiens, das zum Balkan und ans Mittelmeer und gar nicht zu Mitteleuropa gehöre, und gegen sein Zusammengehen mit Rumänien. Im Zurückgreifen auf die Beurteilung, die wir im Februarhefte der Entwicklung der Dinge in den Nachfolgestaaten widmeten, dürfen wir die Meinungsäußerung Beneschs besonders unterstreichen.

Wenigstens mit einem Worte sei hier des plötzlichen Todes Karls von Habsburg gedacht. Etwas vom Schicksale Konradins, des letzten Staufers, ist auch dem letzten Habsburger zuteil geworden. Von dem deutschen Heimatland innerlich gelöst, sind beide Geschlechter untergegangen, das eine im Kampf um Sizilien, das andere im Kampf um Ungarn.

Herrn Calonder gelang es in letzter Stunde noch, die Unterhändler in Sachen Oberschlesiens zu einer Verständigung auch über die Liquidationen zu bewegen. Der Großgrundbesitz ist den Polen zur sofortigen Enteignung geopfert worden. Nicht willkürlich verfahren dürfen die Polen in den kommenden fünfzehn Jahren mit den kleinen Bauern und gegen die Industrie. Diese aber wandert schon freiwillig nach Nieder- und Mittelschlesien ab. Einsicht in die bare Unmöglichkeit einer Zusammenarbeit mit den Warschauer Polen, aber auch Gebundenheiten an die Versorgung aus dem übrigen Deutschland treiben sie von dannen. Zugleich vollendet sich das Schicksal der Weichseldörfer, die Ostpreußen noch mit dem Flusse verbanden. Die Regierung rühmte sich, daß die Schärfe ihres Einspruchs die Botschafterkonferenz zu einem Aufschub der Besitzergreifung bestimmte. Es handelte sich jedoch nur um eine Verzögerung aus formalen Gründen.

In der seit langem geplanten Besprechung der Außenminister des großen Verbandes über den türkisch-griechischen Krieg erfolgte die Einigung im großen und ganzen auf der Grundlage, daß die Kemalisten Kleinasien, die Griechen die in Europa strittigen Gebiete, einschließlich Gallipolis, erhielten. Ebenso sehr Radikaler von Herkunft als Engländer von Nationalität, hat Lloyd George den Griechen gesagt, daß sie viel wirksamer unterstützt worden wären, wenn sie sich ihren König nicht wiedergeholt hätten. Er nährt damit im Augenblicke der griechischen Enttäuschung den inneren Zwist im Lande. Griechenland wurde vor hundert Jahren von der Türkei unabhängig, weil England an ihm einen ersten Halt im östlichen Mittelmeere zu gewinnen vermochte. Ähnlich und mehr noch wie Italien hat es in englischen Augen nur insoweit einen Anspruch auf staatlichen Bestand, als mit seinem Verbleiben in der englischen Machtsphäre verträglich ist. Die Türken scheinen bereiter als die Griechen sich mit dem Diktat von Paris bis auf weiteres abzufinden. Ihr Verhalten entspricht wohl der augenblicklichen Gesamtlage im vorderen Orient. In Ägypten hat die neuliche englische Abschlagszahlung auf die Forderungen der Einheimischen Wahlen zur Folge, die nicht vor dem Herbst stattfinden werden. In Indien arbeitet die englische Politik an der Auseinanderdrängung der Hindus und Mohammedaner. Jene sind bis zur Ablösung des für sechs Jahre eingekerkerten Ghandi durch andere Führer gelähmt; die Mohammedaner werden inzwischen gestreichelt. Mit den Russen, dem Rückhalt der ganzen islamitischen Bewegung, verhandelt Eng-

land eben in Genua. Immerhin ist es bezeichnend, daß man ihre Vertreter in Genua nicht zuließ.

In Ostasien unterhandelten die Bolschewisten von Tschita letzthin sowohl mit Japan wie mit China. Schon wurde eine Vereinbarung zwischen Japan und Tschita gemeldet. Statt dessen dürfte Japan erneut zum Stoße gegen Tschita ausgeholt haben. Ungefähr gleichzeitig hat es in Nordchina den Einfluß des mit ihm zusammengehenden Generals Tsao Lin wieder befestigt. Damit mag die Nachricht zusammenhängen, daß der Bürgerkrieg in China von neuem aufgeflackert sei. Nach allem sucht Japan die Stellung, die es sich auf dem Festlande schuf, bei aller formalen Rücksichtnahme auf die Verpflichtungen, denen es sich in Washington nicht entziehen konnte, entschlossen festzuhalten. In den Vereinigten Staaten genehmigte der Senat Ende März das Viermächteabkommen mit einem Vorbehalt, der die amerikanischen Verpflichtungen daraus möglichst vorsichtig beschränkt. Er hat aber wohl bei dem geringen Einfluß des amerikanischen Parlaments auf Krieg und Frieden nur floskelhafte Bedeutung. Heute hallt die amerikanische Presse schon von der Klage wieder, daß die Konferenz umsonst gewesen sei. Washington und Genua!

Pertinacior.

Die Religion in ihrem Werden und Wesen. Von Berthold von Kern. Berlin 1919, August Hirschwald.

Jedes Buch Berthold v. Kerns ist ein Ereignis. Wie sein „Problem des Lebens" und sein Werk über „Weltanschauungen und Welterkenntnis", so ist auch seine Religionsphilosophie wegen der konsequenten Gedankenführung vollster Beachtung wert und sicher. Das Werk bedeutet zudem den ersten gründlichen religionsphilosophischen Versuch auf dem Boden des Monismus. So darf man, ohne mißverstanden zu werden, sagen, wenn auch der Verf. selbst von dem Schlagwort des Monismus nicht viel hält. Es ist hier natürlich nicht im Sinn der Kampfparole Ernst Haeckels gemeint, sondern im Sinne eines antidualistischen und antipluralistischen Weltverständnisses. Gerade der All-Einheitsgedanke steht im Mittelpunkt dieses neuen Buches von B. v. Kern. Was von allem Denken erstrebt wird, und was auch aller Religion zugrunde liegt, ist „ein einheitliches Weltbild, dem wir unsere Lebensbetätigung einordnen können, um dieses unser Leben geborgen zu wissen in jenem großen Ganzen, dem wir als seine Teile angehören, und von dem unser Leben abhängig ist". Und wenn nun frühere Geschlechter diese Einheit des Alls gedanklich und gefühlsmäßig nicht anders zu gewinnen vermochten als durch die Gottesidee, so sollen wir uns nach des Verfassers Anweisung vor allem dies gegenwärtig halten, daß die Gottesidee nichts anderes ist als ein Ausdruck für jenen Punkt, in dem das Einheitsstreben unseres Erkennens und unserer Lebenshaltung, das Verlangen nach fester Stellung im einheitlich anzuschauenden Universum die ersehnte Befriedigung findet. Daraus folgert der Verf., daß die Gottesidee, welche in der Religion mit der Einheitsidee identisch ist (S. 222), dort überflüssig wird, wo man die Einheit der Welt nicht außerhalb der Welt sucht, sondern in ihr selbst zu erkennen weiß. Sein Positivismus verbietet ihm auch in der Religion, irgendeinen metaphysischen Punkt anzusetzen. Er will in der Gottesidee nur eine mehr oder weniger anschauliche Darstellung jener objektiven Einheit erkennen, welche der Inhalt des religiösen Bedürfnisses ist. Die Gottesidee gilt ihm nur als „die Idee einer überlegenen Einheit von zweckvoll wirkenden Kräften, die wir im Weltgeschehen sich verwirklichen sehen" oder als das Prinzip eines einheitlichen, in sich selbst zusammenhängenden Weltbildes. Für die Religion komme es eben nur darauf an, daß diese Einheit des Alls selbst erfaßt wird, nicht aber darauf, daß dies in der Form der Gottesidee geschieht. Diese letztere sei vielmehr für die Religion keineswegs unentbehrlich.

Der Verf. würde gewiß auf die weiteste Zustimmung rechnen können, wenn es sich ihm darum handelte, den anthropomorph vorgestellten Gott aus der Religion zu entfernen. Zur Herabziehung des Göttlichen in die Eigenschaftssphäre des Menschlichen ist der Mensch nur gar zu sehr geneigt. Denn als Persönlichkeiten menschlicher Art können Gott und Götter ohne weiteres nach der Analogie menschlichen Wirkens vorgestellt werden, und eben deshalb ist die Vorstellung des „persönlichen" Gottes von so überragender Bedeutung geworden. Allein B. v. Kern will in der Tat mehr. Er lehnt auch den metaphysischen Gottesbegriff ab. Denn „die Annahme, daß der innere Zusammenhang alles Geschehens auf immateriellen Wirkungen geistigen Inhalts, also auf Bewußtseinsvorgängen beruhe,

ist wissenschaftliche Willkür" (S. 257). Deshalb ist auch der des persönlichkeitscharakters entkleidete Gottesgedanke für die Religion durchaus entbehrlich; sie kann ihn „durch die inhaltsreichere und lebensvollere Weltidee ersetzen, die das volle Ganze des Weltalls in seiner natürlichen und geistigen Einheit umfaßt" (S. 260).

Hier erhebt sich die Frage, ob denn da wirklich noch von Religion die Rede sein könne. Läßt sich der herkömmliche Begriff von Religion so umgestalten, daß in ihm irgendwelche Bezogenheit auf irgend etwas Göttliches fehlen kann? Unter den geschichtlichen Religionen ist keine vorhanden, die auf diese neue Begriffsbestimmung hinführt. Man hat wohl den Buddhismus öfters als eine atheistische Religion bezeichnet, oder man hat ihm wegen seines angeblichen Atheismus den Charakter einer Religion überhaupt absprechen wollen. Allein das war eine falsche Auffassung des Buddhismus, die einesteils dadurch angezeigt erschien, daß in Buddhas Lehre keinerlei persönlich oder sonstwie anthropomorph gestalteter Gottesbegriff seinen Platz erhalten hat, und die andererseits dadurch gestützt zu werden schien, daß Buddha es stets abgelehnt hat, sich über die Idee Gottes auszusprechen. Es wäre indes ein gewaltiges Mißverständnis Buddhas und des Buddhismus überhaupt, wollte man wirklich einen entschlossenen Atheismus dort finden. Ich meine für das Gegenteil nicht die im Buddhismus üblich gewordene Vergöttlichung des Buddha selbst und auch nicht das Eindringen der breiten Götterwelt aus Hinduismus und populärem Brahmanismus. Aber die von Buddha begründete Frömmigkeitspraxis selbst ist nur dann in ihrer Eigenart zu verstehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß ihr letzter Zweck die Gewinnung des Göttlichen ist. In den systemisierten Stufen der Versenkung steigt des Menschen Geist zu immer reineren, von den Schlacken endlicher, sinnenfällig bestimmter Bewußtheit immer mehr befreiten Höhen des Erkennens und Erfassens empor. Jedes dogmatische Verhältnis zu Gott oder zu Göttern ist hier freilich konsequent ausgeschaltet, und von Gottesverehrung kann keine Rede sein. Aber der ganze Prozeß des Hinanklimmens auf der Stufenleiter der Bewußtseinszustände ist eine fortgehende Erhebung zum Göttlichen und ein Hineinsteigen in die Sphäre des Göttlich-Heiligen. Das Göttliche ist hier ganz unpersönlich, weil ganz unendlich, unsinnlich, aber es ist das wahre metaphysische Sein, das unsinnlich und übersinnlich Wesenhafte, das sich ab- und ausstuft als „Götter" und Götterkreise. So hat der Gedanke des Göttlichen auch im Buddhismus eine durchaus zentrale Stelle, und deshalb ist der Buddhismus eine Religion. Wo aber der Gedanke des Göttlichen fehlt, wo er, wie bei Kern, mit Absicht ausgeschlossen wird, und wo in seiner völligen Überwindung, auch in der Überwindung jedes Gedankens des Metaphysischen, das letzte Ziel erblickt wird, da weiß ich nicht, ob man noch mit Recht von Religion wird reden können und dürfen. Mir will scheinen, daß bei diesem antimetaphysisch-monistischen Standpunkt Religion nicht mehr bestehen bleibt, und daß der Versuch einer Rettung der Religion für diese Grundanschauung erfolglos bleibt.

Die Definition, welche Kern für die Religion gewinnt, lautet so: „Religion ist die einheitliche Ordnung des gesamten inneren und äußeren Lebens nach Maßgabe eines idealen Werts, der dem Leben erkenntnismäßig zugrunde gelegt wird" (S. 237 f.). Diese Religion erklärt er für etwas dem Menschen Wesentliches und Notwendiges, sie ist „eine fortdauernde und niemals ruhende Aufgabe, die im natürlichen und geistigen Wesen des Menschen begründet liegt". Gewiß ist diese Definition viel besser als manche andere, die irgendwelche mehr zufälligen Eigenschaften von dieser und jener Religion als allgemeines Wesensmerkmal festlegt. Aber es ist doch nicht minder verkehrt, einen unveräußerlichen allgemeinen Zug, wie die Beziehung des Menschen zum Göttlichen, zu übergehen. Bedenkt man, wie folgenschwer dies Verfahren Kerns ist, dann versteht man, daß er auch am Bestande der religiösen psychischen Funktionen rütteln muß. Der Glaube erscheint nun auch als etwas Überflüssiges, Abzustreifendes. Seine religiöse Eigenart wird vom Verfasser nicht in Betracht gezogen. Für ihn kommt er nur als ein Meinen in Betracht, nicht als jenes Geloben, Sichangeloben und Vertrauen, in dem das Wesentliche des religiösen Glaubensbegriffes liegt.

Zu einer großen Reihe von grundlegenden Erörterungen fordert Kerns Buch heraus. Es drängt auf Besinnung und Entscheidung. Das ist sein großer Wert. Wer sich mit ihm auseinandersetzt, sieht sich genötigt, zu der Tatsache Religion selbst Stellung zu nehmen.

Karl Beth.

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin. Von Wilhelm Dilthey. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Wer das Glück hat, Wilhelm Diltheys Vorlesungen und Übungen besucht zu haben, dem ist für sein Leben und Denken eine unverlierbare Bereicherung geschenkt worden. Denn es war ein Erlebnis, in seiner Schule der Weisheit, die freilich von anderem Rang war als das Unternehmen in Darmstadt, den fast klein zu nennenden Mann mit dem tiefgefurchten Gesicht, aus dem ein paar klare, blaue Augen scharf hervorsahen, in seiner

leisen Art sprechen zu hören. Und wie es nicht anders sein konnte: stärker noch als die unerhörte Klarheit und Tiefe seiner Gedanken, der majestätische Bau seiner Systematik wirkte der Mensch, wenn nicht eben häufig das hohe Ethos seines Wesens fast leidenschaftlich zum Durchbruch kam. Es war selbstverständlich, daß gerade dieser Philosoph sich auch der Literaturgeschichte zuwandte. Daß sein Werk mit dem ihn nicht befriedigenden Titel, das 1905 erstmalig erschien, nun in 7. Auflage vorliegt, muß mit tiefer Befriedigung erfüllen. Es beweist, daß die Schätzung unvergänglicher Werte doch nicht so beschämend nur auf einen kleinen Kreis beschränkt ist, wie man annehmen möchte. Aber wenn man erneut sich in sein Werk vertieft hat, wird es so schmerzlich klar, wie arm wir an Männern sind, in denen sich der Philosoph, der Historiker und der Künstler in so wundervoller Synthese vereinigen wie in Wilhelm Dilthey. Man soll nicht über ihn schreiben, sondern nur auffordern, ihn zu lesen, und ihn selbst sprechen lassen. Er schreibt in dem Abschnitt „Goethe und die dichterische Phantasie“: „So weicht also der Dichter in einem weit höheren Grade von allen anderen Klassen von Menschen ab, als man anzunehmen geneigt ist, und wir werden uns, einer philisterhaften Auffassung gegenüber, welche sich auf biedere Durchschnittsmenschen vom dichterischen Handwerk stützt, daran gewöhnen müssen, das innere Getriebe und die nach außen tretende Handlungsweise solcher dämonischen Naturen von ihrer Organisation aus aufzufassen, nicht aber von einem Durchschnittsmaß eines normalen Menschen aus. Von diesem gewaltigen, ganz unwillkürlichen Bautrieb aus will auch Goethes Leben und Schaffen verstanden werden.“ R. P.

Das Volk wacht auf. 3. Teil der Romantrilogie „Ein Volk wacht auf.“*) Von Walter von Molo. München 1921, Albert Langen.

Die Roman-Trilogie „Ein Volk wacht auf“ beendete (nach „Fridericus“ und „Luise“) Walter von Molo mit einem Buche, in dem er es unternahm, ein ganzes Volk an einer Wende seines Schicksals, in einem kühnen Querschnitt durch sein Lebensgefüge darzustellen. Ein Versuch, der schon an sich fesselte, auch wenn er nicht — stofflich — an die tiefsten Daseinsfragen unserer Volksgemeinschaft rührte. Es dürfte wohl wenige dichterische Werke geben, in denen alle Probleme der Deutschheit, unserer eigentümlich fraglichen Einheit als Volk so unmittelbar lebendig werden. Um diese Probleme geht es dem Dichter diesmal: er schildert nicht die äußere Befreiung, die sieghafte Erhebung, das Schauspiel, das sich ähnlich bei allen Völkern abspielen mag. Sondern die innere Befreiung, das eigentümlich deutsche Ankämpfen der Seele gegen Alltag, Herkommen, Autoritäten, bis aus Zweifeln und inneren Auseinandersetzungen die schöpferische Gewißheit des Weges emporleuchtet. Dieser Weg freilich wird, unabhängig von äußerem Geschehen aus inneren Pflichten und Rechten gewonnen, mit größter Unabhängigkeit von äußeren Erfolgaussichten und Rücksichten bis zum tragisch-heldischen Ende gegangen. Heldentum, das auch im Siege tragisch ist, weil es gegen das ewig Beharrende, um eines inneren Bildes willen, ohne Aussicht auf endgültige Ruhe und Befreiung, als Werkzeug eines höheren Weltwillens ankämpft. So ist hier das deutsche Volk in der Geburtsstunde seines noch heute wirksamen und unverwirklichten Ideals vom Volksstaat gesehen: durch Unterdrückung, Demütigung, schamlosen Raub zum Bewußtsein seiner selbst geweckt, in seinen sittlichen Kräften ungeheuer wachsend, zuchtvoll sich gestaltend zum Widerstand gegen den Überwinder und Verhöhner der nationalen Werte. Aber nicht die hemmungslose Selbstberauschung, nicht Siegeshörner und Choral ist das Ende, sondern: heldenhaft eingebunden ins All, unerschütterlich gehorsam steigt der Gesang der Menschen dem Himmel zu: „So leben, so leben wir, so leben wir alle Tage . . .“

Diesem unpathetischen Schluß entspricht die Darstellung im einzelnen: überall bezwungenes, gestaltetes Pathos. Eine kühne, fast gewaltsame Technik schafft die Ausdrucksmittel. Knappe, vorübereilende Bilder aus dem Leben aller Schichten des Volkes, der Namenlosen, wie der Großen, fügen sich zusammen zu einem Gesamtbild, das dabei das Wesentliche bedeutet. Die einzelnen Szenen mögen überladen sein; sie weisen alle auf das Ganze. So ist Sprache und Darstellung auch im einzelnen Ausdruck jener Idee, die das Werk erzeugt hat, und jenes Willens zur Gemeinschaft, der in ihm lebendig ist. Das Buch ist lange vor dem Kriege geplant worden; um so stärker wirkt jene Aktualität an ihm, die aus wahrem Zusammenleben des Dichters mit seiner Zeit und ihren Leiden entspringt. Mit denselben Mächten, aus denselben Kraftquellen heraus wie damals, nur unter ungleich schwereren Nöten ringt heute die deutsche Volksgemeinschaft um ihr geistig-sittliches Sein, und es kommt sehr viel darauf an, daß möglichst viele unter uns das wahre Wesen dieses Kampfes erkennen und bis ins Letzte erleben. Erlebnis in diesem Sinne bietet wie selten ein Buch dieser Roman von Molo. Ullmann.

*) Von der französischen Besatzungsbehörde im besetzten Gebiet verboten!

Rembrandts sämtliche Radierungen in getreuen Nachbildungen herausgegeben mit einer Einleitung von Jaro Springer. II. Mappe. München, Holbein-Verlag.

Wir verdanken dem Holbein-Verlag so viele bedeutende Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Kunst, daß seine Arbeit in Fach- wie in Laienkreisen mit höchster Achtung genannt wird. Was er aber in seinen Rembrandt-Mappen geschaffen hat, muß man schlechthin als eine Großtat des deutschen Kunstverlags bezeichnen. Hier ist in bedrängtester Zeit etwas Einzigartiges, Ausgezeichnetes vollendet worden, daß es weit über den Rahmen der Kunst hinaus Bedeutung hat. Denn ein überzeugenderes Zeugnis von deutschem Können und deutscher Sorgfalt läßt sich kaum denken. Das ist praktische kulturpolitische Arbeit, der sich auch der Widerstrebende nicht verschließen kann.

Das sehr schwer erreichbare graphische Werk Rembrandts ist von Jaro Springers bewährter Hand lückenlos gesammelt und nun jedermann zugänglich. Ihm gebührt für die Kenntnis Rembrandts die gleiche Bedeutung wie seinen Bildern. Denn seine graphischen Blätter sind stärkste Offenbarungen seiner unvergleichlichen Kunst. Uns liegt die zweite Mappe vor, die das Schaffen der Jahre 1633—1644 umfaßt. Das Werk ist in der Hofkunst-Kupferdruckerei C. Felsing in Charlottenburg gedruckt. Die zu höchster Vollkommenheit gediehene Technik des Kupferdruckverfahrens bewirkt, daß die Blätter an sinnfälliger Kraft, an Treue des Ausdrucks, an geheimnisvollem Reiz den Originalen kaum nachstehen. Die Blätter sind in der vollen Größe der Originale wiedergegeben und kommen daher zu stärkster Wirkung. Der Preis muß mit Rücksicht auf die hohen Herstellungskosten und den Wert dieses glänzenden Werkes als durchaus angemessen bezeichnet werden. D.

Die Schlachten des Weltkrieges.

Unter diesem Gesamttitel erfolgt unter Mitwirkung des Reichsarchivs eine Reihe von Veröffentlichungen im Verlage von Gerhardt Stalling, Oldenburg-Berlin, die gewissermaßen an die vom Generalstabe des Feldheeres noch während des Krieges herausgegebenen Einzelschriften anknüpfen, wenn sie auch eine neue Schriftenfolge darstellen. Die ersten beiden Hefte: Antwerpen 1914 von Oberst v. Tschischwitz, und Baranowitschi 1916 von Major Vogel der neuen Reihe liegen vor. Der Präsident des Reichsarchivs, v. Hertz, läßt ihnen ein Vorwort vorausgehen, in dem zum Ausdruck gelangt, daß sich die Schriftfolge an das ganze deutsche Volk als den Träger des Krieges, vor allem an die Mitkämpfer selbst wendet. Die Taten deutscher Männer sollen vor der Vergessenheit bewahrt werden, den gefallenen Helden soll das Denkmal gesetzt werden. Die einzelnen Hefte, jedes in sich abgeschlossen, entnehmen ihren Inhalt aus den wesentlichsten Kampfhandlungen aller Kriegsschauplätze. Die Mitwirkung des Reichsarchivs ermöglicht es, für die Hefte Bilder, Karten und Skizzen aus seiner reichhaltigen Sammlung zur Verfügung zu stellen, und der Verlag erwirbt sich ein Verdienst mit ihrer Wiedergabe, ebenso wie mit der guten Ausstattung der Hefte mit Skizzen. Dem Heft Antwerpen läßt der Eroberer der Festung, Generaloberst v. Beseler, ein Geleitwort vorausgehen. Die Darstellung läßt die ganze Schwierigkeit des Angriffs klar erkennen, der mit Rücksicht auf die über Löwen—Tirlemont führende Hauptverbindungsbahn des deutschen Heeres aus südöstlicher Richtung gegen die stärkste Front des Platzes und über die versumpfte Nethe-Linie geführt werden mußte. Dazu standen dem Feinde zur Verteidigung der Festung 80 000 Mann zur Verfügung, denen die Verbindung nach Westen offen blieb, da die Oberste Heeresleitung aus Mangel an verfügbaren Truppen dem Vorschlage des Generaloberſten v. Beseler, mit dem Hauptangriff einen Nebenangriff von Westen her zu verbinden, nicht hatte zustimmen können. In der Schlußbetrachtung der Schrift wird ausgeführt, daß die Verstärkung der für die Westfront verfügbaren Ersatz- und Landwehrtruppen durch eine Division und wenige schwere Batterien den Abzug der belgischen Armee von Antwerpen hätte verhindern können, wodurch der Verlauf der Kämpfe an der Yser und die weitere Kriegshandlung in höchstem Maße beeinflußt worden wäre. Das mit kühnem Griff durch zielbewußte Führung, Hingebung der Truppen und die Wirkung unserer schweren und schwersten Artillerie, die durch die dem Heft beigegebenen Bilder trefflich veranschaulicht wird, bei Antwerpen, dem starken Mittelpunkt der belgischen Landesbefestigung, nach nur zwölftägiger Berennung Erreichte steht gleichwohl einzig in der Kriegsgeschichte da.

Durchaus anders geartet hinsichtlich der Lage des Kriegsschauplatzes und der Begleitumstände ist der Gegenstand des zweiten Heftes. Es gilt den Abwehrschlachten der Armeeabteilung Woyrsch im Sommer 1916, deren Truppen bei und um Baranowitschi mit zäher Tapferkeit andauernde, in der Richtung auf Brest-Litowsk unternommene Durchbruchsversuche überlegener russischer Massen, die Brussilows Angriffe in Wolhynien begleiteten, abwiesen. Die Russen bezahlten ihr rücksichtsloses Anrennen allein bei Baranowitschi mit

einem Verlust von 40 000 Toten, 60 000 Verwundeten und 5500 Gefangenen. Der lebendig und schwungvoll gehaltenen Darstellung ist ein Geleitwort des hochverdienten, allverehrten Feldmarschalls v. Woyrsch vorangestellt, das er im Juli 1920 wenige Tage vor seinem Tode niedergeschrieben hat.

Es sind bei aller Sachlichkeit und militärischen Gründlichkeit allgemeinverständliche und im besten Sinne volkstümliche Schriften, die hier vorliegen. Ihren Nachfolgern öffnen sie in erwünschter Weise den Weg. Frhr. v. F.-L.

Forschungen und Darstellungen des Reichsarchivs. Heft 1 und 2. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Das Reichsarchiv leitet mit diesen beiden Heften seine periodischen Veröffentlichungen ein, die bestimmt sind, Fragen zu erörtern, auf die im Rahmen des geplanten großen Geschichtswerks über den Weltkrieg nicht näher eingegangen werden kann. Im 1. Heft bringt Oberarchivrat, Oberstleutnant im Generalstab a. D. Müller-Loebnitz eine abschließende Arbeit über die Sendung des Oberstleutnants Hentsch vom 8. bis 10. September 1914, die mit dem Ausgange der Marneschlacht eng zusammenhängt. Die Arbeit ist angesichts des Meinungsstreits, der sich an diese Sendung geknüpft hat, sehr zu begrüßen. Die Tatsachen selbst sind den Lesern der „Deutschen Rundschau" aus den Besprechungen zahlreicher Werke über den Marnefeldzug bekannt. Sie werden durch diese neueste Schrift kaum berührt.

Im 2. Heft behandelt Rudolf Wiehler die deutsche Wirtschaftspropaganda im Weltkriege. Er weist nach, daß infolge der Zersplitterung der Propaganda auf verschiedene Behörden ein greifbares Ergebnis nicht erzielt werden konnte mit alleiniger Ausnahme der Propagandatätigkeit der Reichsbank für die Kriegsanleihe, die überaus erfolgreich war. Er tritt mit Entschiedenheit für eine Bearbeitung des Auslandes gegen die drückenden wirtschaftlichen Bestimmungen des Vertrages von Versailles unter Berücksichtigung der von uns während des Krieges gemachten Erfahrungen ein. Frhr. v. F.-L.

In zwei Welten. Aus den Erinnerungen und Wanderungen eines deutschen Schulmannes und Lexikographen. Von Prof. Ernst M. Roloff. Berlin und Bonn 1920, F. Dümmler.

Der bekannte Herausgeber des „Lexikons der Pädagogik" (Freiburg i. B., Herder) plaudert in anziehender Weise von seinen Erlebnissen während eines fast sechzigjährigen Lebens, das ganz der geistigen Arbeit gewidmet war. Der Titel ist symbolisch zu verstehen; einmal erzählt Roloff von seinen Wanderungen in Abendland und Orient, dann aber auch von seinen Erfahrungen als evangelischer und katholischer Christ. Die offene Schilderung seiner Seelenzustände, die ihn zum Übertritt geführt haben, muß jeden Religionspsychologen interessieren, aber auch die beschämen, welche bei solchen Vorfällen — die doch lediglich Privatsache des einzelnen sind — eine wüste Hetze beginnen und überall egoistisch-materielles Interesse wittern, ohne an ehrliche Überzeugung zu glauben. Auch sonst findet sich manche ansprechende Schilderung in dem Büchlein. Die Winke über Herausgabe von Sammelwerken, welche bei Gelegenheit von Roloffs Tätigkeit im Herderschen Verlag fallen, verdienen allerseits beherzigt zu werden; spricht doch aus ihnen der erfahrene Praktiker.

Wolfgang Stammler.

Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich. Von Ernst Robert Curtius. Bonn, 1921. Fr. Cohen.

Der Marburger Hochschullehrer, bekannt durch seine eingehende Barrès-Monographie, versucht in dieser kleinen Broschüre einen eigentümlichen gewerkschaftlichen Zusammenschluß der französischen Geistesarbeiter und die theoretische Formulierung ihres Wollens in einem Neu-Saint-Simonismus darzustellen. Leider reicht das Curtius zur Verfügung stehende Material nicht aus, die Bedeutung jener Gedanken für das französische Geistesleben überhaupt abzuwägen. Es entsteht so leicht der Eindruck einer Überschätzung dieser gewiß recht interessanten Vorgänge. Immerhin muß man Curtius für diese Arbeit danken, wie ja für alles, was uns in diesen Jahren der geistigen Blockade (durch die Valuta) über das Ausland vom deutschen Standpunkt aus berichtet wird. A. U.

The origin of the german carnival comedi. By M. J. Rudwin. New York und Leipzig 1920, G. E. Stechert & Co.

Rudwin hat sich durch verschiedene Studien auf dem Gebiete des mittelalterlichen Dramas, das überhaupt zurzeit gern in Amerika behandelt wird, vorteilhaft bekannt gemacht. In dieser kleinen Arbeit sucht er die deutschen Fastnachtsspiele auf die alten Kult-

gebräuche der Germanen zur Zeit des Frühjahrs (das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen) zurückzuführen, und reiht zu diesem Behuf eine Anzahl von Stellen aneinander, die über derartige Verkleidungen, mimische Tänze, dialogisierte Lieder handeln. Allerdings ist es dem Verfasser nicht gelungen, nun die Entwicklung dieser rituellen ländlichen Bräuche zum Fastnachtsdrama nachzuweisen — es fehlt der unmittelbare Weg, der vom Ritus zum Drama führt, noch vollkommen. So ist der Beweis nicht gelungen; als Materialsammlung indes bleibt die Studie wertvoll. Wolfgang Stammler.

Aus Oesterreichs Vormärz. Von Hanns Schlitter. I. Galizien und Krakau, II. Böhmen, III. Ungarn, IV. Niederösterreich. Zürich-Wien 1920, Amalthea-Verlag.

Zu unserem größten politischen Schaden hat die deutsche Öffentlichkeit das Studium der innerpolitischen Vorgänge Österreich-Ungarns im vorigen Jahrhundert allzusehr vernachlässigt. Die neuerliche nationalrevolutionäre Entwicklung der Donaumonarchie konnte uns nur deshalb so überraschen, weil wir es an diesem Studium derart haben fehlen lassen. Die vorliegende Schriftenreihe des Sektionschefs im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, Hanns Schlitter, der seinen Untersuchungen ein weitschichtiges, bisher unzugängliches Material zugrunde legen konnte, dürfen mehr als ein rein historisches Interesse beanspruchen. Wenn uns aus der Epoche des Vormärz heute der Kampf um demokratische Freiheiten fernergerückt ist, so sind die Anfänge der nationalistischen Zersetzung der Donaumonarchie dafür um so aktueller. Der polnisch-ruthenische Gegensatz in Galizien, die Pläne einer Verwaltungsteilung Galiziens, die tschechische Wiedergeburt und das Durchdringen demokratischer und nationalistischer Tendenzen, der magyarische Separatismus und seine Auseinandersetzung mit dem ungarländischen Nationalitätenproblem heben sich aus dem Inhalt der ersten drei Hefte besonders hervor, während das vierte natürlicherweise seinen Schwerpunkt mehr in den reinen Verfassungsfragen gewinnt. Für die Einschätzung geschichtlich umstrittener Persönlichkeiten wie Metternich, seiner Ratgeber wie seiner Gegner, für die Beurteilung der Politik der Krone und der einzelnen Parteigruppen der Donaumonarchie erlangen wir aus diesen Schriften neue Maßstäbe. Da die österreichischen Nachfolgestaaten auch heute noch keineswegs gefestigt erscheinen, ist ein Studium ihrer Geschichte im Rahmen der alten österreichischen Staatsgefüge heute unerläßlicher als je. Die vorliegenden Schriften sind dazu ein wertvolles Hilfsmittel. M. H. B.

Der Aufschwung der deutschen Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg. Von Georg Steinhausen. Leipzig und Wien 1920, Bekenntnisse aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Eingeleitet und herausgegeben von Werner Mahrholz. Berlin 1921, Furche-Verlag.

Dies hübsch ausgestattete Buch ist ein veränderter Abdruck aus Steinhausens großem Werk „Geschichte der deutschen Kultur“ und entsprechend den Zeitverhältnissen umgearbeitet. Am stärksten davon betroffen ist der zweite Teil, der mit Recht betitelt ist „Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur“. Hier hält der Vaterlandsfreund seiner Zeit den Spiegel vor und läßt zwischen den Zeilen es deutlich durchblicken, wie der furchtbare Zusammenbruch vor allem mit begründet war in der rein materiellen Machtstellung Deutschlands, der ein inneres geistiges Band fehlte. Den hoffnungsvollen Worten auf ein Aufstreben aus diesen Mächten der Materie zu denen des Geistes, auf eine deutsche Wiedergeburt nicht äußerlicher, sondern innerlicher Art, durch Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis, wird jeder zustimmen, der die Aufgabe Deutschlands nicht in äußerer Kraftentfaltung, sondern in innerer Durchdringung der Welt mit Ideen sieht. Wolfgang Stammler.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Graf Max Montgelas, General d. J. z. D., München. — Dr. Rudolf Kjellén, Professor a. d. Universität Uppsala. — Erich Kramer, Berlin. — Dr. Paul Kluckhohn, Professor a. d. Universität Münster. — Professor Dr. Wilhelm Kapp, Freiburg i. Br. — Konrad Weiß, München. — Dr. Karl Diëtor, Frankfurt a. M. — Catina Eulambio, Athen.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt. — Briefe von Rudolf von Alt. Mit einem Vorwort von Arthur Roeßler. 42 S. Wien 1922, Leopold Heidrich.

Avenarius. — Die Mache im Weltwahn. Schriften für echten Frieden. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Doppelheft 1/2. Propaganda und Wahrheit. 1. Die photographischen Dokumente. 96 S. mit zahlreichen Abb. Berlin, Reimar Hobbing.

Bauer. — Chemie-Büchlein. Ein Jahrbuch der Chemie. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Bauer. 88 S. Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagshandlung.

Berger. — Marie und Martha. Ein Spiel von Zufall und Bestimmung. Von Ludwig Berger. 89 S. München 1922, Kurt Wolff.

Bernhardi. — Deutschlands Heldenkampf 1914-1918. Von Friedrich von Bernhardi, General d. Kav. z. D. 544 S. mit 100 Kartenskizzen. München 1922, J. F. Lehmann. (70 M., gbd. 90 M.)

Binding. — Unsterblichkeit. Novelle von Rudolf G. Binding. 66 S. Frankfurt a. M. 1922, Literar. Anstalt Rütten & Loening. (Gbd. 18 M.)

Bloch. — Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Von Ernst Bloch. 297 S. München 1922, Kurt Wolff.

Bohnenblust. — A dur. Neue Gedichte von Gottfried Bohnenblust. 115 S. Leipzig 1922, H. Haessel. (20 M.)

Bolingbroke. — Das Bild eines patriotischen Königs. Ein Brief über den Geist des Patriotismus. Zwei Schriften von Lord Bolingbroke. (Bücher für staatsbürgerliche Bildung.) 86 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. (Univ.-Bibl. Nr. 6273).

Bonn. — Die Stabilisierung der Mark. Im Auftrag des Reichsfinanzministeriums von Prof. Dr. M. J. Bonn. 60 S. Berlin 1922, Verlag für Politik und Wirtschaft. (15 M.)

Böttcher. — Gebirgsgeschichten von Max Karl Böttcher. 156 S. Annaberg i. Erzgeb. 1922, Pöhlberg, Verlag F. Thallwitz. (Gbd. 20 M.)

Briefe eines elsässischen Bauernburschen aus dem Weltkriege an einen Freund. Herausgegeben von H. K. Abel. 139 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Burckhardt. — Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems nach den wichtigsten Dokumenten. Eine Einführung in die Kulturphilosophie. Von Dr. Georg Burckhardt. 167 S. (Wissenschaft und Bildung, Band 173). Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Gbd. 18 M.)

Caine. — The Master of Man by Hall Caine. Vol. I: 335 S.; Vol. II: 320 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4569/70). (20 M., Papp 32 M., Leinen 35 M.)

Colm. — Beitrag zur Geschichte und Soziologie des Ruhraufstandes vom März bis April 1920. Von Gerhard Colm. 142 S. mit Kartenskizze. Essen, G. D. Baedeker. (19,20 M.)

Cunow. — Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie. Grundzüge der Marxschen Soziologie von Heinrich Cunow. II. Band. 352 S. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. (Bd. 1 u. 2, Kleinen 125 M.)

Dannemann. — Aus der Werkstatt großer Forscher. Allgemeinverständliche, erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten. Von Dr. Friedrich Dannemann. 4. Aufl. 443 S. Mit 70 Abbild. Leipzig 1922, Wilhelm Engelmann. (75 M., gbd. 115 M.)

Davidsohn. — Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. 4. Band. Die Frühzeit der Florentiner Kultur. 1. Teil. 375 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (72 M., gbd. 100 M.)

Delbrück. — Ludendorffs Selbstporträt. Von Hans Delbrück. 72 S. Berlin 1922, Verlag für Politik u. Wirtschaft. (25 M.)

Delius. — Brennspiegel. Gedanken und Sprüche von Rudolf v. Delius. 78 S. Stuttgart 1922, Walter Seifert.

Ernsthausen. — Balkanerinnerungen. Von Adolf von Ernsthausen. 102 S. Detmold 1922, Meyersche Hofbuchhandlung. (10 M.)

Fechter. — Die Tragödie der Architektur. Von Paul Fechter. 128 S. mit zahlreichen Bildtafeln. Jena 1921, Erich Lichtenstein.

Ford. — Der internationale Jude. II. Band. Die Juden in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Herausgegeben von Henry Ford. Ins Deutsche übertragen von Paul Lehmann. 135 S. Leipzig 1922, Hammer-Verlag. (20,40 M.)

Français. — Vers un meilleur avenir. Réflexions sur l'époque actuelle par un Français. 140 S. Genève 1922, S. A. Des Editions Sonor.

Friedländer. — Pieter Bruegel. Von Max J. Friedländer. 202 S. mit 101 Abbildungen (50 ganzs. Abb.). Berlin, Propyläen-Verlag. (Kleinen 125 M., Kleder 150 M.)

Fritzsche. — Hermann Cohen aus persönlicher Erinnerung von Rob. Arnold Fritzsche. 45 S. Berlin 1922, Bruno Cassirer. (12 M.)

Gebhardt. — Führer durch die Ausstellung: Deutschland und der Friedensvertrag. Mit 33 Abb. nach den Tafeln der Ausstellung im Auftrage der Liga verfaßt von A. Gebhardt. 70 S. Berlin, Verlag der Kulturliga. (4 M.)

Gogol. — Phantasien und Geschichten von Nikolaus Gogol. Übersetzt von W. Lange u. Ph. Löbenstein. VII Bände. Leipzig 1922, Philipp Reclam jun. (Univ.-Bibl. Nr. 1744, 1767, 1836, 1850, 1887, 1892).

Halbe. — Kikeriki. Eine barocke Komödie von Max Halbe. 165 S. München 1922, Albert Langen. (15 M., gbd. 25 M.)

Halbe. — Gesammelte Werke von Max Halbe. Dritter Band: Zeit- und Heimatstücke. 347 S. München, Albert Langen. (18 M., gbd. 30 M.)

Haller. — Die Ära Bülow. Eine historisch-politische Studie von Johannes Haller. 152 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta. (28 M., gbd. 45 M.)

Hanke. — Sonnenschein. 12 Kinderlieder von Doris Hanke. 18 S. Chemnitz, Gottlob Koezle. (4 M.).

— Aus meines Herzens Garten. 7 Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von Doris Ruck-Hanke. Chemnitz, Gottlob Koezle. (7 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Bilanz der Weltwirtschaft seit Kriegsende

Von

Henry Behnsen und Werner Genzmer

Die Hoffnung aller Völker der Welt, daß mit dem Frieden auch gesunde wirtschaftliche Verhältnisse wiederkehren würden, ist gründlich getäuscht worden. In den dreieinhalb Jahren seit Kriegsende ist nichts für den Wiederaufbau der Weltwirtschaft geschehen. Im Gegenteil befindet sich die Weltwirtschaft in einem Zustande vollständiger Zerrüttung. Die Rohstoffe erzeugenden Länder in Übersee haben im Jahre 1919 bis in das Frühjahr 1920 hinein einen Preisaufstieg erlebt, dann aber innerhalb Jahresfrist einen Preissturz erlitten, wie er seit Menschengedenken nicht stattgefunden hat. Auch heute noch lastet die ungünstige Marktlage der Rohstoffe schwer auf diesen Ländern. In den Rohstoffe verarbeitenden Industrieländern, soweit sie hochwertige Währungen besitzen, herrscht eine Arbeitslosigkeit, die trotz eingetretener Besserungen noch immer erschreckend groß und in der Vergangenheit ohnegleichen ist. In den Ländern mit geringwertigen Währungen schreitet die Entwertung des Geldes und mit ihr die Verminderung der Kauf- und Konsumtionskraft weiter fort. Die Lage der Weltwirtschaft ist so verworren und verzweifelt, daß eine wirkliche Besserung nicht erwartet werden kann, ehe nicht die Ursachen und die wechselseitigen Beziehungen der Krisenerscheinungen in den Ländern der Urproduktion, in den hochvalutarischen Industrieländern und in den niedervalutarischen Ländern klargestellt sind.

I

In den Ländern der Urproduktion in Übersee waren die Preise der Nahrungsmittel und der Rohstoffe bis Kriegsende durchschnittlich auf die eineinhalb- bis zweifache Vorkriegshöhe angestiegen. Nach Kriegsende zogen alle Preise noch weiter an, bis sie Anfang 1920 im Durchschnitt die zwei- bis vierfache Vorkriegshöhe erreichten, zum Teil aber bis zur fünffachen Vorkriegshöhe anstiegen. Mit den Preisen stiegen, begünstigt durch die allgemeine Haussestimmung, auch die Löhne und die übrigen Produktionskosten. Der Taumel der Hochkonjunktur dauerte jedoch nicht lange. Ende 1919 bröckelten schon einige Preise ab, und Mitte 1920 nahm der Einsturz des künstlich hochgetriebenen Preisgebäudes solche Formen an, daß an die Stelle der Friedens-Haussestimmung eine Rückschlagspanik trat. Namentlich die Landwirte in den Vereinigten Staaten von Amerika und die Farmer in Südamerika, Südafrika und Australien wurden von diesem Rückschlag schwer getroffen. Zwar konnten sich Weizen, Roggen, Reis, Tee und Baumwolle einigermaßen im Preise halten. Sie fielen *) nicht ganz auf die Vorkriegspreise zurück und erholten sich auch besser von dem Preissturz. Daß aber im übrigen die Preise der meisten landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Kolonialprodukte mit Rücksicht auf den Weltteuerungsindex von durchschnittlich 150 Prozent in Gold trotz der inzwischen eingetretenen Erholung auch heute noch nicht die Produktionskosten der Landwirte und Farmer in Übersee decken, zeigt folgende Übersicht, in der einige Preise

*) Mit Ausnahme der amerikanischen Baumwolle.

landwirtschaftlicher und kolonialer Erzeugnisse nach dem Stande vom Januar/Februar 1922 in ein prozentuales Verhältnis zu den Vorkriegspreisen gesetzt sind. Dabei sind die Notierungen in englischer Währung entsprechend der Unterwertigkeit des englischen Pfundes gegenüber dem amerikanischen Dollar auf Dollar umgerechnet worden.

Ware und Qualität	Börse	Prozentverhältnis zum Vorkriegspreis berechnet auf der Basis des amerikanischen Dollars
Weizen hard winter	New York	162 %
Roggen per erstnot. Monat	Chicago	163 %
Hafer „ „ „	„	110,5 %
Mais „ „ „	„	92 %
Centrifugal-Zucker	New York	112 %
Reis Burma Nr. 2	London	172,5—178,6 %
Kakao Trinidad	„	105,5 %
Kaffee Rio	New York	94 %
Baumwollsaat, ägyptische	London	136,6 %
„ indische	„	132,3 %
Kopra, Singapore	„	93,2 %
Palmkerne	„	84,26 %
Rübsaat, Toria	„	29,1 %
Baumwolle, fully good fair Sakellaridis	Liverpool	170,7 %
Baumwolle, amerik. middling	New York	140 %
Rohjute, erste Marken neuer Ernte	London	53,7 %
Gummi:		
first latex, Ia heller Crêpe	„	27,6 %
Ia smoked Sheets	„	28,4 %

Noch schlechter liegen die Preise für tierische Erzeugnisse. Wir geben als Beispiel das prozentuale Verhältnis einiger Preise für Wolle und Häute, Schmalz und Talg nach dem Stande vom Januar/Februar 1922 zu den Vorkriegspreisen.

Ware und Qualität	Börse	Prozentverhältnis zum Vorkriegspreis berechnet auf der Basis des amerikanischen Dollars
Wolle (Merino A)	London	133 %
„ („ A/B)	„	110 %
„ (Kreuzzucht C II)	„	70,4 %
„ („ D II)	„	64,24 %
Häute:		
Texas steers heavy	Chicago	74,6 %
Coloradosteers	„	71,4 %
Schlächterhäute, branded cows	„	60 %
Trockene Montevideo-Rindshäute mit 20 % Desechos, Halbhaar u. aufwärts	Montevideo	51,7—55,2 %
Trockene Buenos-Aires-Rindshäute mit 30 % Desechos, Halbhaar und aufwärts	Buenos-Aires	54—58,4 %
Gesalzene Frigorifico-Ochsenhäute	„	92—96,4 %
Schmalz	Chicago	114.6 %
Talg	New York	100 %

Bei diesen Preisen werden die Landwirte in Übersee im allgemeinen ihre eigenen Produktionskosten nicht mehr decken können. Ihre Kriegs- und Nachkriegsgewinne sind durch den Verkauf zu unauskömmlichen Preisen größtenteils schon aufgezehrt. Unter dem Druck, der allgemein auf den Preisen lastet, sind die Viehvorräte und ist sogar der Boden entwertet, und die Zahl der Konkurse ist groß.

Unter den industriellen Urprodukten stehen Kohle und Mineralöle wegen der allgemeinen Knappheit an Brennstoffen verhältnismäßig günstig da. Jedenfalls decken die Brennstoffpreise deren Produktionskosten. Bei den Metallpreisen ist das nicht der Fall. Sie haben in der Zeit vom Frühjahr bis Herbst 1921 ihren tiefsten Stand erlebt und haben sich auch inzwischen nur wenig erholt. Eisen ist sogar weiter im Preise zurückgegangen. Entsprechend den Metallen sind naturgemäß auch die Erze im Preise gedrückt. Wie sich die Preise einiger industrieller Urprodukte im Januar/Februar 1922 gegenüber den Vorkriegspreisen stellen, zeigt folgende Übersicht:

Ware und Qualität	Börse	Prozentverhältnis zum Vorkriegspreis berechnet auf der Basis des amerikanischen Dollars
Terpentin amerik.	New York	196 %
Petroleum standard white in bulk	„	140 %
Eisen 2 North foundry	„	127 %
Zinn roh	„	99 %
Kupfer elektrolit	„	93 %
Zink „	„	88 %

Von den ungenügenden Metallpreisen sind namentlich die Vereinigten Staaten von Amerika betroffen. Auch Schweden und Spanien leiden als Erzproduzenten darunter. Die Streikunruhen in den Minengebieten von Südafrika sind in letzter Linie auf die zu niedrigen Preise für Gold zurückzuführen, welche die Goldminen unrentabel machen und unbedingt eine Herabsetzung der Löhne fordern. Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Preise der Urprodukte zwar ihren tiefsten Stand auf den meisten Gebieten schon hinter sich haben, daß aber auch jetzt die Preise noch unzureichend sind.

Die Ursachen für den Zusammenbruch der Nahrungsmittel- und Rohstoffpreise*) in Übersee sind verschieden. Bei einer Gruppe von Waren, namentlich bei den Metallen, war während des Krieges der Bedarf unnormal groß. Die Produktionsanlagen wurden auf den unnormalen Mehrverbrauch eingerichtet, und als dieser nach Kriegsende aufhörte, setzte ein harter Konkurrenzkampf ein. Es konnte nicht mehr die gesamte Produktion verbraucht werden, aber kein Unternehmen wollte sich ausschalten lassen. Der Existenzkampf aller gegen alle führte zu einer immer größeren Herabsetzung der Preise. Der Wegfall des Mehrverbrauchs für Kriegszwecke bewirkte namentlich in der Eisenindustrie der Vereinigten Staaten von Amerika, Englands und Italiens einen sehr schlechten Geschäftsgang, der auch heute trotz einer kleinen Besserung noch keine günstige Entwicklung von Dauer verspricht. Da das Baugewerbe in vielen Ländern daniederliegt und noch lange nicht in dem Maße als Abnehmer der Eisenindustrie auftreten kann wie vor dem Kriege, und da ferner auch der Schiffbau nach der erheblichen Vergrößerung der Welthandelsflotte gegen-

*) Im Anhange sind zur näheren Darstellung des Zusammenbruches der Preise für eine Reihe von Nahrungsmitteln und Rohstoffen die Vorkriegspreise, die Preise bei Kriegsende, die höchsten und die niedrigsten Preise nach Kriegsende und die Preise von Ende Februar 1922 zusammengestellt.

über der Vorkriegszeit bei gleichzeitiger Verminderung der in der Welt insgesamt verfrachteten Warenmengen in den nächsten Jahren zurückgehen wird, so sind die Aussichten der Eisenindustrie in den hochvalutarischen Ländern auf weitere Sicht trübe.

Bei anderen Rohstoffen, die nicht zu dem dringendsten Kriegsbedarf gehörten, haben sich *während des Krieges infolge geringeren Verbrauchs erhebliche Vorräte in Übersee angesammelt*. Es waren ja nicht nur die Mittelmächte von dem Bezug überseeischer Waren ausgeschlossen, sondern auch in anderen Ländern wurde die Einfuhr aus verschiedenen Gründen, wie z. B. wegen Devisenersparnis oder mit Rücksicht auf den knappen Schiffsraum, eingeschränkt.

Ein typisches Beispiel für die Ansammlung von Rohstoffvorräten während des Krieges bietet die Wolle in den überseeischen Rohstoffländern (Australien, Südafrika, Südamerika). Deutschland, Österreich-Ungarn, Polen, Belgien und Nordfrankreich hatten vor dem Kriege etwa zwei Fünftel der auf die großen Märkte gelangenden überseeischen Wollen verarbeitet. Während der 4½ Kriegsjahre fielen diese Länder als Verbraucher überseeischer Wollen aus. Infolgedessen hatten sich bei Kriegsende sehr erhebliche Rohwollvorräte in Übersee angesammelt. Auch nach Kriegsende steigerte sich der Anteil der genannten Länder an dem Ankauf überseeischer Rohwollen erst ganz allmählich. Es war selbstverständlich, daß die Produktion, die z. B. in Deutschland auf durchschnittlich 10 bis 15 Prozent der Vorkriegserzeugung zurückgegangen war, nicht im Handumdrehen wieder auf die volle Vorkriegshöhe gebracht werden konnte. Auch *Mangel an Schiffsraum, Verkehrsstockungen, Arbeitsunlust, Streiks und revolutionäre Unruhen*, namentlich aber ein *scharfer Kohlenmangel*, standen einem schnellen Wiederaufbau der Produktion entgegen. Dazu kam, daß die Industrien der Mittelmächte aus der Kriegswirtschaft her noch über Rohstoffbestände verfügten, die es z. B. der deutschen Wollindustrie gestatteten, ihre Produktion während des Jahres 1919 einschließlich geringer Zufuhren aus dem Auslande im Durchschnitt wieder auf 20 Prozent der Vorkriegsproduktion zu bringen. Eine Steigerung darüber hinaus war aus den angegebenen Gründen nicht möglich. So wurde auch im Jahre 1919 die Wollschur in den überseeischen Ländern nicht verbraucht, und die unverarbeiteten Vorräte wuchsen weiter.

Der Verbrauch der Rohstoffe aus Übersee wurde ferner ganz allgemein eingeschränkt durch die *Einführung des achtstündigen Arbeitstages*, der sich, von Deutschland ausgehend, schnell in allen Industrieländern durchsetzte. Auch *die neuen Grenzen*, die vielfach ohne Rücksicht auf alte wirtschaftliche Zusammenhänge und Beziehungen in Europa gezogen wurden, brachten naturgemäß Stockungen und Reibungen in das Wirtschaftsleben, unter deren Einfluß die Aufnahmefähigkeit Europas für überseeische Rohstoffe zurückgehen mußte. Diese Hemmungen sind heute noch keineswegs überwunden.

Aber alle diese Gründe hätten vielleicht den Zusammenbruch der Preise nicht so schnell herbeigeführt, wenn diese nicht nach Kriegsende auf eine so übertriebene Höhe angestiegen wären. Die Folgen der Preistreiberei nach Kriegsende äußerten sich zunächst in einer gewissen Käuferschwäche. Als aber die Preise immer weiter hochgetrieben wurden, setzte weniger in den niedervalutarischen als ganz besonders scharf in den hochvalutarischen Ländern, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika, der *Käuferstreik* ein, der nach kurzer Zeit zu einem Siege der Käufer führte. Der Rückgang der Preise in den Fabrikaten wirkte auf die Rohstoffpreise zurück und führte im Jahre 1920 zu dem Rückfall auf die Vorkriegspreise.

Seit 1921 haben sich die Preise wieder etwas erholt. Ob es sich hierbei um eine Aufwärtsbewegung von längerer Dauer handelt, ob eine Festigung auf der jetzigen niedrigen Linie erfolgt, oder ob eine neue Abwärtsbewegung der Preise eintritt, läßt sich nicht voraussehen.

Bis jetzt ist die Preisbewegung der überseeischen Rohstoffe und Nahrungsmittel und damit die Wirtschaftslage der Länder der Urproduktion in der Hauptsache durch das Anwachsen unverarbeiteter Vorräte während des Krieges oder auf anderen Gebieten durch das Aufhören des unnormal hohen Kriegsverbrauches diktiert worden. In Zukunft wird die Lage der Rohstoffländer abhängen von der allgemeinen Geschäftslage und namentlich von dem Beschäftigungsgrad der Industrie in den hochvalutarischen Ländern und vielleicht in noch stärkerem Maße von der Entwertung des Geldes und dem Rückgang der Konsumtionskraft in den niedervalutarischen Ländern.

II

Die hochvalutarischen Industrieländer stehen, wie wir zu Anfang feststellten, unter dem Zeichen der Arbeitslosigkeit. Zwar ist hierin, namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika, eine merkliche Besserung eingetreten. Dagegen erreichten andere Länder erst Anfang 1922 ihre höchsten Arbeitslosenziffern. Man schätzte Anfang 1922 die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten von Amerika noch auf 2½ Millionen, in England auf 1,9 Millionen, in Schweden auf 140 000, in Dänemark auf rund 79 000. Nach Berichten aus der Schweiz sollen dort heute etwa ein Fünftel aller Industriearbeiter arbeitslos sein. Namentlich die Uhrenindustrie, die Zigarrenindustrie, die Stickereiindustrie und die Seiden- und Baumwollindustrie der Schweiz sind davon betroffen. Aus den meisten hochvalutarischen Ländern wird überdies gemeldet, daß die Zahl der Arbeiter, die nur in verkürzter Arbeitszeit beschäftigt werden können, groß ist. Ganz eigenartig liegen die Verhältnisse in Italien, wo die während des Krieges neugeschaffene Schwerindustrie (auch die chemische Industrie) infolge des Fehlens einer Rohstoffgrundlage im eigenen Lande schwer um ihre Existenz kämpft. In Italien zählt man mehrere Hunderttausende von Arbeitslosen und von Leuten, die nur in Kurzarbeit beschäftigt werden können. Zum guten Teil mag das auch daran liegen, daß dem italienischen Arbeiter heute fast alle früher vorhandenen Möglichkeiten zur vorübergehenden oder dauernden Auswanderung genommen sind.

Welche Summe des Elends und der Verzweiflung steckt in diesen Arbeitslosenziffern! Welche große Gefahr liegt darin, auch in politischer Beziehung, für die betroffenen Länder! Noch nie hat die Welt solche erbitterten Lohnkämpfe gesehen wie in den letzten Jahren in den hochvalutarischen Ländern. Der Zusammenbruch der Rohstoffpreise mußte ein Sinken der Fabrikatpreise nach sich ziehen, und der Existenzkampf der Industrien der verschiedenen Länder kann angesichts des zusammengeschrumpften Weltverbrauches an einer starken Herabsetzung der Löhne nicht vorübergehen. Man denke an die Verluste, die aus monatelangen Streiks, z. B. in der englischen Kohlenindustrie, in der nordfranzösischen Textilindustrie und neuerdings in der Mineindustrie Südafrikas, den Arbeitern und Unternehmern entstanden sind. Arbeitslosigkeit und Streiks werden auch weiterhin den Wohlstand der hochvalutarischen Länder vermindern, wenn ihre Ursachen nicht beseitigt werden.

Die Ursachen der Arbeitslosigkeit in den hochvalutarischen Ländern haben wir zum Teil schon berührt. Der Zusammenbruch der Weltmarktpreise für fast alle Waren hat naturgemäß zu Betriebseinschränkungen und Stillegungen in großem Maße führen müssen. Der

Rückschlag nahm deshalb so schlimme Formen an, weil die Käufer in ihrer Zurückhaltung erst recht beharrten, als der allgemeine Preisrückgang ihnen die Größe ihrer wirtschaftlichen Macht gegenüber den Produzenten zum Bewußtsein brachte. Jetzt ist aber der tiefste Stand der Preise auf den meisten Gebieten überwunden. Wenn jetzt noch eine solche Arbeitslosigkeit herrscht, so muß diese andere Gründe von längerer Wirksamkeit haben. Tatsächlich sind Gründe für ein Fortbestehen der Arbeitslosigkeit in den hochvalutarischen Ländern in großer Zahl auch ferner noch vorhanden. In den Ländern der Urproduktion, in den südamerikanischen Staaten, in Südafrika, in Indien und in Australien sind während des Krieges infolge des Ausbleibens europäischer Waren neue industrielle Unternehmungen entstanden und bereits vorhandene weiter ausgebaut worden. Diese neuen oder erweiterten Industrien haben während des Krieges infolge Mangels an hochwertigen Waren sehr gute Preise erzielen können, und setzen sich jetzt, gestärkt durch ihre Kriegsgewinne, sehr energisch gegen die europäische und die nordamerikanische Konkurrenz zur Wehr. Muß schon dadurch der Absatz der hochvalutarischen Industrieländer vermindert und ihre Arbeitslosigkeit vermehrt werden, so wirkt noch stärker in derselben Richtung die Ausdehnung und die Neuentstehung gewisser Industrien während des Krieges in fast allen Industrieländern. Es handelt sich dabei zunächst um die Vergrößerung der Produktionsanlagen in denjenigen Industrien, die unmittelbar den Kriegsnotwendigkeiten dienten. Neben den Industrien des unmittelbaren Kriegsbedarfs, die nicht nur in den kriegführenden Ländern, sondern auch in den neutralen Staaten ihre Produktionsanlagen während des Krieges vergrößern konnten, haben sich namentlich auch in den neutralen Ländern infolge Warenmangels für den Zivilbedarf viele neue Industrieunternehmungen aufgetan.

Alle die vergrößerten und neuen Produktionsstätten wollen ihren Anteil an der Deckung des Warenbedarfs der Welt haben. Der wirtschaftliche Kampf, der darum geführt wird, ist deshalb besonders scharf, weil die Konsumfähigkeit der ganzen Welt durch den Krieg und seine Nachwirkungen sehr herabgesetzt worden ist. Auch die Einführung des Achtstundentages vermindert den Gesamtverbrauch der Welt, für den z. B. die Tatsache kennzeichnend ist, daß im Jahre 1921 der Gesamtexport aller Länder nur auf zwei Drittel des Friedensstandes geschätzt wird. Auf eine Einschränkung des Weltverbrauchs wirkt ferner die schlechte Geschäftslage in den Ländern der Urproduktion hin, die wir oben schon berührt haben. Der Landwirt in Übersee muß sich bei den unauskömmlichen Preisen, die er heute für seine Produkte bekommt, in dem Ankauf industrieller Erzeugnisse zurückhalten, und zwar auch dann, wenn die Nichtanschaffung einen geringeren Ertrag seiner Landwirtschaft zur Folge haben sollte.

Aber vielleicht noch stärker als die schlechte Geschäftslage in den Ländern der Urproduktion vermindert die geringere Konsumfähigkeit der niedervalutarischen Länder den gesamten Warenverbrauch der Welt.

Es ist selbstverständlich und unabänderlich, daß die niedervalutarischen Länder infolge ihrer geringen Kaufkraft gegenüber dem Auslande die ganze, ihnen verbleibende Zahlungsfähigkeit für die Einfuhr der wichtigsten Rohstoffe und Nahrungsmittel einsetzen und sich im Bezuge fremder Fertigwaren und fremder Halbfabrikate immer mehr einschränken müssen. Diese Notwendigkeit ist so stark und naturgegeben, daß sie sich auch ohne Einfuhrverbote gegen fremde Halb- und Fertigerzeugnisse ohne weiteres durchsetzen würde. Eine einfache Kalkulation hält den Kaufmann in den niedervalutarischen Ländern davon zurück, Fabrikate aus hochvalutarischen Ländern zu kaufen, denn er bekommt sie ja im eigenen Lande billiger.

Die verminderte Kaufkraft der niedervalutarischen Länder für die Fabrikate der hochvalutarischen Länder bewirkt in den letzteren eine geringere Beschäftigung der Industrie, die sich für die Rohstoffe erzeugenden Länder wiederum in einem geringeren Rohstoffverbrauch der hochvalutarischen Industrieländer äußern muß.

Wie die Länder mit sinkender Währung ihren Bedarf an Fabrikaten im eigenen Lande billiger decken können, so sind sie auch *in der Lage, nach dem Auslande billigere Fabrikate zu liefern* als die hochvalutarischen Länder. Bisher ist die Ausfuhr der niedervalutarischen Länder in Mitteleuropa, namentlich die Ausfuhr Deutschlands, nicht annähernd so groß gewesen, wie man sie im Auslande mit beweglichen Klagen geschildert hat. Sie konnte auf den meisten Gebieten *der Menge nach* nur Bruchteile der Vorkriegsausfuhr erreichen, weil der Inlandsbedarf nach den 4½ Kriegsjahren zunächst sehr groß war, weil der Wiederaufbau der stark eingeschränkten Produktion und die Umstellung der Industrie auf den Friedensbedarf nur langsam vor sich gehen konnte, und weil vor allem Deutschland die Organisation seines Außenhandels, die durch die Dauer und den Ausgang des Krieges fast völlig vernichtet worden war, erst langsam unter großen Schwierigkeiten wieder aufbauen muß. Die Tendenz geht trotz vorübergehender Rückschläge unverkennbar dahin, daß die Ausfuhr der niedervalutarischen Länder in Mitteleuropa weiter steigen und zunächst mindestens einmal die Vorkriegsausfuhr erreichen muß. Es handelt sich dabei um den Existenzkampf der niedervalutarischen Länder, die ohne eine entsprechende Ausfuhr auf die Dauer nicht die notwendigen Mengen von Rohstoffen und Nahrungsmitteln einführen können.

Die Absatzschwierigkeiten, die sich aus der Verminderung des Weltverbrauchs und aus der internationalen Währungskrisis ergeben, haben die Regierungen in einer Anzahl von Ländern veranlaßt, durch *Einführung hoher Schutzzölle* der heimischen Arbeit den heimischen Markt zu sichern. Man sucht auf diese Weise nicht nur diejenigen Industrien zu schützen, die sich bereits als lebensfähig erwiesen haben, sondern die Regierungen halten sich auch für verpflichtet, die während des Krieges unter der Gunst einer vorübergehenden Ausnahmekonjunktur neuentstandenen Industrien am Leben zu erhalten und diese vielfach hochgezüchteten Pflanzen nicht dem scharfen Wind der freien Weltwirtschaft auszusetzen. Dabei ist die Zollpolitik häufig von einer besonderen Besorgnis vor der Konkurrenz der niedervalutarischen Länder diktiert. Außer dem Schutze der heimischen Industrie wird zuweilen auch die Aufrechterhaltung der in allen Ländern seit Kriegsanfang erheblich angestiegenen Löhne mit Hilfe der hohen Schutzzölle angestrebt. In einigen Ländern verfolgt man damit auch einen gewissen Schutz der eigenen Währung, deren weiteres Sinken bei ungehemmter Einfuhr man fürchtet. Aber wenn auch die Nachkriegszeit der Durchführung einer Hochschutzzollpolitik günstig erscheint, so ist doch eine solche Politik durchaus nicht unbedenklich. Die Frage nach der richtigen Lösung muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden. Wenn es den hochvalutarischen Ländern auch gelingen mag, durch besonders hohe Zölle die Konkurrenz der niedervalutarischen Länder von ihren eigenen Märkten fernzuhalten, so verweisen sie dadurch deren Konkurrenz doch erst recht auf die fremden Märkte. Es werden doch immer Länder übrig bleiben, die sich den Vorteil des Einkaufs billiger Qualitätswaren aus den niedervalutarischen Ländern nicht entgehen lassen wollen. In diesen Ländern machen sich die hochvalutarischen Länder aber um so konkurrenzunfähiger, je mehr sie durch die Stützung der Preise und der Löhne im eigenen Lande die Exportfähigkeit ihrer Industrien vermindern. Die Ursachen der Weltwirtschaftskrisis liegen zu tief, um durch das Korrekturmittel des Hochschutzzolles beseitigt werden zu können.

Die verminderte Kaufkraft und die zunehmende Exportfähigkeit der niedervalutarischen Länder ist bisher, wie wir gesehen haben, nicht der Hauptanstoß zur Arbeitslosigkeit in den hochvalutarischen Industrieländern und zu der schlechten Marktlage in den Rohstoffe erzeugenden Ländern gewesen. Wenn aber die Geldentwertung in den niedervalutarischen Ländern fortschreitet, so kann die in letzter Zeit zu beobachtende Besserung der Wirtschaftslage in den Rohstoffländern und in den hochvalutarischen Industrieländern sehr wohl einer neuen Verschlechterung von längerer Dauer weichen müssen.

III

Während die hochvalutarischen Industrieländer heute noch unter großer Arbeitslosigkeit leiden, hat in den niedervalutarischen Ländern die Arbeitslosigkeit, die auch dort nach Kriegsende zunächst vorhanden war, immer mehr abgenommen. Heute ist in den niedervalutarischen Ländern eine drückende Sorge wegen der Arbeitslosigkeit nicht mehr vorhanden. Zwar treten auch hier Geschäftsstockungen und Krisen ein, aber diese Rückschläge werden doch in der Regel schnell überwunden. Das hängt damit zusammen, daß die Konjunkturenbewegung in den niedervalutarischen Ländern in der Hauptsache von der Entwertung der betreffenden Währungen im Auslande bestimmt wird. Jede weitere Entwertung des Geldes ist der Anlaß zu einer neuen Geschäftsbelebung. Wenn im Inlande die Entwertung des Geldes eine neue Teuerungswelle verursacht, so kaufen die Inländer in verstärktem Maße, weil sie den kommenden teureren Preisen zuvorkommen wollen. Wenn im Auslande das Geld der niedervalutarischen Länder weiter im Werte zurückgeht, so treten die Ausländer in den betreffenden Ländern in verstärktem Maße als Käufer auf, um sich dort mit weniger Geld ihres eigenen Landes die gewünschten Waren billig zu verschaffen. Bei der bisherigen Entwertung der Währungen der am Kriege beteiligten kontinental-europäischen Länder hat man beobachten können, daß die Entwertung des Geldes im Auslande in der Regel größer ist, als die Verringerung seiner Kaufkraft im Inlande. Gerade dieser Unterschied zwischen dem Außenwert und dem Innenwert des Geldes gibt den Anreiz zu den Einkäufen von Ausländern in den niedervalutarischen Ländern, und er erklärt sich dadurch, daß das Geld der niedervalutarischen Länder mit Ausnahme von besonderen Fällen, in denen sich nachhaltige Kräfte für eine Besserung der betreffenden Währungen geltend machen, im Auslande geringer bewertet wird als im Inlande. Diese Tatsache hat ihren Grund darin, daß die Ausländer das entwertete Geld eines niedervalutarischen Landes in ihrem Lande nicht als gesetzliches Zahlungsmittel benutzen können und nur insofern bewerten, als seine Verwendung für spekulative Zwecke oder zum Wareneinkauf oder auch zur Kapitalsanlage in dem betreffenden niedervalutarischen Land einen Vorteil verspricht.

Angesichts der scharfen Konkurrenz und der Beschränkung der Absatzmöglichkeiten nach den niedervalutarischen Ländern, von der die hochvalutarischen Länder infolge der Geldentwertung in den niedervalutarischen Ländern betroffen werden, beschäftigen sich die öffentliche Meinung und die Regierungen in den hochvalutarischen Ländern immer dringender mit der Frage, wie die schädlichen Folgen der schon so weit verbreiteten Währungskrankheit abgestellt werden können. Man glaubt eine Besserung erhoffen zu können, wenn die Produktionskosten in den niedervalutarischen Ländern entsprechend ihrer Geldentwertung bis zur Goldhöhe gesteigert werden. So wird neuerdings den niedervalutarischen Ländern empfohlen und, wo es der politische Einfluß gestattet, auch vorgeschrieben, z. B. die Eisenbahn- und Posttarife in dem Maße zu erhöhen, wie ihr Geld sich weiter entwertet, und auch die Kohlenpreise entsprechend zu steigern.

Zweifellos wird dadurch die Steigerung der Preise und Löhne in den betreffenden Ländern beschleunigt, aber die gewünschte Entlastung der hochvalutarischen Industrieländer kann dadurch nicht erzielt werden. Die verminderte Kaufkraft der niedervalutarischen Länder und ihre erhöhte Konkurrenzfähigkeit im Auslande beruhen ja nicht allein auf der Spannung zwischen dem Außenwert und dem Innenwert ihres Geldes, sondern sie werden mit jeder weiteren Entwertung ihres Geldes im Auslande von neuem hervorgerufen. Arbeit und Kapital in dem Lande mit sinkender Währung müssen sich mit einem geringeren Lohn, mit einer geringeren Rente begnügen, als in den hochvalutarischen Ländern der Arbeit und dem Kapital zukommen, weil sie sonst beschäftigungslos werden würden. Dazu kommt, daß die Bevölkerung in den niedervalutarischen Ländern bei fortschreitender Entwertung des Geldes auch tatsächlich immer unter Weltmarktpreisen leben kann, und daß sie sich deshalb und wegen der Gewöhnung an Entbehrungen während der langen Kriegsdauer nicht ganz bewußt wird, wie mit der Geldentwertung auch die Verarmung fortschreitet. So drängt die Entwertung des Geldes die niedervalutarischen Länder gegen ihren Willen in eine Entwicklung hinein, die praktisch einem wirtschaftlichen Angriff der niedervalutarischen gegen die hochvalutarischen Industrieländer gleichkommt. Dieser wirtschaftliche Angriff wird nicht eher zum Stillstand kommen können, als bis die Ursachen der weiteren Entwertung des Geldes in den niedervalutarischen Ländern beseitigt sind.

In dieser Richtung ist allerdings seit Kriegsende noch so gut wie nichts geschehen. Die Valutakrankheit hat namentlich in Europa in den vergangenen 3½ Jahren so weit um sich gegriffen, daß sich die hochvalutarischen Länder heute in ihrem Kampf um die ausländischen Absatzmärkte einer großen Notgemeinschaft der niedervalutarischen Länder gegenübersehen. Das zeigt folgende Übersicht über den Stand einer Reihe von Währungen gegen den amerikanischen Dollar.

Stand der Währungen gegen den amerikanischen Dollar am 1. März 1922.
(Parität zum Dollar = 100.)

über 100 %	Schweiz
100—95 %	Mexiko
	Schweden
	Holland
	Japan
95—90 %	Aegypten
90—80 %	England
	Ostindien
	Argentinien
	Spanien
80—70 %	Dänemark
	Uruguay
70—60 %	Norwegen
60—50 %	Chile
50—40 %	Frankreich
	Belgien
	Brasilien
40—30 %	— — —
30—20 %	Italien
	Griechenland
20—10 %	Türkei
	Finnland
10—5 %	Tschecho-Slowakei
	Portugal
	Südslawien
5—4 %	Rumänien
4—2 %	— — —
2 1 %	Deutschland (1,8%)
unter 1 %	Ungarn (0,72%)
	Polen (0,12 %)
	Dtsch.-Oesterreich (0,09 %)

Man kann heute zur Kennzeichnung der weltwirtschaftlichen Lage drei Gruppen von Ländern unterscheiden. Die erste Gruppe mit etwa 850 Millionen Einwohnern umfaßt diejenigen Länder, die verhältnismäßig wenig Industrie-Erzeugnisse hervorbringen und verbrauchen, also Indien, China, das asiatische Rußland, die asiatische Türkei, Ägypten, die Kolonialländer in Afrika und die Inselkolonien im Stillen Ozean. Die zweite Gruppe bildet eben die Notgemeinschaft der nieder-

valutarischen Länder. Unter diesen verstehen wir alle diejenigen Länder, deren Währungen um mehr als 50 Prozent gegenüber dem amerikanischen Dollar entwertet sind. Hierher gehören nicht nur Rußland, Polen, Deutschösterreich, Deutschland und die übrigen am Kriege beteiligten mittel- und osteuropäischen Länder, sondern auch Italien, Belgien und Frankreich. Der Produktionskraft dieser mehr als 400 Millionen Menschen sehen sich die Länder der dritten Gruppe, die hochvalutarischen Länder, gegenüber. Diese Länder, zu denen wir alle diejenigen (auch in Südamerika) rechnen, deren Währungen gegenüber dem amerikanischen Dollar gleichwertig oder „nur" bis zu 50 Prozent entwertet sind und nicht der ersten Ländergruppe angehören, umfassen 350 Millionen Menschen. 350 Millionen hochvalutarische gegen 400 Millionen niedervalutarische!

Diese Zahlen zeigen, wie groß die Gefahr einer weiter anhaltenden und vielleicht sogar wieder zunehmenden Arbeitslosigkeit für die hochvalutarischen Länder ist, und wie diese Gefahr sich gerade gegen die hochvalutarischen Länder wenden muß, deren Industrie hoch entwickelt und auf den Export angewiesen ist. Gelingt es nicht, die weitere Entwertung des Geldes in den niedervalutarischen Ländern aufzuhalten, so wird der wirtschaftliche Verzweiflungskampf zwischen den hochvalutarischen und den niedervalutarischen Ländern ohne Zweifel zum Austrag kommen. Eine Beseitigung der Ursachen der weiteren Geldentwertung in den niedervalutarischen Ländern kann aber nur dann erhofft werden, wenn die Ursachen dieser Geldentwertung von allen Teilen sorgfältig geprüft und klargelegt werden.

IV

In den hochvalutarischen Ländern führt man fast allgemein die Ursachen der Geldentwertung auf Mißstände innerhalb der niedervalutarischen Länder zurück. Man glaubt, eine Gesundung der Verhältnisse erwarten zu können, wenn nur erst in den niedervalutarischen Ländern die Notenpressen stillgelegt worden sind. Als Ursache für die Papiergeldvermehrung wird dabei ohne Rücksicht auf die verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Länder allein die Mißwirtschaft in deren Staatsfinanzen angesehen. Man hält die Ausgaben für zu groß und fordert demgemäß z. B. die Einstellung der Lebensmittelzuschüsse, die Herabsetzung der Gehälter, die Verminderung der Beamten und ganz allgemein eine bis zum äußersten gehende Sparsamkeit. Um die Staatseinnahmen zu erhöhen, empfiehlt man den niedervalutarischen Ländern die Erhöhung der Personen- und Gütertarife auf den Eisenbahnen, die Erhöhung aller Gebühren und Steuern, die Erhebung besonderer Ausfuhrabgaben und ähnliche Maßnahmen. Mit einem Gesetz über die Unabhängigkeit der Zentralnotenbank von der Regierung des betreffenden Staates glaubt man die letzte Sicherung gegen eine weitere Geldentwertung schaffen zu können.

Kennzeichnend für diese Auffassung ist die Note der Reparationskommission an die deutsche Regierung vom 21. März 1922, in der der Ausgleich des Reichshaushaltes und die Stillegung der Notenpresse, also die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in unserer Innenbilanz, gefordert wird. Die Note der Reparationskommission erkennt an, daß von dem gesamten Fehlbetrag im Voranschlag des Reichshaushaltes für 1922, der beim Stande von 1 Goldmark = 45 Papiermark schon auf 183½ Milliarden Papiermark veranschlagt worden ist, 171 Milliarden Papiermark allein auf die Kriegsentschädigungsforderungen der Alliierten fallen. Sie weist selbst darauf hin, daß die Papiermark bis zum Tage der Abfassung der Reparationsnote bereits auf den Stand von 70 Papiermark für 1 Goldmark ge-

sunken sei, und daß der Fehlbetrag im Reichshaushalt demnach weiter steigen müsse. Dennoch fordert sie den Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt und verlangt zu diesem Zweck ein neues Steuerprogramm mit 60 Milliarden Mehrerträgnissen für 1922 und die Auflage einer Zwangsanleihe, die den dann noch vorhandenen Fehlbetrag decken soll. Eine wunderbare Rechnung! J. M. Keynes hat in seinem neuen Buch „Revision des Friedensvertrages" (Verlag Duncker & Humblot, München) die steuerliche Belastung des deutschen Volkes Ende 1921 auf 43 Prozent seines gesamten Einkommens berechnet. Wie groß wird die Belastung des deutschen Volkseinkommens, wenn Steuern und Zwangsanleihe zusammen die Ausgaben des Reiches decken sollen? — Der Fehlbetrag von 183½ Milliarden Papiermark wird 1922 wegen der dargestellten Entwertung der Mark seit Aufstellung des Voranschlages mindestens 300 Milliarden Papiermark erreichen und wird darüber hinauswachsen, wenn die Mark noch weiter fällt. Um diesen Fehlbetrag von 300 Milliarden Papiermark zu decken, müßte die Gesamtbelastung des deutschen Volkes durch die Steuern einschließlich der inneren Zwangsanleihe auf die viersache Höhe gebracht werden. Da die Gesamtbelastung nach Keynes schon 43 Prozent beträgt, müßte sie also 170 Prozent vom Einkommen des deutschen Volkes erreichen. Eine derartige Steuerlast ist natürlich nicht möglich. Wenn man wirklich eine solche „dette publique" dem deutschen Volke auferlegen wollte, so würde dadurch nur eine allgemeine Steigerung der Preise, Löhne und Gehälter hervorgerufen werden, die in der Wirkung einer ungeheuren Inflation gleichkäme und den Wert der Mark aufs neue gewaltsam herabdrücken müßte. Dann würden die Ausgaben des Reiches wieder ins Ungemessene wachsen und den Steuereinkünften davonlaufen.

Die im Auslande weitverbreitete Ansicht, daß man nur in den Ländern mit sinkender Währung für eine vernünftige Ordnung der Verhälnisse sorgen müsse, um die Gesundung der Weltwirtschaft herbeiführen zu können, erweist sich also an diesem Beispiel als oberflächlich.

Die Gründe der Geldentwertung mögen in manchen Ländern an einer offenbaren Mißwirtschaft liegen, in anderen liegen sie jedoch tiefer. Die richtigen Maßnahmen zur Abstellung der Geldentwertung in den niedervalutarischen Ländern können jedenfalls nur dann gefunden werden, wenn in jedem einzelnen Falle genau geprüft und klargelegt wird, weswegen der Ausgaben-Überschuß in den Staatsfinanzen vorhanden ist.

Die Gründe dafür sind zweifellos in den einzelnen Ländern verschieden. Rußland hat sich seit Beginn der Sowjetherrschaft vom Auslande abgeschlossen und hat seine ausländischen Schulden gestrichen. Auch heute ist der russische Wirtschaftsverkehr mit dem Auslande noch ganz unbedeutend, und die Frage der Auslandschulden ist nach wie vor ungeklärt. Wenn in Rußland Ausgabenüberschüsse in den Staatsfinanzen entstanden sind, die die bekannte ungeheure Vermehrung des Papiergeldumlaufes zur Folge hatten, so war der Grund dafür zweifellos in den innerpolitischen Verhältnissen des Landes und der daraus folgenden Zerstörung der russischen Innenbilanz zu suchen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse z. B. in Deutschland. Deutschland ist schon während des Krieges nicht ganz vom Auslande abgeschlossen gewesen und hat nach Kriegsende sofort wieder seine Grenzen geöffnet, um ausländische Waren einführen und seine eigenen Erzeugnisse ausführen zu können. Auch in Deutschland ist die Innenbilanz zerstört. Aber der Grund dafür liegt nicht oder doch nur zu einem geringen Teil in den innerpolitischen Verhältnissen, sondern, wie wir sehen werden, ganz überwiegend in Deutschlands Zahlungsverhältnis zum Aus-

lande. Vor dem Kriege war die deutsche Außenbilanz aktiv. Sie ist schon während des Krieges langsam passiv geworden, und diese Passivität der deutschen Außenbilanz hat seit Kriegsende ein geradezu vernichtendes Maß angenommen *). Im Jahre 1922 wird die deutsche Außenbilanz bei Durchführung der Beschlüsse von Cannes um etwa 4 Milliarden Goldmark passiv sein. Diese Passivität der deutschen Außenbilanz ist der Grund für die Entwertung des deutschen Geldes. Wie die Entwertung der deutschen Mark im Vergleich zu einigen anderen europäischen Währungen seit Kriegsende fortgeschritten ist, zeigt folgende Übersicht, in der die Parität zum amerikanischen Dollar = 100 gesetzt ist und die Kurse in Prozente zu dieser Parität umgerechnet sind.

Zeit und wichtige Ereignisse	Zürich	London	Paris	Rom	Berlin	Wien
August 1918: Entente-Offensive	124	97	91	60	71	49
November 1918 Waffenstillstand	103	97	94	81	60	37
Ende Juni 1919: Unterzeichnung des Vertrages von Versailles	96	94	81	64	31	16
Januar 1920: Ratifikation des Vertrages von Versailles	91	76	45	37	18	3
März 1920: Erster Tiefpunkt der Mark	81	70	37	28	4,5	2
Mai 1921: Londoner Ultimatum	93	82	45	28	6—7	1,3
November 1921: bis dahin tiefster Stand der Mark	98	84	38	22	1,5	0,14
1. März 1922	103	90	47	28	1,8	0,09

Ein Dollarkurs von 280 Mark, der im November 1921 mehrfach notiert wurde, entspricht einem Auslandswert der Mark von 1½ Goldpfennig, und ein Dollarkurs von 340 Mark, wie er am 28. März 1922 annähernd erreicht wurde, kommt einem Werte der Papiermark von 1¼ Goldpfennig gleich. Wie kann die Mark auf der abschüssigen Bahn aufgehalten werden?

Die Entwertung der Mark kommt von außen her und geht im Auslande schneller vor sich als im Inlande. Das muß jeder unbefangene Beobachter bestätigen. Als in der Zeit vom September 1920 bis Mai 1921 die Bewertung der Mark im Auslande, von kleinen Schwankungen abgesehen, ungefähr auf gleichem Stande blieb, trat eine merkliche Konsolidierung der Verhältnisse in Deutschland ein. Es gab eine Atempause in der Steigerung der Löhne und der Preise. Ende

*) Eine ausführliche Darstellung der Passivität der deutschen Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande geben die von beiden Verfassern bei Felix Meiner in Leipzig erschienenen Schriften „Valuta-Elend und Friedensvertrag“ und „Die Folgen der Markentwertung für uns und die andern“.

Mai 1921 aber begann eine neue Abwärtsbewegung der Mark. Die Mark sank bis Dezember 1921 auf den dritten Teil ihres Wertes vom Mai 1921. Jedermann weiß, daß von einer Verdreifachung der Löhne und Gehälter, der Ausgaben des Reiches und des Geldumlaufes in derselben Zeit nicht die Rede sein kann, sondern daß die Entwertung der Mark im Inlande dem Sturz der Mark im Auslande verhältnismäßig langsam gefolgt ist. Die Folgenreihe der Markentwertung, wie wir sie seit dem Mai 1921 besonders eindrucksvoll erlebt haben, stellt sich folgendermaßen dar:

1. Passivsaldo in der deutschen Außenbilanz (Zerstörung der Außenbilanz);
2. Steigerung der Inlandpreise aller aus dem Auslande eingeführten Waren, namentlich der Rohstoffe und Nahrungsmittel;
3. Verteuerung des Lebensunterhaltes im Inlande;
4. Steigerung der Löhne und Gehälter;
5. Vergrößerung der Ausgaben des Reiches für Leistungen an das Ausland entsprechend dem Fallen der Mark im Auslande. Steigerung der Ausgaben des Reiches für Löhne, Gehälter und Materialien in einem hinter dem Sturz der Mark zurückbleibenden Verhältnis (Zerstörung der Innenbilanz);
6. Neuausgabe von Schatzanweisungen seitens des Reiches und von Banknoten seitens der Reichsbank, da eine Anpassung der Einnahmen an den mit dem Sturz der Mark gestiegenen Finanzbedarf und eine Unterbringung sämtlicher Schatzanweisungen in Privathänden nicht möglich ist. (Zerstörung der Innenbilanz.)

Die Entwertung der Mark ist also von außen her gekommen, und der Passivsaldo in der deutschen Außenbilanz ist der Grund, weswegen die Mark auf die Dauer im Auslande immer tiefer im Werte sinken muß. Vorübergehende Besserbewertungen der Mark infolge optimistischer Stimmungen im Auslande haben bisher nichts an der großen Linie des Marksturzes zu ändern vermocht und werden es auch künftig nicht können. Die ganze Welt hat nicht soviel überflüssiges Kapital, um allein in Deutschland jährlich 4 Milliarden Goldmark zum Ausgleich der deutschen Außenbilanz anzulegen. Deswegen muß weiter deutsches Papiergeld in Milliardenbeträgen ins Ausland fließen und dort den Wert der Mark weiter hinabdrücken. *Wenn erst der Passivsaldo von 4 Milliarden Goldmark in der deutschen Außenbilanz beseitigt würde, so wäre danach eine Gesundung der deutschen Innenbilanz zweifellos zu erwarten. Wenn man aber mit der Besserung der deutschen Innenbilanz beginnen will*, indem man Frachttarife, Kohlenpreise, Steuern usw. erhöht und das gesamte Preisniveau auf die Höhe der Weltmarktpreise zu bringen sucht, *so wird damit die Entwertung der Mark im Auslande*, die ohnehin schon wegen des Passivsaldos in der deutschen Außenbilanz fortschreiten muß, *nur noch beschleunigt*.

Wie die Entwertung der Mark in Deutschland von außen her kommt, so ist das zweifellos auch in Deutschösterreich der Fall. In manchen anderen Ländern mag es fraglich erscheinen, ob die Geldentwertung mehr von der Störung der Außenbilanz oder von derjenigen der Innenbilanz ihren Ausgang nimmt. Jedenfalls wird die Konferenz von Genua nur dann wirksame Mittel und Wege zur Beseitigung der internationalen Wirtschafts- und Währungskrisis finden können, wenn sie *in jedem einzelnen Lande die besonderen Verhältnisse ganz genau prüft* und sich in ihren Entschlüssen nur von rein wirtschaftlichen Gedanken leiten läßt.

V

Die Ursachen der Hochwertigkeit der Währungen bedürfen nicht einer so ausführlichen Behandlung, wie wir sie oben den Ursachen der Geldentwertung gegeben haben. Vor dem Kriege wurde es als selbstverständlich angesehen, daß die Bewertung der Währungen ihrer Parität entsprach. Die ganz geringen Schwankungen, die sich im internationalen Zahlungsverkehr ergaben, wurden durch Gold- und Wechselarbitrage oder andere technische Mittel des Zahlungsverkehrs ausgeglichen. Wie anders liegen heute die Verhältnisse! Die Währungskrankheit ist in der ganzen Welt so weit verbreitet, daß wir zu der Gruppe der hochvalutarischen Länder auch diejenigen gerechnet haben, deren Währungen gegenüber dem amerikanischen Dollar bis zu 50 Prozent an Wert verloren haben. Weil eine solche Entwertung, die man vor dem Kriege allgemein als eine Krankheitserscheinung schlimmster Art betrachtet haben würde, heute angesichts der allgemein verbreiteten Währungskrankheit relativ günstig ist, haben wir den Kreis der hochvalutarischen Länder bis zu dieser willkürlich gewählten Grenze gezogen. Hochwertig — im Sinne von Vollwertigkeit — sind heute nur noch ganz wenig Währungen. Diese haben wir in erster Linie im Auge, wenn wir im folgenden die Ursachen und die Wirkungen der Hochwertigkeit der Währungen für die betreffenden Länder betrachten.

Die Hochwertigkeit (Vollwertigkeit) einer Währung setzt voraus, daß das betreffende Land eine geordnete Innenbilanz und eine gesunde Außenbilanz besitzt. Wie kommt es nun, daß auch in Ländern mit vollwertiger Währung wirtschaftliche Krankheitserscheinungen zu beobachten sind? — Wir haben z. B. oben gesehen, daß in einem hochvalutarischen Lande, wie es die Vereinigten Staaten von Amerika sind, die Landwirtschaft infolge zu niedriger Preise für ihre Produkte unter einer Entwertung ihrer Viehbestände und ihres Bodens leidet, daß in der Industrie die Arbeitslosigkeit weit verbreitet ist, und daß sich in der Ausfuhr große Schwierigkeiten bemerkbar machen. Damals haben wir gesagt, diese Krisenerscheinungen hätten ihren Grund in der Hochwertigkeit der amerikanischen Währung. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter und stellen die These auf: Die wirtschaftlichen Krisenerscheinungen in den hochvalutarischen Ländern sind zurückzuführen auf die zu große Aktivität ihrer Außenbilanz, auf den Ausfuhrüberschuß, den Überschuß an Kapitaleinkünften, an Einnahmen aus der Handelsflotte usw.

Auch die Aktivität der Außenbilanz in den hochvalutarischen Ländern ist eine Krankheitserscheinung. Wenn die hochvalutarischen Länder von der Erkrankung ihrer Wirtschaft geheilt werden sollen, muß diese Aktivität herabgesetzt werden. Wenn die Weltwirtschaft gesunden soll, so genügt nicht allein ein Ausgleich der Passivitäten in den Außenbilanzen der niedervalutarischen Länder, sondern es müssen die Passivsalden in den Außenbilanzen der niedervalutarischen Länder gegen die Aktivsalden in den Außenbilanzen der hochvalutarischen Länder ausgeglichen werden. Man wird in den hochvalutarischen Ländern nicht leicht bereit sein, von seinen Aktivposten an die niedervalutarischen Länder abzugeben. Aber der Ausgleich der Außenbilanzen wird mit einer solchen Selbstverständlichkeit und Unaufhaltsamkeit eintreten, wie der Ausgleich der Wasserspiegel in kommunizierenden Röhren. Der Ausgleich hat bereits begonnen.

Schon heute geben die hochvalutarischen Länder an die niedervalutarischen Länder durch unfreiwillige Verluste und durch das Ausbleiben von Einnahmen im internationalen Zahlungsverkehr von den Überschüssen ihrer Außenbilanzen Milliardenbeträge ab.

Wir haben oben festgestellt, daß die hochvalutarischen Länder ihre Waren vielfach unter ihren eigenen Gestehungskosten nach den niedervalutarischen Ländern verkaufen müssen, daß sie also noch

Geld auf ihre Ware legen, um überhaupt die Möglichkeit des Absatzes nach den niedervalutarischen Ländern zu behalten.

Da die niedervalutarischen Länder infolge der Passivität ihrer Außenbilanz nicht im Stande sind, alle diese Waren mit vollwertigem Gelde zu bezahlen, so müssen die hochvalutarischen Länder für ihre vielfach schon unter Gestehungskosten verkauften Waren auch noch in großem Umfange Papiergeld der niedervalutarischen Länder in Zahlung nehmen, an dem sie wiederum Verluste erleiden. Wie groß die Verluste an diesen Papiergeldsummen sein müssen, kann man sich vorstellen, wenn man das ungeheure Fortschreiten der Geldentwertung in den niedervalutarischen Ländern innerhalb der letzten 3½ Jahre betrachtet. Die deutsche Mark z. B. ging in der Zeit vom Oktober 1918 bis Mai 1921 von 60 Goldpfennigen auf 6 Goldpfennige zurück und sank bis Ende März 1922 auf 1¼ Goldpfennig. Bei anderen Währungen (z. B. Deutschösterreich, Polen usw.) war die Entwertung noch größer, aber auch in Italien, Belgien und Frankreich war sie stark genug, um den hochvalutarischen Ländern ungeheure Verluste zu verursachen. Der größere Teil der Papiergeldsummen aus den niedervalutarischen Ländern bleibt im Besitze der hochvalutarischen Länder. Nur ein kleinerer Teil des Papiergeldes sucht Anlage in den niedervalutarischen Ländern, um den Verlusten aus der Entwertung des Papiergeldes einigermaßen zu entgehen.

Aber auch an der Kapitalsanlage in den niedervalutarischen Ländern haben die hochvalutarischen Länder schon große Verluste erlitten. So billig auch der Preis der Anlagen in den niedervalutarischen Ländern ist, so werden doch nach jeder weiteren Geldentwertung Kapitalsverluste festzustellen sein, wenn man den Wert der Anlage aus der niedrigen Währung in die hochwertige Währung umrechnet, aus der die Anlage erfolgte.

So ergibt sich denn folgendes Bild: Es strömen aus den hochvalutarischen Ländern Waren nach den niedervalutarischen Ländern, von dort fließt Papiergeld nach den hochvalutarischen Ländern zurück, und dieses sucht zum kleineren Teile im Rückstrome Anlage in den niedervalutarischen Ländern, und mit jeder dieser Bewegungen sind Verluste für die hochvalutarischen Länder verbunden, die auf eine Verminderung der Aktivität in deren Außenbilanzen hinwirken.

Auch auf anderen Gebieten geben die hochvalutarischen Länder von den Überschüssen ihrer Außenbilanzen ab. Noch nie ist z. B. die Zahl der Reisenden aus aller Herren Länder in den niedervalutarischen Ländern (Rußland ausgenommen) so groß gewesen wie heute.

Auch das Gegenbild zu der Abgabe von Überschüssen seitens der hochvalutarischen Länder, nämlich die Verminderung der Einnahmen in ihren Außenbilanzen zeigt sich im Reiseverkehr. So entstehen beispielsweise der Schweiz, deren Fremdenindustrie zum größeren Teile von Deutschen lebte, erhebliche Einnahmeverluste in der Außenbilanz durch das Ausbleiben der deutschen Reisenden.

Verminderung der Einnahmen in den Außenbilanzen der hochvalutarischen Länder sind fernerhin zu beobachten in dem internationalen Frachtenverkehr, wo die hochvalutarischen Länder vielfach gezwungen sind, wegen ihrer zu hohen Betriebskosten einen Teil ihrer Schiffe aufzulegen.

Ein ganz besonderes kennzeichnendes Beispiel für eine unfreiwillige Verminderung in den Einnahmen der hochvalutarischen Länder ist aber die Einstellung des Zinsendienstes für die Anleihen, welche die Vereinigten Staaten von Amerika ihren Verbündeten während des Krieges gegeben haben. Von namhaften Sachverständigen aller Länder wird heute schon die Möglichkeit der Verzinsung dieser Anleihen auf die Dauer verneint.

Die hochvalutarischen Länder suchen alle diese Verluste zu verhindern, indem sie ihre Zölle erhöhen, ihre Produktion einschränken, ihre Arbeitslöhne herabsetzen und sich an geringere Gewinne gewöhnen. Ob es ihnen wohl gelingen wird, die weitere Steigerung der dargestellten Verluste zu verhindern? Nur wenn die Aktivitäten und die Passivitäten im internationalen Zahlungsverkehr ausgeglichen werden, kann der weltwirtschaftliche Verkehr wieder ins Gleichgewicht kommen. Vorübergehende Besserungen haben keine wesentliche Bedeutung. Die Notwendigkeit eines Ausgleiches der Zahlungsbilanzen ist unbedingt gegeben. Sie wird sich zwangsweise durchsetzen, wenn sie nicht freiwillig und bewußt in die Wege geleitet wird. Daß die Zerrüttung der Weltwirtschaft noch schlimme Enttäuschungen bringen kann, wenn man es unbedingt auf die Zwangsläufigkeit ankommen lassen will, dürfte nach den Ereignissen der letzten drei Jahre allen Beteiligten klar sein.

Der Erfolg der Konferenz von Genua hängt davon ab, daß sie die richtige Erkenntnis der Ursachen der internationalen Wirtschafts- und Währungskrisis bringt, daß sie den richtigen Weg zur Beseitigung dieser Ursachen findet, und daß sie bei allen Beteiligten den rechten Willen weckt, diesen Weg entschlossen zu betreten und mit allen Kräften bis ans Ende zu gehen.

Anhang

Weltmarktpreise einiger landwirtschaftlicher und kolonialer Erzeugnisse und industrieller Urprodukte

(Vorkriegspreis, Preis bei Kriegsende, höchster Preis nach Kriegsende, tiefster Preis nach Kriegsende, letzter Preis)

Weltmarktpreise landwirtschaftlicher und kolonialer Erzeugnisse

Börse	Ware und Qualität	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Letzter Preis
			15. 6. 1914	31.10.1918	18. 5. 1920	1. 11. 1921	23 2. 1922
New York	Weizen hard winter	c. p. bsh.	93 3/4	237 1/2	337	111 1/2	151 1/2
			15. 6. 1914	31.10.1918	20. 7 1920	7. 12. 1921	23 2 1922
Chicago	Roggen p erstnot. Monat	c. p. bsh.	66	—	257.50	81 1/4	107 3/4
			15. 6 1914	31.10.1918	17. 5. 1920	1. 11. 1921	23. 2. 1922
Chicago	Hafer p. erstnot. Monat	c. p. bsh.	38	67	117	31 3/4	42

Weltmarktpreise landwirtschaftlicher und kolonialer Erzeugnisse

Börse	Ware und Qualität	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Letzter Preis
			15. 6. 1914	31.10.1918	15. 5. 1920	17.10.1921	23. 2. 1922
Chicago	Mais p. erstnot. Monat	c. p. bsh.	70 5/8	120	196 50	46	65
			15. 6. 1914	31.10.1918	25. 5. 1920	2. 1. 1922	23. 2. 1922
New York	Centrifugal-Zucker	c. p. lb.	3 9/20	7 7/25	23.57	3 21/50	3 43/50
			15. 6. 1914	31.10.1918	25. 5. 1920	11. 2. 1921	23. 2. 1922
London	Reis Burma Nr. 2	sh. p. cwt.	7 bis 7/3	26/3	48/6	13 1/4	14 3
			15. 6. 1914	31.10.1918	25. 5. 1920	1. 7. 1921	23. 2. 1922
London	Kakao Trinidad	sh. p. cwt.	58 bis 60	86 bis 90	140	48 bis 49	53 bis 64
			15. 6. 1914	31.10.1918	21. 8. 1919	17. 3. 1921	23. 2. 1922
New York	Kaffee Rio	c. p. lb.	9 1/2	10 5/8	21 1/2	5 1/2	8 15/16
			15. 6. 1914	31.10.1918		27. 1. 1921	23. 2. 1922
London	Baumwollsaat ägyptische	£ p. to.	8.7 1/2	18		10.15	13
			15. 6. 1914	31.10.1918		21.10.1921	23. 2. 1922
London	Baumwollsaat indische	£ p. to.	6.8			8.5	9.12/6
			15. 6. 1914	31.10.1918		16. 1. 1922	23. 2. 1922
London	Kopra Singapore	£ p. to.	24.5	45.10		24.10	25.17 6
			15. 6. 1914	31.10.1918		6. 4. 1921	23. 2. 1922
London	Palmkerne	£ p. to.	19.3/9	26		16.10	18.7/6
			15. 6. 1914	31.10.1918		20. 1. 1922	23. 2. 1922
London	Rübsaat Torie	£ p. to.	50.5	29.15		14.15	16.12/6
			15. 6. 1914	31.10.1918	17. 2. 1920	1. 3. 1921	24. 2. 1922
Liverpool	Baumwolle fullygoodfair Sakellaridis	c. p. lb.	9.16	29.40	99	13	17.75
			15. 6. 1914	31.10.1918	22. 7. 1920	29. 3. 1921	27. 2. 1922
New York	Baumwolle amerikanisch middling	c. p. lb.	13.40	30.20	43.75	11.15	18.75

Weltmarktpreise landwirtschaftlicher und kolonialer Erzeugnisse

Börse	Ware und Qualität	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Letzter Preis
London	Rohjute erste Marken neue Ernte	£ p. to.	15. 6. 1914 31.17½	31.10.1918 64/65	Sept. 1919 72	7. 12. 1921 23.15	23. 2. 1922 24.5
London	Gummi first later Ia heller Crêpe	sh. p. lb.	15. 6. 1914 2/4½	31.10.1918 2/5½	9. 2. 1920 2/9¼ bis 2/9½	1. 6. 1921 0/8 bis 0/8¼	28. 2. 1922 0/7⅞
London	Gummi Ia smoked sheets	sh. p. lb.	15. 6. 1914 2/3¾	31.10.1918 2/4½	Dez. 1919 2/10	10. 6. 1921 0/7¼ bis 0/7⅛	28. 2. 1922 0/7⅞

Weltmarktpreise tierischer Erzeugnisse

Wolle

Börse	Australwolle rein gewaschen ohne Waschspesen loko London Notierung	Vorkriegspreis	Britischer Regierungspreis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Februar-Auktion 1922. Letzte Notierung	März-Auktion 1922. Anfangsnotierung
London	Merino A d. p. lb.	Juli 1914 30 1/2	April 1918 bis März 1919 67	April 1920 149	April 1921 30	Februar 1922 46	7. März 1922 46
London	Merino AB d. p. lb.	Juli 1914 28	April 1918 bis März 1919 62	April 1920 130	April 1921 22	Februar 1922 36	7. März 1922 35
London	Kreuzzucht C II d. p. lb.	Juli 1914 20 1/2	April 1918 bis März 1919 44	Dezember 1919 67	Juli 1921 11	Februar 1922 18	7. März 1922 16 1/2
London	Kreuzzucht D II d. p. lb.	Juli 1914 15	April 1918 bis März 1919 33	Dezember 1919 42	Juli 1921 8	Februar 1922 11 1/2	7. März 1922 11

Weltmarktpreise tierischer Erzeugnisse

Börse	Ware und Qualität	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende
			Juli 1914	Herbst 1918		Febr. 1922
Chicago	Texassteers heavy	c. p. lb.	18 3/4	28		14
			Juli 1914	Herbst 1918		Febr. 1922
Chicago	Coloradosteers	c. p. lb.	17 1/2	27		13 1/2
Montevideo	Trockene Montevideo-Rindshäute mit 20% Desechos, Halbhaar und aufwärts	100 kg in arg. Goldpesos, fob Laplatahafen	Juli 1914		Juli 1919	Febr. 1922
			84/90		121	53
			Juli 1914	Herbst 1918		Febr. 1922
Chicago	Schlächterhäute branded cows	c. p. lb.	17 1/2	23		10 1/2
Buenos-Aires	Trockene Rindshäute 30% Desechos, Halbhaar und aufwärts	100 kg in arg. Goldpesos, fob Laplatahafen	Juli 1914	Herbst 1918	Juli 1919	Febr. 1922
			60/65	86	115	40
			Juli 1914	Herbst 1918	Juli 1919	Febr. 1922
Buenos-Aires	Gesalzene Frigorifico-Ochsenhäute	dto.	41/43	54	107	45

Weltmarktpreise tierischer Erzeugnisse

Börse	Ware	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Letzter Preis
			15. 6. 1914	31.10.1918	21. 8. 1919	17.11.1921	23. 2. 1922
Chicago	Schmalz	c. p. lb.	10 1/4	26 1/2	29.52	8 1/4	11 3/4
			15. 6. 1914	31.10.1918	31.12.1919	1. 7. 1921	23. 2. 1922
New York	Talg	c. p. lb.	6 3/4	20 1/2	21.50	4 3/4	6 3/4

Weltmarktpreise industrieller Urprodukte

Börse	Ware und Qualität	Notierung	Vorkriegspreis	Preis bei Kriegsende	Höchster Preis nach Kriegsende	Tiefster Preis nach Kriegsende	Letzter Preis
			15. 6. 1914	31.10.1918	9. 2. 1920	11. 4. 1921	14. 2. 1922
New York	Terpentin amerikanisch	c. p. gall.	46.62	69	202	55 1/2	91 1/2
			15. 6. 1914	31.10.1918	2.2.—4.6. 1920	16. 9. 1921	14. 2. 1922
New York	Petroleum standard white in bulk	c. p. gall.	5	8.25	15	5	7
			15. 6. 1914	31.10.1918	1. 10. 1920	16. 8. 1921	23. 2. 1922
New York	Eisen 2 North foundry	$ p. to.	14 3/4	33	50 bis 51	19 1/2	18 3/4
			15. 6. 1914	31.10.1918	9. 2. 1920	1. 3. 1921	23. 2. 1922
New York	Zinn roh	c. p. lb.	30	—	57 1/2	20	29 3/4
			15. 6. 1914	31.10.1918		8. 8. 1921	23. 2. 1922
New York	Kupfer elektrolit	c. p. lb.	14	23 1/2	—	11 3/4	13
			15. 6. 1914	31.10.1918	8. 1. 1920	1. 9. 1921	23. 2. 1922
New York	Zink elektrolit	c. p. lb.	5 1/10	7 7/8	9.80	4 1/5	4 21/40

Türkische Streiflichter

Von

Walther Beumelburg

Die Türkeiabteilung des Preußischen Kriegsministeriums gab uns die Khaki-Ausstattung und nahm uns zugleich jede Illusion, „falls wir etwa Befriedigung im türkischen Dienst erhofften". Aus dem starren Gefüge der deutschen Kriegsorganisation kamen wir in das Gewirr am Eingang des Orients.

Während tausend Bataillone rings auf dem Kontinent in fester Front standen, gelang es der Führung nicht, die Heerscharen der Geister zu bändigen. Deutlicher als im Mutterland zeigte sich in den primitiveren und doch so viel verwickelteren Verhältnissen der Türkei, aus welcher Unsumme widerstrebender Faktoren sich Kriegführung und Politik zusammensetzen.

Aus der Fülle der Beobachtungen, unter gänzlich anderen Hoffnungen und Gesichtspunkten gesammelt, sei einiges festgehalten. Streiflichter in das Getriebe

jenes fremden Landes, das, von der Welt vor 1914 schon fast zum Sterben verurteilt, zäh bis zur Erschöpfung zur Sache der Mittelmächte hielt. Dem — trotz aller Einbußen — doch der Weltkrieg neue Kraft zu nationaler Selbstbehauptung verlieh

* * *

Der Zustand der Türkei

Das Anschlußbedürfnis an eine Großmacht führte die von England, Frankreich und Rußland gleichermaßen umstrittene Türkei an die Seite Deutschlands.

Im herbstlichen Schwarzen Meer wechseln 1914 russische und türkische Boote einige Schüsse. Das Konstantinopeler Kabinett zieht die Konsequenz. Enver, der Freund der Deutschen, übernimmt die Heeresleitung. Schneller als für die Türkei gut — wenn auch später, als die Kriegsleitung der Mittelmächte es erwartet — ist das Land in die europäische Verwirrung hineingerissen und mitten im großen Krieg.

Noch sind manchem Soldaten die Löhnungen aus dem letzten Balkankrieg nicht nachgezahlt! Wenige Jahre zuvor haben die Tripoliskämpfe schwere Opfer gefordert. (Fast unbegreiflich, daß noch heute Mustafa Kemals Leute im Felde stehen. Über ein Dutzend Jahre haben viele von ihnen fast nichts als Krieg gesehen, eine andere Art Krieg freilich als der europäische, mit weniger Schießerei, aber mit mehr Entbehrungen.)

Dazu haben die innerpolitischen Wehen das Land durchwühlt, in denen das jungtürkische Komitee die Macht übernahm. Vergleichsweise ergibt sich aus der Unmöglichkeit, das durch die Revolution desorganisierte Deutschland bald darauf zu neuem Krieg zu führen, der Maßstab für die Lebensenergie der Türkei, besonders aber für die Grundverschiedenheit der türkischen und deutschen Verhältnisse.

*

Ganz abgesehen von den Erschütterungen im letzten Vorkriegsjahrzehnt ist die Türkei schon in normalem Zustand ihrer politischen und wirtschaftlichen Struktur und ihrer geographischen Lage nach zu aussichtsvoller Kriegführung in großem Stil nicht beschaffen.

In einem Staat leben mit etwa 15 Millionen Türken 6 Millionen Araber. Zwei getrennte Welten.

Die Juden, Palästina-Eingesessene und eingewanderte spanische, sitzen im Lande, ohne in ihm aufzugehen, und haben Ein- und Ausfuhrhandel zum größten Teil in der Hand. „Schlimm ist der Jude", sagt das türkische Sprichwort.

Die Griechen, aus Thrazien und von der kleinasiatischen Küste, die sie wirtschaftlich entwickelt haben, gesellen sich dazu. „Schlimmer ist der Grieche."

Die Armenier, einst Ackerbauer in Ost-Anatolien und später in Teilen in Zilizien kolonisiert, haben sich in den letzten Jahrhunderten als tüchtige Handwerker, Kauf- und Bankleute und wucherische Geldverleiher, immer einzeln vorgehend, aber zäh zusammenhaltend, die türkischen Städte und Ortschaften erobert. „Am schlimmsten ist der Armenier."

Gegen diese führte die Türkei schwere innere Kämpfe, oft die nationale Politik mit dem härtesten, aber einfachsten Mittel des Schwertes verfolgend.

Und doch braucht das Land die Köpfe aller dieser Leute und ihre Geschäfte. Auch der Krieg braucht sie für die Bureaus und die technischen Waffen. Die Festungsbauformationen am Bosporus waren z. B. nicht imstande, für eigene Unterkunft Baracken zu bauen, solange Nichtmohammedaner nicht eingestellt werden durften.

Überall im Land konspirieren Nichttürken mit dem Feind. Araber spielen

gegen Gold in Palästina und Mesopotamien türkische Truppen dem Engländer in die Hand. Konstantinopel ist das Dorado der Ententespione. Selbst bei politischen Führern des Landes gibt es mitunter starke ententefreundliche Tendenzen.

Das instinktiv empfundene Ohnmachtsgefühl gegenüber den schwer faßbaren Feinden im eigenen Lande und den raffinierten, aber unentbehrlichen Ausbeutern bedrückt das türkische Volk.

Inzwischen verbluten sich in vorbildlicher Hingabe die Hekatomben der anatolischen Bauernsöhne auf Galipoli, in Palästina, vor Bagdad, im Kaukasus und in Galizien. Die ausgemergelte Frau zu Hause im Hochland schleppt jahraus, jahrein wie ein Zugtier den schweren Holzpflug.

*

Die innere Verwaltung des Landes ist von jeher in bösem Zustand. Der Regierung in Konstantinopel fehlen die Machtmittel und Verbindungen, sich draußen im Lande durchzusetzen. Am wenigsten werden die türkischen Regierungsbeamten der arabischen Verhältnisse Herr. Die Provinzgouverneure schalten nach Belieben. „Unregelmäßigkeiten" sind etwas Selbstverständliches.

Alle Beamtenkategorien — und auch die Offiziere — schlecht bezahlt, weil die Staatskassen immer fast leer sind, sind mehr oder weniger auf „Nebenverdienste" angewiesen. Weshalb soll man dienstliche Kenntnisse und Befugnisse nicht zur Förderung privater Interessen ausnutzen? Die Moral ist hier unten nicht so peinlich. — Vieles allerdings, was den Konstantinopeler Ministerien als Schiebungen zugeschrieben wurde, dürfte auf das Konto politischer Fonds zu buchen sein, die das Komitee mangels Staatsgeldern sich auf diesem Wege verschaffen mußte.

Das Geld liegt auf der Straße! Durch Waggonschiebungen wird die fabelhafte Preisdifferenz der Produkte zwischen Erzeugungs- und Verbrauchsgebiet reichlich ausgenutzt. Oder man kauft in Damaskus das Goldpfund für 6 Papierpfund und verkauft es an der Palästinafront, wo das Papier durch den Schleichhandel mit dem nur Gold nehmenden Engländer entwertet ist, für 12 Papiere, kauft dafür in Damaskus die doppelte Goldsumme usw.

Auch läßt sich gut etwas beiseite bringen. Im Herbst 1917 sind von 50 Mahonen und größeren Seglern, die in Constanza rumänisches Getreide und Petroleum geladen hatten, 19 überhaupt nicht im Zielhafen Konstantinopel eingelaufen, von den übrigen rechnet man bis zur Magazinierung in den Lagern der Intendantur 50 Prozent Verlust der Ladung.

*

Die türkische Wirtschaft steht auf niedriger Stufe. Die natürlichen Hilfsquellen des Landes sind nicht ausgenutzt.

Da die Regierung sich nicht zu einer großzügigen Bodenreformgesetzgebung aufschwingen konnte, fehlte dem Bauern infolge der hohen Abgaben der Produktionsanreiz.

Dazu gaben die Türken sich dem Wahn hin, daß mit Einführen der Maschine die Schwierigkeiten behoben werden könnten. Sie verkannten, daß zu jeder Maschine der Mensch gehört, der sie erst in langer Vorbildung gebrauchen lernen muß, daß die Maschine nicht Vermittlerin zu höherer Kulturstufe, sondern Ausdruck der höheren Kultur selbst ist. Daß die Türkei sich, besonders im Kriege, von den sehr geschickt vorgehenden Österreichern teuere, für sie gar nicht verwertbare Maschineneinrichtungen aufschwatzen ließ, ist ein Beweis für die naive Urteilslosigkeit in den Regierungsstellen.

Im Zeichen Allahs und des Bindfadens stehend, entbehrt das Volk der Türken trotz allem nicht eines großen Zuges. Der Bindfaden, der alles ersetzt, und mit dem

alles geflickt wird, ist das Symbol gleichzeitig der Rückständigkeit, der Anspruchslosigkeit und einer bewundernswerten Kunst, sich zu helfen.

In dem Begriff Allah aber vereinigt sich alles, was man in Europa unter Würde, Hingabe an den Staat, fatalistischem Gottesglauben und Selbstaufopferung versteht. Die Kehrseite dieses Ruhens in Allah ist eine bis zur Indolenz gehende Gleichgültigkeit des Volkes. Es ist ein sehr träges und Europäernerven unbekömmliches Tempo, in dem sich das gesamte Leben hier unten vollzieht. Solche Bedingungen erfordern temperamentvolle Führer und schaffen das Feld für autokratische Persönlichkeiten. Diese geben viel mehr dem Land die Prägung, als es in europäischen Staaten gemeinhin der Fall ist.

* * *

Der Krieg eine Etappenfrage

In der Türkei lernte man den Krieg in seinen Grundbedingungen erkennen. Nicht kühne Operationen durchzuführen, sondern Menschenmassen überhaupt zu bewegen, zu ernähren und mit den nötigsten Kampf- und Baumitteln zu versorgen, war hier die Frage. Das Operative ergab sich aus der geographischen Lage von selbst.

Feldmarschall von der Goltz schrieb einmal aus Bagdad: „Wir haben die 2000 Kilometer lange Etappenstrecke gleichsam als Schicksal hinter uns."

An der Bagdadbahn, einer der wichtigsten Linien der Kriegführung der Mittelmächte, hingen die türkischen Hauptarmeen wie an einem seidenen Faden. Diese eingleisige, bis in 1918 hinein zweimal durch Gebirgskleinbahnen unterbrochene Strecke mußte den ganzen von der gemeinsamen Kraftquelle Konstantinopel, wenn nicht sogar Berlin, auslaufenden Bedarf der Palästina-, der mesopotamischen und des südlichen Teils der Kaukasus-Front bewältigen. Neben den taktischen Transporten hatte sie die gesamte Munition, einen Teil der Verpflegung, das Benzin für die Frontkolonnen und die Kohle für die südlich des Taurus gelegene Strecke zu fahren. Und gerade die Kohle, dieses für die Kriegführung grundlegende und allernotwendigste Gut, fehlte in so unglaublichem Umfange, daß der Feldeisenbahnchef — mit die wichtigste Figur der Heeresleitung — oft schon über die am nächsten Tage von Konstantinopel abzulassenden Transporte nicht sicher disponieren konnte.

Zu dem teilweise mangelhaften Unterbau des Bahnkörpers kamen der schlechte Reparaturstand der Maschinen, Unzuverlässigkeiten bei dem internationalen Personal, im Winter schwere Naturstörungen durch Schneeverwehungen und Felsstürze hinzu.

Zwei Episoden: Im Dezember 17 bleiben bei 32 Grad Kälte einige Züge auf der Hochebene vor Konia im Schnee stehen, die Maschinen frieren nach Verfeuerung ihres Heizmaterials ein. Die türkische Besatzung eines Transportzuges erfriert auf freier Strecke. . . . Durch Umfallen eines Mangals (glühende Holzkohle) gerät ein hinterer Wagen unseres Zuges in Brand. Notbremse gibt es nicht. Die Bremser schlafen irgendwo in den Abteilen. Wir sausen wie ein Komet mit glühendem Schwanz durch die Nacht und feuern aus allen Gewehren Signalschüsse. Erst nach einer Viertelstunde hört sie der Lokomotivführer in einer Kurve und stoppt. . . .

Daß trotz allem die Bahn, rücksichtslos angespannt, ihre Aufgabe bewältigt, ist eine der Großtaten des Krieges. Mit den überaus schwierigen Tunnelbauten durch die Felsöden des Taurus — dessen deutsch betriebene Kleinbahn das von der Vollbahn herangebrachte Gut glatt bewältigte — setzte sich der Deutsche ein Denkmal. In den letzten Kriegsmonaten wurden sie, eben vollendet, zur Sprengung vorbereitet, weil der Engländer den aus dem Palästina-Zusammenbruch zurückweichenden Truppen zu folgen drohte. . . .

*

An einem Ausschnitt aus den Bewegungen des Jahres 1917 sollen die Etappenschwierigkeiten besonders gekennzeichnet werden.

Im Frühjahr 1917 reift der Plan zu einer entscheidenden Operation in Mesopotamien, die im Spätherbst durchgeführt werden soll. Die Vorbereitung dieses Unternehmens und die Heranführung der aus Deutschland dafür zur Verfügung gestellten personellen wie materiellen Hilfsmittel vollzieht sich in einer Weise, daß in Konstantinopel überhaupt kein fester Plan für ihre Übernahme und den Aufmarsch gemacht werden kann, dessen Durchführung schon an sich einer Unmenge hemmender Faktoren ausgesetzt ist. Bis Ende Juli, als man einen wesentlichen Teil des Transportprogramms bereits hätte erledigt haben müssen, um die Truppe in der günstigen Jahreszeit zur Aktion zu bringen, ist infolge der Bereitstellungsschwierigkeiten noch nichts abgefahren! Im September werden durch Explosion und Brand im asiatischen Kopfbahnhof von Konstantinopel große Munitionsmengen, viele Benzintanks, einige Hundert Waggons, viel technisches Gerät und das gesamte für die Operation aus Berlin gelieferte Sanitätsdepot vernichtet. Infolge des stoßweisen Zuflusses aus Deutschland und des Mangels an Raum und technischen Anlagen war alles verstopft und ganz eng gelagert. Man legt den Umschlagdienst über den Bosporus auf andere Bahnhöfe der kleinasiatischen Küste. Bis zur Flottmachung erleidet der laufende Palästina-Nachschub eine dreiwöchige Unterbrechung. Der meist mit kleinen Seglern bewerkstelligte, organisatorisch durch das Hineinreden vieler türkischer Instanzen sehr gehemmte Umschlag ist dem Spiel des Windes preisgegeben, der auf alle Dispositionen pfeift.

Die geplante Operation gilt schon lange als tot geboren. Man hat inzwischen die ganze Bewegung auf Palästina abgedreht.

Die Strecke Konstantinopel bis zum Bahnendpunkt der Palästinafront beträgt genau 2070 Kilometer. Zu den zwei Umladungen im Taurus kommt eine dritte — auf die syrische 1,05-Meter-Spurbahn — in Rayak dazu, dessen an sich mustergültige Umladeeinrichtungen natürlich rasch verstopft sind.

Im Bahnbereich der Palästinaarmee erfordert die Lokomotivheizung eine tägliche Anfuhr von 640 Tonnen Brennholz. Es wird aus den hinteren Taurusbergen mit Stichbahnen oder Kamelkolonnen herangeholt. In Syrien sind schon vorher etwa 50 Prozent des Obstbaumbestandes als Heizholz ausgeschlagen worden. Dem steht gegenüber eine tägliche Nutzleistung — abzüglich der taktischen Transporte — von etwa 200 Tonnen, die in den schlechten Monaten auf durchschnittlich 150 Tonnen heruntergeht. Diese verteilen sich auf 50 Tonnen Munition, 60 Tonnen Verpflegung, 30 Tonnen Betriebsstoffe. Bleibt ein Waggon täglich für den ganzen Bedarf an sonstigem Gerät, Sanitätsmaterial, Bekleidung, Marketenderwaren usw.

Nun darf man allerdings nicht vergessen, daß eine türkische Armee, in deutsche Verhältnisse übersetzt, nur etwa einer gemischten Brigade entspricht.

Alles übrige muß mit Kolonnen von weither gefahren werden, die sich bei den weiten Strecken durch Mitführen ihrer Betriebsstoffe oder Futtermittel zur Hälfte selber auffressen und auf den grundlosen Wegen der Regenmonate oft wochenlang gar nicht bewegbar sind. Das Hinterland ist durch den Krieg von Arbeitskräften, Tieren und Fahrzeugen derartig entblößt, daß das Getreide, besonders der anatolischen Kornbezirke, nur in völlig unzulänglichem Umfange erfaßt und in die Verbrauchsgebiete abgefahren werden kann.

Die türkische Etappe in Syrien liefert nur ein Drittel der vertraglich festgemachten Verpflegsmittel. An sich sind diese vorhanden. Aber in der guten Zeit hat man die leicht greifbaren Bezirke an der Bahn ausgeschöpft. In der schlechten Jahreszeit muß die Verpflegung aus den weit abgelegenen Gebieten des Hinter-

landes herangezogen werden. Und vorne hat man nicht einmal genügend Kolonnen zum Munitionstransport.

Die Frontverpflegung ist derart, daß im Sommer verschiedentlich türkische Kompanien buchstäblich zum Grasen auf die Weide geschickt wurden. Derjenige Divisionskommandeur hat die größte Gefechtsstärke, der die größten Brote backen lassen kann. Bei ihm sammeln sich auch die Deserteure aus den anderen Divisionen. Von Baustoffen waren Sandsäcke so knapp, daß härteste Strafe auf ihrem Diebstahl stand. Es kam vor, daß ein General, der ausritt, eine rückwärtige Stellung zu besichtigen, diese nicht wiederfand: Die Sandsäcke waren von der abziehenden Truppe ausgebaut und die Gräben im Wüstensand verweht.

Der Engländer aber hat die offene See im Rücken und die ägyptische Basis in der Nähe. Seine Schiffsbewegungen können von den wenigen hier arbeitenden deutschen U-Booten nicht unterbunden werden. Mit einem 7000-Tonnen-Dampfer — von denen eine Anzahl laufen — schafft er bedeutend mehr an die Front als die türkische Bahn in einem ganzen Monat. In wenigen Wochen treibt er die Türken, nachdem er ihre überaus zäh stehende Infanterie in verlustreichem Durchbruch geworfen hat, von Birseba-Gaza bis nördlich Jerusalem zurück. Die türkischen Verkehrsmittel sind, unfähig, eine plötzliche rückläufige Bewegung zu meistern, in chaotischem Zustand.

* * *

Der deutsche Einfluß

Die türkische Ziffer der deutschen Ein- und Ausfuhrbilanz vor dem Kriege hatte mit 0,7 bzw. 1 Prozent keine wesentliche Bedeutung. Die außerordentlich starke deutsche Kapitalinvestierung in der Türkei rief in Deutschland bei Volk und Führung Vorstellungen von Riesengeschäften auf kurze Sicht hervor, die mit den natürlichen Gesetzen in keinem Einklang standen. Die Bagdadbahn war vornehmlich Schlüssel zu bedeutenden Wirtschaftsgebieten, deren Ausschöpfung noch in weiter Zukunft lag und — türkisch-innerpolitisch gesehen — Machtinstrument, um die arabischen Landesteile näher an Konstantinopel heranzubringen. Der Zeitpunkt war noch fern, wo wir die Türkei als Käufer unserer Industrieprodukte ernsthaft in Rechnung setzen konnten.

Heute ist er ferner denn je. Alle alten, wie die durch den Ausschluß der Entente im Kriege zwangsläufig an uns übergegangenen Geschäftsbeziehungen sind zerrissen. Die Ententekommissäre wachen scharf gegen neue deutsche Invasion, die nicht nur für Deutschland — auf Umwegen — erstrebenswert, sondern auch den Türken erwünscht ist, weil sie den zuverlässigen deutschen Unternehmer schätzen und mit Ausbeutungsgesellschaften anderer Länder trübe Erfahrungen gemacht haben.

Um den deutschen Absatz zu steigern, hätte die Kaufkraft der Türkei durch Gegenlieferung von Rohprodukten und landwirtschaftlichen Erzeugnissen erst entwickelt werden müssen. Die Geschäfte hingen zudem an einer auf der Balkanstrecke eingleisigen, von Hauptstadt zu Hauptstadt fast 1000 Kilometer langen Bahnlinie, die über den fortwährend schwelenden, ungesicherten Balkan durch mehrere Länder führte. Den Seeweg beherrschten wir nicht. Im Lande selbst hatten wir nicht die Macht, unsere Interessen mit Nachdruck zu vertreten.

*

Im Kriege konnten wir es uns nicht leisten, durch starken Goldexport die arme Türkei zu kräftigen und unsere Stellung zu befestigen. Wir sind nie unten die Herren gewesen, um so weniger, je mehr sich viele unserer Vertreter als Herren aufspielten. Wir stellten uns zu sehr heraus. Der Heimat und vor allem den heimat-

lichen Behörden, auf die wir angewiesen waren, ging meist das Vorstellungsvermögen für die türkischen Verhältnisse und Bedürfnisse ab. Uns fehlte der Einfluß auf die türkische Verwaltung. Wir haben ihn nie im erforderlichen Umfange erreicht. Kein deutscher Beamter oder Offizier kam in die ausschlaggebende türkische Generalintendantur hinein.

Wir konnten uns nicht auf ein starkes Truppenkontingent stützen. Unsere Kommandostellen unten kämpften mit der deutschen Obersten Heeresleitung um jedes einzelne Infanteriebataillon, obgleich wenige Bataillone, an der Westfront in vier Wochen ausgebrannt, hier unten das Gerippe für eine ganze Kampffront bilden konnten. Es hing dies — neben dem Zwang zur Einschränkung — mit einer gewissen inferioren Einschätzung der Türkei, ihrer Schwierigkeiten wie ihrer Bedeutung für die Gesamtlage, im deutschen Großen Hauptquartier zusammen. Uns fehlte vor allem auch das Material, besonders technische Truppen. Tiefliegende Mängel wurden durch Überorganisation an den Spitzen, mit der man abhelfen wollte, oft nur verschlimmert.

Ein wesentlicher Machtfaktor, die Schiffe „Goeben" und „Breslau", mit deren deutscher Besatzung wir zum mindesten in der türkischen Hauptstadt unserer Stellung im Notfall einen gewissen Nachdruck verleihen konnten, wurden für einen Schlag, dessen Erfolg nicht im Vergleich zum Einsatz stehen konnte, aufs Spiel gesetzt, die „Breslau" geopfert, die „Goeben" wrack. Mit einem tollkühnen Abenteuer hatten die Schiffe ihre Kriegslaufbahn begonnen, von Messina mit ungenügender Kohle durchbrechend. Mit einem wahnsinnigen Abenteuer haben sie sie beschlossen.

Wir traten zudem in der Türkei nicht geschlossen auf. Es fehlte nicht an offen erkennbaren Reibungen zwischen den Deutschen im türkischen Großen Hauptquartier, der deutschen Militärmission, den Marinestellen und der Botschaft, und in den unteren Stellen erst recht nicht.

Wir waren auch nicht geartet, mit einem Volk wie dem türkischen in gute Beziehungen zu kommen. Wir standen uns innerlich zu fremd gegenüber. Die hohe und berechtigte Achtung der Türken vor deutscher Arbeitskraft und Organisationskunst wurde häufig aufgehoben durch das schwerfällig-gründliche, magisterhaft-herrische Auftreten unserer Vertreter, von denen viele mangels weltmännischer Erfahrung an die in alter Kultur gelassen ruhende Psyche des gebildeten Türken nicht mit dem nötigen Takt und feinen Instinkt herantraten. Beherrschte man die türkische Art zu verhandeln, so kam man meist zum Ziel, und zwar desto schneller, je langsamer man darauf zuging. Der Umweg über eine höfliche Konversation machte sich immer bezahlt. — Dazu waren vor wie im Kriege manche abenteuerliche Elemente aus Deutschland heruntergekommen, die unseren Ruf nicht verbesserten.

Die uns nicht wohlwollten, sorgten auch dafür, uns künstlich schlecht zu machen. Man flüsterte den Armen — das ist die ganze Masse des Volkes — ein, sie müßten hungern, weil alles nach Deutschland ausgeführt wird, und die Deutschen schickten noch ihre Soldaten herunter, damit sie das auffräßen, was noch im Lande verblieb.

*

Die Macht lag bei dem Komitee, vornehmlich bei Talaat; militärisch, aber auch weit ins Politische übergreifend, bei Enver, der am meisten hervortrat. Die langjährige Freundschaft, die diesen mit deutschen Persönlichkeiten verband, wirkte sich, besonders beim Eintritt in den Krieg, politisch bedeutungsvoll aus. Aber im allgemeinen war der deutsche Einfluß auf Enver nicht immer glücklich und nicht besonders stark. Im letzten Kriegsjahr nahm er unter dem neuen deutschen Generalstabschef anscheinend wieder etwas zu. Wenn dem jugendlichen Generalissimus auch

ein Zug ins Geniale nicht fehlte, so hatte seine Persönlichkeit doch nicht das Ausmaß, dessen es zur Lösung so gewaltiger Aufgaben bedurft hätte. Der Grundsatz der Konzentration aller Kräfte auf die Sicherung der Landesgrenzen an den entscheidenden Fronten wurde von Enver, der in seinen Plänen nicht immer Maß hielt, zum Schaden des Landes des öfteren nicht befolgt.

*

Als das vierte Jahr des Krieges vollendet war, als man anfing, auf den Karten der deutschen Westfront die Fähnchen zurückzustecken und die Meldungen von den asiatischen Fronten immer erschütternder wurden, machte sich eine allgemeine Beklemmung bemerkbar. Die türkischen Offiziere wurden noch einen Ton kühler. Uns wurde es immer schwerer, den wenigen gegenüber, mit denen wir befreundet waren, und die mit einer für manchen Deutschen lehrreichen Leidenschaft sich dem Schicksal ihres Landes verbunden fühlten, die Selbstsicherheit zu wahren. Diese Monate des Zweifels waren die schlimmsten.

Dann rasselte, unweit von uns, mit einem Schlag die bulgarische Front zusammen. Konstantinopel geriet in die Bedrohung eines Ententevormarsches von der Maritza her. In Monatsfrist vollzog sich der letzte kriegerische Akt der Türkei, die Einrichtung der im Balkankrieg erprobten Tschataldja-Linie zum Schutze der Hauptstadt. Dieser Akt vollzog sich zwar mehr auf dem Papier, aber er warf ein letztes Schlaglicht auf den Kräftezustand der Türkei und die Stellung der Deutschen. Die gesamten Depotformationen der türkischen Infanterie und Artillerie wurden dem deutschen Kommandanten der Tschataldja-„Festung" zur Verfügung gestellt. Aber sie waren, ohne Ausrüstung und Bekleidung — vor allem Stiefel — und ohne Bespannung, gar nicht bewegbar. Das mühsam aus Deutschland herangefahrene Heeresgerät hatte die Front verzehrt. Immer hatte man von der Hand in den Mund leben müssen. Ja, man hatte in der Tschataldja-Linie das Hindernisgerät und die Stollenhölzer ausgebaut, um sie den Kampffronten zu geben. Bevor man eine Truppe einrücken lassen konnte, mußte vorne Verpflegung auf mindestens eine Woche niedergelegt werden, wollte man Massendesertionen vorbeugen. Außerdem, verhungert waren draußen Leute genug! Dem deutschen Kommandanten gelang es nicht, die notwendigen Anordnungen beim türkischen Generalintendanten durchzusetzen. Das Unternehmen versprach nicht viel, und Konstantinopel hungerte.

An dem gleichen Tage, als dann endlich doch die erste Truppe nach vorne abrollen sollte — Züge hatte man diesmal genug, da der Balkanbetrieb ja unterbunden war — erfuhr der deutsche Chef im Großen Hauptquartier, daß der türkische Oberbefehlshaber und Kriegsminister das Abstoppen der Transporte und Zurückrufen der Vorkommandos angeordnet hatte. — Bevor die Entente militärisch der türkischen Hauptstadt den Fangstoß zu geben brauchte, war schon der politische Niederbruch da.

* * *

Ein deutsches Schiff trug uns über das im Herbststurm schaukelnde Schwarze Meer davon, der zusammenbrechenden Heimat zu . . . .

Unerfreuliche Arbeit der jetzigen Jahre ist von der Überzeugung getragen, daß die deutsche Nation, in bitterer Erfahrung geschult, sich zu neuer Klarheit und Machtentfaltung durchringen wird, daß sich dann auch eines Tages den Deutschen die Türkei zu neuer Betätigung wieder erschließt.

Armer Jonas

Eine Erzählung

von

Erich Kramer

(Schluß)

14.

Am andern Morgen erwachte ich spät.

Jonas schlummerte noch immer.

Ich stieg in meine Pantoffeln, ging im Hemde und vor Kälte schaudernd zum Fenster und guckte durch den Spalt zwischen den Gardinen hinaus. Das Pflaster der Straße lag unten schwarz vom Regen, doch über den nassen Dächern war schon der Himmel blau, und auf dem Goldkreuz einer Kirche funkelte ein wenig Sonnenschein. Drüben am Gitter vor dem Priesterseminar häufte sich eine rot und braun gesprenkelte Laubwelle; der nächtliche Sturm hatte die Ebereschen und Lindenbäumchen kahlgeschüttelt, und die Ranken des wilden Weins hingen vom Spalier wie ein Geflecht schwarzer Taue.

Ich wandte mich und ging in die dämmrige Stube zurück. Jonas schien leise im Schlaf zu frösteln; ich nahm ein Kissen von meinem Bett und legte es vorsichtig über ihn.

Dann kleidete ich mich an, heizte den Ofen, holte die Milchflasche und den Brotbeutel aus dem Flur, kochte Kaffee und deckte den Tisch.

Ich hatte trotz ängstlicher Behutsamkeit schon dann und wann ein bißchen gepoltert, aber erst bei dem leichten Geklapper der Teller und Löffel erwachte Jonas.

Er richtete sich auf und sah verwundert in die bläuliche Flamme des Spirituskochers und in den zarten Dampf, der aus dem Halse der Kaffeekanne emporwirbelte.

„Wo bin ich?“ fragte er mit trauriger Stimme.

„Bei mir, Jonas. Guten Morgen!“

Sein enttäuschtes Gesicht erheiterte sich langsam, und er nickte mir zu.

„Ach ja, richtig, bei dir. Guten Morgen! Wenn du es gestattest, bleibe ich noch ein Weilchen liegen.“

„Aber bitte, Jonas.“

Ich schob ihm eine Tasse Kaffee, das Milchkännchen, die Zuckerdose und den Semmelkorb hin.

„Hast du gut geschlafen?“

„Ja, wundervoll, wie schon lange nicht mehr, und noch dazu etwas Prächtiges geträumt. Aber als es am schönsten war, hast du mich mit deinem Tellergeklapper aufgeweckt.“

„Entschuldige, Jonas, ich war so vorsichtig, wie ich nur konnte. Doch dein Schlaf muß zuletzt so leicht gewesen sein, daß dich das Schwirren einer Fliege geweckt hätte. Aber nun erzähle mir, bitte, deinen Traum.“

Er rührte nachdenkend in der Tasse und hob sie langsam zum Munde. Da strömte plötzlich eine Flut von Sonnenschein durch den Spalt der Gardinen ins Zimmer, huschte an meinem Bücherregal hin und ließ die siegellackroten, schwefelgelben und schieferblauen Kalikorücken bunt wie eine Narrenjacke leuchten und überschüttete endlich das Sofa und den oben hockenden Jonas mit einer Dusche glitzernder Reflexe. Der Kleine wandte sein Kindergesicht von der Tasse fort der Sonne zu. Und in diesem Augenblick ähnelte er einem hübschen, mit zarten Farben bemalten Porzellangott, der in erhabener Vergnügtheit auf einem Wolkensockel thront.

Dann rückte er die Tasse ganz zum Munde und nahm den ersten Schluck.

„Nun erzähle, Jonas, erzähle deinen Traum", bat ich ihn.

„Laß mich nachdenken," antwortete er, noch immer ins Licht blinzelnd, „es war halb schaurig, halb süß, eine prachtvolle, überschwänglich bunte Phantasmagorie. Und so fing es an: ich meinte noch wach zu sein, ich sah die Stube undeutlich durch die geschlossenen Lider; das Getön von Wind und Regen schaukelte mich sanft. Ich wollte dir etwas erzählen, das mir gerade einfiel, aber du warst von mir gegangen und hattest mich allein gelassen.

„Da erhob sich plötzlich ein donnernder Sturm in der Ferne und kam rasch näher und näher heran. Die Türen flogen vor ihm auf, das ganze Gebäude zitterte und wankte wie ein Schiff. Und der Sturm erfaßte mich und blies mich durch die zerspringenden Mauern in die Nacht hinaus. Aber ich lag vor aller Gefahr geborgen in einer kristallenen Muschel und sah durch ihre hellen Wände die Schrecken des jüngsten Tages. Unermeßliche Regenfluten stürzten aus der schwarzen Wolkenkuppel, düstre Feuer loderten am Horizont, und das Angstgeschrei der Menschen, das Brüllen der Tiere gellte um mich her. Dann versank alles in Schweigen und Dunkelheit, nur ein klingendes Sausen tönte noch fort, als ob der Herbstwind durch welkes Rohr striche. Ich lag auf dem Grunde des Meeres.

„Die Flut schälte um mein Kristallgehäuse und trieb nackte Leiber: Männer, Frauen und Knaben an ihm vorbei. Ich sah staunend, doch ohne Schmerz, meine nächsten Verwandten und Freunde unter ihnen. Sie rollten tot in seltsam gestreckter Lage und bleich wie aus Elfenbein geschnitten in der Woge hin, die stillen Gesichter zur Seite gedreht, die Arme auf dem Kopf ineinander verschränkt oder die schmalen Hände über der Brust gefaltet. Kleine Wasserblasen bedeckten ihre Haut wie mit einer Perlenschicht, und bräunliche Tangsträhnen umflochten Knie und Lenden. Aber zwischen ihnen schwamm allerlei Getier: purpurne Vögel mit silbernen Krallen und Schnäbeln, Hirsche mit goldenem Geweih, Affen, Marder und Luchse, deren Fell blau wie Stahl oder rötlich wie Erz schillerte. Und alle waren sie im Krampf des Todes lang ausgestreckt. So drehten sie sich wie ein Reigen um mein Muschelgehäuse. Dann aber entstanden kleine Wirbel an den Spitzen ihrer Füße und zernagten das weiße Fleisch und die bunten Tierbälge; die Körper lösten sich und verrannen im schwarzen Wasser. Dort sah ich noch ein trauriges Haupt über einer Brust, die schon durchsichtig wie Nebel war, dort einen ausgestreckten Arm, eine glänzende Hüfte oder einen säulenschlanken Rücken.

„Dann wurde es finster und still um mich, nur das helle Klingen tönte mir noch im Ohre fort. Aber plötzlich schwoll es zu einem starken Brausen, die Muschel sprang entzwei, rotes Sonnenlicht glühte mich an. Die Wasser hatten sich verlaufen, der Himmel öffnete sich über mir in klarer, perlmutterner Wölbung. Ich stand allein auf dem Meeresgrund. Eine ungeheure Sandfläche, in die der Schlag der Wogen zarte Furchen gegraben hatte, dehnte sich rings bis zum Horizont. Und überall, wohin ich blickte, lagen kleine Figuren aus Topas, Malachit, Jaspis und Onyx, die winzige

Menschen, Bäume, Tiere und Pflanzen darstellten, auf dem schimmernden Boden umhergestreut.

„Sie lebten einmal, dachte ich; sie mußten alle sterben, das Wasser hat sie ertränkt.

„Und ich beschaute sinnend die bunten Steine, an deren Ecken und Kanten das Licht funkelte. Da bemerkte ich aber, daß das Ganze nur ein hübsches Spielzeug in einer großen, weißen Schachtel war. Ich saß auf einem Teppich in dem neuen Hause meiner Mutter und hielt die Schachtel zwischen den Knien. Sie war mit einer Glasscheibe bedeckt, die so stark in der Morgensonne leuchtete, daß mir von dem Geflimmer und zugleich vor kindischer Lust an dem hübschen Dinge Tränen über die Backen rollten. Ich hätte gerne die Steinfiguren anfassen und mit ihnen spielen mögen, doch wie oft ich auch die Schachtel in den Händen hin- und herwandte, ich konnte nirgends einen Spalt oder Verschluß des Deckels finden. Nun pochte ich zuerst behutsam, dann stärker und ungeduldiger an das Glas, als müßten auf dieses Zeichen die Figuren zu mir herauskommen. Da gab es mit einem Male inwendig einen dröhnenden Erzklang wie von einer Glocke, daß ich vor Schrecken die Schachtel fallen ließ. Doch kaum hatte sie nur den Boden berührt, so begann sie mächtig in die Länge und Breite zu wachsen, die Figuren bewegten sich, die Bäume und Sträucher schossen klirrend durch das Glas empor, immer höher und höher, und wölbten ihre Äste über mir zusammen.

„Und nun merkte ich, daß ich in dem Park einer großen norddeutschen Stadt war.

„Der alte Garten hatte sich wunderlich verändert, seit ich ihn nicht mehr gesehn. Die Stämme der Birken und Eschen waren unförmig dick, und die Kronen langten mit ihren Spitzen bis in die Wolken hinauf. Das feine Gesumme, das ich zuerst in der Muschel vernommen hatte, klang noch immer fort. Ich spähte neugierig nach oben, von wo die liebliche Musik herkam, und sah nun eine Schaukel aus den Wipfeln hängen, zwei goldene Schnüre, zwischen denen ein Sitz aus buntem Ledergeflecht angebracht war. Ich nahm auf ihm Platz und umfaßte die Schnüre, da begannen sie von selber zu schwingen, und ich flog hoch in die Luft, so daß ich den ganzen Garten überschauen konnte.

„In seinen Laubwölbungen war es Herbst. Riesige Blätter von fahlem Orange, durch das ein Scharlachgeäder lief, wucherten in Dolden an den Zweigen, die schon der nächtliche Frost mit silbernem Pelzwerk verziert hatte; schlanke, metallbraune Schwertblätter schossen gerade empor, das helle Laubgewühl wie mit dunklen Flammen zerteilend, und die saftigen Büschel karminroter Beeren hingen in Girlanden von Ast zu Ast.

„Doch am Fuß der Stämme herrschte der Winter. Da war kein Rasen und keine Erde, nur ein mächtiger kristallner Eisspiegel zu erblicken, unter dem sich die Baumwurzeln in die grüne Finsternis des Wassers hinabsenkten. Aber zwischen den Wurzeln tummelten sich zahllose, ekelhaft nackte Menschengestalten. Sie kamen mit hastigen Ruderstößen der Arme und Beine in immer neuen Scharen heraufgeschwommen, wälzten ihre dicken, rotgesprenkelten Leiber unter dem Eise, tasteten sich mit den Flossenhänden an ihm entlang und preßten ihre Gesichter daran, schnappten mit den wulstigen Mäulern und starrten dumm und boshaft aus gläsernen Fischaugen.

„Das sind die Ertrunkenen, dachte ich. Sie wohnen jetzt in der Eishölle und können nie mehr heraus.

„Und zitternd vor Lust und heimlicher Angst flog ich in meiner Schaukel über den Kristall in die bunten Herbstwipfel empor, die wie eine Brandung um mich zusammenschlugen, und durch sie hindurch in die weite, freie Unendlichkeit des Himmels.

„Dort oben war es Sommer.

„Ich tauchte geblendet und berauscht in ein Meer von glasiger Luft, ein pur-

purner Schein durchstrahlte meine Lider, ein sanftes Feuer brannte auf meiner Haut, und meine nackten Füße glitten über die kühlen Polster der Wolken hin. Ich öffnete die Augen. Der Himmel umgab mich rings wie das Innere einer mächtigen Kugel mit violetten und rosig gestreiften Wänden, und ganz tief unter mir sah ich die Erde liegen, eine kleine, bunte Scheibe, die sich zu drehen schien.

„Und dann ging es in rascher Fahrt selig schwindelnd abwärts. Die Erde kam von unten auf mich zugeschossen und entfaltete sich nach und nach an der Himmelskuppel mit ihren Wäldern und Gärten wie eine Riesenblume. Ich stürzte durch das herbstliche Blättermeer auf die Eisfläche hinab, sah im Vorbeijagen neue Schwärme von Ertrunkenen sich unter dem Kristall drängen und flog nach der anderen Seite wieder durch die goldnen und scharlachroten Laubmassen in Himmelsbläue und Sonnenbrand empor.

„Aber bei jedem Abwärtsstürzen glitt ich dichter und dichter über den Kristall. Die häßlichen Larven waren zu unmenschlicher Größe gewachsen und pochten mit den Fäusten an die Eisdecke, die sich knisternd bog. Und mich ergriff eine entsetzliche Angst; ich wollte mich im Gezweige festhalten, um die Schnelligkeit des Sturzes zu vermindern, aber die Baumkronen wichen vor mir zurück, und der Flug meiner Schaukel wurde nur noch rascher.

„Und abermals sauste ich empor und stürzte zur Erde nieder, da klaffte plötzlich ein dünner Spalt mitten in dem Kristall und lief, sich in unzählige Risse verästelnd, über ihn hin. Ein gellendes Fauchen und Heulen durchschnitt die Luft. Das Eis zerbarst. Kantige Schollen türmten sich aufeinander, Wasser sprudelte unter ihnen hervor und leckte mit schwarzen Zungen am Fuß der alten Bäume. Der Garten erbebte. Seine mächtigen Kronen neigten sich, stürzten und rissen mich in die Tiefe hinab.

„Dort unten war es dämmrig und warm. Ich sah durch den Kristall, der sich über mir geschlossen hatte, wie durch einen Nebel unablässig braune und grüne Streifen fortjagen und ein Geflecht schwarzer Linien auf und ab tanzen. Das helle Summen klang mir noch im Ohr; aber dazwischen vernahm ich Rädergeroll und taktfestes Stampfen. Und nun merkte ich, daß ich in einem Eisenbahncoupé saß, und daß hinter der beschlagenen Fensterscheibe grünes Weideland, braune Ackerflächen und schwarze Telegraphendrähte vorüberflogen.

„Ich reiste in meine Heimat.

„Aber eine Sorge quälte mich. Ich mußte in einer großen Stadt, in der ich früher einmal gelebt, die Fahrt unterbrechen, meine alte Wohnung aufsuchen und verschiedene Sachen mitnehmen, die ich dort vor langer Zeit vergessen hatte. Ich konnte mich nicht recht erinnern, welche Stadt es war, und mir bangte, daß ich womöglich an einer falschen Stelle aussteigen und nachher den Zug versäumen würde.

„Doch ich habe keine Zeit zum Nachdenken. Die Bahn macht plötzlich eine Kurve, und nun sehe ich unter mir ein Gewimmel von spitzen Dächern und Türmen.

„Das ist die Stadt.

„Der Zug rollt langsam in die Halle.

„Ich springe aus dem Coupé und fange zu laufen an. Irgendwer sagt, daß die Zeit knapp ist, und daß ich mich sputen muß, wenn ich noch mitfahren will. Und ich laufe über den dunklen Bahnsteig, immer am Zuge entlang, der sich unabsehbar neben mir hinstreckt. Seine Wagen sind aus poliertem Stahl und so hoch, daß sie bis an die schmutzige Glaswölbung der Halle reichen. Aber nirgends ist eine Tür oder ein Fenster zu erblicken. Und erstaunt denke ich im Laufen darüber nach, was wohl für Menschen in diesen schwarzen Kammern sitzen mögen.

„Dann springe ich eine Flucht steinerner Treppen hinab und bin schließlich in der Stadt.

„Sie sieht traurig und verwahrlost aus. Die zerfallenen Häuser drängen sich, wie Kegel aufeinandergestürzt, unter dem gelben Abendhimmel, der durch Fensterlöcher und Scharten glüht. Modrige Holzzäune versperren die Straßen bis zu den Dachgesimsen. Ich klettere vor Furcht und Eile taumelnd über sie, rostige Nägel bohren sich in meine Jacke und halten mich fest. Dann wate ich durch einen Sumpf, der den Marktplatz bedeckt, schreite bis an die Knie einsinkend über braune Aschenhügel, aus denen vertrocknete Wipfel ragen. Schon bin ich gänzlich ermattet, und wie sehr ich mich auch anstrenge, ich komme nicht vorwärts. Meine Füße zappeln kraftlos, ich schwanke wie ein Trunkener, bleibe bald irgendwo hängen, stolpere bald über Geröll oder falle in Gruben hinein. Und unablässig quält mich die Angst, daß ich den Zug versäumen werde.

„Endlich finde ich das Haus, in dem ich gewohnt habe.

„Es ragt schmal und dürr wie ein Skelett empor. Seine Mauern sind zerborsten, und das oberste Stockwerk neigt sich auf die drüben liegende Straßenfront. Ich besorge, es könnte herabfallen und mich erschlagen, und geschwind springe ich ins Haus hinein.

„Dort gehe ich über zahllose Stufen, öffne viele Türen, durchschreite gewundene Gänge und finde nirgends mein Zimmer. Überall, wohin ich komme, wimmelt es von zwergigen, verwachsenen Menschen. Sie rutschen auf Händen und Knien um mich herum, schaukeln ihre mageren Leiber im Takte, glotzen mich mit blinden Augen an und lallen verstümmelte Worte. Ich habe Angst, daß ich einen von ihnen tottreten könnte, und daß dann mein Fuß in seinen Körper wie in eine verpilzte Masse eindringen würde. Ein hoffnungsloses Grauen durchfröstelt mich, zugleich aber verspüre ich den Wunsch, auch am Boden zu kriechen, mich hin- und herzuschwenken und irrsinnig zu stammeln.

„Doch ich raffe mich auf und schüttle die häßlichen Bilder ab; da tönt das kristallene Summen in vollen Akkorden über mir, und wie durch ein Wunder bin ich mitten in das Zimmer versetzt, das ich so lange nicht finden konnte.

„Es ist ein großer Saal mit schwarzen Tapeten. Die eine Wand ist ausgebrochen, und durch das mächtige Viereck erblicke ich den schwefelgelben Abendhimmel und unten an seinem Rande, winzig wie Klötzchen aus einer Spielzeugschachtel, die Dächer der Stadt.

„Im Zimmer selbst herrscht eine grauenhafte Verlotterung. Stühle und Tische sind für den Umzug in Stroh verpackt und übereinander geschichtet, doch die Spinnweben, die sie einhüllen, zeigen deutlich, daß sie schon seit Jahren von niemand berührt wurden. Die Schränke stehn mit dem Sims nach unten und mit den Füßen in der Luft. Das Klavier ist wie ein verendeter Gaul auf den Boden gestürzt, sein schwarzer Deckel wölbt sich zu einer ungeheuren Blase, und aus den offnen Flanken quillt das rostige Metalleingeweide. Spiegel, Porzellanschüsseln, Gläser, Aschenbecher und Tintenfaß sind zwischen Bettlaken und Kissen auf den Dielen umhergestreut.

„Ich nehme schnell ein paar Sachen und will zur Tür hinaus. Da fällt mein Blick auf ein goldgerahmtes Bildchen, das an der kahlen Wand hängt. Ich bleibe stehn und betrachte es. Ein geheimnisvoller Schauer ergreift mich, die Luft ist plötzlich von stummer, überirdischer Musik erfüllt, die ich aus dem Schweigen wecken könnte, wenn ich das rechte Wort spräche. Holde, ferne Erinnerungen ziehn wie leuchtende Trümmer in einem grauen Nebelstrom dahin. Das unklare Bewußtsein von einer schönen, morgenroten Welt, in der ich zwischen den Sekunden meines Alltags ein paradiesisches Leben geführt habe, wird in mir wach. Ich strenge mich an, die verblichenen Gedankenbilder klarer zu erfassen, die süße Luft des inneren

Schauens tiefer zu durchkosten, da zergeht alles wie wirbelnder Rauch und läßt mich in schmerzlicher Einsamkeit zurück.

„Ich starre noch immer auf das kleine Gemälde. Und plötzlich ist es mir, als ob die Farben langsam aus ihrer Dunkelheit heraus in goldenem Feuer erglühten, wie der Mond in stürmischer Herbstnacht eine braune Wolkenschicht durchstrahlt. Und nun weiß ich es: in dem Bilde sind all die seltsamen Wunder eingeschlossen, die ich nicht zu deuten vermag, die köstlichen Erinnerungen, die gestaltlos vor mir entfliehn. Nun weiß ich es: das Bild hing in unserem Gartenhause, in dem Zimmer, das für mich verschlossen war; ich habe es nur einmal durch einen kleinen Riß in der Tür erblickt und konnte es dann nie vergessen. — Als aber nach langen Jahren das Zimmer geöffnet wurde und ich auf den Fußspitzen hineinschlich, war das Bild nicht mehr an seinem Platz. Jetzt endlich habe ich es wiedergefunden.

„Es stellt ein Mädchen von schmaler, kindlicher Figur dar, welches vor Morgengraun eine abschüssige Straße niederschreitet. Sie trägt ein Gewand aus schwarzer Seide mit gelben Blumen durchwirkt, und ihr perlmutternes Gesicht erhebt sich stolz und traurig zwischen den schweren Wellen der dunkelroten Haare, die wie aus Erz gegossen auf den nackten Schultern ruhn. Ihre Augen sind groß geöffnet und blicken mich zwingend an. Und jetzt erkenne ich sie. Es ist das Mädchen, das mich einst aus hilfloser Not rettete, und das ich zum Dank dafür bitter gekränkt habe.

„Doch zugleich — das merke ich mit einem freudigen Schrecken — ist sie auch das ersehnte Idol meiner Knabenzeit, das mich lockend aus Märchen und Träumen angeblickt, die schöne, gute Kameradin, auf die ich von Tag zu Tag gewartet habe, und die ich immer noch in der großen Welt unter den Menschen zu finden hoffe. Diese Erkenntnis raubt mir fast den Atem und läßt mich zittern vor übermäßigem Glück.

„Ich möchte das kleine, wundersame Bildchen um jeden Preis mit mir nehmen und schicke mich an, es von der Wand loszuhaken. Die freudige Gewißheit durchglüht mich, daß ich die schöne Gespielin jetzt endlich finden werde. Da erklingt weit draußen in der Ferne ein metallisches Gezwitscher, ein langgezogenes Pfeifen und Summen. Es kommt näher und schwillt mächtiger an, es rauscht und hämmert betäubend in der Luft, die Dielen beben unter mir, und Kalk rieselt von der Wand.

„Das ist der Zug, der abfahren will. Ich darf ihn nicht versäumen, sonst komme ich nie mehr nach Haus.

„Ich renne auf die Straße hinunter. Ein kalter Wind erfaßt mich im Nacken und bläst mich vorwärts. Ich jage durch die düstre Trümmerstadt und erreiche im Fluge den Bahnhof.

„Es ist ein großer Platz mit unzähligen Schienensträngen bedeckt, die blitzend durcheinanderlaufen. Der Himmel wölbt sich über ihm wie eine flache Kuppel aus rotbrauner Schlacke. Aber nirgends sehe ich den Zug. Ich stolpere angstvoll den Bahnsteig entlang. Da höre ich jemand sagen, daß der Zug schon abgefahren ist, und daß jetzt überhaupt keiner mehr geht. Ich bin verzweifelt, ich wälze die verrücktesten Pläne in meinem Hirn, wie ich von hier fortkommen soll. Ganz dunkel erinnre ich mich, daß ich die Reise schon oft gemacht habe, und daß es ein Mittel gibt, um mir aus der Verlegenheit zu helfen. Doch ich kann mich nicht darauf besinnen.

„Ich schlottre am ganzen Leibe. Und jetzt erst merke ich, daß ich auf bloßen Füßen und im Nachthittel durch den windigen Abend spaziere. Da schäme ich mich sehr und bin in Sorge, von fremden Menschen in diesem Zustand ertappt zu werden. Ich zerbreche mir den Kopf, wo meine Kleider geblieben sind, aber es will mir nicht einfallen.

„Auf meiner Schulter trage ich eine schwere Rolle, die in ein Laken gewickelt ist. Sie schleppt hinten an der Erde nach und drückt mich zu Boden, so daß ich nur

mühsam vorwärtsgehen kann. Ich weiß nicht, wo ich mir diese Last aufgehalst habe, und was ich mit ihr anfangen soll. Ich finde mich nicht mehr in dem Chaos der Erscheinungen zurecht, alles schwankt, alles entgleitet mir, und das Gewebe meines Traumes wird immer blasser und durchsichtiger. Ich bin in Angst, daß es ganz zerreißen und ich erwachen könnte, und daß dann die letzte Hoffnung auf das Schöne und Seltsame, das ich in dem verfallenen Hause geahnt, entschwinden müßte.

„Da erinnere ich mich noch rechtzeitig, daß in dem Paket die Sachen verwahrt sind, die ich aus der Stadt geholt habe. Ich will mich überzeugen, ob auch das Bild unter ihnen ist. Und ich hebe die Rolle vorsichtig von der Schulter und öffne sie. Doch an Stelle des Bildes liegt das fremde Mädchen selber auf dem weißen Laken hingestreckt. Sie rührt sich nicht, sie ist tot. Ein purpurner Schnitt geht ihr quer über den Hals, eine entsetzliche Wunde, die mit den dunklen Korallen des erstarrten Blutes angefüllt ist.

„Trauer und Schrecken verwirren mich. Ein heimlicher Gedanke sagt mir, daß ich der Mörder bin.

„Und nun erinnre ich mich auch, wo das Verbrechen geschah. Wir lagen in einer Hütte auf ärmlicher Streu; durch die schmutzigen Scheiben glomm ein blasses Morgenrot. Sie atmete noch sanft schlafend an meiner Seite, während ich schon wachte, und um uns in der tiefen Stille rauschte und knisterte der Verfall. Der Wurm bohrte im alten Holz, der Mörtelstaub sickerte in den Fugen der Wand hinab, grünlicher Schwammpilz kroch aus den Ecken und breitete sich wie ein Teppich über die Dielen, und fette Mäuse huschten lautlos um unser Bett. — Da tat ich es.

„Ich blicke verstört in die Runde, um mich zu überzeugen, ob auch niemand die Leiche gesehn hat. Und mit einem Mal erhebt sich vor mir auf dem Bahnsteig ein plumper Kerl. Er hat eine rote Wachstuchmütze auf dem Kopf und ein braunes Mäntelchen um die Schultern hängen, das ihm kaum bis an die Hüfte reicht. Und er starrt mich immerzu mit seinen fahlen Augen an. Ich bin wie gelähmt, ich versinke vor Schrecken.

„Da aber bemerke ich, daß der Kerl nur eine grell angepinselte Figur aus Blech ist, ein Automat, dem man ein Nickelstück in den schmalen Schlitz zwischen den Lippen wirft. Dorn ist eine Kurbel. Wenn man sie dreht, rollt hinten unter dem Mantel ein Zuckerei herab. Ich muß lachen, daß mir die Tränen aus den Augen springen, so komisch ist das blecherne Scheusal.

„Und während ich lache, fällt es mir plötzlich ein, daß es für mich doch eine Möglichkeit gibt, um in die Heimat zu kommen, daß von hier ein verborgener Richtpfad geht, auf dem ich ein Stück der Bahnlinie abschneiden und den Zug noch einholen würde. Und ich nehme die Ermordete in die Arme und laufe geschwind durch finstre Tannengehölze, durch rote Sandschluchten und über öde Brachen. Ich laufe wie ein Verzweifelter und komme doch nicht von der Stelle. Schon ist es Nacht geworden, der Sturm brüllt, und kalter Regen peitscht mir ins Gesicht.

„Da tönt fern im Dunklen ein schriller Pfiff, rote Lichter blitzen auf, eine glühende Schlange dreht sich am Horizont.

„Das ist der Zug.

„Ich kann ihn nicht erreichen, ich komme niemals mehr nach Haus. Die Lichter entschwinden und verlöschen wie Funken auf einem schwarzen Wasser.

„Aber trotzdem renne ich noch immer.

„Die Bürde auf meinen Armen ist plötzlich so leicht geworden, und nun sehe ich, daß ich eine winzige Mumienschachtel aus dünnem Holz in Form einer Puppe trage. Oben am Kopfende ist das Antlitz der Toten in blassem Gold und Karmin gemalt. Doch der Regen verwischt langsam ihr Bild. Ich hebe den Deckel ein wenig. Es ist

nichts als schwarze Erde in dem Kästchen. Aber meine schmerzliche Liebe zu der Toten brennt nur noch heftiger.

„Da geht die Sonne auf, es wird mit einem Mal Tag. Ein froher Schrecken ergreift mich, ich erkenne die Landschaft, ich merke, daß ich unvermutet im Dunklen in die Heimat gekommen bin. Nur ein sanfter Wiesenhügel ist noch emporzuschreiten, dann muß ich unser altes Gartenhaus sehn: das gewölbte Schieferdach mit den steinernen Urnen, die schlanken Säulen des Balkons, die hundert Fensterrauten, auf denen die Morgensonne blitzt, und das weiße Parkgitter, über das sich die Laubkronen wie bunte Riesensträuße neigen. Und ich fühle: dort in der schönen Herbstwildnis, in dem Märchenland meiner Kindheit wird die Tote aus ihrem Schlaf erwachen, um mit mir für alle Zeit in ruhevollem Glück zusammen zu sein. O, sie wird erwachen, sie muß erwachen, ich werde nicht aufhören, sie so lange mit Bitten zu quälen, bis sie es tut.

„Und etwas unnennbar Süßes und Starkes durchglüht und durchzittert mich, mein Herz zerschmilzt in köstlicher Lust, Tränen überschwemmen mein Gesicht und waschen wie ein Bad allen Gram und alle Schmerzen hinweg, maßlose Freude hebt mich empor, als wüchsen mir Flügel.

„Da aber öffnet sich plötzlich die Erde krachend unter mir, ich stürze, richte mich wieder auf und schaue verwundert in eine bläuliche Flamme und einen silbernen Dampf, der sich in zarte Fäden teilt und langsam in die Höhe wirbelt. Du stehst am Tisch, kochst gemächlich deinen Kaffee und rumorst dazu mit Tellern und Tassen.

„So bin ich durch deine Schuld im letzten Augenblick doch nicht mehr nach Hause gekommen."

15.

Er verstummte und sah mich so ernsthaft betrübt an, daß ich wunderlich zwischen Lachlust und Mitgefühl hin- und herschwankte.

„Nun, kleiner Jonas," entgegnete ich ihm, „sei mir nicht böse. Du kannst es schon glauben, ich wollte dich gewiß nicht in deinem Schlaf stören. Ich bin wie ein Engel durch das Zimmer gehüpft, und es hat trotzdem alle Augenblicke gerumpelt. Und beim Heizen machte ich sogar einen entsetzlichen Lärm, weil mir die Kohlenschaufel aus der Hand glitt. Doch du schliefest ruhig fort, und erst von dem leisen Geklapper der Tassen und Teller wurdest du munter. — Aber höre, Jonas, das ist ja ein prächtiger Traum, den du mir erzählt hast. Ich bin allen Ernstes neidisch, denn ich selbst träumte nur ganz farblose Schnitzel, die mir schon der erste wache Atemzug aus dem Kopf geblasen hatte, bevor ich noch in meinen Pantoffeln stand, so daß ich mich jetzt an nichts mehr davon erinnere. — Und nun muß ich dich etwas fragen, Jonas — die Sache mit dem Bild — hing denn wirklich solch ein Bild, das man vor dir versteckte, bei euch zu Haus?"

„Ach nein, leider nicht," antwortete er, „dieses Bild und das verschlossene Zimmer hat es niemals gegeben."

„Und dann, Jonas," fragte ich weiter, „die Mordgeschichte in der verfallenen Hütte, an die du dich so klar erinnertest, wie an etwas tatsächlich Erlebtes — hast du diese Geschichte schon früher einmal geträumt?"

„Nein, auch das habe ich nicht, ganz sicher nicht. Aber so ist es oft in meinen Träumen. Da komme ich in fremde Städte, wandere durch lange Straßenzüge und Hallen, über Plätze und Brücken von wundersamer, pomphafter Bauart, wie sie nirgends auf der Erde zu finden sind. Und doch ist mir dies alles bekannt, ich weiß, daß ich schon einmal dagewesen bin, und ich erinnere mich ganzer Geschichten, die ich hier erlebte. Auch die Namen der Straßen kenne ich und die seltsamen Bräuche und Einrichtungen, die im Lande gelten. — So spaziere ich einmal abends in einer

fabelhaften Stadt umher. Dunkle Menschenströme wogen an mir vorbei, Rolltreppen schrauben sich um Türme, Gebäude drehn sich und wandern von der Stelle, als hätten sie Füße bekommen, und der Himmel ist mit einem Schienennetz bedeckt, auf dem Postkutschen entlangjagen. Da aber ertönt eine gräßliche Musik und überschüttet die Stadt wie mit einer Flut von Geröll. Ich weiß, das ist die steinerne Orgel, die beim Aufgang des Mondes zu spielen beginnt. Keiner darf mehr in den Straßen sein, wenn diese Musik anhebt. Alles Leben und aller Glanz erlischt; nur ich bin noch draußen. Und eine hoffnungslose Traurigkeit erfaßt mich und zernagt mir das Herz. Und nun kann ich nicht anders, nun muß ich die Quelle der schrecklichen Töne suchen. O, ich weiß genau, wo sie liegt. Ich gehe in die Brandung der donnernden Klänge hinein, ich gleite durch einen tiefen Schacht und bin jetzt in der Orgel. Sie ist eine große Höhle, ein mächtiger gewölbter Saal; man könnte tagelang in ihm fortschreiten, ohne das Ende zu finden. Und dicht beieinander stehen auf Granitsockeln Tierfiguren von schwarzem Basalt, und aus ihren aufgesperrten Mäulern rollt jene fürchterliche Musik. Das ist die steinerne Orgel. Ich kenne sie, ich weiß, daß sie hier vor langen Jahren unter der Erde erbaut wurde. — Solche Dinge gibt es viele in meinen Träumen: ganze Provinzen, Städte, Dörfer, Wälder und Flüsse, Kirchen, Paläste und Lehmhütten; und alle sind sie mir so klar vor Augen und haben in meiner Einbildung eine so bestimmte geographische Lage, daß mir schon öfters beim Erwachen, wenn ich noch halb vom Schlafe benommen war, der dringende Wunsch durch den Kopf flog, jene Orte im Atlas auf irgendeiner Landkarte zu suchen. Aber nie habe ich diese prächtigen Fabelgeschichten zum zweiten Male geträumt."

„Das ist erstaunlich, Jonas; ich beneide dich darum. Wenn mir doch auch im Traum so etwas Rares begegnete! Aber ich — du lieber Gott — ich träume jetzt nur, wenn sich mein armer Magen zu viel des Guten eingepackt hat, und das ist dann gar nicht schön. Es spielt meist in finstern Kellerlöchern zwischen Schlangen, Unken und sonstigem Gewürm, und man sperrt mich dort zur Strafe für meinen Appetit in eine hohle Walnuß, die in keinem rechten Verhältnis zu meiner Leibesdicke steht. Oder man zwingt mich aus purer Bosheit gar, mich selber aufzuessen bis zum letzten Knöchelchen — denke dir: mich selber aufzuessen, während ich schon ganz satt bin. Und das ist natürlich noch schlimmer."

Jonas lachte vergnügt, und ich plauderte fort:

„Nur als ich klein war, habe ich auch so hübsche Dinge geträumt von merkwürdigen Städten und Ländern, die ich immer sehr bequem erreichen konnte, wenn ich bald nach dem Einschlafen über die Hecke in unseren Pflaumengarten stieg. Da war zwischen den Bäumen ein drei Meter hohes, schräges Gerüst, das in eine kleine Plattform endigte. Am Tage diente es nur zum Teppichklopfen, des Nachts aber hatte es einen viel wichtigeren Beruf. Dann kletterte ich nämlich an seinen morschen, mit Flechten bewachsenen Sprossen empor und hockte mich oben auf die Plattform. Und sogleich zog das alte Gerüst seine Pfahlbeine aus der Erde und fing zu galoppieren an. Die Kastanien mit den rundgeschorenen Köpfen, die an der Vorderseite des Wohnhauses standen, liefen hinter uns her. Aber wir waren schneller. Mit einem Satz sprangen wir über das Scheunendach am Storchnest vorbei, trabten quer über den Rasenabhang, wo die Hemden lustig im Winde flatterten, und durch den Mühlenteich, der plötzlich ein großer See geworden war, nach der Leierkasteninsel oder dem Menschenfresserdorf hinüber und noch viel, viel weiter. O, das waren prächtige Ritte. Und ich bin immer sehr traurig gewesen, wenn ich dann an einem Spätherbstmorgen in der kalten Stube erwachte, geschwind in die Kleider schlüpfen, bei einem Talglicht mein Näpfchen Malzkaffee trinken und in unserer Kutsche zur Stadtschule fahren mußte. — Aber um nochmals von deinem

Traum zu sprechen, Jonas: das ist ein wirklicher Fliege- und Wandertraum und ein gutes Vorzeichen für deine heutige Reise."

Er schüttelte nachdenklich den Kopf und stieg dann entschlossen von seinem Lager herunter.

„Nun ja," sagte er, „ich werde reisen, aber heute nicht und morgen nicht und übermorgen auch nicht. Es hat keine Eile damit."

Ich sah ihn fast erschrocken an.

„Wie, Jonas, du willst nach dem gestrigen Spuk noch länger hier bleiben?"

„Ja," antwortete er, „ich muß dir des Nachts ziemlich verrückt vorgekommen sein; und es war auch schon arg. Doch das vergeht. Ich bin nun über das Schlimmste hinaus, und mir ist, als sollte ich jetzt eine lange Zeit Ruhe haben. Auch scheint es zweifelhaft, ob eine Heimreise in diesem Augenblick für mich die rechte Medizin wäre, und ferner widerstrebt es mir geradezu, das Studium kurzerhand abzubrechen. Auf meinem Schreibtisch liegt schon seit Monaten ein Schmöker herum, ein seltener Originaldruck aus der Bibliothek, den nicht jeder in die Finger kriegt. Ich hatte ihn fast durchgearbeitet, als es mit mir so schlimm wurde, daß ich aufhören mußte. Und jetzt, wo ich mich besser und kräftiger fühle — das ist die reine Wahrheit — möchte ich gern die paar Seiten, die übriggeblieben sind, nachholen. — Und dann muß ich doch erst packen, die Wohnung kündigen und mich zu Hause anmelden. Das geht auch nicht von heut auf morgen. Längstens in zwei Wochen bin ich mit allem fertig, und dann reise ich. Früher bestimmt nicht."

Ich wurde böse auf den Pedanten.

„Nun, Jonas," sagte ich, „nimm es nicht übel, aber dich soll der Kuckuck holen. Du meinst, daß du gestern etwas verrückt warst? Zugestanden, Jonas, das warst du. Doch heute bist du ganz verrückt, wenn du nicht Vernunft annimmst und nach Hause fährst. Gib den alten Schmöker weg, telegraphiere an deine Mutter, und die Koffer laß dir von der Zimmervermieterin packen und als Frachtgut hinterherschicken. Reise, kleiner Jonas, reise! Ich habe ein Kursbuch da und will sofort nachsehn, wann dein Zug geht."

Er lachte auf seine bedächtige Art.

„Nun, ich hätte dir das gestern überhaupt nicht erzählen sollen. Es klingt viel schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Sprechen wir nicht mehr davon. Und in zwei Wochen reise ich."

Ach, armer Jonas!

Ich schimpfte noch ein paar Minuten lang. Aber er wußte stets so zwingende Gründe für sein Hierbleiben vorzubringen, daß ich ihm schließlich glaubte.

Inzwischen machte er mit Umständlichkeit Toilette. Der vom gestrigen Regen zerklatschte Hut, die lehmbespritzten Stiefel und der noch feuchte Paletot verdrossen ihn sichtlich, und er gab sich die größte Mühe, die verwahrlosten Kleidungsstücke durch eifriges Bürsten wieder instand zu setzen.

Dann verließen wir das Zimmer und schritten die Treppe hinab.

„Wohin willst du gehn?" fragte er mich.

„Nirgendshin, Jonas. Ich bummle einfach mit dir mit. Zu tun habe ich nichts. Außerdem ist in einer Stunde Essenszeit; was soll man da noch vorher beginnen."

Wir schlenderten gemächlich in der frischen Herbstluft die Straße entlang. Und es konnte nicht anders sein, schon an der nächsten Ecke stand ein Dienstmann aufgepflanzt, ein Kerl mit einem Gesicht wie aus Pökelfleisch, und mit einem Bauch wie ein Faß. Er hatte die rote Mütze ins Genick geschoben und wischte sich die Stirn.

Jonas schielte verlegen nach ihm hin.

„O Gott," meinte er, „welche barocke Vorstellung, daß so ein ehrlicher Talgklumpen zu spuken anfängt."

„Ja, warum nicht, lieber Jonas? Es passieren schon sonderbare Dinge. Warum nicht?“

„Aber zum Schluß“, antwortete er lachend, „ist es doch immer nur eine grell bemalte Blechpuppe.“

Wir hatten unterdessen den kleinen Bach erreicht, der in der Nähe meines Hauses zwischen Stadt und Park in rascher Strömung hinfloß, überschritten ein Brückchen mit zierlichem Kreuzgeländer und wanderten jenseits unter den Bäumen auf der dunklen Erde fort, die das gelbe Laub der Kastanien wie mit Teppichmustern bedeckte. Ein frostiger Schauer rührte uns an; es war, als ob wir in einen Keller hinabgingen. Zwischen dem schwarzen, zackigen Geäst blitzte wie ein silberner Strich der Spiegel des Teiches, der mitten im Parke lag, und aus der Ferne klang das stampfende Rauschen eines Wasserfalls.

Wir schritten die gewundenen Pfade entlang, bald in tiefem Schatten, bald durch kleine Lichtungen an Wiesengründen vorbei, schlenderten dann unter den hängenden Birkenästen rings um den Teich und freuten uns über die Schwäne und Wildenten, die gierig nach den Brotstückchen schnappten, die ihnen von Kindern und alten Herren zugeworfen wurden. Jonas, der anfangs munter über allerlei ergötzliche Dinge aus dem Gebiet seiner Wissenschaft geplaudert hatte, verstummte nach und nach und sah träumerisch in die bewegungslose Flut. Und dann hörte auch ich zu sprechen auf, und wir schritten für den Rest des Spazierganges schweigend nebeneinander.

Endlich lenkten wir wieder zur Stadt hin, die mit ihren sonnebeschienenen Türmen fern über die Parkwipfel ragte, und nachdem wir auf den Abend eine neue Zusammenkunft vereinbart hatten, trennten wir uns.

Als es zu dämmern begann, holte ich ihn aus seiner Wohnung ab.

Ich fand ihn in bester Laune. Er hatte mit großem Eifer und Erfolg an seinem Schmöker gearbeitet, während ich selbst gestehen mußte, daß mir, bis auf die Beendigung meines Briefes vom vergangenen Tage, die Zeit nutzlos unter den Fingern zerronnen war. Wir besuchten ein Café, bummelten durch die Straßen und kehrten schließlich zum Abendessen in die Tiroler Weinstube ein, in der ich oft mit guten Freunden meine Sitzungen hielt.

Dann begleitete ich ihn nach Hause.

Doch kurz vor seiner Tür wurde er unruhig.

„Ach, entschuldige, bitte,“ stotterte er, „ich glaube, es geht nicht, ich kann dort nicht übernachten, wie ich es mir vorgenommen hatte.“

„Ja, dann kommst du eben zu mir“, sagte ich.

„Wirklich, darf ich das, mach' ich dir auch keine Umstände?“

„Aber nein, durchaus nicht, komm nur mit.“

Und von jetzt an schlief er jede Nacht auf meinem Sofa.

16.

Nun folgte eine schöne, stille Zeit.

Wir trennten uns überhaupt nicht mehr, und selbst dann, wenn Jonas in der alten Schwarte studierte, saß ich bei ihm und verpackte nach und nach seine Bibliothek in Frachtkisten. Diese Beschäftigung dauerte ziemlich lange, denn Jonas hatte eine Menge rarer und kurioser Stücke unter seinen Büchern, und da ging es nicht anders, als daß ich jeden einzelnen Band aufschlug, ein wenig in ihm herumstöberte und ab und zu rasch ein paar Seiten las.

Am Nachmittag aber und in der Dämmerung machten wir große Spaziergänge durch die Stadt und bis weit hinaus in die umliegenden Bauerndörfer. Obgleich der November schon begonnen hatte, herrschte noch ein mildes, sonniges Wetter, nur zum Abend wurde es empfindlich kalt, als ob Frost in der Luft wäre, und wenn wir spät

heimkommend durch den Park schritten, rundete sich der vom Mond erleuchtete Himmel wie eine grünlich fahle Glaskuppel über den schwarzen Baumkronen, und das letzte Laub sank raschelnd zwischen den Stämmen nieder.

Und vom Morgen bis zum Abend erzählten wir uns Geschichten, die wir teils wirklich, teils doch beinahe erlebt hatten, oder auch zu erleben wünschten, heitre, schmerzliche und phantastische Dinge. Das ganze Zusammensein mit Jonas ist mir nur wie ein einziges Gespräch in der Erinnerung geblieben, wie ein langes, ruhiges Plaudern, in das sich alle Stunden des Tages: das Erwachen in meinem Zimmer beim roten Sonnenaufgang, das müßige Schlendern durch die Straßen, die nebelbedeckten Ackerbreiten vor der Stadt und das gelbe Lampenlicht, das abends meine Stube erfüllte, als helle oder dunkle Muster verwoben. Und noch im Schlafe schwangen unsere Unterhaltungen in glücklichen Träumen fort, und am andern Tage nahmen wir das Gespinst wieder auf und knüpften neue bunte Fäden hinein.

So vergingen zwei Wochen.

„Reise nun", mahnte ich ihn, obschon es mir leid tat, daß ich ihn so bald verlieren sollte.

Aber er war noch immer nicht mit dem Schmöker fertig.

Und langsam ging auch die dritte Woche hin. Da hatte er sich endlich zur Heimfahrt entschlossen. Er schrieb an seine Mutter, schickte die Bücherkisten ab und bezahlte der Wirtin die Rechnung. Ich half ihm, die Sachen, die er als Passagiergut mitnehmen wollte, in einen Koffer verstaun. Es war ein unförmiges, dunkelgrünes, von Messingbändern umspanntes Gehäuse, das noch aus den Tagen der Postkutsche zu stammen schien.

In der letzten Zeit hatte es geregnet. Dann aber brach die Sonne hervor, und ein frischer Wind trieb die Nebelschwaden über den mattblauen Himmel.

„Gutes Reisewetter!" sagte ich zu Jonas.

Doch er schüttelte den Kopf und antwortete in einem gequälten Ton, den ich lange nicht an ihm bemerkt hatte:

„Ach, wenn nur erst alles hinter mir wäre."

Zum Schluß gab es noch eine kleine Verlegenheit. Ich sah, daß ihm ein Wunsch das Herz bedrückte, den er sich nicht recht zu äußern getraute. Doch endlich gestand er ihn mir mit einem verzagten Lächeln.

„Du, würdest du nicht die Freundlichkeit haben, dabei zu sein, wenn der Gepäckträger den Koffer holt?"

„Aber gern, Jonas. Du könntest überhaupt vorausfahren, ich besorge dann inzwischen die Angelegenheit, und nachher treffen wir uns auf der Bahn."

„Ach, nein, nein, das will ich nicht. Es ist mir lieber, wenn wir zusammen bleiben. Komm morgen nur pünktlich in meine Wohnung."

Damit trennten wir uns für heute; denn die letzte Nacht schlief er in einem Gasthaus, weil ich abends noch eine Gesellschaft besuchen mußte, von der ich mich unmöglich freimachen konnte.

17.

Am anderen Tage schien es nun von aller Welt förmlich verabredet zu sein, mich bei jedem meiner Schritte zu behindern. Das begann schon damit, daß mir die Uhr stehn geblieben war. Ich hatte sie wohl vor Müdigkeit aufzuziehn vergessen, als ich mich nachts mit dumpfem Kopf hinlegte. Bei meinem ersten Erwachen stand der Zeiger auf sechs. Ich war von Herzen froh, daß ich noch ein wenig schlafen konnte und drehte mich vergnügt im Bett um. Als ich dann endlich den Schwindel bemerkte, rasch in die Kleider fuhr und auf die Straße hinablief, schlug es schon zehn vom nächsten Kirchturm.

Ich wollte nun direkt zu Jonas ins Hotel, obgleich wir es anders verabredet hatten. Ich mußte ihn ja noch dort treffen, denn sein Zug ging erst ein Uhr zwei Minuten, und er konnte doch nicht so lange in der ausgeräumten Wohnung sitzen, in der es für ihn nichts zu tun gab.

Aber jetzt machten sich alle möglichen Leute, die ich einmal kennen gelernt hatte, das Vergnügen, mich auf der Straße anzuhalten und mit mir zu schwatzen. Ich zappelte vor Ungeduld, doch kaum hatte ich mich von einem dieser Wegelagerer mit freundlichem Grinsen und besonders kräftigem Handschlag (zum Dank dafür, daß er sich endlich packte) verabschiedet, so tauchte der nächste in Sehweite auf, schon von ferne winkend und mir zurufend: „Das ist ja herrlich, mein Bester, daß ich Sie hier zu fassen bekomme. Na, begleiten Sie mich eben mal ein Stückchen. Ich wollte schon oft mit Ihnen plaudern, aber Sie machen sich immer so rar."

Da begriff ich, daß ich Jonas doch nicht mehr im Hotel finden würde und steuerte nun auf sein Haus zu. Ein paar Straßen lang ging das recht gut. Dann aber kam ich an der Wirtschaft vorüber, in der ich mittags zu speisen pflegte. Und beim Anschaun der hohen, mit Goldlettern geschmückten Fenster erinnerte ich mich plötzlich daran, daß mich meine stehn gebliebene Uhr um den Morgenkaffee betrogen hatte, und daß ich noch absolut nüchtern war. Im selben Augenblick tat mir der Magen förmlich vor Hunger weh. Ich mußte durchaus etwas essen. Also rasch hinein und ein paar Bissen gefrühstückt. Nachher konnte ich ja auf die Tram steigen, damit ich schneller zu Jonas käme.

Aber im Wirtshaus gab es neues Pech. Die übliche Essenszeit hatte noch nicht angefangen, und nur mit mir, der ich Stammgast war, wollte man eine Ausnahme machen und sogleich ein Kotelettchen braten. Das sei in fünf Minuten getan. Leider ging ich auf den Handel ein.

Ich wartete und wartete. Der Speer der Büfettuhr schien heute wie besessen über die Zahlen zu laufen.

Endlich, als ich mich schon zum Weggehn erhoben hatte und mit dem einen Arm in den Mantel fuhr, endlich kam das Kotelettchen, gerad' aus dem Tiegel und noch ziischend und dampfend. Ich schlang es heiß hinunter und rannte davon.

Neues Mißgeschick. Keine Trambahn zu sehn.

Ein paar Minuten lungerte ich noch zwecklos am Schienenstrang herum, dann machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Doch kaum hatte ich im Geschwindschritt die zweite Straßenkreuzung erreicht, so polterte und klirrte die Bahn von hinten an mir vorüber. Sie noch einzuholen war unmöglich, denn die Haltestelle lag ziemlich fern. Der nächste Wagen aber ging erst in einer Viertelstunde. Also vorwärts.

Endlich stand ich erhitzt am Ziel, verschnaufte und sah auf die Uhr. Gottlob, noch nicht zwölf. Von hier bis zum Bahnhof waren es keine fünfzehn Minuten zu gehn. Und im schlimmsten Fall nahm man eine Droschke.

Jonas wohnte in einem alten, soliden Kasten aus der Zopfzeit, der, obschon im Stil etwas verwildert, doch noch ein recht imposantes Aussehn hatte. Der Mittelteil des Gebäudes wölbte sich kommodenartig nach vorn, die dunkle Eichentür mit den geschweiften Füllungen und dem gelben Messingdrücker erhob sich auf einer schwarzen Granitstufe zwischen kurzen, schrägen Geländern, am Sims vor den braunen Pfannen des Daches lief eine steinerne, mit Urnen geschmückte Balustrade, und unter den fünfmal gekreuzten Fenstern hingen Blättergewinde aus Stuck.

Ich trat in das Vestibül, einen schmalen, hellgrau gestrichenen Flur mit Reliefmedaillons, der durch das vergitterte Bogenfenster über der Hintertür auf die entlaubten Wipfel eines Gartens sah. Rechts drehte sich ziemlich steil die weiße, mit einem roten Läufer bespannte Treppe empor. An ihrem Fuß aber bemerkte ich,

quer heruntergestürzt, den altfränkischen Postwagenkoffer des Jonas. Was hatte das zu bedeuten?

Mit ein paar Schritten sprang ich die Treppe hinauf, fand die Tür zur Wohnung offen stehn und rief in den Flur.

„Holla, da bin ich endlich. Du wirst gut schimpfen, kleiner Jonas, daß ich so spät komme."

Einen Augenblick war alles still.

Dann öffnete sich eine Tür, die dem Zimmer meines Freundes gegenüberlag, und eine dunkle Gestalt schwankte auf mich zu. Das war Frau Meta Pahlke, Inhaberin der Etage und Stubenwirtin des kleinen Jonas, Frau Revierförster Pahlke in dem ewigen Trauergewand, mit der dicken Goldbrosche aus verschlungenen Rosenketten und dem weißen Lockenscheitel unter dem Spitzentüchlein. Ich hatte sie zuerst nicht erkannt. Himmel, wie sah die gute Dame aus! Mit zerrütteter Frisur, tränenden Lidern und kreideblassem Gesicht, auf welchem sich unter den Augen zwei Scharlachflecke abzeichneten, stand sie vor mir, erhob beschwörend die mageren Hände und tuschelte:

„Gott sei Dank, daß Sie nun gekommen sind — Gott sei Dank! Ich war so allein in der Wohnung. Die Anna, die ich zum Polizeiamt geschickt habe, ist noch immer nicht da. Mein Gott, was für ein Tag! — Aber erschrecken Sie nicht, lieber Herr, es ist nämlich ein Malheur passiert, ein großes Unglück. Der Herr Stiefel liegt drinnen in seinem Schlafzimmer."

„Ja, ist er denn krank?" fragte ich.

„Nein, tot," raunte sie, „ganz tot. Er fiel da unten hin und war tot."

Ich konnte vor Entsetzen kein Wort über die Lippen bringen. Ich starrte nur in das hektische Gesicht der guten Frau Pahlke, die die tränenden Lider schloß und öffnete und mit zitternden Fingern über die Rüschen an ihrer Taille strich. In meinem Kopfe wirbelten immer dieselben Gedanken durcheinander: warum mußtest du dich so verspäten — warum ließest du ihn allein?

Endlich raffte ich mich zusammen und überschüttete die alte Dame mit hastigen Fragen.

Sie winkte stumm und führte mich durch das große Arbeitsgemach in das Schlafzimmer, das ich noch nie betreten hatte. Es war ein enger, schmuckloser Raum. Dort, nahe an dem offenstehenden Fenster, das in den Garten hinuntersah, lag Jonas auf einem schmalen Drahtbettgestell. Sein Gesicht war klein und perlmutterblaß, und die hellen Augenbrauen zogen sich wie in schmerzlicher Verwunderung nach der Stirn hinauf. Um die Lippen aber war ein fremder, rätselhafter Ausdruck, ein Lächeln, das mir halb spöttisch, halb traurig vorkam. Oder täuschte mich nur der matte Sonnenglanz, der durch die langen im Winde schaukelnden Gardinen auf sein Gesicht fiel?

Die Beine zitterten mir vor Schwäche, und ich ließ mich rasch auf einen Stuhl nieder. Frau Pahlke war gleich nach ihrem Eintritt in einen schwarzen Wachstuchsessel gefallen.

„Aber nun reden Sie," mahnte ich, „reden Sie doch endlich in Gottes Namen! Wie ist es denn geschehn?"

Sie nickte heftig mit dem Kopf und zwinkerte mit den Augen.

„Ja, dort an der Treppe," sagte sie, „dort unten, wo noch die große Kiste liegt, ist der arme Herr Stiefel hingefallen und tot gewesen. Ach, mein Gott, ein so junger und reicher und so guter Mensch, und hat ihm doch alles nichts genützt. — Sehn Sie die Sachen im Zimmer: das Drahtbett, die Kommode, das Sesselchen hier und dort den Tisch mit der braunen Glanzdecke und darüber das Regal mit den alten, zerfledderten Büchern — auch den Messingleuchter und die kleine Schwarzwälder Uhr,

die nicht mehr geht — das alles war seins, noch von der Schülerzeit her, als er bei den Eltern wohnte. Und ich hab' ihm das Zimmer ausräumen müssen, daß er diese Sachen hineinstellen konnte, denn er hing so daran. — Und gestern hat er mir das alles geschenkt, weil er es nicht mehr mitnehmen wollte. So gut war er. Ein anderer hätte es verkauft und das Geld in seine Tasche gesteckt. — — Aber nun will ich doch von Anfang an erzählen. Der Herr Stiefel ist ziemlich früh aus dem Hotel in die Wohnung gekommen — — warum er nur die letzte Zeit immer im Gasthaus und nicht hier geschlafen hat! Es wäre ihm zu laut, sagte er, die Nachbarn machten einen solchen Lärm. Aber davon hab' ich doch nie was gemerkt; alles so still wie im Himmel. Ja, er war oft schon ein bißchen sonderbar. — Und dann, als er vormittags gekommen ist — es wird um halb zehn gewesen sein — hat er zu mir gesagt, daß Sie ihn abholen wollten. Sie kamen aber nicht, die Zeit verging, und der Herr Stiefel wurde unruhig. Bald lag er im Fenster und guckte hinaus, bald war er an der Entreetür oder nahm den Hut und lief auf die Straße. Ich hab' ihm wohl gesagt, daß es noch reichlich Zeit bis zur Abfahrt des Zuges sei, aber er hörte nicht darauf. Und so wurde es immer später, und Sie kamen und kamen nicht. Und plötzlich ist draußen im Gang ein Getrampel und Gebrumm gewesen, und der Herr Stiefel ist bleich geworden vor Schrecken. Doch es war nur der Dienstmann, der den Koffer holen wollte; denn die Entreetür hat aufgestanden, und so ist der Mensch, ohne zu klingeln, hineingekommen. Es war aber ein ganz anderer als der, den ich bestellt hatte, ein grober, plumper Bursche. Er sagte, daß sein Kollege erkrankt sei und ihn zur Vertretung schicke. Darüber ist nun der Herr Stiefel ganz zapplig geworden und hat dem Menschen durchaus nicht sein Gepäck anvertraun wollen. Endlich aber hat er sich doch beruhigt — weil er sich schämte, glaub' ich — und der Kerl, der zu allem immer nur auf eine freche Art gegrinst hat, nahm jetzt den Koffer und schob sich zur Tür hinaus. Der Herr Stiefel hat bereits Hut und Mantel angehabt und ist ihm vorangegangen, um noch einmal zu sehn, ob Sie nicht bald kämen. Und ich bin oben an der Treppe gestanden und hab' dem Dienstmann nachgerufen, er sollte ja recht vorsichtig sein, weil der Koffer so schwer ist. Der Mensch lachte aber bloß. Es war mit einem Mal ganz dämmrig im Flur, ein Wolkenschatten lief draußen über die Straße. Und mir ist so sonderbar beklommen gewesen, und ich habe beinah' nicht atmen können und dachte noch rasch: geh' lieber hinein. Aber ich ging nicht. Und da wendet nun plötzlich der Herr Stiefel, der schon unten im Hausflur steht, den Kopf und blickt zu dem Dienstmann, der mit der Truhe auf der Schulter erst ein paar Stufen gegangen ist, hinauf, wird kreideweiß im Gesicht, schreit und faßt mit den Händen in die Luft. Der Gepäckträger über ihm stolpert, die Kiste rutscht von seiner Schulter und fährt die Treppe hinab. Das sah ich noch — es ging so schnell wie der Blitz — dann fang' ich auch an zu schreien. In meinem Kopf dreht sich's wie ein Mühlrad, es wird mir schwarz vor den Augen, und ich muß mich am Geländer festhalten, daß ich nicht vor Schwäche hinsinke. — Als ich mich dann wieder ermuntere, liegt der Herr Stiefel neben seiner Truhe am Boden, der Kerl aber ist weg. Machte sich einfach aus dem Staube, der Lump, als er sah, was er mit seiner Ungeschicklichkeit angerichtet hatte. — Auf mein Geschrei waren wohl ein halbes Dutzend Leute zusammengekommen, die Schustersfamilie aus dem Souterrain, der Hausmeister mit seinem Sohn und der Bursche vom Herrn Major im Erdgeschoß. Und sie haben sich den armen Herrn Stiefel angeschaut und sagten, daß er tot wäre. Und dann halfen sie mir, ihn in die Wohnung bringen und auf das Bett legen. Ich schickte die Anna sofort nach einem Arzt. Er kam auch bald und hat den Herrn Stiefel untersucht und gemeint, daß es ein Herzschlag infolge von großem Schrecken gewesen sein müßte. Eine Verletzung könnte er nirgends finden, so daß also der Herr Stiefel von der Kiste nicht getroffen worden ist. Dann schickte ich die Anna noch auf die Polizei, um

den Todesfall zu melden. Und inzwischen sind Sie endlich gekommen, lieber Herr — eine knappe Stunde später, nachdem sich das Unglück ereignet hat — und wollten den armen Herrn Stiefel abholen und zur Bahn begleiten und finden ihn tot. Ach, mein Gott, ja! — Daß ausgerechnet bei mir so etwas passieren mußte. Wer wird jetzt nach dieser Geschichte hier einziehn wollen, und wie werd' ich den Schrecken und die Aufregung los, die mich so krank machen, daß ich kaum noch ein paar Schritte gehn kann? Es ist furchtbar, lieber Herr. Und das weiße, verängstete Gesicht des armen Herrn Stiefel und den Schrei, den er tat, bevor er umfiel, das vergeß ich mein Leben lang nie."

So sprach Frau Pahlke, ohne zu stocken und ohne ihr Augenzwinkern und das Hin- und Herstreichen der Finger an den Rüschen ihres Kleides zu unterbrechen, sprach es in schnellem, geläufigem Fluß, als ob sie's aus einem Buch vortrüge; denn sie hatte die Geschichte in der Stunde, die zwischen dem Ende des armen Jonas und meinem Erscheinen lag, sicherlich schon mehrmals erzählt. Ich wußte ihr nichts zu antworten, ich war wie betäubt, und die Ohren gellten mir von der ungestümen Rede. Bittre Traurigkeit erfüllte mein Herz, und drinnen in meinem Kopfe summten immerzu die nutzlosen Fragen: weshalb kamst du so spät — weshalb ließest du ihn allein?

Und dann mußte ich an jenen Ausspruch des armen Jonas denken, daß er durch meine Schuld nicht mehr die Heimat hätte erreichen können, damals, als ich ihn aus dem Morgenschlaf weckte.

Frau Pahlke begann von neuem zu jammern. Ich achtete nicht auf ihr Geschwätz, sondern trat an das Regal, das dem Bett gegenüberhing, und las die Titel der verstaubten, abgerissenen Bücher. Es waren Schulausgaben römischer Klassiker, Leitfäden für Erdkunde, Botanik und Physik, biblische Geschichten, französische und englische Grammatiken und eine Menge Jugendschriften mit bunten Deckeln: Kinderkalender, Tierfabeln, Märchen und Indianerschwarten.

„Hören Sie," sagte ich, mich halb umdrehend, zu Frau Pahlke, „ist es Ihnen wohl recht, wenn ich einige von den Büchern zum Andenken an den Toten mitnehme?"

„Aber gewiß, lieber Herr, gewiß," entgegnete sie, „suchen Sie sich nur aus, was Ihnen paßt. Großen Wert hat ja das alles nicht, und ich muß doch das ganze Zeug, Bett, Tisch und Regal, verkaufen und wieder meine alten Möbel hineinstellen, denn so, wie es jetzt ist, mietet keiner das Zimmer. Vielleicht aber will auch die Mutter vom Herrn Stiefel die Sachen zurückhaben, und da bin ich gern bereit, sie ihr für ein Geringes zu überlassen. Doch eh' ich's vergesse, an die Mutter muß ja noch geschrieben werden. O, mein Gott, die arme Frau! Sie weiß von nichts, sie denkt bestimmt, er kommt heut' mit dem Abendzug bei ihr an, und nun kriegt sie statt dessen die Todesnachricht. Das aber kann ich ihr nicht schreiben, lieber Herr; bei Gott, ich kann's nicht — all das, was ich heut durchgemacht habe, noch einmal schreiben — nein, ich kann's nicht! Vielleicht sind Sie so gut und schicken der Mutter einen Brief."

„Ja, Frau Pahlke," antwortete ich, „das will ich gerne tun, obwohl es eine heikle Sache ist, einer Mutter so etwas zu schreiben. Doch ich werde schon sehn, wie ich damit zurechtkomme."

Dann nahm ich mir ein paar Schmöker vom Regal, ein altes Lesebuch für Quarta, eine biblische Geschichte und einen Band Grimmscher Märchen, der, nach den Kritzeleien und den Abziehbildchen zu urteilen, die die weißen Ränder der Seiten bedeckten, aus der frühsten Kindheit des Jonas stammen mußte, und trat, das Paket unter dem Arm, noch einmal an das Bett heran. Der zitternde Sonnenglanz war von dem Gesicht des Toten verschwunden. Blaß und starr mit schon gehöhlten Wangen und eingesunkenen Augen lag er in dem kalten Licht, das aus dem be-

wölkten Herbsthimmel auf ihn niederströmte. Ein frostiger Hauch wehte durch das offene Fenster und ließ die vergilbten Gardinen wie Trauerfahnen raschelnd hin- und herschlagen.

Ich wandte mich um und schritt durch das große Arbeitsgemach in den Flur. Frau Pahlke folgte mir geschäftig und bat mich, als ich schon die Hand nach der Entreetür ausstreckte, noch auf einen Moment in ihr Wohnzimmer hinein.

„Gestatten Sie, mein Herr," sagte sie, indem sie einen braungebeizten Spiegelschrank öffnete und eine dicke, kantige Flasche herausnahm, „ich möchte Ihnen ein Gläschen anbieten, mein Herr. Das ist gut nach dem Schrecken. Alter Wacholdergeist aus den Tagen meines seligen Mannes."

Und dann schlürfte ich richtig ein Gläschen hinunter, und auf freundliches Drängen noch ein zweites, während Frau Pahlke mir zur Gesellschaft einen halben Fingerhut ausnippte. Es war eine Art Totenmahl für Jonas.

Die Flurglocke läutete. Frau Pahlke ging öffnen, und ich hörte draußen Gewisper und Füßescharren, das sich nach den Zimmern des Verstorbenen entfernte. Es war wohl ein Besuch neugieriger Klatschbasen, die die arme Frau Pahlke durch ein Schwätzchen trösten wollten. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich davonzumachen.

Auf der Straße zog ich die Uhr. Fünf Minuten nach eins. Nun hätte er schon in der Bahn sitzen müssen.

Und dann bin ich langsam wie eine Schnecke nach Hause gegangen und habe dort unter manchem Seufzer einen umfangreichen, schonenden Brief an die Mutter des Kleinen abgefaßt. Das war das Schlimmste, was jener Tag über mich verhängte. Als ich den letzten Punkt gemacht und das Kuvert geschlossen hatte, fühlte ich mich wie gerädert, und in meinem Hirn dröhnte es, als ob mir statt des Kopfes eine Tonne voll durcheinanderwackelnder Steine zwischen den Schultern säße.

Ich brachte das Schreiben noch auf die Post und gab es als Eilbrief am Schalter ab.

Es war spät geworden. Bei meiner Rückkehr wob schon die Dämmerung ihr graues Gespinst um Tisch und Stühle, und die Gaslaternen warfen ein bleiches Licht ins Zimmer und malten die Schatten der Fensterkreuze riesengroß auf die Gipsdecke. Unten fuhren die Wagen polternd über das Pflaster, Kinderstimmen lärmten, und aus der Ferne hallten die Glocken der Straßenbahn. Die frostige Luft machte alle Geräusche lauter und eindringlicher, und jeder Ton schnitt mir wie mit einem stumpfen Messer ins Herz. Ich war zu müde, um noch Licht anzuzünden, ich wußte nicht, wo die Schwefelhölzchen lagen, und ob überhaupt die Lampe an ihrem Platz stand; alles war mir so gleichgültig und die geringste Tätigkeit verhaßt. Ich saß in der Mulde des Kanapees, die Beine auf das Polster heraufgezogen, die Knie mit den Armen umspannt, und dämmerte vor mich hin. Die Sekunden verrannen zäh und langsam wie Pech. Und eine gallenbittre, hoffnungslose Traurigkeit schwoll gleich einer Flut in mir empor und drohte mein Herz zu ersäufen.

Endlich — es mußte inzwischen Nacht geworden sein, denn die Straßengeräusche waren schon verhallt und die Laternen zum Teil erloschen — endlich weckte mich der Hunger aus meinem Stumpfsinn. Ich ging nach etwas Eßbarem auf die Suche, fand aber nichts als eine vertrocknete Brotrinde, würgte sie hinab und kroch dann ins Bett, um allen Jammer im Schlafe zu vergessen.

Und da überkam mich zwischen Traum und Wachen eine seltsame Vorstellung, so deutlich wie eine Halluzination und so marternd wie ein Alp. Ich wollte mich ihr entziehn, wollte an etwas anderes denken; vergebens: ich mußte die Kette der Schreckensbilder bis zu ihrem Ende durchlaufen wie einen schmalen Stollen, der bei jedem Tritt hinter dem Rücken des Vorwärtsschreitenden zusammenfällt. — Es war

eine unermeßlich lange Pappelallee, die ich in tiefer Nacht am Ufer eines Stromes emporging. Nirgends ein Mensch, nirgends ein Laut in der weiten Runde; kein Mond, kein Stern zu erblicken. Der Himmel wölbte sich von glasigen Nebeltüchern verhängt über der schwarzen Erde. Ich fürchtete mich. Eine erbärmliche knechtische Angst lag wie ein Joch auf mir, und mit jedem Schritt, den ich machte, wurde sie größer und unerträglicher. Mein Körper schien vom Wirbel bis zur Ferse mit Ohren bewachsen zu sein, die gespannt einem kommenden Schreckнis entgegenlauschten, und alle Blutstropfen in mir waren eben so viele Herzen, dazu geschaffen, um recht deutlich die Todesangst zu spüren, vor der es kein Entrinnen gab. — Und plötzlich wußte ich, daß aus der Ferne ein Schiff den Strom herabkam. Ich sah vom Ufer durch die schwarzen Büsche einen Steg ins Wasser ragen und an seinem Ende eine niedrige Laterne, die ihren gelben Schein im Kreise auf die Bretterplanken streute. Dorthin mußte ich gehn, obschon ich mich vor Angst nicht rühren konnte; es zog mich gewaltsam, und ich schwebte auf die Brücke hinaus bis an den Laternenpfahl. Und nun kam das Schiff. Es war eine mächtige Arche mit wohl dreißig Stockwerken, die sich, eins immer schmäler als das andere, in den Himmel türmten, und das ganze Gebäude rollte lautlos auf Walzen über die Flut. Und jetzt bemerkte ich, daß das Strombett nicht, wie es mir zuerst geschienen, mit Wasser, sondern mit einer unabsehbaren Zahl menschlicher Larven gefüllt war, dunklen, aufwärts gekehrten Gesichtern, die schattenhaft und eng aneinandergepreßt sich in breiten Wellen hoben und senkten. — „Das sind die, die am Leben zu Grunde gingen", sprach eine Stimme in mir. — Und dann sah ich auf dem höchsten Deck der Arche den kleinen Jonas in Hut und Mantel mit Schirm und Reisetasche stehn, so fern und winzig wie eine Puppe, und doch konnte ich jeden Zug in seinem Gesicht genau erkennen. Er war blaß und rührte sich nicht, er stand ganz einsam auf dem Deck und sah immer in die Tiefe, in der schaukelnd die Menschenlarven hinflossen. Ich wollte ihn anrufen, ich öffnete den Mund — vergebens, es kam kein Ton von meinen Lippen, alles war stumm. Doch nun hob er die Augen, und da gelang es mir, seinen Blick einzufangen. Ich winkte ihm, daß er zu mir herunterkommen sollte, aber er schüttelte traurig den Kopf. Und jetzt begann mit einem Mal dicht vor ihm eine sonderbare Maschinerie zu spielen, eine plumpe Fallbrücke, die langsam in die Höhe ruckte, sich dann abwärts drehte und wie der Arm eines Galgens weit über den Schiffsrand hinwegschob. Und kaum stand die gräßliche Maschine still, so fing Jonas sich zu rühren an und schritt geduldig die Brücke entlang, bis er an ihrem Ende hoch über den Wellen schwebte. Und nun senkte sie sich mit ihm hinab, tauchte in der Schattenflut unter, kam wieder leer zum Vorschein, ruckte in die Höhe, drehte sich und verschwand im Innern des Schiffes, das lautlos auf seinen Walzen fortrollte. Und ich sah noch das blasse, nach oben gekehrte Gesicht des armen Jonas unter den Larven dahinschwimmen wie einen hellen Fleck auf dunklem Wasser. Ich wollte schreien vor Entsetzen, ich machte eine riesige Anstrengung, da war auf einmal meine Stimme gelöst, trillernde Seufzer sprangen mir von den Lippen und hallten fremd und wunderlich in mein Ohr. „Das ist der Mahr," dachte ich, „du träumst jetzt nur." Und im selben Augenblick verschwanden der Strom und die Pappelallee wie eine Kulisse, die sich zur Seite schiebt, und ich sah mein Zimmer von einem milden Licht erhellt, den Tisch, den Schrank und das Bücherregal und oben in der höchsten Fensterscheibe zwischen den gezackten Arabesken der Gardinen die weiße Mondkugel, die in einem bräunlichen Wolkenringe schwamm.

Da wich das Grauen, und mich erfaßte ein Gefühl der Dankbarkeit, daß in meinem Leben noch alles am rechten Platze stand, daß ich so gut und warm im Bett lag, und daß morgen wieder die Sonne aufgehn müßte. Ich streckte mich und versank bald in einen festen Schlaf.

18.

Es ist nicht mehr viel zu erzählen übrig.

Am dritten Tage nach dem Unglück kam die Mutter des Jonas, um den Toten zur Beerdigung in ihre Heimat zu bringen. Ich habe sie nicht gesprochen, obgleich sie mir die Stunde ihrer Ankunft schrieb und auch den Namen des Hotels, in dem sie wohnen wollte. Ich versäumte den Zug und ließ mich nicht im Gasthaus blicken. Das tat ich aus Feigheit, denn ich mochte nicht den Schmerz der armen Dame mit ansehn. Später schickte sie mir eine Photographie vom Grabe des Kleinen und einen Brief, in dem sie mir für die Freundschaft dankte, die ich ihrem Sohne bewiesen hätte. Und nun schämte und ärgerte ich mich doch, daß ich nicht zu ihr gegangen war.

Mit Jonas aber verkehrte ich in meiner Einbildung weiter, als ob er am Leben und mir nur für unbestimmte Zeit in die Ferne entrückt sei. Ich erdichtete beim Spazierengehn oder abends vor dem Einschlafen Zusammenkünfte und Gespräche, die wir noch miteinander haben könnten, und machte ihm wohl auch freundliche Vorwürfe, daß er mir damals nicht gehorcht und ohne Zögern abgereist war.

Doch nach und nach verlor ich ihn etwas aus dem Gedächtnis.

Der Winter ging mit bunten Tanzfesten, Konzertbesuchen und schweren Gelagen hin. Da mußte man schon achtgeben und die Zeit ausnutzen, daß man nichts versäumte. Und dann kam der Frühling und spann seine Gras- und Blätterschleier über die dunkle Erde und ließ den Himmel in den silbernen Wolkenbuchten verführerisch blaun. Und nun zog es mich unwiderstehlich, meinen Daseinszweck in einer endlosen Kette von Landpartien, Gondelfahrten im Abendrot und hellgestirnten Maibowlenächten zu erblicken. Und dann wurde es Sommer, und ich vertrödelte köstliche Wochen, in der zitternden Glut auf den Planken einer Schwimmanstalt oder unter den Segeln eines Fischerkahnes liegend. Und die Erinnerung an den armen Jonas wurde noch blasser und entschwand mir mehr und mehr.

Doch jetzt, wo der feuchte Herbst gekommen ist, muß ich so oft an ihn und seine traurige Geschichte denken.

Ich habe schon lange der Stadt den Rücken gekehrt, weil mir mein Geld allzugeschwind aus den Fingern rollte, und sitze nun bei Verwandten auf dem Dorf, um ein bißchen zu sparen.

In meiner Lebensführung hat sich nichts geändert, ich trödle noch immer, nur der Schauplatz wechselte. Ich habe soviel freie Zeit, daß es mich Mühe kostet, sie totzuschlagen. Und da ist es nicht erstaunlich, wenn mein Hirn wie ein Sumpf zu gären anfängt und phantastische Blasen aufwirft.

Den Tag über strolche ich unter dem rastlos ziehenden Nebelgewölk durch kahle Felder und bade mich in Melancholie und Einsamkeit. Des Nachts aber sitze ich in meiner Giebelstube und schmökere Räubergeschichten, die ich in einem Winkel des Hauses gefunden habe, kleine geschwollene Bändchen mit Löschpapier und schlechtem Druck. Und während ich die vergilbten faserigen Blätter umwende und meine schlaftrunkenen Augen über die Zeilen gehn, kommt mir in der tiefen Stille plötzlich das Gruseln und läuft wie Asselfüße meinen Rücken hinab.

Nein, das ist nicht sehr erheiternd. Und es brachte mir auch keinen Gewinn, daß ich die Geschichte des armen Jonas erzählte, um sie mir vom Halse zu schaffen. Denn jetzt fängt es erst recht an, jetzt sitzt mir das Grauen ständig im Nacken, und ich werde es gar nicht mehr los. Es ist, als hätte ich die Tür eines verrufenen Zimmers geöffnet, das lange verschlossen war; da sind die Gespenster hinausgehuscht und haben sich überall auf den Treppen und in den Bodenkammern eingenistet, und wenn ich im Dunklen vorbeigehe, spüre ich ihren Atem und das Tasten und Greifen ihrer Sketthände. Und schaudernd beeile ich mich, daß ich in ein erleuchtetes Gemach komme.

Das Haus, in dem ich wohne, ist alt und zugig, die Tapeten, die von der Wand abgesprungen sind, rascheln und knistern, und die Dielen schwanken bei jedem Tritt. Immer liegt der Staub auf den Möbeln herum, so oft er auch fortgewischt wird, und die Fenstergläser bleiben trübe, so sehr man sie auch putzt. Spinnweben hängen, im Luftzuge schaukelnd, an den Gardinenstangen und dem Gesims der Schränke; die Balkendecke kracht plötzlich ohne allen Grund, und weiße Kalkstückchen rieseln von oben herab. Und geht man unvermittelt in ein leeres Zimmer, so fahren die Mäuse vom Teppich auf und huschen lautlos davon. — Es ist ein rechter Brutkasten für die Gespenster, da gedeihen sie wie Schimmel an der feuchten Wand.

Selbst nach draußen auf die tote Natur erstreckt sich ihre Herrschaft. Wenn ich abends noch einmal durch den verlotterten Garten schlendre und die Sonne, die den ganzen Tag nicht geschienen hat, rot und glasig aus dem Nebel überm Horizont aufgetaucht und hinter den fernen Wälderzinnen hinabgesunken ist, erwacht rings in der Dämmerung ein unheimliches Leben. Seltsame Töne hallen durch die Finsternis, ein banges Schluchzen, ein irres Gelächter, ein Raunen und Seufzen, das, wenn ich stehn bleibe und gespannt hinhorche, plötzlich verstummt und von neuem anhebt, sobald mein Schritt wieder erklingt. Vor meinen Füßen rollt es schwarz und formlos, kriecht geduckt über den Weg und ist mit einem Mal verschwunden; mir zur Seite springt es schattenhaft von Baum zu Baum, und das Astwerk schneidet tückische Fratzen. Und ich renne mit gesträubtem Haar davon und mäßige erst wieder die Schritte, wenn mich das gelbe Lampenlicht durch die offene Haustür anstrahlt und ich aus der Küche das dumpfe Rasseln der Töpfe und den einförmigen Gesang der Magd vernehme.

Nein, das ist nicht sehr erheiternd.

Doch ich tröste mich damit, daß nun der Winter kommen soll. Schon sind die Nächte bitterkalt, und am Morgen liegt der Reif wie Mehl auf dem vertrockneten Laub, und in den Pfützen der Straße glänzen dünne Eisscheiben. Bald wird sich Schneegewölk massig am Horizont emportürmen, bald rieseln die ersten Flocken durch die stille, graue Luft herab und decken allen Schmutz und allen Jammer zu. Der Frost macht die Wege hart und klingend und läßt das Wasser der Teiche zu Kristall erstarren. Dann kommt die Sonne wieder und hängt wie eine goldene Schüssel im fahlen Blau und wirft ihr mattes Licht auf die verschneiten Dächer und die alten Linden, die mit gepuderten Köpfen am Gartentor stehn. Und nachts wölbt sich der dunkle Himmel, von silbernen Sternen durchblitzt, über der schlafenden Erde.

Dann müssen alle Gespenster erfrieren.

Patras

Von

Alfons Paquet

Auf dem Hügel ragt eine erdfarbene, von den Franken erbaute Burg, die auch am Rhein stehen könnte. Hinter ihm, durch breite Täler getrennt, ein rotes, wüstenhaftes, in der Höhe mit Schneefeldern bedecktes Gebirge. Zu Füßen des Hügels liegt der Hafen von Patras. Die unteren Straßen sehen leer aus; Handelsgewölbe wechseln mit den Werkstätten der Küfer, der Kistenschreiner und der Schmiede. Es gibt in den höheren Straßen die Bankfilialen, die Schiffsagenturen und Konsulate wie in anderen Hafenstädten auch, und in der Nähe der Schiffe die Herbergen und

die auf kleinen Tischchen festgeketteten Schaukästen der Geldwechsler mit den Sammlungen von Papiernoten, die bunt und schillernd sind wie Schmetterlingsflügel, doch weich, beschmutzt und abgerissen wie alte Handtücher. Patras wird von den meisten Schiffen besucht, die den inselgleichen Peloponnes umfahren. Zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn das Gartenland Korinthen, Öl und Wein herbeibringt, ist hier ein großes Leben und ein herber Duft.

Die Fremden, die bereits Griechenland erwarten, aber am Meer eine Brauerei und ein levantinisches Menschengemisch bemerken, achten diese Stadt gering. Die Uferlinie wird von einer ins Meer gebauten Mole durchstoßen, auf der Mole bewegen sich Spaziergängerreihen, an ihrer Seite schaukeln Segelboote, und hier liegen die Dampfer, von Kähnen umschwärmt. Hier sind die Schuhputzer mit ihren Kästen und die Jungen mit den mit Sesam bestreuten Ringbroten, die Verkäufer von Karamellen und die erfahrenen Anpreiser von Teppichen, Heiligenbildern und bemalten Perlmuscheln. Jene Männer mit den Händen in den Hosentaschen, Beobachter der Sonne, der Staubwolken und der Luftsichtigkeit, sitzen zurückgezogen in den öffentlichen Anlagen des Ufers, auf den Bänken, die die winzige, weiße Denkmalsbüste irgendeines Parlamentariers umgeben; im Hintergrunde dieses Platzes führt das Geleise einer Elektrischen vorüber, die nicht verkehrt. Aber mindestens einmal die Woche fährt ein Zug von Droschken vorüber, geschmückte Frauen sitzen darin mit Decken, Bettzeug, Nähmaschinen und tulpenähnlichen Lampenglocken. Man bringt jungvermählte Leute in ihr Haus und macht einen Umweg über den Hafen. Die Breite der Spitzensäume und die Zahl der Lampen ist wichtig, und jede Droschke hat eine Schelle, die der Kutscher mit dem Fuß in Bewegung setzt.

Patras ist doch eine griechische Stadt. Sie gab vor einem Jahrhundert das Zeichen zum Aufstand gegen die Türken. Die Türken rächten sich, ehe sie Griechenland verließen, indem sie die alte Stadt verbrannten, aber der erste Griechenkönig ließ sie wiederaufbauen, ein wenig nach der Schnur, wie ein kleines Mannheim. Der Bauplan ist einfach und nicht übel; er enthält fast hundert gleich große Straßenvierecke; es war wohl einer der bayrischen Architekten, die den Prinzen Otto begleiteten, der diese einander rechtwinklig schneidenden, breiten und geraden Straßen anlegte, die ganz unitalienisch sind. Alle andern Hafenstädte des Mittelmeeres haben eine bunte und schattentiefe italienische Enge. Da aber der Fußgänger im Süden des Schattens bedarf, so begleitete der Erbauer diese Straßen mit Bogengängen, die an Bozen erinnern. Auch ließ er die Häuser farbig tünchen, rosa, gelbweiß und blau; doch diese Farben sind längst verblichen und ineinander aufgegangen. Die Uferstraße trägt noch den Namen Otto und Amalia, und man sieht die Bilder des Königspaares an den Kalkwänden der Gastwirtschaften. König Otto trägt die albanische Fustanella, rot mit Gold bestickt, das kurze, weiße Faltenröckchen und den haubenartigen Fes mit der blauen Troddel; die Königin, auf einer Gartenterrasse, trägt ein Kleid von der Farbe der Teerose. Solche Bilder, dem Volk eine Augenweide, erhalten sich, wie bei den Deutschen das Bild der Königin Luise. Im übrigen sieht man die albanische Tracht nur bei einzelnen Bauern, die von ihren Dörfern zum Hafen kommen, bei den rauhgrünen Evzonensoldaten, die vor dem Bahnhof sitzen und bei einem steifbeinigen alten Manne, der auf der Mole umhergeht. Auf der halben Höhe des Hügels ist der Stadtplatz; man sitzt, in einem Zirkus weißer Gebäude, bei den Palmen, Agaven und Blumenbeeten an den eisernen Tischchen; Mütter mit ihren Kindern, hübsche Sechzehnjährige, nach der Mode gekleidet, gehen vorüber; leider sind die kleinen Süßigkeiten auf dem Tisch nicht mehr die mit feinem Mehl bestreuten Gummispeisen und die mit Nuß und Pistazienkernen durchsetzten Honigwaren; es sind unangenehme amerikanische Torten. Es gibt Trinkwasser an der Straßenecke; die Fäßchen des Wasserverkäufers sind blau bemalt und

zeigen die Bilder dreier Wasserfälle, die einander ähnlich sehen; nur die Bezeichnung ist verschieden: Chelmos, Alpheios und Niagara. Es gibt im Peloponnes zwei Berge, die den Namen Chelmos tragen; von den Schneedächern des arkadischen fällt der Styx in seine finstere Schlucht, im lakonischen Chelmos sammelt der Eurotas sein fruchtbringendes Gewässer. Vom Alpheios, dem vielgewundenen, launischen und sandführenden, an dem die Stätte von Olympia liegt, erzählt ja die Sage, daß er unter dem Meer weiterfließe, um in Sizilien nochmals an das Land zu treten. Der Niagara ist den heutigen Griechen als Wunder gleichwertig; er ist die amerikanische Erinnerung.

In niederen, halbdunkeln Wirtschaften, deren einziger Schmuck das Zahlenbrett der Tombola in der Ecke und ein vom Deckenbalken herabhängender Vogelkäfig ist, sitzen in der Abendstunde die Männer, zu Klumpen geballt wie die Fliegen. Sie haben ihre Wassergläser vor sich, vielleicht auch einen Maulbeerschnaps und das Brettspiel. Die älteren rauchen die Wasserpfeife, die jüngeren die nach Stroh und Knaster schmeckende Zigarette. Unter den Gesichtern begegnen einem immer dieselben beiden Typen, der schwarzhaarige mit der fleischigen Nase und der rötlichen oder gelblichen Haut, man trifft ihn auch in Italien, man könnte ihn den armenischen nennen, womit nichts gesagt sein will als ein Gefühl. Der andere Typus, der viele Mischformen hat, ist bräunlich bis blond, hoch gewachsen, zuweilen blauäugig. In dem kleinen, derben Volk sitzt Hektor, mitten zwischen den Gefährten verbirgt sich Odysseus, wetterhart, listig und lebensfroh. Die Leute sprechen den schwerverständlichen Dialekt der Straße, eine Matrosensprache, mit italienischen und türkischen Brocken ausgeflickt. Es fällt nicht leicht, sich an den Tonfall des Neugriechischen zu gewöhnen, aber unter dieser lebendigen und schwierigen Sprache knistert es von Worten, mit denen sie Europa beschenkte. Kyrios, Gyne, Pragmata, Dromos, Thesis, Ariste, Thärete wirbeln durcheinander, für uns sind es eindeutige, goldene Begriffe, hier kleine Münze. In Dingen der Poetik und der Politik, der Mathematik, der Physik, der Geologie, der Nautik, der Elektrotechnik oder der Theologie, überall zehren wir von dem unvergänglichen Schatz des griechischen Denkens, diese Sprache denkt noch immer für uns. Das sind nicht fremde Einbrüche in unsere Sprache, es ist unsere eigene. Der Zauber verfliegt, wenn man versucht, sich verständlich zu machen. Törichte Sprödigkeit der Zungen, dreimal verhaßtes Kauderwelsch der Küste!

Ich gehe frühmorgens, noch im Halbdunkel, zum Bahnhof und finde ihn gesperrt. Soldaten stehen vor der Tür; warum läßt man mich nicht in diesen Güterschuppen? Der Major wird gerufen, man läßt mich ein, aber die Schalter sind geschlossen, und der Dampfbahnzug erscheint nicht draußen auf der Straße. Die Beamten sind im Telegraphenzimmer, aus den Apparaten rinnen die Morsestreifen, man spricht mit Athen. Der Generalstreik ist ausgebrochen, heute fahren keine Züge. In diesem Augenblick fällt Griechenland in seine einzelnen kleinen Landschaften auseinander, es ist, als richte jede ihre Wände auf, denn auch die Schiffe verbinden die Häfen nicht mehr. Draußen vor dem Gebäude stehen Reisende und Bahnarbeiter, sie lesen den Streikaufruf. Er ist mit roter Tinte geschrieben und mitten auf die Fahrpläne und Preistabellen geheftet. Ein Arbeiter zuckt die Achseln und sagt: „Wir verdienen fünfzehn Drachmen den Tag, wer soll davon leben? Ein paar Stiefel kostet achtzig Drachmen in der Stadt."

Der Vergleich ist klassisch. Er ist in allen Ländern derselbe; es war drüben in Italien derselbe, vielleicht sieht es in diesem Augenblick in Norwegen oder in Spanien nicht anders aus als hier. Das Militär bildet vor dem Bahnhof eine Reihe, es sieht aus, als ob der Streik noch andere Ursachen habe. Es dauert eine Weile; die Soldaten schnäuzen sich und fangen an zu rauchen, dann ziehen sie ab.

Vor dem Kaffeehaus an der Ecke sitzend, komme ich mit einem steif und düster aussehenden jüngeren Mann ins Gespräch. Er wollte nach Olympia reisen, er ist Techniker dort an einer kleinen neuen Kohlengrube; er hat zehn Jahre Militärdienst hinter sich, er erwartet nochmals seine Einberufung, es geht gegen die Türken, aber es verstimmt ihn doch. Er ist von der Partei des Königs. „Der Sturz der Mittelmächte", sagt er, „hat das Gleichgewicht aufgehoben. Wir bekommen zu spüren, daß England und Frankreich mit uns machen, was sie wollen. Die Venizelisten haben während des Weltkrieges die besten Offiziere unseres Regimentes, auch den Obersten, einen braven Mann, erschossen, er war von der deutschen Partei, und er hat Recht gehabt." — Eine Minute später mache ich die Bekanntschaft eines anderen jungen Menschen, eines Reisenden, er ist Vertreter einer Zuckerwarenfabrik im Piräus. Er ist Venizelist, er war in Paris, als die Geschosse einschlugen und eine Panik ausbrach, aber er ließ sich von der Flucht nicht mitreißen, sondern wartete in ungeheuerer Spannung auf die Deutschen. — „Ihre Partei ist deutschfeindlich", sage ich. — „Durchaus nicht," meint er, „ich habe die größte Achtung. Ich bin aus Konstantinopel, wissen Sie; alle Griechen, die nicht in Hellas geboren sind, sind für Venizelos, es ist nicht anders möglich; er ist klüger als alle. Wenn er noch drei Monate Minister geblieben wäre, würde Konstantinopel heute griechisch sein."

* * *

Ich kehre in das Gasthaus zurück. Es gibt bessere in der Stadt, ich bewohne da ein mit drei Betten ausgestattetes Zimmer, das kahl ist wie ein Güterwagen, aber es ist nah am Meer, und die dicke, alte Frau mit ihren Hühnern und dem sauberen Ferkelchen, das im Wohnzimmer um ihre Füße spielt, ist freundlich; ihr Sohn ist ein zuvorkommender, moderner Mensch, Schiffsmakler, Vermieter eines Lastautomobils und Reservist der königlichen Armee. Das vierjährige Waisenbübchen, das den Hauseingang und die Treppe bewacht, verkündet mit Freudengeschrei meine Rückkehr. „Solange die Schiffe und die Eisenbahnen ruhen, werden Sie unser einziger Fremder sein," sagt der Wirtssohn, „es befindet sich nur noch ein Fräulein im Hause, eine Deutsche. Da Sie wieder da sind, müssen Sie ihre Bekanntschaft machen. Das Fräulein liegt zu Bett, sie ist ein wenig krank, doch das macht nichts, klopfen Sie an diese Tür."

Ich klopfe; das Fräulein liegt unter der Bettdecke und lächelt; sie hat rote Backen, das Haar ist ein wenig zerzaust, sie bittet um Entschuldigung; an der Wand hängt ein Blumenbukett aus Preßpapier, das Plakat einer Karlsruher Parfümfabrik; auf dem Tisch liegt ein Schreibheft und ein Polyglott Kunze. „Ich habe mich mit Feigenessen verdorben," sagt das Fräulein, „vor Langeweile habe ich Feigen gegessen; morgen bin ich wieder auf." — „Warum Langeweile? Mir gefällt es hier." — „Aber Sie werden weiterreisen, und ich muß warten. Ich warte auf einen Freund, ich bin mit ihm hergekommen, er ist von hier, aber wieder nach Deutschland gefahren, er kauft Maschinen, wissen Sie. Ich bin seit zwei Monaten hier. Man ist ja gut einquartiert, der Wirtssohn ist ein Schulkamerad von ihm. Ich könnte heimreisen; das Geld ist hinterlegt. Aber er ist jetzt auf dem Rückweg."

Viel ist da nicht zu fragen. Therese ist aus einer süddeutschen Großstadt, kleinbürgerlich-proletarischer Übergangstyp, gewitzt, hausbacken und ein wenig dreist. Die Bekanntschaft mit dem Griechen und die Reise nach Mailand waren unterhaltender als die Schreibmaschine.

„In Patras ist kein Vergnügen mehr, seit die Schiffe streiken", sagt das Fräulein. „Sonst war es so nett, im Hafen umherzurudern, es gab immer Schiffe, Gäste im Haus, Spaziergänge durch die Stadt. Und auch die Uferstraße ist hübsch, nur wenn

der Nordwind kommt, erstickt man im Staub. Die Umgebung ist angenehm, es gibt einen wunderschönen Weg auf dem Hügel an der Burg vorbei. Leider will niemand mitgehen; man kennt hier keine Ausflüge, außer dem Weg durch die Felder zum Garten der Brauerei. Das ist für die Sonntagnachmittage, aber man kann doch nicht immer dorthin laufen! In Griechenland ist noch Karneval; das heißt, die jungen Leute gehen abends maskiert auf die Straße, dringen in die Restaurants, werfen den Gästen Konfetti auf die Köpfe, necken mit verstellter Stimme die Bekannten und verschwinden wieder. Ich besuche mit einer Freundin die Bälle, aber der Tanz dauert nur bis sieben Uhr abends, die Mädchen sind für sich, später tanzen die Herren; die Geschlechter sind streng getrennt, ein zurückgebliebenes Land! Niemals sieht man ein Mädel mit einem Mann zusammen auf der Straße, das ist dumm, nicht wahr? Heimlich trifft man sich natürlich doch." — „Und Ihr Freund?" — „Dem bin ich treu. Treu, aber frei! Der Wirtssohn und die Alte passen schon auf."

Neben dem Haus ist eine Garküche. An den hölzernen Tischen versammelt sich mittags die Kundschaft, Arbeiter vom Hafen, zuweilen eine Reisegesellschaft Auswanderer, die das Schiff erwarten. Der Wirt in seiner Schürze steht hinter den Töpfen am gemauerten Herd, die Gäste heben selber die kupfernen Deckel von den Schüsseln und schauen nach, was es gibt. Es gibt die klassischen Gerichte der mittelländischen Seestadt: Pillaw, Karbonaden, Hammelköpfe mit schwarzem Gemüse, Reissuppen mit Öl, Eiern und Zitronenstücken, Thunfisch, Muscheln. Das Essen hat etwas Barbarisches; Knochen und Knorpel gehen mit in den Teller, die Fische schmecken ein wenig bitter, sie sind frisch, aber schlecht geputzt, und wer zu spät kommt, findet das Herdfeuer erloschen. Aber ich sitze lieber hier als in den Bierwirtschaften; ich mache die Bekanntschaft eines Zimmermannes, der früher in Brooklyn in einem Holzgeschäft war, treffe einen ausgedienten Soldaten, er will wieder auf seinen Platz nach Boston in einer Schuhfabrik; ein junger Bauer aus Argos ist da, er will nach Milwaukee, um als Gärtner sechzig Dollar die Woche zu verdienen, in einem Jahr will er Frau und Kind nachkommen lassen. Jeder dieser Männer sagt: wir kommen in Griechenland nicht vorwärts. Man hat uns Eisenbahnen versprochen, Industrie, Bewässerung, Schulen, statt dessen gab es Krieg. Der Zimmermann, der Fabrikarbeiter und der Bauer kennen sich schon aus im New Country, sie haben Bekannte im German Element, es scheint mir, mit den anderen Amerikanern sind sie wenig zusammengekommen, sie halten sich drüben auch von den Italienern zurück, die ihnen der Herkunft nach am nächsten stünden. Es gibt Griechen drüben, sagt der Zimmermann, die haben mit einem kleinen Candy-Wagen angefangen, den sie durch die Straßen von Chicago schoben. Dann machten sie ein Geschäft auf, oder eine Gärtnerei, und sind reich geworden, ihre Söhne sind Advokaten und heiraten German girls. Die deutschen Mädchen sind sparsam und häuslich, man heiratet lieber zu den Protestanten als unter die römischen Katholiken.

Es ist wahr, unsere Gespräche hier haben eine plebejische Atmosphäre, aber diese freimütigen und fremdenfreundlichen Leute aus dem Volk geben sich ohne Hintergedanken; sie verbinden für mein inneres Lauschen ein altes Griechentum mit dem einfachen und jugendlichen Geist von Amerika; in diesen Gesprächen schlägt etwas von der Wärme, welche die Deutschen der niederen Klasse im amerikanischen Lebensgebiet verbreiten, auf mich zurück. Das alles ist unvermutet und wohltuend und kürzt die Zeit.

Abends sind nur einzelne Gäste da, eine Petroleumlampe brennt nah der Tür an der weißen Wand, die Tiefe des Raumes liegt im Schatten. Der Wirt begrüßt mich wie einen alten Bekannten, der Junge rennt davon und kehrt mit einer Flasche des stark geharzten roten Weines wieder, nach dem Essen tritt der Mann an den Tisch und beginnt das Gespräch. Er ist zur See gefahren, ein Freund politischer

Betrachtungen, und er hat eine Art, die Ungereimtheiten der Welt als ebenso lächerlich wie bedauerlich erscheinen zu lassen. Diese Art entspricht mir; es liegt in ihr etwas Gelassenes, es ist nicht die bohrende und apokalyptische Art der kleinen Leute daheim, die zuweilen scharfsinniger sind, aber das Leben der großen Welt nicht kennen. Wie fehlt unserm binnenländischen Volke die See! Ich bemerke, daß abends bei unsern Gesprächen eine Frau zugegen ist; sie steht wortlos im Schatten, grau, ernst, mit verhülltem Mund wie alle älteren griechischen Frauen, ein Geschöpf des Hintergrundes. Doch es ist, als ginge von ihr eine Macht aus; ich spüre sofort, wenn sie da ist, ihre bloße Anwesenheit macht das Gespräch überlegter, dabei versteht sie von allem, was wir da schwatzen, kein Wort.

* * *

Therese erwidert meinen Besuch. Wir stehen am Fenster, sie zeigt in die Straße hinab, die an der Rückseite des Hauses liegt; aus den Läden schauen Gesichter herauf, der Kleiderhändler grüßt, der Friseur, hinter der offenen Tür beschäftigt, steckt den Kopf aus der Tür, der Apotheker hat plötzlich am Fenster zu tun, im Stockwerk über ihm, hinter halb geöffneten Läden, erscheint ein hübsches Gesicht, es ist die Schwester des Apothekers, ein schwarzes Mädchen; die ältere Schwester kommt hinzu, zankt ein wenig mit der Kleinen und bleibt. „Die Griechen schauen aufs blonde Haar," sagt Therese, „sie sind ganz vernarrt danach." — „Und wir Blonden lieben die schwarzen Augen", sage ich. — „Wenn sie groß sind und glänzen, mag ich sie," bestätigt Therese, „die Brauen müssen aber wie zwei Torbogen sein und in der Mitte zusammenstoßen. Die Augen der Griechinnen sind schön, aber ihre Haut ist nicht schön, ihre Beine sind kurz und krumm. Dazu ihr ewiges Stirnrunzeln, ihre krähende Stimme! Die Frauen hier werden früh alt, meinem Freund sind sie nicht munter genug; mir erst recht nicht; sie sind auf Dummheit erzogen und merken es nicht einmal. Mich kennt jetzt die halbe Stadt; auf einmal fing alles an und promenierte vor meinem Fenster, ich war ganz erschrocken, es war aber nichts als Neugier bei den Leuten. Auch die Schwestern von meinem Mann gehen manchmal vorüber, wir kennen uns noch nicht, sie wissen natürlich, wer ich bin, meine Freundin war bei mir. Sie hatten sich fein angezogen, da habe ich lachen müssen, da lachten sie auch. Sie wohnen in einem Landhaus vor der Stadt. Und ich? Ich sitze am Fenster und nähe meine Sachen, manchmal zeichne ich Bilder aus den Zeitschriften nach oder schreibe eine Übung in mein Heft wie ein Schulkind. Wenn's mir gar zu fad wird, gehe ich zu den Hausleuten, wir sitzen in der Küche und erzählen uns was. Morgens geh ich aus und hole mir Nieren und Lungerln beim Metzger, dann koch ich mein Essen und tu ein Gewürz daran, wie bei uns daheim, und manchmal esse ich gar nichts. Ich wäre schon arg froh, wenn ich erst wieder in Deutschland wäre. Dann sag ich mir aber, es ist dort ja nicht mehr wie früher. Meine Freundin hat Verwandte in der Stadt, gute Leute. Es geht sehr einfach bei ihnen zu, aber sauber; essen tun sie besser als bei uns daheim, ausgehn tun sie nie, nur am Sonntag in die Kirche und an den Festtagen. Jetzt sagen Sie, einen Landsmann wird man schon fragen dürfen, also was meinen Sie, mein Freund hat gesagt, er will mich gleich heiraten, wenn er wiederkommt. Wenn er sich aber anders besonnen hat? Und von mir aus, wenn er mich nicht von hier fortnimmt, weiß ich's schon gar nicht." — „Ich will darüber nachdenken."

* * *

Nachmittags sitze ich auf einem Felsen neben der Burg. Unten ist das Meer; wende ich den Kopf, so schaue ich in die mit Weingärten, Zypressen und Dörfern be-

streuten Täler. Zuweilen gleitet der Schatten eines Papierdrachens vorüber, immer ist ein Lüftchen hier oben, Knaben aus der Stadt lassen Drachen steigen. Diese Landschaft ist frei und öffentlich, aber nicht mehr als eine Verheißung; ich bin unzufrieden, daß der Streik mich festhält. Als ich die Anhöhe hinaufstieg, kam ich durch unsaubere Gassen; die Regelmäßigkeit der unteren Stadt hat ein Ende und geht in eine felsige Dörflichkeit über. Vor den Hütten sitzen in Lumpen gekleidete Frauen, halbnackte Kinder spielen im Staube. Vom Land kommen Schafherden, mit Holzkohle beladene Eselchen, Soldatenabteilungen. Unter der Burg steht eine Kirche in weiß und hellblau und ein Gebäude mit Gittern bis auf den Erdboden. Ich ging vorüber und wurde angerufen; aus dem Gitter streckten sich Hände wie Becher und Zangen gekrümmt, vor den Fenstern standen einige Leute, die Brot und Früchte gaben, ein Soldat unter Gewehr stand dabei. In das Gefängnis schien die Sonne, drinnen saßen Kartenspieler, lagen Schlafende, am Fenster standen Rauchende und Zeitungsleser. Ich kam auf den Feldweg, an einem Zaun schwelte Reisigfeuer, gelber Rauch schwelte im Sonnenschein, in diesen erbsenfarbenen Rauchbrei tauchten Fetzen orangefarbenen Feuers. Mir schien, daß in diesen Flammen mehr Geheimnis sei als im Gesicht und Schicksal der Menschen.

Man sieht von hier oben auf die Einfahrt zum korinthischen Golf hinunter. Jenseits der Meerenge ragen zwei Berge, riesige Pyramiden, von gleicher Höhe, wie Zwillinge. Ihre Gipfel scheinen von einander ebenso weit entfernt wie von der Meeresfläche. Der Bau dieser Berge hat etwas Absichtliches. Die entferntere der beiden Pyramiden ist von einer Schlucht gespalten, als führe ein Kellertor ins Innere der Erde. Die Berge scheinen unbewohnt, ja unbewohnbar; vielleicht verbirgt sich hinter ihnen eine der kleinen Hinterwelten, an denen Griechenland reich ist; nach der Karte muß neben diesen Bergen die Lagune von Missolungion liegen, dahinter ein faltiges Gebirg mit unbedeutenden Stationen, die eine Bahn verbindet. Unten im Hafen liegt ein kleiner, schwarzer Dampfer, der einzige, der vom Schiffsverkehr noch übrig ist. Er ist das Boot, das täglich zweimal zu jenem Bergvorsprung hinüberfährt. Man hat mir gesagt, die Bahn drüben gehe noch; ich will hinüber.

* * *

In der Nacht prasselt Regen. Die Hähne krähen in einen kalten Morgen, dunkelblaue Fischerboote schaukeln in der eisengrauen See. Ich besteige das Schiff und erfahre, daß heute auch da drüben der Streik beginnt. An Bord ist niemand als ein junger Bauer und seine Frau, ein kindhaftes Wesen mit strahlenden, schwarzen Augen; sie wird bald Mutter werden; die beiden reisen nach Agrinion und wollen nicht warten; die Zartheit des jungen Weibes in diesem rauhen Wetter, in diesem ungastlichen und verstimmenden Zustand des Landes macht mich traurig, es ist, als würde sie in ein Versteck gebracht. Weiße Wolken, das hellste in der grauen Landschaft dieses Morgens, kleben an den Bergen, die See schäumt im Westwind, die Öffnung des Golfes glänzt weißlich. Das Schiff schlingert und nähert sich jenen Bergen. Sie heißen Waraſſowa und Klokowa; das sind ungriechische Namen. Um den östlichen Berg rankt sich ein Pfad wie eine Peitschenschnur; ein Dorf, bejammernswert, versteckt sich im Einschnitt. Der andere Berg ist wirklich in der Mitte geborsten, er wird immer seltsamer. An der Seite des Einbruchs sind Zyklopenmauern; die Schlucht ist nicht tief, doch breit und rauh; in ihr, haushoch über dem Meere, ist eine Höhle, von keiner Seite zugänglich; ihre Wölbung ist hoch, wie von Rauch geschwärzt, wie von Beilhieben geschaffen. Menschen müßten in diesem fürchterlichen Eingang wie Zwerge verschwinden, doch ein meergeborenes Wesen wäre in ihr denkbar wie der wilde Polyphem. Vielleicht ist es der mythische Schafstall des Riesen; keine andere Weide liegt vor ihm als die von weißen Vließen wimmelnde Meerflut.

Der Dampfer liegt an der Ecke des Berges auf der Reede. Im strömenden Regen werden Warenballen in das Leichterboot geladen; es dauert lange, bis es voll ist; das junge Paar fährt mit hinüber und sucht Zuflucht im Schuppen, der Mann will nach einem Lastauto telephonieren; die Landungsstelle drüben heißt Schwarzwasser. Die Schwemmlandschaft vor Missolungion liegt tief in Silbernebeln, tausend Meilen entfernt von allem Menschlichen. Hier in dieser Abgeschiedenheit endete das Leben Byrons. Ist es ein Jahrhundert her oder ein Jahrtausend? War es gestern? Die schwer zugängliche kleine Stadt war Waffenplatz der Aufständischen. Byron, auf seiner Brigg von Kephallonia herüber segelnd, erlitt Schiffbruch und erreichte schwimmend diesen Strand. Den Dichter, den das Meer nicht schlang, weil er sich in einen Fisch verwandelte, verzehrte der Feuerbrand des Fiebers. Der große Volksaufstand hat längst begonnen, in den Mythus aufzugehen. In diesem Landschaften des jonischen Meeres spielte der Roman des Odysseus. Es ist mir, als sei Byrons Ende längst zu einer Episode des homerischen Gedichts geworden.

Das Schiff kehrt nach Patras zurück, es wird erst morgen wiederkommen; ich habe vorgezogen, an Bord zu bleiben. Ich suche im Sturzregen einen Schutz unter dem Zeltdach über der Maschine. Die Heizer sind heraufgestiegen, sie sitzen auf der Bank, spielen mit ihren Katzen, strecken sich aus, entfalten die Zeitung, schließen die Augen und schlafen; nur der Älteste, auf der Eisenleiter stehend, die Arme aufgestützt, schaut aus der Luke und fragt mich endlich, was für ein Landsmann ich sei. Ich frage ihn, warum er arbeite, während die übrigen Schiffsbesatzungen streiken.

„Ich bin kein Sozialist," sagt er, „ich bin Demokrat."

Ich spüre in dem griechischen Wort hier einen tieferen Sinn als in den anderen Sprachen, vielleicht lebt in ihm noch ein wenig von dem antiken Inhalt; ein Volk schuf ihn, das sich stark genug fühlte, über seine größten Feldherrn das Scherbengericht abzuhalten und seinem kühnsten Philosophen den Giftbecher zu reichen.

„Die Sozialisten", fährt der Heizer fort, „haben keine Ahnung. Sonst würden sie die Internationale zusammenfügen, statt sie aufzulösen. Es gibt nur die zwei Internationalen, die obere und die untere."

„Welches sind nun nach Ihrer Meinung die Arbeitgeber: die Reichen oder die Armen? Nehmen nicht die Volksmassen von denen, die das Geld haben, die Arbeit? Müssen sie also nicht warten, bis sie von diesen den Auftrag empfangen, zu arbeiten, und warten sie nicht oft vergeblich? Ist es da nicht recht, auch die anderen einmal warten zu lassen?"

„Das letztere ist trotzdem verkehrt", sagt der Heizer; „denn das Volk, das leben und sich vermehren will, kann nicht warten."

„Bürdet denn nicht das Volk den Reichen die Aufgabe auf, sich über Erfindungen den Kopf zu zerbrechen, die allen zugute kommen?"

„Es würde sich so gehören", nickt der Mann; „und es gab eine Zeit, wo die Armen in Hellas zu herrschen verstanden. Für sich selbst genügsam, hielten sie die Reichen wie Milchkühe, die sich auf der Wiese sättigen, um gemolken zu werden. Vielleicht auch schlachtete man zuweilen einige. Heute ist es umgekehrt. Die Reichen herrschen, und die Sozialisten, die gegen die Reichen kämpfen, befestigen deren Herrschaft, denn diese setzen sich natürlich, wie eine Herde zusammengetrieben, mit Nägeln und Klauen zur Wehr."

„Aber Sie selbst, mein Freund, sind ein Arbeiter und sicherlich froh, eine Arbeit zu haben."

„Das Volk ist zu arm, um mir Unterstützung zu zahlen, ich bin nicht für den Müßiggang. Sie werden sehen, daß das Volk immer scheitert, wenn es versucht, es den Reichen nachzutun; ich finde, daß wir arbeiten sollten, statt zu streiken. Denn das Volk ist zuletzt der Geber. Es ist der Mächtige, wenn es mehr arbeitet, als von

ihm erwartet wird. Ich bin weit umhergekommen, ich war in Hull und in Bremen, ich habe Freunde da und dort. Die Unternehmer leisten ihr Gutes, aber nicht genug. Viele von ihnen sind träg geworden, man merkt ja täglich ihre Dummheit, das Volk macht vieles Versäumte von sich aus wieder wett, es sollte aber die Reichen zwingen, Besseres zu leisten. Das Volk will die Ordnung für sich wie für sie."

„Und wie erklären Sie die jetzigen Zustände in Griechenland?"

Der Mann nennt den König und zuckt die Achseln. „Wir haben niemand, der uns versteht", sagt er. „Venizelos war eine Zeitlang gut, er hatte unsere Einheit zum Ziel, aber er war ein Tyrann. Es war richtig, ihn fortzuschicken."

„Sie sind trotzdem ein Rumelier", sage ich.

„Ja, von Imbros gebürtig. Wir rumelischen Griechen stehen denen von Hellas nicht nach, wir sind in manchen Dingen bessere Griechen als sie, und wir Griechen alle gehören zusammen, dann erst wird man sagen können, daß der Grieche klug ist. England ist schuld daran, daß die Griechen noch immer getrennt sind."

Ich wollte mehr wissen, ich wollte den Heizer fragen, was er denn unter England verstehe, ob er auch das England des Lord Byron kenne, ob er wisse, wie verzweifelt Byron zuletzt über die Griechen gesprochen habe; als er schon im Delirium des Fiebers lag, traten die meuternden Sulioten an sein Lager. Aber wir näherten uns Patras; die Männer standen auf und waren auf ihren Posten, als das Schiff im Hafen vor Anker ging.

* * *

Am Nachmittag treffe ich Therese auf der Mole. Wir setzen uns an ein Tischchen im Windschatten des kleinen Leuchtturms, ein paar Offiziere in neuen, gelben Stiefeln und groben Felduniformen sitzen in der Nähe, sie sehen schweigend über ihr Glas Wasser hinweg auf das Meer. Ein Fischerboot kämpft mit den Wellen, man sieht es hart vor der Felsenlinie des Wellenbrechers in den Hafen schlüpfen und die Segel niederlassen. In unseren Täßchen schillert perlmuttern der Schaum des glühendheißen Kaffees. Therese hat verstanden. Mein Abenteuer verlangt das ihre nicht zu kreuzen. Alles ist einfach. Sie war eine Zeitlang in Zürich Kellnerin, ihre Jungfernschaft war Geschenk an einen Studenten, der nach Wien mußte, als der Krieg kam; sie hat in den Munitionsfabriken gearbeitet, vier Brüder waren im Feld, zwei sind übrig, beide Kürschner und verheiratet in derselben Stadt, der eine ist Chauffeur bei der Feuerwehr, einen um den andern Tag hilft er dem Bruder im Geschäft. Niemand daheim mißgönnt ihr den Griechen; ihre Stellung bei der Firma wird übrigens noch offen sein, wenn es ihr eines Tages einfiele, zurückzukehren. Sie wartet gespannt auf die Rückkehr des Freundes. Er schickt Briefe mit jeder Post, auch Zettel, nachts mit wenigen Zeilen beschrieben; sie liest das mit dem Wörterbuch, sie versteht nicht alles, er ist, nach ihrem Begriff, ideal veranlagt. „Meine Seele braucht eine Herrin, schreibt er. Ich liebe nicht nur deinen weißen Körper, deine blauen Augen. Ich werde nur eine Deutsche heiraten, mein Haus soll dir gehören. Habe keine Sorgen, wir werden oft nach Deutschland reisen, du sollst es besser haben als viele Frauen deiner und meiner Heimat."

„Ihr Freund scheint älter zu sein als Sie?"

„Er ist nur ein paar Jahre älter, aber ich glaube, er ist sehr klug."

„Ausgezeichnet. Dann machen Sie kurzen Prozeß, wenn er da ist. Lernen Sie fleißig Griechisch. Er wird vielleicht den Wunsch haben, in Patras zu bleiben. Wie hübsch für Sie, ein eigenes Haus. Patras wird dann nicht mehr langweilig für Sie sein; ein Mädchen, das nachzugeben weiß, verzichtet noch keineswegs auf die Mittel, um seinen Willen durchzusetzen. Wissen Sie, was ich dachte, als ich Sie im Bett sah?"

Sie lacht. „Die Männer sind mißtrauisch. Aber nein, ich wär' mir zu schad', jetzt ein Kind zu haben. Jedes Kind, das heutzutag auf die Welt kommt, kann einem leid tun. Man lebt, man amüsiert sich, und dann ist man tot."

„Das wissen wir nun durchaus nicht."

Der Reiz des Gesprächs ist verflogen. Sie schweigt, dann zieht sie ihre weiße wollene Kappe über die Ohren und knöpft die Jacke.

„Mit einem Landsmann kann man sich doch anders unterhalten als mit den anderen", sagt sie verlegen, fremd und freundlich. „Ich muß zur Freundin, wir wollten in das Kino."

Und sie eilt über die Mole; ihre Röcke flattern, die Fischerboote schaukeln, ein Mann mit einer Stange und nackten, braunen Beinen richtet sich auf zwischen den fettigen, grünlich besponnenen Steinblöcken und steigt aus dem Wasser. Es wird dunkel, der Horizont ist rot, ein erstes Licht glänzt aus der Stadt.

* * *

Am südlichen Ende der Stadt steht die Kirche des heiligen Andreas, des erstberufenen Jüngers, des in Patras Gekreuzigten, des Schutzpatrons. Sie ist schmucklos wie ein kalvinistisches Bethaus; innen ist ein Saal mit geschnitzten Pulten und großen, metallenen Heiligenbildern. An der Landstraße steht ein Brunnenhäuschen; man steigt die abgewetzten Marmorstufen hinunter und findet vor dem mit Öl und Kerzenwachs beschmutzten Gitter des Heiligenbildes den kupfernen Becher. Er ist mit einem geknoteten Strick an der Nische befestigt, man läßt ihn das Wasserloch hinab und trinkt das Wasser, das lau und süßlich ist. Diese Quelle, kaum hundert Schritt vom Meer, war im Altertum ein Krankenorakel. Die Menschen sahen im Spiegel des Brunnens ihr Gesicht als das eines Lebenden oder eines Toten. Zwischen dem Meer und dem Brunnen ist das schmale Geleise der Bahn und eine Laubenhütte, die klein ist wie die Wohnung eines Bahnwärters. Dort verbringe ich morgens und nachmittags die sanften Stunden und schaue auf das Meer, das wieder blau und groß ist. Ich kenne jetzt die beiden Berge da drüben. Ihr Anblick beunruhigt mich nicht mehr, es geht etwas wie Größe und Freundschaft von ihnen aus. Ein Priester leistet mir Gesellschaft, schweigend sitzt er auf der Bank vor seinem Täßchen und dem Wasserglase, ein älterer Mann. Sein langes Magiergewand und das im Nacken geknotete Haar gibt ihm das Aussehen eines Mannweibes. Er gehört zu der Kirche und zu dem Brunnen. Wohl niemals war der Priester ganz fern von diesen Orten, wohl immer flocht er zwischen Menschenschicksal und Naturkräften die unsichtbaren Bänder hier. Das Gesicht des Mannes ist weich und ernsthaft wie ein russisches. Das Volk denkt noch immer schonend über den Müßiggang der Mönche und der Priester, es hat ihren Anteil am Elend der Türkenknechtschaft, ihre Kraft und Güte in der Erhebung nicht vergessen. Diese milden Häupter sind von der russischen Krisis noch unberührt. Unendlich langsam schleicht diese Krisis über den Osten, aber sie ist heimlich schon da. Oh, sie ist da!

Ich mache die Bekanntschaft einiger Müßiggänger, jetzt eines Kaufmannes aus Pyrgos, der eine Schiffsladung Mehl aus Amerika erwartet. Wer war nicht in Amerika? Der Mann war einige Jahre in New York; er fragt, da ich ein Deutscher bin, nach Katalogen für Jagdgewehre, auch wünscht er die Adresse einer Fabrik für Wachskerzen. Ich meine, daß Griechenland an Wachs und Honig nicht ärmer als Deutschland sein könne; er antwortet, Kerzen seien im Lande fast unerschwinglich geworden; man brauche sie nun einmal für die Kirche, und in Deutschland seien sie bestimmt billiger. Er brauche zunächst für sich selber eine große, dicke, gelbe Kerze, er habe sie dem heiligen Gerassimos von Kephallonia in der Kathedrale von Pyrgos versprochen. Ich erkundige mich. Gerassimos ist ein

Heiliger aus der Türkenzeit und auf der Insel Kephallonia begraben. Die Wallfahrt zu seinem Kloster ist schwierig, aber viele Leute besuchen seinetwegen die Insel. Ich muß dem Kaufmann Auskunft geben, ob auch in Deutschland die Heiligen verehrt werden, und ob wir Reliquien besitzen. „Unsere vollständigsten und größten befinden sich in Köln, in Hildesheim und Fulda," sage ich, „aber es gibt nicht viele mehr, deren sich das ganze Volk erinnert. Nur die heilige Elisabeth, eine Wohltäterin der Armen, die eine Fürstin war und zur Zeit des heiligen Franziskus lebte, macht eine Ausnahme; sie ist nicht nur den Katholiken ehrwürdig, sondern auch den Protestanten."

„Schade, daß ich Deutschland nicht kenne," sagt der Kaufmann, „ich kenne nur New York. Das einzige, was mir an den Amerikanern leid tut, ist, daß sie keine Heiligen haben."

„Wir Deutschen", muß ich sagen, „beneiden euch Griechen um eure Heiligen nicht so sehr; eher beneiden wir euch um die alten Götter."

„Ihr seid gebildete Leute", antwortet der Grieche. „Ich habe gehört, Ihr lernt unsere Mythologie schon in den Schulen, wir natürlich ebenfalls; aber was weiter? Es sind doch tote Dinge. Dagegen wissen wir, daß die alten Gebräuche unserer Kirche schön sind. Ich bin ja ein moderner Mensch, fast ein Amerikaner. Wir haben sehr viele Heilige, aber sie gehören sozusagen zur Familie, wir lieben fast alle. Es wäre unnütz, zu fragen, warum. Vielleicht könnte man es in bestimmten Fällen sogar sagen. Was sollte man an ihre Stelle setzen, wenn sie nicht da wären?"

* * *

Endlich reißt der geschlossene Kreis der Dinge wieder auseinander. Das Militär hat den Betrieb der Bahn übernommen; ich werde morgen nach Süden fahren. Der Ozeandampfer, den die Auswanderer erwarten, ist da; abends steht er im Hafen, hell beleuchtet wie ein Palast. Er glänzt aus allen seinen Luken wie ein erleuchtetes Theaterhaus. Ein großes Schiff vor einer kleinen Stadt ist eine Herausforderung, die etwas Tragisches hat. Hamburg oder New York mag für Schiffe solcher Art geschaffen sein, es steckt sie einfach in die Tasche; hier aber ist das Schwergewicht bei dem Schiff, das sich drohend nähert und verächtlich entschwindet wie ein Planet, der den Zusammenstoß vermeidet; das Städtchen ist so blaß und wiegt so leicht. Die Mole, steinernes Lineal, ist schon nicht mehr Heimatboden; sie wimmelt von Auswanderern, die in die Boote steigen. Kein Baumzweig streift die Abschiednehmenden. Die Händler mit den Heiligenbildern treten vor die Boote, fahren mit an Bord hinüber; die Auswanderer kaufen Stück um Stück, Bilder aus buntem Öldruckpapier in gipsernen Rahmen. Man wird im Schlafsaal des Schiffes später den heiligen Nikolaos, Georgios und Gerassimos an die Bettpfosten genagelt finden; einige von diesen Bildern schweben in die neue Welt hinüber und schauen, bärtige Greise in Kronen und Gloriolen, in die kahlen Stuben der bartlosen, satten Amerikanergriechen.

Das Schiff entfernt sich früh am Morgen. Die kleinen, roten, eisernen Gerippe der Kranen an den Enden des Wellenbrechers verbeugen sich höhnisch, das Schiff taucht wie eine Ente in den Horizont. Es hat den Hafen tückisch und ohne Ruf verlassen, die Reisenden schlafen, einige stehen am Schiffsgeländer und sehen offenen Mundes auf das in Wolken gehüllte Gebirg zurück. Stille Glanzlandschaft von Meer und Küste. Dem Hof des Ufers entwichen, gehen ewige Segel wie Frauengestalten in weißen Gewändern über die Meeresfläche. Der Zug fährt den Hafen entlang, die Lokomotive pfeift schrill und dünn. Singende Knaben stehen auf den Trittbrettern.

Pilgerfahrt des Hadschi Hassan Suesi nach Mekka und Medina

Von

Lamec Saad

Über der Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, einem tief in das religiöse und wirtschaftliche Leben des Orients einschneidenden Gebrauch, liegt noch heute ein geheimnisvoller Schleier. Kein Ungläubiger darf bei Gefahr seines Lebens daran teilnehmen, und was man darüber hört, stammt meist von Renegaten, d. h. von zum Islam bekehrten Fremdgläubigen. Deshalb haben die nachfolgenden Aufzeichnungen eines geborenen Mohammedaners einen gewissen Wert. Der Verfasser war Erster Wächter der Quarantänestation in Jafa [1]) (Palästina), der ich als Quarantänearzt vorstand. Er war ein sehr intelligenter Araber, dessen Familie aus Marokko stammte, verständig, durchaus nicht fanatisch und ein guter Mohammedaner. Bevor er in den Quarantänedienst eintrat, war er Dorfschullehrer gewesen und hatte die Bauernkinder im Koran und in den Anfangsgründen des Lesens unterrichtet. Eine hohe wissenschaftliche Bildung besitzt so ein Lehrer allerdings nicht. Aber Hassan war ehrgeizig und lernte leicht, so daß er sich in Jafa noch weiter fortbildete. Nach seiner Pilgerfahrt gewann er sehr an Ansehen unter seinesgleichen, so daß er „Scheich" Hassan gerufen wurde. Viele ließen sich von ihm Koransprüche auf Papier schreiben, als Mittel gegen allerhand Krankheiten, wodurch er eine kleine Nebeneinnahme hatte. Die nachfolgenden Erinnerungen über seine Reise hat er auf meine Veranlassung niedergeschrieben.

* * *

Gott sei Dank, dem Einzigen; außer ihm gibt es keinen Gott. Er ist der Lebendige und Ewiglebende. Es gibt nichts, das ihm gleicht, weder im Himmel noch auf Erden. Er hat Himmel und Erde geschaffen und Licht und Finsternis geordnet. Lob und Preis sei ihm, der seinen Diener zum heiligen Tempel in Mekka geführt.

Am Freitag, dem gesegneten, am 21. chaual der Hidschre 1317 (23. Februar 1906), reisten wir mit dem englischen Dampfer „Arabic", der mit Touristen angekommen war, um 3 Uhr nachmittags von dieser Stadt, die Jafa heißt, ab. Mit uns fuhr der Hadschi Mustafa Sakidsche und seine Mutter, und der Hadschi Hussein el 'Aguni und seine Mutter, und der Hadschi Hassan, der Kapitän, mit seiner Frau, und der Hadschi Khalil el 'Atal, und der Hadschi Mohammed Kebile, und die Hadsche Maschraka, Tochter von Mina, und die Hadsche Miriam, Frau des Tyan, und die Hadsche Am'une, Mutter des Khalil el Halak (Barbier). Wir alle bildeten eine Gruppe, wir halfen einander ohne Unterschied, und Gott sei Dank, wir kehrten alle zusammen, wie wir abgereist, ganz wohlbehalten zurück. Ich selbst reiste auf Fürsprache des Schiffs-

[1]) Französische Schreibweise Jaffa.

agenten, ohne zu zahlen. Der Dampfer kam um 1 Uhr nachmittags türkischer Zeit im Hafen von Jafa an, und um Sonnenuntergang fuhren wir mit ihm ab. Das Meer wurde stürmisch, ein starker Wind wehte, der Himmel verdunkelte sich, der Dampfer fing an zu schaukeln; wie ein Kind mit dem Ball spielt, so spielte das Meer mit dem Dampfer. So blieb es, bis wir in Alexandrien ankamen. Erst bei Sonnenaufgang konnten wir in den Hafen einfahren, vorher war die Einfahrt wegen des Sturmes nicht möglich. Die Wellen gingen sehr hoch, und das Meer war so wild, daß der Dampfer in die Nähe des Ufers geriet und nur dank seiner Maschine loskam. Gott hat uns beschützt. Wir nahmen alle zusammen ein Boot und ließen uns übersetzen, wofür wir 5 Fr. zahlten. Dann kamen die Zollbeamten, welche unser Gepäck untersuchten. Dafür bekamen sie eine französische Lira (20 Fr.). Außerdem mußten wir 10 Piaster (2 M.) für das Visieren der Pässe geben. Nach Erledigung dieser Formalitäten begaben wir uns in eine Herberge, welche „Herberge zur Heimat" hieß. Wir nahmen zwei Räume mit je einem Bett für jeden und zahlten für jede Nacht 1 Fr. die Person. Unser Quartier war reinlich. Am Tage unserer Ankunft ruhten wir aus. Abends gingen wir spazieren. Der Zufall führte uns in das bekannte Kaffeehaus Elias. Der Eintritt kostet 1 Piaster (18 Pf.) und das Täßchen Kaffee gleichfalls 1 Piaster. Als wir hineingingen, fanden wir etwas Außergewöhnliches; es waren Sänger und Sängerinnen ersten Ranges da, wir konnten etwas bewundern, was wir unser Leben lang nicht gesehen hatten. Dies dauerte zwei Stunden lang, und wenn die Glocke zur Pause schlug, kamen die Mädchen, und jedes Mädchen setzte sich zu einem der Männer, die da saßen. Derselbe ließ dem Mädchen Bier von der ersten Sorte bringen, und ich, der noch nie so etwas gesehen hatte, saß und dachte an meine Geschwister. Auf einmal setzte sich eine an meine Seite und begrüßte mich auf türkisch mit den Worten: „Willkommen! Du bist willkommen! Wie geht es dir?" — Ich antwortete: „Gott sei Dank. Ich bin im Begriff, für dich zu beten." — Darauf fragte sie, wohin ich ginge. Ich sagte es ihr. — „So Gott will," erwiderte sie, „wirst du gesund in deine Heimat und zu deinen Kindern zurückkehren." — Dann lachte sie und sagte: „Effendim, was befiehlst du, daß deine Sklavin trinken soll?" — Ich antwortete: „Allah verzeihe es, ich bin ein Hadschi (Mekka-Pilger)." — Sie erwiderte: „Trinke nur jetzt; wenn du deine Pilgerfahrt beendet hast, dann trinke nicht mehr." — Ich sagte: „Ich habe geschworen, nichts zu trinken." — Meine Kameraden waren alle zugegen, sie wunderten sich und sagten untereinander, wir wollen doch sehen, wie der Hadschi Hassan von diesem Mädchen loskommt. Sie war in der Tat ein schönes griechisches Mädchen und wurde Madame Paraskevi genannt. Ich ließ ihr ein Täßchen Kaffee bringen, sie trank es und ging fort. Sie glaubte, ich verstünde kein Arabisch. Im Fortgehen, als ihre Kameradinnen sie fragten, sagte sie ihnen: „Dieser ist ein Wildschwein, ich habe ihn nicht um einen Franken bringen können. Verflucht sei diese Sorte Menschen, denn wir haben keinen Nutzen von ihnen." — Die zweite erwiderte ihr: „Ich werde an seine Seite gehen und dir zeigen, wie man es machen muß." — Alles das hörte ich mit an, stellte mich aber, als verstünde ich es nicht. Nach wenigen Minuten kam sie an meine Seite und sagte: „Der Friede sei mit dir." Denn sie war eine Moslime und hieß Sa'de. Ich erwiderte ihren Gruß und sagte ihr: „Willkommen! Mach's dir bequem! Geniere dich nicht!" — Sie sagte: „Verstehen Euer Hochwohlgeboren Arabisch?" — Ich erwiderte ihr auf Griechisch: „Nein." — Sie verstand nur Arabisch, ihre Muttersprache, denn sie war eine von den Töchtern des gesegneten Ägyptens. Dann fing sie an, in der Zeichensprache mit mir zu reden und verlangte ein Getränk. Ich sagte ihr: „Kein Bier, es ist nicht erlaubt." — „Es ist erlaubt" — erwiderte sie. Darauf sagte sie zu ihren Kameradinnen: „Wozu geht dieser Mensch auf die Pilgerschaft, wenn er kein Bier trinkt? Wir wollen ihn lieber loslassen, ich halte ihn für einen Berber der

schlimmsten Sorte, ich stehe auf, es hat keinen Zweck." — Sie verließen mich und fingen an zu tanzen und zu singen, und ihre Augen schweiften überall herum, allen Anwesenden zulächelnd. Wir blieben bis Mitternacht, bis das Singen vorbei war, dann kehrten wir in unsere Herberge zurück zum Schlafen. — In der Frühe nahmen wir auf der Eisenbahn nach Suez ein Billett für 32 Piaster ägyptisches Geld pro Person. Es war an einem Dienstag Morgen. Wir kamen um 6 Uhr nachmittags in Zagazig an. Wir wurden in der Präfektur von Zagazig einquartiert, man sagte uns, wir sollten hier auf die Weiterreise warten. Unser Quartier war gut und reinlich. Es gab ein besonderes Zimmer für Männer und Frauen. Da ich ein Bedürfnis hatte, wandte ich mich an einen Mann mit der Frage nach dem Abtritt (wörtlich Ruheraum). Er wies mich in einen Warteraum für Reisende. Da dieser Mann nicht verstanden hatte, was ich wollte, wandte ich mich an einen andern und brauchte diesmal den Ausdruck „Wasserraum". Er zeigte mir einen Platz, wo man Wasser zum Trinken schöpfte. Auch der hatte mich nicht verstanden. Ich wunderte mich sehr, daß die Araber in Ägypten unsere Ausdrücke nicht verstehen. Von niemandem konnte ich das Verlangte erfahren, bis ich durch Zeichen, wie sie unter Menschen üblich sind, mich bei einem Vorübergehenden verständlich machte. Er öffnete mir einen sehr reinen Raum, worin sich Wasser und alles Nötige befand. So etwas kennt man nicht in Palästina oder Syrien. Unterdessen war die Bahn für Suez angekommen, um Mitternacht fuhren wir weiter, in der Frühe kamen wir in Suez an. Wir nahmen alle zusammen einen Raum in der Herberge für täglich ½ franz. Lira (10 Fr.) für uns alle, wir zählten insgesamt 200 Personen. Wir wallfahrten zum Sidi el Charib, Gott segne ihn. Jeden Tag fuhren wir in dem kleinen Dampfboot zum Hafen, hin und zurück für einen Piaster, abends besuchten wir die Cafés, wo gesungen und gespielt wurde, oder wir spazierten in den Straßen der Stadt. — Nach ein paar Tagen kam ein Dampfer der Gesellschaft Francilet. Die Khediviegesellschaft verlangte von jedem Pilger für die Fahrt bis Jambo oder bis Dschedda zwei türkische Lira (= 37 M.). Der Kapitän des Dampfers der Gesellschaft Francilet forderte dagegen nur 1 türkische Lira für jedes Billett. Hierauf ging die Khediviegesellschaft ebenfalls auf diesen Preis herunter. Nun ließ der Kapitän im Basar ausrufen: „O Pilger! Jedes Billett nach Jambo oder Dschedda kostet nur eine halbe französische Lira (= 10 Fr.) und für Unbemittelte 1 Medschidie (= 3,80 M.)." — Die Pilger nahmen alle von ihm, es waren 800 Billette. Auch wir nahmen alle von ihm unsere Billette auf dem Dampfer „Tarsous". Für weitere 20 Fr. mieteten wir von dem Schiffsarzt einen besonderen Raum. Am Freitag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, fuhr der Dampfer von Suez ab. Nach drei Tagen kamen wir in Jambo an; der Quarantänearzt ließ uns nach einer ärztlichen Untersuchung aussteigen, von jedem Pilger wurden 10 Piaster Gebühren verlangt, ich zahlte nichts, weil ich bei der Quarantäne in Jafa angestellt bin und der dortige Chef der Quarantäne, Dr. Saad, mir eine Empfehlung gegeben hatte. An Land nahmen wir alle zusammen einen Raum, jeder für 1 Beschlik (= 50 Pf.). In dem Raume gab es aber kein Bett, kein Wasser, überhaupt gar nichts als die nackten vier Wände, ebensowenig Licht. Das Wasser ist in Jambo sehr knapp, ebenso in Dschedda. Ein Krug Wasser kostet einen Franken, die Einwohner gebrauchen das Meerwasser für ihre täglichen Bedürfnisse, ja sogar die Moslime gebrauchen es in der Moschee zum Waschen vor dem Gebet. Die Tassen in den Kaffeehäusern werden gleichfalls in Meerwasser gespült. auch das Wasser in den Nargileh (Wasserpfeifen) ist Meerwasser. Jambo ist eine Stadt — Allah bewahre uns vorm Übel und auch vor diesem Orte — wo nichts zu finden ist. Alles ist ungeheuer teuer, nur der Fisch ist billig, man bekommt einen großen Fisch von 3 Rottl (1 Rottl entspricht in Palästina 6 Pfund) für 1 Piaster. Wir kauften für 5 Piaster Fisch, den wir im Ofen brieten, wir alle konnten's nicht

aufessen. Die Schafe sahen wir auf den Misthaufen weiden. Sie suchten sich Blätter und Lumpen. Für die Hadsche Ilmie, Frau des verstorbenen Hadschi Ali Heikel, kauften wir einen Teller mit gekochten und gestoßenen Bohnen. Unten im Teller fanden wir Häcksel und ein vierfüßiges Tier, da warfen wir den Teller samt den Bohnen fort und aßen statt dessen Oliven und Sardinen aus der Büchse. Dann gingen wir ins Café und kauften Zelte, das Paar zu 4 Medschidie und mieteten zwei Tiere für den Preis von 3 türkischen Liras. Als wir von Jambo aufbrachen, waren es acht Tage, die wir in Unruhe verlebt hatten. Wir schlossen uns der großen Pilgerkarawane an. Diese zählte 8000 Pilger. Der Anführer der Pilgerkarawane war Osman Pascha, denn dieser war nach Medina, der Leuchtenden, versetzt. Wir marschierten immer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die erste Station, wo wir haltmachten, hieß Mihtat bir el 'abd (Station zum Sklavenbrunnen). Als wir hier abgestiegen waren, schlugen wir die Zelte auf, brachten die Frauen in die Mitte, zündeten Feuer an, rösteten reifen Weizen und machten Kaffee. Während der Nacht wurden Wachen ausgestellt, jede Stunde drei Mann, bis Sonnenaufgang. Wir hörten nichts als das Klagen der Pilger, daß dieser bestohlen, jener ermordet, ein anderer verwundet worden sei [2]). Ohne Zögern beluden wir unsere Kamele und ritten weiter bis Sonnenuntergang. Wir kamen an eine Etappe, welche El Hamra hieß und zwischen hohen Bergen lag, ohne jeden Luftzug, es sei denn die heiße Luft, die vom Berge herunterkam, als wäre sie Feuer. Wir kauften eine Ziege, schlachteten und aßen sie und tranken Kaffee. Inzwischen hörten wir die Kugeln den Pilgern über die Köpfe wegpfeifen, wie Regen; die Araber liefen umher wie die Teufel, sicher ist keiner weggegangen, ohne etwas mitzunehmen. Ich entfernte mich zu einem menschlichen Bedürfnis nur etwa 4 Meter von meinen Kameraden in der Richtung der Berge. Auf einmal sah ich einen Beduinen auf mich zukommen, in der Hand eine Keule schwingend. Ich warf einen Stein, den ich in der Hand hatte, auf ihn; wie ein Stern vom Himmel fiel er ihm auf den Kopf. Der Beduine entfernte sich ungefähr 10 Meter von mir, dann stürmte er zurück. Ich hatte ihn im Auge behalten und schoß zweimal auf ihn mit dem Revolver, worauf er von mir ließ und ich zu meinen Kameraden zurückkehren konnte. Mir war, als wäre ich auf einer langen Reise fortgewesen. Auch konnte ich bis Sonnenaufgang kein Auge zumachen. In der Frühe bepackten wir die Kamele wieder mit unseren Sachen und reisten zwischen zwei Bergen bis Sonnenuntergang, dann lagerten wir an einer Stelle mit Namen El Safra. Hier fanden wir Wasserquellen, sie flossen, als wären sie von Feuer. Wir wuschen uns darin, auch unsere Kleider, und abends beteten wir bei den Quellen. An dieser Stelle lagerten viele Araber, ihre Kinder liefen nackt, die Frauen trugen Felle mit Muscheln besetzt, ihre Häuser hatten sie am Bergabhang, Höhlen ähnlich. Wir kauften von den Arabern getrocknete Datteln und Eier, machten Feuer, aßen und unterhielten uns. In dieser Nacht schlief keiner von uns, die Frauen ausgenommen, denn die Stelle, wo wir lagerten, galt als berüchtigt. Es wurden in dieser Nacht von den Arabern mehr als 150 Pilger ermordet. Mit Ungeduld erwarteten wir die aufgehende Sonne, um weiter zu reisen, wir hielten uns dicht an die Karawane, denn die Araber pflegen die Nachzügler entweder auszuplündern oder

[2]) Wenn die Pilgerkarawanen ihr Nachtlager aufschlagen, benutzen räuberische Araberstämme die Gelegenheit, um sich im Dunkeln an die einzelstehenden Zelte heranzuschleichen, den vom Marsch ermüdeten, festschlafenden Pilgern die Kehle zuzudrücken und sich ihrer Habe zu bemächtigen. Die wenigen Soldaten, die den Karawanen zum Schutz beigegeben sind, werden von den vornehmen Pilgern in Anspruch genommen. Bei der großen Zahl der Pilger, die auch nur allmählich Anschluß an das Lager finden, ist ein ausreichender Schutz unmöglich, und die Organisation eigener Schutzmaßregeln scheitert an der Indolenz und dem Mangel an Gemeinsinn der Pilger.

zu töten. Die nächste Halteſtelle hieß Bir el maſchi. Hier ruhten wir ungefähr eine Stunde zum Eſſen, das die Frauen bereitet hatten aus Oliven, Zwiebeln, Kaſchkaval (Käſe), Sardinen in Büchſen und getrocknetem Zwieback, der in Waſſer aufgeweicht wurde. Zum Schluß gab es ein Täßchen Kaffee. Dann ſtellten wir Wachen aus und ſchliefen bis Mitternacht. Die Nacht war ſo dunkel, daß man die Hand nicht vor Augen ſehen konnte. In dieſer Nacht wurden zehn Pilger getötet. Unter ihnen war ein Damaszener, mit Namen Kamil Efendi. Er hatte in ſeiner Geldkatze 75 franzöſiſche Lira (Napoleons). Mit einem Keulenſchlag auf den Kopf war er ermordet worden. Wir begruben ihn an einer Seite des Berges unter den Steinen. Es war unmöglich, Erde zu ſchaufeln, der Boden war zu ſteinig. Die Stelle bezeichneten wir durch einen Haufen Steine. Dann ſetzten wir unſern Weg fort bis zur Halteſtelle Bir el nachl, zwiſchen Bergen gelegen, ohne Bäume und Pflanzen, die Erde war warm, die Luft heiß, und es gab ſehr wenig Waſſer. Ein Zug Waſſer aus dem Brunnen koſtete zwei Piaſter, das Waſſer ſah gelb aus und ſchmeckte nach Schwefel. Wir trauten uns nicht, davon zu trinken, wir miſchten es mit Tamarindenmus und Aprikoſenteig, um den Geſchmack zu verbeſſern. Die Nacht konnten wir vor Hitze und Schwüle nicht ſchlafen. Bei Sonnenaufgang ging es weiter auf Medina zu bis zur Station El Ziat, einer ſehr angenehmen Halteſtelle. Hier konnten wir uns wirklich gut ausruhen, denn da wir uns Medina näherten, kamen Soldaten und Offiziere dem Osman Paſcha entgegen. In der Frühe beſtiegen wir die Kamele und ritten auf Medina zu. Über ihre Einwohner das Wohlwollen Gottes und der Friede! Gegen Mittag ſtarb das Kamel, welches ich ritt, ich mußte zu Fuß gehen. Die Erde war ſo heiß wie das Feuer, die Hitze war rot wie die Kopfhaare des Kamels [3]). Ich ergab mich in den Willen Gottes und marſchierte bis gegen Sonnenuntergang, ich wurde ſehr müde. Das Waſſer war in Schläuchen auf dem Rücken der Kamele, die Kamele waren ungefähr eine Meile von mir entfernt, ich konnte es kaum erwarten, in Medina zu ſein. Die Stadt ſahen wir ſchon von weitem liegen, ähnlich einer weißen Taube. Bei Sonnenuntergang zogen wir in die Stadt ein. Mein Zuſtand war wie der eines Betrunkenen, ſo ſehr hatten Hitze, Müdigkeit und Durſt mich mitgenommen. Die Führer kamen uns aus der Stadt entgegen, jede Stadt hat ihre eigenen Führer, wir nahmen den Führer der Stadt Jafa. Ich mietete ein Zimmer bei der Frau 'Azize, Tochter des Omer, im Hauſe des Samman (Schmalzhändler). Die Betten waren rein und das Waſſer ſo kalt wie Eis und ſüßer als Honig, die Luft auch gut. In einer ſolchen Stadt vergaßen wir die Strapazen der Reiſe, wir ſchliefen bis in die Frühe. Der Führer kam und begleitete uns in die Stadt zum Haram es Scherif [4]), wir gingen in das Tor des Friedens ein und beteten das Morgengebet. Wir fanden den Imam el Hanefi beim Beginnen des Morgengebets, wir ſchloſſen uns an und beteten für unſere Freunde. Wir beſuchten das Mauſoleum der geehrten Scherife. Es iſt ein Bau, wie aus dem Paradieſe geſtohlen, die Luft ſo ſchön und alles darin ſo prächtig; die hier aufgehäuften Schätze ſind Millionen wert, es ſind alles Geſchenke von Fürſtlichkeiten und von Farben rot, gelb und grün. Wir ſahen eine vergoldete Mauer, ganz beſchrieben mit arabiſchen Sprüchen aus dem heiligen Koran und mit wahren Geſchichten. Nach der Wallfahrt zu unſerem Herrn Mohammed wallfahrteten wir zu unſerem Herrn Abu Bekr, dem Worthalter — möge Allahs Wohlgefallen auf ihm ruhen — dann wallfahrteten wir zum Sidi Omer, der Lüge von Wahrheit unterſcheidet; darauf wallfahrteten wir zu unſerem Herrn, dem Imam Ali — Allah möge ſein Geſicht vor andern ehren und ihm ſeine Gunſt ſchenken — wir wallfahrteten dann zu unſerer Herrin Fatme, der Ge-

[3]) Die Kopfhaare der Kamele werden mit Henna rot gefärbt.
[4]) Bethaus.

mahlin des Imam 'Ali und Tochter unſeres auserwählten Propheten Mohammed; wir wallfahrteten auch an den Ort, da die Engel niedergeſtiegen ſind. Ich hatte mit der Frau 'Azize vereinbart, daß ſie mich bedienen ſollte, ſolange ich in der leuchtenden Stadt Medina bliebe. Dafür zahlte ich ihr täglich einen Medſchidie (3,80 M.). Bei ihr lernte ich ihre Tochter, die Dame Fatme, kennen, welche uns das Eſſen bereitet hatte. Das Eſſen beſtand aus ſcham börek (eine Art Damaſzener Butterteig), grünen Malven und Fleiſchſtückchen. Nach dem Eſſen unterhielten wir uns bei Nargileh und Kaffee von den Beſchwerlichkeiten der Pilgerfahrt und über das Fernſein von der Heimat in der Fremde. Die Frauen fragten mich, ob ich verheiratet ſei. Ich ſagte ja. Die Dame 'Azize erwiderte, ſie wolle mich mit ihrer Tochter verheiraten. Dieſe wünſche es ſich und ſei bereit, ſich keine Stunde von mir zu trennen, die Liebe ſei ein Werk Gottes des Allmächtigen. Ich ſchwieg und dachte, wenn ich ſie nicht verlange, machen ſie mir vielleicht Schwierigkeiten, denn wenn die Frauen ſich etwas in den Kopf geſetzt haben, entſteht bei ihnen ein Gift des Teufels, und ſie ſind zu allem fähig und fürchten nicht Gott den Allmächtigen. Sie warteten auf Antwort: Ja oder Nein. Nach einer Stunde antwortete ich ihnen, daß ich mich nicht ſo ſchnell entſchließen könnte, aber ſo Gott will, würde ich nach Vollendung der Pilgerfahrt, wenn ich zum zweitenmal nach Medina zurückkehrte, die behütete Dame heiraten. Als Mitgift verſprach ich ihr 20 türkiſche Liras. Als ſie dieſe Worte hörten, beruhigten ſie ſich, ſie glaubten's und hielten meine Worte für wahr. In Wirklichkeit hatte ich ihnen ein Verſprechen gegeben, das ich nicht halten konnte, denn ich hatte nicht mehr als die Hälfte des obigen Betrages bei mir. Sie ſagte aber, ſie habe zehn Häuſer in Medina und acht Läden und auch ſonſt noch Grundbeſitz, das alles wolle ſie auf meinen Namen übertragen unter der Bedingung, daß ich in Medina bliebe. Wenn ich wolle, könne ich nach unſerer Heirat mit meiner Frau nach Syrien gehen und meine Angehörigen nach Medina holen, ſie wolle ſie mit den Augen bedienen. Ihre Freundſchaft zu mir ſteigerte ſich, und ich wurde viel mehr bedient. Die ältere Frau begleitete mich alle Tage auf meinen Wallfahrten, wir beſuchten die Töchter des Propheten, Gottes Segen und Friede komme über ihn, wir wallfahrteten zur Sit Halime, der Amme des Propheten, Gottes Segen und Friede komme über ihn, wir wallfahrteten zu unſeren Damen, den Frauen des Propheten, Gottes Segen und Frieden komme über ihn, wir wallfahrteten zum Sidi Said el Chadri von den Kameraden des Propheten, wir wallfahrteten zum Sidi Ibrahim, dem Sohn des Propheten, Gottes Segen und Friede komme über ihn, wir wallfahrteten zum Imam Malek, Gottes Wohlgefallen komme über ihn, wir ſahen den Ort, wo die Kaaba ſteht und den Ort, wo der heilige Koran des Propheten — Gottes Segen und Friede komme über ihn — angekommen iſt, wir beſahen den Brunnen el chatim. In dieſem Brunnen iſt eine Quelle ſüßen Waſſers, wie der Honig, und eine Quelle ſauren Waſſers, wie die Zitrone, beide Quellen münden in den Brunnen el chatim, vermiſchen ſich in demſelben und fließen an einen anderen Ort, ihrem Lauf entgegen, ein Wunder des Propheten, Gottes Segen und Friede komme über ihn. Dann gingen wir nach Hauſe zurück, um auszuruhen und zu eſſen. Gegen Abend begaben wir uns zum Abendgebet nach dem Bethaus und hörten die Predigt der Scheichs und beſahen die Umgegend von Medina bis Sonnenuntergang. Am nächſten Morgen gingen wir bei Sonnenaufgang zum Bethaus zum Morgengebet des Imam el ſchafei; er iſt der erſte der Imame, der morgens betet, nach ihm betet der Imam el maleki, nach dieſem der Imam el hanbeli und zuletzt der Imam el hanefi. Dann beſchauten wir die Handmühle unſerer Herrin Fatme, Tochter des Propheten, auf der ſie Weizen zu mahlen pflegte. Sie iſt in Gold eingefaßt, die übrigen Teile der Mühle ſind mit Rubinen, Smaragden und anderen Edelſteinen beſetzt. Danach wallfahrteten wir zu Sidi el Hamze el Abbas beim Berge Ahd, hier beteten wir für unſere Freunde und

Geschwister. Die Entfernung beträgt zu Fuß ¾ Stunden, für den Reiter aber eine halbe Stunde. Nachdem wir uns ausgeruht hatten, kehrten wir nach Hause zurück und aßen zu Mittag gebratenes Fleisch, Reis in Butter, Ragout in Tomaten. Die Tomaten kosten in Medina die Okie (½ Pfund) 1 Metallik (5 Pf.) und der Rottl (6 Pfund) Fleisch ¼ Medschidie (90 Pf.). Alles ist hier sehr billig, es gibt nichts, was teuer ist, außer Zitronen. Das Soldatenbrot, das 100 Dirhem (1/8 Unze) wiegt, wurde mit 3 Metallik (15 Pf.) verkauft, das Glas Tee und das Täßchen Kaffee für 1 Metallik. Zu dieser Zeit befanden sich an die 8000 Pilger in Medina. Ich wurde von den beiden Frauen mit soviel Aufmerksamkeiten umgeben, daß ich mich schließlich sehr schämte. Alle die Auslagen kamen aus der Tasche der Sit 'Azize, denn sie glaubte sicher an meine Heirat mit der Sit Fatme. Am siebenten Tage erließ der Osman Pascha in Medina den Befehl, daß sämtliche Pilger, die mit der Karawane aus Jambo gekommen seien, Medina verlassen sollten, eine Abteilung Araber sollte sie nach Mekka begleiten. Es war nämlich der Mehmel schami [5]) bis vor die Tore Medinas gelangt, mit ihm 11 000 Pilger, deshalb mußte die Stadt geräumt werden. Wir aber mit unseren Kameraden versteckten uns und kamen nicht eher aus den Häusern, als bis unsere Karawane abgegangen war. Dann besahen wir uns den Einzug des Mehmel schami in die Stadt. Es war ein imposanter Anblick, nicht zu beschreiben, die Kanonen von der Festung gaben 100 Schüsse ab, wir alle gingen mit, bis der Mehmel schami in das Bethaus getragen war. Am folgenden Tage mieteten wir Kamele von dem Hadschi Chadz el Schami, der es übernommen hatte, den Mehmel schami und eine Kanone nach Mekka zu transportieren. Wir nahmen acht Kamele, jedes Kamel zu 5 türkischen Liras, im voraus zahlbar. Ich kaufte für 4 türkische Lira Lebensmittel und Getränke. Nach zwei Tagen waren wir reisefertig und brachen auf. Sit 'Azize und ihre Tochter waren sehr betrübt über den Abschied, sie hofften aber auf meine Rückkehr nach Vollendung meiner Pilgerfahrt, deshalb packten sie mir überreichlich Lebensmittel ein, Sardinenbüchsen und getrockneten Zwieback und was sonst zur Reise nützlich war. Sie kamen zum Abschiednehmen an das innere Tor, aus dem die Pilger hinausziehen, das Tor heißt das Medina-Tor. Ich blieb zum Abschiednehmen stehen, ihre Augen flossen wie der Regen, nur die Hoffnung tröstete sie. Ehe ich das Haus der Sit'Azize verließ, hatte ich in eins meiner Taschentücher vier türkische Lira gewickelt und darauf geschrieben, der Betrag sei ein Entgelt für die Auslagen während der Zeit, die ich in ihrem Hause verlebt hatte, und ich bäte sie, es anzunehmen und für meine Rückkehr zu beten. Als wir aus dem Tor herauskamen, nahm ich die Hand der Sit 'Azize und sagte ihr, ich hätte ein Tuch in eins meiner Taschentücher eingewickelt und unter das Kissen meines Bettes gelegt; dieses Tuch solle als Andenken dienen. Sie war darüber sehr erfreut. Sie erwiderte, sie habe die Absicht gehabt, mich um ein solches Taschentuch als Andenken zu bitten, sie habe sich aber geschämt, nun solle es sie an das erinnern, was zwischen uns ausgemacht sei. Sie bat mich noch einmal, zu halten, was ich versprochen, denn ihre Tochter könne sich über die Trennung nicht trösten, so Gott will, werde die Hoffnung ihr Herz stärken und sie gesund erhalten, denn jede Sache sei Bestimmung. Dabei liefen ihr die Tränen über das Gesicht. Dann übergab sie mir ein Taschentuch, darin hatte sie 10 türkische Lira eingewickelt, ich nahm das Taschentuch, gab ihr das Geld zurück und sagte ihr, daß ich zurzeit kein Geld brauchte und, so Gott will, gesund zurückkehren würde. Wenn ich Geld nötig hätte, würde ich's nehmen. Sie weinte fortwährend und schaute uns beim Fortgehen noch lange nach.

[5]) Eine Doppelkamelsänfte mit dem kostbaren Samtbehang für die Kaaba (Grabdenkmal der Propheten) in Mekka, welche jedes Jahr unter großen Feierlichkeiten nach Mekka gebracht wird.

Wir reisten bis Sonnenuntergang und lagerten an einem Ort Biar Ali. Wir hatten geglaubt, wir müßten unsere Kamele selber bedienen, wie wir's bei der Karawane gewohnt gewesen waren. Wir sahen aber, daß die Diener des Mehmel uns diese Mühe abnahmen, wir stiegen vom Rücken der Kamele, gingen in aller Ruhe zu den Zelten und schliefen in voller Sicherheit die Nächte hindurch. Der Emir des Mehmel hieß Abdul Rahman Pascha, er bediente den Mehmel selbst und inspizierte die Reiter jede Stunde, zu Pferde ritt er bald links, bald rechts vom Zuge. Gegen Mittag ertönte ein Kanonenschuß, wir stiegen von den Kamelen und ruhten eine Stunde, dann ertönte ein zweiter Kanonenschuß zum Aufbruch. Eine Stunde nach Sonnenuntergang lagerten wir an einer wasserreichen Stelle. Alles war voll von Pilgern des Mehmel, sie bedeckten eine Fläche im Umkreise von drei Stunden. Manche buken Brot auf dem Satsch (unverzinntes Eisen zum Brotbacken), andere bereiteten auf dem Feuer halavi (Süßigkeiten aus Sesamöl, Mehl und Zucker) oder brieten kleine Fleischstückchen auf dem Spieß, auch wurden Eier, Gurken, saures Eingemachtes, schwarze Oliven, allerlei Backwerk, trocknes Fleisch, Tee, Salep, Kaffee und andere Lebensmittel verkauft. Während der ganzen Nacht patrouillierten Soldaten von den kaiserlichen Truppen um das Lager herum. Man hörte nichts als das Rufen der Wachen: „Sei bereit!" — Der Pascha selbst ging unter den Pilgern umher und fragte überall an, ob einem etwas abhanden gekommen sei. Er war überhaupt unermüdlich um die Pilger beschäftigt, er ruhte nur wenig und kontrollierte selbst die Wachen. In einer Nacht, als wir vor dem Zelt saßen, kam ein Mann, stellte sich vor uns hin und sagte: „O, Ihr Herren Pilger, es ist nicht erlaubt, vor dem Eingange des Zeltes Feuer zu machen; wenn der Feind sich den Zelten nähert, könnt ihr ihn nicht sehen." — Wir erwiderten: „Geh an deine Arbeit. Da Seine Exzellenz der Emir Abdul Rahman Pascha selbst Wache hält, brauchen wir niemand zu fürchten." — Er ging seines Weges. Ein anderer kam und sagte: „O, Ihr Zeltinsassen, der, welcher mit Euch gesprochen hat, war Seine Exzellenz der Emir selbst. Er hat sich sehr über Eure Antwort gefreut und hat uns aufgetragen, besonders über Euch zu wachen." — Wir wunderten uns sehr, daß der Emir zu uns gekommen war, ohne daß wir ihn erkannt und ihm die nötigen Ehren erwiesen hatten. Einmal kamen wir gegen Abend zu einem Hügel von 500 Meter Höhe mit Namen „der Zuckerhut"; die Pilger bestiegen den Hügel. Ich ritt ihnen voraus und setzte mich auf die Spitze des Hügels, um die Pilger zu erwarten. Mit einemmal setzte sich ein Mann an meine Seite, fragte mich nach den Pilgern und dem Wirken des Abdul Rahman Pascha und lästerte über ihn, daß er unfähig sei und alle Pilger sich über ihn beklagten. Ich antwortete ihm: „O Scheich, diese deine Worte sind unbegründet; ich bezeuge, daß der Pascha alles Mögliche für die Pilger tut und sich keine Ruhe gönnt. Gott möge ihn in Frieden in seine Heimat zurückkehren lassen, er ist wert, ein Emir von zehn Armeen zu sein. Überall sieht man ihn, bald rechts, bald links, im Norden und im Süden, diesen und jenen befragen, was die Pilger bedürfen." — Der Mann erwiderte mir: „Dieser Emir, den du lobst, verdient es nicht, denn er ist Tag und Nacht im Zelte versteckt." — Ich antwortete ihm: „Du bist in der Tat ein irrgläubiger Mann und weit vom rechten Wege entfernt. Den Emir, den du lästerst, habe ich selbst Tag und Nacht zwischen den Kamelen herumgehen sehen. Ich halte dich für einen Feind des Emirs." — Er sagte: „Wenn du den Emir gesehen hast, mußt du ihn kennen." — Ich antwortete: „Nein, bei Gott." — Er sagte: „Wie kommt es, daß du ihn nicht kennst, wenn du ihn doch lobst und sagst, du habest gesehen, wie er Tag und Nacht umherging." — Ich antwortete ihm, der Emir schaue sich verkleidet unter den Pilgern um. Der Mann gab mir eine Zigarette, dann ging er fort. Nach einer halben Stunde kam ein Mann und fragte mich nach meinem Namen, meiner Heimat, meinem Alter, meinem Beruf, mit wem ich zusammen sei,

bei wem ich mein Kamel gemietet habe. Er sagte mir dann, der, welcher mir die Zigarette gegeben habe, sei der Emir selbst gewesen, denn er liebe es, die Pilger auszufragen und zu hören, wer bedürftig und wer arm sei. „Der Emir ist sehr mit dir zufrieden, er läßt dir dafür danken, daß du ihn gelobt hast nach deinem Wissen." — Es war gegen Sonnenuntergang. Unser Lager war in der Nähe von den Beduinen des Hedschaz. Sie machten Kaffee und gaben jedem von uns ein Täßchen. Diese Täßchen waren sehr klein, auf der Oberfläche des Kaffees schwamm etwas wie Fett. Unser Lebtag hatten wir einen solchen Kaffee nicht getrunken, so wohlschmeckend war er. — Dann bestiegen wir wieder unsere Kamele und ritten bis eine Stunde nach Sonnenuntergang. An einem offenen Platze schlugen wir unser Lager auf, es gab dort nichts wie Sand, ähnlich dem Sande von Sidna Rubin bei Jafa. Hier fanden wir Beduinen, welche einen Markt aufgeschlagen hatten, wo man Fisch, Melonen und Zitronen kaufen konnte. Wir fragten, ob es nicht ein Bad zum Waschen gäbe, sie sagten: Ja. Es war eine Holzbude, wo man das Wasser in Blechbüchsen, die früher Petroleum enthalten hatten, erwärmte; ein Dach war nicht vorhanden. Unweit davon lag ein Toter, von den Beduinen erschlagen. Seine Gedärme schauten heraus, das Blut floß, die Fliegen saßen in Massen auf ihm. Als ich den Ermordeten sah, erschrak ich, zog meine Kleider wieder an und ging fort, ohne mich zu waschen, froh, wieder bei meinen Kameraden zu sein. — Am nächsten Tage gegen Abend kamen wir in ein Tal mit Namen Sittna Fatme. Hier schliefen wir die Nacht bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang, dann zogen wir unsere Kleider aus und umwickelten uns mit Tüchern; wir waren barhäuptig und barfüßig, denn es ist nicht erlaubt, etwas am Leibe zu haben, was genäht ist, auch darf man keine Waffen tragen und keinen Vogel erlegen, sich auch nicht vor der Sonne bedecken. Die Frauen dürfen ihr Gesicht nicht bedecken. Nachdem wir die Gewänder angelegt, ritten wir bis Sonnenuntergang, wo wir in Mekka ankamen. Es waren genau zwölf Tage, daß wir die Mühseligkeiten der Reise ausgestanden hatten, Hitze und Durst, Mangel an Lebensmitteln und dergleichen mehr. In Mekka nahmen wir Wohnung, jedermann für einen halben Medschidie. Die Wohnungen sind klein, ohne Fenster, die Luft kommt nicht hinein. In Mekka herrscht eine große Hitze, das Wasser ist so warm, daß man es nicht trinken kann, es sei denn, daß man am Verdursten wäre, auch die Luft ist unerträglich heiß. Wir gingen zum Bethaus, machten die Ankunftsprozession mit, beteten das Mittagsgebet im Haram el Mekki und beteten zu Gott, daß er uns eine glückliche Heimkehr gewähren möge. Auf dem Wege begegnete mir der Sohn meines Onkels Mahmud, er war Soldat, wir begrüßten ihn und brachten ihm den Gruß seines Vaters und seiner Mutter. Wir versammelten uns beim Hadschi Chalil Chalid, er und seine Frau waren seit dreißig Tagen in Mekka, sie waren über Dschedda gereist, wir dagegen den anderen Weg über Jambo. Wir freuten uns, als wir zusammentrafen, denn seine Frau war die Hebamme unserer Kinder gewesen. Wir aßen bei ihr Fleischklöße mit saurer Milch. Dann gingen wir zum Haram und tranken von dem heiligen Wasser. Wir mieteten Esel, denn die Entfernung von Mekka betrug genau eine Stunde. Als ich meinen Esel gemietet hatte, bemerkte ich, daß er stolperte. Er fiel auf sein Gesicht bis zur Erde, dabei warf er mich über drei Meter weit von seinem Rücken herunter, ich stand aber gleich wieder auf aus Angst vor meinen Kameraden, daß sie mich auslachen würden. Mein Lebtag hatte ich bisher weder Esel noch Pferd geritten. Als ich ihn zum zweiten Male bestieg, warf er mich noch weiter herunter als das erste Mal. Aus Ärger schlug ich den Esel mit einem Stock, er lief wie der Wind, bis ich die anderen einholte. Als diese mich so schneidig angeritten kommen sahen, sagten sie: „Maschallah! Dein Esel ist famos!" — Kaum hatte der letzte also gesprochen, als der Esel stolperte, der Länge nach hinfiel und ich eine Strecke von ihm. Meinem Kameraden sagte

ich: „Dein Auge hat den Esel getroffen!" — Er antwortete mir: „Du kannst nicht reiten, nimm meinen Esel, und ich werde dir das Eselreiten zeigen." — Ich übergab ihm meinen Esel und setzte mich auf den seinen. Meine Absicht war, er solle sich nachher statt meiner mit dem Vermieter des Esels auseinandersetzen. Ich jagte auf seinem Esel den ganzen Weg, immer im Galopp. Mit einem Male sah ich meinen Kameraden, er hatte einen verbundenen Kopf, das Blut lief ihm über das Gesicht, er war übel zugerichtet, voller Wunden. „Wer hat dich so zugerichtet?" — fragte ich ihn. Er antwortete: „Niemand anders als Se. Hochwohlgeboren dein Esel." — Wir lachten ihn alle aus. Ich blieb auf seinem Esel sitzen, er ging zu Fuß und zog meinen Esel an der Hand. Einem jeden, der ihn frug, warum er zu Fuß ginge, erwiderte er, er sei vom Reiten müde. Auf dem Rückweg erschien mein Kamerad und sagte: „Nimm deinen Esel, den verfluchten, ich habe genug, ich habe nur Schaden gehabt, er hat mich fünfmal heruntergeworfen." — Gott sei Dank, mich hatte er nur dreimal heruntergeworfen, und ich erfuhr, daß es auf der Welt noch dümmere Leute gibt als mich, was das Eselreiten anbelangt. Ich gab ihm seinen Esel und nahm den meinen. Wir ritten dann weiter, uns neckend und lachend, jeder suchte dem anderen einen Schabernack anzutun, und so kamen wir glücklich in Mekka an, wo der Eselvermieter schon auf uns wartete. Sein Herz zitterte um seinen Esel. Ich sagte ihm: „Als Euer Hochwohlgeboren mir den Esel vermietete, da war Euer Herz nur auf den Esel bedacht, nicht auf mich." Er antwortete: „O mein Herr, sei mir nicht böse, der Esel ist auf einem Auge blind, ich fürchtete, sein zweites Auge könnte durch den Staub und Wind erkranken, deshalb sagte ich mir, es sei besser, es zu verbinden." — „Hast du keinen anderen gefunden als mich, um auf deinem blinden Esel zu reiten?" fragte ich. — „Nein, Herr," erwiderte er, „ich fand Leute genug, aber ich hielt Euer Hochwohlgeboren für den besten unter ihnen, nach dem Aussehen zu urteilen." — Leider hatte ich für den Esel vorausbezahlt.

Am zweiten Tage wuschen wir uns und unsere Kleider und gingen zum Berge Arafat, dem Ort, wo Adam vom Baume der Erkenntnis aß und aus dem Paradiese vertrieben wurde [6]). Wir fanden den Berg ganz aus dünnem weißen Sande bestehend und so breit, daß an 20 000 Menschen darauf Platz finden können. Wir bestiegen die höchste Spitze des Berges, wallfahrteten an die Wallfahrtsorte, schlachteten Schafe und machten Essen. Nach dem Essen ritten wir auf Kamelsrücken und erbaten von Allah Verzeihung unserer Sünden. Man hörte nichts als das Rufen der Pilger, die Allah um Verzeihung ihrer Sünden und eine glückliche Heimkehr baten, bis die Sonne unterging. Wir standen alle unter dem Sande des Berges, wenn ein Bruder seinem Bruder begegnete, erkannte er ihn nicht. Ein jeder hüllte sich in sein Gewand, und der Staub machte den Weißen schwarz. Als die Sonne untergegangen war, ließ der Scherif Raketen steigen und schrie mit starker Stimme: „O Pilger, Allah hat Euch verziehen!" — Als die Pilger bei dem Tor El Alemein [7]) ankamen, da konnte in dem starken Gedränge der Bruder nicht den Bruder erkennen und der Vater nicht den Sohn. Gott schenke uns den Frieden und unseren sämtlichen Brüdern. Ein jeder wünschte sich aus dem Orte heraus, denn er ist eng, und es weht keine Luft darin. Das Kamel, das ich ritt, brach unter mir zusammen, die Gurte verwickelten sich ineinander; Allahs Gnade verdankte ich mein Leben, denn wenn der Gurt beim Tor El Alemein gerissen wäre, hätten die Kamele mich mit den Füßen zertreten. Wir ritten nach dem Ort Mazdlasah, ruhten aus, aßen, waren voller Freude und lobten Gott, daß er uns aus dem großen Gedränge befreit hatte. Bei Sonnenaufgang nahmen wir aus Mazdlasah Kieselsteine mit, um sie im Tale Mina zu werfen,

[6]) Nach mohammedanischem Glauben.
[7]) Ein dem Adam und der Eva geheiligter Ort.

ein jeder siebenmal sieben Steinchen [8]). Als wir im Tale Mina ankamen, fanden wir die Zelte aufgeschlagen, wir stiegen ab, rasierten uns, lösten unsere Gewänder, beteten das Gebet des großen Festes und beglückwünschten einander. Dann kauften wir Schafe zum Osterfeste. Das Schaf kostete ½ Medschidie (1,80 Mark). Wir schlachteten die Schafe, opferten und übergaben sie den Quarantänebeamten [9]) zum Untergraben unter die Erde, abends gingen wir zum Mehmel. Dieser befindet sich auf einem geschmückten Platz. Die Pilger bleiben drei Tage im Tal Mina. Der Schmuck des Mehmel am ersten Tage war großartig, er kostete 500 Lira an Raketen und Getränken, wie Limonade, Tee, Kaffee und dergleichen. Die zweite Nacht fand bei dem Mehmel eine wunderbare Illumination statt, Akrobaten führten allerhand Kunststücke aus, buntfarbige Raketen, rote, gelbe und grüne, ließ man fortwährend aufsteigen. So ging es bis Sonnenaufgang, und wir bewunderten allerhand wundersame Dinge, die wir in unserem Leben noch nicht gesehen hatten. In der dritten Nacht fand die Illumination auf Kosten des Scherifen von Mekka statt, denn ein jeder Emir wollte mit seiner Illumination die der anderen übertreffen. Die Nacht aber, in der die Illumination des Scherifen von Mekka stattfand, ging über alles, was sich der Verstand ausdenken kann, so viele bunte Raketen flogen da, so viele Getränke, Limonaden, Rosenwasser, Tamarinden und Zuckersachen wurden unaufhörlich gereicht. Als die Sonne aufgegangen war, ging alles auseinander, man sah keinen Kranken oder Unpäßlichen im Tale Mina, die Quarantänebeamten hatten leichte Arbeit mit der Beseitigung des Abfalls. Am dritten Tage warfen wir die Kieselsteine und ritten nach Mekka. Auf dem Wege dahin sahen wir den Berg el Nur, dieser Berg leuchtet in der Nacht, als ob er elektrisch geladen wäre. In Mekka begaben wir uns in unsere gemieteten Wohnungen und von da nach dem Bethaus . . . . . (folgt eine Aufzählung der verschiedenen Wallfahrten wie in Medina). Dann gingen wir zum Brunnen Zemzem, tranken daraus und wuschen uns darin, ich und unsere sämtlichen Kameraden. Nachdem wir uns gewaschen, kleideten wir uns an und gingen, um die Zaubermoschee zu sehen.

Wir blieben noch zehn Tage in Mekka. Dann mieteten wir Kamele, das Kamel für 20 Fr., und ritten mit der Karawane nach Dschedda. Hier suchte ich Se. Hochwohlgeboren den Dr. Zulkifli Efendi auf und begrüßte ihn. Er begleitete mich zu dem Sanitätsinspektor und sagte ihm: „Dieser ist ein Wächter des Sanitätsamts in Jafa", und zeigte ihm die Bescheinigung Sr. Hochwohlgeboren des Dr. Saad, die ich in Händen hatte. Der Sanitätsinspektor sagte: „Sobald ein Dampfer nach Beirut abgeht, werde ich dir, will's Gott, ein Billett bis dahin geben." — Ich bedankte mich bei ihm und kehrte in mein Quartier zurück. Am dritten Tage begegnete ich dem Hadschi Said, dem Polizisten aus Jafa. Er sagte mir: „Der Polizeikommissar hat mir versprochen, er wolle mir ein Billett für die Hälfte des Preises verschaffen, um mir zu beweisen, daß das grüne Band (Abzeichen der Polizei) mehr Ansehen besitzt als das gelbe Band (Abzeichen der Quarantäne). Wie kommt es, o Hadschi, daß du nur den vierten Teil zu zahlen hast?" — Wir blieben in Dschedda, aßen und tranken im Basar und schauten uns um, bis endlich Allah einen Dampfer nach Beirut schickte. Ich ging zu dem obenerwähnten Sanitätsinspektor und begrüßte ihn, worauf er den Chefsekretär kommen ließ und mit ihm französisch sprach. Nach einer Viertelstunde kam er zurück mit einem gestempelten Papier in der Hand,

[8]) Nach der Sage soll Satan den Abraham haben verhindern wollen, seinen Sohn zu opfern, Abraham aber habe ihn mit Steinen vertrieben. Deshalb werfen die Mohammedaner bei der Wallfahrt eine gewisse Anzahl Steine fort, um gleichsam den Satan zu vertreiben und symbolisch an jener Tat des Abraham teilzuhaben.

[9]) Da die große Zahl verwesender Schafskadaver Seuchen verursachen würde, müssen die Sanitätsbeamten dafür sorgen, daß sie vergraben werden.

das gab er mir mit den Worten: „Nimm dieses Papier und zahle nichts.“ Als ich das hörte, freute ich mich sehr, denn das Billett kostete 7 türkische Pfund, und mir war fast kein Geld übrig geblieben. Ich bedankte mich durch Handkuß beim Inspektor und dem zweiten Arzt. Als der Polizist Hadschi Said mein Freibillett sah, sagte er: „Aha, du hast es umsonst bekommen, bravo! Bis jetzt wußte ich nur, daß das gelbe Band gegen Krätze hilft, jetzt werde ich mich auch um so ein gelbes Band bemühen.“ — Wir lachten und gingen zum Hafen. Alle Pilger müssen durch das Tor der Quarantäne zur ärztlichen Visite, die Quarantänetaxe beträgt 10 Piaster. Als das Tor der Quarantäne sich öffnete, standen wohl über tausend Menschen da, die hindurchwollten. Um dieses Gedränge zu vermeiden, nahm ich meine Kameraden durch das zweite Tor, durch das die Beamten hindurchgehen, infolgedessen zahlten wir nichts. Sodann ruderten wir zum Dampfer „Inaiet“, unser Boot war das erste, das anlegte, wir zeigten unser Billett vor und nahmen den besten Platz im Schiff. Erst nach längerer Zeit kamen die Pilger an, sie wurden im Schiffsraum untergebracht, wo sie wie die Fässer gestaut wurden. Als ich am dritten Tage der Reise auf Deck herumging, fand ich den Kapitän, der mit einem namens Suleiman Pascha Trictrac [10]) spielte. Der Wachthabende sagte zu mir: „Der Aufgang ist verboten.“ — Indem er das sagte, schaute der Kapitän mich an, winkte mir, näherzutreten, und fragte mich, ob ich zur Quarantäne gehöre. Ich antwortete: „Ja.“ — „Bist du Türke oder Araber?“ fragte er. — Ich antwortete: „Ich bin Araber.“ — Er: „Aus welcher Gegend?“ — Ich: „Aus Gaza.“ — Er: „Sage mir, wen du in Gaza kennst?“ — Ich: „Den Kaimmakam (Untergouverneur), den Oberst und noch andere Beamte.“ — Er: „Andere noch.“ — Ich nannte noch verschiedene andere. Schließlich sagte er: „Meine Seele, kennst du nicht den Sanitätswächter in Gaza, den Scheich Muhamed Suesi?“ — Ich: „Der ist mein Vater.“ — Er stand auf einmal auf und sagte: „Lüge nicht.“ — Ich zeigte ihm meinen Geburtsschein. Kaum fiel ein Blick auf den Namen meines Vaters, so küßte er mich auf die Stirn und sagte: „Mein Sohn, o mein Sohn, wie geht es deinem Vater?“ — Ich sagte nicht, daß er tot sei, und antwortete: „Danke sehr, er befindet sich wohl.“ — Er rief den Diener und sagte ihm: „Bringe schnell eine Flasche Selterwasser.“ — Dann gab er mir eine Zigarette und ließ den Suleiman Pascha stehen. Suleiman Pascha fragte ihn: „Woher kennen Sie seinen Vater?“ — Er antwortete: „Ich fuhr einmal mit einem Dampfer nach Gaza, um Getreide zu laden, das Meer war stürmisch, und ich war mit meinem Boot gegen Abend ans Land gegangen. Ich begegnete seinem Vater, der nahm mich mit zu sich ins Sanitätsamt, schlachtete uns zwei Hühner und machte uns Kuskus (Mehlbrei). Ich hatte noch nie so etwas gekostet, es hat mir aber so gut geschmeckt, daß ich jeden Tag ans Land ging zu dem Vater dieses Mannes. Ich rief ihm nur zu: „Kuskus!“ Sofort schlachtete er dann ein paar Hühner und kochte. Eine Entschädigung dafür hat er stets abgewiesen. Als wir dann abreisten, gab ich ihm einen Sack Kohlen.“

Von dieser Zeit an kam ich jeden Tag zum Kapitän, bis wir nach El Tor auf der Halbinsel Sinai kamen, wo die Pilger zwölf Tage in Quarantäne bleiben müssen. Das schien uns zu lang, und wir stellten uns krank, um ins Spital zu kommen und besser verpflegt zu werden. Ein Boot von der Quarantäne kam und nahm uns ans Land, ein jeder wurde einzeln in einen Raum zum Schlafen gebracht. Der Arzt war Selim Zebdan von der ägyptischen Regierung. Am achten Tage wurden wir aus dem Spital entlassen und kamen zu unseren Kameraden, die alle gesund und zufrieden waren. Der Platz, auf dem die Zelte für die Quarantäne aufgeschlagen waren, war gut und mit reinem Sande belegt, auch befand sich dort ein Café, ein

[10]) Ein Spiel ähnlich dem Domino.

Koch und ein Diener, um alles in Ordnung zu halten. Als die zwölf Tage um waren, starb einer der Pilger, die mit uns lagerten. Die Ärzte machten die Obduktion und fanden, daß er an der Pest gestorben war. Infolgedessen sollten wir noch einmal zwölf Tage Quarantäne durchmachen. Wir waren ganz traurig darüber. Unter uns befand sich ein Pilger mit Namen Suleiman Pascha, der sammelte von jedem Pilger 1 Medschidie (3,80 Mark). Auf diese Weise kamen 1200 Medschidie zusammen. Mit diesem Gelde begab er sich in die Quarantäne, aus der Pest wurde eine harmlose Erkrankung, und wir bekamen die Erlaubnis, abzureisen. Als wir herauskamen, fühlten wir uns wie aus dem Gefängnis befreit. In der Quarantänestation war alles um das Hundertfache verteuert, und alle Beamten waren Ägypter, sie fühlen kein Mitleid mit den Pilgern.

Die Reise dauerte drei Tage auf dem Wasser. Jedesmal wenn ein Pilger starb, wurde die Leiche an den Füßen mit Eisen beschwert und ins Meer geworfen. Ich sah eine Leiche nach der anderen ins Meer wandern, bis wir glücklich nach Suez kamen. Im Kanal nahmen wir einen Lotsen bis Port Said. Von Port Said brauchten wir zwei Tage bis Beirut, wo wir wieder vier Tage Quarantäne halten mußten. Zu meinem Glück war der Arzt dort Dr. Amadeo, der früher in Jafa war, und ich erhielt allerhand Erleichterungen. Nach Beendigung der Quarantäne blieben wir noch drei Tage in Beirut, um uns die Stadt anzusehen. Dann bestiegen wir mit anderen Pilgern einen französischen Dampfer nach Jafa. In Jafa empfingen mich die Geschwister und Verwandten an der Landungsstelle, und wir verteilten unter ihnen die mitgebrachten Geschenke aus Mekka und Medina. Unsere Reise hatte genau 91 Tage gedauert. Nach ein paar Tagen pilgerte ich nach Jerusalem und betete dort an allen geheiligten Stellen. Alsdann kehrte ich nach Jafa zurück. Am folgenden Tage nahm ich meine Dienste wieder auf und dankte Gott, daß er alles so glücklich gefügt hatte.

Die Glockenberge

Ein musikalisches Märchen

von

Wilhelm Matthießen

Ein ur-, uralter Mann hat mir erzählt, daß zu seiner Zeit noch hinter den Wäldern von Mythikon und jenseits der sieben Ströme die Glockenberge waren. Einst ist er selbst auf seinen Reisen in ihre Nähe gekommen. Das war in einer Johannisnacht. In allen Hecken flimmerten die Johanniswürmchen, und aus den Gärten dufteten Erdbeeren und Rosen. Derweil ist er über Land gegangen, und auf einmal schlug fern im Dorfe die Kirchenuhr zwölf. Da ward es lebendig in Feld und Garten, in Wegen und Wiesen. Winzige Kerlchen liefen in langen Reihen aus den Erdbeergärten, und jedes von ihnen trug ein rotes Lämpchen. Aus den Häusern liefen die Nisse und Pucks, aus Kaninchengängen und Mauslöchern kraxelten die Feldgeister, die Roggenmuhme kam aus dem Ährenfeld mit einem Mohnblumenkranz im Haar. Und fern aus dem dunkel dahinrauschenden Rhein wehten die Wasserfräulein, aus dem Mühlteich die Nixen; und die Apfel- und Birnbäume, Pappeln und Linden, Fichten und Erlen taten sich auf und ließen die Baumnixen heraus. Die schwirrten dahin in lieblichem Zug den schattigen Bergen zu. Und alle die Geister, kleine und große, hatten denselben Weg, daß es bald die ganze Höhe hinauf

wimmelte von bunten Laternchen. Der Wanderer aber bekreuzte sich und ging ihnen nach ins Gebirge. Und als er auf die Höhe kam und in den Wald, da sah er, wie aus allen Klüften die Zwerge kamen, die Moosmänner und Moosweibchen aus dem kühlen Quellgrund. In langen Reihen liefen sie ins Gebirge hinauf, alle demselben Ziele zu. „Johannisnacht!" meinte der Mann, „ja, dann ist aller Zauber los!" In diesem Augenblick hörte er in weiter Ferne ein feierliches Geläut, das ging brausend über die Berge, und doch klang es, als käme es tief aus der Erde. Da wußte er es mit einem Male. „Das sind die Glockenberge," dachte er, „von denen meine Großmutter mir immer erzählt hat. Alle sieben Jahre in der Johannisnacht wird drinnen geläutet, und alle Geister wallfahrten dann zu den Glocken." Und er ging schneller und schneller, um auch einmal die Glockenberge zu sehen. Aber bald klang das Geläute von Nord und bald von Süd. Nicht das kleinste Geistchen war mehr zu sehen, und auf einmal stand die Sonne überm Gebirge. In demselben Augenblick aber verstummten die Glocken, und als der Mann sich umschaute, sah er unter sich im Tale das Dörfchen liegen, von welchem er abends ausgegangen war.

Heute nun sind die Glockenberge versunken. Und das kam so: Vor vielen Jahren wallfahrteten wieder einmal die Geister in der Johannisnacht zu den Glockenbergen. Alle Straßen, alle Wege im Land wimmelten von den Zügen der Unterirdischen, ein Kribbeln und Krabbeln war in den Wäldern und Heiden, aus jeder Wiese kam eine liebliche Prozession mondscheinzarter Elfen; selbst der Große Pan hinkte aus dem Wald und hinter ihm seine tausend bockshufigen Faune. Aber auch noch nie hatten die Glocken in den Bergen so feierlich geläutet, so schön und traurig zugleich. Immer näher kam das Geläut, und bald langten die Geister bei den Glockenbergen an. Alle Tore standen dort auf, nach West und Ost, nach Nord und Süd. Und aus allen blinkte ein Glanz wie von unzähligen Kerzen, die ihre Flammen tausendfach spiegeln in edlem Gestein. Die Geister aber gingen in endlosen Zügen in die Tore des Berges, Nixen und Faune, Feuer- und Windleute, Elfen, Zwerge, Quellendamen und Baumfräulein. Und sie kamen in die Halle der Berge, in welcher die unterirdischen Glocken hingen. Da standen sie alle und lauschten. Und wie ein Nebel am Herbstabend sank ihnen eine Traurigkeit in die Seelchen, wie sie sie nie gekannt. Denn heute tönten die Glocken dieses Lied:

„Nun läuten wir zum letzten Mal,
Und in dem hohen Glockensaal
Noch beten einmal nur
Die Geister der Natur!"

Und es antwortete der Chor der Zwerge und sang:

„Wehe, ach weh uns, was ist denn geschehn?
Wo sollen wir Armen nun beten gehn?
Wehe, ach weh, wie erlöst sich nur
Jetzt die schweigende Kreatur?"

Wieder läuteten die Glocken und sangen:

„Der Mensch uns in dem Berge stört,
Seit er des Erzes Klang gehört.
Bald wird er Schächte treiben —
Wir können hier nicht bleiben!"

Und es antworteten die Nixen und sprachen:

„Ach, wenn wir unsre Seelen schließen,
Wie stumm und trübe werden fließen
Die Ströme tief im Land,
Der Quelle Silberband!"

Und die Baumnixen sangen:

„Was sollen unsre Blätter rauschen?
Wie können wir noch Lieder tauschen?
Wenn wir so stumm geworden
Und uns die Menschen morden!"

Und Pan schrie und sang:

„Und geh ich nicht mehr im Walde um,
Dann wird selbst die Stille stumm.
Alle Stimmen sinnlos und irr,
Blumen und Bäume tönend Geschirr!"

So sprachen sie, so sangen sie. Und wieder antworteten die Glocken. Schweigend hörten ihrem schwirrenden Liede zu alle, die im Saale waren. Auf einmal riefen sie, tanzten und sangen:

„Hei, wir haben euch verstanden:
Wenn die Glocken auch verschwanden,
Bleibt uns doch ihr Silberton!"

Und eins, zwei, drei kraxelten die Zwerge an den blitzenden Wänden der Halle empor, nahmen ihre Hämmerchen und schlugen die Glocken herab. Mit klagendem Ton stürzten sie zu Boden. Und alle Geister weinten bitterlich. Die klugen Zwerge aber trösteten sie und sprachen:

„Hei, wir haben sie verstanden!
Unsre Glocken nicht verschwanden,
Sehet, seht, wir hämmern schon!
Ewig lebt ihr Klang hinieden,
Wenn wir ihre Stimmen schmieden
In ein schönes Glockenspiel!"

Als das die Geister hörten, da freuten sie sich sehr, da tanzten sie um die hämmernden Zwerge herum, Kreis um Kreis, die Kleinsten zunächst; das waren die Elfen. Dann die Erdgeister, Feldmännchen, die Nisse und Pucks, die Faune mit den Nixen, und im äußersten Ring die mohnbekränzten Roggenmuhmen. Und sie sangen:

„Heisa, schönes Glockenspiel,
Laß die Glöckchen klingen,
Und die Seelchen singen!"

Kling, klang! schmiedeten die Zwerge indes, und Glöckchen auf Glöckchen legten sie neben sich. Die nahmen die Geister, und silbern klingelten sie im Tanze damit:

„Heisa, schönes Glockenspiel,
Geisterseelchen klingen,
Bis ans End' der Welt sie singen!"

Das war ein Geläute im Berg, ein liebliches Klingen und Schellen; das zog durch alle Wälder. Und tief im Forst hört' es der Vogelfänger. Der ging dem Klange nach, und da kam er an den Berg, schritt hinein in das blinkende Tor, und, ehe er sich's versah, stand er mitten unter den glöckchenklingenden Geistern. „Ha, wer bist du? Ha, wer bist du?" schrien sie ihn an. Er aber war nicht bange, nahm sich ein paar Schellchen und sang:

„Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heißa hopsassa!"

Da erkannten sie ihn, da freuten sie sich. Und sie tanzten um ihn her und sangen:

„Das kann nur Papageno sein!
Nimm diese Glöckchen, sie sind dein,
Und trage ihre Harmonien
Zu deinem großen Meister hin!"

„Ei, ei, das will ich tun!" sprach Papageno:

„Komm du schönes Glockenspiel,
Laß die Glöckchen klingen,
Alle Welt drin singen!"

Und er tanzte aus dem Berg hinaus, hinter ihm die Heerscharen der Geister; über alle Berge liefen sie, über Hügel und Ströme, bis sie in die große Stadt kamen, in welcher der Meister wohnte. Keiner aber sah sie. Und sie stellten sich in tiefer Nacht unter den Fenstern Mozarts auf, Reihe an Reihe, alle Geister der Natur. Ganz stille waren sie, auf einmal aber hob Papageno den Arm, und nun klangen lieblich alle Glöckchen. Und jeder schwang sein Schellchen und sang:

„Ei, das schöne Glockenspiel,
Meister, laß es klingen,
Alle Welt drin singen!"

Mozart aber fuhr auf aus seinem Traum, nahm ein Notenblatt und schrieb bis in den lichten Morgen. Und der Tag graute, und Konstanze erwachte, da sah er sie lächelnd an. Fern hinter der Stadt hörte er noch die Glöckchen der Geister verklingen in die Berge hinauf. Und er zog die verschlafene Frau lachend aus dem Bett, wirbelte sie im Tanz herum und sang:

„Komm, du schönes Glockenspiel,
Laß die Glöckchen klingen!"

Argentinische neue Literatur

Von

Albert Haas

Die ältere Generation argentinischer Dichter hatte Land und Leute ihrer Heimat wie eine kaum ernst zu nehmende Spielart der zeitgenössischen Kulturwelt aufgefaßt. Wenn sie überhaupt argentinische Zustände behandelte, so geschah es meist in der Form des grotesken Schelmenromanes. Noch lieber aber war sie mit fliegenden Fahnen in das Lager der Europäer übergegangen und hatte entweder europäische Menschen und Dinge nachgeahmt oder aber zeit- und heimatlose Schöpfungen hervorgebracht. Auf diese Weise hatte sie zwar in sich geschlossene Kunstwerke schaffen können, deren Form harmonisch ausgeglichen war, aber diese Kunstwerke leuchteten mit geborgtem, abgeschwächtem Lichte. Ihre Eigenart war nicht bodenständig und persönlich, sondern entlehnt.

Gegen diese innere Unselbständigkeit hatte sich schon früher die kleine Gruppe der argentinischen Dichter aufgelehnt, welche das Leben des heimischen Gauchos in den Formen des Folklore besangen. Dabei waren sie jedoch in die entgegengesetzte Übertreibung verfallen, wie denn zum Beispiel José Hernández, der Verfasser des

„Gaucho Martin Fierro", unter kritikloser, blind lyrischer Verherrlichung unzivilisierter Daseinsformen leidet, und wie selbst die reife Kunst eines Rafael Obligado diese Klippe nicht hatte vermeiden können.

Im Gegensatze hierzu sieht die junge Generation argentinischer Dichter in Argentinien nichts weiter als ihr Vaterland. Weder verachten sie es, noch fühlen sie sich verpflichtet, es gegen ausländische Kritik zu verteidigen. Sie gehören bedingungslos zu ihm. Sie fühlen sich mit ihm verwachsen. Sie lieben es deshalb uneingeschränkt, aber mit der Liebe eines suchenden, um die Seele dieses Landes ringenden Herzens. Sie wollen Argentinien bessern, sie wollen es der Vollkommenheit zuführen, sie wollen dafür arbeiten, und sie wollen es deshalb vor allem so genau und so gründlich wie nur denkbar kennen lernen. Auf dieser Suche nach Neuland steuern sie, wie einst Kolumbus, „ihrem festen Willen und Griff vertrauend, ins Meer, ins Blaue hinaus", um ihr Amerika zu entdecken und zu erobern. Hatten die Dichter der vorangegangenen Generation ihr Ziel in der Vollendung der Form erblickt, so suchen die Jungen es in der Vollständigkeit, der Richtigkeit und der Neuheit des Inhaltes und der Tendenz. Sie gehen nicht vom Ästhetentum aus, sondern vom Folklore, von der Soziologie und von der Geschichte ihres Vaterlandes. Durch ihre Werke weht der Erdgeruch des heimischen Bodens, und ihren Schöpfungen ist bodenständige Kraft eigen. Sie nehmen die Kunst nicht als ein heiteres Spiel für Menschen, welche über den Dingen stehen, sondern als ein bitter ernstes Ringen mit einem neuen, schwer faßbaren und sich ständig wandelnden Stoff.

Die Neuheit dieser Auffassung bringt es mit sich, daß die junge Generation in ihren eigenen Reihen die Führer suchen mußte und kaum Vorläufern ihrer Bewegung folgen konnte. Als einer der wenigen, welche diese Entwicklung ahnten und ihr vorarbeiteten, verdient J. Lavalle Cobo hervorgehoben zu werden, von dem 1907 ein kleines Bändchen kurzer Erzählungen unter dem Titel „Verlorene Stimmen" erschienen ist. Das Werk enthält zehn Erzählungen, welche an Umfang wie an innerem Gewicht durchaus verschieden sind. An die Auffassung der älteren Generation erinnert noch das Sittenbild aus der argentinischen Provinz „Eine Persönlichkeit". Von dieser Erzählung heben sich andere Schilderungen des Lebens unter den Gauchos und unter den Indianern ab. Die Psychologie dieser beiden Bevölkerungsschichten ist selbständig und unbefangen. Sie nähert sich aber der Vollendung, sobald J. Lavalle Cobo dem Zusammenstoß dieser Gruppen mit dem Einwanderer seine Aufmerksamkeit zuwendet. Unter den Erzählungen, welche diese Probleme behandeln, steht die „Opfer" genannte an hervorragender Stelle. Die Tragödie des Einwanderers, welche in Argentinien genau so wie in den Vereinigten Staaten allgegenwärtig ist, wird in einer ihrer ernsten Erscheinungsformen, ergreifend und zugleich menschlich vorurteilsfrei, geschildert.

Das Bewußtsein, von neuen Dingen in neuer Form zu erzählen, beherrscht die Romane von Manuel Gálvez. Er ist 1882 in Paraná, der Hauptstadt der argentinischen Provinz Entre Rios, geboren und entstammt einer altangesehenen kreolischen Familie. Der Dichter besuchte zunächst die Jesuitenschule in Santa Fé und Buenos Aires, um sodann Rechtswissenschaften zu studieren und 1904 die Prüfung als Rechtsanwalt abzulegen, ohne daß er jedoch diesen Beruf jemals ausgeübt hätte. Vielmehr wandte er sich staatswissenschaftlichen Forschungen zu. Gegenwärtig ist Manuel Gálvez als Inspektor des Mittelschulwesens tätig.

Sein erstes, im Jahre 1907 erschienenes Werk gehört noch ganz zu der europäisch, namentlich französisch bedingten Lyrik der älteren Generation. Die Gedichte des Bändchens „Das innere Rätsel" sprechen von den Schwänen des Parkes zu Versailles, sind ein Echo der müden Melancholie eines Paul Verlaine. Aber bereits ein zweiter Band Gedichte, „Der Pfad der Demut" (1909), zeigt den Dichter

wesentlich verändert. Stille Straßen verschlafener argentinischer Provinzstädte, argentinische Großmütter, heimische Schlichtheit und ein tiefes christlich-religiöses Empfinden geben dieser Sammlung Reiz und Eigenart. An Stelle einer literarischen Literatur ist das Leben in seiner Ursprünglichkeit, seiner Unmittelbarkeit und seiner Aufrichtigkeit getreten. Der Dichter hat den Weg, der ihn zu sich selbst und zu seiner Heimat führen mußte, beschritten, wie er denn auch im folgenden Jahre das „Tagebuch des Gabriel Quiroga" mit seinem Programm einer nationalen argentinischen Literatur veröffentlichte. Der Ausführung dieses Programms aber dienen seine Romane, deren Titel in der Aufeinanderfolge ihres Erscheinens lauten: „Die Lehrerin", „Das metaphysische Weh", „Der Schatten des Klosters" und „Nacha Regules". Als letzter Band ist Ende 1920 eine Sammlung kleiner Erzählungen erschienen, die nach der ersten unter ihnen vom Verfasser „Honigmond" genannt ist.

„Die Lehrerin" schildert das einsame, freudlose Leben, die Verführung und den Fall sowie die endliche religiöse Resignation eines anspruchslosen, bedauernswerten, jungen Mädchens in der Provinz La Rioja. Aus der Stille der Provinz führt der Roman „Das metaphysische Weh" mitten in das Treiben der Großstadt und ihrer literarischen Bohème. Der Held ist der junge Dichter Carlos Riga, der aus der Provinz Santiago del Estero stammt, in Buenos Aires dem Traumbilde des Ruhmes als lyrischer Dichter nachjagt und am Alkohol, an der Schwindsucht und am äußersten Elend im öffentlichen Krankenhause stirbt. Dem Heimatboden entzogen, ist er in der Großstadt wurzellos geworden.

„In dem Roman „Die Lehrerin" habe ich einige Seiten der Alltäglichkeit des Lebens in meinem Vaterlande geschildert, und in dem zweiten Roman, „Das metaphysische Weh", habe ich gezeigt, welche Form das künstlerische Sehnen bei uns angenommen hat. Jetzt will ich die Form beschreiben, welche bei uns das religiöse Erlebnis angenommen hat. Bei meiner Absicht, die zahlreichen Erscheinungsformen des viel verschlungenen argentinischen Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen, konnte ich nicht anders, als einen Band der Religion zu widmen." Diese Worte finden sich in der kurzen Einleitung, mit welcher Manuel Gálvez seinen dritten Roman, „Der Schatten des Klosters", begleitet hat. Der Schauplatz der Handlung ist das alte argentinische Córdoba, wo im Anfang des 17. Jahrhunderts die jetzt noch blühende Universität von den Jesuiten errichtet wurde, und wo noch heute das religiöse Leben eine beispiellose Kraft besitzt.

„Nacha Regules" ist die Geschichte eines jungen Mädchens in Buenos Aires, die in einer Fremdenpension beginnt, durch die Spelunken und Höhlen des Lasters führt und in einem Heim endigt, welches von einem konsequenten christlichen Sozialismus beherrscht wird.

Auch in der Erzählung „Honigmond", welche dem zuletzt erschienenen Werke von Gálvez den Titel gegeben hat, ist eine Frau — Carmen — Mittelpunkt der Entwicklung. Manuel Gálvez schätzt unter allen seinen Werken diese kleine Erzählung am höchsten. In ihr sind auch mehrere der wesentlichen Züge seiner dichterischen Persönlichkeit und seiner Psychologie vereint. Der Zusammenstoß zwischen Schwärmerei und Alltag ist eines der Motive, die durch alle seine Schriften gehen und häufig tragisch enden. Denn tragisch muß die Gestalt dieser Carmen aufgefaßt werden, ebenso wie die der Raselda, der Nacha Regules und des Carlos Riga. Sie alle sind nicht imstande, die Reinheit ihres ursprünglichen Empfindens gegen die irdischen Organisationen der Menschen durchzusetzen. Entweder sie werden auch körperlich zerbrochen, oder sie finden ihr Glück in der Entsagung und der Versenkung in Gott, oder aber sie vergessen den göttlichen Funken, der sie zu Fremden in der Welt des Alltags machte. Träger dieser schwärmerischen Reinheit aber sind bei Gálvez gewöhnlich Frauen, während dem Manne meistens die Rolle zufällt, durch

die Brutalität seines platten Wirklichkeitssinnes das Reich Gottes auf Erden unmöglich zu machen. Die Schwärmerei der Guten und das Mitleid des Dichters mit ihnen fließen aber aus religiösen Quellen.

Der Ort, wo die Mächte der Finsternis herrschen, ist für ihn die Großstadt, ist die wirtschaftlich, künstlerisch, sittlich und religiös gleich tief stehende Bundeshauptstadt und Hafenstadt Buenos Aires. In ihr hat das Wirtschaftsleben zu den schlimmsten kapitalistischen Auswüchsen geführt. Die Religion ist in ihren Wirkungen durch die Gleichgültigkeit der Massen und durch die Unaufrichtigkeit zahlreicher unter ihren Bekennern abgestumpft worden. Die Beziehungen unter den Geschlechtern sind zum rohen Geschäft herabgewürdigt worden. In ihr herrschen selbstsicher die Gewissenlosen, die Satten, die Verächter des guten Geschmacks und des seelischen Anstandes, die Emporkömmlinge, die Protzen, die Lakaienseelen, kurzum alle jene, welche von dem Elend der Schwachen leben und sich in der Sonne des Glücks blähen. Wo aber diese großstädtische Roheit mit der vernachlässigten Provinz in Berührung kommt, da siegt die Gemeinheit, und der unterlegenen Provinz bleibt nichts anderes offen, als der körperliche Tod des Besiegten oder die seelische Flucht in das Jenseits oder gar die Verleugnung des eigenen Wertes. Diese Gedanken werden aber von Gálvez mit einer großen Erzählerkunst vorgetragen, wobei allerdings zu manchen seiner Werke die künstlerische Form gegen die Wucht seiner Überzeugungen anzukämpfen hat.

Gálvez plant, mit seinen Romanen ein zusammenfassendes Bild des argentinischen Lebens zu geben und durch dessen Kritik den Weg zu einer höheren Auffassung von der „Argentinität" zu weisen. Seine starken dichterischen Erfolge verdankt Gálvez ausschließlich der Selbständigkeit in der Auswahl seiner Stoffe, der Neuheit seiner Charaktere, der Aufrichtigkeit seiner sittlichen Anschauungen und nicht zuletzt der Ursprünglichkeit seines Erzählertalents sowie der Lebendigkeit seiner Darstellungsweise. Sie haben dazu geführt, daß Manuel Gálvez als erster unter den Mitgliedern seiner Generation den Weg zur großen argentinischen Leserschaft gefunden hat. Daß er aber diesen Erfolg nicht durch Kompromisse mit dem Geschmacke breiter Massen errungen hat, beweist neben seiner vorwiegend sittlich-religiösen Lebensauffassung auch die Tatsache, daß er von den gleichaltrigen und jüngeren argentinischen Dichtern neidlos anerkannt wird und unter ihnen einen starken Einfluß besitzt, der außerdem noch durch sein ausgesprochenes Organisationstalent verstärkt wird.

In Paris erschien die erste Ausgabe des Romanes, durch den der jetzt am meisten gelesene lebende argentinische Dichter Gustave Martínez Zuviría Zugang zum Publikum fand. Wenn man bedenkt, daß von den weniger als zehn Millionen Einwohnern der argentinischen Republik mehrere Hunderttausende fremdsprachige Einwanderer sind, und daß das gesamte Publikum spanischer Muttersprache siebzig Millionen Menschen kaum überschreitet, so muß die Tatsache bemerkenswert erscheinen, daß von dem erwähnten Werke, dem Romane „Pfirsichblüte", bisher mehr als 100 000 Exemplare verkauft sind, die Auflagen der anderen Werke des Verfassers zwischen 10 000 und 80 000 schwanken, und daß ein Anfang 1920 erschienener Roman am Ende des genannten Jahres bereits eine Verbreitung von mehr als 63 000 Exemplaren erreicht hatte.

Martínez Zuviría stammt ebenso wie Manuel Gálvez aus der argentinischen Provinz. Er wurde in Córdoba geboren und wuchs in Santa Fé auf, wo er mehrere Jahre die „Nueva Epoca", eine Tageszeitung, geleitet hat. Er ist außerdem Mitglied des argentinischen Bundesparlaments gewesen und lebt gegenwärtig als Rechtsanwalt in Buenos Aires.

Zuvirría hatte bereits zwei Romane, einen Band Erzählungen und einen Band Gedichte veröffentlicht, als er 1911 durch den genannten Roman mit einem Schlage der erklärte Liebling des argentinischen Lesepublikums wurde. „Pfirsichblüte" wird ein einfaches Dorfmädchen, Rina, genannt, weil ihre Mutter am Tage der Taufe des Kindes einen Pfirsichbaum zur Erinnerung gepflanzt hatte. Die Mutter stirbt früh. Das Mädchen wächst in dem einsamen „Rancho" ihres Vater auf, und im Sommer hat sie in dem Sohne einer Familie aus Buenos Aires, welche dann zum Ferienaufenthalt kommt, einen Spielkameraden. Sie wächst heran, verlobt sich mit einem Bauernburschen Fabian, der zum Militär eingezogen wird, sie wird von ihrem großstädtischen Jugendgefährten unterdessen verführt und flüchtet vor der Schande aus dem Dorfe. In Buenos Aires schenkt sie einem Mädchen das Leben und kämpft tapfer um ihr täglich Brot, bis sie erschöpft in die Heimat zurückkehrt. Fabian versucht zu vergessen, und die beiden verheiraten sich. Als aber der aus ihrer Ehe geborene Sohn im zarten Alter stirbt, bietet Fabian die kleine Tochter ihrem Vater an. Dieser lehnt zynisch ab und wird von dem wütenden Bauern erschlagen. Fabian endet unter den Händen des Scharfrichters, Rina stirbt als Opfer dieser tragischen Schicksale, und in dem verwaisten „Rancho" leben das kleine Mädchen und ihr Großvater, der sie allabendlich beten läßt: ein Vaterunser für ihren toten Papa, ein Vaterunser für ihre tote Mama, ein Vaterunser für die tote Großmama und ein Vaterunser, damit der liebe Gott den Großpapa recht lange am Leben erhält. Und so vergehen die Jahre . . . .

Zuvirrías nächster Roman, „Das Haus der Raben", spielt in der Vergangenheit der argentinischen Provinz. Gleichfalls der argentinischen Geschichte ist der letzte Roman von Zuvirría, „Die blaue Halsbinde", entnommen. Er spielt zu den Zeiten des „Tyrannen" Don Juan Manuel Rosas, welcher um die Mitte des 19. Jahrhunderts Argentinien als Diktator mit eiserner Hand beherrschte und, durch die Fülle seiner Macht berauscht, allmählich in einen gewissen Cäsarenwahnsinn hinüberglitt. Der Roman, welcher in Ich-Form von José Antonio erzählt wird, ist nicht nur ein Meisterwerk unaufdringlichen Humors, sondern weit mehr noch ein Zeitgemälde. In ihm steigt das alte Buenos Aires in unvergleichlicher Lebenswahrheit und Greifbarkeit vor dem Auge des Lesers auf. Die Schlichtheit der Sitten, welche in der Stadt herrschen, die mit Recht das „große Dorf" genannt wurde, die altfränkische Form des Lebens und der Verwaltung, die Harmlosigkeit der bescheidenen Bürger auf der einen Seite und auf der anderen die brutale Kraft des „Tyrannen": all das ist mit Meisterhand geschildert. Ebenso eindrucksvoll ist das Zeitgemälde, welches Zuvirría im „Haus der Raben" entwirft. Er führt den Leser mit sicherer Hand in die beschauliche Stille der Provinzstadt Santa Fé, wo die provinzielle Schlichtheit der Bewohner in leicht belustigendem Gegensatz zu ihren aristokratisch eleganten Bestrebungen steht. Und ganz vorzüglich ist wiedergegeben, wie unter den Füßen dieser Idylle der Vulkan der ständig drohenden „Revolution" kocht.

Im Kulturgeschichtlichen liegt auch die wesentliche Bedeutung des großen zeitgenössischen Romanes, den Zuvirría unter dem Titel „Die Stadt der Unruhe und des Leichtsinns" veröffentlicht hat. Es ist ein breit angelegtes Gemälde des gesamten Lebens, das sich gegenwärtig in der argentinischen Bundeshauptstadt Buenos Aires Tag für Tag abspielt. Eine unübersichtlich große Schar von Gestalten drängt sich hastig durcheinander. Der Weg führt durch die Tiefen und die Höhen des Daseins, durch tragische Schicksale und friedliche Erlebnisse, zu den Höhlen der Verkommenheit und des Elends, in die Häuser des zufriedenen Mittelstandes und die Paläste der Reichen. Der Gesamteindruck aber, den das Buenos Aires von heute nach Überzeugung des Dichters machen muß, ist in den Worten enthalten, welche der Prophet Jesaja einst über Jerusalem schleuderte, und die in dem Titel des Romanes

zusammengefaßt sind. Es ist eine Stadt wie Sodom und Gomorrha, eine Stadt, in welcher die Unruhe, der Leichtsinn, die Unaufrichtigkeit, die Verworfenheit und die Gemeinheit herrschen.

Die Kraft der weit ausgreifenden, scharf zusammenfassenden Schilderung breiter, kulturgeschichtlich wertvoller Zustände und die Stärke des religiös-sittlichen Pathos sind es unzweifelhaft, denen Martínez Zuviría seinen außerordentlich starken Erfolg beim argentinischen Publikum verdankt. Seine Werke sind vollständig frei von Schlüpfrigkeiten oder Zweideutigkeiten und sind von sittlichem Eifer bis zum Überlaufen erfüllt. Und diese Eigenschaften, welche dem Dichter eine so große Gemeinde geschaffen haben, sind in jeder Hinsicht rein argentinischen Ursprungs. Die weite Verbreitung der Romane von Martínez Zuviría ist ein sprechender Beweis für die Gefühle, mit denen das argentinische Volk die über das Land plötzlich hereingebrochene materielle Entwicklung begleitet, und aus denen jene Grundsätze geboren werden müssen, nach denen die kommende wirtschaftliche, religiöse und öffentlich-sittliche Politik sich richten muß, die der mächtig in die Höhe drängenden Republik einzig und allein ihre eigenartige, abschließende und alle befriedigende Gestalt geben kann.

In dieser Stärke des Gesellschaftskritikers Zuviría liegt aber zugleich auch die Ursache seiner dichterischen Schwächen. Zuviría geht in seinen Werken niemals von künstlerischen Erwägungen aus. Er ist vor allem ein strafender Prophet, der seinem Volk den Weg aus den Irrtümern der Gegenwart weisen möchte. Aus einer rücksichtslosen sittlich-religiös-nationalen Entrüstung geboren, drängen und stoßen und schieben sich in diesen Erzählungen die Gestalten und die Ereignisse in oft ganz unübersichtlicher, sich überschlagender und zu Knäueln verwirrender Fülle. Aus den Personen und den Ereignissen der „Stadt der Unruhe und des Leichtsinns" könnte ein Dichter, der mit bewußter künstlerischer Überlegung arbeitet, mehr als ein halbes Dutzend Romane schaffen. Wie die Schicksale der Menschen und die ihren Lebensweg erfüllenden Symbole, so sind ihre Charaktere mit ungleicher dichterischer Kraft geschildert.

Zuviría ist ein durchaus naiv schaffender Dichter, der dem Leser die gesamte, durch keine Auswahl in künstlerisch vollendete Form gebrachte Fülle seiner inneren Gesichte aufrichtig, rückhaltlos, ohne Nebengedanken und in einer ebenso einfachen, künstlerisch unberührt gebliebenen Sprache darbietet. Seine Werke sind das Gegenteil von dem, was man „marmorschön und marmorkalt" genannt hat. In ihnen pocht das Herzblut des Volkes. Ihre Ursprünglichkeit gibt das Denken und Fühlen der breitesten Massen im heutigen Argentinien unvermittelt wieder. Deshalb haben sie auch den Weg zum Herzen dieses Volkes gefunden und werden dauernd einen bevorzugten Platz in ihm besitzen. Wenn es ihnen an künstlerisch überlegendem Verstande fehlt, so entschädigen sie hierfür in überreichem Maße durch die Aufrichtigkeit ihres Gefühlslebens, durch die unverfälschte Echtheit ihrer Lokal- und Zeitfarbe, durch den sittlichen Ernst ihrer Auffassung und durch die religiöse Tiefe ihrer Akzente. Sie sind vielleicht der unmittelbarste Ausdruck, den das Denken und Fühlen des heutigen Argentiniens überhaupt gefunden hat.

Rein argentinisch in Handlung und Auffassung ist auch der verdienstliche Roman, welchen Martiniano Leguizamón unter dem Titel „Der Sohn der Berge" veröffentlicht hat. Entre Rios, jene argentinische Provinz, die hart an die „orientalische Republik Uruguay" anstößt, war im Anfang des 19. Jahrhunderts Schauplatz blutiger und hartnäckiger Kämpfe. Die Gauchos des dünn besiedelten Landes hatten sich unter den ersten der Aufstandsbewegung gegen Spanien angeschlossen. Da aber das nahe gelegene Montevideo lange Zeit der wichtigste Stützpunkt für die spanische Verteidigung war, so hatte Entre Rios sehr bald schwer unter dem Kriege

zu leiden. Inmitten dieses Ringens zwischen primitiver Wildheit, unbändigem Freiheitsdrang und europäischer, zielbewußter Politik erlebt nun der „Sohn der Berge" sein tragisches Idyll. Die Handlung ist mehr als einfach. Dargestellt wird sie von Leguizamón mit einer bemerkenswerten Mischung von Zartheit und Wucht, die nirgends übertrieben ist.

In einer wesentlich friedlicheren Gegenwart spielt der Roman „Die Habichte von La Florida" von Benito Lynch, ohne daß es dem Werke darum an blutigen Zwischenfällen fehlte. „La Florida" ist die Estancia des alten Francisco Suárez Orono, eines jähzornigen, gewalttätigen Herrenmenschen. „Pancho", wie er kurz genannt wird, wohnt einsam auf seiner Estancia, nachdem seine junge, zarte Frau früh gestorben ist und er seinen Sohn „Panchito" zuerst auf das Gymnasium nach Buenos Aires und dann auf eine deutsche landwirtschaftliche Hochschule geschickt hat. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit kehrt der 23 Jahre alte Sohn zu seinem Vater zurück, mit dem ihn nur undeutliche Kindheitserinnerungen verbinden, und von dem ihn die vollständige Verschiedenheit der Lebenserfahrungen und praktischen Anschauungen trennt. Die Gleichheit ihrer Raubvogelnaturen vertieft die Kluft zwischen beiden und führt schließlich zum gemeinsamen Untergang. Die „Habichte von La Florida" ist unzweifelhaft das stärkste erzählende Kunstwerk, welches die junge argentinische Generation hervorgebracht hat. Es verdient nicht nur einen Ehrenplatz in dem Schrifttum des Landes, sondern wohl auch in der Weltliteratur. In ihm tritt der Schöpfer vollständig hinter der Schöpfung zurück. Weder erzählt er jemals von den Gestalten des Romanes, noch beschreibt er die Welt, in der sich die Ereignisse abwickeln, noch weist er mit erklärendem Finger auf die nationale oder soziale oder sittliche Bedeutsamkeit der Einzelheiten. Um so deutlicher aber treten die mit eigenem Dasein lebenden Gestalten der Erzählung und ihre Handlungen sowie Schicksale in die Wirklichkeit. Und genau so sind das Leben auf dem platten Lande und seine allgemeinen Bedingungen dargestellt. Ein ursprünglicher Realismus, der nichts von theoretischen Formeln weiß und gerade deshalb schöpferisch ist, durchzieht diesen hervorragenden Roman, dessen Verfasser abseits von der argentinischen Bundesstadt in der Provinz lebt.

Außer den „Habichten von La Florida" hat Benito Lynch nur wenig veröffentlicht. Einige kurze Erzählungen zeigen ihn als sicheren Meister in der Wiedergabe stark empfundener Ausschnitte aus dem ländlichen Leben. Aber dieser sorgfältig arbeitende, bereits zu einem abgeschlossenen Stile gelangte Erzähler wird sich sicherlich nicht in seinen bisherigen Werken erschöpft haben.

Neben den größeren Romanen nehmen die kurzen Erzählungen einen besonders großen Raum ein. Sie verdanken ihre Entstehung zum Teil den besonderen Verhältnissen des argentinischen Büchermarktes. Eigentliche Verlagsbuchhandlungen gibt es in dem jungen Lande kaum. Will ein Argentinier ein größeres Werk veröffentlichen, so muß er es entweder einem französischen, in Südamerika bereits eingeführten Verlag anvertrauen, oder aber er ist auf den Selbstverlag angewiesen. Unter solchen Umständen üben naturgemäß die Zeitschriften und die umfangreichen Sonntagsbeilagen der Tageszeitungen eine große Anziehung auf die Welt der Schriftsteller aus. Ein großer Teil der so an die Öffentlichkeit getretenen literarischen Werke wird später gesammelt und der Vergessenheit entrissen.

Zu diesen Werken gehören die poesievollen Kindergeschichten, welche Ernesto Morales unter dem Titel „Es war einmal . . . ." herausgegeben hat. Eine besondere Erwähnung verdienen ferner die unheimlich treffsicheren, teils boshaften, teils tragikomischen „Bilder aus der Stadt", in denen der zu früh verstorbene José S. Alvarez die Buntscheckigkeit fragwürdiger, hauptstädtischer Existenzen mit scharfen Strichen gekennzeichnet hat. Von Alberto M. Candioti, dem jetzigen

argentinischen Konsul in Berlin, sind zahlreiche psychologisch feine Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Sie berechtigen zu der Hoffnung, daß ihr Verfasser ihnen umfangreichere Schilderungen des argentinischen Lebens folgen läßt, so wie er bereits einen Band „Abenddämmerung" europäischen Verhältnissen während des Weltkrieges gewidmet hat.

Unter den Sammlungen kurzer Erzählungen stehen die von Horacio Quiroga unzweifelhaft künstlerisch am höchsten. Quiroga ist öfters als ein Meister der Novelle oder der Novelleite bezeichnet worden. Und Meisterwerke finden sich in den von ihm veröffentlichten Bänden. „Die Korallenriffe", „Das Verbrechen des anderen", „Erzählungen von der Liebe, vom Wahnsinn und vom Tode", „Der Wilde" sowie namentlich in den „Kindermärchen aus dem Urwald".

Das Gebiet, aus welchem Horacio Quirogas große, aber nicht immer gleiche Kunst schöpft, ist ganz außerordentlich weit. Es reicht von den hysterisch verkommenen oder den einfachen, ehrlichen Menschen der Großstadt bis in das primitive Leben der Pioniere, die ihre Hütten an den Grenzen der Zivilisation aufgeschlagen haben, und sogar bis zu dem Volk der Tiere, die in dem nahen Urwald wimmeln. Ebenso verschieden aber wie die von ihm dargestellten Wesen und Schicksale ist auch die Frische und die Eigenart seiner einzelnen Schöpfungen. Seine Vorliebe für düstere, grausige Ereignisse und für eine Psychologie, die sich vom alltäglichen Leben eines Durchschnittsmenschen fern hält, verführt ihn manchmal dazu, Dinge zu erzählen, welche man bereits in verwandter Form bei anderen, namentlich bei Guy de Maupassant, kennen gelernt hat. Sobald der Dichter sich aber von mehr oder weniger literarisch erlebten Motiven abwendet und in das ihn umgebende Leben greift, wird seine Darstellung packend und eindringlich. So schildert die Novelle „Das Jahr der Liebe", wie ein ahnungsloses junges Mädchen an der inneren Verkommenheit ihrer eigenen Mutter zugrunde geht.

Allein weit stärker und eigenartiger als die Geschichten aus der Großstadt sind die Erzählungen aus der argentinischen Bundes-Gobernacion-Misiones, einem subtropischen, an der Grenze der menschlichen Kultur gelegenen Lande. Hier hat der Urwald noch nicht seine ungebändigte, wuchernde, alles verschlingende Gewalt verloren. Wie Konquistadoren kämpfen an seinen Grenzen die Pioniere gegen die Wildnis, deren Gefahren sie genau so verachten wie Gesetz und Ordnung. Menschenleben stehen in dieser Welt niedrig im Kurse. Meistens als Opfer, seltener als Sieger treten ihnen die wilden Tiere gegenüber und die indianischen oder halbindianischen Arbeiter, deren Instinkte die Wildheit der Tiere des Urwaldes besitzen. Durch diese Erzählungen geht das Rauschen undurchdringlicher tropischer Dickichte. Zu besonderer Wucht der Darstellung erhebt sich Quiroga namentlich in seiner Urwaldgeschichte „Der Wilde" oder genauer übersetzt „Der Urmensch", die mit bildhafter Phantasie den Höhlenmenschen der Urzeit und seine Kämpfe mit wilden Tieren schildert. Das gefährliche Thema wird mit sicherer Hand in greifbar wirklichen Ereignissen entwickelt, und die Vertrautheit des Dichters mit primitiven Vorgängen innerhalb einer vom Menschen noch nicht berührten Natur bewahrt ihn vor der Gefahr innerer Leere. Das Schönste, was Horacio Quiroga geschaffen hat, sind seine „Kindermärchen aus dem Urwald".

Gleichfalls seinen Novellen verdankt der eigenartige Atilio M. Chiappori seinen Ruf. Er hat insbesondere einen Band von Erzählungen veröffentlicht, der den englischen Titel „Borderland" führt. Das Grenzland oder Grenzgebiet, aus dem seine Stoffe stammen, ist das, welches sich zwischen Vernunft und Wahnsinn, zwischen der wissenschaftlich anerkannten Welt und der der Ahnungen und des Geisterhaften erstreckt. Chiappori ist durch die Schule von Edgar Allan Poe sowie E. T. A. Hoffmann und vor allem durch die ihrer neufranzösischen Nachfolger gegangen. In ihr

hat er gelernt, grausige, unverständliche Vorkommnisse mit allen Mitteln wissenschaftlicher Dialektik literarisch zu formen, den furchtbaren Eingebungen des Wahnsinns eine entsetzliche Wirklichkeit zu geben und in den Dienst dieser Kunst eine ganz außerordentliche psychologische Schärfe, eine große Kraft der plastischen Darstellung und die Schwingungen einer überreizten Nervosität zu stellen. Auf dem Gebiete dieser besonderen Kunst nimmt Atilio M. Chiappori jedenfalls eine ganz hervorragende Stellung ein.

* * *

Überblickt man den Weg, welchen die argentinische erzählende Literatur während der letzten fünfzehn Jahre durchlaufen hat, so muß man gestehen, daß sie inmitten eines Landes, das in voller Entwicklung und Neubildung begriffen ist, in reichem Maße das Ihre zur Aufstellung neuer nationaler, sittlicher und ästhetischer Werte beigetragen hat. Sie hat erfolgreich daran mitgearbeitet, dem sich erneuernden argentinischen Volke ein neues Bewußtsein seiner selbst, seiner wesentlichen Kräfte, seiner tatsächlichen Eigenschaften und seiner nationalen Aufgaben zu geben. Von der Nachahmung des Auslandes ebenso frei wie von einer nebelhaften Verschleierung der heimischen Fragen, hat sie der Wirklichkeit unerschrocken ins Gesicht geblickt. Sie hat die Unvollkommenheiten aufgedeckt, unter denen ein junges Land selbstverständlich zu leiden hat. Sie hat die Gefahren der gegenwärtigen, sprunghaften Entwicklung rücksichtslos bloßgelegt. Sie hat die sittlichen und religiösen Kräfte hervorgehoben und damit gestärkt, die einzig und allein diese Unvollkommenheiten ausgleichen, diese Gefahren überwinden und zu einem vollständigeren, gesicherteren nationalen Leben führen können. Sie hat ein starkes Band zwischen den Menschen geschaffen, deren Scharen durch die Einwanderung Jahr für Jahr in das argentinische Land geworfen werden, und die ohne eine solche verbindende Kraft gedankenlos nebeneinander hinleben mußten. Sie hat dafür Sorge getragen, daß die Einwanderer nicht zugleich mit den geistig-sittlichen Überlieferungen ihrer Väter überhaupt alles geistig-sittliche Leben vergessen. Sie hat verhindert, daß der harte Krieg aller gegen alle, wie er stets in kolonialen, vorwärtsstürmenden Ländern mit besonderer Schärfe tobt, nicht auch die Norm für das abgibt, was die Seele des neuen argentinischen Volkes ausfüllen wird. Sie hat bewirkt, daß die Gefühle und die Gedanken der sich bildenden Rasse fest im Boden des Landes wurzeln, welches für ihre Kinder das Land ihrer Väter sein muß. Und sie hat damit die argentinische Zukunft vor den Gefahren des sinn- und gedankenlosen Materialismus wie der seelischen Charakterlosigkeit gerettet.

Das geistige Ringen der Gegenwart um den Sinn von Staat und Gesellschaft

Von

Albert Dietrich

Während der politische Zeitgeist sich in ungebärdigem Scheinreichtume gefällt und die Flut kurpfuscherischer Broschüren und leidiger Rettungsbücher nur ganz leise im Abebben begriffen ist, werden doch andererseits wieder strenge und ernste Denkgebilde sichtbar, deren Richtungswillen man ablehnen mag, deren Festigkeit

und Aufbau aber einer gemäßen Versenkung in den Sachverhalt standhält. Darsteller und Leser sind gegenwärtig dem politischen Denkstoffe gegenüber in der Not- und Segenslage besonderer Empfänglichkeit, weil die Epoche uns stündlich an unseren kurzen, aber ehernen Gang in Sachen der Weltgeschichte mahnt.

Um drei große Problemkreise, deren realen Zusammenhang niemand leugnet, bemüht sich vornehmlich das Denken unserer vorarbeitenden Zeitgenossen. Im Vordergrunde der Theorie und theoretischer Naturen steht die große Frage nach dem Wesen des Politischen, seinen Erscheinungsformen und der Weite seines Wirkungskreises: Politik als Wissenschaft und System, als Lebensmacht und Gestalt ist wieder zur aufrührenden Denk- und Tatfrage geworden. Dem pädagogischen Menschen fällt es wie Schuppen von den Augen, wenn er bedenkt, daß das ungemein tüchtige Erziehungswesen unserer Nation bis in die technische Anordnung von Lehrfach und Lehrart unpolitisch gewesen ist, weil eine verhängnisvoll apolitische Sachversessenheit, Pedanterie und Weltferne die düsteren Begleitschatten unseres äußerlich höchsten Aufstieges gewesen sind: das Problem der politischen Einstellung, des politischen Denkens und Handelns und aller der Fühlweisen, die beides umschließen, will diesen neuen Schlag des Erziehers zur Öffentlichkeit nicht eher loslassen, bis ein Umriß der Anfangsgründe eines unabsehbaren Erziehungswerkes der Nation erprobt und gesichert ist. Endlich kann dem ernsthaften Nachdenken das qualvolle Geschäft einer Durchprüfung des Sinnes dieser ganzen Umwälzung, die sich Weltkrieg, Revolution und Frieden nennt, nimmer durch den Gang der Zeit selber abgenommen werden: geschichtsphilosophische, soziologische, ökonomische Denkbemühungen versuchen das Dunkel zu lichten und etwa Sinn und Werdegang unserer Geschichte oder z. B. des deutschen Marxismus aufzuhellen. Lasset uns sehen, was uns bei unserer Sichtung der analytischen, pädagogischen und kritischen Gegenwartsarbeit Bedeutsames begegnete.

Drei Männer Schwedens sind es, die in der jüngsten Zeit unserer Nation unvergeßlich geworden sind: Strindberg, Söderblom und Kjellén. Über den Dichter und gewaltigen Christen müssen wir hier schweigen; es beschäftigt uns lediglich Kjelléns, des großen Staatsdenkers „Grundriß zu einem System der Politik“ (Leipzig 1920, S. Hirzel). In wundervoller, ruhiger Klarheit entwickelt dieser erfahrungstreue Systematiker an Hand einer kritischen Perspektive seiner eigenen Denkmühen und ihres gleichklingenden oder kritischen Widerhalls in der gelehrten Welt das Problem einer vorzugsweise statischen Politik „als Lehre vom Staate, wie er ist“. Mit glanzvoller Souveränität spinnt der schwedische Meisterdenker die Fäden des Zusammenhanges zwischen seiner Arbeit (von den „Großmächten der Gegenwart“, den „politischen Problemen des Weltkrieges“, über den „Staat als Lebensform“, „Schweden“ bis zu diesem Werke) und den immer neuen Denk- und Systemansätzen der deutschen Staatsdenker und betont vor allem seine jeweils verschiedene Nähe zu Männern wie Droysen, Ratzel, Constantin Frantz und insbesondere Otto Hintze, der meines Wissens der letzte an der Berliner Universität war, der in „Politik“ (als systematischer Universalwissenschaft vom Staate) geprüft hat. Wie Kjellén diese Denkschattierungen, Forschungszweige und Überlegungswege abwandelt und zu seinem eigenen ungemein methodischen Vorgehen in mannigfaltige, stets streng sachliche Beziehung setzt, das hat seinen ganz bedeutungsvollen Reiz: man lese es selber — und vieles abgerissene Wissen und falsche Vermuten verbleichen hinter dieser rüstigen Neuordnung einer deutschen Erkenntnisbewegung, die in dem Nordgermanen in neuer Grundlegung, Problematisierung und Zielsetzung nicht so sehr fortgesetzt, als in einem einzigen persönlichen Forscher- und Denkerleben eigentümlich abgewandelt und neugeschaffen wurde.

Während das deutsche Denken, erschüttert vom Zusammenbruch eines wahr-

haft mächtigen Staatsgefüges, angeekelt von der Scheinsouveränität eines unabsehbar tributpflichtigen Notbaues, der eine doktrinäre Ausflucht und ein fast aufgedrängtes Notübel darstellt, sich immer mehr und immer verzweifelter von aller Staatsfreudigkeit abwendet, seine Zuflucht nehmend zu romantischem Durchschwärmen einer nicht vorhandenen „Volksgemeinschaft", zu taktischem Erwägen einer rettenden „Wirtschaftsgemeinschaft", während sich also unser Blick für die ewigen Wechselbezüge von Staat, Volk und Wirtschaft zu umnachten beginnt, zeigt Kjellén ein leidenschaftlich leidenschaftsloses Typenbild vom „Staate, wie er ist". Im Weltkriege konnte es noch scheinen, als halte sein Werk „Der Staat als Lebensform" wie ein geläuterter, zeitloser Spiegel allen Kämpfenden das Urbild ihres Lebenswillens vor die Seele. Nun, da wir den Staat, den deutschen Staat, gegenwärtig gleichsam als Todesform erfahren, da alles in eine uns bedrohende Dynamik verschlungen ist, will uns die Gelassenheit seines mittleren statischen Seinsbildes vom Staate wie ein narrendes Gegenbild unseres Sklavendaseins erscheinen. Aber gerade diese Gelassenheit, bei aller Gegenwartsverflechtung von unserem Raum- und Zeitschicksale einmal denkend abzusehen, tut uns allen not. Täuschen wir uns freilich nicht über die Absicht Kjelléns, die allerorten ein reiner Erkenntniswille bestimmt. Aber vergessen wir das Eine nicht, daß Fichte, Adam Müller und späterhin Hegel einer Erkenntnis des Staates dienten, die der empfangende Zeitgeist zur Rettung und Ausgestaltung des Staates selber umschuf. Wir haben weder einen Fichte noch Adam Müller, und den Namen des ungeheuren Hegel wagen wir heute kaum in den Mund zu nehmen. Wir haben jedoch einen stillen Helfer: unsere Durchdenkung des Werkes, das Rudolf Kjellén geleistet. Wenn wir die beispiellose Klarheit seines letzten Werkes unser Denken läutern lassen, wenn er uns Verirrte, die wir in verzweifeltem Kreislaufe Staat und Volk, Nation und Gesellschaft, Verwaltung und Wirtschaft, Regierung und Gemeinschaft wechselseitig und untereinander ausspielen, mit abgeklärter Aufgeklärtheit wie ein wundersamer Spätling des 18. Jahrhunderts in einigen Hauptbegriffen und elementaren Lehrstücken einer Politik als Wissenschaft freundlich und unverbindlich zugleich orientiert, dann ist mehr geschehen, als die Absolvierung einer lehrreichen Lektüre, dann hat die Wissenschaft bewiesen, daß auch sie sich der Allgestalt des Staates nicht zu entziehen vermag, wenn sie gerade durch die Eigenläufigkeit ihres Wesens eine Übersetzung ins Leben nicht verhindern kann, die der kommende Staat von sich anfordert.

Kjellén sieht nunmehr fünf Kategorien, welche Politik als wissenschaftliches System erst ermöglichen und zugleich ausfüllen. Es sind das Reich, der Reichshaushalt, das Staatsvolk, die Gesellschaft, das Staatsregiment. Wer sein systematisches Vorbuch „Der Staat als Lebensform" genau kennt, sieht hier immerhin interessante und aufschlußreiche Verschiedenheiten, wenn auch die Grundkonzeption in diesem Werke bereits vorliegt. Den angeführten Kategorien entsprechen genau folgende Einzelwissenschaften der Politik als Gesamtwissenschaft: Geopolitik (Reich), Ökopolitik (Reichshaushalt), Demopolitik (Staatsvolk), Soziopolitik (Gesellschaft), Kratopolitik (Staatsregiment). Kjellén wehrt von dieser so gegliederten, Erfahrung systematisierenden Wissenschaft Politik jeden Charakter einer Ideallehre ab und deutet mit Worten, die an Goethes Naturbetrachtung (und auch vielleicht etwas an Hegels Phänomenologie) leise anklingen, auf die streng deskriptive Artung der von ihm entworfenen Wissenschaft hin. Die alten Grenzfragen zwischen Politik im Kjelléns chen Sinne und Geschichte, Staatsrechtslehre, politischer Geographie, Soziologie und Wirtschaftslehre werden als ebenso fruchtbar wie jeweils neu lösbar behandelt. Nicht minder gebührt den „inneren Grenzkonflikten" zwischen den Unterwissenschaften stete Aufmerksamkeit, und Kjellén entwickelt in einem be-

sonderen Kapitel die hier vorliegende eigentümliche Problematik, die er zweifellos etwas zu wenig als echte Kasuistik gelten lassen will.

Mehr kann im Augenblick und in diesem Rahmen nicht gesagt werden: der Gegenstand Kjellén ist unendlich, die Diskussion unabsehbar und eine zu frühe Systemabschließung eher schädlich als fruchtbar. Die Leistung ist erregend und anregend genug, um dem ringenden deutschen Geist Achtung und tätige Dankbarkeit einzuflößen.

Es wäre hier eigentlich schon am Platze, die mächtige Gestalt Max Webers aufzurufen und etwa an Hand seiner sozialökonomischen Typologie im „Grundriß der Sozialökonomik" (III. Abteilung, 1. Teil) ein anderes Sehen übrigens auch teilweise anderer Dinge der Leistung Kjelléns gegenüberzustellen. Es ist jedoch ratsamer, Max Webers einsames, viel zu früh abgeschlossenes Forschen und Denken einer besonderen Darstellung vorzubehalten, weil das einer Würdigung des großen Toten schon gemäßer ist.

Der Drei-Masken-Verlag hat ein nicht schlecht orientierendes, 102 Seiten fassendes Büchlein von Dr. Elias Hurwicz mit dem Titel „Zur Reform des politischen Denkens" herausgegeben. Hier spricht ein ungemein belesener, scharfsinniger politischer Pädagoge zu uns, der mit leichter Hand seine Gedankengänge — oft übrigens zu stark — mit geschickt ausgewählten Zitaten belegt. Seine Unterscheidung des deutschen und russischen politischen Doktrinarismus von der eingeborenen und überlieferten englischen Staatskunst wird an eindeutigen Beispielen immerhin in einer Weise aufgehellt, die gewiß mehr bedeutet, als das ewige Wiederholen dieser traurigen Binsenwahrheit. Aber wie immer da, wo der Scharfsinn gleichsam hintergrundlos die Dinge zeichnet, unser höheres Denken unbefriedigt bleibt, so vermissen wir auch hier jedes ernsthaftere Zeigen des Wesensverhältnisses von Führungskunst, Verantwortlichkeit und parteienbildenden Wertordnungen des Lebens. Abgesehen ferner davon, daß man in der Beurteilung solcher Männer, wie Ludendorff und Lenin, nicht vorsichtig genug sein kann, will man sie nicht zu Opfern seines eigenen Doktrinarismus machen, ist die Form eines politischen Denkens bei uns ohne strenge Mitberücksichtigung unseres konstruktiven Charakters hoffnungslos, und der bloße Hinweis auf die politische Kunst des Angelsachsen kann gar nicht helfen. Überdies scheint uns Doktrinarismus nur die eine Seite der deutschen Politik auszumachen: die andere, nämlich unbegrenzte Fähigkeit zur Technik bloßer Taktik, ist weder angedeutet, noch, wie es nötig gewesen wäre, gebührend herausgearbeitet. In diesem gedoppelten Kräftespiel ergibt sich mit Notwendigkeit ein bedeutender sachlicher Fragezusammenhang, der sich (kurz ausgedrückt) über das Verhältnis von Weltanschauung zu politischer Technik und politischem Charakter erstreckt. Vom Standorte einer tiefer gefaßten Reform, sagen wir getrost einer politischen Erziehungsreformation, ist dieses Büchlein denn doch nicht geschrieben: die sehr anregenden Streiflichter, die auf Parteiwesen, berufsständische Ideenkreise, Presse- und Bildungsreform fallen, vermögen gerade in pädagogischer Hinsicht keine neue aufleuchtende Erkenntnis zu vermitteln, wiewohl sie die Gegenstände hier und da in deutlicher Helle zeichnen. Die Vorführung des Sozialisierungsproblems als Musterbeispiel für echtes und falsches politisches Denken erscheint uns etwas oberflächlich, und das uneingeschränkte Lob des Herrn Alfons Horten als des Retters in der Not mutet bei der ganzen Schwierigkeit der Lage nahezu komisch an. Als technisches Orientierungsbuch über das, was uns fehlt, erscheint die Arbeit im Augenblicke unersetzlich. Aber sie ist alles andere als ein ringendes Erziehungsbuch für Lehrende und Lernende in politischen Dingen.

* * *

Die Durchdringung aller jener Verhältnisse, welche Grundlage und Träger, Folge und Begleitschatten der Gesamtumwälzung gewesen und geworden sind, kehrt mit Notwendigkeit immer wieder sich jenen Fragen zu, welche am marxistischen Sozialismus deutlicher werden als an den meisten anderen politischen Weltanschauungen. Die vergänglichste Form einer sogenannten Selbstberuhigung stellt sich in äußerlichem Syntheseneuwerk dar; seit Hegels großartiger Denkgestaltung wird das Wort Synthese von jedem Scheinmetaphysiker und überflüssigen Neuformulierer gebraucht und mißbraucht, zumal da seit Jahrzehnten aus psychologistischen Kreisen das wie ein Giftstoff wirkende Wort von der „schöpferischen Synthese" nach immer neuen Opfern verlangt. Herr Natrowski meint, eine solche Synthese für die sozialen und politischen Fragen in seinem Büchlein „Individual-Sozialismus" (Leipzig, der Neue-Geist-Verlag) vorlegen zu können. Er will das Gute des Individualismus und Sozialismus verbinden. Klingt das nicht weise? Aber immer dieselben Denkkonstruktionen und Denkorgien! Nichts Neues als eine neue Enttäuschung über eine lächerlich doktrinäre Anmaßung! Ein Beispiel für die volle Lebensfremdheit dieses „gewissenszarten Antimilitaristen" zeigt uns folgende überraschende Wendung: Auf Seite 113 erleben wir den Höhepunkt einer widerlich pathetischen Anklage „der Ordnung der Bajonette und Zuchthäuser", und zwar besteht dieser Höhepunkt darin, daß Herr Natrowski Noske mit Marat und Robespierre vergleicht, um dann sehr naiv zu sagen: „Wir feiern die im Blute watenden Tyrannen Marat, Robespierre und klagen über den Mangel an willensstarken Persönlichkeiten unserer Revolution. Aber wenn heute ein „Noske" nur zu mucksen wagt — und was ist sein militärischer Widerstand gegen die bewaffneten Bekämpfer der Regierung anderes als ein Mucksen, im Vergleich zur Pariser Schreckensherrschaft jener gefeierten „Großen" — dann sind wir stark beunruhigt, ja entrüstet. Und mit Recht entrüstet. Denn gerade in dieser unserer Gewissenszartheit des prinzipiellen Antimilitarismus zeigt sich ja der ungeheure Fortschritt. Wieviel von der Größe jener für ihre Zeit unbestreitbar großen Männer kommt aber auf das Konto ihrer Tyrannengewalt? Man duldet heute eben keine „Gewaltigen" mehr. Und unsere Großen sind wohl da, aber ihre Größe äußert sich auf eine andere, weniger klirrende und pomphafte Weise, in der innigen Lebenshingabe an die Idee." Wo sind diese Großen mit der innigen Lebenshingabe an die Idee? Sind solche Tiraden nicht eigentlich ein witzloser Hohn auf unsere führerlose Wirklichkeit, wenn diese nicht vielmehr ein sehr ernster Hohn auf derartige Wortschälle wohl noch geraume Zeit bleiben wird? — Sozialismus ist nur zu überwinden durch nüchternste Betrachtung des allgemeinen Völkerlebens und des eigentümlichen Wirklichkeitswertes, den der vorbildliche Mensch als Führer und Erzieher, als Staatsmann, Unternehmer und Kriegsmann in unableitbarer, jeweils neu bestimmbarer Stufung an die Hand gibt. Der moderne Sozialismus jedoch geht von der Gleichheit der Individuen und der prinzipiellen Gleichgültigkeit der Nationen aus, wenn er auch noch so oft diese seine Urmeinung verschleiert oder verschlechtert. Hier gibt es kein Feilschen. Deswegen ist der moderne Sozialismus grundsätzlicher Individualismus auf tausend gedanklichen und taktischen Umwegen. Alles Korporative, Universale, Gemeinschaftbildende und Gemeinschafterhaltende geht ihm als Lehrgebäude in dem Maße ab, wie das Lebensgebäude gerade der deutschen Arbeiterbewegung immer wieder diese Urfehler aus unhintertreiblichen Beweggründen auszumerzen versucht, ohne daß ihr dies übrigens bisher irgendwie auf die Dauer gelingen konnte. Und dieser individualistisch gesättigte Sozialismus, gegen den Gustav Landauer wenigstens den Verzweiflungskampf eines wirklich leidenden Menschen geführt hat, soll mit dem Individualismus zu einer höheren Synthese verbunden werden? Das ist nichts als eine leere Wortverbindung. Das ist Synthese als bloße Zusammensetzung von

Bestandteilen, die es für die Fiktion eines Naturwissenschaftlers geben mag, welche jedoch dem historisch-philosophischen Blicke als naturalistische Denkvorurteile seit über einem Jahrhundert längst bekannt sind. Und eine solche kurzsichtige, denkreaktionäre Rettungschemie soll aus dem Chaos heraushelfen? Man lese nur nach, oder man lasse es lieber bleiben, was der unresignierte, erotisch durchaus interessierte Verfasser über die freie Ehe (S. 63), das Elend der Mietskasernen (S. 90/91) und die rettende Kraft der neuen Siedelungen (Seite 90 ff. und 100 ff.), diesen Schwindel derjenigen Menschen, die das ABC der einfachsten landwirtschaftlichen Betriebspraxis nicht kennen, zu sagen weiß — und man wird wissen, was es mit all den Broschüren auf sich hat, in denen auf jeder Seite mit anderen pathetischen Arabesken eine Partei, ein Weltbund der „Geistigen" gefordert wird. In Wirklichkeit ist das alles nur eine neue Auffrischung der alten anarchistischen Ladenhüter aus dem Umkreis des spätromantischen Kommunismus, eine Auffrischung mit den Mitteln eines ganz bestimmt gearteten Literatentums, welches ebensowenig Ahnung besitzt von der aufreibenden Tagesarbeit eines Gewerkschaftsbeamten, wie von der stillen Dauerarbeit eines hervorragenden „Fachgeheimrates" in irgendeinem Ministerium. Über den Individualismus ohne strenge Prüfung seiner unabsehbaren Alternativen heute einfach so drauflos zu reden, muß aber geradezu als geistloser Dilettantismus bezeichnet werden.

Ein Werk, von ganz anderem Ernste getragen, indessen nicht minder abwegig, wie wir glauben, ist die „Einführung in den Sozialismus ohne Dogma", das aus der Feder des hervorragenden Rußlandkenners Karl Nötzel stammt (Jena 1919, Erich Lichtenstein). Karl Nötzel, Sohn eines deutschen Unternehmers in Moskau, hat in einem für sein Leben bestimmenden Sinne Rousseau in Tolstoi und Proletariat in Rußland erfahren. Nichts liegt diesem Manne, der uns eine Reihe wertvoller Bücher über Geschichte und Geist unseres russischen Nachbarn geschenkt hat, ferner, als die beliebte äußerliche Einbequemung in die sehr bequemen Denk- und Willensbahnen des marxistischen Sozialismus. Aber vielleicht ist dieser bedeutende Mann einer größeren, innerlicheren Gefahr überantwortet: einem humorlosen, selbst keine Erlösungskraft in sich bergenden, typisch intellektualistischen Reue-Sozialismus. Sein Werk hätte ebensogut genannt werden können „Der Sozialismus als Reue-Ethos". Es mag sein, daß in der Tiefe einer solchen Anschauung eine wieder neu heraufkommende christliche Universalsolidarität schlummert, und wir möchten nicht die heikle Frage hier und in diesem Augenblick aufwerfen, wie weit gleichwohl doch jeder Reuesozialismus aus der Not persönlicher Ressentiments die Tugend einer allgemeinen Reue machen möchte. Wir können auch nicht die Frage bejahen oder verneinen, ob Nötzel nicht einer jener typischen Deutschen ist, die, aus der deutschen Seelenlandschaft herausgerissen, ihr gesamtes Leben in übrigens reinstem und größtem Schmerze als einen einzigen Auseinanderbruch erleben.

Jedenfalls ist dieser persönliche Sozialismus, wie Nötzel ihn nennt, vom Gewissen befohlen, von der psychologischen und medizinischen Forschung ebensosehr wie von der Wirtschaftslehre bestätigt. Nötzel stellt in den Mittelpunkt seiner Erörterungen die Gesamtschuld Aller an der physiologischen und wirtschaftlichen Verkümmerung des Proletariates. Und in diesem Zusammenhange kann ihm anscheinend der Begriff der Keimvergiftung wissenschaftlich sehr helfen. Aber es heißt doch, allen wunderbaren Wandel menschlichen Seelenlebens in Abrede stellen, wenn Nötzel behauptet, daß über die Fähigkeit zum Guten in einem Menschen bereits im Mutterleibe entschieden wird oder in frühester Jugend. Haben wir hier nicht vielleicht doch eine unerhört betrügliche Verfeinerung des Marxismus insofern vor uns, als derartige Wirkungszusammenhänge entscheidend für bestimmte Wesenszusammenhänge sein sollen und nicht etwa das Umgekehrte der Fall ist. So spricht

Nötzel geradezu von einer gesellschaftlichen Verursachung, von Entartung und Verbrechen, und es wäre außerordentlich reizvoll und zugleich nötig, mit dieser Einrahmung der Entartungserscheinung Kurt Hildebrandts „Norm und Entartung" zu vergleichen. Die ethischen Grundlagen des Nötzelschen Gedankenbaus sind übrigens derart vom inneren Sollenserlebnis abhängig gemacht, daß diese ethische Erlebnislehre als ein typisch Rousseauscher Individualismus jeder eigentlichen Erörterbarkeit entzogen ist, obwohl zugleich immer auf die zahlenmäßigen Beweise der Wirtschaftslehre (welcher?) und kriminalmedizinischen Befunde hingewiesen wird. Mit dieser Doppelstellung bringt sich jedoch Nötzel um jeden inneren Gewinn. Denn seine „kosmische Ethik" mit ihrem eintönigen Altruismus, der immer mit Selbstliebe höchster Ordnung verbunden sein muß, ist zwar durch und durch religiös gemeint, aber nicht religiös gesichert — das zeigt der Schuldbegriff am allerdeutlichsten, weil er sich einerseits auf ein areligiöses Sollen und andererseits auf ein angeblich wissenschaftlich gesichertes Sosein und Sogewordensein stützt —, und seine naturalistische Benötigung der Wissenschaft ist zwar durchaus überwissenschaftlich beabsichtigt, ohne daß jedoch die peinliche Gefahr der Unwissenschaftlichkeit damit ausgeschlossen wäre. Aber man mag zu dieser Zwickmühle stehen wie man will: den Ernst und die Schwere des Nötzelschen Denkens bejahen wir als reinigendes Element, auch wenn uns die unglückselige Doppelstellung des Verfassers eher als ein verzweifeltes Ende, wie ein hoffnungsvoller Anfang anmuten will. Fast möchten wir glauben, daß seine sehr bemerkenswerten Ausführungen über die „augenblickliche Lage der deutschen Vaterlandsliebe" in Nr. 50 und 51 des „Gewissen" Vorbereitung oder Anzeichen einer nicht unbedeutsamen inneren Wandlung darstellen.

Es ist das Unglück unserer in bloße Taktik und bloßen Doktrinarismus heillos zerklüfteten Dauerlage, daß die Deutschen immer wieder von neuem begriffliche oder geistige Bücher ohne tieferen Wirklichkeitssinn und Wirklichkeitsbücher ohne tieferen Geistsinn schreiben. Dieses schwere Unglück darf nicht verschwiegen werden, am wenigsten vom Bücherbesprecher, der eben weder ein gelegentlicher Lobsprecher noch ein angelegentlicher Dauertadler sein darf. Wenn wir zwei Bücher wie die Marxsche „Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" (2 Bände, Berlin 1921, „Vorwärts"-Buchhandlung) von Heinrich Cunow und „Der Sozialismus als sittliche Idee", ein Beitrag zur christlichen Sozialethik (Abhandlungen aus Ethik und Moral, herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Tillmann, 1. Bd., Düsseldorf 1921) von Dr. phil. und theol. Steinbüchel miteinander vergleichen, ergibt sich ein Bild hoher und bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit und einer wundervollen, das ganze Leben der Verfasser durchdringenden Versenkung in ihre geistige Welt. Allein wir entbehren schmerzlich jenen Doppelblick, der aus Geist und Wirklichkeit jene volle, plastische Lebensnähe erzeugt, die den Geist erst fruchtbar und die Wirklichkeit erst gestaltbar macht. Cunow verteidigt in teilweise geradezu glänzenden Analysen die marxistische Gesamtlehre gegen Falschdeutungen jeglicher Art aus dem eigenen und feindlichen Lager. Und doch erhebt sich allerorts die Frage nach dem soziologischen, ethischen und politischen Grunde solcher Falschdeutungen, die erst recht heute eine noch so redliche und vorsichtige Marx-Engels-Philologie nicht aus der Welt schafft. Was nützt uns also im tätigen und kämpfenden Leben ein mühevoll und immerhin teilweise doch recht strittig rekonstruierter Marx — von grundsätzlicher Wertung völlig abgesehen — angesichts einer unglaublich platten, ohnmächtig verhetzenden marxistischen Führer- und Lehrerschaft unserer deutschen Arbeiter? Wo waren die Leute, die in der Revolution, aber auch ein halbes Jahrhundert vor ihr, den Marxschen Begriff der „nationalen Klasse" für eine aufbauende Agitation fruchtbar gemacht hätten? Man wird vergeblich nach ihnen suchen, wenn man von einzelnen Ausnahmen absieht. Mit aller Entschiedenheit trat Engels im 70er Kriege für einen

Sieg Deutschlands über Frankreich ein, weil sonst die Zukunft des Sozialismus verloren sein würde. Man vergleiche diese Einstellung mit der des deutschen Sozialismus im und zum Weltkriege. Auch der geläuterte und umsichtige Marxismus Heinrich Cunows vermag in der Arbeiterseele keine Revolution gegen das materialistische Jahrhundert zu erzeugen, weil es an den entscheidenden Stellen sich mit aller Deutlichkeit offenbart, daß der Marxismus selbst in seiner sublimsten Gestalt, selbst in seiner vorsichtigsten Ausbreitung unentwickelbar ist, weil er ein spätes und im Grunde äußerlich synthetisches Enderzeugnis der gesamten Aufklärungsbewegung darstellt. Das mag ein Anfang zum Abrücken sein für diejenigen, die den Sinn einer „umwälzenden Praxis" auch gegen Marx zu vollziehen imstande sind. Aber mit der Wiederherstellung des Alten ist es vorbei, sofern es unentwickelbar ist.

Obwohl die überaus vornehme und stets tief eindringende Arbeit Theodor Steinbüchels, dessen Eintreten für den christlichen Sozialismus seit geraumer Zeit in der gelehrten und praktischen Öffentlichkeit wohlbekannt ist, das Problem von der Seite des christlichen Ethos aufrollt, ist man doch etwas enttäuscht über die keineswegs taktisch, sondern grundsätzlich dargebotene Gesamtharmonisierung. So einfach liegen die Möglichkeiten einer Vereinbarung zwischen marxistischem und christlichem Sozialismus durchaus nicht. Auch hier vermissen wir den dauernden Blick auf das, was der Marxismus ist gegenüber dem, was der Marxismus sagt. Und manches, was uns jemand sagt, verstehen wir erst, wenn wir wissen, wer und was er ist. Dazu bedürfte es vor allem einer bisher noch nicht geleisteten und allerdings ungemein schwierigen Darstellung der gesamtgeistigen und gesamtseelischen Wirkungen der marxistischen Arbeiterpresse, der sogenannten marxistischen Aufklärungsliteratur und der nunmehr ein halbes Jahrhundert erfüllenden gesamten schriftlichen und mündlichen Wühlarbeit, deren Erfolg ein einziges ungeheures seelisches Trümmerfeld ist, auch wenn die Arbeiterorganisationen sich um große Teile der Angestelltenschaft vermehrt haben und man also im äußerlichen Eroberungssinne von Erfolg, im äußerlichen Gesundheitssinne von „prallen Muskeln und roten Backen" (Friedrich Engels) sprechen kann. Nur mutet uns diese Situation nicht wie das „ewige Leben", sondern wie ein ewiger Tod an, und *diese* „Ironie der Weltgeschichte" ist nicht an den Pendelschwingungen einer „dialektischen" Weltuhr abzulesen. Solchen Hinweis würde Theodor Steinbüchel gewiß annehmen; aber es ist dennoch fraglich, ob er daraus Folgerungen für die Schwerpunkte und den gesamten Tonfall der Diskussion zieht. Denn immer wieder muß jeder Versuch scheitern, der am Leitfaden der Oberflächengestaltung der marxistischen Doktrin ins Innere dieses ungeheuren modernen Massencäsarismus eindringen will. So geht es nicht an, die Gewichte hinzunehmen, wie sie verteilt erscheinen und von einem nur „unausgeglichenen" Sozialideal des Marxismus zu sprechen. Was nützt in einem solchen Zusammenhange beispielsweise die Anerkennung der materialistischen Geschichtstheorie, die einen unbegrenzten heuristischen Wert innerhalb bestimmter Wissenschaftsbereiche habe. Die *Anschauung des Arbeiters* ist mit ihr erfüllt: das ist das Entscheidende, und die Massen lassen sich ihren Wunderaberglauben an das Eintreten des Reiches der Freiheit im Gefolge der sozialistischen Zukunftsgesellschaft nicht durch die Behauptung rauben, daß der Marxismus eine ganz zarte, sich selbst noch nicht begreifende Vorform eines auch die *Wirklichkeit* beherrschenden Christentumes sei (S. 269/70). Nur dann ist dieser Marxismus die „antagonistische" Vorform gewesen, wenn eine Verwandlung dieses neuen Heidentums und seiner unruhvoll traurigen Geschöpfe in einem Jahrhundert-Kreuzzug gelingt. Man mißverstehe uns nicht. Versöhnlichkeit und Liebe sind höchste Güter. Aber eine Versöhnlichkeit, welche die höchste Strenge der Liebe zu mildern versucht,

ist doch wiederum der letzte Einbruch bloßer Ausgleichsbedürfnisse in eine Sphäre, die nie durch Ausgleich, sondern nur durch vollkommene Einstimmigkeit und durch nichts anderes hergestellt und erhalten werden kann. Die Basis zu einer solchen Gesinnungseinheit verkennt jedoch Steinbüchel ganz außerordentlich, wenn er meint, daß die „neuhumanistischen" Sittlichkeitsziele des Marxismus, die übrigens keineswegs ethisch zu sein brauchen, gleichsam den ersten Schritt bedeuten, den der marxistische Sozialismus auf das Persönlichkeitsethos des Christentums hin tat. Diese neuhumanistischen Idealfaktoren werden durch echt materialistische Realfaktoren einesteils schon im Umkreis der Lehre illusorisch gemacht, anderenteils sind sie selber eben durchaus keine wesentlich und rein sittlichen Zwecksetzungen, sondern enthalten in unbewußter Mischung die biologische Wertung der Lust und zugleich die ästhetisierende Schätzung des individualistischen Vollkommenheitszieles, wie sie das achtzehnte Jahrhundert herausgearbeitet hat. Die Bewegung, die man mit den Worten „Marx und Kant" kennzeichnet, hat immer stärker den Persönlichkeitsbegriff in den Vordergrund gestellt, ohne daß dadurch der in Schulen zerfallende Marxismus hätte gerettet werden können. Wenn wir uns in der Beurteilung dieser Sachlage nicht irren, dann hat ohne Zweifel nur eine unumwundene Kampfstellung f ü r das christliche Sozialideal und g e g e n die materialistische Ethik einzig und allein Sinn. Wie stark im einzelnen Steinbüchel die Unterschiede sieht, zeigt sich vor allem in den übrigens wundervoll klaren und tiefen Abschnitten über die Stellung des modernen Sozialismus zum Eheproblem und zur Religion. Auch muß man sagen, daß im Ganzen der Abhandlung die ethischen Unmöglichkeiten des Marxismus scharf und klar herausgehoben werden, dessen ungeachtet jedoch weder die letzten grundsätzlichen Gegensätze noch die in die marxistischen Praxis zutage tretenden notwendigen Vergröberungen ihre zentrale Berücksichtigung finden. Um mit Marx zu sprechen: wir vermissen den Blick auf den „wirklichen" Marxismus. Gerade die Grundbehauptung Steinbüchels, daß die Antithese des Sozialismus der Individualismus sei, erscheint uns durch nichts innerlich gerechtfertigt. Wir erblicken fast in jedem modernen Sozialismus, nicht nur dem marxistischen, als Grundgehalt den hoffnungslosesten und als Zielgehalt den raffiniertesten Individualismus. Das Antithetische bezieht sich eben nur auf die Auswirkungsformen des früheren Individualismus, nicht auf ihn selber, weshalb ja auch gerade der Kampf gegen den Kapitalismus als Wirtschaftsform und nicht als Wirtschaftsgeist geführt wird. Endlich erscheint es keineswegs unbedenklich, vom marxistischen Gemeinschaftsbegriff in irgendeiner Form zu sprechen: ohne eine grundsätzliche Anerkennung selbständiger Kulturwerte, die in jedem Belange ü b e r den Menschen hinausweisen, gibt es keine fruchtbare Prägung von Gemeinschaftsbegriffen. Denn das augenblicklich moderne Gerede von Gemeinschaft überhaupt und allerwegen ist eine mißliche Wunschhülse für die unklarsten und entgegengesetztesten Strebungen. So will es uns als eine innere Gerechtigkeit erscheinen, wenn wir der unerbittlichen und nicht selten schamlosen kritischen Hetzarbeit des Marxismus mit vornehmster Sachlichkeit, die übrigens Steinbüchel in glänzendem Maße beherrscht, aber auch mit jenem unerbittlich strengen Blicke begegnen, ohne welchen eben der „wirkliche" Marxismus gar nicht erblickt werden kann.

Diesen wirklichen Marxismus im Füreinander, Nebeneinander und Auseinander seiner wirklichen Ideologie und seiner wirklichen Macht- und Verantwortungsstellung aufzudecken, unternimmt als einziger in Betracht kommender, uns bislang bekannter Versuch das 175 Seiten starke Buch „Staat und Marxismus, Grundlegung und Kritik der marxistischen Gesellschaftslehre" (Stuttgart 1921, Cotta), welches der bekannte Professor der Nationalökonomie an der Universität Gießen, Friedrich Lenz, der gelehrten und politischen Öffentlichkeit vorgelegt hat.

Friedrich Lenz stellt in glücklichem Einklang mit unserer universalgeschichtlichen und staatspolitischen Überlieferung Staatslehre und Staatsschicksal des Marxismus in das universalgeschichtliche und universalpolitische Gefüge hinein, dessen Darlegung wir vernehmlich seit Ranke (und wieder deutlicher hörbar seit Kjellén) für die einzig wirklichkeitsnahe Betrachtung des Völkerlebens, Nationalstaates und nicht zuletzt des Soziallebens auch dann noch halten, wenn wir die dauernden Verflachungsgefahren dieser weitgreifenden Lehre von den „großen Mächten" deutlichst vor Augen haben. Daß dieses Buch nicht mehr als ein Versuch sein kann, versteht sich danach von selbst. Aber es ist der lebendigste und lehrreichste, den wir bisher kennen, weil in ihm die „umwälzende Praxis" (Marx) der großen Staatensysteme endlich die Weltniederlage des Marxismus eindeutig erklärt. Der Vergleich der Weltmächtegruppierung vor 1914 mit der von 1918 zeigt an der Hand eines umsichtig ausgewählten, vorsichtig verwerteten statistischen Materials jene ungeheure Verschiebung zugunsten der weltbeherrschenden Dreimacht Vereinigte Staaten-England-Frankreich, während Mittel- und Osteuropa, obwohl sie Brennpunkte der revolutionären Bewegung sind, ins Dunkel der Verarmung und Verelendung herabsinken. Die verruchte Kritik, mit der vor allem die deutsche Sozialdemokratie das deutsche Staatsdenken unterwühlt hat, rächt sich jetzt an der Staatswirklichkeit, in die sich der Marxismus fügen muß. Der Weltkrieg war die große Bewährungsstunde der positiven Gestaltungskräfte des Marxismus. Friedrich Lenz zeigt, wie die Staatsräson unserer Feinde über das Staatsressentiment des deutschen Führer- und Massenzusammenbruches gesiegt hat und die klassischen Länder der Revolution sich zur Weltbeherrschung und Weltaufteilung hinwenden.

Die Neue Front

Der deutsche Beobachter, der sein Volk und Vaterland liebt, hat Grund, seit dem Herbst 1918 mit einer immer steigenden Besorgnis zu fragen: Hat dieser Verwesungsprozeß, der sich vor unsern Augen vollzieht, nur die Form des Staates befallen oder schon das Mark des deutschen Volkes angegriffen? Hat unsere Nation ihr Leben verwirkt? Ist es überhaupt noch der Mühe wert, als Deutscher zu leben?

Es fällt schwer, hierauf eine günstige Antwort zu geben. Zwar sah früher die Landkarte schon schlimmer aus. Soviel man uns diesmal auch genommen hat — 1648 und 1810 war Deutschland zerrissener und verstümmelter. Aber der innere, der seelische und sittliche Zustand war wohl nie so trostlos. Bei ungleich größerer Verwahrlosung gab es doch am Ende des Dreißigjährigen Krieges noch Abhängigkeitsgefühl, noch Religion. Vor allem: es gab rohe, nicht wie heute, verbildete Menschen; mit rohen Menschen läßt sich ein Staatsgebilde fügen, mit verbildeten schwieriger. Die Deutschen von damals waren sich ihres Elendes bewußt, weil Leib und Seele litten; heute fühlt ein großer Teil der Nation die Tiefe unseres Falles erst halb und wähnt im übrigen, daß er es herrlich weit gebracht habe. Auch damals war man materiell und egoistisch; aber der Materialismus diente noch nicht, wie heute, breiten Schichten der Bevölkerung als Religionsersatz. Wir sind wieder so weit zurück wie zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges; aus einem einigen Volk sind wir wieder zwei Nationen geworden, die sich gegenseitig befehden: wir stehen am Beginn eines neuen, wenn auch nicht dreißigjährigen Krieges von Deutschen gegen Deutsche; diesmal genügt eine kürzere Zeit, um uns tiefer zu stürzen als 1648, um uns vielleicht zu vernichten; denn unsere Lebenskraft ist schon gefährdet,

und das nationale Bewußtsein ist so gering, daß es der Mehrheit der Nation ganz gleichgültig ist, ob sie deutsch bleibt oder in fremdem Volkstum aufgeht. Wollten wir die Theorien derer anwenden, die nur den wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtverhältnissen und nicht den führenden Persönlichkeiten bestimmenden Einfluß auf den Gang der Geschichte einräumen, so müßten wir Deutschlands Sache für rettungslos verloren halten.

Wir pflichten aber diesen Theoretikern nicht bei. Nach unserer Ansicht bestimmen nicht allein die Verhältnisse, sondern vor allem die großen Persönlichkeiten die Geschichte eines Volkes, und diese fehlen unserer Politik seit 1890. Auch die Revolution hat bis jetzt keine eigentlich führenden Persönlichkeiten ans Ruder gebracht. Einigen Politikern der Linken und der Mitte mangelt es nicht an Geschicklichkeit in der innenpolitischen Ausnutzung des Augenblicks; aber sie kennen die Geistesbeschaffenheit und den Charakter derjenigen Nationen zu wenig, von denen unser Geschick abhängt, und sind den außenpolitischen Schwierigkeiten nicht gewachsen; darauf verstehen sich die Vertreter der Rechten besser, sind aber dafür um so ungeschickter in der Behandlung des eigenen Volkes. Und wir sehen uns wie in der Politik, in der Kunst, im Schrifttum vergeblich nach neuen Männern um, die unser Volk führen könnten.

Da fällt uns ein Buch in die Hand, das sich „Die Neue Front" betitelt *). Hier finden wir 38 Deutsche zu einem Ring vereinigt, in dem noch die Hoffnung lebt, das deutsche Volk aus dem Elend herauszuführen. Achtunddreißig ist eine große, fast zu große Zahl, und es versteht sich, daß diese Persönlichkeiten nicht gleich sind noch Gleiches leisten, sondern Verschiedenartiges und Verschiedenwertiges innerhalb der gleichen Richtung bieten. Die wertvollsten Beiträge sind diejenigen, die aus geschichtlichem und seelischem Erleben heraus unsere gegenwärtige Not und den Ausweg aus ihr erkennen, und die sich daher die Beweisführung sparen. Aber auch Feststellungen und Analysen wissenschaftlicher Art begegnen wir neben dichterischen Verkündigungen. Lassen wir den Zug ernster Betrachter und Verkünder, Mann für Mann, an uns vorbeiziehen!

Voran geht Martin Spahn mit einem Vergleich der Jahre 1648 und 1918. Auch er findet einen Unterschied zu unsern Ungunsten zwischen „der leidenschaftlichen Hingabe, die der Große Kurfürst und seine Mitarbeiter an die Notwendigkeiten staatlicher oder militärischer Organisation des jungen brandenburgischen Staatswesens setzten, und zwischen dem Sybaritentum, das sich heute in der preußischen Hauptstadt breitmacht"! Die Schuld an diesem Unterschied der Menschen nach 1648 und nach 1918 gibt er dem „Geschlecht von 1888, dem ein Bismarck den Boden bereitet hatte, das aber den Krieg weder zu verhindern noch ihn zu führen vermochte". Diese Politiker suchen auch jetzt noch weiterzuherrschen, haben den Frieden von Versailles unterzeichnet und sind die Nutznießer unseres öffentlichen Lebens geworden. Spahn hofft, daß die Jugend, die sich im Kriege bewährt hat, mit diesem unfähigen Geschlecht fertig wird, wenn die Zeit gekommen ist.

Ihm folgt Moeller van den Bruck mit dem Dogma: Am Liberalismus gehen die Völker zugrunde. Er definiert nicht im voraus, was er unter Liberalismus versteht, sondern läßt es den Leser im Verlauf seiner scharfen, geistvollen Sätze nach und nach erraten. So ist das Ganze eine jener höchst anregenden Abhandlungen geworden, in denen jeder Satz zum Nachdenken und fast jeder zweite Satz zum Widerspruch reizt und das Ganze trotzdem bitter ernst genommen werden muß. In ähnlicher Richtung legt Max Hildebert Boehm dar, daß

*) „Die Neue Front". Herausgegeben von Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm. Berlin 1922, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Linksständigkeit durchaus nicht Rückständigkeit ausschließt, und überzeugt uns in „Körperschaftliche Bindung“ von dem zweifelhaften Werte mancher Errungenschaften, die uns die Revolution von 1918 beschert hat. Gegenstand seiner Kritik ist der Marxismus, seine Hoffnung die Werkgemeinschaft des gesamten Volkes, in der sich konservative und sozialistische Antriebe treffen und durchdringen. Sein Urteil würde noch wuchtiger niederfallen, sein Ziel noch heller und klarer glänzen, wenn er weniger Fremdwörter gebrauchte. Marx und die Marxisten bezeichnet er als „Epigonen des bourgeoisen Intellektualismus“ und wirft ihnen vor, den Aufstieg unverbrauchter Volksmassen falsch gelenkt zu haben, die anderes hätten leisten können, wenn sie „vor Halbbildung und Wissenswahn bewahrt geblieben wären“. „Monismus und Dualismus als metapolitische Grundanschauungen“ lautet ein Artikel fast gleichen Bekenntnisses von Hans Roeseler: Dem rationalistischen Monismus, der in mechanischer Gleichmacherei zu vereinfachen meint, was nicht einfach ist, stellt er den Dualismus gegenüber, der „von der Bedingtheit der Wirklichkeit überzeugt ist“, und den er für den Geist einer dereinst wahrhaft revolutionären jungen deutschen Generation hält. Sprachlich deutscher, ein Neubildner von Worten, weist Willy Schlüter „Wege zur Führungskunde“. Solche Wortschöpfungen, durch die es z. B. den Isländern gelungen ist, Fremdwörter aus ihrer Sprache auszuschließen, sind uns leider in deutscher Sprache so ungewohnt, daß eine verständnisvolle Lektüre dieses Aufsatzes uns ein schweres Stück Arbeit wird.

Mit einer gewissen Erleichterung geben wir uns danach dem geläufigeren und doch schönen Deutsch von Rudolf Pechel hin: „Das Wort geht um!“ Da stehen gegen Schluß die Gedanken: „Wir wollen uns selbst und durch uns die Ewigkeit. Wir wollen Unser Leben — und wenn es anders sein sollte, Unsern Tod. Aber wir wollen das Leben.“ Ihm geistesverwandt schließt Paul Ernst (bekannt als der feinsinnige Dichter der „Seligen Insel“) sein Gespräch über „Rasse“, das an einer andern Stelle des Buches steht (S. 315): „Nun, auch von unseren Deutschen werden einige aus den Kämpfen, die uns bevorstehen . . . übrig bleiben. Aber sie bleiben nicht übrig, um in der alten Weise von neuem zu leben, sondern wenn sie im nächsten Völkerfrühling ihr neues Nest bauen, so werden sie höher gelangen, als wir gelangt waren, und vielleicht sind sie es, welche dazu berufen sind, zu Gott zu kommen.“

Diese Beiträge sowie die nun folgenden von Werner Wirths (das Erlebnis des Krieges) und von Wilhelm Stapel (eine Entwicklung von „Volk und Volkstum“, wie sie auf so begrenztem Raum nicht gründlicher und klarer in deutsche Formen gegossen werden kann) möchten wir ihrer Auswirkung nach doch höher bewerten als die weniger plastischen Auseinandersetzungen von Boehm, Roeseler und Schlüter, auch höher als die umfangreichen Darlegungen von Kurt Ziesché (Politik vom Menschen aus gesehen) und Ernst Krieck (Erziehung und Entwicklung) — nicht als ob es diesen letztgenannten an tiefen Gedanken und innerlich-religiöser Auffassung fehlte; es ist gerade ein Zuviel an Ideen, ein Zuviel an gelehrtem Wissen, das diese gehaltvollen Aufsätze auszeichnet, ihre wirkende Form aber beeinträchtigt.

Die Krisis in Kunst und Wissenschaft behandeln Albert Dietrich (Wissenschaftskrisis) und Paul Fechter (Wandlungen der Form). Einst Werkplätze stiller Arbeit, sind diese beiden Gebiete geistigen Schaffens heute Kampfplätze geworden, die von den verworrenen Streitrufen der Zeit widerhallen. Und die Verwirrung ist derart, daß auch für die Scharen der Gebildeten, die nicht minder kritik- und hilflos geworden sind als die breiten Volksmassen, unzweideutige Fingerzeige nötig werden. So setzt sich Albert Dietrich vor allem mit den drei Vorspielern der

gegenwärtigen Wissenschaftsverwirrung, mit Marx, Steiner und Spengler („Untergang des Abendlandes") auseinander: Fechter betrachtet die drei Phasen des Expressionismus, der seiner Meinung nach im Absteigen begriffen ist, nicht ohne Zusammenhang mit den politischen Gegensätzen zwischen Kommunismus und Kapitalismus, zwischen Pazifismus und Militarismus. Frank Glatzel schließt mit der „Jugendbewegung" diesen zweiten Teil des Sammelwerkes ab, der die Kulturströmungen unserer gärenden Jahre würdigt.

Den Reigen der wirtschaftlichen Betrachtungen eröffnet Wilhelm von Kries. Sein Aufsatz über den „Wert" sieht in der kaufmännischen Erkenntnis und den genialen Ideen die einzigen Lichtpunkte, durch die unser Dasein künftig möglich sein könnte. Da wir aber heute weder Rechte noch Machtmittel haben, die unsere Erfindungen schützen und er den gegenwärtigen Männern an der Spitze kaufmännische Voraussicht nicht zutraut, sieht er schwärzer in die Zukunft als die meisten andern Streiter der neuen Front. Optimistischer sind die Praktiker, die nach ihm zu Wort kommen. Bernhard Leopold für den Unternehmer, dann Franz Röhr mit einer ausgezeichneten Charakteristik des deutschen Arbeiters, an der kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig ist, Fritz Weth, der die Kämpfe des Proletariats in großen Zügen erfaßt. Reinhold Quaatz, stilistisch ohne starke Eigenfarbe, aber sachlich sehr beachtenswert, fordert im „Wirtschaftsföderalismus" Bezirkswirtschaftsräte als Unterbau für das Reichswirtschaftsamt und als Gegenmittel gegen unfruchtbar-bureaukratische Zentralisation. Auch Heinrich Herrfahrdt beschäftigt sich in den „Zukunftsfragen der Volksvertretung" mit dem Ausbau des Reichswirtschaftsrates; er meint „in der Gedankenwelt des Rätesystems manchen wertvollen Fingerzeig zu finden" für die Auslese von Führerpersönlichkeiten. Die Ausführungen von Walter Lambach über die Verinnerlichung des Klassenkampfes und zumal die von Fritz Ehrenfort (Politisierung der Landwirtschaft) bewegen sich leider nicht ganz auf der gleichen Höhe.

Um so höher und klarer heben sich aber dann die Gedanken, die sich mit der deutschen Eigenart und seiner Abgrenzung gegen das Fremde beschäftigen: Heinz Brauweiler fordert die Rückkehr zum deutschen Recht und kritisiert jenen Konservativismus, der sich auf das römische Recht und auf den römischen Eigentumsbegriff stützte, der weder im deutschen Recht noch im deutschen Gemüt wurzelte. Diesem Bodenreformer folgt ein scharfer Kritiker der deutschen Pressezustände, Walther Schotte: Uns Deutschen fehlt der Typ des großen Politikers, dessen Wesensausdruck die Zeitung wäre! Und der deutschen Presse fast jeder Richtung fehlt die taktvolle Diskretion dem Ausland gegenüber: es ist ihr zwar hoch anzurechnen, daß sie in diesen Zeiten des Elends im großen und ganzen unbestechlich geblieben und nicht käuflich geworden ist: aber ohne bezahlt zu sein, dient sie doch den Interessen des Auslandes, weil sie den Ausländer zu oft gegen den eigenen Landsmann zitieren, die Fehler und Fehltritte des eigenen Volkes vor dem Auslande bloßstellen, und weil überhaupt Männer von Weltkenntnis selten in ihr wirken. Ebenso scharf bemängelt K. C. von Loesch in der „Grenzfrage" die deutsche Unsicherheit dem Fremden gegenüber; er unterscheidet zwischen der charakterlosen „binnendeutschen" Politik, die mittels Äußerlichkeiten „germanisieren" wollte, und dem alteingesessenen „Grenzdeutschtum", dem die Behauptung von deutschem Grund und Boden in Fleisch und Blut übergegangen ist. Bemerkenswert ist das Verdikt: „Diese letzten vierzig Jahre haben dem Deutschtum im Osten trotz oder vielleicht gerade wegen der staatlichen Förderung deutscher Ansiedler wenig Segen gebracht." Er rechnet diejenigen, die „aus Sehnsucht nach der verfluchten Ostmarkenzulage" im Osten sich ansiedelten, zum „faulen Binnendeutschtum", dem der Geist trotziger

Abwehr innerlich fremd bleiben mußte. Als Nicht-Binnendeutsche, sondern als Grenzdeutsche in diesem Sinne des Wortes sprechen alsdann Wilhelm Büderich für den Westen, Hermann Ullmann für den Südosten und Hermann Albrecht für das weite Osteuropa: „Nach Ostland wollen wir fahren!" Wilhelm Büderichs Anklagen gegen die Franzosen sagen dem Kenner der „grande nation" wenig Neues; aber das Gefühl, die Tiefe des Erlebnisses, aus dem heraus sie geschrieben sind, verleiht ihnen einen besonderen Wert; und Binnendeutsche, die dies Volk noch immer nicht kennen, gibt es leider auch heute mehr als zuviel. Hermann Ullmann rechnet gründlich mit dem alten Regime hüben und drüben ab und rückt die „wilhelminischste aller Phrasen", die von der Nibelungentreue, in ein grelles Licht. An die Kritik der Sünden und Torheiten, die von den Dynasten und Bureaukraten begangen wurden, knüpft er gleichwohl das harte Muß: „Und Deutschland steht mit unsäglich geschwächten Kräften, unter ungünstigsten Bedingungen vor der alten Aufgabe: der Organisierung, Kolonisierung des Südostens." Hermann Albrecht endlich greift weit in die Vergangenheit zurück, um den germanischen Spuren zu folgen, die von jeher den Osten durchfurcht haben. Man hört diese Klänge voll Leid und Kampf nicht ohne tiefe Bewegung. Eine kleine Ungenauigkeit, die das Ganze nicht beeinträchtigt: Es war Otto III., der Sohn der Theophano (nicht Otto II., der Gemahl der Theophano), der seinen Vetter auf Petri Stuhl brachte. Diesen Teil schließt eine Warnung ab: In der „Lehre des Ostens" bespricht Hans Heinrich Schaeder die gegenwärtige Ostmode und warnt davor, die östliche Beschaulichkeit und ihre Lebensformen in Europa anzuwenden, das ein viel dichtmaschigeres Netz staatlicher und wirtschaftlicher Bindungen durchzieht als je ein orientalisches Reich.

Weit über Europa hinaus greifen Hans Grimm in „Übervölkerung und Kolonialproblem", August Winnig durch die „neue Weltlage" und Karl Hoffmann „zwischen zwei Zeitaltern", alle drei dem Stil nach verschieden, dem Ziel nach gleich und ähnlich in ihren Hoffnungen. Am kürzesten faßt sich Winnig: Er gruppiert die Zukunft nach drei Machtfeldern: Amerika, dem Frankreich, das britische Imperium, dem Italien und Japan zur Seite stehen, und dem europäischen Landblock, dessen politische Gestaltung noch ungeklärt ist. Die Gefahr, vor der das deutsche Volk bewahrt werden muß, erkennt er klar: Wir dürfen weder für Frankreich noch für England Soldknechte oder Kanonenfutter werden! Aus einem Schatze bitterer südafrikanischer Erfahrungen heraus bespricht Hans Grimm die Frage des „dritten Deutschen", in Gestalt eines Briefes an einen Engländer — einer der wertvollsten Beiträge. Die Weltmächte, allen voran England, haben das deutsche Volk in einem engen Raum eingesperrt gehalten und den Käfig jetzt noch enger gemacht. Sie haben uns unmöglich gemacht, ein Agrarstaat zu bleiben, wollen aber auch nicht, daß die Industrie uns ernähren soll, da sie ihre eigene Industrie dadurch bedroht wähnen. In ihren eigenen Ländern dulden sie den Deutschen noch weniger. Gibt es einen andern Ausweg, als daß jeder dritte Deutsche sterben muß, ausgemerzt werden in einem Bürgerkrieg, der früher oder später zwischen den Eingepferchten ausbrechen muß, zwischen denen, die diesen wahren Grund unserer Not erkannt haben, und denen, die noch immer an Illusionen festhalten? Etwa den, daß uns wieder Kolonialland bereit gestellt wird, damit jeder dritte Deutsche auswandern kann? Sollte sich wirklich ein Staatsmann in Amerika oder in England finden, der so viel Einsicht hätte und zugleich die Macht, dies durchzuführen? Derartige Hinweise gibt Karl Hoffmann nicht. In scharfer Analyse führt er Gedanken weiter, die er schon vor vier Jahren in seinem „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" angesponnen hat: Die neue Zeit — weltgeschichtlich im eigentlichen Sinne des Wortes — wird nicht

mehr mit räumlich auseinandergezogenen Handelskolonialreichen rechnen, sondern mit solchen Reichen, die räumlich innerhalb eines Erdteiles und seiner Produktion zusammengeschlossen sind. Als ein solcher Erdteil scheidet Europa aus; denn die gegenwärtige Vormacht dieses Kontinentes, Frankreich, verharrt „in den ungeschmeidigen Formen materieller Gier und nationaler Dekoration und vermag nicht europabewußt oder „europäisch" im schaffenden Sinne zu sein". Trotz allem lebt nach des Verfassers Ansicht „in der Leistung und Führung deutscher Wirtschaft gerade zur Zeit dieses Untergangs ein merkwürdiger Genius, der aus schicksalhafter Notwendigkeit gegen das Geschick aufbegehrt, so daß man glauben muß, daß eine göttliche Bestimmung sich darin offenbart".

Staatsführung in Krisis! Die hat in den letzten drei Jahrzehnten versagt und versagt noch. Heinrich von Gleichen legt die Gründe dar. Nach Bismarcks Abgang konnte an die Stelle der Staatskunst nur Staatskunstgewerbe treten. Vor allem fehlte bei Ausbruch des Krieges die überragende Persönlichkeit, die uns die Befreiung der politischen Denkweise brachte. Nun ist die Macht des Staates nach und nach zerbrochen. Nur von der Selbsthilfe erwartet er noch Rettung. Über diese spricht weiterhin ein Bestgehaßter, Georg Escherich, vernünftige Worte. Heinrich Goesch baut und bindet den Unterschied und doch die Zusammengehörigkeit von Macht und Recht logisch aneinander und verlangt ein gerechtes Recht, das wir nicht hatten noch haben, und das erst der stärkste Rückhalt unserer Macht sein würde. Weniger in logischen Bindungen, mehr in dogmatischen Sätzen redet Helmut Göring über „Macht und Staat", wobei er treffende Worte über die Staatsgewalt und Staatsauffassung der verschiedenen europäischen Völker prägt. Mit einem der bedeutsamsten Kapitel schließt das Buch: „Die Nationalisierung der deutschen Revolution" von Eduard Stadtler. Er unterscheidet in der Revolutionsbewegung, in jeder, eine Fall- und eine Auftriebsbewegung. Die Überspannung von 1914/18 mußte zum Zusammenbruch führen, weil große Führer fehlten. „Selbst im entscheidenden Augenblick des Zusammenbruchs stand aus deutschen Fürstengeschlechtern keiner auf, der sich selbst und damit sein Volk im Heroismus bezwang." Zwischen der disponierenden Führung und den heldisch kämpfenden Soldatenmassen hatte sich allmählich die Scheidewand des Kriegsmechanismus gebildet: „In den Höhen ein Eigenleben. Groß, übermächtig, trotz menschlicher Schattenseiten. In den Tiefen ebenfalls ein Eigenleben. Nicht minder groß. Von der Resignation, von der Dumpfheit, von der Friedenssehnsucht, vom tiefverankerten Pflichttrieb, von der Beuteluft, vom Ehrgeiz des einfachen Kriegers zur mechanisierten Strategie und Taktik der Führung ging kein seelisches Fluidum. . . . Das einzige, was die Volkskräfte der Millionen Krieger bändigen konnte, lebendiges Führertum, entschwand immer mehr den Augen des Heeres. Da Ludendorff und die Schicht, die er verkörperte, ihre militärische Genialität ressortmäßig verkapselte, statt unfähiges Dynastentum zu verdrängen, stürzte die militärische Führerschicht mit der versagenden Volksseele zusammen in die Tiefe." Die deutsche Revolution vollzog sich zwischen zwei fremden Gestalten: Lenin und Wilson. Stadtler verfolgt dann die Wandlungen und Strömungen, die in der kurzen Frist seit der Revolution über die Deutschen wechselnd Macht gewannen und meint, daß wir dem Höhepunkt ihrer Nationalisierung zustreben: „Noch immer hat die Revolution nicht ihren nationalen Helden gefunden." Sollen wir daran glauben, daß er kommt? „Frankreich versklavt uns äußerlich, aber macht uns innerlich frei. Über die Versklavung des Staats schreiten wir zur revolutionären Erhebung des Volkes."

Es ist nicht zu verkennen, daß die neue Front bei aller Eigenart der einzelnen Streiter doch von einem Geist beseelt ist. Fast alle lehnen sie den Rationalismus,

Intellektualismus und Marxismus ab: Sie stellen die Seele über den Verstand. Scharf erkennen fast alle die Fehler der Vergangenheit, die Überschätzung militärischer, wirtschaftlicher und bureaukratischer Macht und die Unterschätzung des Politischen, Geistigen und Seelischen; nicht minder scharf die Fehler der Gegenwart: dem undeutschen Zustand, der vor dem Kriege herrschte, ist ein mindestens ebenso undeutscher gefolgt. Alle stellen fest, daß überlegene Führerpersönlichkeiten auf politischem Gebiet uns gefehlt haben und noch fehlen, daß unsere Einstellung auf das Ausland von unserer gegenwärtigen Regierung noch ebenso ungeschickt geregelt wird wie von den früheren: Die Revolution hat uns noch keine deutsche Umwälzung, sondern nur eine Einführung westdemokratischer Formen gebracht. Minder klar ist die Gesamtstellung der „Front" zum Sozialismus; einige bejahen ihn, andere scheinen ihn zu verneinen. Ungleich ist ferner die Betonung des Preußentums. Auch gibt es noch Lücken. Wo sind die, welche eine der wichtigsten Bewegungen, die Siedlungsbewegung, verfechten? Und unvertreten ist noch eine andere, zur Scholle strebende Bewegung, die niederdeutsche im Nordwesten Deutschlands, die in und nach dem Kriege so anwuchs, daß sie beim geistigen und seelischen Aufbau unseres Volkes nicht umgangen werden kann. Die wichtigste Frage aber ist: Tragen die Waffen dieser kleinen geistvollen Schar weit genug, daß ihre wundervoll gegossenen Wahrheiten da einschlagen und treffen, wo es nötig ist? Franz Fromme.

Utopie und Wirklichkeit

Im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel war unlängst zu lesen, daß die deutschen Dichter und Schriftsteller im Jahre 1920 6647 (in Worten: sechstausendsechshundertundsiebenundvierzig) Bücher der schönen Literatur produziert hätten. Das bedeutet, wenn wir auf jedes Buch einen Verfasser rechnen, daß 6647 (in Worten: sechstausendsechshundertundsiebenundvierzig) Menschen im Deutschland von 1920 den Erfolg ihrer Arbeit auf die Offenbarung durch das Wort setzten, das sie ihren Mitmenschen in Roman, Lyrik oder Drama verkündeten. Das war im Jahre 1920; und nach dem im Deutschland der Nachkriegszeit herrschenden Gesetz, daß die Zahl der Dinge um so viel zunimmt, als sich ihr Wert vermindert, dürften im Jahre 1921 erheblich mehr schöne Bücher zur Welt gekommen sein. Viele glaubten sich berufen — aber wie wenige von den Vielen werden auserwählt sein? In einer Zeit, in der ein gesunder Mittelstand Träger überlieferter Bildung ist und die Mehrheit des Volkes in, wenn auch bescheidenem Wohlstand lebt, wird selbst eine Überfülle mittelmäßiger geistiger Erzeugnisse den notwendigsten Absatz finden, so daß auch der brave Durchschnittspoet von der Arbeit seines Kopfes leben kann. In einer Zeit aber, in der der Träger überlieferter Bildung mehr und mehr proletarisiert wird und die Masse des Volkes hart um das Existenzminimum ringt, wird nur die Luxusware der Schundliteratur oder das Werk der Kunst Bestand haben, das stark und groß genug ist, um die Menschen trotz ihrer Not und Sorge um die täglichen Lebensbedürfnisse in seinen Bann zu zwingen. Jede Art von Mittelmäßigkeit aber, mag sie sich noch so liebenswert gebärden, wird überflüssig in einem Lande, das noch immer im Kampfe um Sein oder Nichtsein steht und nur die Probleme beachten darf, die sein Schicksal entscheidend bestimmen können. So sollte es sein! Hinter uns liegt, als das gewaltigste Erlebnis der lebendigen Generation, der große Krieg Deutschlands gegen die Welt, welcher die Nation selbst dann noch erhob, als er sie zermalmte. Die Mehrheit der deutschen Dichter und Schriftsteller aber tut noch

immer so, als lebten wir in den glücklichen Tagen des vorigen Jahrhunderts: sie sitzen wie anno dazumal im verdorrten Grase des Individualismus und versenken sich mit bourgeoiser Wichtigkeit in die belanglosen Geheimnisse des menschlichen Herzens. Wo ist der Künstler, welcher der Not unserer Zeit ans Herz greift und sie in überzeitlicher Form vor unseren Augen gestaltet? Wir finden ihn nicht in der Verfasserreihe der 6647 Werke. Und so müssen wir bescheiden sein und uns schon freuen, wenn das eine oder andere Buch wenigstens bis zur Problematik unseres Daseins hinfindet.

Das ist immerhin der Fall beim „Volkskönig" von Erich Lilienthal (Berlin, Hans Robert Engelmann). Was im ausgehenden Mittelalter die besten Geister beschäftigte, den Zusammenhang zwischen der höchsten Spitze des Reiches und dem ganzen Volke zu wahren, was letzten Endes als treibende Kraft den Kämpfen Sickingens und Huttens zugrunde lag, wird hier im modernen Gewande am modernen Staate gezeigt. Der Roman ist zeitlos gehalten, aber er wächst aus dem Erlebnis des deutschen Zusammenbruchs hervor, und er sucht hinter den Dingen aufzudecken, was zu dem Zusammenbruch führte oder ihn vielleicht hätte verhindern können. Der Staat wurde Welt- und Industriemacht. Seine Menschen, die bisher in landschaftlicher Gemeinschaft gelebt hatten, trennten sich in Einzelne und Masse, waren nicht mehr Führer und Geführte. Der Fabrikarbeiter und Lohnsklave verlor den Zusammenhang mit dem Lande. In dumpfer Feindschaft gegen die obere Schicht, die den alten König vom Volke trennt, wächst die Masse heran. Revolution bricht aus; der alte König wirft sie blutig nieder. Aber die Revolution flammt von neuem und stärker auf, als der alte König stirbt und der junge den Thron besteigt. Der junge König aber, welcher in seiner Jugend den brutalen Kampf von Volk wider Volk miterlebte, überwindet die Revolution dadurch, daß er sich zu ihrem Führer macht. Die rote Fahne wird Königsstandarte. Der König entäußert sich aller Macht und gibt sie dem Volke. Der Bauer wird Minister. Und das Volk, das erkennt, daß der junge König seine Sehnsucht verstanden hat, hält zu ihm, als der Feind gegen die Grenzen anbrandet: der Bund der alten Könige, die in dem jungen König die neue Macht fürchten. Und das geeinte Land hält den Ansturm aus, weil Führer und Volk eins sind. — Das ist der wesentliche Inhalt des Lilienthalschen Buches, das nicht nach politisch-ökonomischen Gesetzen gemessen werden darf, weil es Phantasie ist. Diese Gestaltung eines Königsschicksals entspricht gewiß nicht der Realität der Dinge, die auch einem Kunstwerk seinen höchsten Wert gibt; und gegen die Sprachform, gegen die ermüdende Gleichförmigkeit eines hastigen und künstlichen Pathos lassen sich gewichtige ästhetische Einwände machen. Doch das Spiel der Phantasie ist trotz aller Abirrung ins Utopische zuweilen von starker Bildkraft und Lebendigkeit, und immer spürt man hinter den Geschehnissen das Erlebnis einer größeren Wirklichkeit, das dem Buche inneren Rhythmus und künstlerischen Gehalt gibt.

Auch der Wiener Roman „Der Antichrist" von Friedl Schreyvogl*) beruht auf utopischen Voraussetzungen, und mit gutem Grund hat ihn der Verfasser in die Zukunft verlegt. Aber er stellt gut beobachtete Bilder aus der Wirklichkeit der nachkriegszeitlichen österreichischen Hauptstadt zusammen, in der eine Literatengesellschaft die kommunistische Revolution zu verwirklichen sucht. Mit psychologischer Eindringlichkeit wird die bunte Welt dieses Literatentums in Kaffeehaus und Kabarett geschildert, eines zersetzten und zersetzenden Individualismus, der die geistige Führung der Weltbeglückungsaktion beansprucht, ohne selbst an ihre Verwirklichung zu glauben, und der deshalb an der politischen Realität der Macht auf

*) Wien, Wiener Graphische Werkstätten.

das kläglichste scheitert. Aber das eigentliche Problem, das sich der Verfasser stellte, der seelische Kampf zwischen Spiel und Wirklichkeit, zwischen Verstand und Inbrunst, Komödie und Glauben in der Brust des Einzelnen, ist nicht in seiner Tiefe veranschaulicht worden. Und so bleibt auch dieser Roman nur mehr ein mißglückter Versuch, die seelisch menschlichen Probleme der modernen politischen Bewegung im Kunstwerk zu gestalten.

Die Kunst gehört dem Lebendigen. Und sie büßt nichts von ihrer Bedeutsamkeit ein, wenn sie in nationaler Notzeit in den Dienst der Wirklichkeit tritt. Was tut uns heute not? Daß wir unser Schicksal im Bilde der Kunst immer wieder neu erleben und begreifen lernen. Was tut der Kunst not? Daß sie unser Schicksal zu gestalten sucht, selbst wenn sie es noch nicht gestalten kann. Und darum müssen wir vor allem die Bücher begrüßen, die um die Wirklichkeit unseres Schicksals wissen. Nikolaus Bruck s Roman aus dem Ende der deutschen Zeit, „Ausklang“ *) betitelt, weiß darum. Wer das Elsässer Land und seine Stadt mit dem schönsten Münsterturm kennt und lieb gewonnen hat, wird in diesem schlichten Buche mit Ergriffenheit noch einmal die dunkelsten Tage der Novemberzeit an sich vorüberziehen lassen. Und wenn auch der Verfasser durch die Überschätzung äußerer Tatsachen ein Ende sieht, wo kein Ende ist, wir erleben hier die innere Volksverbundenheit des elsässischen und deutschen Volkstums. Wie sagt der alte Professor Meinel? „Ihr seid nicht Meister gewesen im eigenen Hause, solange wir da waren, ihr werdet es auch jetzt nicht. Das ist die Tragik eures Geschickes. Ihr seid zum vollen Bewußtsein eurer Eigenart gekommen durch uns, als wir euch annektierten. Als deutscher Bundesstaat, selbst als preußische Provinz oder als bayrischer Regierungsbezirk hättet ihr diese Eigenart pflegen können im Rahmen eines größeren Ganzen, neben anderen wesensverwandten Stämmen. Denn ihr seid von unserer Art, daran ist nicht zu rütteln. Ihr habt eine romantische Idee so treu gepflegt, daß sie euch über den Kopf wuchs, und treibt Politik aus eurem Ärger heraus statt nach eurem Vorteil, mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf. Euer nächstes Ziel habt ihr erreicht, ihr werdet uns los, aber euch zugleich mit.“ Und weil Geschichte niemals Ende sein kann, wird der Glaube mächtig, daß aus dem Ende der deutschen Zeit die neue Zeit notwendig hervorgehen muß, in der das Elsaß — sich wiedergefunden haben wird.

Der Roman „Ritter, Tod und Teufel“ von Hans von Hammerstein (Leipzig, C. F. Amelang) spielt nicht in der Gegenwart. Aber dieses Bilderbuch aus dem 16. Jahrhundert knüpft mit wundersamer Macht das längst Vergangene an das Heute fest. Aus verstaubten bunten Wappenbildern treten Gestalten ins Licht des Tages, die Jahrhunderte schliefen, und wir erfahren mit Staunen, daß ihre Sehnsucht die unsere war. Zwischen Reichswald und Spessart ziehen die Straßen hin, an denen wehrfeste Burgen und freie Reichsstädte liegen. Das Volkslied der Vaganten und das Rotwälsch fahrenden Volkes erklingt. Wildbewegte Zeit ist. Deutschland in Fehde und Hader: Bauer gegen Ritter. Ritter gegen Bürger und Pfaffen. Fürsten gegen den Kaiser. Doch aus dem Chaos eines sterbenden Zeitalters wächst der Wille der Besten, die Größe der Vergangenheit zurückzugewinnen; und das deutsche Rittertum bewährt noch einmal in seinen edelsten Vertretern vom Schlage Huttens und Sickingens die Tugend echter Mannhaftigkeit, als es in der Königswahl von 1519 die französischen und englischen Anschläge auf die Freiheit des Reiches abwehrt. So weitet sich das Bild der Landstraße und die Fehde des Grafen Eberstein mit der Reichsstadt Nürnberg zum großen Spiegel deutschen Schicksals — und über zeitliche Not hin verheißt die Urkraft deutschen Wesens den neuen Anfang der deutschen Nation. Und wo Glaube ist, da wird immer die Zukunft sein.

Werner Wirths.

*) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der kulturelle Kampf gegen das Deutschtum

Es gibt merkwürdige Parallelen in der Geschichte. Sowohl bei den Friedensschlüssen am Ende des zweiten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts als beim Wiener Kongreß, die beide die Entwicklung Europas entscheidend beeinflußt haben, sprach man mit hohen Worten von einem Völkerbunde. Begeisterte Menschenfreunde setzten ihm schon vor hundert Jahren Denkmäler! Im Jahre 1813 stand Frankreich im Kampfe gegen die große Koalition, welche England, Preußen, Österreich und Rußland gebildet hatten. Es erlag und mußte sich den Frieden gefallen lassen, den die Sieger diktierten, ganz ähnlich, wie es hundert Jahre später Deutschland geschah. Aber die Grundsätze dieses Friedens waren andere als die von 1919/20. Talleyrand, der Vertreter Frankreichs beim Wiener Kongreß, anfangs fast verfemt und gemieden, erlangte wenige Wochen später den größten Einfluß. Es gelang ihm, Frankreich einen ebenbürtigen Platz neben den anderen Nationen zu sichern, indem er den Begriff der Legitimität im Gegensatz zum revolutionär-nationalistischen Prinzip formulierte und das Gottesgnadentum als staatsrechtlichen Begriff festlegte. Er gewann damit die Herzen der in Wien versammelten Könige, sicherte ihren Thron und hob gleichzeitig alle Rechte auf, welche die Sieger den Besiegten gegenüber errungen hatten. Trotz der vielen Grenzverschiebungen des Wiener Kongresses endete die 25jährige Kriegsperiode, in die Europa durch Frankreich gestürzt war, mit einem Frieden ohne Sieger und Besiegte. Ja, die Grenzen des neuen bourbonischen Frankreichs waren weiter vorgeschoben, als die Frankreichs unter Ludwig XVI. Immer wieder wurde betont, daß der Krieg nur Napoleon, dem Eroberer, gegolten hätte und nicht dem französischen Volke. So konnte Talleyrand am 11. April 1813 eine Protesterklärung gegen Napoleons Landung in Frankreich und seinen Einzug in Paris für die Alliierten entwerfen, welche lautete: „Europa . . . waffnet sich nicht gegen Frankreich, sondern für Frankreich, ebenso wie für seine eigene Sicherheit. Es kennt keine anderen Feinde, als Napoleon Bonaparte und diejenigen, die für seine Sache streiten." Und das war wirklich so.

Hundert Jahre später erklärten die Alliierten, vor allem Frankreich und England, der Kampf gelte nur der Monarchie, den Hohenzollern, nicht aber dem deutschen Volke. Er werde für die Freiheit aller Nationen geführt. Viele in Deutschland glaubten daran. Der „Friedensvertrag" hat sie eines anderen belehrt. Er hat dem deutschen Volke nicht nur eine übervolle Last an wirtschaftlichen Verpflichtungen auferlegt, den deutschen Staat militärisch machtlos gemacht und ihm seine Grenzgebiete entrissen, sondern der Kampf gegen die Deutschen überhaupt ist planmäßig von allen Seiten und mit allen Mitteln eingeleitet worden. Und zwar wendet er sich nicht allein gegen die im deutschen Staatskörper organisatorisch verbundenen Deutschen, sondern auch gegen den Einzelnen im fremden Staate, gegen seinen Privatbesitz, gegen seine Schulen, seine Wirtschaft und seine Kultur. Der deutsche Gedanke soll auch weiter geächtet bleiben, die schon vor dem Kriege begonnene und in viereinhalb Jahren mit allen Mitteln verstärkte Kampfweise hat keineswegs ihr Ende erreicht. Kein

Volk der Geschichte, nicht einmal das jüdische, hat auf allen Fronten zugleich je einen ähnlichen Angriff zu ertragen gehabt.

Das deutsche Volk als Staat hat zwei Gruppen von Feinden: die Gegner, welche es aus wirtschaftspolitischen oder militärischen Gründen zu demütigen und zu schwächen wünschen, und diejenigen, welche seinen völligen Untergang herbeiführen wollen. Zur ersten Gruppe gehören die angelsächsischen Staaten, voraus Großbritannien und seine Trabanten. Die Vernichtung des deutschen Überseehandels und seiner Handelsflotte, Zerstörung der deutschen Kriegsflotte, Schwächung der deutschen Wirtschaft waren Ziele des Krieges. Der deutsche Kaufmann sollte in seiner Konkurrenzfähigkeit gelähmt werden. Für diese Gruppe von Staaten war der Sieg im November 1918 errungen. Die Vernichtung, die durch den Vertrag von Versailles und die später folgenden Vertragsschlüsse von Spaa und London der zweiten Gruppe unserer Feinde gelang, ist den Interessen der ersten nicht mehr entsprechend gewesen und schaltete das europäische Gleichgewicht aus. Diese zweite Gruppe führt Frankreich, dessen „Sicherheit" Deutschlands Auflösung verlangt. Die Polen und die Tschechen, deren Volksgebiet wie ein Pfahl in das geschlossene Siedlungsgebiet der Deutschen hineinreicht, erhielten eigene Staaten von einem Umfange, der das eigene Volksgebiet um ein Beträchtliches übertrifft. Beide wurden zu Militärmächten, deren Aufgabe es war, im Verein mit Frankreich das Deutsche Reich niederzuhalten.

Vom Standpunkt der Grenzfragen aber verhalten sich diese Völker zum deutschen Volke außerordentlich verschieden. Frankreich ist ein kinderarmes Land. Trotzdem es im Vertrage von Versailles Elsaß-Lothringen mit 1,8 Millionen Einwohnern erwarb, ist die Gesamtbevölkerung des neuen Großfrankreich im Jahre 1921 zahlenmäßig geringer als die des kleinen Frankreich im Jahre 1914. Es ist klar, daß ein solcher an Menschenunterschuß leidender Staat ganz andere Politik betreiben wird, als ein kinderreiches Volk, das neuen Boden suchen muß. Er wird versuchen, geistig zu assimilieren, Menschen eines andern Volkstums, hier des deutschen, in sich aufzunehmen, für seine politische Idee dienstbar zu machen und vielleicht ganz allmählich auch hineinzuziehen in den Kreis der französisch Sprechenden. Diese planmäßigen französischen Versuche wurden 1871 durch den Vertrag von Frankfurt in Elsaß-Lothringen unterbrochen. Zweihundert Jahre lang hatte Frankreich das deutsche Elsaß besessen, ohne nennenswerte andere Fortschritte zu machen, als daß es ihm in der Zeit der Revolution gelungen war, eine breite Scheidemauer zwischen die Alemannen und Franken des Elsaß und Lothringens und ihren Blutsverwandten jenseits des Rheins zu legen. Das 19. Jahrhundert, vor allem die Zeit Napoleons III., war erfüllt mit Versuchen, der französischen Sprache einen breiteren Boden im Volke zu gewinnen. Den Ausgang dieser Bewegung ohne Dazwischenkommen des Jahres 1870/71 vermag niemand zu beurteilen. Sicher aber ist, daß es den Franzosen im Jahre 1918 nicht leicht fiel, dort wieder anzuknüpfen, wo vor 50 Jahren der Faden abgeschnitten worden war. Nun, in der Nähe besehen, enthüllen sich für viele die Franzosen ganz anders, als das idealisierte Bild des Franzosentums von ferne ausgesehen hatte. Die Verächtlichmachung alles dessen, was deutsch ist, Herabsetzung durch Wort, Schrift und Bild, die Demütigung, ja die Ausweisung von über 100 000 Deutschen, die nach 1870 im Elsaß eingewandert waren, die Einführung der französischen Sprache, soweit es nur irgendwie durchführbar war, im Theater und anderen öffentlichen Veranstaltungen, große Schaustellungen, womöglich in elsässischer Tracht, aber in französischer Aufmachung, reichster Ordenssegen, schönste Worte, das sind in großen Zügen die Kampfmittel. Gleichzeitig mit dem Vorstoß an dem Oberrhein geht heute noch eine französierende Welle über die Schweiz. Ich glaube, wir treten den welschen Schweizern nicht zu nahe, wenn wir sagen, daß sie in weit höherem Maße französisch sind, als irgendein Grenzdeutscher, sofern er nicht erst kürzlich vom Reich

oder Österreich abgerissen wurde, den deutschen Reichsgedanken vertritt. Erst die politischen Ereignisse des letzten Jahres, die französische Kanalfrage im Oberelsaß, welche die Rheinschiffahrt bis Basel in ihrem Bestande bedroht, und vor allem Frankreichs Vorgehen in der Zonenfrage von Savoyen haben den Schweizern die Augen aufgehen lassen, so daß der französische Gedanke wieder einiges von den Positionen verlor, die er erobert hatte. Anders in Belgien. Es wäre völlig falsch, die Vlamen zum deutschen Volke zu zählen, da sie sich wie die Holländer schon vor 300 Jahren von unserm Volke abgespaltet haben. Wer aber das breite Vordringen Frankreichs über die Grenzen seines geschlossenen Volksbodens hinaus darstellen will, darf seine Vorstöße an der Rhein- und Scheldemündung nicht übergehen. Belgiens Neutralität wurde vor 90 Jahren ausgesprochen, um es vor Frankreichs allzu großem Appetit zu schützen. England und Preußen garantierten Belgiens Bestand den Wünschen Frankreichs gegenüber. Der Weltkrieg, in dem so viele Staaten angeblich um Belgiens Freiheit willen eingriffen, hat de facto, wie es gerade die Politik der letzten Monate zeigt, Belgien gänzlich in Frankreichs Fahrwasser einlaufen lassen. Wir stehen vor der bezeichnenden Tatsache, daß ein Volk, das sich aus zwei nicht eigentlich französischen Stämmen zusammensetzt, den germanisch-fränkischen Vlamen und den kelto-romanischen Wallonen, durch eine von der französischen Kultur ergriffene, eine Fremdsprache redende Oberschicht, die wahren Belgier, regiert wird. Dabei macht die Französierung der Wallonen im geistig-politischen und im sprachlichen Sinne rasche Fortschritte, und nur das Vlamentum verharrt in einem bewußten Abwehrkampf, dessen Erfolge relativ bisher nicht unbedeutend, absolut gesprochen, aber minimal sind. Dieses Belgiertum hat in Eupen und Malmedy sich eine europäische Kolonie erworben und rund ein Sechzigstel der Bevölkerung bisher ausgewiesen. Es ist ein Stützpunkt des französischen Gedankens geworden und sichert durch seine Zollkontrolle in Luxemburg, die es an Stelle des Reiches errungen hat, und sein Vorgehen längs der holländischen Grenze gegen den Rhein den Vormarsch Frankreichs nach dem Osten. Im besetzten Gebiet kämpfen Frankreich und Belgien einen, wie wir glauben, letzten Endes aussichtslosen, aber doch sehr beachtlichen Kampf um die Seele des deutschen Menschen. Auch hier muß uns die Frage nach den Mitteln des Kampfes besonders beschäftigen. Die wichtigsten liegen auch hier in der geistigen Beeinflussung. Frankreich glaubt, seinen Anspruch auf die Deutschen des linken Rheinufers damit begründen zu können, daß es die Bewohner für germanisierte Kelten erklärt, die man nur von dem germanischen Panzer zu befreien braucht, um aus ihnen gute Gallier und Franzosen zu machen. Daraus ergibt sich: Kampf gegen das Preußentum, Erfindung unendlicher historischer „Beweise" und Weckung „historischer Erinnerungen". Daneben geht man aber mit praktischer Arbeit vor, eröffnet Schulen und Hochschulen, die französische Sprache und Kultur am Rhein verbreiten, veranstaltet Kunstausstellungen und gibt künstlerisch ausgestattete Zeitschriften heraus und was dergleichen mehr ist. Hat doch Frankreich in den Jahren vor dem Kriege und während des Krieges mit seiner glänzenden Außenpropaganda alle jene Mittel der Lockung ohne Gewalt systematisch ausgebildet, hunderttausend seiner besten Köpfe und hunderte Millionen von Goldfranken in den Dienst dieser Idee gestellt.

Die wirtschaftliche Expansion ist vielleicht nicht so sehr Sache der Franzosen. Mit Luxus- und Modewaren, mit Banken und Verkehrsbureaus versucht man dort Fuß zu fassen, wo eine überragende einheimische Industrie im Grunde solche Versuche von vornherein aussichtslos erscheinen läßt.

Dem Typus der kinderarmen Länder gehört aber nicht nur Frankreich an, sondern zu ihm sind noch andere Nationen zu zählen, die dem Bestande unseres Grenz- und Auslanddeutschtums gefährlich werden können. Ich gehe hier auf die

Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht ein, in denen vielleicht weniger Kinderarmut, als die Notwendigkeit, die noch immer dünn besiedelten Flächen des Landes zu bevölkern und die heterogenen Elemente der Bevölkerung einander anzugleichen, geradezu großartige Entnationalisierungsmaßnahmen herbeigeführt hat. Die Dinge liegen aber in den Vereinigten Staaten ganz anders als auf dem europäischen Kontinent, weil hier der Einzelauswanderer auf der Suche nach einer neuen Heimat aus dem festen Verbande eines Volkstums gelöst wird, ja gelegentlich sich selbst freiwillig gelöst hatte, und vielleicht sogar danach strebte, ein neues Volkstum anzunehmen. Ich sage gelegentlich. Die Zahl der Ausnahmen ist nicht klein. Ein anderer Fall ist Ungarn. Das Volk der Magyaren zählte vor 50 Jahren nur einige dreißig Prozent der Bevölkerung seines Staatsgebietes. In wenigen Jahrzehnten stieg die Zahl der Ungarn auf 50 Prozent, um dann etwa 10 Jahre vor dem Kriege 55 Prozent zu erreichen und stabil zu bleiben. Leider sind die ungarischen Statistiken nicht so durchgearbeitet, daß es möglich wäre, ein genaues Bild über die Bevölkerungsverschiebungen von einer Nationalität zur anderen zu erreichen, eine Aufgabe, die sich unserer Wissenschaft noch eröffnet. Erwiesen ist aber, daß im Durchschnitt die Nationalitäten in Ungarn weit kinderreicher sind als die staatsführenden Magyaren, und daß aus der starken Auswanderung der Slowaken und Rumänen vor dem Kriege nicht die Magyarisierung der Minderheiten erklärt werden kann. Trotzdem der ungarische Staat zerschlagen ist und der weitaus größte Teil der Minderheiten heute Nachfolgestaaten angehört, ist diese Tatsache auch heute noch für uns sehr bedeutsam. Denn einmal handelt es sich hier um typische Vorgänge, zum andern beträgt die Zahl der Deutschen in Restungarn noch immer über 500 000 und bildet die weitaus größte Minderheit im Staate. Das Gemeinsame zwischen französischer und ungarischer Politik liegt im Negativen. Das ungarische Volkstum hat es nicht nötig, den Deutschen von seinem Grund und Boden zu vertreiben und sich an seine Stelle zu setzen. Wie in Frankreich war es der Staatsgedanke, der die Magyaren zur Magyarisierung, zur Entnationalisierung der Minderheiten veranlaßte. Erst der Ausgleich des Jahres 1868 hatte aus den Ländern der ungarischen Krone eine geschlossene Nationalität entstehen lassen, mit magyarischer Staats- und Verwaltungssprache. Jahrhundertelang war Ungarn ein Herd religiöser und nationaler Freiheit gewesen, und das Überwiegen der lateinischen Sprache hatte von vornherein jede Magyarisierung durch das Verwaltungswesen ausgeschlossen. Erst das Einsetzen einer chauvinistischen Schul- und Beamtenpolitik, welche besonders die höheren Stände der Magyarisierung zuführte, gab die entscheidende Wendung. Auf dem Boden dieser neuen Verwaltungspraxis konnten die aufblühenden Städte, die in älterer Zeit außer von Deutschen fast ausschließlich von Juden bewohnt waren, um so leichter der Magyarisierung verfallen, als die Schulpolitik den Nachwuchs in kürzester Zeit in magyarischem Sinne beeinflußte. Insbesondere die Juden erwiesen sich als wenig widerstandsfähig. Auszuschließen sind von solcher Darstellung nur die siebenbürgischen Sachsen, welche dank ihres besonders gefestigten Volkstums ihre alten Vorrechte bis zu einem gewissen Grade aufrecht erhielten und ihre alte Kultur frei bewahren durften. Anders ist es mit den Zipser-Sachsen, die schon zahlenmäßig schwächer waren, anders vor allem mit den erst 200 Jahre alten und noch jüngeren bäuerlichen Kolonien in Südungarn. Wieder anders mit den dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet angehörigen Burgenländern. Nahm man auch den Bauern nicht auf gewaltsame Weise die deutsche Umgangssprache, so wurden durch Schule und Hochschule alle Quellen der deutschen Kultur abgeschnitten. Auf tausend Wegen wurde klar gemacht, daß alle höhere Kultur, die Kultur der Herren des Landes, die magyarische sei, ebenso wie die Sprache der Verwaltung, des Gerichtes, der Kirche, der gebildeten Welt. Jede Verlegung des Wohnsitzes in eine Großstadt, jede Los-

lösung vom Boden und Beruf der Väter war, wie jeder Aufstieg in sozial höhere Schichten, nur möglich durch den Eintritt in das fremde Volkstum. Jede Volksbildungsmaßregel wurde daher der Entnationalisierung dienstbar, sie half mit zur Magyarisierung.

Im allgemeinen ist diese Bewegung ohne deutlich sichtbare Härten vor sich gegangen, zumal das Ungartum ja mit außerordentlicher Loyalität jeden Renegaten in sich aufnahm und ihm die Wege zum Emporkommen öffnete. So kam es, daß es dem bäuerlichen Deutschtum bald an Lehrern gebrach, da alle Intelligenz eben unrettbar im magyarischen Topfe verschwand. Gewaltakte sind nur geschehen, sowie jemand versuchte, die Deutschen zu organisieren. So wurden die deutschen Theater in Budapest und sonstige deutsche Kulturstätten im Lande unerbittlich geschlossen. Kennzeichnend ist, daß nur ein einziger deutscher Verein, wenn man von den ausschließlich reichsdeutschen Vereinen absieht, in Ungarn die Erlaubnis der Behörden erhalten hat, und daß diese Bewilligung bereits mehr als 60 Jahre zurückliegt. Bemerkenswert ist, daß es bis zum Jahre 1918 außer einer reichsdeutschen Schule, die nur von reichsdeutschen Kindern besucht werden durfte, außerhalb Siebenbürgens nicht eine einzige Schule mit deutscher Sprache in Ungarn gab. Es ist hier nicht die Aufgabe anzuklagen, sondern festzustellen. Darum können wir uns den Nachweis ersparen, durch welche Mittel, die fast immer gesetzlich waren, die bestehenden deutschen Schulen in den siebziger und achtziger Jahren zum Erliegen gebracht wurden. Interessant ist es aber, festzustellen, daß seit dem Umsturze, obwohl seither eine Reihe sehr liberaler Verordnungen erlassen und weitgehende Versprechungen gemacht wurden, rein deutsche Schulen mit deutschen Lehrern wohl bis heute noch nirgendwo in Ungarn bestehen, daß auch außer Geselligkeitsvereinen noch heute keine Verbände wirtschaftlicher Natur auf Grund des Vereinsgesetzes zugelassen sind. Wenigstens ist es nicht gelungen, irgendwie sichere Daten darüber zu ermitteln. Richtig ist, daß in einigen Orten von Lehrern deutscher Abkunft, die freilich durch magyarische Schulen gegangen sind, soviel wir wissen, in einem sehr mangelhaften Deutsch einige deutsche Unterrichtsstunden erteilt werden. Was das deutsche Volk in Ungarn dem ungarischen Staate und dem magyarischen Volkstum an Kraft und Intelligenz gegeben hat, geben mußte, das wird niemals mit Sicherheit festgestellt werden können, zumal die Magyaren jedem, der es wollte, außerordentlich liberal magyarische Vor- und Familiennamen gaben. Ein Namenswechsel kostete vor dem Kriege eine Krone Einschreibgebühr und war in vielen Fällen nicht nur die Vorbedingung zur Erlangung einer gesellschaftlichen Stellung, sondern auch höherer Ämter.

Wirtschaftliche Maßnahmen gegen das Deutschtum hat man auch in Frankreich nicht getroffen. Im Gegenteil, sowohl im Elsaß als auch in Ungarn wurde das bäuerliche Deutschtum, soweit der Staat dazu überhaupt imstande war, gleichmäßig gefördert. Ganz anders sind die Gruppen der kinderreichen Völker vorgegangen. Hierher gehören in erster Linie, wie schon gesagt, die Polen und Tschechen, hierher Rumänen, Slowenen und Serben, Russen und Esten und sogar die an sich kinderarmen Letten, welche aber die Politik ihrer kinderreichen deutschfeindlichen Nachbarn mitgemacht haben. Alle diese Völker haben den gleichen Kampf wie die Franzosen und Ungarn gegen die deutsche Kultur und gegen den deutschen Gedanken geführt. Sie haben aber Schwächungen des Deutschtums in verstärkter Form durch den Kampf um den Boden verursacht. Die Schärfe des Kampfes liegt nicht auf den kulturellen Gebieten, sondern im Kampf um den Privatbesitz an Grund und Boden, in Stadt und Land, an landwirtschaftlichen, an industriellen und kaufmännischen Betrieben. Bezeichnend ist, daß die deutschfeindliche Bewegung, ganz gleich, ob sie von einem Staate (Rußland, Lettland, Polen, Tschechien), oder ob sie von den damals noch staatenlosen

Polen und Tschechen gegen die Deutschen geführt wurde, sich hauptsächlich auf wirtschaftliche Maßnahmen erstreckte. Neben den großen slawischen Schul- und Turnvereinen, die in erster Linie der Stärkung des eigenen Volkstums dienen sollten, entwickelten diese Völker großartige wirtschaftliche Verbände und nationale Banken. Der Aufkauf von Grund und Boden, seine Besiedelung mit Slawen ist das Kennzeichen des Kampfes der deutschen Ostmark, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Krain und der Untersteiermark. Er ist ebenso der Kampf der neuen staatsführenden Völker der Randstaaten. Diese Vorgänge, die unter dem Deckmantel von Agrarreformen sich abspielen, erwecken heute schon in weiten Kreisen Beachtung. Der große Vorstoß der Slawen nach mehr als tausendjähriger Ruhepause verbirgt sich dahinter. Um zur Abwehr erfolgreich Kräfte sammeln zu können, gilt es, die Grundlagen dieser Vorgänge zu erkennen. Die dritte Bundestagung des Deutschen Schutzbundes in Allenstein zu Pfingsten dieses Jahres soll dazu helfen. Sylvanus.

Politische Rundschau

Die Konferenz von Washington löste nicht die Probleme, die ihr gestellt waren. Es glückte ihr jedoch, die Gegensätze, die durch die Lage am Stillen Ozean krisenhaft geworden waren, geschickt zu verschleiern und zu verdecken. Wohl als unvorhergesehenes Ergebnis ließ sie außerdem die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten an ihrer unbedingten und rein gefühlsmäßigen Vorliebe für Frankreich irre werden. Anscheinend durch beides ermutigt, faßte Lloyd George den Gedanken, durch eine europäische Konferenz auch die englischen Schwierigkeiten zu beheben, so wie Harding die Vereinigten Staaten entlastet hatte, und damit seine persönliche Stellung wieder zu befestigen. Vielleicht war es möglich, Frankreich in Genua ganz und gar zu vereinsamen, wenn man die Frage der Abrüstung und einer gegenseitigen Friedensverbürgung der europäischen Staaten dort aufwarf. Denn es war anzunehmen, daß Frankreich der Abrüstung widersprechen werde, wie es ihr in Washington widersprochen hatte. Dann konnte England die Führung Europas übernehmen und die Fahne des wirtschaftlichen Wiederaufbaus der Mitte und des Ostens erfolgverheißend schwingen. Unter dem Hinweis darauf ließen sich die Wahlen daheim endlich ausschreiben. Auch konnte Rußland von England nur unter Zuziehung des amerikanischen Kapitals aufgebaut werden. Damit ergab sich eine weitere Bürgschaft für den Bestand der in Washington angebahnten Wirtschaftsgemeinschaft der beiden angelsächsischen Völker; sie war noch stützungsbedürftig genug.

Die Konferenz von Genua ist nun zu Ende. Am 19. fand ihre Schlußsitzung statt. Nicht einmal der Schein kann erweckt werden, daß Lloyd George die Absichten, die er mit ihr verfolgte, auch erreichte. Für die Einschätzung des demnächstigen Ablaufs der Dinge ist es von entscheidender Bedeutung, daß wir darüber einer Meinung werden. Ein Teil der deutschen Zeitungen versucht freilich, zum wenigsten noch den Mann zu retten. Unsere Journalisten, Beamten und Sachverständigen haben sich von Lloyd George beim persönlichen Zusammensein mit ihm ähnlich blenden lassen, wie es ihnen regelmäßig mit Erzberger erging, wenn sie von ihm geleiteten Verhandlungen beiwohnten. Von der „Kölnischen Zeitung“ bis zum „Tag“ macht sich ein Bedauern geltend, daß die Landsleute Lloyd Georges vielleicht nicht ebenso viel Verständnis für ihn haben möchten als wir Deutsche und ihn schließlich gar bei seiner Heimkehr von seinem Ministersitze stürzen.

Tatsächlich lag die Führung der Konferenz schon vom Ostersonntag ab in den Händen der Russen. Sie hatten Genua vortrefflich vorbereitet. Nachdem sie schon vorher die Randstaaten einschließlich Polens durch die Rigaer Unterschrift vom 30. März gleichsam neutralisiert hatten, brachten sie durch den Vertrag von Rapallo Deutschland hinter sich und setzten dann entschlossen ihr Brecheisen dort an, wo die Mauer der Westmächte am ehesten zertrümmert werden konnte. Sie trieben die Spannung zwischen England und Frankreich immer schärfer hervor. In den Franzosen reizten sie durch verletzende Worte die Lust zum Widerstande. Schon der Vertragsabschluß mit uns machte es den Franzosen seelisch fast unmöglich, noch weiter in Genua mitzutagen. Die Züchtigung, die Tschitscherin den Polen erteilte, weil sie an den Verhandlungen teilnahmen, auch nachdem wir davon ausgeschlossen worden waren, traf die Franzosen mit ins Gesicht. Bei den Engländern dagegen nützte Rußland das Verlangen der angelsächsischen Wirtschaft nach Verständigung und das Bedürfnis Lloyd Georges nach einem Ergebnis der Konferenz aus. Lloyd George wurde von den Russen ganz ebenso wie Poincaré zum Mitspieler ihres überlegenen Spiels gemacht. Franzosen und Belgier waren am Schlusse der Konferenz aus den Verhandlungen ausgeschaltet. Der kleine Verband wußte nicht mehr, wohin sich wenden. Benesch' Ruf weist infolgedessen schon empfindliche Schwankungen auf. Von Lloyd Georges Friedensversicherung konnte nicht mehr geredet werden. Man begnügte sich mit der Verkündung einer kurzen Waffenruhe zwischen Rußland und den Westmächten, der kaum sachlicher Wert eignet. Inzwischen soll ein Ausschuß wirtschaftlicher Sachverständiger Ende Juni im Haag zusammentreten, um nochmals eine Vermittlung zwischen dem angelsächsischen Kapitalismus und dem russischen Proletariat zu versuchen. Deutschland wird im Haag nicht hinzugezogen werden. Gegen seine Übergehung erhoben die Russen, nicht jedoch die Regierung Wirth-Rathenau Einspruch. Eingeladen wurden die Vereinigten Staaten. Sie sagten auf der Stelle ab.

Lloyd George hat während der Konferenz viel und nach allen Seiten hin geredet, jedem Grobheiten und jedem Liebenswürdigkeiten gesagt. Zum Schluß ging es uns wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Die rein demagogische Weise des Walliſers, in einer Lage, die ihm über den Kopf wächst, sich zu helfen, ließ ihn in Genua am Ende nicht besser abschneiden als in Cannes. Die Franzosen sind zwar diesmal nicht abgereist, aber dafür waren die Russen zur Stelle. Als die Politiker der Westmächte offensichtlich versagten, drängten sich plötzlich die Vertreter ihrer materiellen Interessen in der Sorge, daß ihnen die russische und deutsche Beute entgehen könnte, unverhüllt hervor. Im Augenblicke, als sich Franzosen und Engländer in voller Leidenschaft gegenübertraten, wurde das Ölabkommen zwischen der Shellgruppe und den Russen getätigt. Der Eindruck war stark. Man durfte sich fragen, ob die Russen dadurch ebenso zwischen den angelsächsischen Kapitalistengruppen Zwietracht säen wollten, wie sie schon die Zwietracht der Franzosen und Engländer zur hellen Flamme angeblasen hatten. Notdürftig waren die englischen und amerikanischen Ölinteressen zur Zeit der Washingtoner Konferenz ausgeglichen worden. Der Ausgleich war das am wenigsten geglückte Stück der Konferenz. Jetzt war er mit einem Schlage wieder in Frage gestellt. Die Amerikaner meldeten ihren Einspruch an. Seitdem vergeht kaum ein Tag, ohne daß sich die Kapitalisten mehr und mehr vor die Staatsmänner drängen. In der „Revue de France" wird französischerseits vorgeschlagen, daß die deutsche Staatsschuld in eine Privatschuld verwandelt werde. Man könnte eine internationale Anleihe zur Tilgung unserer Reparationsschulden unterbringen, wenn man unseren Staatsbesitz, unsere Eisenbahnen, unsere Zechen in die Verwaltung eines gemischtwirtschaftlichen Konsortiums aus deutschen und ausländischen Kapitalisten bringt. „Wir wollen zu Stinnes gehen." Fast gleichzeitig kündigt der

Amerikaner Morgan an, daß er den Plan zu einer solchen Anleihe in Höhe von mindestens einer Milliarde Dollars schon fertig habe. Zwischenein beurteilen mißvergnügte englische Beobachter die amerikanische Politik dahin, daß sie die diplomatischen Schwierigkeiten und den Ärger anderen überlasse, beim Geschäft aber nicht zu kurz kommen wolle; sie habe die Einladung nach dem Haag nur deshalb so rasch und bestimmt abgelehnt, damit sich die Bolschewisten noch stärker zu einer Verständigung mit dem westlichen Kapital gedrängt fühlten.

Wo ist der Traum von der Begründung der neuen Weltordnung auf das Recht geblieben, der uns im Herbst 1918 die Waffen aus den müde gewordenen Händen werfen ließ, als wenn wir aus der Welt der Finsternis plötzlich herausträten und Kinder des Lichtes würden? Es war nur der letzte fromme Betrug, den der angelsächsische Kapitalismus kraft seiner Herkunft aus dem Puritanismus an sich selbst und der Welt verübte. Er hat dereinst alles echte religiöse Leben, das im Puritanismus umlief, in sich aufgesogen und seinen sehr irdischen Zwecken dienstbar gemacht. Allmählich hat er es ganz ausgetrocknet und überwunden. Heute ist nur noch der nackte Materialismus übrig. Die geschändete Volksseele aber wird sich rächen. Aus ihren fernsten Tiefen inmitten des östlichen Slawentums droht wieder stärker als je die strafende Abwehr.

Die Rolle der deutschen Vertretung in Genua ist die ganze Zeit hindurch mehr als bescheiden geblieben. Dadurch, daß uns die Russen, als alle andern noch scheu um einander herumschlichen, zu ihrem ersten großen Schlage brauchten, wurden die Herren Wirth und Rathenau für einen Augenblick gleichsam in den Widerschein eines bengalischen Feuers gerückt. Wenige Tage später standen sie wieder im Dunkeln. Je nachdem Lloyd George oder die Russen die deutsche Karte zu verwerten für gut fanden, sah sich die deutsche Vertretung wohl auch nachher noch einmal bemüht. Zur Wahrnehmung deutscher Interessen aber kam sie nicht. Niemand hatte einen Sinn dafür. Die ursprüngliche Hoffnung, daß zuletzt doch vom Reparationsproblem und von Versailles gesprochen werden müßte, war erledigt, als die Russen die Führung der Konferenz an sich rissen und auf die Verfeindung Englands und Frankreichs hinarbeiteten. Was man in unseren Zeitungen demgegenüber von der Entstehung einer Atmosphäre in Genua redet, die die Politiker und Wirtschafter einander weiterhin nähern werde, ist nichts als Gerede. Es gehört zum Wortschatz der Bethmann Hollwegschen Zeit und war an denselben Stellen bei verwandter Gelegenheit ähnlich schon vor dem Kriege zu lesen.

Beachtenswert ist das Eingreifen des Vatikans in den Verlauf der Konferenz. Seine Bereitschaft zu einem kirchenpolitischen Abkommen mit den Bolschewisten sollte offenbar auf Belgien und Frankreich wirken und sie nachgiebig gegen die Absichten Lloyd Georges stimmen. Wieder wie im Sommer 1917 wurde der englische Einfluß auf die kuriale Diplomatie sichtbar, und wieder wie damals hat sich diese vergeblich für die englischen Hoffnungen eingesetzt. Frankreich und Belgien folgten ihr nicht. Für uns aber wäre es wesentlich, zu wissen, ob die Kurie von Herrn Wirth mitberaten wurde. Die Einschätzung des Zentrums in Rom ist noch immer nicht gering, und das Zentrum scheut nicht davor zurück, immer neue Verantwortungen zu übernehmen, die vielleicht für die katholische Kirche ebenso verhängnisvoll sind wie für die Sache des deutschen Volkes.

Mit uns gehören die Neutralen zu den Enttäuschten der Konferenz. Erklärlicherweise. Die Konferenz wurde wieder zu einem ersten Ringen echter Mächte untereinander nach dem Weltkriege. Da mußten sich die Neutralen in ihrer Ohnmacht in den Hintergrund verziehen. Die Großmächte hatten mit sich zu tun. Unwillkürlich trat unsereinem bei dem Schauspiel die Klage Tirpitzens in seinen Erinnerungen wieder ins Bewußtsein, daß das Reich seine Aufgabe vor dem Kriege

nicht in der Unterstützung der schwächeren europäischen Staaten gegen Nichtachtung und Schädigung durch die Großen begriffen habe. Die Neutralen aber versäumten nicht minder ihre Aufgabe im Kriege, als sie uns im Stiche ließen und im Gegenteil die Sache unserer Feinde durch offen an den Tag gelegte Voreingenommenheit gegen uns förderten. Nun haben einstweilen wir und die Neutralen das Nachsehen. Welche Lehren werden wir und die Neutralen aus der schmerzlichen Erfahrung ziehen? Einzig Spanien machte im Kriege eine unvergeßliche Ausnahme. Spanien steht denn auch trotz aller Hemmungen von Marokko her unter den Neutralen in Europa am besten da.

Frankreich machte der Schweiz, nachdem sie im vorigen Jahre das Zonenabkommen hingenommen hatte, nunmehr gründlich klar, was der Versailler Vertrag politisch und wirtschaftlich auch für die Neutralen bedeutet. Es zwang sie in Straßburg zu einer „Verständigung" über den Oberrhein, wodurch die Schweiz tatsächlich vom Rhein abgeschnürt und zum Hinterlande von Marseille und Cette gemacht wird. Der Rhein ist Frankreichs Grenze, nicht Frankreichs Strom. Er ist für Frankreich nicht die Schlagader des mitteleuropäischen Verkehrs. Seine Lähmung hat ärgere Folgen für das gesamte mitteleuropäische Wirtschaftsleben, als alle Anleihen wieder gutmachen können. Insofern beleuchtet das Straßburger Rheinabkommen viel richtiger das Maß von Einsicht in die wahre Not Mitteleuropas und in die Aussichten auf ihre Abstellung als das ganze Getue von Genua. Gleich nach ihm sind die Besprechungen zwischen Holland und Belgien über die Scheldemündung wieder aufgenommen worden. Wir wollen unseren holländischen Blutsverwandten aufrichtig wünschen, daß das Scheldeabkommen nicht zur Ergänzung des Rheinabkommens werde.

Der Mißklang, mit dem die Konferenz von Genua endigte, war der Auftakt zu dem, was unsere Feinde nach dem 31. Mai mit uns der nicht geleisteten Reparationen wegen planen. Unser Finanzminister weilt seit der Mitte des Monats dort, wo allem Ermessen nach allein die Entscheidung liegt, in Paris. England wird schwerlich einen maßgeblichen Einfluß auf die Reparationskommission auszuüben versuchen. Was aber Frankreich tun wird, darüber dürfte jede Voraussage unmöglich sein. Die Konferenz läßt Westeuropa im Zustande völliger Verwirrung zurück. Auch Poincaré wird sich deshalb doppelt und dreifach Maßnahmen überlegen, deren Tragweite für die gesamteuropäische Politik nicht im geringsten von ihm übersehen werden kann. Dazu kommt die instinktive Furcht der Franzosen vor den Russen. Schon einmal ist das Kriegsglück der Franzosen von den Russen gewendet worden. Allerdings ist es möglich, daß die französischen Heerführer gerade durch diese Furcht dazu getrieben werden, ihre Sicherungsstellungen über den Rhein hinaus gegen die Elbe hin vorzurücken. Nach der Beurteilung, die uns gegenüber der Regierung Wirth von Anfang an angebracht schien, ist die Sorge berechtigt, daß sie Frankreich durch die ihr eigene Schwäche und Ängstlichkeit die Entscheidung für die Gewalt eher erleichtern als erschweren wird. Sogleich als sich die „Frankfurter Zeitung" gegen die Mitte des Monats hin einmischte und aus Paris Klagen über das abwartende Verhalten der deutschen Regierung brachte, das die uns Gutgesinnten in Frankreich abstoße, war anzunehmen, daß eine heimliche Abrede zwischen Berlin und Paris im Gange sei. Die Vermutung ist sowohl durch den Wortlaut der letzten deutschen Note wie durch das Verhalten der Franzosen seither bestätigt worden. Heute müssen wir immerhin damit rechnen, daß das Ende die französische Aufsicht über unsere Finanzen und die Aufsicht einer internationalen Kapitalistengruppe über unsere Wirtschaft sein wird, die eine auf dem Wege über die Regelung unseres Haushalts, die andere auf dem Wege über die Anleihe. Frankreich mag dann noch zwischenein „Sanktionen" für notwendig erachten, auf die es nicht wieder verzichten würde.

Am schwersten lastet der Druck der Stunde ohne Zweifel auf dem Rheinlande. Wenn die Franzosen dort zugreifen zu können glauben, ohne daß sich England unmittelbar dagegen auflehnt, werden sie sich schwerlich lange besinnen. Festgesetzt haben sie sich endgültig in Oberschlesien. Sie benutzten die Schlußsitzung des völkerbündlichen Schiedsverfahrens zur gleichzeitigen Unterzeichnung von vier Abkommen politisch-wirtschaftlichen Inhalts mit Polen, die den Preis bezeichnen, den Polen für die französische Unterstützung zu zahlen hat. Er ist nicht bescheiden bemessen worden.

Der Verlauf von Genua, die Besorgnisse der Franzosen vor den Russen, das vorigjährige Durchhalten der türkischen Nationalisten, das kräftige Auftreten der Russen in Genf gegen die Fernhaltung der Türken von Genua durch die Engländer, die Zusammenkunft der Vertreter der mohammedanischen Bevölkerungen in Genua während der Konferenz und das türkisch-italienische Abkommen, das sachlich durchaus ein Seitenstück zu dem russisch-deutschen Vertrage von Rapallo bildet — all das läßt in unseren Empfindungen immer deutlicher die Ahnung des östlichen Aufstiegs entstehen. Ist es den Russen Ernst mit ihrem Verzichte auf die Durchführung der kommunistischen Grundsätze, oder lockten sie damit die Westeuropäer nur nach Genua? War es nur eine ungeheuerliche Überrumpelung der nach Verständigung und Profit gierigen Westeuropäer, als die Russen diese in Genua dazu beredeten, ihre Sozialisierung des Privateigentums anzuerkennen und nur noch die Nutznießung durch die früheren Eigentümer zu begehren? Rüstet sich die bolschewistische Propaganda zum Anlauf gegen die westlerischen Stammburgen der kapitalistischen Gesellschaft, weil sie ihren Zersetzungsprozeß für weit genug fortgeschritten hält? Fragen, Fragen, Fragen!

Inzwischen führte in Ostasien der Mitte April ausgebrochene Krieg zwischen den chinesischen Generälen zu einer ersten Entscheidung. Der von England begünstigte General Wupeifu hat die Truppen des Japanerfreundes Chang Tso lin vor Peking geschlagen und Peking besetzt. Darauf hat Chang Tso lin mit der Unabhängigkeitserklärung der Mandschurei, in der er zu Mukden seinen Sitz hat, geantwortet. Japan bewahrt volle Zurückhaltung, zeigt in Schantung sogar Entgegenkommen gegen die chinesischen Wünsche, hat mit seiner inneren Krise heftig zu kämpfen, kann aber doch wohl einstweilen nur Nutzen aus der Zerreißung Chinas ziehen. Eher ist vielleicht, wenn schon nur mittelbar, Frankreichs Stellung durch die Vorgänge in Ostasien betroffen. Es scheute in Washington wie in Genua nicht den Anschein engen Verbundenseins mit Japan. Wir Deutsche wissen aus Erfahrung, was ein durch eigene Nöte festgelegter Bundesgenosse (wenn er der einzige ist!) bedeutet.

Pertinacior.

Karl Larsen: Udvalgte Skrifter. Vier Bände. Köbenhavn 1921, M. P. Madsens Boghandel.

In diesen vier hübschen Bänden ist Karl Larsens dichterisches Lebenswerk vereinigt. Es fehlen, soviel ich sehen kann, nur die Theaterstücke und das große autobiographische Romanwerk, von dem bisher nur der erste Teil (1920) veröffentlicht worden ist. Indem man die Bände durchblättert, Altes wieder auffrischt, noch Unbekanntes sich zu eigen macht, wird man sich aufs intensivste dieser kraftvoll und klar gezeichneten, sicher in sich begründeten und geschlossenen literarischen Persönlichkeit bewußt, die das Verwischte, das Halbschlächtige, das Gemachte und das in sich Unwahre durchaus ablehnt und mißachtet und aus einer eingeborenen aufrechten und männlichen Gesinnung überall nach dem Wesentlichen und Wirklichen strebt und greift. Es gibt in Karl Larsens Arbeiten keine Koketterie: keine Koketterie mit dem Leser, keine Koketterie mit Stoff oder Form; ein Wille zu reiner Objektivierung der dichterischen Vorstellungen ist am Werk, und diese Aufgabe wird durchgeführt mit jenem tiefen Ernste zur Sache und jenem disziplinierten Können, die die Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens ausmachen. Karl Larsen müßte nicht geistig ein Kind der achtziger Jahre sein, bildete nicht das Psychologische den Nerv seiner Dichtung. Aber seine Psychologie trägt eigene Züge. Mir scheint, daß die fran-

zösische Psychologie zuletzt in einer Neugier wurzelt, in der Neugier, den „Mechanismus des menschlichen Herzens" auseinanderzunehmen und zu analysieren, während die Psychologie der Russen einen religiös-märtyrerhaften Zug aufweist: den Drang, sich selbst zu zerwühlen und die andern zu zerwühlen, um anzuklagen, zu erwecken, zu bekehren. Von diesem russischen Zuge spürt man bei dem Dänen kaum etwas, eher schon einen Schuß psychologischer Neugier; das Entscheidende aber bleibt eine echt germanische Eigenschaft: die Freude an den Dingen, die Liebe zum Leben, dem unendlichen Leben, dem großen wie dem kleinen. Und zum kleinen fast noch mehr als zum großen — nichts kann germanischer sein. Karl Larsen hat geradezu eine Passion für die Welt der Kleinbürger, der Spießer, für wunderliche, verbogene, von den Stürmen des Lebens arg mitgenommene, vielleicht selbst an den Strand geworfene Existenzen, und da weiß er nun mit dem Blicke liebevollen Verständnisses so viel Echtes, Feines und Zartes, so viel Menschliches herauszuholen, daß seine Gestalten uns so recht ans Herz wachsen. Seine Schilderung ist scharf, ohne ätzend, sein Humor warm, ohne sentimental zu werden; die Plastik der Darstellung ist schlechthin unübertrefflich — man muß Fiolstraede, Graabrödretorv und den Kopenhagener Hafen ein wenig kennen, um die Meisterschaft zu ermessen, mit der Sprache, Denkweise und Gefühlsleben dieser Menschen gepackt sind. Sein Hans Peter Egskov, der Kopenhagener Kleinbürger, sein Kresjan Oesterbro, der Kopenhagener Proletarier, sind in Dänemark längst zu klassischen, beinahe sprichwörtlichen Gestalten geworden.

Eine Klasse für sich bilden die beiden unter dem Titel „Der Besuch des Todes" vereinigten Arbeiten „Mene-Mene" (1908) und „Der Spiegel der Lüge" (1917). Wie soll man sie bezeichnen? Am ehesten vielleicht noch als Visionen — aber es sind Visionen ohne Mystik, visionäre Niederschläge grimmiger Wirklichkeit. Der Tod besucht Dänemark und hält Umschau, der Tod trifft die Lüge und die Eitelkeit und spricht sich mit ihnen aus. In „Mene-Mene" lebt ahnungsvolle Katastrophenstimmung, im „Spiegel der Lüge" ist die Katastrophe — der Weltkrieg — zur schrecklichen Gegenwart geworden. Mit Erschütterung wird man Zeuge von der vor nichts zurückschreckenden Wahrhaftigkeit, mit der hier ein Dichter und ein Mann seinem Volke den Spiegel vorhält, und wenn der künftige Geschichtsschreiber der Weltkriegszeit so manches wird erwähnen müssen, was dem dänischen Volke keine Ehre macht, so wird Karl Larsens „Besuch des Todes" die dänische Ehre retten. Aber nun, da wir selbst in ungeheuerlich vergrößertem Maßstabe das Schicksal Dänemarks von 64 erlitten haben, nun, da wir selbst besiegt, gedemütigt, aufs äußerste verringert und innerlich zerfleischt sind, nun ist „Dödens Besög" auch für uns geschrieben. Nostra causa agitur! Ich wünschte, ganze Seiten daraus mitteilen, ganze Gedankenfolgen deutschen Lesern einbrennen zu können — der Raum verweigert die Gelegenheit, und so begnüge ich mich, eine einzige Stelle auszuheben, in der Karl Larsen vom Hasse, vom r e c h t e n Hasse spricht: „Der Haß, der aus der Demütigung der Völker erwächst, ist nur gut, wenn er sich nach innen richtet. Gegen Schlappheit und leeres Geschwätz, gegen Hochmut und Phantasterei, die immer die Voraussetzungen des Verfalls gewesen sind, aus dem unzufriedene Untergebene oder entschlossene Nachbarn und Nebenbuhler Nutzen zu ziehen verstanden. Ehre sei dem Hasse gegen seine eigenen Fehler!" A l b e r t D r e s b n e r.

D i e z u k ü n f t i g e n d e u t s c h e n A r b e i t s g e r i c h t e. Von Landgerichtsrat Eugen M e y e r. Berlin 1922, Robert Engelmann. 39 S.

Auf dem Gebiete des Arbeitsrechts spielt augenblicklich der Kampf um die Arbeitsgerichte eine große Rolle, nicht mehr um ihre Errichtung, um Zusammensetzung oder Verfahren, sondern um ihre Stellung im Gesamtbau des Behörden- und Gerichtswesens. Die Parteien spalten sich in zwei Lager, von denen die einen Sondergerichte verlangen, die andern aber Eingliederung in die ordentliche Gerichtsbarkeit, in die Amtsgerichte. Die kleine Schrift von Landgerichtsrat Eugen Meyer über die zukünftigen deutschen Arbeitsgerichte, zuerst als Vortrag in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung gehalten, nimmt zu dieser Frage Stellung. Meyer setzt in überzeugenden Ausführungen seinen Standpunkt auseinander, er weiß sich mit der Justiz darin einig, daß die Errichtung von Sondergerichten eine Zertrümmerung der Rechtseinheit bedeuten und auf allen Gebieten allmählich Sondergerichtsbarkeit erzeugen würde, und er sieht, indem er die Kernfrage in einen geschichtlichen Rahmen stellt und von der Vergangenheit her beleuchtet, gewarnt durch die Auswüchse, die während des Ständewesens im Mittelalter sich gebildet hatten, mit der Zertrümmerung der Rechtseinheit zugleich eine Vernichtung der Volkseinheit entstehen. Aus diesem Grunde treten seine Bedenken, die Arbeitsgerichte den ordentlichen Gerichten einzugliedern, die für ihn in erster Linie sich durch die mangelhafte Ausbildung der Richter begründen, zurück, und er betont gegenüber den pessimistischen Anschauungen seiner Gegner, daß die Sturm- und Drangepoche unserer Zeit auch die Richter aufgerüttelt habe, und daß die Reformen der ordentlichen Gerichte, die allerdings vor der Übernahme der

Arbeitsgerichtsbarkeit notwendig sind, wie z. B. die Beschleunigung des Prozeßverfahrens, leicht sind gegenüber der schwerwiegenden Gefahr der Zerstörung der Einheit, Abhängigkeit von politischen Einflüssen, die eine Arbeitersondergerichtsbarkeit mit sich bringen würde. — Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, daß er sein Problem rein sachlich vom Standpunkt des Ganzen betrachtet und den Klassenkampfgedanken streng verwirft. Ja, indem er feinhörig geschichtlichen Tendenzen und Strömungen nachgeht, sieht er den Kampf schon überwunden, erkennt er in den Klagen über die mangelhafte Verfassung der formularmäßigen Lohntarifverträge schon Zeichen des nahenden Friedens, „ein Sehnen nach Recht und Gericht!" — Wenn Meyer einerseits in seinen Ausführungen eine gute Begründung zu dem Regierungsentwurf des Arbeitsgerichtsgesetzes gibt, so möge seine Schrift andererseits in den Kreisen der Justiz eine Verwirklichung der Reformen hervorrufen, die er vorschlägt, mögen Richter und Laien das Werk in Angriff nehmen, das er in eindringlichen Worten von ihnen fordert. Irmgard Feig.

Deutschlands Heldenkampf 1914—1918. Von Friedrich v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D., mit 99 Karten. München 1922, J. F. Lehmanns Verlag.

Auf 530 Seiten eine vortreffliche übersichtliche Darstellung der Ereignisse des Weltkrieges. Alle Kriegsschauplätze sowie der Seekrieg und die Einwirkung der Politik sind gebührend berücksichtigt. Der als Schriftsteller wie als Soldat gleich bewährte Verfasser setzt sich zum Zweck, dem deutschen Volke sein Spiegelbild vorzuhalten. Der Zusammenbruch hat ihn nicht irre werden lassen an seinem inneren Wert und ihm den Glauben an unseres Volkes Zukunft nicht zu rauben vermocht. Auch wer nicht überall dem Urteil des geistvollen Verfassers zustimmt, wird Freude an diesem Buche haben, das in geschickter Weise alle bisher erschienenen Einzeldarstellungen zusammenfaßt und darin eine ungeheure Arbeitsleistung darstellt. Der warmherzige, echt deutsche Ton, der das Werk durchzieht, wirkt vor allem in hohem Maße erfreulich. Frhr. v. F.-L.

Louis Norbert. Von Vernon Lee. By Tauchnitz Edition vol. 4535. Leipzig 1920, Bernhard Tauchnitz.

Vernon Lees feingeschliffene Skizzen, aus denen allzeit eine persönliche Stellungnahme spricht, sind bei uns viel zu wenig gekannt. Louis Norbert wird auch ihren früheren Werken zahlreiche Freunde erwerben. Die Verfasserin ist eine in Italien lebende, überaus internationale, überaus unabhängig denkende Engländerin; schillerndes Farbenspiel, Eindringen in mannigfache Umwelten ergibt sich aus dieser Verquickung. . . . Lady Venetia, eine bezaubernde, reife Frau, sieht in Pisa plötzlich einen Grabstein zum Gedächtnis eines jungen Franzosen, Louis Norbert, dessen in ihrem Familienschloß hängendes Bild sie angezogen und beschäftigt hatte. Ihr Begleiter ist ein junger Archäologe (ein sympathischer Charakter, er heißt Schmidt, seine Nationalität ist sonnenklar, immerhin hat Vernon Lee es vorgezogen, diese Tatsache im Dämmerschatten zu lassen). Wie die beiden sowohl in Pisa wie auf dem englischen Schloß nachforschen, allmählich das Rätsel dieses Jungverstorbenen lösen, gibt den Inhalt, gibt die Spannung der Erzählung. Vernon Lees glänzende Beherrschung der italienischen Barockzeit bekundet sich auf jeder Seite, gelungene Beobachtungen (zu denen ich die Verhöhnung von Ludwig XIV. und Versailles nicht zähle), ironische Schnörkel, Augenblicksbilder des englischen und italienischen Landlebens treten hervor. Vernon Lee ist in der Musik außerordentlich wohlbewandert, aber, wie alle englischen Romanschreiber dies tun, preist auch sie ihre klavierspielende Heldin (eine Dilettantin) als „große, wunderbare Künstlerin". Deutsche begnügen sich in solchen Fällen mit der abstandwehrenden Bezeichnung „ausgesprochen musikalisch". Leider kommt der letzte Teil der Vorliebe aller breiten Lesermassen für restlos deutliche Abwicklung, für einen befriedigenden Verlobungsschluß entgegen. Unklarere, lückenhaftere Andeutungen, und der künstlerische Wert wäre ungewöhnlich. Auch so ist die Erzählung fein, anregend und reizvoll. Marie von Bunsen.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Henry Behnsen und Dr. Werner Genzmer, Berlin. — Walther Beumelburg, Charlottenburg. — Erich Kramer, Berlin. — Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M. — Dr. Lamec Saad, Berlin. — Dr. Wilhelm Matthiessen, München. — Dr. Albert Haas, Buenos Aires. — Dr. Albert Dietrich, Berlin. — Franz Fromme, Lübeck. — Werner Wirths, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Günderode. — Dichtungen von Karoline von Günderode. Herausgegeben von Ludwig V. Pigenot. 288 S. München 1922, Hugo Bruckmann. (Gbd. 90 M.)

Hassert. — Die Vereinigten Staaten von Amerika als politische und wirtschaftliche Weltmacht, geographisch betrachtet von Kurt Hassert. 315 S. mit 9 Diagrammen und zahlreichen Tabellen. Tübingen 1922, J. C. B. Mohr. (80 M., gbd. 104 M.)

Heilborn. — Ernte. Herausgegeben von Ernst Heilborn. Jahrbuch der Halbmonatsschrift: Das Literarische Echo. 3. Band. 260 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 42 M.)

Helberg. — Die Liebe ein Leben. Gedichte von Philipp Helberg. 95 S. Wien, Neuer Akademischer Verlag. (Gbd. 21 M.)

Hiller. — Der Aufbruch zum Paradies. Sätze von Kurt Hiller. 163 S. München 1922, Kurt Wolff.

Hoffmann. — Die Elixiere des Teufels. Von E. T. A. Hoffmann. In neuer verkürzter Bearbeitung herausgegeben mit 6 Vollbildern aus dem Monumental-Abter-Film. 50 S. Bremerhaven, Atlantis-Verlag.

Horn. — Meer und Matrosen. Erzählung von Hermann Horn. 212 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Horneffer. — Philosophie-Büchlein. Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie. Herausgegeben von Dr. A. Horneffer. Mit Beiträgen von Prof. Dr. A. Liebert, O. Wichmann, P. Wust. 1. Band. 96 S. Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagshandlung. (9,60 M.)

Hoerner. — Villa Gudrun. Stücke einer Sammlung. Von Herbert von Hoerner. 93 S. Leipzig u. Hartenstein 1922, Erich Matthes. (10 M., gbd. 15 M.)

Ihering. — Der Kampf ums Theater. Von Herbert Ihering. 112 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag. (28 M., gbd. 41,50 M.)

Jacot. — Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot des Combes. 179 S. Zürich 1922. Art. Institut Orell Füssli. (30 M.; gbd. 35 M.)

Jahnn. — Die Krönung Richards III. Historische Tragödie von Hans Henny Jahnn. 290 S. Hamburg 1921, Konrad Hauf.

Jahrbuch 1922 des Vereins für das Deutschtum im Ausland. 226 S. Berlin 1922, Verein f. d. Deutschtum im Ausland. (7 M.)

Jasch. — Eros-Licht. Wege eines Ringenden. Gedichte von Friedrich Jasch. 52 S. mit Orig.-Steinzeichnungen von R. Karasek. Reichenberg i. Böhmen, Gebr. Stiepel. (Gbd. 24 Kr.)

Jensen. — Die Erde. Roman von Thit Jensen. Übersetzt von Erwin Magnus. 222 S. Leipzig, Türr & Weber.

Jung. — Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. Von Dr. E. Jung. 394 S. mit 140 Abbild. München 1922, J. F. Lehmann. (75 M., Kleinen 90 M., Leinen 100 M.)

Just. — Vom Wege zu sich selber. Bekenntnisse und Betrachtungen. Eine neue Art Literatur. Von Dr. med. Walter Just. 56 S. Dresden 1922, Emil Pohl.

Keller. — Gedichte, Therese. Erster Band von Gottfried Kellers Werken. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit einer biogr. Einleitung von Harry Maync. 623 S. Berlin, Propyläen-Verlag.

Kerchnave. — Der Zusammenbruch der österreich.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918. Von Hugo Kerchnave. J. F. Lehmann.

Key. — Amerikareise von Helmer Key. Übersetzt von Friedr. Stieve. 356 S. mit 36 Abb. auf Tafeln. München 1922, Drei-Masken-Verlag. (125 M.)

Keynes. — Revision des Friedensvertrages. Eine Fortsetzung von „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages". Von John Maynard Keynes. Übersetzt von Fr. Ranschoff. 244 S. München 1922, Duncker & Humblot.

Kleinschmidt. — Abenteuer und Träume. Von Max Kleinschmidt. 316 S. Berlin, August Scherl.

Koburger. — Die Privatversicherung im Dienste des Kaufmanns. Von Professor J. Koburger. 124 S. Leipzig, G. A. Gloeckner. (12 M.)

Körner. — Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme. Von Josef Körner. 328 S. Wien-Zürich 1922, Amalthea-Verlag.

Küntzel. — Die drei großen Hohenzollern und der Aufstieg Preußens im 17. und 18. Jahrhundert. 169 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Leopardi. — Gedanken von Giacomo Leopardi. Übersetzt von G. Glück und A. Trost. 88 S. Leipzig 1922, Philipp Reclam (Univ.-Bibl. Nr. 6288). (3 M., gbd. 6 M.)

Lessing. — Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. Von O. E. Lessing. 345 S. Dresden 1921, Carl Reißner.

Liefmann. — Geschichte und Kritik des Sozialismus. Von Prof. Dr. Robert Liefmann. 199 S. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Kleinen 44 M.)

Lissauer. — Festlicher Werktag. Aufsätze und Aufzeichnungen von Ernst Lissauer. 167 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 35 M.)

Lomonossoff. — Die russische März-Revolution 1917. Erinnerungen von Jurij W. Lomonossoff. 114 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Magyary. — Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Völkerbunde. Von Dr. Géza von Magyary. 176 S. Berlin 1922, Otto Liebmann. (72 M.)

Mausbach. — Religionsunterricht und Kirche. Aus den Beratungen des Weimarer Verfassungsausschusses. Von Dr. Joseph Mausbach. 47 S. (Schriften zur deutschen Politik, Heft 3). Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co.

Mereschkowskij. — Der vierzehnte Dezember. Roman. Deutsch von Al. Eliasberg. 226 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Michaelis. — Der Richter. Roman von Sophus Michaelis. Übersetzt von Erwin Magnus. 181 S. Leipzig, Türr & Weber.

Moltke. — Die beiden Freunde. Erzählung von Helmuth von Moltke. 100 S. Leipzig 1922, Hans Lohmann. (Kleinen 18 M.)

Nitti. — Das friedlose Europa. Von Francesco Nitti (ital. Ministerpräsident a. D.). 284 S. Frankfurt a. M. 1922, Frankfurter Societäts-druckerei-Verlag.

Oswald. — Unbekannte Aufsätze Jacob Burckhardts aus Paris, Rom und Mailand. Eingeleitet und herausgegeben von Josef Oswald. 150 S. Basel 1922, Benno Schwabe & Co. (30 M.)

Paira. — Staat und Kirche bei Alexander Vinet. Von Prof. Lic. Carl Paira. 100 S. („Brücken", Band VI.) Gotha 1922, Friedr. Andreas Perthes. (24 M.)

Pick. — Die Münzkunde in der Altertumswissenschaft. Von Behrendt Pick. 31 S. Gotha, Friedr. A. Perthes. (10 M.)

Ponten. — Der Knabe Vielnam. Fünf Novellen, Szenen einer Jugend von Josef Ponten. 147 S. Berlin 1921, S. Fischer. (16 M., Kleinen 26 M.)

Prescott. — The poetic mind by Frederick Clarke Prescott. 308 S. New York 1922, The Macmillan Company.

Preuß. Statistisches Landesamt. Die von Preußen abgetretenen Gebiete, mit einer Hauptübersicht, einem Gemeinde- und Ortsverzeichnis der durch die neue Landesgrenze geteilten Kreise usw. nebst Flächengrößen und Einwohnerzahlen (einschließlich Saargebiet). Bearbeitet in der Plankammer des Preußischen Statistischen Landesamts. 331 S. Berlin 1922, Verlag des Preuß. Stat. Landesamts. (75 M.)

Rademacher. — Der katholische Gedanke. I. Band: Die Gottsehnsucht der Seele. 124 S. II. Band: Wesen und Grundlagen der katholischen Mystik. 66 S. Von Martin Grabmann. München 1922, Theatiner Verlag.

Religion. Der Tod des Materialismus und der Theosophie. Die Religion der Tatsachen. Gemeinverständlich dargestellt von *** 80 S. Berlin 1922, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. (12 M.)

Richter. — Vom Heiligen zum Gravitationsgesetz. Ein philosophisches Bilderbuch der Entwicklung des Alls von Gustav Richter-Bozen. 64 S. Leipzig 1922, Otto Hillmann.

Rung. — Der Paradiesvogel. Roman aus der Gegenwart von Otto Rung. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. 328 S. Leipzig, Dürr & Weber.

Russische Gespenstergeschichten. Acht Novellen. Ausgewählt und übersetzt von Johannes von Guenther. 340 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Schleuning. — Aus tiefster Not. Schicksale der deutschen Kolonisten in Rußland. Von Johannes Schleuning. 129 S. Berlin 1922, Carl Flemming & C. T. Wiskott.

Schlund. — Die philosophischen Probleme des Kommunismus, vornehmlich bei Kant. Von Erhard Schlund. 287 S. München 1922, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. (80 M.)

Scholz. — Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. Von Staatsminister Adolf von Scholz. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. 150 S. mit Bildnis und Faksimiles. Stuttgart 1922, J. G. Cotta. (30 M., Kleinen 58 M.)

Schöndorf. — Die Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin. Von Dr. Fr. Schöndorf. 34 S. (Osteuropa-Institut in Breslau, I. Abt., Heft 4.) Leipzig 1922, B. G. Teubner. (15 M.)

Schramm. — Schreib- und Buchwesen einst und jetzt. Von Prof. Dr. Albert Schramm. 49 S. Text und 96 Tafeln. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Gbd. 26 M.)

Schreiber. — Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus. Von Dr. Georg Schreiber. 108 S. (Schriften zur deutschen Politik, Heft 1 und 2.) Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (33 M., gbd. 44 M.)

Schultz. — Swebyssen. Roman aus der Grenzmark. Von Fritz Schultz-Merzdorf. 226 S. Berlin 1922, Deutsche Landbuchhandlung. (25 M., gbd. 40 M.)

Schultze. — Die kleine Nixe und der weiße Pfau. Zwei Märchen von Margret Schultze-Westrum. 91 S. Greifswald 1921, Dr. K. Moninger. (Gbd. 17 M.)

Shakespeare. — Macbeth. 92 S. — Wie es Euch gefällt. 98 S. — Troilus und Cressida. 150 S. Neue Übersetzung von Hans Rothe. Auf feinem, holzfreien Papier. München, Meyer & Jessen. (Gbd. je 60 M., Leinen 80 M., Kleder 120 M.)

Solms. — Ansprache. Gehalten am 10. 3. 1922 zu Arnsberg (Oberhessen). Von Bernhard Solms. 6 S. Freiburg i. Br. 1922, Pontos-Verlag.

Sternfeld. — Französische Geschichte von R. Sternfeld. 207 S. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (Sammlung Göschen Nr. 85.) (12 M.)

Suarès. — Dostojewski von André Suarès. Übertragen von Franz Blei. 138 S. München, Georg Müller. (36 M., gbd. 60 M.)

Thomann. — Die weltpolitische Stellung der Vereinigten Staaten. Von Dr. Gallus Thomann. Franz A. Pfeiffer Verlag.

Traeger. — Die Deutschen in der Dobrudscha, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. Von Paul Traeger. 223 S. mit 73 Abbild., z. T. auf Tafeln. Stuttgart 1922, Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft.

Tschaikowsky. — Erinnerungen eines Musikers. Von Peter Tschaikowsky. Übertragen, ausgewählt und eingeleitet von H. Stümcke. Neue vermehrte Ausgabe. 147 S. Leipzig 1922, Philipp Reclam (Univ.-Bibl. Nr. 6285/86). (6 M., gbd. 10 M.)

Wagner. — Deutsche Sammlung, Reihe: Kulturgeschichte und Volkskunde, 2. Band. Acht Monate in polnischen Gefängnissen. Erlebnisse und Ergebnisse von Dr. R. Wagner. 130 S. Greifswald, Dr. K. Moninger. (11 M.)

Wassermann. — Imaginäre Brücken, Studien und Aufsätze von Jakob Wassermann. 190 S. München 1922, Kurt Wolff.

Weißmann. — Die Musik in der Weltkrise. Von Adolf Weißmann. 261 S. Mit 8 Bildnissen und 21 Faksimilen. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. (Kleinen 65 M.)

Wells. — Hoffnung auf Frieden. Von H. G. Wells. 375 S. München, Kurt Wolff. (50 M., gbd. 60 M.)

Zeszchwitz. — Warum katholisch? Begründung meines Übertritts. Von Gertrud von Zeszchwitz. 86 S. Freiburg 1922, Herder & Co. (30 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

ZWEI HUMORVOLLE BÜCHER

Meine Streiche beim Theater

Lebenserinnerungen von
RICHARD ALEXANDER

Mit 15 Vollbildern nach Original-Photographien
Geheftet 35 M. / Halbleinenband 55 M.

Am 28. April 1873 unternahm der Verfasser den kühnen Sprung vom Ladentisch auf die weltbedeutenden Bretter. Nach nahezu 40 Jahren, am 1. Juli 1912, nahm er als gefeierter Charakterdarsteller und Theaterdirektor von der Bühne Abschied. Die freudigen und schmerzlichen Ereignisse in seinem erfolgreichen Bühnenleben hat Richard Alexander mit prächtigem Humor in diesem Buche geschildert.

*

Abenteuer und Träume

Plaudereien eines lachenden Philosophen von
MAX KLEINSCHMIDT

Geheftet 36 M. / Halbleinenband 56 M.

INHALTSÜBERSICHT:

Buch der Abenteuer: 1. Das Geheimnis der Doggerbank. 2. Das zweite Gesicht. 2. Der irreale Bedingungssatz. 4. Die Pflege der Kameradschaft. 5. Der schwarze Passagier. 6. Der Doppelgänger. 7. Der Beutel des Glücks.
Buch der Träume: 1. Der Schleier der Maja. 2. Von der Vorsehung. 3. Einstein und ich. 4. Spiritistisches. 5. Der siebente Tag. 6. Die drei großen Verführer. 7. Runenzauber. 8. Runen und Sprachwissenschaft. 9. Burgunderträume. 10. Die Ur-Nibelungen.

Beide Bücher sind durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen

AUGUST SCHERL G. M. B. H. / BERLIN SW 68

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36

Neuerscheinungen unseres Verlages:

Stählin

Fieber und Heil in der Jugendbewegung.

96 Seiten kart. 20 Mark.

Inhalt: Die Jugend und die Krisis unserer Kultur — Der Wille zur Form — Gemeinschaft — Der Verkehr der Geschlechter — Werden und Wollen — Jugendbewegung und Ehe — Erlösung.

Der Jugend selbst und den ihr nahestehenden Persönlichkeiten, wie auch weiten Kreisen, wird Stählins neue Schrift für längere Zeit Anlaß zu fruchtbarer Kritik geben.

— Ein unerschrockenes Buch, mit bitteren Wahrheiten — doch gütig, verstehend — und, auch verzeihend. —

Werner Jansen: Firdusis Königsbuch.

Auf holzfreiem Papier gedruckt, mit 6 Federzeichnungen von Fritz Flebbe auf Mattkunstdruckkarton. Gut gebunden, Halbleinenband 42 Mark.

Firdusi, einer der größten Dichter aller Zeiten, ist in Deutschland kaum bekannt. **Sein gewaltiges Hauptwerk, das Königsbuch von Iran**, hat Werner Jansen knapp und schlicht wiedererzählt. Das einfache Wort wird dabei zu wunderbar bildhafter Gewalt. Die riesenhaften Helden Persiens erwachen. **Wir ahnen Bande des Blutes, aus der Vorzeit unseres Volkes hinüberreichend nach den Bergen Irans.** Ein Buch für jedes Alter: Freude am bunten Abenteuer bietet es der Jugend, große Dichtung den Erwachsenen. Stärker als je ist die Teilnahme Deutschlands an der Dichtung des Ostens. **Hier weht der Hauch einer Größe, die die Moden von 1000 Jahren jugendlich überdauerte.**

Zu den Preisen der ortsübliche Sortiments-Teuerungszuschlag.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen" und des „Deutschen Heimatbundes, Danzig"

Schriftleitung: Carl Lange, Oliva (Freie Stadt Danzig). — Fernsprecher Oliva Nr. 148.
3. Jahrgang. — Jährlich 12 reich illustrierte Hefte. — Jedes Heft für sich abgeschlossen.

Bisher erschienene Sonderhefte: „Freie Stadt Danzig", „Königsberg", „Weichsel", „Marienburg" (vergriffen!), „Dichter des Ostens", „Schlesien", „Heimatheft", „Memel", „Masuren und Ermland", „Gefallene Künstler", „Ostdeutsche Frauen", „Graudenz—Thorn". In Vorbereitung befindliche Sonderausgaben: „Das schöne Ostpreußen" (Schutzbundheft), „Zweites Marienburgheft", „Zweites Schlesienheft", „Baltenheft", „Finnland" u. a. m.

Zu unsern Mitarbeitern gehören u. a.:
Dr. Hans Bensmann, Katharina Bokky, Lovis Corint, Paul Enderling, Paul Feldkeller, Ludwig Finkh, Paul Friedrich, Hans Frank, Ludwig Goldstein, Alfred Hein, Arno Holz, Prof. Kaemmerer, Eberhard König, Prof. Wilhelm Kosch, Robert Kurpiun, Carl Meißner, Walter von Molo, Prof. Wilhelm Ostwald, Paul Rohrbach, Arnold Ulitz, Johannes Schlaf, Richard von Schaukal, Max Worgitzki, Leonhard Schrickel, Dr. Ernst Schultze, Elisabeth Siewert, Artur Silbergleit, Ewald Silvester, Hermann Stehr, Will Vesper, Geheimrat Volz, Emil Waldmann, Paul Zech u. a.

Bezug durch alle Buchhandlungen, durch die Post und direkt vom Verlag

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr Hauptstraße 8, Berlin NW 7 Dorotheenstraße 66-67

Prospekte kostenlos vom Verlag.

D·A·R

Deutsche Akademische Rundschau

Die deutsche Hochschule / Die Studentenschaft

Zeitschrift für akademisches Leben und studentische Arbeit

Mit den amtlichen Nachrichten der Kreise 2 (Norddeutschland), 3 (Niedersachsen), 4 (Mitteldeutschland), 5 (Westdeutschland) und 6 (Südwestdeutschland), der Deutschen Studentenschaft, des Deutschen Hochschulringes und der Studentenschaften der Universitäten Bonn, Breslau, Frankfurt, Freiburg, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Jena, Köln, Leipzig, Marburg, Münster, Rostock, Tübingen, der Technischen Hochschulen Aachen, Braunschweig, Breslau, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, Stuttgart, der Bergakademien Clausthal, Freiberg, der Landwirtschaftlichen Hochschulen Bonn-Poppelsdorf, Hohenheim, der Tierärztlichen Hochschulen Dresden, Hannover, der Forstlichen Hochschulen Hann.-Münden, Tharandt, der phil.-theolog. Akademie Paderborn, der Hochschule für Staats- und Wirtschaftswissenschaften Detmold, der Hochschule für kommunale Verwaltung Düsseldorf, der Handelshochschulen Leipzig, Mannheim, der Kolonialschule Witzenhausen

Anerkannt führende deutsche studentische Zeitschrift mit größter Auflage und weitester Verbreitung. Jeder, der die studentische Bewegung in der Selbstverwaltung verfolgen will, der an den Nöten und Forderungen der Studentenschaft Anteil nimmt und jeder, der sich mit Hochschulfragen beschäftigt, sollte Bezieher der „D.A.R." sein. Probenummern kostenlos. Bezugspreis vierteljährlich M. 8,50.

Man verlange Probenummern und Anzeigenpreistafeln durch den

Verlag „Die Studentenschaft" G.m.b.H. Göttingen, Jüdenstr. 21.

Wichtig für
Politiker, Sozialpolitiker,
Schriftsteller, Gelehrte,
Künstler usw.

★

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G. m. b. H.
(Redakteur P. Schmidt)
BERLIN SW 48, Wilhelmstraße 118
(Lützow 6797)

liest außer ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material.

★

Infolge langjähriger journalistischer Tätigkeit des Leiters wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Nicolaische

Gegr. 1713

Buchhandlung

Borstell & Reimarus, Berlin
NW 7, Dorotheenstr. 62 W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne. Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:

Fritz Borstells Lesezirkel:
Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.

Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Schriften zur deutschen Politik

unter Mitwirkung von Prof. Dr. K. Beyerle, M. d. R. (München), Prof. Dr. G. Briefs (Würzburg), H. Dransfeld, M. d. R. (Köln), Prof. Dr. H. Finke (Freiburg), Hauptredakteur Dr. K. Hoeber (Köln), Prof. Dr. A. Scharnagl, M. d. bayer. Landtags (Freising), Staatsminister A. Stegerwald, M. d. R. (Berlin)

herausgegeben von

Dr. Georg Schreiber, Universitätsprofessor in Münster i. W., M. d. R.

Diese Sammlung umfaßt Einzeldarstellungen der Politik, des öffentlichen Lebens und der geschichtlichen Grundlagen der Politik. Es werden Gegenstände, Fragen und gesetzgeberische Maßnahmen behandelt, die nach ihrer Natur und Bedeutung weiteres und ständiges Interesse verdienen.

Bereits liegen vor:

1. und 2. Heft: Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, M. d. R.: *Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus.* M. 33,—; geb. M. 44,—.

Ein grundlegendes Buch zur deutschen Kulturpolitik, die durch die Weimarer Verfassung, durch Reformbestrebungen (Hochschule, Mittelschule, Volksschule), durch das Andrängen des Sozialismus ein ernstes Aussehen gewinnt. Für jeden unentbehrlich, der dem Thema Katholizismus und deutsche Kultur sich zuwendet.

3. Heft: Dompropst Univ.-Prof. Dr. Joseph Mausbach: *Religionsunterricht und Kirche.* Aus den Beratungen des Weimarer Verfassungsausschusses. Mit einem Anhang über die Grundschule. M. 17,—.

Auf knappem Raum eine Fülle wertvollster Ausführungen zur Reichsverfassung, zur neudeutschen Religions- und Schulpolitik und zur Charakteristik deutscher Parteien. Für die Kenntnis des Reichsschulgesetzes unentbehrlich.

Zunächst werden noch erscheinen (Änderung der Reihenfolge vorbehalten):

Regierungsrat Dr. jur. Friedrich Wilhelm Mohr, Syndikus des Deutsch-Ostasiat. Vereins in Hamburg: *Der Stille Ozean in Politik und Wirtschaft.* Zugleich eine Einführung in den Fragenkreis der Konferenz von Washington (1921/1922).

Dr. Karl Höfle, M. d. R., Berlin-Lichterfelde: *Die deutsche Beamtenbewegung der Gegenwart.*

Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, M. d. R.: *Volksbildung, Deutschtum und Katholizismus.*

Univ.-Dozent Dr. Karl d'Ester in Münster: *Die Presse im neuen Staat.* Mit einem Anhang über die Organisation der Weltpresse.

Univ.-Dozent phil. et theol. J. P. Steffes: *Die Staatsauffassung des 19. und 20. Jahrhunderts* auf der Grundlage der philosophischen Zeitideen.

Zu den Verlagspreisen kommen die geltenden Teuerungszuschläge. — (Preisänderung vorbehalten.)

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Zeitungsausschnitte

liefern über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.

Klose & Seidel

Bureau für Zeitungsausschnitte

Berlin NO 43

Georgenkirchplatz 21

Mäßige Preise! Sachgemäße Bedienung!

Katholiken-Ehebund

K. E. B.

Vornehme, diskrete, schriftliche Anbahnung der Ehe nur für Katholiken. Keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. Aber ganz Deutschland und auch im Ausland verbreitet. Mitglieder aus allen Ständen und Berufsarten. Allseitige Danksagungen und Anerkennungen glücklich vereinter Mitglieder. — Prospekt, verschlossen, ohne Aufdruck, 5 Mark und Rückporto (Doppelbrief)

Kebu-Verlag, Abt. F., Berlin-Charlottenburg 2

Postschließfach.

„Rheinisches Land"

Monatsschrift des Rheinischen Vereins für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege.

Am 1. Mai erschien Nr. 2 (Madonnen-Nummer) des zweiten Jahrganges dieser immer noch zu wenig beachteten Zeitschrift.

Rheinische Art — rheinisches Leben
rheinische Geschichte
rheinische Kunst und Musik

kurzum **rheinisches und damit deutsches Volkstum**

sollen in unserer Heimatsschrift eine Pflegestätte finden. — **Bedeutende rheinische Männer und Frauen sollen dem heranwachsenden Geschlecht als Vorbilder rheinisch-deutscher Art wieder vor Augen gebracht werden.** — Bestellen Sie umgehend eine Probenummer, die Ihnen kostenlos zugesandt wird.

„Rheinisches Land" Verlag u. Geschäftsstelle Bonn, Weberstr. 59.

Die Halbmonatsschrift

„Bücherpost"

unterrichtet über die

Neuerscheinungen

des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Vierteljährl. 2,50 Mark. Probenummern sendet der

Verlag der „Bücherpost"

Frankfurt a. Main

Niddastraße 74

gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.

Wir empfehlen den Anzeigenteil freundlicher Beachtung und bitten, bei Bestellungen auf die

Deutsche Rundschau

Bezug zu nehmen.

ADOLF SCHUSTERMANN

GEGRÜNDET 1896 — BERLIN SO. 16

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

FÜR JEDEN

Gewissen

Für den Ring heraus- gegeben von Ed. Stadtler

Wochenzeitung für politische Bildung

Die Zeitschrift der Jungen in der Politik

steht jenseits der Parteien.

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das

„Gewissen"

jetzt im

4. Jahrgang

Die Freunde des „Gewissen" schließen den

Deutschen Ring

der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadtler.

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Ernst Krieck, Rudolf Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Albert Dietrich, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmer, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quaatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen" erscheint wöchentlich zum jährlichen Bezugspreis von M. 40,— durch den Verlag, im Postbezug M. 12,— vierteljährlich, Einzelnummer M. 1,—. Die Jahresbezieher gehören zum Ring und haben Anspruch auf Werbeprämien aus der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:

Verlag „Gewissen" Berlin W 30

Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf Postscheckkonto Berlin Nr. 81654

Das große Prachtwerk:

Friedrich der Große

von

Hermann von Petersdorff

Quartausgabe 575 Seiten mit 280 zeitgenössischen Bildern, 26 Beilagen und Plänen

In elegant. Ganzleinenband M. 200.–

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Ein Däne und Deutschland

Essays von

Karl Larsen

9 Bogen. Geheftet M. 25,—, Pappbd. M. 35,—

Wenn Prof. Karl Larsen, der bekannte dänische Forscher und Publizist von europäischem Rang, dessen Vater als dänischer Offizier im Kriege gegen Preußen 1864 fiel, über Deutschland sich äußert, so geschieht es sicherlich ohne prodeutsche Voreingenommenheit. Umso wertvoller ist es, wenn seine sehr kritischen Untersuchungen ihn zu einem aufrichtigen Freund Deutschlands gemacht haben. So ist dieses Buch, unser Wesen in unbefangenem neutralen Spiegel wiedergebend, ein wertvolles Mittel zur Selbstbesinnung und eine tatkräftige Hilfe gegen Selbstbesudelung.

Zu beziehen

durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel), Berlin W 35.

Die Jungen in der Politik!

Soeben erschien:

Die Neue Front!

Herausgegeben von

Moeller van den Bruck / Heinrich von Gleichen
Max Hildebert Boehm.

Gr. 8°, 425 Seiten.

Geheftet M. 60,—, Halbleinen M. 90,—, Halblederband M. 160,—

✶

Die Neue Front

ist das erste entscheidende Beispiel, daß ein fruchtbarer Zusammenschluß von Angehörigen aller Schichten unseres Volkes möglich ist, sofern sie nur die Kraft haben, den Parteigesichtspunkt zurückzustellen und die Not der Nation voranzustellen. Denn es schlossen sich hier Männer zur Front zusammen, die aus dem Kriegs- und Noterlebnis eine gleiche Einstellung zu den Problemen der Nation und ihrer Politik mitbrachten, vor allem aber zeigte sich hier, daß die Jugend — nicht nach Jahren, sondern nach der innerlichen Spannkraft gewertet — in allen entscheidenden Dingen ganz gleich fühlte, ob sie im übrigen „reaktionär" oder „revolutionär" dachte. Aus ihr erwuchs

Die Neue Front.

✶

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35, Lützowstr. 7.

Empfehlenswerte Schriften von

Julius Rodenberg

Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter	Geheftet	M. 20,—,	Pappbd.	M. 35,—
Bilder aus dem Berliner Leben. Band I/II. .	„	M. 60,—,	—	—
Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2 Bände .	„	M. 40,—,	Pappbde.	M. 75,—
Eine Frühlingsfahrt nach Malta	„	M. 30,—,	—	—
Ferien in England	„	M. 25,—,	—	—
Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedr. Oetker	„	M. 25,—,	—	—
Klostermanns Grundstück. Gr. 8°	—	—	Pappbd.	M. 30,—
Dasselbe. Miniaturausgabe	Geheftet	M. 15,—,	—	—
Lieder und Gedichte. 5. und 6. Auflage . . .	„	M. 15,—,	Lnbd. m. G.	M. 40,—

Spiero, Heinrich: Julius Rodenberg. Sein Leben und seine Werke
Geheftet M. 40,— Halbleinenband M. 60,— Leinenband M. 70,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
BERLIN W 35.

ANNA HILARIA VON ECKHEL

Nanni Gschaftlhuber

Ein Wiener Roman der Brandlmayerischen Familienchronik nacherzählt.
6.—10. Auflage. Gebunden M. 32,—.

Zwischen Wellen und Steinen

Novellen.
1.—6. Auflage. Gebunden M. 20,—.

Unter dem Hammer der Zeit

Gedichte.
Gebunden M. 10,—.

. . . . der sich uns offenbarenden edlen Frauenseele wird keiner seine vollste Zustimmung versagen dürfen, es wäre denn, daß er den Sinn für die freundlichen Seiten dieser Welt schon gänzlich verloren und sich grollend in die Klause seines eigenen Ich zurückgezogen hat. . . . .
Deutsche Tagespost, Hermannstadt.

. . . . Nord und Süd sind in ihrer Seele zusammengeglüht, und ihre Sinne sogen ein Bergsonnenschein und Atem vom Meer. Und alles glüht und rauscht. . . . . Freiburger Tagblatt.

Bergstadtverlag in Breslau I

AP
30
D4
Bd.190-91

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY